Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertfünfundfünfzigster Band
40. Jahrgang : 1915 : Oktober–Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersleu & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 155. Bandes: Oktober / November / Dezember 1915

Seite

Andrássy, Exzellenz Graf Julius: Antwort an Herrn Luigi Luzzatti 147
Auerbach, Eugen B.: Zahlenspiel der Weltgeschichte. Oktober 1415 — Oktober 1915 . . . 66
Bassermann, Dr. M. d. R.: Deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsbeziehungen 142
de Bra, Dr. Kurt: Innere und äußere Politik. Gedanken zum Weltkrieg 188
Bunsen, Marie von: Das Hoffräulein Donna Inez. Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches 217, 357
Daskaljuk, Orestes: Zur ukrainischen Frage 290
Dove, Dr. Heinrich, Geh. Justizrat, Zweiter Vizepräsident des Deutschen Reichstages: Die Bewährung der deutschen Sozialpolitik im Weltkrieg 261
Dyck, Siegfried: Völker- und Rassenprobleme im Weltkrieg. Eine Studie 174
Fadl, Said Memun Abul: Die Frauen des Islams und der Weltkrieg 171
Fridrichowicz, Dr. Eugen: Ein amerikanischer Staatsrechtslehrer über die Ursachen, die Zwecke und die voraussichtlichen Ergebnisse des europäischen Krieges 316
Hansen, Dr. R.: Frankreichs industrielle Zukunft 324
Heydt, Ernst vom; Deutsche Botschafter in Paris 165
Hobe, Frau Maria von: Der Außenwelt bisher verschlossene Erinnerungen aus meinem Konstantinopeler Tagebuch 98, 210
Hoberg, Otto: Die Bulgaren 163
" " Die heutigen Anbaumöglichkeiten in den Mittelmeerländern, insbesondere im Bagdadbahngebiet 183
Jentsch, Legationsrat Dr.: Serbien 299
Kaempf, Exz. Dr., Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Reichstages: Ein wirtschaftlicher Ausblick . 12
Köhler, Werner: An der belgischen Küste 328
Kraus, Eberhard: Erstarrung und Umsturz im heutigen Rußland 57
Loewy, Georg Hermann, Bankier: Deutsches und österreichisch-ungarisches Notenbankwesen . . 20
Mella, Vásquez: Spaniens Stellung zum Weltkrieg. Übersetzt von Dr. G. Bender 279
Misch, Robert: I bin der Eppenhofer. Eine Dorf- und Kriegsgeschichte. (Schluß) 109
Müller, Fritz: Weizen 350
Neumann, Dr. Otto Philipp: Die Freimaurerei und der Krieg 81
Osel, H., Kgl. Wirkl. Rat, Mitglied der bayr. Kammer der Abgeordneten: Zum deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbündnis 267
Ostwald, Dr. Paul: Rußland und Finnland 343
Prosch, Prof. W.: Wie England Verträge „hält“, wenn sie ihm unbequem werden, und wie es die Freiheit der Schwachen schützt 339
Rechenberg, Exz. Freiherr Albrecht von: Die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn 47
Reisch, Dr. Richard, o. ö. Professor an der Universität Wien, Direktor der k. k. priv. allg. österr. Boden-Credit-Anstalt: Nach dem großen Kriege. Handelspolitische Betrachtungen . . 140
Rohland, Prof. Dr. P. (Stuttgart:) Chemisch-technische Tagesfragen 200
Rörig, Dr. Hans: Das Papsttum im Weltkrieg 70
Sartorius, Ernst: Die Universität Löwen 333
Stein, Prof. Dr. Ludwig: Ein Sieg der deutschen Diplomatie 133
" " " Vierzig Jahre „Nord und Süd“ 5
Stresemann, Dr. Gustav, M. d. R.: Wirtschaftliche Verständigung 18

Seite

Szterényi, Exz. Josef, Wirkl. Geh. Rat, königl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages: Die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn 33
" " Ungarns Verhältnis zu Österreich und zu Deutschland 153
Teutenberg, Adolf: Ein holländischer Exminister über die europäische Lage 169
Wendlandt, Dr Robert: Deutschlands Zivilisation — die Hoffnung der Zukunft 194
Wolf, Geh. Regierungsrat Prof. Dr Julius: Die wirtschaftspolitische Verankerung des Bündnisses 83
Zimmermann, Albert: Trilogie 91
Die Wahrheit über Indien. Von einem Inder 272

Gedichte:

Friedrich, Hans: Blockade der englischen Küste. — Deutsche Luftschiffe über England . . . 208
Ley, Roderich: Pagentreue. — Der geprellte Tod. — O kehr' zurück! — Erste Nacht. — Fastnachtsnarren 105
Röhrig, Karl: Der Deutschen Lied 356

Rundschau:

Kriegs-Frauenrundschau (Ulla Wolff-Franck) 239
Kriegssoziale Rundschau (Erwin Stein, Berlin) 243
Kriegswissenschaftliche Rundschau (August Friedrich Krause) 236
Literarische Rundschau (Hamma Gräfin von Pestalozza) 125, 233
" " (Assaff Ciffrin) 373
Musikalische Rundschau (Dr Arthur Neisser) 377
Politische Rundschau (Dr W. Stein) 116, 225
Volkswirtschaftliche Rundschau (Theodor Rudert) 246
Wirtschaftliche Rundschau (Paul Sorgenfrei) 127
" " (Kommerzienrat Friedrich Soennecken) 250
" " (Dr W. Stein) 367
Rundschau der Kriegsliteratur. III. IV. V. (Dr. jur. Kurt Ed. Imberg) . . . 118, 227, 369
Deutsche Arbeit 255

Bildbeigaben:

Dr Kaempf, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Reichstages 2
Prof. Dr Paasche, Geh. Regierungsrat, Vizepräsident des Reichstages 130
Dr Heinrich Dove, Geh. Justizrat, Zweiter Vizepräsident des Reichstages 258

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Kaempf

Exzellenz Dr Kaempf, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichstages.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. München Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen Ersle v & Hasselbalch.
Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 155. Heft 493. Oktober 1915

Professor Dr. Ludwig Stein: Vierzig Jahre „Nord und Süd".

„Nord und Süd" sieht auf eine vierzigjährige Vergangenheit zurück. Paul Lindau hat der Zeitschrift bei ihrer Begründung jene schöngeistige Note gegeben, die ihm selbst eigentümlich ist. Als ich die Leitung der Zeitschrift Ende 1911 übernahm, trat ich sogleich mit einem neuen Programm hervor, das unserer Zeit gemäß war. Das Interesse der Gebildeten hatte sich inzwischen wesentlich verschoben. Deutschland wurde politisiert.

Diesem Zuge der Zeit folgend, habe ich wirtschaftliche und weltpolitische Fragen in den Vordergrund gestellt, ohne die berechtigten Wünsche der gebildeten Familien nach schöngeistigem Lesestoff zu vernachlässigen. Für den Bilderschmuck entschädigten die Bildnisse führender Männer nebst ihren eigenhändigen Unterschriften, die jedes Heft von „Nord und Süd" eröffnen. „Nord und Süd" wurde unter der neuen Leitung wesentlich ein politisches Organ. Gleich das erste Heft des Jahrganges 1912 kündigte diese Wandlung an. Es brachte einen Beitrag des Präsidenten des Hansa-Bundes, Geh. Rat Prof. Dr. Rießer, über den „Hansa-Bund für Gewerbe, Handel und Industrie". Exzellenz Dernburg behandelte „Staats- und Wirtschaftsaufgaben", Fürst Lichnowsky eine aktuelle politische Frage, Exz. P. D. Fischer „Italien 1861—1911", Ministerpräsident Luigi Luzzatti „Italien und Deutschland in Wissenschaft und Wirtschaft", Staatsminister Sigurd Ibsen „Literarische Erotik", Exz. Szterényi „Dualismus und Wirtschaftspolitik", Ministerpräsident Wekerle „Die Handelsbilanz als Zeichen wirtschaftlichen Fortschritts", Exz. Wilh. Exner „Internationalismus" und der damalige Unterrichtsminister Graf Albert Apponyi „Internationale Rechtsbildung". Was man damals „Kulturpolitik" nannte, war auf der einen Seite ein Kampf gegen alle anarchistische Selbstheit und wildegoistische Eigenbrödelei, auf der anderen ein Zusammenstehen und Zusammenarbeiten aller Kulturnationen für die Gemeinbürgschaft der weißen Rasse. Daher kamen die Vertreter der verschiedenen Richtungen zu Worte, zumal „Nord und Süd", seinem Programm getreu, keine Parteipolitik, sondern eine über den Parteien stehende Kulturpolitik treiben wollte. Unter Ablehnung aller subversiven Bestrebungen verfolgte die Zeit-

schrift beharrlich die Leitgedanken eines Kultur-Imperialismus, d. h. einer Herrschaft des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems.

Viele von uns waren damals dem holden Wahn verfallen, als seien die ideologischen Beweggründe, die Gemeinsamkeit der Zivilisation, höher anzuschlagen, als die wirtschaftlichen Hintergründe. Wir wollten die neuen Paragraphen des noch ungeschriebenen Statutes unseres Kultur-Imperialismus mit Tinte, nicht mit Blut schreiben. Aus dieser Überzeugung heraus veranstaltete ich jene Reihe von Sondernummern, die „Nord und Süd" das heutige Gepräge verliehen. Im Juni und Juli 1912 kamen die englisch-deutschen und deutsch-englischen Verständigungshefte heraus, in denen vierzig der ersten Namen beider Länder (Balfour, Haldane, Bonar Law, Lord Weardale, Sir William Ramsay, Fürst Lichnowsky, Prinz Schönaich-Carolath, Graf von Schwerin-Löwitz, Graf Posadowsky, Graf Kanitz, Ernst von Gwinner, Geheimrat Rießer und andere) für eine deutsch-englische Verständigung von verschiedenen Gesichtspunkten und unter entsprechenden Vorbehalten warm eintraten. Diese Verständigungsaktion schloß sich der Reise Haldanes, deren politische Tragweite jetzt offenkundig ist, unmittelbar an. Nach der in dieser Zeitschrift von mir geprägten Formel: „Entspannung zwischen Dreibund und Dreiverband" sollten sich auch Rußland und Frankreich, wie es denn auch auf der Londoner Konferenz geschah, dem unablässigen Bestreben des Deutschen Kaisers nach Erhaltung des Weltfriedens ehrlich anschließen. Zu diesem Behufe diente die russische Sondernummer von „Nord und Süd" vom Dezember 1912, die vom damaligen Ministerpräsidenten Graf Kokowzew und dem inzwischen verstorbenen Grafen Witte eröffnet wurde.

Das Problem der „Neutralen" im Weltkriege war mir damals schon in seiner vollen Bedeutung aufgegangen. Rücksprachen mit sämtlichen Ministerprädenten und Ministern des Auswärtigen in den drei nordischen Staaten bereiteten Sondernummern von „Nord und Süd" für die skandinavischen Länder vor. Die schweizerische Sondernummer mit Beiträgen führender Deutschschweizer erschien Juli 1913, die holländische im September 1913, während vor Belgien wegen der heiklen Lage seiner, wie sich jetzt aktenmäßig herausstellt, zu Gunsten der Entente-Mächte bereits preisgegebenen Neutralität geflissentlich Halt gemacht wurde. Dazwischen fällt unsere Kaiser-Jubiläumsnummer vom Juni 1913, an welcher zwanzig hervorragende Männer des Deutschen Reiches die verschiedenen Auszweigungen deutscher Kulturleistungen während des verflossenen Vierteljahrhunderts dargestellt haben.

Als der Weltkrieg ausbrach, standen gar manche Zeitschriften, Monatsschriften zumal, vor der schicksalsschweren Frage: Sein oder Nichtsein? „Nord und Süd" entschied sich für Durchhalten, und es setzte mit einer Reihe von Kriegs-Sondernummern ein. Es behandelte im Februarheft 1915 die „westliche Schwerindustrie im Weltkrieg" (Direktor Müller von Gebrüder Stumm in Neunkirchen, Geheimrat Kirdorf, Gelsenkirchen, Geheimrat Beukenberg „Phönix"); im

Märzheft 1915 die östliche Schwerindustrie, im Aprilheft 1915 die Großindustrie, während das Januarheft 1915 den „Neutralen und der Weltkrieg“ und das Dezemberheft 1914 „Krieg und Wirtschaftsleben“ gewidmet waren (mit Beiträgen von Graf von Mirbach-Sorquitten, Geheimrat Wilhelm von Siemens, Georg Bernhard, Geschäftsinhaber der Diskonto-Gesellschaft Georg Waller u. a.). Den Auftakt zu diesen Kriegssondernummern bildete das Novemberheft 1914, an welchem Ernst Haeckel, Graf von Leyden, Graf Albert Apponyi, Exz. P. D. Fischer, Geheimrat Prof. Rud. Eucken, Exz. Karl Helfferich, Geheimrat Professor Waldeyer, Exz. Ernst Freiherr von Plener, Exz. Franz Klein, Graf Julius Andrássy u. a. mitgearbeitet haben. Im Augenblick stehen die deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsprobleme im Vordergrund des politischen Interesses. „Nord und Süd“ wird in einer Reihe von Nummern Fachmänner aus dem Reiche, aus Österreich und Ungarn zu Worte kommen lassen, um diese schwierigen Probleme von sachkundiger Seite unter den verschiedensten Gesichtspunkten zur Erörterung und Klärung zu bringen. Auch in diesem Betracht nimmt „Nord und Süd“ keinen Parteistandpunkt ein, sondern es steht wohlwollend-neutral allen Lösungen gegenüber, die uns vor Überrumpelungen schützen. „Nord und Süd“ bleibt auch bei seinem Eintritt ins neue Jahrzehnt dem Programm getreu: „Nicht das Zwiespältige soll nörglerisch herausgehoben, sondern das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden.“

Irgendeine Jubiläumsveranstaltung verbietet sich in dieser schicksalsschweren Zeit, die ausnahmslos auf Allen lastet und wuchtet, von selbst. Wir eröffnen daher den 40. Jahrgang in jener stillen Arbeit des Tintenschützengrabens, der unsere Daseinsberechtigung darstellt, und untersuchen die Frage: „W o i s t d i e w a h r e F r e i h e i t z u H a u s e?“, die wir in der Nummer 3765 der „Illustrierten Zeitung“ vom 26. August 1915 angeschnitten haben.

Im Namen der angeblich durch die deutschen „Barbaren“ gefährdeten Freiheit haben sich unsere Feinde zu einem Rütli-Schwur zusammengetan, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen. In unklaren Erinnerungsbildern an das vormärzliche Deutschland, das die Zielscheibe unserer eigenen Freiheitssänger war, wetteifern Montenegriner, Serben und Russen mit ihren westlichen Bundesgenossen, den europäischen Völkern jene Freiheit zu verheißen, die durch das Deutsche Reich bedroht sein soll. Die romanischen Freimaurer schwelgen insbesondere in der Ausmalung der Tyrannei, die von Potsdam ausgehen und alle freien Völker in ihrem Bestande gefährden soll. Zwar hat sich das Deutsche Reich seit vierundvierzig Jahren noch niemals an den Freiheiten anderer Völker vergriffen, während die Engländer indessen die Buren, die Franzosen die Marokkaner gewaltsam „befreit“ haben; aber die künstlich genährte Legende von der Befreiung aller Völker, insbesondere der kleinen neutralen Staaten, vom Joch des deutschen Bezwingers erweist sich nun einmal als zugkräftig und propagandistisch

wirksam, also wird sie nach der bewährten Methode ausgeschlachtet: Verleumde nur kühnlich — es bleibt immer etwas hängen.

Wo ist denn die wahre Freiheit zu Hause? Etwa in moskowitischen Ländern, wo die oberen Zehntausend alle Frei h e i t e n, die unteren Millionen aber nicht den leisesten Dämmer von Frei h e i t haben? Wo die befehlende Oberschicht nach dem Wahlspruch des Assassinenordens lebt: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“, während die Unterschichten knutokratisch niedergehalten und sibiriotisch gegängelt werden? Für die Denkweise und die Gefühlswelt der „herrschenden“ Kaste in Rußland ist nichts bezeichnender als ein persönliches Erlebnis, das ich mit einem russischen Hochgefürsteten vor zwei Jahrzehnten etwa in Paris hatte. Damals war das „Bündnis“ mit Frankreich für einen Großfürsten noch indiskutabel, denn die Republik war ihm ein Greuel, die Marseillaise Hochverrat. „Mit wem,“ fragte der hohe Herr, „soll man sich verbünden? Wer ist denn Herr in Frankreich? Da regiert doch nur die Canaille! Wir werden uns doch nicht mit dem Abc dieses revolutionären Abschaums einlassen?“ Was dieses Abc sei? „Avocat, Bavard, Cocotte! Für uns ist Frankreich die finanzielle Hilfsquelle, um unser Land zu befruchten, also eine Art von ökonomischer Pumpstation. Daneben amüsiert man sich in Paris, aber man nimmt es politisch nicht ernst. Selbst die vielgerühmte ‚Freiheit‘ in Frankreich ist leere Einbildung. Denn wer leitet die öffentliche Meinung? Soldschreiber, Tintenfexe, verkrachte Existenzen, verächtliche Schmierfinken. Der wahre Meister in Frankreich ist in ruhigen Zeiten die Gasse, in aufgeregten die Gosse. Nennen Sie d a s Freiheit, was diese Apachen und Camelots hier auf den Boulevards für wenig Sous als Freiheit hinausschreien? Bei uns in Rußland, da weiß ‚man‘ erst, was wirkliche Freiheit ist.“ Wer ist „man“? „Natürlich w i r, die herrschende Klasse!“ Und die anderen? die 160 Millionen, wo bleibt d e r e n Freiheit? Darauf der Großfürst: „Wenn Sie in jubelnder Stimmung in aller Herrgottsfrüh über die Felder wandern: fragen S i e danach, wieviel Ameisen und Gewürm Sie dabei mit ihrem freudebeflügelten Schritt zertreten? Besuchen Sie mich in Rußland auf meinen Gütern, dann werden Sie erst erfahren, was wahre Freiheit heißt!“ Und als ich im Banne dieser niederschmetternden Worte nach dem passendsten Ausdruck rang, bestürmte mich der Großfürst mit der Frage, wann ich den besprochenen Besuch bei ihm machen wolle, und da konnte ich mich nicht entbrechen, die eisige Abschiedsantwort zu geben: „Kaiserliche Hoheit, erst n a c h der Revolution!“

Wo ist nun die Freiheit zu Hause? Im heiligen Rußland, wo sie das Reservatrecht der wenigsten ist, oder im unheiligen Frankreich, wo sie in die Zügellosigkeit der Gosse ausartet? Dort erfolgt die Knechtung der Massen von oben herab, hier die Knebelung der Besten von unten hinauf. Dort Ukas, hier Anarchie. Das ist nicht „die Freiheit, die ich meine“. Aber auch das klassische Land der Freiheit, jener einst geweihte Boden, auf welchem Albion die Habeaskorpusakte und vor allem die Magna Charta als Hoheslied der Freiheit der

Menschheit vor Jahrhunderten vorgesungen hat, ist heute öde und wüst. Der alte Freiheitsgesang ist zur trivialen Leierkastenmelodie herabgesunken. Seitdem Kitchener mit Barnumkünsten und Zirkusspäßen klownartig um Kanonenfutter auf Straßen und Märkten wirbt, ist es um die vielgerühmte englische Freiheit geschehen. Es hat eine Zeit gegeben, da der Engländer John Stuart Mill in seiner Abhandlung „On liberty" auf den kürzesten und knappsten Ausdruck gebracht hatte, was man unter dem Wesen der Freiheit zu verstehen habe, so daß der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus", Friedrich Albert Lange, erklären konnte, das Büchlein Mills, das übrigens mehrfach in das Deutsche übersetzt wurde, habe den Inbegriff dessen, was man unter „Freiheit" zu verstehen habe, unüberbietbar zusammengefaßt. Der englische Parlamentarismus galt als Höhepunkt jener politischen Freiheit, die sich besonders im Unterhause verkörpert. Aber wo blieb dieser Hort und Hüter der persönlichen Freiheit? Ein einziger Privatbrief des englischen Staatssekretärs Sir Edward Grey, in welchem er in gewundenen Worten Frankreich Zusicherungen für den Fall eines Krieges mit Deutschland unverbindlich gab, reichte aus, alle großen Überlieferungen Englands in Scherben zu schlagen. Wo blieb die englische Freiheit? Die Magna Charta — ein Papierfetzen, die Habeaskorpusakte — Makulatur. Was in Rußland ein Ukas, in Frankreich die Gasse, das besorgt in England die nationale Massensuggestion durch die „geheime Diplomatie". Die Freiheit des einzelnen wird unterbunden durch die Zwangsvorstellung des imperialistischen Schlagworts. Die Freiheit des englischen Bürgers wird nicht durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht unwirksam gemacht, welche hoch und niedrig, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, blaublütig und rotblütig gleicherweise umfaßt, sondern durch Trommelwirbel und Werbelieder gelähmt, welche auf die Einbildungskraft der unteren Klassen ebenso zündend wirken, wie sie die gesättigten Klassen kalt lassen. Zuerst kämpfen die Engländer bis zum letzten Belgier und Franzosen, zuletzt bis zum letzten englischen Dockarbeiter und „Mob".

Weder in England, noch in irgendeinem lateinischen Lande, vollends nicht unter den Sarmaten ist die wahre Freiheit zu Hause, sondern einzig und allein in jenem Rechtsstaat, der in seinem Reichstagswahlrecht das weitestgehende und unbeschränkteste Wahlrecht der ganzen zivilisierten Erde seit vierundvierzig Jahren sein Eigen nennen darf. Denn alle Freiheit hat ihre oberste Grenze an der ebenso berechtigten Freiheit eines jeden anderen. Unser „Frei ist der Bursch" will kein Vor- oder Sonderrecht zum Ausdruck bringen, sondern nur das bezwingende Wort des Freiheitsdichters Schiller umschreiben: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren." Nicht *der* Mensch, sondern der *Mensch* ist frei. Unsere Freiheitssänger der Befreiungskriege wie der vormärzlichen Zeit haben immer nur die Freiheit innerhalb der Gesetzmäßigkeit, nie die Fessellosigkeit verherrlicht, gemäß dem Dichterwort: „Des Gesetzes strenge Fessel bindet nur den Sklavensinn, der es verschmäht."

Eine unbedingte Freiheit wäre in der Wüstenei vielleicht theoretisch denkbar, aber in der Wirklichkeit und in einer „Umwelt" ist sie niemals durchführbar. In seinem eigenen wohlverstandenen Interesse wird jedermann auf einen Teil seiner angeborenen Freiheiten gern verzichten, sofern jeder andere auf die seinigen mitverzichtet. Nur unter Einsiedlern und sektirerischen Büßern, die sich von jeder Berührung mit der Mitwelt hermetisch abschließen, eben damit aber auch auf alle Vorteile des menschlichen Zusammenlebens freiwillig verzichten, ist schrankenlose Freiheit — freilich nur Menschen, nicht der Natur gegenüber — durchführbar. Bei jedem Zusammenwirken mit seinen Nebenmenschen aber, auf welche wir Kulturmenschen um so eher angewiesen bleiben, als wir unausweichlich auf ein do, ut des gestellt sind, zumal nicht jedermann sein eigener Schneider, Schuster, Koch, Zimmermann und Haarschneider sein kann, müssen wir auf einen Teil unserer ursprünglichen Freiheiten verzichten, wenn wir anders unser Eigenleben bewahren und unsere Lebensmöglichkeiten steigern wollen. Und so bleibt denn das unsterbliche Wort Spinozas in ungeschwächter Geltung: „Der vernunftgeleitete Mensch ist freier im Staatswesen, wo er nach den Regeln des Allgemeinwillens lebt, als in der Einsamkeit, wo er sich selbst zu gehorchen hat." Die schlimmste Form der Sklaverei ist und bleibt eben die Knechtschaft gegen sich selbst, das hemmungslose Unterworfensein unter eigene Triebe und Begierden.

Die Regelung aller dieser Affekte unter Abstimmung auf das Höchstmaß der in einem Rechtsstaat nebeneinander aufrechtzuerhaltenden Freiheiten aller Staatsbürger ist das große Problem des Deutschen Reiches, dessen militärische Organisation ein Maximum persönlicher Freiheit der Staatsbürger gewährleistet, wobei die garantiert neutrale Schweiz mit ihrer föderalistischen Verfassung und ihrer begünstigten geographischen Lage zum Vergleich nicht herangezogen werden darf. Unter den rivalisierenden Großstaaten ist die wahre Freiheit nur im Reiche heimisch. Die deutsche Freiheit, deren Widerspiegelung man in der akademischen Freiheit unserer Hochschulen findet, im Gegensatz zu dem Prüfungsnoten-System in Frankreich und der Abgeschlossenheit der „Colleges" in England, ist der Scheitelpunkt der in einem Rechtsstaat stufenweise zu verwirklichenden Freiheit. Sie ist weder durch einen Befehl von oben aufhebbar, noch durch ein Kommando von unten hemmbar. Sie ist die Freiheit innerhalb der Gesetzlichkeit. Selbst der angebliche Erzreaktionär Hegel frönt einem förmlichen „Kultus der Freiheit". Hegel sah in der Weltgeschichte nichts anderes als den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit.

Die Orientalen, sagt Hegel, haben nur gewußt, daß einer frei ist, der Despot, die griechische und römische Welt aber, daß einige frei sind; daß wir aber wissen, alle Menschen an sich, das heißt, der Mensch als Mensch sei frei, ist auch zugleich die Einteilung der Weltgeschichte. Die Vereinigung der Freiheit und Notwendigkeit macht den Charakter der Weltgeschichte aus. Die Idee der Freiheit und das bunte Gewirr der menschlichen Leidenschaften sind gleichsam

jene der Zettel, diese der Einschlag in dem ausgebreiteten Teppich der Weltgeschichte.

Ob und in welchem Umfange wir mit jenem Ausmaß von Freiheit, das wir im Deutschen Reiche mit seinem allgemeinen Wahlrecht genießen, zufrieden sind, das zu beurteilen ist unsere, nicht des Feindes Sache. Unsere Feinde brauchen sich ihre Köpfe über die deutsche Freiheit nicht zu zerbrechen. Was hier noch zu erkämpfen ist, besorgen unsere Parteien desto zuversichtlicher, je weniger sich das Ausland hineinmischt. Alle politischen Parteien im Deutschen Reiche stimmen dem Ausspruch Gustav Schmollers zu, „daß die moderne Freiheit des Individuums und des Eigentums nicht wieder verschwinden könne", und Schmoller zählt mit gutem Fug diese Einsicht in die Unaufgebbarkeit der persönlichen Freiheit zu den wenigen gegen alle Anfechtung gefeiten Ergebnissen der Wissenschaft, über welche sich eine erfreuliche Einigkeit gebildet habe.

Wir haben im Deutschen Reiche volle Rede- und Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, Bewegungsfreiheit (Freizügigkeit), Religionsfreiheit und zu alledem einen Rechtsschutz, der uns das verbürgte und gesetzlich festgelegte Maß von Freiheit nach oben und nach unten gewährleistet. Wir kennen weder ein Machtgebot von oben, noch eine Willkür von unten, weder Knute noch Straße. Und das erst heißt wahre Freiheit.

Nicht in den Abruzzen ist die volle Freiheit zu Hause, wo das Recht des Stärkeren gilt und die Freiheit des einen durch überlegene Kraft, List oder Tücke des anderen gehemmt oder geradezu aufgehoben werden kann, sondern überall dort, wo Freiheit, wie im Deutschen Reiche, gleichbedeutend ist mit Gesetzlichkeit. Denn alle Freiheit hat Ungleichheit und alle Gleichheit hat Unfreiheit im Gefolge. Nicht in der Urwaldwildnis, sondern im geordneten Staatswesen mit seinem strengen Rechtssystem ist das Maximum menschlicher Freiheit durchführbar.

Unser Reichsgericht ist oberster Hort der „kompossibeln", das heißt der nebeneinander bestehenden höchstmöglichen Freiheit. Vor hundert Jahren schon galt das Wort: „Il y a des juges à Berlin." Und da wir anerkanntermaßen das höchstentwickelte Rechtssystem der Welt haben, deshalb ist im Deutschen Reiche die wahre Freiheit zu Hause.

Im Geiste dieser deutschen Freiheit wird „Nord und Süd" unablässig bemüht sein, auch im nächsten Jahrzehnt, das uns ein völlig neues Europa auferbauen wird, weiterzuwirken.

Exzellenz Dr. Kaempf,

Wirkl. Geheimer Rat, Präsident des Reichstages:

Ein wirtschaftlicher Ausblick.

Das gewaltige Völkerringen, in dem sich Europa befindet, hat die wirtschaftlichen Verhältnisse der Nationen vor Aufgaben gestellt, die die Anspannung aller geistigen Kräfte erfordern.

Wie sich in Deutschland in dieser Beziehung der Übergang aus dem Frieden in den Kriegszustand gestaltet hat, ist in aller Gedächtnis. Daß im ersten Augenblick der Bestürzung der Gedanke, das Wirtschaftsleben durch ein allgemeines Moratorium zu unterbrechen, aufkommen konnte, ist erklärlich. Es wäre die einfachste Art gewesen, alle Verbindlichkeiten in der Schwebe zu erhalten. Aber es wäre auch die gefährlichste gewesen. Denn ein Moratorium wieder abzuschaffen, ist um vieles schwieriger, als es zu dekretieren. Die Länder, die zu der Maßregel des allgemeinen Moratoriums gegriffen haben, spüren schon heute das Mißliche dieser Maßregel. Deutschland hat darauf verzichtet, in der Not der ersten Bestürzung nach Staatshilfe zu rufen. Wenn jemals, so hat bei dieser Gelegenheit das Wort „Hilf dir selbst" Wunder bewirkt. Die bloße Tatsache, daß Organisationen der Selbsthilfe geschaffen wurden, bannte die Bestürzung. Gebrauch von ihnen wurde nur in geringem Umfange gemacht. Jetzt nach einem Jahr des Krieges sehen wir das Wirtschaftsleben sich in einem Umfange in normalen Verhältnissen bewegen, wie dies angesichts der Tatsache, daß Deutschland fast auf allen Seiten vom Auslande und dem internationalen Verkehr abgeschlossen ist, nur möglich sein kann.

Freilich ist das nur zu erreichen gewesen durch einen starken Eingriff in die Freiheit des persönlichen Handelns. Auf das, was man sonst unter freier Selbstbestimmung versteht, hat der Deutsche im Kriege in bezug auf das Wirtschaftsleben zum großen Teil verzichten müssen. Das aber ist das Große in dem Charakter des deutschen Volkes, daß er diesen Eingriff in die wirtschaftliche Freiheit, so unsympathisch ihm ein solcher Eingriff ist, trotz aller persönlichen Verluste in der Einsicht ertragen hat, daß nur auf diesem Wege die Sicherung der Gesamtheit des Wirtschaftslebens aufrecht erhalten und der Entwicklung nach dem Kriege die Wege geebnet werden könnten.

Noch ist der Krieg in vollem Gange und nimmt die Gedanken des ganzen Volkes in Anspruch. Das hindert aber nicht, daß die zukünftige Gestaltung unseres Wirtschaftslebens Gegenstand lebhafter Erörterung geworden ist. Wie wird sich der Übergang aus dem Wirtschaftsleben des Krieges in das des Friedens gestalten? Wie und in welchen Übergangsstadien werden wir wieder aus der Reglementierung von Handel und Wandel zurückkehren zur freien Entwicklung

unserer wirtschaftlichen Kräfte? Welche Möglichkeiten bestehen für die hohe Entwicklungsfähigkeit deutscher Industrien, die des Weltmarktes bedarf, diesen wiederzugewinnen und, was notwendig ist, auszudehnen? Welche Gruppierung unter den Mächten wird sich nach Friedensschluß ergeben und welchen Einfluß werden sie ausüben auf unsere industrielle Entwicklung?

Daß sich auf alle diese Fragen und ein Dutzend anderer, die sich aufdrängen, heute keine bestimmte Antwort geben läßt, ist klar. Vieles hängt davon ab, unter welchen Umständen der Friede geschlossen wird, ob und in welchem Umfange wir unseren besiegten Feinden wirtschaftliche und handelspolitische Verpflichtungen auferlegen können, und da dies Letztere jedenfalls der Fall sein wird, auferlegen w o l l e n. Aber eines sollte man von vornherein von der Hand weisen, das ist der Pessimismus, der sich vielfach geltend macht. Man malt an die Wand einen wirtschaftlichen Vierverband, der nach dem Kriege die deutschen Erzeugnisse boykottieren und Deutschland wirtschaftlich einkreisen wird. Man gründe diesen Vierverband, er wird keinen besseren Erfolg erzielen, als der militärische und politische Vierverband, der vor uns und unseren Verbündeten nicht standhalten kann. Die wirtschaftliche und industrielle Tüchtigkeit Deutschlands und seiner Verbündeten wird eine Bresche in den Boykott legen, durch die die deutschen und österreichisch-ungarischen Produkte eindringen und sich den Sieg erzwingen werden. Man sehe nur, was hinter unseren Fronten durch „das Volk in Waffen" geleistet wird und geleistet worden ist. Man sehe nur, was in den Lazaretten von den Verwundeten und Genesenden an geschickten Arbeiten gefertigt wird, welcher Wissensdrang sich kundgibt, und man wird auf den Pessimismus verzichten und die Überzeugung gewinnen, daß wir nach dem militärischen auch den wirtschaftlichen Krieg gewinnen werden, selbst unter sonst ungünstigeren Verhältnissen.

Sind denn aber die Verhältnisse ungünstig? Mir scheint, der Kern einer glücklichen wirtschaftlichen Entwicklung ist durch die politische Konstellation gegeben. Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei werden nach dem Kriege wirtschaftlich zusammenhalten, wie sie es während des Krieges militärisch und politisch getan haben. Dieses Zusammenhalten ist nicht ein künstliches Produkt, sondern erwächst aus natürlichen Vorbedingungen. Die Türkei wird verjüngt und gekräftigt aus diesem Kriege hervorgehen. Alte Kulturstätten werden einer neuen Kultur eröffnet werden. Neue Absatz- und Betätigungsgebiete werden sich erschließen. Für Menschenalter hinaus werden hier Arbeit und Fortschritt ihren Platz finden, auch wenn man ganz von übertriebenen und chauvinistischen Plänen absieht. Österreich-Ungarn und Deutschland werden hier in engem Zusammenhalten mit der Türkei die Nächsten zur Arbeit sein. Dies ist ein naturgemäßes wirtschaftliches Programm, dem gegenüber das Boykottbündnis des Vierverbandes ein künstliches Werk ist, das schon dadurch den Keim des Zerfalls in sich trägt. Ob sich an Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei

später andere Staaten anschließen, kann augenblicklich dahingestellt bleiben, die Anziehungskraft wird groß genug sein.

Ob und inwieweit sich die Regierungen der drei verbündeten Monarchien mit den in Betracht kommenden Fragen bereits beschäftigt haben und ob sie zu bestimmten Ansichten gelangt sind, ist bisher nicht bekannt geworden. Um so lebhafter ist in wirtschaftlichen Kreisen die Behandlung der Frage gewesen. Das Verhältnis zur Türkei allerdings ist bisher am wenigsten besprochen worden, und doch wird dieses Verhältnis in Zukunft nur wenig zurückstehen hinter unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn.

Was aber letzteres anbetrifft, so sieht man trotz der vielfachen Beratungen in den wirtschaftlichen Verbänden hinsichtlich der Ziele und der Mittel noch nicht klar, weder hüben noch drüben. Der Grund liegt in der unzweifelhaften Schwierigkeit der Frage, er liegt in dem Umstand, daß man in Österreich und in Ungarn selbst nicht völlig im klaren ist, darin, daß die beiden Reichshälften verschiedene Interessen und deshalb wenigstens bisher verschiedene Meinungen haben, und endlich darin, daß die deutschen wirtschaftlichen Verbände ihre Beratungen als vertraulich bezeichnen. Selbst derjenige, der an ihnen teilgenommen hat, muß sich daher darauf beschränken, in der Öffentlichkeit von der Mitteilung über diese vertraulichen Verhandlungen abzusehen und sich lediglich des Materials zu bedienen, das bereits anderweitig in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

In Österreich-Ungarn ist die Frage der wirtschaftlichen Annäherung an Deutschland eine sehr alte. Einer der hervorragendsten österreichischen Volkswirte, Herr von Philippovich*), schildert ihre Entwicklung sehr anschaulich. Er teilt mit, daß er schon vor fünfzehn Jahren als Präsident der Gesellschaft österreichischer Volksräte das Ergebnis der Beratungen dieser Gesellschaft ungefähr wie folgt zusammengefaßt habe. Ein wichtiger Teil der Vertreter der österreichischen Produktionsinteressen in der Landwirtschaft und in der Industrie halte einen Wirtschafts- und Zollbund mit dem Deutschen Reiche für wünschenswert. Freilich sei bei allem Glauben an die Hebung der Konsumtion durch Verbilligung zahlreicher Verbrauchsartikel, an den Vorteil gemeinsamer Wirtschaftsbedingungen und gleicher Gestaltungen auf dem Gebiete der Verwaltung, des Verkehrs und des Rechtes, doch nicht an einen sofortigen Wegfall aller Zölle zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Deutschland zu denken. Er fügt hinzu, daß jetzt mehr als früher durch die Isolierung, welcher unsere Feinde, insbesondere England, uns aussetzen, Österreich-Ungarn und Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung aufeinander angewiesen seien. Es sei kein Geheimnis, daß jetzt während des Krieges Ausfuhrverbote, die für gewisse Waren erlassen worden, gegenseitig aufgehoben wurden für spezielle Bedarfsbefriedigungen. Ein intensiverer Verkehr

*) Eugen von Philippovich: „Ein Wirtschafts- und Zollbund zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn". S. Hirzel in Leipzig, 1915.

zwischen den deutschen und den österreichisch-ungarischen Wirtschaftsinteressenten werde manche Schwierigkeit hinwegräumen. Habe Deutschland den Vorzug einer ausgezeichneten Organisation der Massenproduktion, so stehe auf österreichisch-ungarischer Seite zweifellos die Fähigkeit, die feineren, individualisierten Waren mit künstlerischem Geschick zu schaffen. Er verweist endlich auf die Tendenzen, die den österreichischen Handelspolitikern in der Mitte des 19. Jahrhunderts stets vorgeschwebt haben, dem Einfluß deutscher Kultur auf die Entwicklung der Völker im Südosten Europas die Wege zu eröffnen durch die Vermittlung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Jedenfalls aber werde ein so großes Wirtschaftsgebiet mit seiner mannigfaltigen Verschiedenheit und der Größe seines Konsums in der Weltwirtschaft eine große Rolle spielen.

In seinen weiteren Untersuchungen kommt er zu dem Resultat, daß in der für eine Zolleinigung grundlegenden Frage, nämlich der Frage eines einheitlichen Zolltarifs nach außen, eine Übereinstimmung erzielt werden könne. Namentlich bestehen bezüglich der Agrarprodukte keine großen Schwierigkeiten. Was die Industrieprodukte und den internen Verkehr mit denselben zwischen den beiden Zollgebieten Österreich-Ungarn und Deutschland angehe, so bedürfe es eingehender Untersuchung. Nur das eine stehe fest, die österreichisch-ungarische Monarchie nehme heute dreimal soviel Industrieprodukte von Deutschland auf, als Deutschland von Österreich-Ungarn. Bei einer Zollunion (wie auch bei einem neuen Handelsvertrag) könne nicht die Rede davon sein, daß Österreich-Ungarn neue Erleichterungen biete, ohne Ersatz dafür zu finden. Daß eine vollständig unvorbereitete Aufhebung des bisherigen Zollsystems und Einführung völlig freien Verkehrs in Industrieprodukten für das österreichisch-ungarische Wirtschaftsgebiet eine Krisis bedeuten würde, sei unzweifelhaft. Damit ständen wir, sagt er, vor dem Problem, wie man über diese Schwierigkeiten hinwegkommen könne, um das große Ziel zu erreichen. Allerdings würde man für gewisse Industrien Zwischenzölle behalten müssen, aber diese würden im Laufe der Zeit abgebaut werden können, und auf dem Wege vorübergehender Zwischenzölle würde man schließlich das große Ziel erreichen können.

Anders lauten Stimmen aus Ungarn*). Der überwiegenden Mehrzahl nach gehen sie dahin, daß die reine Zollunion mit freiem Verkehr heute schon ganz außer Diskussion stehe, obwohl, wenn überhaupt von einer Zollunion gesprochen werde, diese das allein richtige sei. Nun werde die Zwischenzollinie zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn als die vorderhand zu wählende Form bezeichnet. Hierdurch könnte der deutschen Landwirtschaft und der österreichischen Industrie der notwendige Zollschutz noch geboten werden. Dabei werde aber die Forderung der ungarischen Industrie, zwischen Österreich und Ungarn zu ihrem

*) Josef Szterényi: Wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, im „Jungen Europa“ 1915. Heft 1.

Schutze ebenfalls eine Zwischenzollinie zu errichten, nicht genügend beachtet, ja sogar ganz unterschätzt. Die größten Schwierigkeiten würden entstehen bezüglich der inneren österreichisch-ungarischen Gesetzgebung, der Aufteilung der Zolleinnahmen, bezüglich der Monopole und Verzehrungssteuern. Wie werde es möglich sein, über die Frage der Vereinheitlichung der Verkehrstarif-Politik und der Valuta-Verhältnisse hinwegzukommen? Angesichts aller dieser Schwierigkeiten kommen die aus Ungarn lautwerdenden Stimmen zu dem Resultat, das System der Vorzugszölle auf längere Dauer — natürlich mit dem Ausschluß der Inanspruchnahme derselben durch andere Staaten unter dem Titel der Meistbegünstigung — als ein geeignetes Mittel zu empfehlen, um auf diesem Wege fast alles das zu erreichen, was mit einer Zollunion nur unter den größten Schwierigkeiten, wenn überhaupt, erreicht werden könne. Man sei sich bewußt, daß diese Form mit gewissen Schwierigkeiten für den Abschluß von Handelsverträgen verbunden sei. Man glaube aber, daß sich hierfür eine Lösung finden lasse, wenn im Friedensinstrument dafür Vorsorge getroffen werde.

Damit komme ich zu der Auffassung der Frage in Deutschland. Allgemein geht diese dahin, daß versucht werden müsse, die wirtschaftliche Annäherung Deutschlands an Österreich-Ungarn herbeizuführen. Der alte Gedanke der Schaffung eines großen Wirtschaftskörpers im Herzen Europas wird von neuem in den Vordergrund geschoben und findet in der Waffenbrüderschaft der beiden Monarchien eine kräftige Stütze. Wenn die Verhandlungen in den verschiedenen privaten Wirtschaftskörpern, die sich mit der Frage beschäftigt haben, als vertraulich bezeichnet werden, so sind doch die Resultate mehr oder weniger in den gefaßten Resolutionen bekannt geworden. Diese aber gehen dahin, daß zwar überall die Annäherung als wünschenswert bezeichnet wird, daß aber bisher kein Weg angegeben wird, um praktisch zum Ziele zu gelangen. Die reine Zollunion wird fast allgemein abgelehnt, und in dieser Beziehung deckt sich die deutsche Auffassung mit der ungarischen. Mehr Anhänger findet die Zollunion mit Zwischenzöllen. Sie sei, so sagen ihre Befürworter, handelspolitisch am wenigsten gefährlich, auch deswegen, weil sie die Selbständigkeit der Handelspolitik der einzelnen Staaten nach außen nicht berühre. In dieser Beziehung nähert sich die deutsche Auffassung derjenigen Österreichs, aber sie findet lebhaften Widerspruch in Ungarn. Danach blieben die Vorzugszölle übrig, die von vielen Seiten lebhaft befürwortet werden. Die Befürworter verhehlen sich die Schwierigkeiten nicht, die sich aus Vorzugszöllen ergeben, und die hauptsächlich die Frage des handelspolitischen Verhältnisses zu anderen Staaten betreffen. Unser handelspolitisches System sei auf der Meistbegünstigung aufgebaut. Es sei zu befürchten, daß kein Staat uns die Meistbegünstigung zugestehen werde, wenn wir ihm nur die beschränkte Meistbegünstigung — beschränkt durch den Vorbehalt der mit Österreich-Ungarn vereinbarten Vorzugszölle — gewähren würden. Die Nachteile, die sich aus einem solchen Verhältnis ergeben, seien nicht abzusehen. Die Befür-

worter der Vorzugszölle meinen, jeder Staat werde verstehen, daß bei dem innigen Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Vorzugszölle zwischen diesen etwas Naturgemäßes seien. Kein Staat werde sich daran stoßen. Darauf wird erwidert, daß in diesen Fragen nicht die Gefühls-, sondern lediglich die Interessenpolitik den Ausschlag gäbe. Die Befürworter meinen dann, daß in den Friedensverhandlungen mit den besiegten Staaten letzteren die Bedingung auferlegt werden müsse, uns trotz der Vorzugszölle die Meistbegünstigung zu gewähren*). Demgegenüber wird betont, daß selbst, wenn man soweit wäre, diese Frage zu diskutieren, es doch vom praktischen Standpunkt kaum denkbar sei, solche Politik zu betreiben. Nach dem Frieden müßten doch unsere Absichten dahin gehen, mit den anderen Staaten, auch mit den jetzt feindlichen, wieder in friedliche wirtschaftliche Verhältnisse zu gelangen. Es liege aber in der menschlichen Natur, daß ein Staat, dem die Bedingung auferlegt sei, uns die Meistbegünstigung zu gewähren, sie aber von uns nicht zu erhalten, dies als eine drückende Last betrachten werde, die abzuwälzen er alle Mittel anwenden müsse. Aber selbst, wenn man bei den besiegten Feinden dieses Mittel anwenden wolle, welche Möglichkeit sei vorhanden, ein gleiches bei den neutralen Staaten zu erreichen?

Wenn alle diese Gründe für und wider überblickt werden, drängt sich die Ansicht auf, daß zurzeit ein gangbarer Weg der engen wirtschaftlichen Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns auf dem Wege des Zollsystems noch nicht gefunden ist, und daß die Ansichten noch nicht soweit geklärt sind, um auf dem Wege der Zollunion oder der Vorzugszölle zu praktischen Resultaten zu gelangen. Wenn es auch nicht ausgeschlossen erscheine, unter dem Drucke hochpolitischer Notwendigkeiten die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge fast unüberwindlich erscheinen, so wird es doch gut sein, wenn sich die Öffentlichkeit mehr als bisher mit der Frage beschäftigt, welche Mittel und Wege, abgesehen von dem Zollsystem, es gibt, um, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch allmählich zu dem gewünschten Resultat zu gelangen. Dazu bietet das alte Wirtschaftsprogramm der österreichisch-ungarischen Staatsmänner und Handelspolitiker, das ich im Eingang erwähnt habe, die Handhabe. Was sie vor 60 Jahren nicht haben durchführen können, das ist jetzt herangereift. Die drei Reiche: Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei sind in ihren Geschicken zusammengekettet nicht durch Zufall, sondern bewußtermaßen. Wenn dies militärisch und politisch in dem jetzigen Kriege in die Erscheinung getreten ist, so ist die Zusammengehörigkeit nach dem Kriege eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Die Fülle der wirtschaftlichen Arbeit und Ausblicke, die sich eröffnen, ist so groß, daß sie die Unterstützung jedes der drei Reiche durch die beiden anderen zur Notwendigkeit macht. Deutschland hat ein

---

*) Jastrow: Die mittel-europäische Zollannäherung und die Meistbegünstigung. S. Hirzel, Leipzig.

vitales Interesse an dem ferneren Blühen und Gedeihen, an der Erstarkung der österreichisch-ungarischen Monarchie, nicht nur in politischer und militärischer, sondern in wirtschaftlicher und industrieller Beziehung. Deutschland und Österreich-Ungarn sehen in dem Osmanischen Reiche nicht nur ihren Bundesgenossen von heute, sondern ihren Freund der Zukunft, mit dem gemeinschaftlich sie die Kultur nach dem Osten tragen wollen. Diese Aufgabe schmiedet die Völker ebenso fest zusammen, wie dies ein Zollbündnis tun kann. Gelingt es daher nicht, die Hindernisse und Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich dem letzteren und der Gewährung von Vorzugszöllen entgegenstellen, — und das würde in erster Linie zu wünschen sein —, so ist die Interessen-Gemeinschaft der drei Reiche doch für die Zukunft gesichert.

Dr. Gustav Stresemann, M. d. R.: Wirtschaftliche Verständigung.

In der Frage der deutsch-österreichischen Zollverständigung wird von verschiedenen Seiten davor gewarnt, Gefühlsmomente in Angelegenheiten hineinzutragen, bei denen lediglich das wirtschaftliche Kräfteverhältnis zweier Staaten und die Interessen ihrer industriellen Unternehmungen als ausschlaggebend zu betrachten seien. Sowohl von österreichischer, wie von deutscher Seite ist dieses allgemeine Bedenken erhoben worden, österreichischerseits ist es sogar in offiziöser Weise im Wiener Fremdenblatt geschehen, wobei man mit deutlicher Anspielung auf Persönlichkeiten, die nicht direkt an dem Wirtschaftsverkehr der beiden Länder interessiert sind, darum ersuchte, in erster Linie denjenigen das Wort zu geben, die mit ihren eigenen Interessen die Kosten einer etwaigen falschen Wirtschaftspolitik zu bezahlen hätten. Bei Verhandlungen, die in Deutschland stattgefunden haben, sind ähnliche Gedanken hie und da zum Ausdruck gekommen.

Ich vermag diese Bedenken nur teilweise als berechtigt anzusehen. Gewiß kann mit Recht darauf hingewiesen werden, daß das politische Bündnis zweier Staaten, deren Völker jetzt miteinander den größten Weltkampf aller Zeiten zusammen fechten, in erster Linie begründet werden müßte auf der Befestigung ihrer politischen, militärischen und kulturellen Beziehungen. Niemand, der wie wir alle ein Schulter an Schulter stehendes Deutschland und Österreich-Ungarn auch für die Zukunft wünscht, wird sich dem Wunsche entziehen, auf allen diesen Gebieten eine so weit als möglich sich erstreckende enge Annäherung aufs herzlichste zu wünschen, was insbesondere auch für das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn gilt. Aber selbst, wenn wir uns vorstellten, daß auf diesen Gebieten alles erreicht sei, was von den Verbündeten als wünschenswert empfunden wird, selbst wenn

der Gleichklang alles Empfindens, dieselbe straffe militärische und maritime Organisation uns verbände, würde ein solches Bündnis zerbrechen können, wenn nicht wirtschaftliche Gegensätze ausgeglichen und an ihre Stelle ein wirtschaftliches Zusammenwirken gesetzt würde.

Man kann nicht auf dem Schlachtfelde zusammen bluten und sich nachher wirtschaftlich bekämpfen, man kann nicht gemeinsam weltpolitische Aktionen diplomatisch vertreten und um einen Handelsvertrag feilschen zu dem Zwecke, die eigenen Interessen wie einem Gegner gegenüber durchzusetzen. Wenn deshalb in den Verhandlungen über die Frage einer deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverständigung Gefühlsmomente angeführt werden, so ist dies berechtigt, und diejenigen, die sie zum Ausdruck bringen, erkennen die Situation besser als solche, die es so darstellen wollen, als wenn man derartige große Zukunftsfragen lediglich durch Fragebogen an die Interessenten vorbereiten und an ihrer Verwirklichung verzweifeln müsse, wenn einzelne Interessengegensätze nicht überbrückt werden könnten.

Ein Wort auch zu der Frage, ob es berechtigt ist, daß Persönlichkeiten bei diesen Erörterungen mitwirken, die außerhalb des wirtschaftlichen Kampfes stehen. Niemand wird die große Bedeutung des Einzelunternehmers in der Volkswirtschaft und sein Recht verkennen, in diesen Fragen zuerst gehört zu werden. Kleinlich würde es aber sein, wenn die Industrie nicht freudig begrüßen wollte, daß bedeutende Persönlichkeiten, auch wenn weder ihre eigene Unternehmung, noch ihre berufliche Tätigkeit sie direkt mit Wirtschaftsfragen in Verbindung bringen, ihre Ansichten zum Ausdruck bringen. Die in der Darlegung des Wiener Fremdenblattes zutage getretenen Befürchtungen sind jedenfalls in keiner Weise sachlich als berechtigt anzusehen.

Der wirtschaftliche Ausschuß, der große Beirat Deutschlands in handelspolitischen Fragen, wird sich demnächst auch mit dem österreichisch-ungarischen Problem befassen. Die Frage der Zollunion oder des gemeinsamen Außenhandelstarifs oder die Frage einer Vorzugsstellung Österreich-Ungarns und Deutschlands im gegenseitigen Verkehr wird hierbei beraten werden. Ob ein gemeinsamer Außenhandelstarif möglich sein wird — eine völlige Zollunion scheidet wohl aus den praktischen Erwägungen aus —, wird abhängig von dem Votum der Zolltariffachverständigen, namentlich der früheren Unterhändler. Sollte man zu der Überzeugung kommen, daß eine gemeinsame Außenzoll-Linie nicht erreichbar ist, dann würde doch andererseits die Möglichkeit einer starken Vorzugsstellung Österreich-Ungarns und Deutschlands im Verkehr miteinander durchaus gegeben sein, nur müßte Klarheit darüber bestehen, daß die Basis einer solchen Vorzugsbehandlung, nur auf Deutschland und Österreich-Ungarn beschränkt, für beide Länder zu schmal sein würde, und daß deshalb darüber hinaus der Weg gesucht werden müßte, auch andere Staaten in eine solche Vorzugsbehandlung hineinzuziehen, die auf alle

daran beteiligten Länder befruchtend einwirken würde. Das gilt insbesondere auch von unserem türkischen Verbündeten. Nicht in dem Sinne, als wenn wir, wie es englischen Aspirationen eigen ist, Gebiete wirtschaftlich ausschließlich beherrschen wollen. Die Expansion der deutschen und österreichischen Industrie nach Kleinasien würde aber durch eine Vorzugsstellung wesentlich angeregt werden; unsere Gegenleistung würde in der Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung der Türkei bestehen, der durch eine solche großzügige wirtschaftliche Entwicklung und die dadurch herbeigeführte finanzielle Stärkung die Möglichkeit gegeben werden würde, sich inneren Reformen und kulturellen Aufgaben in dem Sinne zuzuwenden, in dem gerade ihre jungtürkischen Leiter dieses große Land mit seiner hervorragend entwicklungsfähigen Bevölkerung gern führen würden.

Meine Stellung zu den mit der Frage einer Zollverständigung in Zusammenhang stehenden industriellen Einzelfragen habe ich in vielen Konferenzen industrieller und kaufmännischer Kommissionen, in denen ich über diese Fragen mitberaten durfte, dargelegt und will in diesem Zusammenhange hierauf nicht eingehen. Hier möchte ich vor allem nur zum Ausdruck bringen, daß die Frage der deutsch-österreichischen Zollverständigung und ihre Übertragung auf andere Länder nicht als Paragraphenwerk, sondern von dem Gesichtspunkt großer politischer und wirtschaftlicher Entwicklungen betrachtet werden muß, um sie einer Lösung zuzuführen.

Bankier Georg Hermann Loewy: Deutsches und österreichisch-ungarisches Notenbankwesen.

Gern entspreche ich der Aufforderung des Herausgebers, über das obige Thema einige Bemerkungen zu veröffentlichen, obwohl der mir zur Verfügung stehende beschränkte Raum nicht im entferntesten ausreicht, um auch nur das Wichtigste zu sagen, zumal in Deutschland selbst gebildetste Kreise über Bankwesen im allgemeinen und über Notenbankwesen im besonderen fast gänzlich ununterrichtet sind. Hoffentlich werden die Bestrebungen, nach dem Kriege aus den Schulen manchen überflüssigen Ballast zu entfernen und deutscher Bürgerkunde einen breiteren Raum im Unterrichte zu sichern, auch hierin Wandel schaffen.

Zur Zeit der Gründung des Deutschen Reiches befand sich das deutsche Notenbankwesen in einem desolaten Zustande, es gab ein getreues Bild der politischen Zerrüttung der deutschen Lande und der Buntscheckigkeit der deutschen

Landkarte. Im Jahre 1873 zählte man mehr als 140 verschiedene Sorten Papiergeld und Banknoten innerhalb der Grenzen des neuen Deutschen Reiches[1]). Es zeugt von ungewöhnlichem Weitblick der damaligen Regierung und des Reichstages[2]), daß sie aus dem auf dem Gebiete des Notenbankwesens herrschenden Wirrwarr durch das Gesetz vom 14. März 1875[3]) einen Ausweg fanden, der sich in jeder Hinsicht glänzend bewährt hat. Das Bankgesetz vom 14. März 1875 ist mit Abänderungen vom 18. Dezember 1889[4]), 7. Juni 1899[5]), 20. Februar 1906[6]) und 1. Juni 1909[7]) noch heute gültig; es beruht auf einer Vermittlung des Zentralbank-Systems mit der in den damals bestehenden Verhältnissen wurzelnden Bankenvielheit. Es sollte zunächst eine Reihe von Jahren ein von den wesentlichsten Übelständen befreiter Übergangszustand geschaffen werden, um sodann auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen eine Regelung herbeizuführen[8]). Ohne daß Zwangsmaßnahmen erforderlich waren, hat sich die Zahl der im Jahre 1875 neben der Reichsbank bestehenden 32 sogenannten Privatnotenbanken schnell vermindert; schon im Jahre 1877 bestanden nur noch 16, und seit dem 1. Januar 1906 existieren nur noch vier, die Bayerische Notenbank in München, die Württembergische Notenbank in Stuttgart, die Sächsische Bank in Dresden und die Badische Bank in Mannheim; durch Artikel 7 § 2 des Gesetzes betr. Abänderung des Bankgesetzes, vom 7. Juni 1899 (RGBl. Seite 311) ist es ihnen glücklicherweise unmöglich gemacht, die Reichsbank in ihren wichtigen Funktionen zu stören, und auch sonst wesentliche Bedeutung zu erlangen, haben sie kaum vermocht[9]). Während das Grundkapital der vier Privatnotenbanken in Höhe von 55 500 000 Mark fast 31 Prozent des 180 000 000 Mark betragenden Grundkapitals der Reichsbank ausmacht, ergaben am letzten Friedens-Quartals-Ultimo, dem 30. Juni 1914, der Notenumlauf der vier Privatnotenbanken mit 153 369 000 Mark noch nicht 6 1/2 Prozent des Notenumlaufes der Reichsbank in Höhe von 2 406 580 000 Mark, die Guthaben auf Giro-Konto bei den vier

---

[1]) Vergl. Ad. Soetbeer, Deutsche Bankverfassung, Erlangen 1875. Seite 5.

[2]) Das größte Verdienst um die Schöpfung des Gesetzes vom 14. März 1875 haben Otto Michaelis, damals Geheimer Regierungsrat, Direktor der Finanzabteilung im Reichskanzleramt, der der Verfasser des Gesetzentwurfes war, und Ludwig Bamberger, damals nationalliberaler Reichstagsabgeordneter, der der Hauptbefürworter jener Änderung des Gesetzentwurfes war, der wir die Schaffung der Reichsbank verdanken.

[3]) Reichsgesetzblatt Seite 177.

[4]) Reichsgesetzblatt Seite 201.

[5]) Reichsgesetzblatt Seite 311.

[6]) Reichsgesetzblatt Seite 318.

[7]) Reichsgesetzblatt Seite 515.

[8]) Vgl. Richard Koch, Die Reichsgesetzgebung über Münz- und Notenbankwesen. 6. Auflage. Berlin 1910. Seite 28 und 29.

[9]) Die sächsische Bank allein hat wenigstens in ihrem beschränkten Kreise volkswirtschaftlich nützliche Dienste von Bedeutung geleistet.

Privatnotenbanken in Höhe von 63 041 000 Mark knapp 7½ Prozent derjenigen bei der Reichsbank in Höhe von 858 296 000 Mark, und der Metallbestand bei den vier Privatnotenbanken mit 68 223 000 Mark sogar nur 4 Prozent desjenigen bei der Reichsbank im Betrage von 1 630 600 000 Mark. Ist so die Bedeutungslosigkeit der vier Privatnotenbanken im Frieden erwiesen, so wird durch einige weitere Ziffern klar gezeigt, daß sie für den Kriegsfall vollständig versagt haben. Während die Reichsbank in der Lage war, in der Woche vom 23. bis 31. Juli 1914 der deutschen Volkswirtschaft neue Kredite von 1 482 173 000 Mark, also fast 1½ Milliarden Mark, zur Verfügung zu stellen, und dabei nur um 15 Prozent dieser Riesensumme sich ihr Barvorrat verminderte, waren die vier Privatnotenbanken nicht in der Lage, mehr als 47 622 000 Mark neue Kredite zu Verfügung zu stellen, und zwar zu 70 Prozent auf Kosten ihres Barvorrates. Vielleicht sind die noch bestehenden vier Privatnotenbanken in Zukunft berufen, gleich manchen ihrer früheren Kolleginnen in ihren Bezirken andere volkswirtschaftlich nützliche Funktionen zu erfüllen; eine Existenzberechtigung als Notenbanken ist für sie nicht mehr vorhanden. Die gewaltige Zeit, die wir durchleben, wird hoffentlich partikularistische Tendenzen endgültig begraben, und in absehbarer Zeit dürften dann die letzten Zeugen der früheren Buntschecktigkeit des deutschen Notenbankwesens aus der Zeit der Zerrissenheit des Vaterlandes, ohne daß ihnen jemand eine Träne nachweint, als Notenbanken zu existieren aufhören. Dann würde die Reichsbank auch theoretisch als alleinige deutsche Notenbank zur Erfüllung all der Funktionen berufen sein, die sie de facto schon seit langem allein erfüllt.

Die Reichsbank ist eine ganz eigenartige juristische Person[1]). Ihr gesamtes Grundkapital von 180 000 000 Mark ist von Privaten aufgebracht. Das Reich hat keinen Pfennig eingeschossen und daher auch keinerlei Risiko, hingegen erhält es vom Gewinne den Löwenanteil; in den Jahren 1913 und 1914 beispielsweise hat die Reichsbank dem Deutschen Reiche Netto-Einnahmen von 34 694 873,72 Mark, bzw. 43 538 421,37 Mark gebracht, und seit ihrem Bestehen bis heute hat das Reich aus den Gewinnen der Reichsbank eine Gesamteinnahme von 464 407 177,82 Mark, also fast eine halbe Milliarde Mark erzielt. Obgleich eine derartige Summe für die Finanzen des Reiches nicht unerwünscht war, spielt doch das pekuniäre Moment des Ertrages der Reichsbank eine sehr untergeordnete Rolle. Die Reichsbank soll nicht nach den Grundsätzen eines Erwerbs-Institutes geleitet werden, und deshalb ist auch der Einfluß der Hergeber des Grundkapitals, der sogenannten Anteilseigner[2]), auf die Geschäftsführung ein ganz minimaler. Die Reichsbank dient allein öffentlichen, volkswirtschaftlichen Zwecken, sie ist, wie das Reichsgericht in einem Urteil[3]) ausführt, „ein verfassungsmäßiges Organ,

[1]) Vgl. Hölder, Natürliche und juristische Personen. Leipzig 1905. Seite 347.
[2]) § 24 des Bankgesetzes vom 14. März 1875.
[3]) Entscheidungen in Zivilsachen. Band 15 Seite 234 ff.

ein Institut des Reiches, zu dessen öffentlich-rechtlichen Zwecken sie besteht und betrieben wird". Die Aufsicht und Leitung steht allein dem Reiche zu, die Rechnungen der Reichsbank unterliegen der Revision durch den Rechnungshof des Deutschen Reiches, die Beamten der Reichsbank haben die Rechte und Pflichten der Reichsbeamten. Die Reichsbank hat nach § 12 des Bankgesetzes die Aufgabe, „den Geldumlauf im ganzen Reichsgebiete zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen". Diese Aufgabe zu erfüllen, ist die Reichsbank befähigt durch das ihr gewährte Recht, Banknoten, d. h. Anweisungen auf sich selbst, die unverzinslich und an den Überbringer bei Vorzeigung ohne Legitimationsprüfung zahlbar sind, nach Bedürfnis ihres Verkehrs auszugeben, und durch die ihr erteilte Befugnis, eine Anzahl von Geschäften zu betreiben, von denen der An- und Verkauf von Edelmetallen, der An- und Verkauf von Wechseln (Diskontgeschäft), die Gewährung von Darlehen gegen Faustpfand (Lombardgeschäft), die Annahme von Geldern im Depositen- und Giro-Verkehr die wichtigsten sind. Die Tätigkeit der Reichsbank hat auf allen ihr zugewiesenen Arbeitsgebieten ungeahnte Dimensionen angenommen. Einige Ziffern mögen zur Illustration dienen:

Die Anzahl der Zweiganstalten betrug:

im Jahre der Bankgründung 1876 . . . . . . : 206,
nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen im Jahre 1900: 330,
im letzten Friedensjahre 1913 . . . . : 488;

der durchschnittliche Notenumlauf betrug

1876: Mark 684 866 000,
1900: Mark 1 138 651 000,
1913: Mark 1 958 173 000;

die Umsätze im Giro-Verkehr der Privaten

1876: Mark 16 711 245 214,
1900: Mark 135 159 940 709,
1913: Mark 287 090 035 376;

die Einzahlungen für Rechnung des Reiches und der Bundesstaaten

1876: Mark 2 070 624 341,47,
1900: Mark 28 479 194 990,75,
1913: Mark 92 078 936 116,66.

Die Reichsbank war während der 38 Friedensjahre ihres Bestehens in der Lage, alle berechtigten Kreditansprüche des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft zu erfüllen, sie hat in unübertrefflicher Weise die ihr gesetzlich obliegende Verpflichtung, die Geschäfte der Reichskasse zu besorgen, erfüllt, sie hat durch ihre große Zahl von Niederlassungen, ihren vorbildlichen Giroüberweisungs-

verkehr, an dem nach dem letzten Jahresberichte 28 859 Firmen teilnahmen, durch den an 27 Großstädten stattfindenden Abrechnungsverkehr, dem sämtliche großen Banken und Bankfirmen der betreffenden Plätze angeschlossen sind, durch die in Berlin eingerichtete Austauschstelle für Schecks auf Provinzplätze und verschiedene ähnliche Einrichtungen den Zahlungsausgleich im gesamten Reichsgebiete zu erleichtern nicht nur erstrebt, sondern erreicht; die Reichsbankleitung hat niemals bei ihren Dispositionen privatwirtschaftliche Motive auch nur die geringste Rolle spielen lassen; die Reichsbank hat trotz der ihr bei Überschreitung einer bestimmten Grenze für ihre Notenausgabe auferlegte Steuer stets ohne Zaudern die der deutschen Volkswirtschaft nötige Notenmenge zur Verfügung gestellt.

Die unbedingte Sicherheit der Reichsbanknoten galt stets, abgesehen von der Höhe des sich aus dem Grundkapitale von 180 000 000 Mark und dem jetzt 80 550 323,62 Mark betragenden Reservefond zusammensetzenden Eigenkapitals, durch die Vorschriften über die Deckung der Banknoten und durch die vorsichtige Geschäftsführung der Reichsbank für absolut gewährleistet; die jederzeitige Einlösbarkeit der Reichsbanknoten in Gold war durch § 18 des Bankgesetzes festgelegt; im In- und Auslande erfreuten sich die Noten der deutschen Reichsbank unbegrenzten Vertrauens, so daß die Bestimmung des Artikels 3 des Gesetzes vom 1. Juni 1909[1]), die den Reichsbanknoten die Eigenschaft eines gesetzlichen Zahlungsmittels gab, im Frieden nur formelle Bedeutung hatte; jedermann hatte auch vor Erlaß dieses Gesetzes Reichsbanknoten ebenso gern als Bargeld angenommen. So lag die Situation bis Ende Juli 1914. Im Publikum hatte man ernstlich nicht an die Möglichkeit eines Weltkrieges gedacht, um so größer war die Bestürzung, als er in greifbare Nähe rückte. Die deutschen Behörden hatten zum Glück einen weiteren Blick gehabt; sie traf der Krieg nicht unvorbereitet. Die Reichsbankverwaltung zeigte sich bei Kriegsausbruch der Situation durchaus gewachsen; ehe wir aber auf die Art, wie ihr dies gelang, eingehen, wollen wir das Notenbankwesen im verbündeten Österreich-Ungarn einer kurzen vergleichenden Betrachtung unterziehen.

Im Gegensatze zum Deutschen Reiche kannte Österreich-Ungarn von jeher nur ein einziges zur Notenausgabe berechtigtes Institut, die im Jahre 1816 gegründete Österreichische Nationalbank. Wechselvoll wie die Geschichte des österreichischen Staates ist die Geschichte der Österreichischen Nationalbank; die Jahre 1848, 1859 und 1867 sind mit ehernen Lettern in sie eingegraben. Im Jahre 1867 wurde der sogenannte „Ausgleich" zwischen den „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern" und den „Ländern der heiligen ungarischen Krone", d. h. zwischen Österreich und Ungarn geschlossen. Bis man jedoch zu einer Einigung über die Bankfrage gelangte, verging noch ein weiteres Dezen-

[1]) Reichsgesetzblatt Seite 515.

nium, und erst durch österreichisches Gesetz vom 27. Juni 1878 (RGBl. Nr. 66) und ungarisches Gesetz vom gleichen Jahre (Gesetzartikel XXV vom Jahre 1878) wurde die Österreichisch-ungarische Bank (Osztrák-magyar bank) gegründet. Während die deutsche Reichsbank sich in Friedenszeiten, abgesehen von Fachkreisen, vollkommenster Unbekanntheit erfreute und die Diskussionen bei ihrer jedesmaligen Privileg-Erneuerung im großen und ganzen auf technische Einzelfragen im Kreise von Sachverständigen beschränkt blieben, schwand die Österreichisch-ungarische Bank fast nie aus den Debatten. Nicht wirtschaftliche Interessen, sondern rein politische Ursachen waren für die Bestrebungen, die auf das Auseinanderreißen der Österreichisch-ungarischen Bank in zwei getrennte Notenbanken für jede der beiden Reichshälften hinzielten, maßgebend; zum Glück für die Österreichisch-ungarische Doppelmonarchie sind sie stets erfolglos geblieben; die Privilegverlängerungen von 1887, 1899 und 1911 brachten zwar verschiedene, nicht unerhebliche Statutenänderungen, an der erprobten Gemeinsamkeit der Bank haben sie, obwohl sie dem dualistischen Prinzipe in sehr erheblichem Maße Rechnung tragen, nichts geändert. Die Österreichisch-ungarische Bank, deren heute gültigen Statuten auf dem österreichischen Gesetze vom 8. August 1911 (RGBl. Nr. 157) „betreffend die Verlängerung des Privilegiums der Österreichisch-ungarischen Bank und des Münz- und Währungsvertrages, sowie die Ordnung der damit im Zusammenhange stehenden Angelegenheiten" und dem gleichartigen ungarischen Gesetzartikel XVIII vom Jahre 1911 beruhen, und ebenso langatmig und kompliziert wie der Titel dieses Gesetzes sind, ist eine Aktiengesellschaft mit 210 Millionen Kronen Grundkapital; das gesamte Grundkapital ist ebenso wie bei der deutschen Reichsbank von Privaten aufgebracht[1]). Der Gewinn-Anteil und der Einfluß der Aktionäre der Österreichisch-ungarischen Bank ist zwar erheblich größer als der der Anteilseigner der Reichsbank, doch aber immerhin nicht groß genug, um einen unheilvollen Einfluß auf die Geschäftsführung ausüben zu können. Die der Österreichisch-ungarischen Bank erlaubten Geschäfte sind in den Statuten fest umgrenzt und im allgemeinen identisch mit denen der anderen großen Zentral-Noteninstitute. Allerdings ist der Österreichisch-ungarischen Bank als einziger moderner europäischer Notenbank auch die Hergabe von hypothekarischen Darlehen erlaubt, ein Geschäftszweig, der nach übereinstimmender Ansicht aller Sachverständigen für eine Notenbank durchaus ungeeignet ist; dennoch ist der Betrieb des Hypothekengeschäftes, obwohl durchaus nicht billigenswert, für die Österreichisch-

[1]) Hauptsächlich bestimmend dafür, das Kapital von Notenbanken nicht aus Staatsmitteln zur Verfügung zu stellen, sondern es aus privaten Mitteln beschaffen zu lassen, war wohl die Annahme, daß gemäß den geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen (vergl. Artikel 46 der II. Haager Konferenz „La propriété privée ne peut pas être confisquée") dadurch das Vermögen der Notenbanken im Falle eines Krieges vor der Beschlagnahme durch den Feind geschützt sei. Ob aber unsere Gegner in dem jetzigen Weltkriege sich an derartige Bestimmungen gekehrt hätten, wenn es ihnen geglückt wäre, das Vermögen der deutschen oder österreichisch-ungarischen Notenbank in ihren Bereich zu erlangen, möge dahingestellt bleiben.

ungarische Bank ohne schädliche Folgen geblieben, da die Hypothekenbankabteilung von der Notenbankabteilung völlig getrennt ist, und das für den Erwerb von Hypotheken erforderliche Kapital durch Ausgabe von Pfandbriefen beschafft wird, so daß weder Noten noch Grundkapital in Hypotheken investiert sind. Ebenso harmlos, wenn auch nach banktheoretischen Grundsätzen nicht zu billigen, ist der Umstand, daß von dem Kapital der Österreichisch-ungarischen Bank dauernd 60 Millionen Kronen in einem unverzinslichen Darlehen an den österreichischen Staat festliegen. In ihren übrigen Bestimmungen entsprechen die Statuten der Österreichisch-ungarischen Bank allen an eine Notenbank zu stellenden Anforderungen und ähneln in vielen Punkten denen der Deutschen Reichsbank. Analog den für die Reichsbank geltenden Bestimmungen liegt es der Österreichisch-ungarischen Bank laut Artikel 1 ihrer Statuten ob, „für die Regelung des Geldumlaufes, die Erleichterung der Zahlungsausgleichungen und die Befriedigung der kommerziellen, industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisse zu sorgen". Die Bank hat diese Obliegenheiten stets in ausgiebigster Weise erfüllt. Auch die Österreichisch-ungarische Bank hat, wenn auch nicht in so enormem Maße wie die Deutsche Reichsbank, einen nie geahnten Aufschwung erlebt. Bei der Verschiedenartigkeit der Buchführung der beiden Institute lassen sich vergleichende Ziffern nicht gut für die Geschäftsentwicklung in sämtlichen Zweigen aufstellen. Um den Geschäftsumfang der Österreichisch-ungarischen Bank zu illustrieren, seien aber immerhin einige Ziffern des letzten Friedensjahres erwähnt. Im Jahre 1913 betrug die Anzahl der Niederlassungen 292, der durchschnittliche Notenumlauf 2 349 557 000 Kronen, die Anzahl der Girokonten-Inhaber 5761, der Jahresumsatz im Giroverkehr 94 209 519 207,44 Kronen. Wenn man diese wenigen Ziffern mit den von uns für die Deutsche Reichsbank angegebenen, entsprechenden vergleicht, so springt sofort in die Augen, daß der Notenumlauf in Österreich-Ungarn demjenigen in Deutschland ungefähr gleichkommt, der Giroverkehr, d. h. der bargeldlose Zahlungsausgleich, nur ungefähr ein Drittel des deutschen ergibt, wodurch die gegenüber Deutschland in Erscheinung tretende Rückständigkeit des Zahlungsverkehrs einerseits, und die gewaltige in Österreich-Ungarn herrschende Kreditanspannung andererseits illustriert wird. Der Österreichisch-ungarischen Bank ist nach ihren Statuten die Befugnis erteilt, über die Höhe ihres Metallschatzes[1]) hinaus 600 Millionen Kronen sogenannte ungedeckte Noten steuerfrei auszugeben, während die Deutsche Reichsbank über ihren Barvorrat[2]) hinaus 550 Millionen Mark, an den vier Quartalsletzten 750 Millio-

---

[1]) In ihren Metallschatz rechnet die Österreichisch-ungarische Bank außer Gold und österreichisch-ungarischen Scheidemünzen nach Artikel 84 ihrer Statuten auch von ihrem Vorrat an in Gold zahlbaren Auslandswechseln einen Betrag von 60 Millionen Kronen ein.

[2]) Als Barvorrat für die Berechnung der Notensteuer gelten bei der Deutschen Reichsbank gemäß § 9 des Bankgesetzes außer Gold und deutschen Scheidemünzen auch Reichskassenscheine und Noten der 4 deutschen Privat-Notenbanken.

nen Mark sogenannte ungedeckte Noten ausgeben darf; bei Vergleichung der österreichisch-ungarischen und deutschen Bevölkerungsziffern und anderer in Frage kommender Momente wird man nicht behaupten können, daß das Notenkontingent der Österreichisch-ungarischen Bank relativ kleiner als das der deutschen Reichsbank ist; während aber die Deutsche Reichsbank im Jahre 1913 an 29 ihrer Ausweistage mit ihrem Kontingente auskam und es nur 19 mal überschritt, hatte die Österreichisch-ungarische Bank an sämtlichen 48 Ausweistagen einen steuerpflichtigen Banknotenumlauf, sehr häufig recht beträchtlichen Umfanges, zu verzeichnen. Für 40 Prozent der umlaufenden Noten der Österreichisch-ungarischen Bank muß nach den Statuten Deckung durch den Metallschatz vorhanden sein, während bei der Deutschen Reichsbank ein Barvorrat von $33^1/_3$ Prozent des Betrages der umlaufenden Noten genügt. Die sogenannten ungedeckten, d. h. nicht bar gedeckten Noten, die bei der Deutschen Reichsbank durch Wechsel und Schecks mit mindestens zwei sicheren Unterschriften gedeckt sein müssen, dürfen bei der Österreichisch-ungarischen Bank auch durch kurzfristige Darlehen gegen Hinterlegung erstklassiger Wertpapiere gedeckt sein. Die Umsicht und Vorsicht, mit der die Geschäfte der Österreichisch-ungarischen Bank geführt werden, wird durch die Tatsache gekennzeichnet, daß bei einem durchschnittlichen Wechselumlaufe im Jahre 1912 von 922 471 000 Kronen und im Jahre 1913 von 896 398 000 Kronen innerhalb dieser beiden Jahre nur ein einziger Wechsel von 14 158,60 Kronen notleidend geworden ist. Diese vorsichtige Geschäftsführung vor allem hat den Noten der Österreichisch-ungarischen Bank unbegrenztes Vertrauen innerhalb Österreich-Ungarns geschaffen, und obwohl die gesetzliche Verpflichtung, sie in Gold einzulösen, durch Artikel 111 der Bankstatuten suspendiert geblieben ist, haben die Österreichisch-ungarischen Banknoten auch im Auslande in Friedenszeiten den ihrer Münzparität entsprechenden Wert ebensogut wie die in Gold einlösbaren Noten anderer Notenbanken gewahrt. Durch ihr für andere Notenbanken vorbildlich gewordenes Devisengeschäft, das zu erläutern hier des beschränkten zur Verfügung stehenden Raumes wegen unmöglich ist, hat die Österreichisch-ungarische Bank, wie die ihren Jahresberichten beigegebenen graphischen Darstellungen illustrieren, in unübertrefflicher Weise verstanden, die ihr in Artikel 1 ihrer Statuten auferlegte Verpflichtung zu erfüllen, „mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dafür zu sorgen, daß der im Kurse der ausländischen Wechsel zum Ausdruck gelangende Wert ihrer Noten entsprechend der Parität des gesetzlichen Münzfußes der Kronenwährung dauernd gesichert bleibt".

Haben wir nun gesehen, wie die Noteninstitute des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns, getragen von dem berechtigten Vertrauen des In- und Auslandes, ihren Volkswirtschaften Gewaltiges im Frieden geleistet haben, so gilt es nun noch, zu sehen, wie sie sich im Kriege bewährt haben. In Deutschland hat man wie militärisch, so finanziell, obgleich man den Frieden wollte, für den Krieg seit Jahren vorgesorgt. Sein im Jahre 1913 erschienenes hervorragendes

Werk über finanzielle Kriegsbereitschaft schließt Rießer[1]) mit den Worten: „Nur dann, wenn sowohl die militärische wie die finanzielle Führung gleichermaßen auf der Höhe stehen, wird die deutsche Nation, die zweifellos zu allen Opfern in einem Kriege bereit sein wird, in dem ihre Ehre in Frage steht, den Feldzug siegreich bestehen und, was ebenso wichtig ist, bis in alle Konsequenzen durchführen können." Nun, da der Krieg gekommen und schon über ein Jahr währt, hat es sich erwiesen, daß unsere militärische wie finanzielle Führung gleichermaßen auf der Höhe steht. Ebenso großartig wie die Leistungen der Obersten Heeresleitung sind die Leistungen des Reichsschatzamtes und des Reichsbank-Direktoriums. Die Reichsbank hat dem Ansturm, der kurz vor und nach der Mobilmachung auf sie losbrach, kräftig standgehalten; sie hat eine gigantische Aufgabe doppelter Art, einerseits dem Reiche die für die Mobilmachung nötigen Gelder zur Verfügung zu stellen, andererseits den gewaltigen Bedarf des privaten Verkehrs an Zahlungsmitteln und Kredit zu decken, in unübertrefflicher Weise gelöst; die gesetzgeberischen Maßnahmen, die sie dazu befähigten, waren so wohl vorbereitet, daß sie schon in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August 1914 durch einstimmige Annahme zur Verabschiedung gelangen konnten. Durch diese neuen Gesetze[2]) wurde in erster Linie die seitens der Reichsbank schon am 31. Juli erfolgte Einstellung der Noteneinlösung legalisiert, eine Maßnahme, die unbedingt nötig war, um den Goldschatz, der in der Woche vom 23. bis 31. Juli um über 103 Millionen Mark abgenommen hatte, vor weiterer Schwächung zu schützen; sodann wurden Schatzanweisungen und Dreimonatswechsel, die das Reich verpflichten, als bankmäßige Notendeckung zugelassen, eine Bestimmung, die weitgehende Kreditgewährung an das Reich ohne Beeinträchtigung der Sicherheit der Noten ermöglichte; ferner wurde die Notensteuer aufgehoben; endlich wurden für die Erteilung von Darlehen gegen Faustpfand (Lombard-Darlehen) selbständige Institute in den Reichs-Darlehnskassen gegründet, die die Reichsbank nicht nur entlasteten, sondern sogar dadurch, daß die von ihnen ausgegebenen Darlehnskassenscheine dem Barvorrate der Reichsbank zugerechnet werden können, die Reichsbank zur Erhöhung ihrer Notenausgabe befähigen. Die Reichsbankleitung war sich ihrer unsagbaren Verantwortung voll bewußt; sie hat der schweren Lage, die durch den Kriegsausbruch entstanden war, jederzeit Rechnung getragen, sie hat nicht nur des Reiches Bedarf in ausgiebigster Weise gedeckt, sondern auch in weitgehendstem Maße, soweit es mit ihren soliden Geschäftsprinzipien zu vereinbaren war, allen an sie herantretenden Kreditansprüchen Genüge geleistet. So gelang es, das in der ersten

[1]) J. Rießer, Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung. Jena 1913. Seite 206.

[2]) 1. Gesetz betr. die Reichskassenscheine und die Banknoten (R. G. Bl. Seite 347). 2. Gesetz betr. Änderung des Münzgesetzes (R. G. Bl. Seite 326). 3. Gesetz betr. Änderung des Bankgesetzes (R. G. Bl. Seite 327). 4. Darlehnskassengesetz (R. G. Bl. Seite 340).

Erregung gestörte Vertrauen schnell wieder herzustellen[1]). Was die Reichsbank während des Krieges geleistet hat, wird am besten durch einige Ziffern illustriert. Die Reichsbank war in der Lage, ihren Notenumlauf, der am 23. Juli 1914 1 890 895 000 Mark betrug, bis zum Jahresschluß auf 5 045 899 000 Mark, und bis zum 31. August 1915, dem Abschlußtage der vorliegenden Arbeit, auf 5 564 335 000 Mark zu erhöhen; dabei hat aber keineswegs sich das Deckungsverhältnis etwa verschlechtert, sondern verbessert[2]); die Golddeckung der Banknoten beträgt heute nach dreizehnmonatlicher Kriegsdauer 43,3 Prozent, ihre Metalldeckung 44,1 Prozent, und ihre Deckung durch Barvorrat gemäß § 17 des Bankgesetzes 48 Prozent, während eine Deckung von $33^1/_3$ Prozent durch Barvorrat nach den gesetzlichen Vorschriften genügen würde. Während der ganzen Kriegsdauer hat der Goldbestand für sich allein zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Bardeckung stets nicht nur ausgereicht, sondern diese Grenze fortgesetzt bedeutend überschritten, so daß die anderen als gesetzliche Bardeckung zugelassenen Werte, Scheidemünzen, Reichskassenscheine und Darlehnskassenscheine, über die das die glänzende finanzielle Position Deutschlands beneidende feindliche Ausland sich oft aufgehalten hat, praktische Bedeutung nie erlangt haben. Diese überraschend günstige Situation der Reichsbank ist vor allem herbeigeführt worden durch die ständige Zunahme ihres Goldbestandes. Am 23. Juli 1914 hatte die Reichsbank einen Goldbestand von 1 356 857 000 Mark, bis zum 31. Juli 1914 ging er auf 1 253 199 000 Mark zurück und stieg bis zum 7. August 1914 durch die Überweisung des Reichskriegsschatzes und durch Zuflüsse aus dem Auslande auf 1 477 558 000 Mark; seitdem ist er von Woche zu Woche durch Zuflüsse aus dem freien Verkehr auf 2 092 811 000 Mark am 31. Dezember 1914 und auf 2 410 204 000 Mark am 31. August 1915 gestiegen. „Daß während einer Kriegskrisis von solcher Schwere die Bevölkerung das in ihrem Besitze befindliche Gold freiwillig zur Zentralnotenbank trägt und dagegen Noten fordert, steht in der Münz- und Bankgeschichte aller Länder und Völker ohne Beispiel da und ist ein überzeugender Beweis nicht nur für den unerschütterlichen Kredit der Reichsbanknoten, sondern auch für die Stärke der im Lande vorhandenen Reserven an Reichsgoldmünzen und für die wirtschaftliche Einsicht und Opferfreudigkeit unseres Volkes[3])." Was die Reichsbank bei der Begebung der ersten und der zweiten Kriegsanleihe, die eine Gesamtsumme von über $13^1/_2$ Milliarden Mark bekanntlich ergaben, geleistet hat, was sie bei der Begebung der in diesen Tagen herauskommenden dritten Kriegsanleihe, der ein ebenfalls glänzendes Resultat mit

---

[1]) Vergl. den Verwaltungsbericht der Reichsbank für das Jahr 1914 (Berlin 1915) und die beiden amtlichen Denkschriften „Wirtschaftliche Maßnahmen aus Anlaß des Krieges". (Drucksachen des Reichstages Nr. 26/29 und 44).

[2]) Näheres hierüber siehe in meiner Abhandlung „Die Sicherheit der deutschen Banknoten". Oktober-Heft 1914 von „Nord und Süd". Seite 49 ff.

[3]) Verwaltungsbericht der Reichsbank für 1914. Seite 7.

Sicherheit prognostiziert werden kann, leistet, wie sich der Giroverkehr der Reichsbank im Kriege entwickelt hat, welche kolossalen Umsätze sie für Reichs- und Staatskassen getätigt hat, wie sich ihre sonstigen Geschäftszweige gestaltet haben, darzulegen, würde hier zu weit führen. Zusammenfassend jedoch sei gesagt, daß jeder ihrer Kriegs-Viertelmonatsausweise ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Reichsbank darstellt.

Über die Österreichisch-ungarische Bank während des Krieges zu referieren, ist erheblich schwieriger, da sie, die im Frieden gleich ihrer deutschen Kollegin regelmäßig Viertelmonatsausweise publiziert, seit dem 23. Juli 1914 die Veröffentlichung von Ausweisen eingestellt hat. Die Bank befand sich vor Kriegsbeginn in besserer Situation als in den Vorjahren; ihr Metallschatz betrug, trotzdem durch die serbische Krise schon erhebliche Abhebungen stattgefunden hatten, noch am 23. Juli 1914 1589,3 Millionen Kronen gegenüber 1532,9 Millionen Kronen am gleichen Tage des Jahres 1913; der nicht bargedeckte Notenumlauf betrug am 23. Juli 1914 nur 540,5 Millionen Kronen gegenüber 639,7 Millionen Kronen am 23. Juli 1913. Mithin war gegenüber einem steuerpflichtigen Notenumlaufe von 39,7 Millionen Kronen am 23. Juli 1913 eine steuerfreie Notenreserve von 59,5 Millionen Kronen vorhanden. Laut ihrer Statuten stand nach diesen Ziffern der Österreichisch-ungarischen Bank am 23. Juli 1914 das Recht zu, noch 1843,4 Millionen Kronen Noten zu emittieren. Für einen Krieg mit Serbien hätte das überreichlich genügt; für den ausbrechenden Weltkrieg konnte es nicht ausreichen. Von allen Seiten begann ein Andrang zu den Schaltern der Österreichisch-ungarischen Bank; den Regierungen mußten die Mittel zur Mobilmachung zur Verfügung gestellt werden; die Banken brauchten Devisen zur Bezahlung ihrer Auslandsverbindlichkeiten, die Sparkassen Barmittel zur Befriedigung ihrer stürmenden Einleger. Jede Kreditgewährung im Geschäftsverkehr hörte auf; so wuchs der Bargeldbedarf der Geschäftswelt. Zudem trat ein gewaltiger Angstbedarf an Barmitteln für Thesaurierungszwecke ein. Die Österreichisch-ungarische Bank war bestrebt, allen Wünschen, soweit als es ihr möglich war, nachzukommen; leider war sie in den ersten Tagen des Ansturmes aus einem rein äußerlichen Grunde gezwungen, Zurückhaltung zu üben. „In dem unzureichenden Banknotenvorrat, einem an sich fast lächerlichen technischen Mangel, dessen Folgen aber unübersehbar werden konnten, hat die mangelnde finanzielle Vorbereitung der Monarchie für einen großen Krieg ihren sichtbaren Ausdruck gefunden[1])." Die Notendruckerei der Bank wurde natürlich sofort zu äußerster Tätigkeit angespannt, und nach kurzer Zeit war diese Schwierigkeit überwunden. Die Österreichisch-ungarische Bank hat seitdem jedes berechtigte Bedürfnis nach Umlaufsmitteln bereitwilligst erfüllt. Da ihre Statuten sie in verschiedener Art an

---

[1]) Walther Federn, Österreich-Ungarns Geld- und Kreditwesen im Kriege. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 40 Heft 2, Tübingen 1914, Seite 338.

der Erfüllung dieser Aufgabe hindern konnten, wurde die Regierung durch Kriegsverordnung vom 4. August 1914 (RGBl. Nr. 198), bzw. Ungarischen Gesetzartikel LXIII, ermächtigt, „außerordentliche Maßnahmen wegen der Geschäftsführung der Bank zu treffen und zu diesem Zwecke Abweichungen von dem geltenden Bankstatute zu verfügen". Auf Grund dieser Ermächtigung ist neben der Erweiterung der Zahl der zur Beleihung im Lombard-Verkehr zugelassenen Werte, und neben der Befugnis zur Ausgabe von Banknoten zu zwei Kronen, vor allem die Aufhebung der Bestimmung, daß die Noten zu 40 Prozent durch den Metallschatz gedeckt sein müssen, erfolgt. Hinsichtlich der vorgeschriebenen bankmäßigen Deckung der Noten jedoch, wonach sämtliche nicht durch Metall gedeckten Noten durch Wechsel und Lombard-Darlehen gedeckt sein müssen, ist, wie die Regierung ausdrücklich bekannt gab, keine Änderung eingetreten. Dank des unbegrenzten Vertrauens, dessen sich die Österreichisch-ungarische Bank in der Doppelmonarchie erfreut, durfte eine so einschneidende Maßregel wie die Aufhebung der Bankakte gewagt werden; heute darf getrost gesagt werden, daß sie sich als unbedenklich erwiesen hat. Die Höhe des Notenumlaufes, man schätzt ihn auf fünf bis sechs Milliarden Kronen, und seiner Metalldeckung ist zwar nicht bekannt geworden, das aber ist evident, daß in Österreich-Ungarn die Banknoten heute ein so beliebtes und gern genommenes Zahlungsmittel sind, als im Frieden. „Als Zeichen voller Kraft der Zentralnotenbank ist es anzusehen, daß sie sich bemühte, die Zustimmung der beiderseitigen Regierungen zur Veröffentlichung ihres Jahresabschlusses zu erlangen, der natürlich interessante Einblicke in die Kriegstätigkeit der Bank gewährt haben würde. Die Regierungen haben Bedenken getragen, diese Genehmigung zu erteilen. Die Öffentlichkeit hat aber erfahren, daß die Bank trotz der Kriegsstürme von wesentlichen Verlusten nicht heimgesucht worden ist, und daß sie Moratoriumswechsel in irgendwie beträchtlichem Umfange nicht mehr besitzt. In eingeweihten Kreisen besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Österreichisch-ungarische Bank sich in kräftiger Verfassung befindet und eine Leistungsfähigkeit und Stärke zu entwickeln in der Lage ist, welche dem Kaiserstaate die Gewähr dafür bietet, daß er in seiner finanziellen Kriegsführung jeder Probe gewachsen sein wird[1])."

Glauben wir gezeigt zu haben, was die Deutsche Reichsbank und die Österreichisch-ungarische Bank ihren Ländern während des Krieges leisten, so gilt es nun, erwägend, daß der Krieg zwar notwendig, aber nicht ewig, zwar der Vater, aber nicht der Zweck der Dinge ist, Ausblick zu halten in die Zeit, wo die Waffen niedergelegt sein werden, Frieden in Europa wieder eingekehrt sein wird. Die Aufgabe der Notenbanken wird dann in erster Linie darauf gerichtet sein müssen, die frühere Bewertung ihrer Noten im Auslande wieder herzustellen, die Parität

[1]) Hugo Hartung, Der Kriegszustand bei den Zentralnotenbanken. Bank-Archiv XIV. Berlin 1915, Seite 157.

der Wechselkurse wieder zu stabilisieren, das Goldagio zu beseitigen. Nicht Zweifel an der Sicherheit der Banknoten, sondern rein äußerliche Gründe, wie Einstellung der Seeschiffahrt und Lähmung des Außenhandels der verbündeten Zentralmächte, sind die Gründe für das Disagio ihrer Währungen, wovon übrigens sämtliche kriegführenden Mächte mehr oder weniger betroffen werden. Es wird daher den Zentralmächten, selbst wenn wir die nach den schon klassisch gewordenen Worten: „Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter des Krieges verdient, sie sollen es in Zukunft mit herumschleppen, nicht wir[1])", in Aussicht stehende Kriegsentschädigung außer Betracht lassen, leichter als ihren Gegnern fallen, ihren Notenumlauf wieder zu verringern, wobei nicht vergessen werden darf, daß der vergrößerte Notenumlauf der Zentralmächte nicht nur zur Versorgung ihrer eigenen Volkswirtschaften dient, sondern auch als fast alleiniges Umlaufsmittel in den okkupierten Gebieten, die ein Areal von über 150 000 Quadratkilometern und eine Bevölkerung von über 15 Millionen Seelen haben, fungiert. Wie aber das Ziel unserer Heeresleitung auf ein Höheres als die Wiederherstellung des status quo ante gerichtet ist, so muß auch in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht ein Fortschritt erstrebt werden. Das politische Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, das durch Jahrzehnte in der Erscheinungen Flucht der einzige ruhende Pol geblieben ist, das sich in diesem gewaltigen Kriege aufs glänzende bewährt und die verbündeten Völker in nie geahnter Weise näher gebracht hat, darf auch wirtschaftlich nicht ohne Folgen bleiben. Seit Jahrzehnten steht in Österreich und Ungarn das Problem der Bankentrennung im Vordergrund der Debatten; der Krieg hat es zum Verstummen gebracht. Die in den Statuten der Österreichisch-ungarischen Bank für das laufende Jahr vorgesehene Beratung der Generalversammlung, ob die Erneuerung des Privilegs der gemeinsamen Bank nachzusuchen ist, erübrigt sich. Es gibt niemanden mehr, der zwei getrennte Notenbanken für die beiden Hälften der habsburgischen Doppelmonarchie wünscht. Soll aber wie bisher zwischen der Österreichisch-ungarischen Bank und der Deutschen Reichsbank keinerlei nähere Beziehung herrschen, sollen die Notenbanken der beiden verbündeten Reiche in keinem anderen Verhältnis zueinander stehen, als zu den Notenbanken des jetzt feindlichen oder neutralen Auslandes? Daß ein Giroverkehr zwischen der Reichsbank und der Österreichisch-ungarischen Bank nach den von den Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereinen[2]) seit Jahren angestrebten Methoden zu schaffen ist, erscheint mir unzweifelhaft. Findet aber die große Zeit auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht ein großes Geschlecht, wird ohne Rücksicht auf alle verhältnismäßig kleinen Schwierigkeiten eine wirklich nahe wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn geschaffen, kommt man zu der Überzeugung, daß die Festigkeit

[1]) Rede des Reichsschatzsekretärs Helfferich in der Reichstags-Sitzung vom 20. August 1915.
[2]) Vergl. J. Wolf, Das Internationale Zahlungswesen, Leipzig 1913.

unseres Bündnisses mit Österreich-Ungarn auch ein gewisses Maß gemeinsamer Wirtschaft, eine organische Verbindung, wie wir sie bisher noch nicht hatten[1]), bedingt, winkt uns als Ziel ein Zollverein zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, dann dürfen wir auch auf eine innige Annäherung der beiden Notenbanken hoffen, als, wenn auch fernes Ziel an eine gemeinsame Deutsch-Österreichisch-Ungarische Bank von unerschütterlicher Kraft und gewaltiger Größe denken.

Josef Szterényi

Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages:

Die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn.

Ob eine wirtschaftliche Annäherung zwischen den Staaten der im Kriege Schulter an Schulter stehenden Zentralmächte stattfinden soll, kann eigentlich keine Frage mehr sein. Daß eine solche Annäherung stattfinden wird, muß als beschlossene Tatsache gelten. Denn die Annäherung ist ein Gebot der Notwendigkeit, für das Deutsche Reich ebenso, wie für Österreich und Ungarn. Das politische Bündnis der zwei Großmächte fordert die wirtschaftliche Annäherung gebieterisch; dieses Bündnis erheischt nach dem Kriege eine weitgehende Ergänzung, und da kann die Ergänzung in wirtschaftlicher Beziehung nicht fehlen. So wie es eine Gefahr für das politische Bündnis wäre, eine Form der wirtschaftlichen Annäherung zu wählen, welche die starke Bevorteilung des ohnehin stärkeren Teils zur naturgemäßen starken Benachteiligung der schwächeren Teile zur Folge hätte, könnte es für dieses Bündnis ebensolche Gefahr werden, wenn die wirtschaftlichen Interessen der drei Wirtschaftsgebiete innerhalb des Bündnisses keine entsprechende Lösung und Befriedigung fänden. Staatspolitik und Wirtschaftspolitik können heute voneinander nicht mehr getrennt werden, ja, sie erscheinen als Zwillingsgeschwister; sie stellen eigentlich die Siameser Zwillinge dar. Was ist denn die eigentliche Triebkraft des derzeitigen Weltkrieges und was brachte die Tripelentente trotz vieler divergierender politischer Interessen zusammen? Großbritanniens Neid wegen Deutschlands mächtiger wirtschaftlicher Entwicklung, wegen Deutschlands expansiver Ausbreitung im Welthandel. Würden Englands weltwirtschaftliche Interessen hier nicht mitgespielt oder, besser gesagt, die Haupt-

[1]) Vgl J. Wolf, Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollverband, Leipzig 1915, Seite 25.

rolle gespielt haben, wäre die Entente nie zustande gekommen, dann wären Frankreichs nationale Eitelkeit und Rußlands Balkanpolitik nie so zur Geltung gekommen; es hätte nie zu einer solchen Konflagration kommen können. Die Wirtschaftspolitik beherrscht heute jede Staatspolitik, abgesehen von vereinzelten Fällen der nationalen Empfindlichkeit und des staatlichen Prestiges. Liefern die Vereinigten Staaten von Nordamerika eben im jetzigen Weltkriege nicht den schlagendsten Beweis hierfür? Nach den wirtschaftlichen Interessen werden sich künftighin die politischen Allianzen gestalten. Wo wirtschaftliche Gegensätze ihren Ausgleich finden und wirtschaftliche Interessen gegenseitig befriedigt werden können, dort und in jener Richtung werden politische Annäherungen angestrebt werden und erfolgen. Selbst die stärksten politischen Gegensätze werden ausgeglichen werden können, wo es sich um einschneidende wirtschaftliche Interessen handeln wird. Und wenn dem so ist, kann es doch nicht fraglich sein, ob zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn eine wirtschaftliche Annäherung zweckmäßig oder notwendig ist? Das sich im Kriege bewährte politische Bündnis muß notgedrungen eine Ergänzung militärischer Natur erhalten; beide werden eine wirtschaftliche Ergänzung zeitigen, und zwar im wohlverstandenen Interesse beider Großmächte.

Ich gehe dabei gar nicht von den — meiner Ansicht nach übrigens nur vorübergehenden — wirtschaftlichen Erscheinungen des Krieges und dessen natürlichen unmittelbaren Folgen aus. Denn ich würde es als gründlich verfehlt betrachten, diese höchstwichtige Frage von dem Gesichtspunkte zu beurteilen, ob das Deutsche Reich seinen nach den feindlichen Staaten und deren Kolonien vor Kriegsausbruch gehabten Export von rund vier Milliarden Mark ganz oder teilweise einbüßen wird, oder wo Österreich und Ungarn für ihren Ausfall derselben Natur von rund 700 Millionen Kronen Ersatz finden können? An und für sich, insbesondere für die erste Zeit nach Friedensschluß handelt es sich hierbei allerdings um tief ins Fleisch schneidende Interessen, aber es werden dies eben keine Fragen für die Dauer sein, denn einerseits ist doch der Sieg uns heute schon sicher, daher kann von Repressalien handelspolitischer Natur seitens der feindlichen Staaten keine Rede sein, andererseits aber ist die deutsche Industrie im überwiegenden Teil jeder Konkurrenz so stark überlegen, daß sie bei gleicher handelspolitischer Behandlung vorübergehende Stimmungen feindlicher Nationen nicht zu fürchten hat. Wo es sich um klingende Münze handelt, flauen solche Stimmungen sehr schnell ab, ganz abgesehen davon, daß die Schaffung nationaler Industrien bei der allgemeinen Geldknappheit, beziehungsweise bei den Geldbedürfnissen aller Staaten nicht so schnell vonstatten gehen wird, wie sich dies manche feindlichen Heißsporne vorstellen. Eine Weile wird es aber dauern, bis Deutschland seine durch den Krieg gestörten Exportorganisationen wieder herstellen kann, und als ganz belanglos darf die erwähnte Stimmung für die erste Zeit doch nicht hingestellt werden, so daß für die Eventualitäten der Übergangszeit doch ge-

sorgt werden muß. Hierzu bietet sich der nicht zu unterschätzende industrielle Import Österreichs und Ungarns, welcher sich in 1913 einschließlich des Imports aus Deutschland auf 3015 Millionen Kronen bezifferte; hierzu muß der bisherige Import der europäischen und asiatischen Türkei aus England, Frankreich und Italien in Mitrechnung gezogen werden, und schließlich muß doch mit einem in dieser Beziehung sehr mächtigen Faktor noch gerechnet werden, mit der Lösung der belgischen Frage, welche für das Deutsche Reich auch in handelspolitischer Beziehung nicht gleichgültig sein kann.

Und dann wird doch ein ansehnlicher Teil der deutschen Industrie unmittelbar nach Friedensschluß für den inländischen Bedarf vorübergehend viel stärkere Beschäftigung finden, wie in normalen Zeiten; was das aber bedeuten kann, dafür möchte ich nur das eine Beispiel anführen, daß, während die Gesamtausfuhr des Deutschen Reiches in 1913 insgesamt 10,8 Milliarden Mark betrug, die verschiedenen Kriegsindustrien — laut einer offiziösen Mitteilung — von August 1914 bis März 1915, also nur innerhalb acht Monaten, Werte von über zehn Milliarden Mark erzeugten, somit diese Überbeschäftigung auch in Betracht gezogen werden muß. Damit im Zusammenhange steht noch die Steigerungsmöglichkeit des inneren Konsums in Deutschland, durch Verdrängung der Importe aus England und Frankreich, was bei dem stark ausgeprägten nationalen Gefühl des deutschen Volkes nicht fraglich sein kann.

Ich führte dies nur an, um den Beweis dafür zu erbringen, daß die große Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn nicht von diesem, mehr oder weniger vorübergehenden Gesichtspunkte beurteilt werden kann, sondern nur vom Standpunkte der Dauerhaftigkeit behandelt werden darf, denn unser Bündnis kann kein Verhältnis kurz befristeter Natur sein, soll es auch für die Zukunft so stark sein, wie es sich in diesem Kriege zeigte. Dieses Bündnis bewährte sich im Frieden und im Kriege, damals als Gewähr für die friedliche Entwicklung, jetzt als Garantie der Sicherung einer friedlichen Zukunft; es ist zu einer absoluten Notwendigkeit für immerwährende Zeiten geworden, welches nur gestärkt werden kann, nie aber geschwächt werden darf. Von diesem Gesichtspunkte muß daher seine wirtschaftliche Ergänzung betrachtet werden, von diesem Gesichtspunkte möchte auch ich diese Frage behandeln und mich dabei ausschließlich mit den Lösungseventualitäten dieser Annäherung befassen, wobei ich jene Frage, ob eine solche Annäherung notwendig oder geboten erscheint, als in sich selbst hinfällig, einfach übergehe; dieser Frage haben weltgeschichtliche Zeiten und Ereignisse die Antwort erteilt.

Heute kann nur mehr jene Frage gestellt werden: *wie soll die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn geschehen, welche Lösung soll und kann hierfür gewählt werden, welche Lösung gewährleistet uns*

jene Grundbedingung, daß unser politisches Bündnis wirtschaftlich gestärkt werde?

Mit dieser Frage möchte ich mich daher in meinen weiteren Ausführungen befassen, und nachdem ich mich in der prinzipiellen Frage der wirtschaftlichen Annäherung schon einleitend festlegte, kann ich der Untersuchung dieser Frage ohne die Befürchtung nähertreten, mißdeutet werden zu können, wenn die Ergebnisse meiner Untersuchung manchen Idealen nicht entsprechen sollten. Solche Fragen dürfen eben nicht nach idealen Zielen behandelt werden, sie müssen nach realen Verwirklichkeitsmöglichkeiten untersucht werden. Ausschließlich von diesem Gesichtspunkte will ich diese hochwichtigste Frage behandeln und mich von keinerlei Gefühlsmomenten beeinflussen lassen, denn seien diese noch so ehrenwert und wurzeln sie noch so tief in unseren Empfindungen, wenn die Durchführbarkeit fehlt und sie nicht auch feste wirtschaftliche Grundlagen haben, bleiben sie einfach Ideale ohne die geringste Hoffnung auf Verwirklichung.

Die Frage der wirtschaftlichen Annäherung — in Form einer Zollunion — reicht eigentlich in die vierziger, dann in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Österreich wünschte sie damals, es hatte politische Zwecke damit. Ungarn war damals noch durch Zwischenzölle wirtschaftlich von Österreich getrennt. Wie in Österreich, wurde die Frage auch in Ungarn rein politisch behandelt, Ludwig Kossuth führte eine starke Preßfehde gegen eine Zollunion mit Deutschland. Dieselben Gründe wurden dagegen aufgeführt, welche Österreich dafür ins Treffen brachte. „Wenn wir auf unserem Anspruche auf Zolleinigung bestehen, so geschieht es, . . . weil Österreich eine deutsche Macht ist und nicht zugeben kann, daß eine gemeinsam deutsche Einrichtung ihm grundsätzlich verschlossen bleibe, und daß es von seinem Bundesgenossen als Ausland behandelt werde.“ Damit begründet später, als die Frage der Union noch immer nicht zur Ruhe kam, der damalige Minister des Äußern, Graf Rechberg, den österreichischen Standpunkt*). Vor dieser deutschen Überflutung fürchtete sich seinerzeit Kossuth, und aus diesem Grunde nahm er Stellung gegen den Beitritt Ungarns in den deutschen Zollverein im Jahre 1847.

Diese Stellungnahme wurde aber damals ebenso gegenstandslos, wie jene noch später Österreichs, denn Preußen widersetzte sich — ebenfalls aus politischen Gründen — dem österreichischerseits angeregten Beitritt. An Bismarcks Widerstand scheiterte der Plan; rein politische Motive leiteten auch ihn dabei, die entgegengesetzten Motive Österreichs, ganz abgesehen davon, daß er den Plan für „niemals durchführbar“ erklärte, denn „eine ernsthafte, sachliche Behandlung im Detail wird darüber schwerlich einen Zweifel lassen“**).

Wiederholt tauchte die Frage der Zollunion in den achtziger Jahren des

*) Graf Rechbergs Brief an Graf Bismarck, 17. September 1864.

**) Graf Bismarck an Graf Rechberg, 8. September 1864.

vorigen Jahrhunderts auf, damals allerdings nicht auf rein politische Motive gestützt. Jetzt wurde sie durch den Weltkrieg wieder in den Vordergrund gestellt, aber wieder überwiegend mit politischem Hintergrund.

Die Erscheinungen und Ereignisse dieses entsetzlichen Weltkrieges lassen diese Anregung als natürlich, daher verständlich erscheinen, denn es gibt fast keines Gleichen mehr in der Weltgeschichte, wie Deutschland und Österreich-Ungarn in diesem Kriege nebeneinander stehen. Es ist leicht erklärlich, daß der Wunsch laut geworden ist, wenn wir militärisch so miteinander verschmolzen sein können, so sollten wir es auch wirtschaftlich sein.

Ob wohl „eine ernsthafte, sachliche Behandlung im Detail" eine Möglichkeit hierfür in der Form der Zollunion bietet?

Betrachten wir die Frage vorerst von politischem Gesichtspunkte. Hierauf scheint Bismarck gezielt zu haben mit seiner Erklärung — an welcher er, wie bekannt, bis zu seinem Ende festhielt —, daß er eine Zollunion zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn für „niemals durchführbar" hält. Mag man dem größten Staatsmann seines Jahrhunderts heute nachsagen, daß er in wirtschaftlichen Fragen nicht ganz einwandfreie Ansichten vertrat — sein Scharfblick und seine absolute Autorität in politischen Fragen kann nie bestritten werden.

Auch kann Bismarck nicht zugemutet werden, daß er dabei gegen Österreich-Ungarn eingenommen gewesen wäre, denn das widerspräche seiner ganzen Vergangenheit. Sagte doch der große Reichskanzler: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann*)." Worte, welche Kaiser und deutsches Volk im jetzigen Weltkrieg so mächtig in Wirklichkeit übersetzten!

Wie gestaltet sich nun eine Zollunion vom politischen Gesichtspunkte?

„Nicht der vollkommen freie Verkehr zwischen den zollvereinten Ländern ist die Charakteristik der Zollunion, sondern die einheitliche Zollgrenze und die einheitliche Zollpolitik gegenüber dritten Staaten. Die Zollunion verlangt also die Abdikation des selbständigen Verfügungsrechtes der einzelnen zollvereinten Staaten bezüglich der auswärtigen Handelspolitik. Die Feststellung des Zolltarifs, der Abschluß von Handelsverträgen, ja selbst die diplomatische Vertretung von Handelsinteressen ist nunmehr gemeinsame Angelegenheit der zollvereinten Staaten. . . . Der einzelne Staat der zollvereinten Länder abdiziert von seinem Rechte der souveränen

*) Gedanken und Erinnerungen, Seite 253.

Handelspolitik und unterwirft sich auch dem Willen der zollvereinten Länder. Der einzelne Staat des zollvereinten Gebietes ist handelspolitisch für dritte Staaten verschwunden und bildet einen Teil des als neues Individuum auftretenden Zollvereines*)."

Der deutsche Zollverein in seiner heutigen ideellen Form war nur möglich zufolge der Einheitlichkeit des Deutschen Reiches, ja, der Zollverein vor dem Reiche mußte notgedrungenerweise zum Reiche führen.

Die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn, die einzige dieser Art, ist nur zufolge gemeinsamer auswärtiger Vertretung der österreichisch-ungarischen Monarchie möglich, selbst hierbei war es immer eine ungarische Forderung, daß die eigene Staatlichkeit Ungarns beim Abschluß von Handelsverträgen entsprechend zum Ausdruck komme. Nun handelt es sich aber im Falle einer Zollunion zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn um zwei Großmächte. Ist es also wahrscheinlich, daß eine Großmacht von ihrer handelspolitischen Selbständigkeit, von der eigenen diplomatischen Vertretung ihrer Handelsinteressen abdiziere? Und wenn dies prinzipiell möglich wäre, müßten oder, milder gesprochen, könnten daraus keine Unstimmigkeiten im politischen Verhältnisse der beiden Mächte entstehen? Denn diplomatische Vertretungen haben doch nur Mächte und nicht Zollvereine, und die handelspolitischen Verhandlungen führen naturgemäß nur diese Vertretungen. Dies müßte im praktischen Leben zur scheinbaren Hintansetzung der einen oder der anderen Großmacht führen. Ob wohl dies schon an und für sich nicht den Keim von Unstimmigkeiten in sich tragen müßte?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß des großen Reichskanzlers „niemals ausführbar" sich in erster Reihe auf diesen Umstand bezog; sein politischer Scharfblick sah klar die politische Schwierigkeit. Doch möchte ich hierauf nur kurz verwiesen haben, wie auch auf die sich einer Zollunion gegenüber ergebenden staatsrechtlichen Schwierigkeiten.

Die Vertretung der auswärtigen Handelsinteressen beider Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie ist für Österreich in seinem Staatsgrundgesetze, für Ungarn in seinem Ausgleichsgesetz von 1867 geregelt. Im Falle einer Zollunion, bei welcher die handelspolitische Vertretung dritten Staaten gegenüber nicht durch die gemeinsamen Vertreter der Monarchie zu geschehen hätte, müßten diese Gesetze abgeändert werden, wozu in Österreich eine Zweidrittelmajorität des Reichsrates notwendig wäre. Die ungarische Gesetzgebung kennt keine qualifizierte Majorität; hier würde sich aber eine andere Schwierigkeit ergeben. Das ungarische Ausgleichsgesetz hält das freie einseitige Verfügungsrecht Ungarns in

*) Alex. Matlekovits, Neue Freie Presse 1915. 24. April.

wirtschaftlicher Beziehung für den Fall aufrecht, daß sich Ungarn und Österreich über die Regelung ihres wirtschaftlichen Verhältnisses von Zeit zu Zeit nicht einigen sollten. Nun ist aber eine Zollunion zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn von zehn zu zehn, oder von zwanzig zu zwanzig Jahren auf Kündigung doch nicht recht denkbar, wenigstens kann ich mir es nicht denken, daß Deutschland seine Handelspolitik auf eine solche Grundlage zu stellen bereit wäre. Demzufolge müßte Ungarn auch Österreich gegenüber abdizieren von seinem erwähnten freien Verfügungsrechte, denn der Wert einer Zollunion bestände doch für Deutschland nur darin, daß es die österreichischen und ungarischen Wirtschaftsgebiete in ihrer Gänze für die Union bekäme. Wer die Verhältnisse in Österreich und in Ungarn nur einigermaßen kennt, wird sich betreffs der Durchführbarkeit dieser Verfassungsänderungen keinen Illusionen hingeben; nur unnütze und vergebliche Kämpfe würden da in beiden Staaten der Monarchie heraufbeschworen werden, welche vom Standpunkte des politischen Bündnisses zumindest als sehr unerwünscht angesehen werden müßten.

Ich muß aber noch auf eine sehr wichtige staatsrechtliche Schwierigkeit verweisen: auf die Frage der gemeinsamen Zollgesetzgebung. Bei einer Zollunion ist es nicht anders denkbar, als daß die Zollgesetzgebung für alle zollvereinten Staaten gemeinsam sei. Es geht doch nicht an, daß über alle einschlägige Fragen drei Parlamente zu beschließen hätten. Wie kommt man aber über diese Schwierigkeit hinweg, wo die wirtschaftlichen Angelegenheiten in allen drei Staaten in die souveräne Kompetenz der Legislative gehören? Es wurde ein Zollparlament angeregt, eventuell mit einem Vetorecht zum Schutze der Minorität. Also wäre ein Majoritätsprinzip gedacht. Wenn die Anwendung dieses Prinzips überhaupt auch nur denkbar wäre, würde damit eine permanente Stätte für Unzufriedenheit geschaffen werden, und zwar nicht nur eventuell zwischen den beiden Monarchien, sondern auch innerhalb unserer Monarchie zwischen unseren beiden Staaten, und auch dies müßte eine schädliche Rückwirkung auf unser politisches Bündnis ausüben, so daß der bekannte deutsche Reichstagsabgeordnete Georg Gothein über die Union sehr richtig sagt: „ja, sie könnte eher der politischen Freundschaft hinderlich sein"*). Für meinen Standpunkt in dieser Richtung ist es für mich sehr beruhigend, daß nicht nur ich staatsrechtliche Schwierigkeiten sehe, sondern auch deutsche Parlamentarier, wie Gothein, der an derselben Stelle sich diesbezüglich folgendermaßen äußert: „Vor allem sind es staatsrechtliche Schwierigkeiten, die einer Zollunion entgegenstehen." Zu demselben Resultate kam ein anderer hervorragender deutscher Fachmann, der Kgl. bayr. Wirkl. Rat und Abgeordnete H. Osel**), so daß es der Wahrheit nicht entspreche, wollte man behaupten, daß Ungarn einer Zollunion im Wege

*) Vossische Zeitung 21. Juli 1915.
**) Allgemeine Rundschau 29. Juni 1915.

stehe. Gewiß nicht, denn Ungarn könnte mehr Vorteile daraus ziehen, abgesehen von seinen industriellen Interessen.

Die erste Bedingung einer Zollunion wäre natürlich der gemeinsame autonome Zolltarif, das Verhandlungsinstrument mit anderen Staaten. Das Bedenken jener Schwarzseher, die da meinen, es wäre unmöglich, eine Einigung auf einen solchen Tarif zustande zu bringen, teile ich nicht. Gewiß gibt es auch da Schwierigkeiten, aber unlösbar ist diese Frage nicht, denn dort, wo es sich um Verwirklichung einer großen Idee handelt, müssen auf allen Seiten Opfer gebracht werden können, da darf es an mehr oder weniger kleinlichen materiellen Interessen einzelner Wirtschaftsgruppen nicht scheitern, das wirtschaftliche Gesamtinteresse jedes einzelnen Staates muß maßgebend sein. Nicht so optimistisch bin ich aber in der allerwichtigsten Frage der handelspolitischen Bewegungsfreiheit der geplanten Zollunion. Wie würde sich die Union in dieser Beziehung gestalten? Wäre dies nicht ein viel zu schwerfälliger Apparat, als daß eine ersprießliche Tätigkeit zu gewärtigen wäre? Man wolle nur bedenken, daß in jeder einzelnen Frage drei Regierungen zu entscheiden hätten, denn die Regierungen könnten ja ihr Entschließungsrecht keinem anderen Faktor überlassen. Was das aber bedeutet, dafür bieten uns die Erfahrungen unserer Doppelmonarchie hinlängliche Erfahrungen, wo wir es nur mit zwei Regierungen zu tun haben, und da haben wir ständige Kämpfe, um die wirtschaftlichen Interessen beider Staaten auszugleichen. Das Beispiel Österreichs und Ungarns in seiner handelspolitischen Schwerfälligkeit — welche aber eine unausweichbare Folge der Staatsform einer Doppelmonarchie ist — sollte zu einem noch schwerfälligeren Apparate doch nicht aneifern! Schon dieses Verhältnis allein müßte uns davon abhalten, als Form der wirtschaftlichen Annäherung jene der Zollunion zu wählen, denn wenn es zwischen Österreich und Ungarn in der Vergangenheit Streitigkeiten gab, waren es immer wirtschaftliche und handelspolitische Ursachen, welche dahin führten. Zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn dürfen aber solche Streitigkeiten nicht entstehen, denn sie könnten das politische Bündnis trüben.

Nicht unbedenklich ist auch die Frage der Zolleinnahmen. Wie und nach welchem Schlüssel sollen diese geteilt werden? Nach dem Konsum, heißt es in einem Antrage, nach der Zollgrenze in einem anderen, nach der Bevölkerungszahl in einem dritten, die Kriegsentschädigung soll hier Vorschub für den sonst benachteiligten Teil leisten, so sagt ein weiterer Antrag. Wie leicht werden solche Anträge dahingestellt! Der Konsum als Basis wäre sehr annehmbar und auch gerecht. Aber wie diesen feststellen? Die Zollgrenze, da würde Österreich und Ungarn schön hineinfallen, und bei der Bevölkerungszahl Deutschland. Was für den einen Teil annehmbar wäre, gestaltet sich als eine Unmöglichkeit für den anderen, und von einer Kriegsentschädigung in dieser Beziehung kann überhaupt nicht gesprochen werden; wir können doch unsere wirtschaftliche Annäherung von der

Kriegsentschädigung nicht abhängig machen. Wieder muß ich auf das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn verweisen, auf den Umstand, daß es trotz aller Bestrebungen seit 1867 nicht gelang, für die Quote der gemeinsamen Ausgaben der Monarchie eine Berechnungsgrundlage zu vereinbaren. Mit Recht sagte mir jüngst ein sehr hervorragender deutscher Staatsmann, der noch dazu ein Freund der Zollunion ist, daß er diese Frage als eine der allerschwierigsten betrachtet, und vollständig teilt die Ansicht Osels, der in bezug auf diese Frage sagte: „Es darf bei den Völkern Österreichs und Ungarns ebensowenig wie bei dem deutschen Volke der Gedanke auftauchen können, daß die enge wirtschaftliche Verbindung eine Übermacht des einen Teils über den andern bringe; dieser Gedanke wäre natürlich auch politisch verhängnisvoll*)."

Nicht so schwer lösbar ist die Frage der Monopole und Verzehrungssteuern, aber gelöst muß auch diese werden. Monopole können zwar verschiedener Natur in den zollvereinten Staaten bestehen, wenn es auch nicht wünschenswert ist, aber prinzipiell kann es nicht ausgeschlossen werden. Diese kleine Unbequemlichkeit könnte kein Hindernis für eine Zollunion bilden. Die Verzehrungssteuern könnten durch das Überweisungsverfahren geordnet werden, wie wir hierfür zwischen Österreich und Ungarn die Lösung in einer sich ganz gut bewährten Form haben, und auch das System der Surtaxen wäre anwendbar.

Auch sehe ich keine unüberbrückbare Schwierigkeit in der Schaffung eines einheitlichen Frachtrechtes und einheitlicher Frachtentarife, und dies umsoweniger, als die österreichischen und ungarischen Staatsbahnen auch auf dem Ertragswirtschaftssystem beruhen, wie fast ausnahmslos alle deutschen Eisenbahnen. Diese Einheitlichkeit muß aber geschaffen werden; sie ist eine der wichtigsten Grundbedingungen einer Zollunion, wie auch die Einheitlichkeit der wirtschaftlichen und finanzpolitischen Gesetzgebung, denn eine Zollunion mit verschiedenem Frachtrechte und Frachttarifen, mit verschiedenem Gewerbe- und Handelsrecht usw., ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Soweit aber möchte ich doch nicht gehen, daß ich die gleiche Steuergesetzgebung und soziale Fürsorge als Postulat einer Zollunion hinstellen würde. Einerseits beweist bei der Steuergesetzgebung eben der deutsche Zollverein, daß in den zollvereinten Staaten verschiedene Steuersysteme ganz gut möglich sind, andererseits die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn, daß dies auch in bezug auf soziale Lasten nicht unbedingt notwendig ist. Daß es vorteilhafter ist, wenn auch diesbezüglich eine Einheitlichkeit besteht, soll damit nicht bestritten werden.

Nun müßte aber die Frage der Form unserer wirtschaftlichen Annäherung prinzipiell geklärt sein, bis es zum Friedensschlusse kommt, denn das Friedens-

*) Kölnische Volkszeitung 15. Juni 1915.

instrument wird voraussichtlich wichtige handelspolitische Bestimmungen enthalten, dort müssen wir schon geschlossen dastehen. Ist es aber möglich, zwischen drei Regierungen in so wichtigen wirtschaftlichen Fragen, denen die Valutafrage noch angegliedert werden müßte, auch nur eine prinzipielle Einigung herbeizuführen? Ist es möglich, vorhergehend auch noch eine Prämisse zu erfüllen, ohne welche die Regierungen nicht einmal zu Verhandlungen eintreten könnten: die Einigung Österreichs und Ungarns über ihr gegenseitiges wirtschaftliches Verhältnis ab 1917? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Einigung zustande kommen wird, die Freude einer Zerspaltung werden unsere beiden Staaten ihren Feinden nicht gönnen, — aber Zeit erheischt dies doch, noch dazu viel Zeit. Nur offen dürfen solche Fragen nicht bleiben, geklärt müssen sie zumindest prinzipiell werden, sonst ergäbe sich eine viel zu große Reibungsfläche innerhalb des politischen Bündnisses, und statt dessen Festigung durch Angliederung wirtschaftlicher Interessen könnte daraus leicht eine Lockerung werden; nichts ist hierzu so sehr geeignet, wie wirtschaftliche Gegensätze.

Und damit komme ich auf die wirtschaftliche Seite der Frage zu sprechen. Mit zwei Gebieten des wirtschaftlichen Lebens kann ich — vom ungarischen Standpunkte — gar bald fertig werden; es ist dies die finanzielle und agrarische Seite einer Zollunion. Freudig müßte Ungarn eine solche von diesen Gesichtspunkten begrüßen, denn Ungarn ist in der Förderung seiner Volkswirtschaft, ja selbst bei seinen staatlichen Investitionsbedürfnissen auf fremdes Kapital angewiesen. Diesbezüglich können wir aus einer engen wirtschaftlichen Verbindung mit Deutschland nur Vorteile ziehen. Zwar wird das Deutsche Reich nach Friedensschluß noch geraume Zeit seine freien Kapitalien für sich selbst benötigen, doch werden dort die Kriegslasten bei einem nationalen Einkommensüberschuß von jährlichen zehn Milliarden*) verhältnismäßig rasch aufgebracht sein, trotzdem kann der deutsche Geldmarkt für uns von ganz bedeutendem Werte werden.

Ähnlich würde sich die Lage in landwirtschaftlicher Beziehung gestalten; auch diesbezüglich zeigen sich für Ungarn nur Vorteile aus einer Union, insbesondere wenn zu dem fast unbegrenzten deutschen Absatzgebiet noch deutsches Arbeitssystem, deutsche Kraft unserer Landwirtschaft zu Hilfe kämen. Ich gestehe es, daß ich auf letzteres viel größeres Gewicht lege; denn Absatzgebiet haben wir für unsere Mehrproduktion derzeit noch selbst in unserer Monarchie genügend, und es wird Jahre benötigen, bis wir zu einer ansehnlicheren Mehrproduktion gelangen, um den Bedarf Deutschlands auch nur teilweise decken zu können. Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für unsere Landwirtschaft sich ein sehr großes Gebiet der Entwicklung eröffnen würde, daß selbst die Bodenpreise eine ansehnliche Steigerung erfahren dürften, letzteres im Verhältnisse der Entwicklung der

*) Helfferich: Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913. Seite 122.

Landwirtschaft, welche eine unserer größten Aufgaben der allernächsten Zukunft bilden muß; denn es ist doch ein unhaltbarer Zustand, daß Ungarn mit seinem gesegneten Boden kaum etwas über die Hälfte der deutschen Weizendurchschnittsergebnisse hat; daß während eines dreißigjährigen Durchschnittes — 1885 bis 1913 — der Ernteergebnisse Weizen in Deutschland bei einer bebauten Fläche von 1 885 669 Hektar eine Ernte von 32 854 466 Doppelzentner, Ungarn aber bei einer Fläche von 3 327 389 Hektar (also um 1 441 923 Hektar mehr) nur 41 818 957 Doppelzentner (insgesamt nur um 8 964 491 Doppelzentner mehr) Ernte aufweist, das heißt, Ungarn müßte bei gleichen Erntedurchschnitten auf Grund der Daten des Jahres 1913 um 38 855 124 Doppelzentner mehr Weizen geerntet haben, als in Wirklichkeit, was bei den normalen Getreidepreisen vor Kriegsausbruch eine Erhöhung des nationalen Einkommens von über einer Milliarde Kronen ergeben würde.

Es würde zu weit führen, die Ursachen dieses Rückstandes der ungarischen Landwirtschaft hier zu erörtern, ich will es deshalb auch unterlassen. Ich beschränke mich hier einfach auf die abermalige Feststellung dessen, daß die ungarische Landwirtschaft aus einer Zollunion mit Deutschland nur Vorteile ziehen könnte.

Nicht so die ungarische Industrie, für welche eine Zollunion bei ihrem heutigen Bestande geradezu katastrophal wirken müßte, denn sie wäre nunmehr nicht nur dem Drucke der österreichischen Industrie ausgesetzt, welche sich naturgemäß umso stärker auf den ungarischen Markt werfen müßte, sondern auch der deutschen, welche die Konkurrenz mit der österreichischen Industrie hier aufnehmen würde. Daß sie ihr überlegen wäre, kann nicht fraglich sein, trotz der Zwischenzölle, welche bis zu deren gänzlichen Abbau als ein Schutz für die österreichische Industrie gedacht wäre, — daß aber die unvergleichlich schwächere ungarische Industrie dabei — von einigen Zweigen derselben abgesehen — ganz unterliegen müßte, darüber kann kein Zweifel bestehen, dies wäre ein ganz natürlicher, unaufhaltbarer Prozeß. Ich möchte hier nicht viel mit Ziffern operieren, und es hieße auch Eulen nach Athen tragen, wollte ich einen Vergleich der ungarischen mit der deutschen Industrie aufstellen. Soviel möchte ich aber doch erwähnen, daß in Deutschland rund 40 Prozent der gesamten Erwerbsbevölkerung auf Industrie, Berg- und Hüttenwesen fällt, in Ungarn aber nur 14 Prozent, und daß *die gesamte ungarische industrielle und gewerbliche Produktion derzeit nicht größer ist, als der Export Deutschlands in der Eisen-, Maschinen-, Elektrizitäts- und Textilindustrie.* Steht schon die österreichische Industrie der ungarischen gegenüber zumindest wie 8:1, so steht die deutsche wieder der österreichischen gegenüber etwa wie 5:1. Wie würde Ungarn in einer solchen Situation mit seiner kleinen Industrie dastehen!

Daß dabei an eine weitere Förderung einer Industrie nicht gedacht werden könnte, darüber kann nicht einmal mehr gesprochen werden.

Nun kann aber Ungarn von der Förderung, ich möchte es doppelt unterstrichen haben, von einer großzügigen Förderung seiner Industrie nicht Abstand nehmen, ohne die Gefahr zu laufen, seine vitalsten staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen opfern zu müssen. Denn die Landwirtschaft allein vermag die erfreulich zunehmende Bevölkerung von etwa ein Prozent jährlich nicht zu ernähren, sollte sie noch so intensiv gefördert werden; die Landwirtschaft kann die Lasten des Staates nicht ertragen, und hat Ungarn doch heute schon ein Jahresbudget von über zwei Milliarden Kronen, welches sich zufolge der enormen Kriegslasten unbedingt auf drei Milliarden stellen wird. Ohne entsprechende Industrie müßte Ungarn mit seiner Staats- und Volkswirtschaft zurückfallen in die Lage früherer Jahrzehnte; die Auswanderung müßte wieder enorme Dimensionen annehmen, der Steigerung und dem Exporte der landwirtschaftlichen Produktion gegenüber müßte die Steigerung des industriellen Importes stehen — der schnurgerade Weg zur Verarmung der Nation. Worin findet es denn seine Begründung, daß der ungarische landwirtschaftliche Export allmählich zurückgeht? Neben der geringen Entwicklung der Landwirtschaft in der Industrialisierung des Landes, in dem Anwachsen der Städte als natürliche Folge der Industrieförderung, und dieselbe Erscheinung in viel stärkerem Maße in Österreich. Dieselbe Ursache, daß der derzeitige deutsche Handelsvertrag in dieser Relation die an denselben geknüpften Hoffnungen nicht erfüllte; nicht Deutschland ist — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — Schuld daran — die Steigerung unseres eigenen und des österreichischen Konsums bildet die Erklärung dazu.

Mit der starken Förderung der Landwirtschaft muß daher parallel eine großangelegte Industrieförderung einsetzen, und in dem Maße, als deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist uns dabei zu Hilfe kommen wird, werden die Entfernungen immer geringer werden, welche die deutschen, österreichischen und ungarischen Wirtschaftsgebiete voneinander trennen.

Wenn auch nicht bestritten werden darf, daß wir auch Industrien haben, welche aus einer Zollunion nur Nutzen ziehen könnten, so muß doch demgegenüber festgestellt werden, daß diese Industrien verschwindend gering jenen gegenüber sind, welche der Konkurrenz der mächtigen deutschen Industrie nicht standhalten könnten. *In derselben Situation ist in viel höherem Maße die österreichische Industrie, darum ist sie* — mit verhältnismäßig wenigen ehrenwerten Ausnahmen — *gegen eine Zollunion. Ganz besonders möchte ich hier betonen, daß in der Beurteilung der Frage der Zollunion die österreichische und ungarische Industrie, ja sogar die österreichischen und ungarischen Agrarier,* — mit den erwähnten Ausnahmen — *absolut einig sind*, und daß es nur tendenziöse Unterstellung ist, wenn behauptet wird — wie es leider schon geschah —, daß die Zollunion an dem Widerstand Ungarns scheitert.

Man möchte an manchen Stellen gerne Ungarn alles in die Schuhe schieben. Das wird aber nicht gelingen, weil man in Deutschland nur zu gut weiß, daß Ungarn absolut zuverlässig für das Bündnis ist, daß wir Ungarn es waren, die noch lange vor dem Kriege die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Annäherung mit dem Deutschen Reiche anregten, und daß Ungarn auch für die Zukunft die stärkste Stütze des Bündnisses sein wird, denn für Ungarn bildet ein großes, mächtiges Deutschland nicht nur jene Großmacht, welche mit einer starken österreichisch-ungarischen Monarchie die größte Gewähr für eine friedliche Entwicklung der Nationen darstellt, sondern für Ungarn ist dieses Deutschland auch die stärkste Garantie für seinen nationalen Bestand. Dieses Ungarn wird daher alles aufbieten, was das Bündnis mit Deutschland zu festigen geeignet ist; es ist hierfür auch zu Opfern bereit.

Der Verwirklichung einer Zollunion aber stehen Schwierigkeiten im Wege, welche nicht nur in Österreich, nicht nur in Ungarn, sondern auch in Deutschland anerkannt werden. An der Tagung der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine zu Berlin (23.—24. Juli 1915) kamen diese Schwierigkeiten auch deutscherseits zum Ausdruck, ja es wurde dort von berufener Seite hervorgehoben, daß die Mehrheit der interessierten deutschen Kreise nicht für eine Zollunion sei; die bisherigen Ergebnisse der Detailarbeiten des deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes — welcher in Ungarn übrigens nicht besteht —, „die sich auf die Mitwirkung fast aller größeren deutschen Fachvereine und anderer zentraler Körperschaften stützten, lassen die überwiegende Meinung der Interessenten über die Neugestaltung unserer Handelsbeziehungen zu Österreich-Ungarn in ihren allgemeinen Umrissen dahin erkennen, daß die Schaffung eines Zollvereins . . . . durchaus untunlich und derzeit nicht erreichbar sei"*).

Zu demselben Resultat kam unter anderem die deutsche Schwerindustrie, welche sich trotz der sich ihr zufolge ihrer großen Überlegenheit darbietenden Vorteile gegen die Zollunion aussprach und zwar aus Gründen, welche den Vertretern dieser Industrie nur zur Ehre gereichen, ihr hohes Niveau kennzeichnen; sie befürchten ungünstige Rückwirkungen auf das politische Bündnis, welches darunter leiden müßte, wenn die deutsche Konkurrenz die österreichische und die ungarische Industrie verdrängen würde; sie wollen keine Ursache von Mißstimmungen werden.

Nun ist aber die Zollunion nicht die einzige Lösung einer wirtschaftlichen Annäherung, und mit Recht sagt Abgeordneter Gothein: „aber daß für das eine (Festigung des Bündnisses), wie für das andere (Erhaltung der wirtschaftlichen

*) Frankfurter Zeitung, 17. Juni 1915.

Kraft der Monarchie) die Zollunion zwischen uns notwendig sei, ist nicht anzuerkennen. Ja sie könnte eher der politischen Freundschaft hinderlich sein"*).

Derselben Ansicht sind wir auch. Dieselbe Befürchtung hegen auch wir, und *weil uns die Innigkeit unseres politischen Bündnisses als höchstes Ziel vorschwebt*, und weil wir der Ansicht sind, daß die wirtschaftliche Annäherung nicht nach Gefühlen, sondern auf Grund gegenseitiger wirtschaftlicher Interessen gelöst werden muß, um sich wirklich als Stärkung des Bündnisses erweisen zu können, empfehlen wir als Form der Annäherung jene Lösung, welche auch der deutsche Mitteleuropäische Wirtschaftsverein als alternative Lösungsmodalität vorschlug, welche auch der Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband nach „sachlicher Prüfung der Frage" beantragt; welche die österreichischen und ungarischen Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine als zweckmäßigste Form bezeichneten: *die gegenseitige Vorzugsbehandlung, das System präferentieller Zölle auf längere Dauer*, wie die Handelsverträge bisher abgeschlossen wurden, *in einer Form, welche die Inanspruchnahme dieser Vorzugszölle auf Grund der Meistbegünstigung für andere Länder ausschließt*. Um geschlossen nebeneinander für die Zukunft handelspolitisch tätig zu sein, sich gegenseitig in den wirtschaftlichen Interessen unterstützen und ergänzen zu können, beantragen wir, daß *wir künftig bei allen handelspolitischen Vereinbarungen mit anderen Staaten stets im Einvernehmen vorgehen und Handelsverträge gleichzeitig abschließen sollen*.

Und um die wirtschaftliche Annäherung weiter auszugestalten, *empfehlen wir das Anstreben einer möglichsten Vereinheitlichung der wirtschaftlichen Gesetzgebung aller drei Staaten*.

Ich verkenne die Schwierigkeiten des Systems der Vorzugszölle auch nicht. Aber ich halte sie für überwindbar, zumal sie nicht prinzipieller Natur sind. Allerdings hängt alles davon ab, wie dieses System in den Details durchgeführt werden soll. Da möchte ich wieder ganz besonders betonen, daß mir keine formelle Lösung vorschwebt, denn ich betrachte eine wirkliche wirtschaftliche Annäherung für eine unbedingte Notwendigkeit; dieser Lösung muß *ernster* Inhalt gegeben werden; wir müssen dem Deutschen Reiche für die Dauer die Möglichkeit bieten, in Österreich und in Ungarn allen industriellen Import sich zu sichern, auf welchen wir überhaupt angewiesen sind, wie wir denn auch dasselbe von Deutschland für unseren Export verlangen, insofern wir die Importbedürfnisse Deutschlands decken können. Der Unterschied liegt darin, daß die deutsche Industrie bei uns fast alles ersetzen kann, was wir vom Auslande beziehen, wir aber den deutschen Bedarf nur in sehr beschränktem Maße.

---

*) Vossische Zeitung 21. Juli 1915.

Bei dieser Lösung haben wir auch unseren dritten Bundesgenossen im Kriege, die Türkei im Auge. Bei einem präferentiellen System könnten wir auch die Türkei mitnehmen, und wenn dann der alte Kanalplan auch zur Verwirklichung käme, die Donau mit dem Atlantischen Ozean zu verbinden, dann würden wirtschaftliche Zukunftsmöglichkeiten entstehen, welche dem Deutschen Reiche und auch Österreich und Ungarn, ja auch der Türkeit wirklich zum Heile gereichen könnten.

Freiherr Albrecht von Rechenberg: Die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Seit längerer Zeit ist die Schaffung einer mitteleuropäischen Zollunion von einer Reihe bedeutender Wirtschaftspolitiker als ein erstrebenswertes Ziel bezeichnet worden. Die trotz aller Verschiedenheiten doch im allgemeinen gleichmäßige Volkswirtschaft in den mitteleuropäischen Ländern hatte dieses Bestreben umsomehr gefördert, als das Bedürfnis sich immer mehr geltend machte, die beschränkten Wirtschaftsgebiete der einzelnen Staaten zu einem größeren Komplex zusammenzufassen. Trotzdem die Bedeutung des Zieles allgemein anerkannt wurde, waren die Schwierigkeiten, die sich gerade aus dem Vorhandensein verschiedener politisch getrennter Staaten ergaben, zu groß, als daß diese Bestrebungen für etwas anderes als für eine schöne und wünschenswerte, aber, wenigstens für absehbare Zeit, nicht erfüllbare Theorie angesehen werden konnten. Erst mit dem gegenwärtigen Kriege haben die Bestrebungen eine greifbare Gestalt gewonnen, aber auch gleichzeitig eine Beschränkung erfahren. Der seit mehr als einem Jahre währende Krieg, in welchem nicht allein die Heere Österreich-Ungarns und Deutschlands Schulter an Schulter kämpfen, sondern auch alle wirtschaftlichen Kräfte beider Monarchien gemeinsam arbeiten und sich gegenseitig zu ergänzen bemüht sind, haben es nahegelegt, von einer mitteleuropäischen Zollunion abzusehen und sich auf eine wirtschaftliche Annäherung der beiden durch den Krieg geeinten Länder zu beschränken, mit der Absicht, daß die während des Krieges notwendige Annäherung denselben überdauere und sich zu einer bleibenden innigeren gestalte. Daß die politische, insbesondere die innerpolitische, Selbständigkeit aller drei Länder, Deutschlands, Österreichs und Ungarns, dadurch keine Einbuße erleiden dürfe, ist von jedem für selbstverständlich erachtet worden.

Ebensowenig, wie wir es begrüßen könnten, wenn die Regelung unserer innerpolitischen Angelegenheiten von einer österreichischen oder ungarischen Zustimmung abhängig wäre, ebensowenig können wir es beanspruchen, auf die innerpolitischen Verhältnisse Österreichs oder Ungarns einen Einfluß auszuüben. Dieser richtige Gedanke hat selbst manchen dazu geführt, eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn als unmöglich zurückzuweisen, weil mit einer solchen notwendig eine Beschränkung der vollständigen Unabhängigkeit, insbesondere in der Gestaltung des Zollwesens, verbunden sein muß. Diese Folgerung ist nicht gerechtfertigt, denn auch die Vertreter obiger Ansicht werden nicht behaupten können, daß Deutschland oder Österreich-Ungarn vor dem Jahre 1914 in der Gestaltung ihrer Zolltarife unabhängig gewesen wären. Die bisherige Gestaltung des Handelsverkehrs mit dem Auslande beruhte bei allen Staaten auf einer Anzahl von Staats- und Handelsverträgen, welche regelmäßig zahlreiche Bestimmungen über Zölle enthielten, die Zollsätze festlegten oder ermäßigten, so daß jeder der vertragschließenden Teile an die Abmachungen gebunden war. Man braucht nur den deutschen Zolltarif mit den von Deutschland abgeschlossenen Handelsverträgen zu vergleichen, und man wird finden, daß die deutsche Unabhängigkeit im Zollwesen, sowie in vielen anderen Verhältnissen ganz außerordentlich beschränkt gewesen ist. Trotzdem hätte die deutsche Volkswirtschaft die Handelsverträge nicht entbehren wollen, denn der Beschränkung der Unabhängigkeit standen überwiegende Vorteile gegenüber. Man wird dagegen einwenden können, daß die Handelsverträge in ihrer großen Mehrzahl zeitlich beschränkt waren und nach vorheriger Kündigung beseitigt werden konnten. Anders als mit einer zeitlichen Beschränkung wird sich eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn auch nicht begründen lassen, denn jedem Reiche muß es, falls es seine Selbständigkeit bewahren will, freistehen, nach vorhergegangener Kündigung und abgelaufener Kündigungsfrist von einem Verhältnisse zurückzutreten, welches ihm für seine Entwicklung nachteilig erscheint. Die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen beiden Monarchien ist deshalb dahin zu formulieren: Ist eine wirtschaftliche Annäherung, welche notwendigerweise die gegenseitige Bevorzugung im Handelsverkehr enthält, durch Abschluß eines zeitlich begrenzten und in seiner Erneuerung vom Unterbleiben der Kündigung abhängigen Vertrages möglich? Worin würde die Bevorzugung bestehen, und welche Folgen hat die Bevorzugung für die Volkswirtschaft beider Länder?

Das Bestreben, einerseits dem verbündeten Reiche eine Bevorzugung zu gewähren, andererseits dem eigenen Lande volle Freiheit in der Gestaltung seines Zolltarifs zu wahren, hat zunächst dazu geführt, eine bevorzugte Behandlung der deutschen Erzeugnisse in Österreich-Ungarn und eine analoge Behandlung der österreichischen Erzeugnisse in Deutschland als das Zweckmäßigste zu empfehlen. Es würden bei dieser Regelung z. B. den deutschen Erzeugnissen in Österreich und

Ungarn ein Zollnachlaß von 25 oder mehr Prozent, und den österreichischen und ungarischen ein ebenso hoher in Deutschland gewährt werden. Auf den ersten Blick erscheint dieser Vorschlag bestechend; bei näherer Prüfung muß er leider für unwirksam und für undurchführbar erachtet werden. Für unwirksam deshalb, weil das angestrebte Ziel, die wirtschaftliche Annäherung beider Länder, nicht erreicht wird. Wird von den nicht gebundenen und deshalb jederzeit änderungsfähigen Zollsätzen ganz allgemein ein Nachlaß gewährt, so ist es einleuchtend, daß der gewährte Vorteil hinfällig wird, wenn dem vertragsmäßig zugebilligten Zollnachlaß alsbald eine Erhöhung des autonomen Zolles folgt. Daß die beteiligten Regierungen immer imstande sein würden, ohne vorhergegangene vertragsmäßige Bindung den unzweifelhaft im Laufe der Jahre hervortretenden Bestrebungen nach Zollerhöhungen Widerstand zu leisten, ist nicht anzunehmen. Aus vielen Gründen, die zurzeit weder zu erörtern, noch zu übersehen sind, wird bald hier, bald dort eine Erhöhung der Zollsätze nicht ausbleiben. Wieweit diese Erhöhung gehen wird, läßt sich ebenso wenig übersehen. Tritt sie aber ein und ist sie entsprechend hoch bemessen, so wird der Vorteil, den die vorzugsweise Behandlung bringen soll, illusorisch gemacht, denn die Erhöhung wird sicherlich diejenigen Artikel treffen, für welche der bevorzugte Staat der Hauptlieferant gewesen ist. Die Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, wäre vielleicht dadurch zu vermeiden, daß die Zollsätze, von welchen der Nachlaß gewährt wird, in ihrer autonomen Höhe vertragsmäßig gebunden werden. Bei dem außerordentlich vielseitigen, fast alle Artikel umfassenden Handelsverkehr zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn würde dies aber voraussetzen, daß alle oder nahezu alle Zollpositionen beider Länder hinsichtlich der Höhe des Zollsatzes für die ganze Dauer des abgeschlossenen Vertrages festgelegt werden müßten. Die Unabhängigkeit im Zollwesen, welche der Vorschlag einer vorzugsweisen Behandlung bezweckt, ist aber damit hinfällig geworden, außerdem wird ein wirtschaftlicher Anschluß beider Länder zum Ausgleich ihrer Produktion nicht erreicht.

Noch bedenklicher wären die Folgen für das Ausland. Wenn auch zurzeit der Handelsverkehr Deutschlands und Österreich-Ungarns mit den neutralen Ländern durch die kriegerischen Verhältnisse beschränkt ist, so wird er nach Beendigung des Krieges wieder einsetzen. Viele Länder haben einen vertragsmäßigen Anspruch auf Meistbegünstigung, der zuerst beseitigt werden müßte und erst nach Ablauf der Handelsverträge beseitigt werden könnte. Die sofortige Einführung einer vorzugsweisen Behandlung deutscher, bzw. österreichisch-ungarischer Erzeugnisse wäre deshalb unmöglich, wenn man nicht denjenigen Staaten, die einen vertragsmäßigen Anspruch auf Meistbegünstigung haben, dieselbe Bevorzugung wenigstens für die Dauer ihrer Verträge gewähren will. Gewährt man ihnen aber eine solche, so verliert naturgemäß die zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn vereinbarte Bevorzugung an Wert. Außer den Staaten, die vertragsmäßig Meistbegünstigung verlangen können, gibt es aber noch einige, und

zwar für den Handelsverkehr außerordentlich wichtige, welche infolge ihrer eigenen Gesetzgebung die Meistbegünstigung für sich in Anspruch nehmen, widrigenfalls sie zu einer höheren Verzollung derjenigen Artikel gezwungen sind, welche aus den sie differenzierenden Ländern stammen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß irgendein größerer Staat eine differentielle Verzollung seiner Erzeugnisse bei der Einfuhr nach Deutschland oder Österreich-Ungarn hinnehmen wird, ohne Repressalien zu ergreifen. Dies gilt sowohl für diejenigen Länder, welche zurzeit mit uns im Kriege stehen, als auch für diejenigen, welche sich neutral verhalten. Man wende nicht dagegen ein, daß in einigen Fällen solche Bevorzugungen bereits eingetreten sind, z. B. in den Handelsverträgen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika mit Kanada und Kuba oder von Spanien mit Portugal. In diesen Fällen haben die nicht bevorzugten Staaten sich schließlich mit der Bevorzugung abgefunden, aber aus anderen Gründen, entweder, weil die Bevorzugung Waren betraf, die sie nicht oder nicht in nennenswertem Maße exportierten, oder weil der Handelsverkehr zwischen den bevorzugten Ländern nicht von erheblicher Bedeutung erschien, oder endlich, und dies ist wohl der Hauptgrund, weil der Handelsverkehr mit dem größeren der in Rede stehenden Gebiete ihnen zu wichtig erschien, um ihn durch einen Zollkrieg aufs Spiel zu setzen oder zu schädigen. Alle diese Momente treffen bei einer gegenseitigen Bevorzugung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht zu. Der wechselseitige Warenaustausch zwischen diesen beiden Ländern ist ein zu bedeutender, als daß sich andere Staaten ihre grundsätzliche Benachteiligung widerstandslos gefallen lassen könnten. Die unausbleibliche Folge eines derartigen Versuches wäre ein Zollkrieg mit allen übrigen Staaten. Deutschland und Österreich-Ungarn, welche soeben einen schweren militärischen Krieg ausgefochten hätten, würden sich einem neuen wirtschaftlichen Kriege aussetzen, den sie mit der ganzen übrigen Welt auszufechten hätten. Die wirtschaftlichen Opfer eines solchen Kampfes wären außerordentlich schwer, und weder Österreich-Ungarn noch Deutschland können meines Erachtens nach dem Kriege, so sehr sie sich auch genähert haben mögen, auf den Handelsverkehr mit der ganzen übrigen Welt verzichten; die Vorteile, welche sie aus ihrem Anschluß ziehen könnten, würden durch die Nachteile übertroffen, die sie durch die Schädigung ihres gesamten Auslandsverkehrs erleiden.

Ein Zollkrieg mit dem Auslande und die daraus entstehenden Nachteile werden durch einen andern in neuester Zeit aufgetauchten Vorschlag vermieden, nämlich durch den Vorschlag, Deutschland und Österreich-Ungarn vertragsmäßig durch eine Zollunion derart zu vereinen, daß für das gesamte Gebiet beider Reiche ein einheitlicher Außenzolltarif vereinbart wird. Dieser Vorschlag ist aus dem alten Gedanken der mitteleuropäischen Zollunion entstanden, aus dem Bestreben, eine Erweiterung des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes durch friedliche Assoziation von Staaten zu erreichen. Daß dadurch ein Zollkrieg mit dem Auslande vermieden wird, bedarf keiner besonderen Erörterung; die meisten Handels-

verträge enthalten bereits die Bestimmung, daß sie sich auf das vertragschließende Land und die mit ihm zollgeeinten Länder beziehen. Die politische Selbständigkeit der vertragschließenden Staaten wird nicht berührt. Bereits im alten Zollverein hatten die demselben angehörenden Staaten eine so große Selbständigkeit, daß der wirtschaftliche Anschluß wohl eine politische Annäherung herbeiführte, aber doch bei entscheidenden Fragen selbst kriegerische Verwicklungen nicht verhüten konnte. Der Abschluß einer Zollunion mit Österreich-Ungarn könnte nicht anders als im Wege eines Vertrages erfolgen, der zeitlich auf eine Reihe von Jahren begrenzt ist und nach einer festzusetzenden Frist von jedem der beiden Teile gekündigt werden kann. Fraglich ist es nur, ob die Verhältnisse beider Länder so analoge sind, daß eine Zollunion für jeden der beiden Teile vorteilhaft wäre, und wie die Nachteile, die aus einer Zollunion für manche Betriebsarten entstehen könnten, beseitigt oder durch entsprechende Vorteile ausgeglichen werden könnten. Denn die erste Voraussetzung einer derartigen Assoziation ist, daß keiner der Beteiligten durch ihren Abschluß in eine wirtschaftliche Abhängigkeit des andern gerät. Würde ein Land durch einen handelspolitischen Vertrag in ein Verhältnis zu einem anderen gebracht, daß es von letzterem wirtschaftlich ausgebeutet wird, so wäre ein solches Verhalten auf die Dauer unhaltbar; denn die wirtschaftliche Unterjochung kann sich ein Staat auf die Dauer ebensowenig gefallen lassen, als die politische. Deshalb ist der Endzweck einer Zollunion nicht der größere Export von dem einen der zollunierten Länder nach dem andern oder umgekehrt, sondern die Vereinigung zweier Wirtschaftsgebiete zu einem einheitlichen und das damit verbundene im Weltverkehr ausschlaggebende wirtschaftliche Gewicht des zollgeeinten Gebietes. Mag man den Einfluß überlegener wirtschaftlicher Betriebe in dem einen oder in dem andern Lande noch so hoch in Anschlag bringen, so erweist es sich doch, daß die Vorteile, die aus der Schaffung eines größeren Wirtschaftsgebietes für alle Beteiligten entstehen, auf die Dauer die anfänglichen Nachteile überwiegen. So hat z. B. in früheren Zeiten der Anschluß Sachsens und Hannovers an den deutschen Zollverein erhebliche und nicht unberechtigte Bedenken auf preußischer, derjenige Bayerns ebensolche auf bayerischer Seite hervorgerufen; trotzdem waren die Vorteile aus der Zollvereinigung schließlich so große, daß keiner der beteiligten Staaten ernstlich daran denken konnte, aus dem Zollvereine auszuscheiden. Eine Zollunion stellt nichts anderes dar, als die Anwendung des modernen Prinzips der Assoziation, welches allein die große Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens im 19. Jahrhundert ermöglichte, auf Staaten. Eine derartige Anwendung läßt sich theoretisch auch ohne weiteres begründen, ihre praktische Durchführung begegnet aber Schwierigkeiten, die nicht zu unterschätzen sind. Wenn zwei Staaten sich zu einem Zollverein zusammenschließen, so behält trotzdem jeder seine eigene Finanzwirtschaft und kann nicht abwarten, bis die Früchte der Zollunion ihm in vollem Maße zugute kommen, falls er durch den Anschluß, wenn auch voübergehend, in

seiner Finanzlage allzu große Einbuße erleiden würde. Aus diesem Grunde ist es erforderlich, die unmittelbaren Folgen einer Zollunion in ihrer Wirkung auf die verschiedenen Wirtschaftszweige einer Prüfung darauf zu unterziehen, ob sich verderbliche, wenn auch vorübergehende Folgen durch geeignete Maßnahmen vermeiden lassen. Was die Landwirtschaft anlangt, so importiert Deutschland in Friedenszeiten erhebliche Mengen wirtschaftlicher Produkte aus dem Auslande. An manchen dieser Erzeugnisse ist Österreich-Ungarn in hervorragendem Maße beteiligt. An anderen, insbesondere am Getreide, steht es vor anderen Ländern zurück. Wie die statistischen Feststellungen ergeben, ist aber der Ertrag der Anbaufläche in Österreich und insbesondere in Ungarn durchschnittlich ein erheblich geringerer, als in Deutschland. Unzweifelhaft ist es, da die Fruchtbarkeit des Bodens in Österreich und in Ungarn derjenigen Deutschlands nicht nachsteht, möglich, den Ertrag so zu steigern, daß die österreichisch-ungarischen Erzeugnisse an Stelle der bisher aus anderen Ländern von Deutschland bezogenen treten. Hierin liegt ein großer Gewinn für die Landwirtschaft unseres Bundesgenossen und keine Gefahr für unsere eigene. Es ist zwar von österreichischer und ungarischer Seite behauptet worden, daß die eigene Landwirtschaft sich in einer günstigen, einer Verbesserung nicht bedürftigen Lage befände, weil sie nahezu ihren ganzen Ertrag im Inlande absetze. Letztere Tatsache mag zutreffen. Unrichtig ist aber die daraus gezogene Folgerung einer in Friedenszeiten günstigen Lage der Landwirtschaft. Daß es sich damit nicht so verhält, ergeben die amtlichen Statistiken. Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß der durchschnittliche Ertrag des Bodens in Österreich und in Ungarn nicht so hoch gesteigert ist, als es seiner natürlichen Beschaffenheit entspräche. Dies kann nur darauf beruhen, daß Kosten verursachende landwirtschaftliche Verbesserungen nicht in gleichem Maße zur Anwendung gelangen wie in Deutschland. Wenn sie aber nicht zur Anwendung gelangen, so beruht dies darauf, daß die mit ihnen verbundenen Kosten sich bei dem gegenwärtig zur Verfügung stehenden Absatze nicht lohnen. An und für sich wäre dies für die Volkswirtschaft gleichgültig, wenn die landwirtschaftliche Bevölkerung bei ihrer bisherigen Betriebsart genügendes Auskommen für sich und für ihre natürliche Zunahme findet. Das scheint aber nicht der Fall zu sein; wenigstens ergeben die österreichischen und ungarischen Auswanderungsstatistiken eine sehr hohe Auswanderungsziffer, insbesondere der landwirtschaftlichen Bevölkerung, trotzdem gleichzeitig über einen zunehmenden Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern geklagt wird. Findet aber eine solche Auswanderung statt, trotzdem die landwirtschaftliche Produktion steigerungsfähig ist, so kann dies nur darauf beruhen, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung in Österreich-Ungarn häufig nicht genügend und insbesondere nicht genügend lohnenden Absatz für ihre Erzeugnisse findet. Durch eine Zollunion würde hier Wandel geschaffen werden. Ähnlich wie mit den Bodenerzeugnissen verhält es sich mit denjenigen der Viehzucht und Forstwirtschaft, hinsichtlich welcher Österreich-

Ungarn bei fortschreitender wirtschaftlicher Entwicklung die bisherigen Lieferanten Deutschlands ersetzen könnten.

Schwieriger liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Industrie. In Österreich besteht eine bedeutende Industrie, und es ist ganz natürlich, daß die Regierung bestrebt sein muß, die Industrie ihres Landes vor einer empfindlichen Schädigung zu bewahren. Manche Industriezweige, z. B. die keramische und die Glasindustrie haben die deutsche Konkurrenz nicht zu fürchten. Einige werden selbst durch den Anschluß an Deutschland ihren Absatz erhöhen. Andere sind indes unleugbar Gefahren ausgesetzt, die zu verhindern oder abzuschwächen die Regierung mindestens solange bestrebt sein muß, bis im Laufe der Zeit der für ein einheitliches Wirtschaftsgebiet notwendige Ausgleich entstanden ist. Vorschläge verschiedener Art sind in dieser Richtung gemacht worden. Der wichtigste besteht in der Errichtung einer Zwischenzollinie, welche den Ausgleich herbeiführen soll. Zunächst erscheint eine Zwischenzollinie, auch wenn ihre Dauer zeitlich begrenzt sein sollte, mit dem Prinzipe einer Zollunion kaum vereinbar. Eine allzu sehr ausgestaltete Zwischenzollinie würde die Vorteile einer Zollunion illusorisch machen; nach außen, weil eine allzu scharfe Trennung es unmöglich machen würde, die Anerkennung beider Staaten in ihren Beziehungen zum Auslande als eines einheitlichen Zollgebietes zu erlangen, nach innen, weil die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes, somit der Zweck der ganzen Zollunion, durch zu hohe oder zu viele Zwischenzölle vereitelt wird. Die Frage der Zwischenzölle ist nicht so sehr eine prinzipielle Frage, als eine Frage des Maßes. Ergibt es sich, daß die Zwischenzölle allzu zahlreich oder allzu hoch sein müßten, so kann von einer Zollunion zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht die Rede sein. Ein solches Gebilde würde den Beteiligten sicherlich nicht die erwarteten Vorteile, wohl aber zahlreiche Nachteile bringen. Zwischenzölle in beschränktem Maße, sowohl hinsichtlich ihrer Zahl, als auch hinsichtlich ihrer Höhe, würden eine Zollunion nicht unmöglich machen und die aus ihr zu erwartenden Vorteile wenig beeinträchtigen, vorausgesetzt, daß ihre Geltungsdauer eine beschränkte ist.

Als ein weiteres Mittel zur Förderung der Zollunion und zur Sicherung der österreichisch-ungarischen Industrien ist ferner die Ausdehnung der vorhandenen Kartelle, Syndikate usw. auf die Industrien beider Länder angegeben worden. Derartige Vereinigungen sind zurzeit sowohl in Deutschland, als auch in Österreich-Ungarn vorhanden. Vielfach greifen sie von dem einen Lande in das Gebiet des anderen hinüber. Sicherlich besteht auch eine Summe von Abmachungen, die in vollem Umfange nicht allgemein bekannt ist. Aber sicherlich erstreckt sich die Kartellierung nicht auf alle Industriezweige, und deshalb ist es fraglich, ob das angegebene Hilfsmittel bei allen Industrien angewendet werden kann. Ob und inwieweit es, ohne nennenswerte Nachteile zu verursachen, angewendet werden kann, könnte nur durch genaue Untersuchungen bei allen in Betracht

kommenden Industrien festgestellt werden; eine derartige Untersuchung würde den Rahmen der vorliegenden Abhandlung überschreiten. Jedenfalls kann eine Ausdehnung der Kartelle pp. bei einigen Industrien die Nachteile verhüten, welche sonst aus einer Zollunion entstehen können.

An dieser Stelle mögen noch einige Worte über die in Ungarn auftretenden Bestrebungen gesagt werden, welche die Neuschaffung ungarischer Industrien betreffen und sie von einem durch hohe Zölle auch gegen Österreich abgeschlossenen ungarischen Wirtschaftsgebiet erhoffen. Die ungarische Industrie hat in den letzten Jahrzehnten einen Aufschwung genommen. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß die reichen natürlichen Schätze des Landes nicht im vollen Maße ausgebeutet sind. Deshalb ist es ganz berechtigt, wenn ungarische Politiker den Ausbau der ungarischen Industrie als ein erstrebenswertes Ziel betrachten. Ob dies aber lediglich durch Zollschutz erreicht werden kann, ist fraglich. Die natürlichen Hilfsquellen sind wohl vorhanden, aber es dürfte an dem lohnenden Absatz im Inlande fehlen. Wir haben schon früher erwähnt, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung Ungarns, welche den weitaus überwiegenden Teil der Konsumenten bildet, anscheinend nicht in genügendem Maße lohnende Beschäftigung findet. Auf diese Bevölkerung ist aber die ungarische Industrie, sowohl die gegenwärtige als auch die neuzuschaffende, angewiesen. Und selbstverständlich kann diese Bevölkerung Industrieprodukte nur in dem Maße kaufen, als sie für ihre Bodenerzeugnisse lohnenden Absatz erzielt. Der Errichtung einer Zolllinie zwischen Österreich und Ungarn, welche gegen die österreichischen Industrieerzeugnisse gerichtet ist, müßte notwendig eine Gegenmaßregel gegen die ungarischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse folgen. Dadurch verringert sich aber die Absatzmöglichkeit für den ungarischen Landwirt und damit auch seine Kaufkraft. Anders würde es sich gestalten, wenn durch eine Zollunion der lohnende Absatz ungarischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse gesteigert werden würde. Dann ist auch die Absatzmöglichkeit für Industrieerzeugnisse eine höhere geworden und dann würden sich alsbald Kapitalien finden, welche die natürlichen Schätze Ungarns in erhöhtem Maße ausnutzen und sich den wichtigen Umstand zunutze machen, daß Produktionsort und Absatzgebiet zusammenfallen.

Der Zufluß deutschen Kapitals nach Österreich-Ungarn zum Zwecke von Industrieanlagen wird ein nicht zu unterschätzender Vorteil sein, den Österreich-Ungarn aus einer Zollunion ziehen würde. Bekanntlich hat die Industrie des mit uns verbündeten Staates vielfach nur deshalb keine raschere Entwicklung genommen, weil genügende Kapitalien zu ihrem Ausbau nicht aufzutreiben waren. Wird eine Zollunion mit Deutschland abgeschlossen, so wird unzweifelhaft ein großer Teil des bisher im feindlichen Auslande tätigen deutschen Kapitals sich nach Österreich-Ungarn wenden und dadurch der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Reiches zugute kommen.

Eine weitere bedeutende Schwierigkeit der Zollunion liegt in der Notwendig-

keit der Aufstellung eines gemeinsamen Zolltarifs nach außen. Hier gilt es, auseinandergehende Interessen zu vereinigen und einen ausreichenden Zollschutz für die Erzeugnisse beider Staaten zu finden, ohne die Handelsbeziehungen zu den anderen Staaten zu gefährden. Sowohl Deutschland als auch Österreich, als auch Ungarn werden den Wunsch haben, den Beziehungen zum Ausland den eigenen Zolltarif zugrunde zu legen. Wahrscheinlich ist es, daß keiner der beiden Zolltarife der ausschlaggebende sein kann, sondern daß ein dritter wird aufgestellt werden müssen. Ob sich eine Einigung über diesen endgültigen Zolltarif erzielen läßt, ist kaum anders als im Wege von Verhandlungen festzustellen.

Die anderen Bedenken, welche gegen eine Zollunion erhoben worden sind, sind untergeordneter Natur. Die Verschiedenheit der inneren Abgaben für manche Produktionen läßt sich durch Übergangsabgaben beseitigen, ohne den Charakter eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes zu beeinträchtigen. Das Deutsche Reich zählte bei seiner Gründung eine nicht unerhebliche Zahl von Übergangsabgaben zwischen den Bundesstaaten. Noch heute bestehen solche, z. B. für Bier, und trotzdem ist niemals der Charakter des Deutschen Reiches als eines einheitlichen Zollgebietes bezweifelt worden. Die Verschiedenheit der Valuta bestand auch im Deutschen Zollverein; ihre Bedeutung wird vielfach übertrieben. Es ist einleuchtend, daß eine schlechtere Valuta als Exportprämie wirkt, aber nur solange, bis das der sinkenden Valuta alsbald folgende Steigen der Produktionskosten (Löhne, Lebensmittelpreise usw.) den Ausgleich herbeigeführt hat. Je schärfer die Zollinie zwei Länder von einander trennt, umso später tritt der Ausgleich ein, je inniger die wirtschaftliche Verbindung ist, umso rascher wird der Ausgleich herbeigeführt werden. Bei einer Zollunion ist es fraglos, daß der Ausgleich in sehr kurzer Zeit vor sich gehen wird. Eine weitere Schwierigkeit ist in der Berechnung des Anteils an den Zolleinnahmen gefunden. Würde jedes der zollgeeinten Länder an seiner Zollauslandsgrenze die Zölle erheben und keinen Anspruch auf die in den anderen erhobenen Zölle haben, so könnte leicht eine finanzielle Schädigung des einen oder des anderen Teiles eintreten. Eine Verteilung der an allen Zollgrenzen erhobenen Zollbeträge nach irgendeinem zu vereinbarenden Maßstabe würde eine unerwünschte Kontrolle des einen Staates in dem Gebiete des andern zur Folge haben. Ein Ausweg könnte in der Weise gefunden werden, daß derjenige Staat, durch dessen Gebiet ein größerer Teil der an seiner Grenze verzollten ausländischen Einfuhr geht, dem andern Teil einen entsprechenden Anteil seiner künftigen Zolleinnahmen zu vergüten hat. Nehmen wir z. B. an, daß an der deutsch-österreichischen Grenze eine gewisse leicht feststellbare und für Österreich bestimmte Menge ausländischer Waren verzollt worden ist, so würde diese im einzelnen bekannte Menge von Waren nach dem deutschen Zolltarif eine leicht zu berechnende Summe ergeben, die in irgendeinem Verhältnis zu den Gesamtzolleinnahmen des Deutschen Reiches steht. Sagen wir, um nur eine Zahl zu nennen, acht Prozent. Dann würde

Deutschland der österreichischen Monarchie in jedem Jahre acht Prozent seiner Zolleinnahmen auszuzahlen haben. Selbstverständlich würde auch eine Gegenrechnung vorher zu machen sein für diejenigen ausländischen Waren, welche über Österreich-Ungarn in gleicher Weise zur deutschen Zollgrenze gelangt sind. Dieser Ausweg wäre wohl der geeignetste, um Auseinandersetzungen zu verhindern; denn eine Änderung der Zollsätze könnte wohl auf den früher gezahlten Zollbetrag, nicht aber auf die Verhältniszahl einen Einfluß ausüben.

Wenn man die Erwägungen über eine wirtschaftliche Annäherung zusammenfaßt, so dürfte sich ergeben, daß eine wirksame wirtschaftliche Annäherung beider Länder auf einem anderen Wege nicht zu erzielen sein wird. Ist keine Zollunion möglich, so bleibt nichts anderes übrig, als den bisherigen, auf einem Handelsvertrag beruhenden Zustand aufrecht zu erhalten, eventuell mit denjenigen Änderungen, welche dem einen oder dem andern der vertragschließenden Teile zweckmäßig erscheinen und die Zustimmung des andern Teils finden. Die Schwierigkeit einer Zollunion liegt hauptsächlich in dem Schutze für die durch eine solche gefährdeten Betrieben und in der Aufstellung eines gemeinsamen Zolltarifs für das Ausland. Ob diese Schwierigkeiten zu überwinden sind, läßt sich nicht anders als durch Verhandlungen zwischen beiden Regierungen feststellen. Was von privater Seite in dieser Angelegenheit geschrieben wird, sowohl von den Gegnern als von den Anhängern einer wirtschaftlichen Annäherung, hat höchstens den Charakter eines schätzbaren Materials. Andererseits scheint der Zeitpunkt heranzurücken, wo eine für längere Zeit gültige Regelung der Handelsbeziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland nicht mehr zu vermeiden ist, mag diese Regelung, wie bisher, auf dem Handelsvertrag oder auf einem abgeänderten Handelsvertrag oder endlich auf einer Zollunion beruhen. In kurzer Zeit ist unser Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn abgelaufen, und ob er verändert oder unverändert erneuert werden wird, steht noch nicht fest. Infolgedessen ist er nicht ohne weiteres geeignet, um zur Basis für die Regelung der Handelsbeziehungen der verbündeten Reiche zum Auslande zu dienen. Der gegenwärtige Krieg wird aber zu irgendeinem Zeitpunkt durch einen Frieden ein Ende erreichen. Der Friedensschluß muß, da viele bisherige handelspolitischen Abmachungen durch den Krieg hinfällig geworden sind, irgendwelche Bestimmungen auf handelspolitischem Gebiete enthalten. Die verbündeten Reiche Deutschland und Österreich-Ungarn sind aber nicht in der Lage, eine dauernde Gestaltung ihrer handelspolitischen Beziehungen zu den bisher feindlichen Staaten im Friedensschluß vorzunehmen oder vorzubereiten, wenn sie sich nicht zuvor darüber einig geworden sind, wie sich die Handelsbeziehungen zwischen ihnen selbst in Zukunft gestalten werden.

Eberhard Kraus: Erstarrung und Umsturz im heutigen Rußland.

Wir sind staunende und zugleich frohlockende Zeugen eines in der Geschichte einzig dastehenden Vorganges: unser übermächtiger und übermütiger Nachbar Rußland beginnt unter den deutschen Schlägen zusammenzubrechen, wie der Riese des Ardennerwaldes unter den Streichen Jung-Rolands. Das größte räumlich zusammenhängende Weltreich, das jemals gesehen ward, ist auf das schwerste getroffen und kann, wenn innere Erschütterungen das Werk vollenden, vielleicht schon in wenigen Jahren als wüster Trümmerhaufen vor uns liegen. Umwälzungen, Einstürze, Katastrophen, wie Rußland sie schon früher wiederholt, wenn auch erst als Ergebnisse vorausgegangener Niedergangszeiten zu erdulden hatte, können heute, in einer Zeit größter äußerer Machtentfaltung und hoher wirtschaftlicher Blüte, gleichsam über Nacht eintreten. Hat man das alte, verträumt dahinlebende Deutschland wiederholt mit Hamlet verglichen, so gleicht das mit Ruten und Beilen zusammengebrachte Rußland dem Reich Richards des Dritten. In der Stunde der Not fehlte dem Zwingherrn selbst das Pferd zum Entkommen. Ein starker und böser Wille hat bald mit Gewalt, bald mit List einen himmelanstrebenden Trutzbau errichtet, dem aber die sichere Grundlage eines natürlichen Gleichgewichts fehlt, wie sie noch das schier unverwüstliche „Rußj" des Mittelalters mit seinem einheitlichen Volkstum, seiner grob sinnfälligen Kirchlichkeit und vor allem seiner primitiven Wirtschaftsweise besaß. Wird der ohnehin immer weniger ausreichende Unterbau der erdrückenden Last durch Abbröckelung seiner wichtigsten Stützen, der Anspruchslosigkeit, Schicksalsergebung und Treue des Kernrussentums, noch weiter geschwächt, so muß mit Notwendigkeit das Ganze ins Gleiten und Stürzen kommen. Hatten doch die ersten Ansätze zum russischen Einheitsstaat nicht einmal etwas Planmäßiges, Vorausschauendes. Man wird bisweilen fast an geologische Vorgänge erinnert. Zuerst sank das Tatarenreich in sich zusammen, und Joann (volkstümlich Iwan) III., der Begründer der moskowitischen Macht, konnte, unbekümmert um die laute Entrüstung der Bojaren, darauf verzichten, mit seinem stattlichen Heerbann das heranziehende Heer der Schlitzäugigen anzugreifen, das gleichfalls dem Zusammenstoß lieber auswich. Er behielt recht; denn unmittelbar darauf brach nach Ermordung des Khans ein blutiger Zwist unter den Thronanwärtern aus, und der Druck aus dem Osten ließ völlig nach. Der deutsche Ritterorden wurde durch Polen und Litauer geschwächt, dann erschlaffte wiederum das Polenreich, und überall entstanden Breschen und Lücken, in die das sich lässig in die Breite rückende Moskowitertum leicht eindrang.

Vermutlich führen wir heute den letzten Krieg gegen Frankreich, aber noch

nicht den letzten gegen Rußland, es sei denn, daß die innere Zersetzung dort einen so raschen Gang nimmt, wie es vorhin als möglich hingestellt wurde. Seit den Zeiten Kaiser Karls V. haben uns die Angriffe Frankreichs dazu genötigt, unser Gesicht nach Westen zu kehren. So haben wir denn die merkwürdigen, in ihrer Art beispiellosen Vorgänge des Ostens wenig beachtet. Wie in einer Bruchzone des Ozeans verschwanden dort plötzlich unter Feuer und Dampf ganze Gestade aus dem Gesichtskreise und traten neue Gebilde des Erdinnern an die Oberfläche, in ihrer vulkanischen Glut bald erkaltend und erstarrend. So haben denn die Schichten politischer Entwicklung, die sich dort übereinander lagerten, tatsächlich etwas von den Erscheinungen der anorganischen Welt — es fehlen die Übergänge und Zusammenhänge.

Es ist eine bekannte Erfahrungstatsache, daß der aus den Tiefen des Volkes kommende Umsturz sich fast niemals gegen die rohesten und rücksichtslosesten Bedrücker, sondern eher gegen ihre zaghafteren Epigonen erhebt. Der heutigen russischen Regierung darf, ungeachtet ihrer zahllosen Mißgriffe und Unterlassungssünden, immer noch eher die Fähigkeit zu verständiger, maßvoller Reformarbeit zugetraut werden, als den empordrängenden buntscheckigen Massen. Die Regierung hat nur dadurch, daß sie jahrhundertelang jedes Ventil für das Entweichen der unter ihren Füßen rumorenden Dämpfe verschloß, völlig das allgemeine Vertrauen verscherzt. Man kennt sie wenig und setzt bei ihr daher immer nur die schlimmsten und verwerflichsten Beweggründe voraus. Nirgends wird giftiger, gehässiger, aufreizender geklatscht, als in Petersburg. Stürzt das schwerfällige, beschränkte, willkürliche Beamtenregiment, dann entsteht sofort ein leerer Raum. Der altrussische Landadel ist im Verschwinden begriffen. Die bürgerliche Selbstverwaltung hat im Innern des Reiches wenig geleistet, denn der russische Mittelstand ist wohl erwerbstüchtig und daher in seiner Art fruchtbar, aber zu jeder politischen oder auch nur gesellschaftlichen Organisation gänzlich unfähig. Erst in langer Zeitspanne könnte er seine Willensschlaffheit überwinden. Auf diesem Gebiet liegt die größte Schwäche des in mancher Hinsicht so rasch emporstrebenden modernen Rußland. Mit glänzenden Stadtverordnetenreden und geistreichen Lokalplaudereien wird noch keine gesunde Kommunalpolitik gemacht — noch weniger mit Dumareden, geharnischten Leitaufsätzen und boshaften Satiren eine gedeihliche Reichspolitik.

Wie ist es nun dahin gekommen, daß Rußland, dessen freie Städte Nowgorod und Pskow früher sogar ihren fürstlichen Lehensherren den Dienst kündigten, sobald sie mit ihnen unzufrieden waren, heute kein kräftiges und selbständiges Bürgertum mehr besitzt?

Viele Jahrhunderte hatten die Ahnen des heutigen russischen Volkes, die alten „Venedä" oder Wenden des Tacitus (ähnlich werden die Russen von Finnen und Esten noch heute genannt) an den Waldaihöhen und am oberen

Dnjepr gesessen, ohne daß die Welt auch nur das Geringste von ihren Taten hörte. Die Zuwanderung der schwedischen Waräger vom Stamme „Rohs" (die vermutlich anfangs als Landsknechte, dann als Eroberer über das Meer kamen) ließ in Nowgorod einen Normannenstaat entstehen. Schon im Jahre 865, kurze Zeit nach seiner Begründung, waren die Steppen des Südens durchmessen und erfolgte der erste Angriff auf Konstantinopel, während immer neue Waräger nachrückten und sogar normannische Seekönige (als letzter König Harald Hardrade von Norwegen, der 1066 in England bei Stampford Bridge fiel) das Land durchzogen und als Bundesgenossen oder Freier an russischen Fürstenhöfen weilten. Nicht einmal vier Jahrhunderte später liegt ein zerstückeltes und verkleinertes Rußland unter den Hufen der tatarischen Rosse, der ganze Süden ist verloren, auch die Zugänge zur Ostsee sind fast überall durch Deutsche und Schweden versperrt. Nach weiteren vierhundert Jahren stößt Rußland unter Peter dem Großen plötzlich zur Ostsee vor, noch im Laufe des gleichen achtzehnten Jahrhunderts unter Katharina zum Schwarzen Meer und zum Njemen. Aber das alles sind Erfolge der Regierung und ihrer großenteils erst vom Auslande eingewanderten Ratgeber; der Adel ist in den Hintergrund verwiesen, das Bürgertum zu einer geringgeschätzten Mittelkaste herabgesunken. Der Kolossalbau des russischen Weltreiches ist unter Katharina im wesentlichen vollendet, denn der Stille Ozean ist schon unter Joann (Jwan) dem Schrecklichen erreicht. Die Angriffe auf Konstantinopel beginnen natürlich sofort aufs neue. Das ist in knappstem Rahmen die Geschichte eines Jahrtausends — ein Kreislauf, der sich nunmehr wieder auf absteigender Linie zu erneuern scheint.

Dem slawischen Geist liegen selbständige Antriebe, Empörung über unhaltbare, verrottete Zustände, gewaltsame Befreiung aus drückenden Banden im Grunde meilenfern; die Polen danken ihre Widerstandskraft auch mehr dem sehr stark mit germanischem Blut durchsetzten Adel („Szlachta" ist nichts anderes als das deutsche „Geschlecht") und der mächtigen Organisation der katholischen Kirche. Unter den Balkanslawen hatten nur die in ihrer natürlichen Bergfeste hausenden Montenegriner ihre Freiheit behauptet; die andern Stämme machten sich nach langer Knechtschaft bloß die Zermürbung der Türkenmacht durch die benachbarten Großstaaten zunutze. In Rußland hatten fast alle Aufstände früherer Jahrhunderte rückschrittlichen Charakter, die Usurpatoren oder Rebellenführer gaben sich für ermordete Zarensöhne oder Zaren aus — als letzter noch der Kosakenhetman Pugatschew unter Katharina II. In Behausung, Kleidung, Arbeitsweise, Vorstellungen befindet der russische Durchschnittsbauer sich heute noch im tiefsten Mittelalter, während vielleicht sein eigener Bruder, der den Winter als Wanderarbeiter in irgendeinem großstädtischen Betriebe verbringt, überzeugter Sozialdemokrat ist. Russisches Leben, russische Arbeit in der einförmigen, ärmlichen, unfreudigen Flachlandnatur erzeugen also einen bis zur Verknöcherung gehenden Beharrlichkeitssinn, die ungesunden Zustände in den

modernen Großstädten mit ihrem wirren Durcheinander von Rassen, Bekenntnissen, Ansprüchen und Gewohnheiten umgekehrt eine schwälende Unzufriedenheit, die durch den Einfluß von Zeitungen, Einflüsterungen, Hetzreden leicht zu offenem Aufruhr hochgeschürt werden kann. Und zwischen diesen äußersten Gegensätzen liegt nichts Verbindendes, Versöhnendes!

Die Fremdtümelei, die sich nicht in ernster, gewissenhafter Aneignung abendländischer Errungenschaften, sondern in oberflächlicher Nachäffung und gespreiztem Kokettieren mit Äußerlichkeiten kundgab, hatte nach der mit so tiefgreifenden Umgestaltungen verbundenen Ära Peters des Großen ihren Höhepunkt unter Katharina II. erreicht, die über den Kopf ihres beschränkten Sohnes Paul hinweg den beiden ältesten Enkeln Alexander und Konstantin (Nikolaus wurde erst im Todesjahr der Großmutter geboren) in dem Schweizer Frédéric César Laharpe einen wegen seiner vorgeschrittenen Anschauungen aus der eigenen republikanischen Heimat als Revolutionär vertriebenen Lehrmeister gab. Die im Jahre 1815 aus Paris zurückgekehrten Gardeoffiziere glaubten ganz im Sinne des Zaren zu handeln, wenn sie den in der französischen Hauptstadt eingesogenen Ideen möglichst weite Verbreitung gaben. Doch sank Alexanders I. Volkstümlichkeit rasch, als man erkannte, daß er nur ein Blender war. In Finland und dem neuerworbenen Kongreßpolen liebäugelte er mit verfassungsmäßigen Zuständen, seinem eigenen Volk aber, das den Staat begründet und damit auch die Nebenstaaten geschaffen hatte, verweigerte er jede durchgreifende Reform. Die Mißstimmung nahm solchen Umfang an, daß damals eigentlich ganz Petersburg revolutionär gesinnt war. Puschkin, der erste national zu nennende Dichter Rußlands, hatte schon als ganz jugendlicher Brausekopf Verse gemacht, die an radikaler Schonungslosigkeit sein Vorbild Byron weit übertrafen und — natürlich bis heute in Rußland nicht gedruckt werden dürfen! Eins dieser Epigramme behandelte das eine gekrönte Säule darstellende russische Justizwappen. Es lautet in freier Übertragung:

„In Rußland gibt es keinen Zar,
Auch der Gesetze sind wir bar,
In Rußland steht ein Säulenknauf
Mit einer hohlen Krone drauf!“

Der kläglich gescheiterte Versuch, nach Alexanders I. Tode und Konstantins Verzicht den nun den Zarenthron besteigenden Nikolaus I. durch eine Empörung von Garderegimentern zum Erlaß einer Verfassung zu zwingen, bewies die völlige Unreife der damaligen vornehmen Gesellschaft, an der aber die Regierung insofern die Hauptschuld trug, als sie seit Peter dem Großen die einschneidendsten Reformen ganz nach Willkür und Eingebung der gerade auf dem Thron sitzenden Monarchen und ihrer Staatsmänner, ohne jede Fühlung mit den Überbleibseln der gesetzgebenden Organe des Volkes durchgeführt hatte. Vergleichen wir damit

den Westen, so finden wir, daß die tiefgreifendste Umwälzung abendländischen Staatslebens, die Einführung des römischen Rechts und in seinem Gefolge auch der absoluten Herrschergewalt, sich namentlich in Spanien, Frankreich und Deutschland in einem gewissen Zusammenwirken der Monarchen mit dem führenden Adelsstande oder wenigstens einer Partei im Adel vollzog. Diese war damit einverstanden, die alten Freiheiten großenteils zu opfern, weil sie sich andererseits in wachsendem Maße als politisch und wirtschaftlich begünstigte Klasse fühlen konnte. In Rußland aber mußte der gesamte Adel wiederholt gänzlich entrechtet und in unwürdigster Weise behandelt werden, um den von der Krone geforderten Neuerungen freie Bahn zu schaffen. Nun wollte ein großer Teil des Adels sich schließlich dadurch zur Geltung bringen, daß er die Krone übertrumpfte und auf dem einmal eingeschlagenen Wege noch viel weiter, bis an das Endziel abendländischer Entwicklung, ging. Unter Nikolaus I. konnte ein vom Fortschrittsgedanken ganz erfüllter Edelmann namens Tschaadájew das Heil Rußlands nur im sofortigen Aufgehen im übrigen Europa erblicken, denn das russische Volk habe doch alles Gute und Nützliche immer nur entlehnt, niemals die Kulturwelt um eigene Gedanken und Schöpfungen bereichert. Dem Kaiser erschien es am geratensten, den Gefahren einer solchen nationalen Ohnmachtsanwandlung und Selbstzerfleischung dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ihren Urheber für geistesgestört erklären ließ. Bald aber setzte die Gegenbewegung der Slawophilen ein, unter denen die beiden Akßákow und Chomjaków die meiste Beachtung verdienen und beileibe nicht mit Strebern und politischen Geschäftsleuten wie Katków und Leóntjew, den Vätern des eigentlichen Panslawismus oder richtiger (weil entschieden polenfeindlichen) Panrussismus, in einen Topf zu werfen sind. Sie gingen von dem an sich durchaus richtigen Gedanken aus, daß Fortschritte des Staatslebens wie der Bildung nach Möglichkeit aus den Überlieferungen und Anschauungen jedes Volkes heraus zu entwickeln seien und ihm nicht gewaltsam als ein seinen Bedürfnissen nicht angepaßtes Rüstzeug aufgezwungen werden dürften. Die Entwicklung sei früher trotz aller Rückschläge und Katastrophen eine folgerechte gewesen, der große Bruch mit der Vergangenheit erst durch Peter den Großen herbeigeführt worden. Inzwischen aber machte die revolutionäre Gärung, die hauptsächlich durch die geheime Verbreitung französischer Umsturzliteratur und der im Auslande gedruckten Schriften russischer Anarchisten erzeugt war, solche Fortschritte, daß nach Mitteilungen des Anarchisten Stepniak in seinem Buch „Underground Russia" während der Regierung Alexanders II. in öffentlichen Lokalen Geld für Attentate auf den Kaiserlichen Zug gesammelt werden konnte! Die Zahl der Sozialrevolutionäre und Anarchisten aus den besseren Gesellschaftskreisen ist noch heute nicht gering und in der Duma sitzen Fürsten und Grafen in den Reihen der Radikalen.

Ein Slawophiler, der wirklich folgerecht dächte und auch die

unausrottbaren Schwächen im Volkscharakter rückhaltlos und ehrlich zugäbe — ein solcher müßte freilich erst gefunden werden! —, würde ungefähr folgendes Bild des russischen Werdeganges entwerfen.

Zunächst hätte der Slawophile zu der seit Alters überlieferten Darstellung der russischen Urgeschichte zurückzukehren, nach der die Begründung und Ausbreitung des Russenreiches ausschließlich das Werk der schwedischen Waräger war — was gerade im neunzehnten Jahrhundert von den der slawischen Richtung angehörenden Geschichtsschreibern bestritten worden war. Dann würde er es besser verstehen, warum nach der Erschlaffung der Waräger durch Wohlleben oder Blutmischung in der weiten sarmatischen Tiefebene wieder der altgewohnte Schlendrian einkehrte, der die Herrschaft der Mongolen, dann der Tataren (diese beiden Stämme der gelben Rasse sind eigentlich nicht sprachverwandt) ermöglichte, Nowgorod, den Ausgangspunkt der Warägerzüge, zu einer eigenbrödlerischen Stadtrepublik machte, Kiew, Rußlands erste christliche Residenz, in die Hände der heidnischen Bedrücker lieferte und damit erst der sprachlichen Trennung des kleinrussischen Stammes vom großrussischen Tor und Tür öffnete. Der russische Südrand wurde ganz von den bisherigen Bewohnern geräumt, weil sie in ihrer weichlichen Kampfscheu gegen die unaufhörlichen Angriffe der wilden Nomadenstämme wehrlos waren, die erst weit später zurückgedrängt werden konnten, als sich nach den überraschenden Vorstößen der kriegerischen Litauer und deren baldiger Vereinigung mit dem Polenreich die Niederlassungen russischer Kosaken am Dnjepr bilden konnten. Dagegen drangen im Nordosten russische Siedler unausgesetzt ganz friedlich gegen das Gebiet der finnischen Stämme vor, durch Roden von Wäldern und Erweiterung der Ackerfläche sich neuen Stammesboden schaffend. Nun erst begann sich hier auf neurussischem Boden wieder ein Kern für den Zusammenschluß des russischen Volkes zu bilden — Moskau, erst Fürstenburg, dann Handelsplatz, zuletzt Sitz von Großfürsten, die sich durch ihre Geschenke und pünktlichen Tributzahlungen die Gunst der Tatarenkhane erwarben und von ihnen schließlich mit der Einsammlung der Tribute im ganzen nördlichen Rußland betraut wurden. Somit haben der Pflug und der wohlgefüllte Beutel pfiffiger fürstlicher Krämer die Grundlagen dieses neuen Reiches geschaffen, das im Gegensatz zu dem Erobererstaat der alten Waräger ein echtslawisches war. Die Oberherrschaft der Tataren brachte wohl unaufhörliche Kämpfe und Ausplünderungen mit sich, berührte aber die Tiefen russischen Lebens nur wenig. Erst unter den Zaren, die erobernd nach dem Osten vordrangen, begannen seltsamerweise tatarische Einflüsse in merklicher Weise zunächst die Oberschichten des Volkes zu erfassen, um dann die alten Sitten und Rechtsanschauungen gänzlich umzugestalten.

Unter Joann III. wird das noch zur Warägerzeit entstandene alte Gesetzbuch, die „Rußkaja Prawda“, die Körperstrafen nicht kannte und ganz

nach germanischer Art für alle schweren Vergehen eine „Wira" (das deutsche „Wergeld") festsetzte, durch den „Ssudébnik" ersetzt, in dem zum ersten Male die von den Gerichten schon längst angewendeten Strafmittel der Knute und der Folter auch ihre gesetzliche Anerkennung finden. Joann IV. (der Schreckliche) läßt die alte Staatsverfassung mit der „Bojárskaja Duma" (Bojarenrat) und dem „Semski Ssobór" (Landesversammlung) noch zum Schein fortbestehen, nimmt aber den Bojaren alle sonstigen Rechte und setzt, nachdem er den Hofstaat als „Opritschnina" (Absonderung) von der „Sémschtschina" oder Landschaft getrennt und selber den Titel eines Zaren angenommen hat, als Oberhaupt der Landesverwaltung einen getauften Tatarenkhan, Ssimeón Bekbulátow, mit dem Titel eines „Großfürsten von ganz Rußland" ein. Nach dem Aussterben des Hauses Rurik werden unter dem Zaren Boris Godunów, dem Nachkommen eines tatarischen „Mursen", die bis dahin freien russischen Bauern zu schollenpflichtigen Leibeigenen gemacht. Nach den Wirren des Zwischenreichs gelangt das den Ruriks verschwägerte Haus Romanow auf den Thron, und die Landesversammlung gewinnt ihre alte Stellung zurück. Schon der zweite Romanow, Alexei, (Peters des Großen Vater) regiert ziemlich unumschränkt, hält es aber noch für zweckmäßig, sein die grausamsten orientalischen Strafen androhendes Gesetzbuch, die „Uloshénje", von der Landesversammlung bestätigen zu lassen. Nun erscheint schließlich Peter und macht mit allen warägischen und altslawischen Überlieferungen (die beide in der Verwerfung eines despotischen Zwanges übereinstimmten) vollständig reinen Tisch. Seine „Geheime Kanzlei", die ein Heer der bösartigsten Angeber großzieht, mit Folter und Strick gegen Hoch und Niedrig wütet, macht jeder geordneten Rechtspflege ein Ende und läßt die berüchtigte „Sternkammer" der englischen Tudors zu einer Fürsorgeanstalt verblassen.

Die griechisch-orthodoxe Kirche hatte sich nur in Kiew im Kampf gegen die Jesuiten geistiges Leben bewahrt, und als Peter für seine neue Newaresidenz einen guten Kanzelredner brauchte, mußte er den zu Rom im Jesuitenkolleg gebildeten Theophan Prokopowitsch aus Kiew dorthin berufen. Immerhin hatte auch die Kirche Moskaus wenigstens hohe Geistliche von praktischer Verstandesrichtung und durchgreifender Tatkraft hervorgebracht, wie den Patriarchen Philaret, den Vater Michaels, des ersten Zaren aus dem Hause Romanow, den Patriarchen Nikon, den Reiniger fehlerhafter Gebetbücher. Als Peter aber die Patriarchenwürde aufhob und den bis heute in Rußland fortbestehenden „Cäsaropapismus" einführte, würdigte er die Geistlichen zu bloßen Staatsdienern herab, ebenso wie er schon vorher alle Bojaren in die Zwangsjacke der neu errichteten Rangklassen hineinkarbatscht hatte. Erst Peter der Große hat die in Rußland bis dahin unbekannte Erscheinung des „Tschinowniks" geschaffen. Die Erstarrung der zwar einseitig entwickelten, aber früher keineswegs

ganz weltfremden und bildungsfeindlichen Staatskirche war somit das Werk des fortschrittlichsten aller Zaren.

Das Heer, das bis zu Joann dem Schrecklichen in unfähigen Bojaren bevorrechtete Führer, seit jener Zeit in der Leibwache, den ausländischen „Feuerwerkern" und den Strelitzen bevorzugte Prätorianer gehabt hatte, wurde von Peter allerdings auf eine gesunde, breite Grundlage gestellt, erhielt aber großenteils ausländische Generale. Zur Zeit der zweiten Katharina und Pauls brachte Rußland endlich einen anscheinend ganz eigenwüchsigen Heerführer ersten Ranges hervor — Ssuwórow. Aber selbst dieser hatte wenig slawisches Blut in den Adern, denn seine Vorfahren waren finländische Schweden namens Suvar gewesen.

Wie müßte also ein einsichtsvoller, wirklich unbefangen denkender Slawophiler seine Betrachtungen schließen? Er würde gewiß bei seiner Ansicht bleiben können, daß die Art, wie Peter der Große seine Reformen durchführte, Rußlands Unglück war, denn alles Slawische war fast bis auf den letzten Überrest ausgerottet und Ausländer waren es nun, die mit tatarischen Zuchtmitteln die ratlos, wenn auch nicht ganz widerstandslos aufheulenden Volksmassen in ein noch weit drückenderes Joch als das bisherige hineinzutreiben hatten. Er würde mit Recht betonen, daß Peters System, Scharen von Ausländern heranzuziehen und zu bevorzugen, deshalb ein falsches war, weil sie in dem gestaltlosen Drunter und Drüber ihres neuen Wirkungskreises jeden Richtpunkt verlieren mußten, daß es daher richtiger gewesen wäre, unter Verwendung nur weniger Ausländer im Lande lieber Scharen von Russen zur Erziehung und Ausbildung nach dem Auslande zu schicken. Seinen ausländischen Lehrmeistern vermochte der Russe (damals ebensowenig, wie heute) nicht das geringste abzusehen, er konnte, wie Peters eigenes Beispiel zeigte, nur dann etwas Gescheites lernen, wenn er selber in die Ferne zog, um den Kursus mit dem Abc zu beginnen.

Tatsächlich beweist das heutige Japan, daß bei der Zusammenschmelzung von Altem und Neuem ein solches Verfahren vorzuziehen ist.

Nun dürfte der hier in der Voraussetzung angenommene unbefangene Slawophile sich nicht andererseits für Peter dadurch einnehmen lassen, daß dieser Rußland einen so ungeheuren Machtzuwachs verschaffte, sondern er müßte zu der unumstößlichen Überzeugung gelangen, daß es der Beruf des Russenreiches nicht ist, Eroberungen zu machen und gereiftere, vorgeschrittenere Völker zu beherrschen. Ein weniger genialer und unternehmender Herrscher hätte sich im Westen vielleicht mit der Wiedergewinnung der noch zu Alexander Newskis Zeit zu Rußland gehörenden Newamündung begnügt, aber sich andererseits nicht, gleich dem sprunghaften, daher leicht entmutigten Peter, schon durch die ersten Fehlschläge aus dem Küstengebiet des Schwarzen Meeres, vor allem aber nicht aus dem kaum erreichten Persien vertreiben lassen, wo Rußland eine größere, aussichtsvollere Zukunft winkte, als an der Ostsee.

Was Peter trieb, war nichts anderes als Umsturz von oben her, die breiten Volksmassen verharrten in völliger Trägheit. Unter Nikolaus I. und Alexander III. war das Verhältnis das umgekehrte — wenigstens soweit die gebildeten und urteilsfähigen Volkskreise in Frage kamen.

Welches von den Gesichtern, die das heutige Rußland uns zeigt, ist nun das echte? Ist es das slawische, das tatarische oder das europäische? Das grauenhafte Tatarengesicht, das unsere unglücklichen ostpreußischen Landsleute in lähmendes Entsetzen bannte, wird wohl nach dem Kriege sich wieder mehr nach dem Osten wenden. Das slawische Gesicht hat schon lange keine unverfälschten Züge mehr und wird sich auch in alter Reinheit nicht mehr wieder herstellen lassen. Es bleibt also nur das moderne Rußland als Glied der europäischen Völkerfamilie, und tatsächlich hat die Entwicklung nach dieser Richtung die merklichsten Fortschritte gemacht. Rußland hat eine Verfassung, eine Volksvertretung, ist im Übergang zum bäuerlichen Privatbesitz begriffen, was will man mehr? Der wirtschaftliche Aufschwung, die Erstarkung der Staatsfinanzen, die Erneuerung von Heer und Flotte und anderes mehr vollzogen sich mit einer Raschheit, einer drängenden Gewalt, daß wir vermutlich schon nach zehn bis zwanzig Jahren nicht mehr imstande gewesen wären, die russische Übermacht zu brechen. Die merklich heranschwellende Gefahr der Zerbröckelung in nationale Sondergebiete wurde vorläufig noch mit dem der Regierung verbliebenen Reservefonds tatarischer Machtmittel abgewehrt. Allerdings — nur vorläufig!

Viel Erstarrtes gab es noch im Volkskörper, aber auch diese Verkalkungen mußten schließlich vom strotzenden Wachstum der übrigen Teile überwunden werden. Lächerlich ist es, daß sich drüben noch Überreste der alten Kastenabsonderung erhalten haben und in Moskau nicht bloß der „Läwotschnik" (Kleinhändler), sondern oft auch der „Kupéz" (Großkaufmann) äußerlich erkennbar ist. Lächerlich, daß sich die Kalenderreform bis heute nicht durchsetzen ließ. Äußerst bedauerlich und betrüblich, daß man die Kosaken noch immer auf europäischen Kriegsschauplätzen verwendet und diese Überreste der primitiven altslawischen Organisationskraft großenteils sogar in die regulären Kavalleriedivisionen eingliedert! Aber wenn man sich von den Fortschritten Rußlands überzeugen will, dann vergleiche man nur eine echtrussische Großstadt, wie Kiew, Charkow, Nishni Nowgorod, Saratow mit einer französischen (mit alleiniger Ausnahme von Paris), und man wird erstaunt sein, die Erstarrung eher im äußersten Westen Europas zu finden, als im Osten. Der Zustrom ausländischen Kapitals und die Rührigkeit der einheimischen Deutschen haben sich vereint, um hier wirklich Staunenswertes zu schaffen — der Anteil des nationalrussischen Bürgertums an diesem Aufschwung ist wohl vorhanden, aber nicht sehr bedeutend.

Rußland hat die Periode innerer Lähmung wohl für immer überwunden und Gefahr droht ihm jetzt eher vom Umsturz. Der voraussichtlich für Rußland äußerst nachteilige und demütigende Friedensschluß wird in unserem Nachbar-

lande nicht den Eindruck erwecken, daß die begonnenen Neugestaltungen noch nicht zu voller Wirkung gelangt wären, sondern, daß sie gänzlich ungenügend seien und daher der ganze Aufbau des Staatswesens nichts tauge. Russische Reformen scheitern heute nicht mehr an rückschrittlichen Widerständen, sondern an der Maßlosigkeit und Unersättlichkeit der damit Beglückten. Auch ein Sieg des Umsturzes würde freilich, soviel Elend und Verwüstung er mit sich brächte, Rußland nicht aus der Reihe der europäischen Staaten streichen. Vielleicht aber ließe er an Stelle dieser unförmigen Landanschwellung, dieser geographischen Elephantiasis eine ganze Reihe europäischer Staatswesen entstehen. Die Einsturzbeben und Neubildungen im Osten sind noch nicht abgeschlossen.

Nach dem Kriege werden wir als unbeteiligte, aber doch nicht gänzlich unberührte Beobachter diese eruptiven Vorgänge voller Spannung verfolgen können.

Eugen B. Auerbach:
Zahlenspiel der Weltgeschichte.

Oktober 1415 — Oktober 1915

Und aber nach fünfhundert Jahren
will ich desselbigen Weges fahren.
Chider.

Im allgemeinen kümmern sich selbstverständlich die Ereignisse der Natur und der Geschichte nicht um Zahlen. Wir Menschen sind an Maß und Zahl gebunden und betrachten daher notwendig alles von diesen Gesichtspunkten aus. Der Mensch ist nach dem alten philosophischen Satz das Maß aller Dinge; die Maus würde von sich aber wohl dasselbe sagen und ebenso der Elefant.

So haben wir auch den Begriff des Chiliasmus. Danach sollen tausend Jahre eine besonders große Umwälzung oder auch Erneuerung des ganzen Erdenlebens — die besonders Frommen meinen, auch des ganzen Weltlebens — zeitigen. Die Zahl Tausend ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß der Mensch auf der Grundlage der zehn Finger die Zahl 10 als wesentlich oder gar naturgegeben erachtete. Früher war die Grundlage die Acht, da man den Daumen nicht als Finger mitzählte. Daher mag es auch wohl kommen, daß noch heute in vielen Sprachen neu und neun die gleiche Bezeichnung haben. Auch der Engländer bezeichnet beim Fingersatz über den Noten den Daumen nicht wie wir als 5, sondern mit einem Kreuz. Die Zahl 1000 erklärt sich müheleos daraus: sie ist eben 10 zur Potenz drei erhoben.

Die Drei aber war bei allen Völkern schon lange vor dem Christentum eine heilige, mindestens außerordentlich bedeutungsvolle Zahl. Der Stammvater der

Griechen, Hellen, hatte drei Söhne, ebensoviel Noah, der zweite Stammvater der Menschen; heilige Handlungen mußten nach der Bibel dreimal wiederholt werden; den Pythagoräern war die Drei heilig; Aristoteles legte ihr besondere Bedeutung bei (Anfang, Mitte, Ende). Das Dreieck war bei den Indern und Ägyptern das Symbol der Menschwerdung von Göttern und die Grundlage einer auf drei Vokalen beruhenden Geheimlehre. Bei den Persern wurde die Drei mit Mithras in Verbindung gebracht. Für die Neuplatoniker, auch die neueren Philosophen ist diese Zahl wichtig. Wir rechnen nach drei Dimensionen der Zeit und des Raumes, wir kennen drei Funktionen des Verstandes, drei Steigerungsgrade, dreifach ist die Flucht der Zeit.

Die Dreizahl durchdringt auch vielfach unbewußt die neueren Verhältnisse: dreimal erfolgt das Aufgebot vor der kirchlichen Trauung, dreimal fordert das Gericht zum letzten Steigerungsgebot auf, dreimal muß Faust zum Teufel „Herein!" rufen, dreimal wird hoch oder hurra gerufen, eins, zwei, drei zählt schließlich jeder Knabe, bevor er einen größeren Sprung unternimmt.

So erwartete man vom Jahre 1000 nach Christi Geburt ganz besondere Umwälzungen, die aber nicht erschienen sind.

Manchmal indessen scheint es, als ob die Zahl doch auf die Weltgeschichte Einfluß habe. Gerade jetzt tritt die Zahl 500 besonders auffällig in die Erscheinung.

Am 21. Oktober 1415 geschah die Erbhuldigung der Mark Brandenburg gegenüber dem Burggrafen von Nürnberg als dem nunmehrigen Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg. Zur selben Zeit war Huß in Konstanz verbrannt worden, er, der Vorläufer des Protestantismus, dessen mächtige Schirmherren die Könige von Preußen seitdem immer gewesen sind. Huß prophezeite am Marterpfahl schon Luther mit den Worten voraus: „Ihr bratet jetzt eine Gans (Huß ist das böhmische Wort für Gans), aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den werdet Ihr nicht töten können."

Fast genau an demselben Tage der Erbhuldigung, nämlich am 25. Oktober 1415, fand die Schlacht bei Azincourt statt. Im französischen Departement Pas de Calais wurde damals der englische König Heinrich V., der nur 14 000 Mann zu seiner Verfügung hatte, von dem Dauphin von Frankreich, der mehr als 50 000 Mann befehligte, angegriffen. Die Franzosen wurden aber damals unter Verlust von 10 000 Toten und vielen Gefangenen — darunter fünf Prinzen — gründlichst geschlagen. England, welches damals Irland nur zum geringsten Teile und Schottland überhaupt nicht beherrschte, siegte glänzend und verlor nur 1500 Mann. Diese Schlacht entschied den Feldzug. Nach nur noch geringen, aber auch für England siegreichen Kämpfen wurde auf Grund des Sieges von Azincourt am 21. Mai 1420 durch den Vertrag von Troyes dem König von England die Regentschaft von Frankreich mit der Maßgabe übertragen, daß nach dem Tode des französischen Königs dem englischen Könige und seinen

Nachkommen die französische Krone zufallen sollte. Bei seinem Einzuge in Paris wurde der englische König Heinrich V. damals vom Volke auf das freudigste empfangen; die versammelten Stände, das Parlament, die Universität und die Geistlichkeit nahmen diesen Vertrag durch lauten Zuruf an. Chastellain schreibt in der Chronik des Herzogs Philipp darüber: „Comme si le monde eust deu estre tout renouvellé et estably en perpétuelle et permanable félicité“ (gleich als ob die Welt ganz erneuert und ewige und dauernde Glückseligkeit begründet worden wäre).

Auch der deutsche Kaiser Sigismund reiste damals mit Hilfe der 300 000 Dukaten, die ihm Friedrich von Zollern bezahlt hatte, durch Südfrankreich nach Paris, wo er als unbestrittener höchster Gebieter auf Erden auf das prächtigste empfangen wurde. Seine Bemühungen, damals schon Frieden zwischen England und Frankreich zu stiften, mißlangen ihm, auch sonst hatte er in England keinen Erfolg. Schon bei seiner Landung dort ging ihm der Herzog von Gloster mit entblößtem Schwerte — eine freventliche Ungeheuerlichkeit gegenüber einem Herrscher — ins Wasser entgegen und fragte ihn, ob er eine Gerichtsbarkeit in London ausüben wolle. Erst als der Kaiser dies verneint hatte, ließ man ihn an Land. Er wurde dann vom Volke in London so beleidigt, daß er sich nach Canterbury begeben mußte; aber auch von dort durfte er erst abreisen, nachdem er ein Bündnis mit England gegen Frankreich zugesagt hatte.

Also schon vor 500 Jahren kannten die Engländer im Prinzip die „Konzentrationslager“ und die rechtswidrige Vergewaltigung von Ausländern.

Eine wundervolle Darstellung dieses Feldzuges findet sich in „Heinrich V.“ von Shakespeare. Darin stehen (poeta — propheta) Sätze, die wie für die jetzigen Kriegshandlungen des Vierverbandes, besonders der Russen, geschrieben erscheinen.

Zunächst wird dort (I, 2) nachgewiesen, daß Englands König rechtmäßiger König von Frankreich sei. Der englische König droht (III, 3), „wie Gras zu mähen die holden Jungfrauen und die blühenden Kinder“, „die reinen Jungfrauen sollen in die Hand der Notzucht fallen“, „die blutigen Soldaten werden die Locken eurer gellend schreienden Töchter besudeln, am Silberbart ergreifen eure Väter, ihr würdig Haupt zerschmettern an der Wand, die nackten Kinder auf die Piken spießen“; die französischen Frauen sagen grad heraus, „dahin sei das Feuer der Franzosen, und sie wollen der Jugend Englands ihre Leiber bieten, mit Bastardkriegern Frankreich zu bevölkern“ (III, 5). Die Engländer werden (III, 7) prophetisch bezeichnet als „einfältige Hunde, die blindlings dem russischen Bären in den Rachen laufen“, „sie haben bloß Appetit zum Essen, aber nicht zum Fechten“ (III, 7). Die französischen Heerführer nennen wieder (IV, 2) die Engländer „hungrige und arme Schar“, die „kaum Blut genug in ihren kranken Adern hat, um jeden fränk'schen Säbel zu beflecken“; man brauche „nur auf sie zu hauchen, und der Dunst der französischen Tapferkeit

stürze sie (die Engländer) um". „Schon der überflüssige Troß und die Bauern würden genügen, dieses Feld von dem jämmerlichen Feind zu säubern." „Die Insel-Äser (Engländer) verzweifeln und sind bankerott." „Man solle ihnen erst Kost und frische Kleider und Fütterung für die mageren Pferde senden und dann mit ihnen fechten."

Der englische König gibt (IV, 6 am Schlusse) den Befehl, „jeden kriegsgefangenen Franzosen zu töten", und wiederholt (IV, 7): „Auch wollen wir erwürgen, die wir haben, und nicht ein Mann, der in die Hand uns fällt, soll Gnad' erfahren"; er versichert (V, 2), „er liebe Frankreich so, daß er kein Dorf davon wolle fahren lassen", und nimmt sich vor, mit der französischen Königstochter „einen Jungen, halb französisch, halb englisch, zustande zu bringen, der nach Konstantinopel gehen und den Türken am Barte zupfen wird".

Es wird nun, sei es, daß dann für uns ehrenvoller Friede ist, wie wir herzlichst wünschen, oder sei es, daß der Krieg noch fortdauert, wunderlich anzusehen sein, wie Engländer und Franzosen dann als „Verbündete" die 500. Wiederkehr des Schlachttages von Azincourt gemeinschaftlich feiern werden.

Der englische Festredner wird dann wohl mit Recht den Franzosen gegenüber auf folgendes hinweisen können: Elsaß und Lothringen gehörten seit dem Frieden von Mersen im Jahre 870 unbestritten zum Deutschen Reiche. Lothringen wurde erstmalig 1552 von den Franzosen besetzt, ihnen 1659 entrissen, 1670 von ihnen wiedererobert. Das Elsaß befand sich von 1681 bzw. 1697 ab unter französischer Herrschaft; im ganzen also beide rund 200 Jahre, während Deutschland über 900 Jahre lang diese beiden herrlichen Länder beherrschte.

Calais aber, unbestritten seit 840 zu Frankreich gehörig, befand sich vom 14. August 1347 bis 8. Januar 1558, also sogar noch etwas länger als 200 Jahre, unbestritten unter englischer Herrschaft.

Mit dem vollen Brustton der englischen Cantüberzeugung wird also der englische Festredner dann darauf hinweisen können, daß die eigenen Gründe, welche die Franzosen für die Wiederüberlassung von Elsaß-Lothringen vorbringen, auch dazu führen müssen, daß den Engländern Calais nun wieder zu überlassen ist, und zwar — echt englisch bescheiden — zusammen mit Boulogne, das zwar nur etwa sechs Jahre lang zu England gehörte, von dem aus aber vielfach, von Caligula bis auf den großen Napoleon, England durch Landheere bedroht wurde. Und zwar alles dies besonders, um dadurch die Nordsee mittels des Ärmelkanals, und somit den Ozean überhaupt den deutschen Barbaren-Boches für immer zu verschließen.

D'Annunzio, der in Wahrheit Rübchen heißt, ist als Festredner — und vielleicht auch anders — bereits verbraucht und kommt nicht in Frage. Aber die Zahlenironie der Weltgeschichte oder die prophezeiende Kraft des großen Dichters William Shakespeare hat für einen „vollwertigen" Ersatz schon gesorgt, nämlich in dem jetzigen englischen Minister Grey.

In Shakespeares Drama „Heinrich V.“ tritt (II, 2) nämlich ein hoher englischer Hofbeamter auf, der den König anstachelt, eine Majestätsbeleidigung nicht, wie der König will, zu verzeihen, sondern sehr hart zu bestrafen; eben demselben aber wird gleich darauf nachgewiesen, daß er, von französischem Gelde bestochen, sich in eine Verschwörung gegen das Leben seines eigenen Königs eingelassen hat. Er gesteht und wird dafür zum Tode abgeführt. Dieser echte Engländer führt aber bei Shakespeare auch den Namen Grey, und das ist wohl der grimmigste historische Humor, der sich denken läßt.

Wie nun vor 500 Jahren die Freiheit des Bekenntnisses gegen Rom durch die damals einsetzende Reformation begründet und ihr mächtiger Schirmherr, das Haus Hohenzollern, in die Stellung eingesetzt wurde, die es ihm ermöglichte, diese edelste Mission nun seit Jahrhunderten durchzuführen, so wird 500 Jahre später auch wieder durch einen Hohenzollern die Freiheit der Meere gegenüber England für immer erkämpft werden. Beide Errungenschaften aber werden zum Heile der gesamten Menschheit nun auch dauernd bewahrt bleiben.

Möge dann Chider, der ewig junge, nach 500 Jahren wiederkehrend, das Geschlecht der Hohenzollern und das unvergängliche deutsche Volk in der Freiheit der Meere, der Freiheit des Bekenntnisses und auch im ewigen Frieden auf Erden wiederfinden.

Dr. Hans Rörig:
Das Papsttum im Weltkrieg.

Es ist eine keineswegs einfache Aufgabe, über die Tätigkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche und seiner beratenden Körperschaft, der Kurie, im Weltkrieg ein auch nur einigermaßen objektives und vollständiges Bild zu entwerfen. Wir sind dabei mehr oder weniger auf die Presse und die wenigen Veröffentlichungen des Hl. Stuhles angewiesen. Da kommt neben den sehr spärlich erschienenen Schriftstücken in den Acta Apostolicae Sedis vor allem der „Osservatore Romano“, das vom Vatikan inspirierte täglich erscheinende Blatt, in Betracht. Die übrige italienische Presse ist zum Teil, was ja in der Natur der Sache liegt, in kirchlichen Angelegenheiten auch nicht immer schlecht bedient, sie ist aber doch mit größter Vorsicht zu benutzen. Trotzdem die Beziehungen des Hl. Stuhles zu Frankreich offiziell seit Jahren abgebrochen sind, sind doch die Jahrhunderte alten Beziehungen zwischen einflußreichen Kreisen dieses Landes und dem Vatikan noch immer sehr eng, so daß auch die französische Presse zuweilen gut bedient ist.

Trotzdem also die Quellen, aus denen man sich ein klares Bild über die Tätigkeit des Papsttums machen muß, oft recht trübe fließen, ist doch von seiten des Vatikans im Weltkrieg schon so vieles getan worden, was ein positives Ergebnis gezeitigt hat, daß man immerhin es wagen darf, schon jetzt eine Zusammenstellung dieser Tätigkeit zu geben.

Ohne Übertreibung kann man wohl behaupten, daß die Diplomatie der Kurie sich in den Jahrhunderten des Bestehens der Kirche anderen Diplomatien in vielen und oft äußerst wichtigen Fällen weit überlegen gezeigt hat. Gewiß ist seit den Zeiten der Reformation der Einfluß des Papstes in den Dingen der hohen Politik sehr gesunken, aber dennoch haben auch in den letzten Jahrhunderten viele kraftvolle Inhaber des Stuhles Petri sich Einfluß auf die Geschicke der Welt zu verschaffen gewußt.

In diesem Kriege spielt der Papst eine eigenartige Rolle. Pius X., der einfache Mann aus dem Volke, besaß für die Dinge dieser Welt nicht immer das richtige Verständnis. Während seines ganzen Lebens bescheiden und einfach, sah er sein Ideal in einem tugendhaften und frommen Leben. Als der Krieg ausbrach und wie ein Würgengel über blühende, bisher von friedlichen Menschen bewohnte Gefilde hinzog, brach sein Herz vor Kummer. Das war zuviel für seinen vom Alter schon angegriffenen Körper. Nach seinem Tode kam die Mitra auf das Haupt eines anders gearteten Mannes. Auch Benedikt XV., der aus der Familie der Marquis Della Chiesa stammt, sah mit schwerem Herzen auf das blutige Ringen, aber nicht untätig blieb er und bloßer Zuschauer; nicht allein mit Gebeten wollte er den bedrängten Völkern helfen; in vielen brennenden Fragen ergriff er energisch die Initiative.

Der Papst genießt als Oberhaupt der drittgrößten Religionsgemeinschaft der Welt, die sich dazu durch eine einzigartige Organisation und Disziplin auszeichnet, ein gewaltiges Ansehen. Sein Wort hat für Millionen unbedingte Geltung. Schon sein Wunsch ist für Ungezählte Befehl. Diesen Mann auf ihre Seite zu ziehen, ist natürlich das Bestreben jeder kriegführenden Partei. Zwar sind die Zeiten vorbei, in denen der Papst das gefügige Werkzeug in der Hand einzelner war. Das Avignoner Exil hat dem Ansehen des römischen Bischofs schon damals, als der Begriff Religion ganz anders ausgelegt wurde wie etwa heute, wahrhaftig nicht genutzt. Wie gesagt, diese Zeiten sind vorbei. Die Diplomatie arbeitet heute mit anderen Mitteln. Ihre Fäden sind feiner gesponnen, ihre Wege führen um, ihre Mittel sind raffinierter.

Es ist auch nicht zu vergessen, daß der Papst einer der wenigen echt Neutralen ist und nach Lage der Dinge sein muß. Gewiß mögen auch seine persönlichen Sympathien mehr auf der einen oder anderen Seite liegen, das ist menschlich wohl begreiflich. Aber keineswegs darf er diesen Sympathien mit Worten oder Taten irgendwie Ausdruck verleihen, da jeder am Kriege beteiligte Staat katholische Bewohner zählt, und auch die sogenannten Neutralen, deren

Wünsche und Hoffnungen ja auch geteilt sind, dies übel vermerken würden. Und gerade Benedikt XV. scheint der letzte zu sein, der sich zu einer derartigen Handlungsweise verstehen würde. Vielleicht, daß der Papst vermöge seiner wirklichen Neutralität bei den Friedensverhandlungen, die ja doch einmal kommen werden, eine Mittlerrolle einnimmt.

In richtiger Erkenntnis der Stellung des Papstes und in kluger Voraussicht waren es zunächst, wie auch nicht anders zu erwarten, die Engländer, die sich beizeiten vorsahen. Im Dezember vorigen Jahres tauchten die ersten Nachrichten von der beabsichtigten Schaffung einer diplomatischen Vertretung Englands beim Vatikan auf. Es dauerte dann auch nicht lange, bis Sir Henry Howard, früher großbritannischer Gesandter im Haag und der einzige Katholik, der an der Spitze einer ständigen englischen Gesandtschaft im Ausland gestanden hat, im Vatikan sein Beglaubigungsschreiben überreichte, das von einer besonderen Mission, also nicht von einer dauernden sprach. Um das Neue und Eigenartige dieses Schrittes zu erfassen, muß man sich einmal die Beziehungen zwischen der englischen Regierung und dem Päpstlichen Stuhl im vorigen Jahrhundert vergegenwärtigen, Beziehungen, die durch außergewöhnliche Zurückhaltung seitens Englands gekennzeichnet sind, die nur durch den bei dem Regierungsjubiläum Viktorias und den Thronbesteigungen ihres Sohnes und Enkels gewechselten Höflichkeitenaustausch unterbrochen wurden. Der Bruch, den England mit seiner diplomatischen Vergangenheit der Kurie gegenüber gemacht hat, war zu einem Teil auch darin begründet, daß England gegen die damals noch in Rom anwesende Vertretung von seiten der Zentralmächte — Preußen, Österreich und Bayern waren durch besondere Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl vertreten — ein Gegengewicht schaffen wollte, besonders da kein Staat der Entente eine Vertretung besaß, und da auch die Pforte beabsichtigte, einen eigenen Vertreter nach Rom zu senden, durch dessen Ernennung das Protektorat über die Katholiken im Orient, das sich Frankreich unter Napoleon III. angemaßt hatte, nicht nur tatsächlich, sondern auch formell beseitigt würde. Mitte Dezember hatte schon der Sultan den neuen Apostolischen Delegaten, Monsignore Dolei, der ein Handschreiben des Papstes überbrachte, feierlich ermpfangen, und zwar zum ersten Male ohne die Vermittlung der französischen Botschaft.

Überhaupt gab und gibt der Bruch Frankreichs mit der Türkei den Politikern zu denken, die Gewicht legten auf die Ausbreitung des französischen Einflusses mittels der Schutzherrschaft über die Christen und damit zusammenhängend der Schulen französischer Sprache im Orient, da sich in dem dortigen französischen Lehrkörper viele Jesuiten, Lazaristen, Assumptionisten, Schulbrüder und Schulschwestern befanden. Dem Bedauern über diese Wirkung des Bruches mit der Türkei gab zunächst vom kirchlichen Standpunkt aus der Schriftsteller Paul Bourget in der Öffentlichkeit Ausdruck. Es folgte ihm der Politiker Gabriel Hanotaux, früher Minister des Auswärtigen, der in einem Aufsatze im „Figaro“

die Frage von dem Standpunkt des politischen Einflusses im Orient untersuchte. Die Regierung müsse versuchen, meinte er, mit Rom in Verbindung zu gelangen, um die Verteidigung der französischen Mission im osmanischen Reich und den Kampf gegen die deutschen Einflüsse in Rom und der katholischen Welt ins Werk zu setzen. Hanotaux verwies auf die Erfolge, welche die Politik Wilhelms II. im Orient von der Reise nach Palästina angestrebt und erreicht habe. Seine Aufforderung lautete dahin, in ehrlicher, öffentlicher Sendung einen gewandten Vertreter Frankreichs mit dem Vatikan nach einem Mittel zur Rettung dessen suchen zu lassen, was noch zu retten sei. Trotzdem der Boden für eine Anknüpfung mit dem Vatikan infolge der seit Ausbruch des Krieges einsetzenden Rückkehr zu den ehemaligen religiösen und kirchlichen Neigungen bei weiten republikanisch gesinnten Volkskreisen — es sei an die Neubelebung des Jeanne d'Arc-Kultus erinnert — recht günstig war, ist kein entscheidender Schritt von seiten Frankreichs beim Vatikan erfolgt. Dagegen hat man seit Beginn des Krieges von französischer Seite aus mit allen Mitteln daran gearbeitet, den Papst aus seiner Zurückhaltung in der Beurteilung der Kriegsereignisse herauszudrängen und ihm als dem Oberhaupt der katholischen Kirche ein aktives Eingreifen darin gegen Deutschland abzuringen, indem man von ihm in irgendeiner Form ein förmliches Verdammungsurteil der „barbarischen" deutschen Kriegsführung erzielte. Mit diesem hätte man alsdann die ganze katholische Welt der neutralen Staaten gegen Deutschland in Bewegung gesetzt. Zunächst dachte man von seiten Frankreichs an nichts Geringeres, als an eine feierliche Enzyklika, die sich mit dem Kriege befaßte und dabei jene Verdammung der deutschen Kriegsführung ausspreche. Als man sah, daß man sie nicht erzielen könne, nahm man bescheidenere Formen ins Auge; eine feierliche mündliche Erklärung oder ein Schreiben des Papstes an einen der französischen oder belgischen Kirchenfürsten. Zu dem Zweck stempelte man den Kardinal Mercier mit derselben Unwahrhaftigkeit, die diesen ganzen Feldzug der Lüge und Verleumdung gegen Deutschland kennzeichnet, zu dem Märtyrer, der von deutscher Gewalttätigkeit in der freien Ausübung seines priesterlichen und bischöflichen Amtes behindert werde. Als auch das nicht zum Ziele führte, wurde man ganz bescheiden, aber zugleich noch verschlagener. Man schickte katholische Journalisten aus, denen man fürsorglich den Empfang beim Papste ebnete, damit sie mit geschickter Fragestellung von ihm das verdammende Wort gegen Deutschland heimbrächten. Auch sie hatten keinen anderen Erfolg, als erhabene Worte des Oberhauptes der Kirche zu überbringen, die man in dem gewünschten Sinne zu deuten versuchte. Aber die zuständige Berichtigung warf auch diese Deutelung wieder um. Ja, man mußte es erleben, daß einer von ihnen, Latapie, der Sonderberichterstatter der Pariser katholischen Zeitung „Liberté", mit einer Antwort vom Papste zurückkam, die mehr einer Rechtfertigung Deutschlands glich als einer Verurteilung.

In der Unterredung, die Latapie mit dem Papst hatte, er-

innerte dieser zunächst an seine verschiedenen Interventionen zu Gunsten des Friedens. Man kam auf die bekannten Punkte der „barbarischen" Kriegsführung der Deutschen zu sprechen, so auf Löwen und die Kathedrale von Reims, die angebliche Verhaftung des Kardinals Mercier, die Torpedierung der „Lusitania" und seine persönliche Stellung in Italien. Zu allen diesen Fragen nahm der Papst einen sachlich-objektiven Standpunkt ein. „Die Österreicher und Deutschen," so führte er aus, „bestreiten alle gegen sie erhobenen Anschuldigungen und schulden ihrerseits an. Die Deutschen erklären, die Bevölkerung von Löwen habe auf ihre Truppen geschossen. Sie erklären auch, daß die Franzosen einen Beobachtungsposten auf dem Turme der Kathedrale von Reims hätten. Andererseits haben die Vertreter von sieben Kongregationen Belgiens dem Kardinalstabssekretär erklärt, sie hätten keinen einzigen Fall von Gewalttätigkeit in ihren Kongregationen anzuführen. Was die Verhaftung des Kardinals Mercier anbetrifft, so ist er niemals verhaftet worden; er kann sich in seiner Diözese nach Belieben bewegen. Was die Torpedierung der „Lusitania" anbetrifft, so kenne ich keine schrecklichere Missetat; aber glauben Sie, daß die Blockade, welche Millionen unschuldiger Leben zur Hungersnot verurteilt, auch einem menschlichen Gefühl entspricht?" Zum Schluß der Unterredung kam der Papst auf seine eigene Stellung zu sprechen und äußerte seine Besorgnis wegen der Rückwirkung des Krieges auf Italien. Er wisse nicht, wie sich das Volk bei einem Siege oder bei einer Niederlage benehmen werde, er fühle sich nicht geschützt. Die Zukunft sei sehr dunkel.

Der Papst legte hiermit den Finger auf eine wunde Stelle: nämlich die Stellung des Papstes in rechtlicher Beziehung. Als die französische Besatzung im September 1870 aus Rom zurückgezogen war, wurde die Stadt am 20. September von italienischen Truppen besetzt, der Kirchenstaat wurde aufgehoben. Vergeblich protestierte Pius IX. am 26. September gegen die Besitzergreifung Roms. Durch das sogenannte Garantiegesetz vom 13. März 1871 wurde dem Papst unter anderem der Besitz der Peterskirche, des Vatikan- und des Lateranpalastes, dazu ein Jahreseinkommen von 3¼ Millionen Lire gesichert. Der Papst erkannte das Garantiegesetz, auf dem allein seine Souveränitätsrechte und der Schutz der Kurie beruhen, nicht an und hat auch von dem Gelde, das bisher schon auf eine sehr ansehnliche Summe gestiegen ist, noch nichts erhoben. Die Stellung des Papstes in politischer Beziehung ist also in jeder Hinsicht ungeklärt. — Eine katholische Zeitung behauptete jüngst, ein jeder Katholik habe das Recht und den Anspruch darauf, frei nach Rom gelangen zu können, schriftlich und mündlich ungehindert und ohne italienisches Veto dem Papste nahen zu dürfen, selbst wenn er keine andere Mission habe, als für sich und seine Angehörigen den päpstlichen Segen zu holen. Der Apostolische Stuhl, seine Einrichtung, seine Kirchen und Gnadenschätze gehören nicht Italien und dem Vierverband, sondern allen Katholiken der Welt. Tatsächlich liegt die Sache aber ganz anders. Der

Papst hat nur eine, wieder sehr beschränkte Möglichkeit des schriftlichen Verkehrs mit den Nuntien. Jeder andere Verkehr mit einer der Zentralmächte ist für ihn ganz unmöglich.

Das italienische Garantiegesetz enthält als Artikel 11 folgenden Satz: „Die Gesandten fremder Mächte beim Heiligen Stuhl genießen in dem Königreich alle Vorrechte und Immunitäten, die nach Völkerrecht den diplomatischen Agenten gebühren. Beleidigungen derselben werden ebenso bestraft wie Beleidigungen der bei der italienischen Regierung beglaubigten Gesandten. Den Gesandten Sr. Heiligkeit bei fremden Regierungen werden dieselben Vorrechte und Immunitäten in dem Königreich zugesichert, wie sie nach dem Gebrauch auf der Hinreise, am Aufenthaltsort und bei der Rückkehr den staatlichen Diplomaten zukommen." Man sieht, daß die italienische Regierung in schlau berechnender Weise die Regelung des diplomatischen Verkehrs gänzlich in der Schwebe läßt. Die Zugeständnisse des Artikels sind nur im Hinblick auf die übrigen Mächte gemacht worden, die bei der internationalen Lage des Papstes gewisse Forderungen für den diplomatischen Verkehr mit ihm stellen mußten. In kluger Voraussicht der unbedingt zu erwartenden Verwickelungen und Schwierigkeiten und jedenfalls nach Rücksprache mit der Kurie, der natürlich alles an der Vermeidung eines Streites zwischen der italienischen Regierung und dem Heiligen Stuhl gelegen ist, haben die Vertreter Österreichs, Preußens und Bayerns beim Vatikan kurz vor Ausbruch des Krieges Rom verlassen und sich in Lugano niedergelassen. Wie diese ganze Angelegenheit gezeigt hat, ist der Papst nach italienischer Anschauung nicht in dem Sinne souverän, wie die Vertreter wirklicher Staaten, sondern von der jeweiligen Politik in der italienischen Regierung abhängig. — Daß Benedikt XV. aber auf die Lösung der römischen Frage in einem ihm günstigen Sinne hofft, wenn ein Frieden dem Krieg ein Ende gemacht haben wird, hat er am Schluß seiner Enzyklika gesagt.

Und gerade die Lösung der römischen Frage hat bisher den Quirinal davon abgehalten, ernstliche Schritte zu der Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen ihm und dem Vatikan zu unternehmen. Private Verhandlungen in dieser Beziehung haben zweifellos stattgefunden. Im September 1914 wurde die Frage von dem Ministerpräsidenten Salandra und dem seitdem verstorbenen Staatsmann Visconta Venosti geprüft. Auch hat der gegenwärtige Justizminister Orlandi sich zu Anfang dieses Jahres eingehend mit den Garantiegesetzen beschäftigt. Es mag sein, daß die italienische Regierung damals lediglich die Frage prüfte, wie die Lage zwischen Italien und dem Vatikan im Kriegsfalle Italiens sich darstellen würde.

Am 20. Januar d. J. wurde im Haag halbamtlich folgendes mitgeteilt: „In maßgebenden Stellen ist nichts von der der holländischen Regierung durch das italienische Blatt „Secolo" zugeschriebenen Absicht bekannt, demnächst einen Gesandten beim Vatikan zu ernennen." Das war die erste Nachricht, die man hörte von

der beabsichtigten Wiederherstellung der im Jahre 1872 aufgehobenen niederländischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle. Auf den diesbezüglichen, von katholischer Seite in der ersten Kammer ausgesprochenen Wunsch antwortete der Minister des Äußeren, daß die für eine solche angeführten Gründe — worunter die vom Papst entfaltete Tätigkeit für den Frieden obenansteht — für ihn nicht überzeugend seien. Die ständigen diplomatischen Vertretungen Bayerns und anderer Staaten beim Papst beständen schon seit langer Zeit, hätten also mit Friedensbestrebungen nichts zu schaffen. Und was Großbritannien und Irland betreffe, so sei es ihm nicht bekannt, daß dieses Reich einen diplomatischen Posten beim Vatikan errichtet habe. Aber die Beweggründe, welche die britische Regierung als kriegführende Partei zu dieser Maßregel möglicherweise geführt hätten, gälten für Holland als einen neutralen Staat nicht. Vielmehr sei er, der Minister, der Meinung, daß eine in diesem Augenblick in der auswärtigen Vertretung Hollands vorgenommene Veränderung zu Schlußfolgerungen führen könnte, welche dem Standpunkt der Regierung nicht entsprechen würden. Überdies sei er nicht in der Lage, sich ein Urteil über die Frage zu bilden, ob eine größere Möglichkeit dafür bestehe, daß die Friedensverhandlungen in Rom geführt würden, als an irgendeinem andern Platz. Diesen seinen Standpunkt verteidigte der Minister auch in der Sitzung der ersten Kammer am 9. Februar, wobei er noch bemerkte, daß er zwar persönlich kein grundsätzlicher Gegner der Wiederherstellung der Gesandtschaft beim Papst sei, daß ihm dies aber unter den jetzigen Umständen unmöglich sei. — Trotzdem aber kam schon Anfang Mai die niederländische Regierung mit einer Vorlage heraus, wonach eine zeitweilige niederländische Gesandtschaft beim Vatikan errichtet werden sollte. In der Vorlage hieß es, daß, wenn einmal die Zeit herannahe, in welcher die kämpfenden Völker kriegsmüde geworden seien, der Papst zur Anbahnung des Friedens eine hervorragende Rolle spielen könne, und daß es für Holland dann keineswegs gleichgültig sein dürfe, ob es dann an der Zentralstelle der Völkerversöhnung seine Stimme in die Wagschale legen könne oder nicht. — Von protestantischer und vor allem kalvinistischer Seite wurden zwar Einwendungen gegen die Vorlage gemacht, aber die Freisinnigen, Demokraten, Sozialdemokraten und Unionsliberalen standen der Vorlage wohlwollend gegenüber. Nachdem Monsignore Dr. Nolens, niederländischer Abgeordneter und Prälat, im Auftrage der niederländischen Regierung in Rom sondiert hatte, verabschiedeten Ende Juni beide holländischen Kammern den ganzen Entwurf über die Errichtung einer zeitweiligen Gesandtschaft des Königreichs beim Heiligen Stuhl. Zum Gesandten wurde der frühere Minister für öffentliche Arbeiten, Dr. L. Regout, ernannt; ihm hatten früher hauptsächlich die Wasserbauten unterstanden. Als Besoldung wurden 12 000 Gulden im Budget des Auswärtigen vorgesehen.

Auch in der Schweiz wurde angeregt — so von dem Blatte „Die Ostschweiz" —, die Bundesregierung möge eine Gesandtschaft beim Vatikan er-

richten, wie es Holland tat, um über jede Friedensaktion genau unterrichtet zu sein. Der „Bund" bemerkte dazu: „Darauf wird der Bundesrat schwerlich eingehen, er hat besseres zu tun, als Gesandtschaften zu errichten, wofür ein praktisches Interesse nicht besteht. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß Papst und Bundesrat sich nicht finden, wenn sie sich etwas mitzuteilen haben. Die Schweiz ist übrigens kein konfessionelles Staatswesen. Die Bundesbehörden haben nur Glauben und Gewissensfreiheit zu wahren. Es geht schon deswegen nicht an, daß der Bundesrat mit dem Oberhaupt einer einzelnen Konfession in besondere Beziehungen tritt." Bisher ist denn auch aus eine schweizerischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl nichts geworden.

Die hier dargelegten Bemühungen der einzelnen bis zu Beginn des Krieges beim Vatikan diplomatisch nicht vertretenen Regierungen Europas zur Errichtung von Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl beweisen jedenfalls schlagend, welche Bedeutung man allenthalben der politischen Stellung des Papstes zuschreibt. Im Folgenden wollen wir versuchen, einmal einen kurzen Überblick über die auf eigene Initiative erfolgte Tätigkeit des Papstes zu werfen, auf seine Bestrebungen und Bemühungen, das namenlose Elend und die Schrecknisse, die dieser Krieg im notwendigen Gefolge hat, nach Möglichkeit zu lindern und dem Völkerringen ein Ende zu bereiten.

Die erste derartige Handlung des Papstes war seine Anregung, das Los der Kriegsgefangenen nach Möglichkeit zu erleichtern. Am 21. Dezember veröffentlichte der „Osservatore Romano" einen Erlaß der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, der besagte, der Papst, der lebhaften Anteil an den Ängsten der vielen unglücklichen Kriegsgefangenen, sowie den Besorgnissen ihrer zahlreichen, jeder Nachricht von diesen Angehörigen entbehrenden Familien nehme und den einen wie den anderen jede mögliche Hilfe und Erleichterung durch die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel zu bringen wünsche, habe auf den Bericht des Monsignore Eugenio Pacelli, des Sekretärs der Heiligen Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, folgende Bestimmungen getroffen, in dem Vertrauen, daß der Episkopat und der Klerus die Anordnungen des Papstes weitherzig und sorgfältig ausführen und daß die Zivilbehörden andererseits diesem Werke der Menschlichkeit und Barmherzigkeit eine kräftige und wirksame Mitarbeit zuteil werden lassen. Die Bischöfe derjenigen Diözesen, in denen sich Kriegsgefangene befinden, sollen baldmöglichst je nach Bedarf einen oder mehrere Priester bezeichnen, die die in Frage kommende Sprache genügend beherrschen. Sollten sie keine in ihrer Diözese haben, so sollen sie solche von anderen Bischöfen erbitten. Diese Priester sollen sich mit allem Eifer sowohl dem geistigen, wie dem materiellen Wohl der Gefangenen widmen und versuchen, ihnen in den vielfachen Nöten zu helfen. Die erwähnten Priester sollen sich vor allem danach erkundigen, ob die ihrer Sorgfalt anvertrauten Gefangenen schriftlich oder auf andere Weise ihren Familien persönliche Nachrichten

haben zukommen lassen. Sollten sie dies nicht getan haben, so sollen die Priester sie anhalten, es sofort zu tun, zumindest auf einfachen Postkarten. Falls die Gefangenen aus Unwissenheit, Krankheit oder aus irgendeinem Grunde nicht imstande sein sollten, ihren Familien zu schreiben, so sollen die Priester es in deren Namen selbst tun und alles versuchen, damit diese Nachricht in die Hände der Empfangsberechtigten gelangt. — Manche Sorge ist durch diese wohlwollende Vermittlung zwischen den Gefangenen und ihren Familien, besonders in den ersten Kriegsmonaten, als die Organisation noch sehr im Argen war, verscheucht worden.

Bemühungen des Papstes um eine Waffenruhe während des Weihnachts- und Osterfestes waren leider nicht von Erfolg gekrönt, weil sich der Heilige Synod in Rußland dagegen erklärte. Dagegen fand der Papst überall günstige Aufnahme mit seiner Anregung des gegenseitigen Austausches der für den Militärdienst als untauglich anzusehenden Kriegsgefangenen. Gerade für diesen Schritt muß man dem Oberhaupte der katholischen Kirche besonders dankbar sein.

Zu Anfang des Jahres hatte der Papst sich auch, wie früher, unmittelbar an die Staatsoberhäupter gewandt mit dem Vorschlag, die Zivilgefangenen auszutauschen und zwar Frauen, Kinder, sowie Männer über 55 Jahre. Deutschland, Österreich-Ungarn und England sollen diesem Vorschlag eine günstige Antwort gegeben haben.

Auch ergriff der Papst mit Erfolg die Initiative wegen der Absendung von kriegsgefangenen Rekonvaleszenten nach der Schweiz und nach Spanien. Monsignore Marchetti, der frühere Auditor der päpstlichen Nuntiatur in München, traf Anfang Juli als Vertreter des Heiligen Stuhles in Bern ein. Er wurde vom Bundespräsidenten Motta in längerer Konferenz empfangen. Seine Entsendung bezweckte neben einer im päpstlichen Auftrag geführten Sondierung für den Frieden, die Verhandlungen über die Hospitalisierung einer größeren Zahl verwundeter und kranker Kriegsgefangener aus Deutschland und Frankreich in der Schweiz durch persönliche Berührung mit dem Bundesrat zu erleichtern und womöglich zum baldigen Abschluß zu bringen. Gleichzeitig mit dem Vorschlag an die Schweiz hat der Papst einen ähnlichen Vorschlag an Spanien gemacht. Der „Correo Catalana" vom 13. Juni sagt darüber: „Seine Heiligkeit hat mit der spanischen Regierung Verhandlungen angeknüpft, um 20 000 verwundete Kriegsgefangene in Spanien unterzubringen." Erläuternd sagt der „Correo", da die Schweiz hauptsächlich für Kriegsgefangene des Westens, für Deutsche, Österreicher und Ungarn, Belgier, Engländer und Franzosen in Betracht käme, solle Spanien den Gefangenen des östlichen und des Dardanellenschauplatzes vorbehalten sein, den Russen, Serben, Montenegrinern einerseits, den Deutschen, Österreichern und Türken andererseits.

Die spanische Regierung scheint dem Vorschlag des Papstes wohlwollend gegenüberzustehen.

Trotz der seit Kriegsbeginn recht schlechten finanziellen Lage des Heiligen Stuhles hat der Papst auch zur Linderung der Not in den vom Kriege besonders hart mitgenommenen Ländern beigesteuert. Um die Jahreswende schickte er den Belgiern und Polen je 10 000 Franken, im Frühjahre an den Kardinal Mercier und an den Fürstbischof von Krakau je 25 000 Franken zur Unterstützung der belgischen, bzw. polnischen Bevölkerung. Später ließ er noch den durch den Krieg notleidenden französischen Katholiken 40 000 Franken, und durch den Nunzius Monsignore Frühwirt im August d. J. eine Spende von 10 000 Mark für Ostpreußen zukommen.

Die Haupttätigkeit Benedikts XV. aber galt und gilt der Wiederherstellung des Friedens. Schon in der Weihnachtsansprache vor dem im Thronsaale versammelten Heiligen Kollegium betonte der Papst, er habe von Beginn seines Pontifikates die Größe seiner Friedensmission als Nachfolger Christi nicht übersehen können. Er habe öffentlich und privatim keinen Weg unversucht gelassen, damit sein Rat, sein Wille und seine Sorge um den Frieden gut aufgenommen würden. Fehlschläge hätten ihn nicht entmutigt, und er werde seine Anstrengungen, das Ende des Krieges zu beschleunigen oder dessen traurige Folgen zu erleichtern, fortsetzen.

Am 10. Januar d. J. verordnete ein päpstliches Dekret besondere Gottesdienste und Gebete um Frieden. Am 7. Februar fanden für die Katholiken Europas vom Papst angeordnete Bußgottesdienste statt, am 21. März für die übrige katholische Welt. Diese innerkirchliche Angelegenheit, die besonders in Frankreich durch die Beschlagnahme, bzw. Verfälschung des von Benedikt selbst verfaßten Friedensgebetes soviel Staub aufgewirbelt hat, können wir an dieser Stelle übergehen.

Äußerst dankenswert, wenn auch ohne sehr merkbare Folgen, war der berühmte Osterwunsch des Papstes an die Amerikaner. Am 5. April hatte Benedikt eine Unterredung mit Karl von Wiegand, dem Vertreter der „New-York World". „Senden Sie dem amerikanischen Volke und der amerikanischen Presse," äußerte sich der Papst, „meinen Gruß und Segen und übermitteln Sie diesem edlen Volke meinen einzigen Wunsch: Arbeitet unablässig und uneigennützig für den Frieden, auf daß diesem entsetzlichen Blutvergießen und all seinen Schrecknissen möglichst bald ein Ende bereitet werde. Damit werdet ihr Gott, der Menschheit und der ganzen Welt einen großen Dienst erweisen; das Gedächtnis dieser eurer Tat würde unvergänglich sein. Wenn euer Land alles vermeidet, was den Krieg verlängern kann, in welchem das Blut vieler Hunderttausender fließt, dann kann Amerika bei seiner Größe und seinem Einfluß in besonderem Maße zur raschen Beendigung dieses ungeheuren Krieges beitragen. Die ganze Welt blickt auf Amerika, ob

es die Initiative zum Frieden ergreifen wird. Wird das amerikanische Volk den günstigen Augenblick zu erfassen wissen? Wird es den Wunsch der gesamten Welt erfüllen? Ich bete zu Gott, daß es so kommen möge. Betet und arbeitet unermüdlich und einmütig für den Frieden; dies ist mein Osterwunsch. Mein tägliches Gebet, alle meine Anstrengungen gelten dem Frieden. Ich setze meine ganze Hoffnung für einen baldigen Frieden auf das amerikanische Volk, auf den Einfluß und die Macht, über welche es in der ganzen Welt verfügt. Gerecht, unparteiisch und jederzeit neutral in allen seinen Bemühungen, wird Amerika, sobald der geeignete Augenblick zur Einleitung von Friedensverhandlungen gekommen sein wird, der nachdrücklichsten Unterstützung des Heiligen Stuhles sicher sein. Ich habe dies bereits Ihrem Präsidenten durch seine angesehensten Freunde wissen lassen." —

Als der Papst sich bei seinen unablässigen Bemühungen, den vom Unglück heimgesuchten Völkern den Frieden wiederzugeben, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten als Führer einer gewaltig strebenden Nation als Verbündeten für seine Friedensbemühungen wandte, horchte zweifellos die ganze Welt auf. Aber zunächst waren die Vorbedingungen für diese Aktion damals noch keineswegs gegeben, und dann hatte Amerika sich durch den berühmten Notenwechsel mit Deutschland, seine fortwährenden gewaltigen Munitionslieferungen und seine allgemeine Verständnislosigkeit, mit der es uns und unseren Verbündeten gegenübersteht, manche Sympathien verscherzt, so daß es vielen für eine Vermittlerrolle durchaus ungeeignet erscheint. In der letzten Zeit ist zwar eine merkbare Besserung der Beziehungen zwischen uns und den Vereinigten Staaten eingetreten, aber keiner weiß in dieser Zeit, in der ein folgenschweres Ereignis das andere jagt, was der morgige Tag bringt.

Zweifellos hat der Papst auch mit allen Mitteln versucht, Italien von seinem treulosen Schritt zurückzuhalten. Auch die Botschafter Fürst Bülow und Freiherr von Macchio und der Abgeordnete Matthias Erzberger scheinen Unterredungen mit dem Papst in diesem Sinne gehabt zu haben.

In den letzten Wochen hat der Papst eine immer intensivere Tätigkeit für die Wiederherstellung des Friedens entfaltet. Am 29. Juli veröffentlichte der „Osservatore Romano" einen Aufruf des Papstes an die kriegführenden Völker, in dem er sie beschwört, dem Blutbad, das seit einem Jahre Europa entehre, von nun an ein Ende zu machen. „Ihr, die ihr vor Gott und vor Menschen die furchtbare Verantwortung für den Frieden und den Krieg tragt, hört auf unsere Bitten, hört auf die väterliche Stimme des Stellvertreters des ewigen und höchsten Richters," rief er aus. Weiterhin forderte der Papst zu einem direkten oder indirekten Meinungsaustausch auf und lud die Friedensfreunde der Welt ein, ihm die Hand zu reichen, um das Ende des Krieges zu beschleunigen.

Der Friedensaufruf des Papstes, diese Stimme echter Brüderlichkeit und christlicher Nächstenliebe, blieb bisher ein unerfüllter Wunsch, weil gerade von

der Seite unserer Feinde immer wieder betont wurde und noch wird, daß der Kampf gegen Deutschland und seine Verbündeten bis aufs Messer fortgesetzt werden müsse. Trotz der Erfolglosigkeit dieser Aktion arbeitet der Papst weiter auf sein gestecktes Ziel hin. In letzter Zeit hat er besonders mit den Vereinigten Staaten, mit den Niederlanden und mit der Schweiz Fühlung zu nehmen gesucht. In Nordamerika arbeiten die dortigen Kardinäle. Sie wollen sogar auf Aufforderung des Papstes hin einen Friedenskongreß einberufen, an dem Kardinäle und Bischöfe teilnehmen sollen. Der Kongreß soll angeblich in der Schweiz zusammentreten und von den Vereinigten Staaten und von Holland unterstützt werden. Anfang September hatte Kardinal Gibbons eine Audienz bei Wilson und bei seinem Staatssekretär Lansing. Es handelte sich ebenfalls um eine Friedensaktion im Auftrage des Papstes.

Bisher hatte Benedikt XV. mit seinen Bemühungen um die Wiederherstellung des Friedens kein Glück gehabt. Die Zeit ist eben noch nicht da. Vielleicht aber wird ihm doch noch die Genugtuung, daß man sich seiner bei Friedensverhandlungen bedient oder wenigstens erinnert. Gewiß spielen bei der Tätigkeit des Papstes auch egoistische Motive eine Rolle, aber wenn der Vatikan einmal ein Weißbuch über seine Tätigkeit während des Krieges herausgeben wird — italienische Blätter wollten schon Anfang Juni davon wissen —, so wird die Welt jedenfalls mit großer Dankbarkeit die rastlose Tätigkeit des Papstes Benedikt XV. anerkennen, die dieser entfaltet hat, um die Nöte und Sorgen dieses schrecklichsten aller Kriege nach Möglichkeit zu lindern und sich als ein würdiger Nachfolger dessen zu erweisen, welcher der treueste Freund aller Mühseligen und Beladenen war.

Dr. Otto Philipp Neumann: Die Freimaurerei und der Krieg.

Genau wie die Sozialdemokratie und der Katholizismus bildet die Freimaurerei eine internationale Gesellschaft. Der Krieg hat aber diesen internationalen Zusammenhängen den Garaus gemacht, mit der einen Ausnahme, daß der Katholizismus, weil er ein sichtbares Oberhaupt hat, nach dem Kriege den internationalen Zusammenschluß wieder schneller finden wird. Die Sozialdemokratie dürfte ihn am schwersten wieder erreichen. Bei der Freimaurerei liegen die Verhältnisse folgendermaßen. Schon von jeher bestand zwischen der romanischen und germanischen Freimaurerei eine tiefe Kluft, die auch durch Verbrüderungstage nicht ausgefüllt wurde. Die englische Freimaurerei ist lediglich Wohltätigkeitsorganisation, in Rußland gibt es keine Freimaurerei. In Österreich ist sie

verboten, nur Ungarn besitzt eine Großloge. Die romanische Freimaurerei in Italien, Frankreich, Spanien stellt sich dar in politischen Klubs, und wir wissen, daß besonders in Italien Freimaurer an der Kriegshetze beteiligt waren. Warnungen der deutschen Freimaurerei sind vergeblich gewesen. Die Beziehungen der deutschen Freimaurerei zur französischen waren schon seit 1870 abgebrochen. Der deutsche Großlogenbund, als die amtliche Vertretung der deutschen anerkannten Freimaurerlogen, hat nunmehr auch den Verkehr mit Italien, der übrigens stets sehr locker war, aufgehoben. Der größte Teil der romanischen Logen ist monistisch-atheistisch, während die deutsche Freimaurerei an den alten Landmarken von 1723 heute noch festhält. Danach ist verboten die Beschäftigung mit Politik. Nie sind daher in Deutschland die anerkannten Logen Parteigebilde gewesen. Sie haben sich nie in den Dienst der Politik gestellt, auch nicht der Kirchenpolitik. Sie halten am Gottesglauben, an der sittlichen Weltordnung und am Unsterblichkeitsgedanken fest, ohne diesen Bindungen eine dogmatische Auslegung zu geben. Eine atheistische Freimaurerei hat in Deutschland keinen Platz. Deshalb sind auch die Hohenzollern von Friedrich dem Großen an ihre Schützer gewesen, und vor allem hat Wilhelm I. auf dem Standpunkt gestanden, daß er die durch Dogmen unbeengte christliche Grundlage als Basis der deutschen Freimaurerei bezeichnete. Aber auch dort, wo in den deutschen Logen der christliche Standpunkt nicht als der alleinige gilt, tritt der Toleranzgedanke in den Vordergrund, der die andere Ansicht nicht nur duldet, sondern achtet. Neben ihm spielt, abgesehen von der Wohltätigkeit, der Humanitätsgedanke eine Rolle, den ganz besonders der Verein deutscher Freimaurer vertritt. Mit dem freimaurerischen Gedanken eng verquickt ist der Friedensgedanke, und wir wissen, daß dieser auch die anderen internationalen Organisationen beschäftigt. Hat doch die Sozialdemokratie dem Kriege den Krieg erklärt, und hat doch das Oberhaupt der katholischen Kirche sich ganz besonders mit Friedenskundgebungen beschäftigt. Bei dem äußerst lockeren internationalen Zusammenhang der Großlogen der Welt — eine Weltmaurerei existiert de facto nicht — haben sich die deutschen Freimaurer stets als Patrioten gezeigt, von denen König Friedrich Wilhelm III. sagte: sie seien seine besten Untertanen. Vor hundert Jahren waren Stein, Blücher, Hardenberg, Schenckendorf u. a. m. Freimaurer. In den Logen und an ihren Altären wurde 1813 das heilige Feuer preußisch-deutschen Patriotismus' genährt. Fichte, der Freimaurer, war es, der die deutsche Freimaurerei, wie in seinen Briefen an Constant zu lesen ist, aus dem öden Kosmopolitismus rettete auf die nationale Bahn. Der uferlosen Weltschwärmerei eines K. Chr. F. Krause setzte Fichte die nationale freimaurerische Idee gegenüber. Die deutsche Freimaurerei hatte bei Kriegsbeginn Schritte ergriffen, um die entartete ausländische zurückzuhalten. Leider vergebens. Die Absage hätte früher erfolgen können, indes sind höhere Rücksichten maßgebend gewesen, sie erst zu verlautbaren, nachdem Italiens Abfall offenbar war. Kurz nach der Kriegserklärung Frankreichs hatten die französischen

Freimaurer die deutsche Freimaurerei eine dem Militarismus verfallene verruchte Sekte genannt. Der Gegensatz zwischen Krieg und Menschheitsideal klingt heute wie ein grausamer Hohn. Der Menschheitsbau, von dem die Freimaurer so Großes gehofft, hat dem Sturm nicht standgehalten. Aber eins hat der Sturm nicht vernichtet, sondern zur Flamme angefacht: die religiöse Grundlage deutscher Freimaurerei und ihren Patriotismus. Die vom Ausland so ganz verschiedene deutsche Freimaurerei bewahrt die innerlichen Werte des Menschendaseins, und wenn es wahr ist, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll, dann wird, wenn Friede ist, die deutsche Freimaurerei dort unverdrossen anfangen, wieder aufzubauen, wo sie aufhören mußte, als der Krieg ausbrach, an dem Bau innerlicher Werte. Vielleicht gelingt es ihr, die ausländische Freimaurerei davon zu überzeugen, daß nicht die Beteiligung an politischen Klubs, nicht die Wohltätigkeit allein die Aufgabe der Freimaurerei sein kann. Auch für sie wird der Krieg eine Prüfung sein, der Krieg, der nicht nur zerstört, der auch innere Werte schafft: Geduld, Demut, Ergebung in den Willen Gottes, den die deutsche Freimaurerei unter dem Bilde des Weltenbaumeisters verehrt, wodurch sie sich von der außerdeutschen Freimaurerei unterscheidet. Die deutsche Freimaurerei ist der heilige Wille Gottes, der lichte Gedanke einer Menschheitsverbrüderung, und deshalb muß die deutsche Freimaurerei, wenn der Krieg zu Ende ist, daran arbeiten, den Humanitätsgedanken zu pflegen, den auch der Schlachtendonner nicht zu zertrümmern imstande ist. Dann soll der Völkerhaß sich in Liebe wandeln. Durch Sturm und Drang zum Frieden. Dann wird auch der Krieg der Freimaurerei zum Segen werden.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Julius Wolf: Die wirtschaftspolitische Verankerung des Bündnisses.

Zwei Momente, sonst für die Beurteilung der Frage, um die es sich hier handelt, wenig herangezogen, sind es vor allem, welche die möglichste handelspolitische Verflechtung Deutschlands und Österreich-Ungarns den Staatsmännern beider Reiche ersprießlich und erforderlich erscheinen lassen müssen: Einmal die slawische Gefahr in Österreich und Ungarn, die sich vor dem Kriege bereits energisch genug angedeutet, zu antideutschen Mehrheiten im Reichsrate geführt hat, und die durch den Krieg bei nüchterner Betrachtung, wie sie in diesen Tagen

trotz allen Schwungs der Zeit für diese Frage angezeigt erscheint, nicht als für alle Zeit beschworen gelten kann, sodann die Rückständigkeit Österreich-Ungarns auf dem Weltmarkt, die verhältnismäßige Langsamkeit des wirtschaftlichen Fortschritts daselbst seit Jahrzehnten, sein zu geringer Wohlstand, dessen Ursachen tief liegen, und der doch kein Fatum darstellt, in welches Österreich-Ungarn sich als unabänderlich zu schicken hat.

Deutsche gibt es in Österreich nach der Volkszählung von 1910 auf 1000 Einwohner nur 356, Slawen dagegen 436, die Deutschen sind also in der Minderheit, zudem, wie man weiß, politisch gespalten und zerklüftet. Mag letzteres weiterhin für einige Zeit besser werden, neben den nationalen Gegensätzen bleiben immer doch die Gegensätze der Weltanschauung und der letzten Ziele der inneren Politik. In Fragen der äußeren Politik wird es freilich keine „itio in partes“ für sie geben. Die gleiche Sicherheit auf Seite der Slawen besteht nicht. v. Liszt mag Recht haben, wenn er ausspricht: „Wie im Deutschen Reiche, so hat auch in Österreich-Ungarn der Krieg das gewaltige Übergewicht bewiesen, das der Staatsgedanke über nationale Sonderbestrebungen hat.“ Der Staatsgedanke! Ob aber auch der „Bündnisgedanke“? Die Slawen in Österreich sind, international gesehen, immer noch ein X.

Liegen in Ungarn die Verhältnisse für die Magyaren, und damit für das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis günstiger, so sind zusätzliche Garantien auch hier kaum überflüssig zu nennen. Zu 1000 Einwohnern der Länder der Stephanskrone stellen die Magyaren 482, also wieder eine Minderheit, indes gesellen sich ihnen als unbedingt bundesfreundlich 98 Deutsche hinzu, welche mit den Magyaren die Slawen und Rumänen in Schach zu halten vermögen für den Fall, daß diese früher oder später eine dem Bündnis mit Deutschland minder günstige Politik machen wollten. Ich glaube wieder nicht an die Wahrscheinlichkeit einer solchen. Wer kann aber auch dort die Entwicklung auf lange Fristen voraussehen?!

Jedenfalls verfügt Österreich-Ungarn über eine Anzahl zentrifugal gerichteter Nationen und Stämme, die, wenn nicht heute, so morgen sich als Gegner des Bündnisses aufspielen können, und jede Politik der Deutschen bei uns und jenseits unserer Grenzen wäre gewissenlos, die vor diesen unbestreitbaren Möglichkeiten die Augen verschließen und durch die über alle Maßen erhebenden Erfahrungen des Krieges sich in dem Augenblick beherrschen lassen wollte, wo es Entscheidungen zu fällen gilt, welche geeignet sind, die Entwicklung auf lange hinaus zu binden.

Es ist auch, wie immer die Grenzlegung erfolgt, kaum anzunehmen, daß die großpolnischen Bestrebungen sofort nach dem Kriege erlöschen werden. Dem Staatsmann ist angesichts dessen die Frage gestellt, welche Gegenkräfte zur Ver-

fügung stehen. Eine solche „Gegenkraft" ist die handelspolitische Verschwisterung der zwei Reiche, als eine mögliche weitere Klammer für das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis. Jede Betrachtung der handelspolitischen Frage ist unvollkommen und einseitig, die an diesem rein politischen Gesichtspunkt vorübergeht. Mag die „hohe" Politik den Volkswirt nicht zu kümmern haben, die Entscheidung fällt selbstverständlich auch aus Gesichtspunkten, die jener angehören.

Ein zweiter Tatsachenkomplex, der bei Neuregelung des handelspolitischen Verhältnisses der zwei Reiche dem Staatsmanne zu denken gibt und geben muß, ist durch die Ziffern bezeichnet, wonach der Volkswohlstand Österreich-Ungarns mit rund 100 Milliarden Mark zu veranschlagen ist (nach der Schätzung ungarischer und österreichischer Fachleute), während der deutsche etwa 350 Milliarden Mark beträgt. Läßt der Volksreichtum auch eine genaue Berechnung sicherlich nicht zu, so sind die Daten für den Vergleichszweck doch nicht ungeeignet. Sie besagen, daß der Volksreichtum Österreich-Ungarns zwischen einem Drittel und einem Viertel des deutschen beträgt. Das ist auffallend wenig und hängt damit zusammen, daß der wirtschaftliche Fortschritt und die wirtschaftliche Expansion in Österreich-Ungarn überaus viel langsamer sind, als bei uns. So kann man fast von einer Ausschaltung, ja Aussperrung aus der Weltwirtschaft sprechen, welcher Österreich-Ungarn je länger je mehr verfällt.

Etwaigen Zweifeln stehen auch hier Ziffern entgegen. Die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Ausfuhren im Verhältnis zu den deutschen war seit Anfang dieses Jahrhunderts die folgende:

	Ausfuhren	
	Österreich-Ungarns	Deutschlands
	Milliarden Mark	
1900	1,6	4,6
1913	2,3	10,1

In der Zeit von 1900 bis 1913 hat sich also der österreichisch-ungarische Export um 0,7 Milliarden, der deutsche um das Achtfache, 5,5 Milliarden, gehoben. Auch wenn man die verschiedene Größe der Ausgangsziffern voll berücksichtigt, ist der Rückstand Österreich-Ungarns erstaunlich. Aber selbst diese Ziffern sagen noch zu viel. 1913 standen nämlich im Vordergrunde der österreichisch-ungarischen Ausfuhr folgende Produkte: Zucker für 257 Millionen Mark, Holz für 134 Millionen, Eier für 117 Millionen, Felle und Häute für 73 Millionen, Braunkohle für 65 Millionen. Unter den industriellen Ausfuhren figurierten selbst die prominentesten mit ganz mäßigen Beträgen: Lederwaren, die die erste Rolle spielen, mit 50½, Glaswaren mit 38, Eisenwaren mit 28, Tonwaren mit 23 Millionen, Papier mit 22, endlich Möbel mit 18 Millionen Mark. Das sind Ziffern, die als industrielle Exporte eines Großstaates nicht erhebend wirken und

gerade für den wärmsten Freund Österreich-Ungarns die Frage dringlich machen, ob es nicht einer Transformation der wirtschaftlichen Verhältnisse bei unseren Verbündeten bedarf, um die industrielle Leistungsfähigkeit Österreich-Ungarns auf eine sehr viel höhere Stufe als die heutige zu heben.

Der Rückstand Österreich-Ungarns im Außenhandel wird noch deutlicher, wenn man jene Märkte, wo die Umsätze weitaus die profitabelsten sind, ins Auge faßt. Im Jahre 1913 betrugen die Exporte

	Österreich-Ungarns	Deutschlands
	Millionen Mark	
nach sechs Staaten Süd- und Mittelamerikas (Argentinien, Brasilien, Chile, Mexiko, Peru, Kuba):	33	663
nach drei Staaten Ostasiens (China, Japan, Niederländisch-Indien):	17	344
nach vier autonomen englischen Kolonien (Australien, Neu-Seeland, Britisch-Südafrika, Kanada):	5,5	207

Gibt es beredtere Ziffern als diese? „Länder der Zukunft" sind hier vorgeführt, Gebiete von ungeheurer Entwicklungsfähigkeit, die aber doch auch schon eine sehr beträchtliche „Gegenwart" haben, auf welche im Maße ihres Könnens jede stärkere Industrie Europas Beschlag legt und legen muß. Die Ausfuhren Österreich-Ungarns dahin sind, an weltwirtschaftlichen Maßstäben gemessen, fast Null.

Woran liegt es, daß Österreich-Ungarn derart im Rückstande ist? Vielerlei Momente kommen in Betracht, die aber zum größten Teile ihren gemeinsamen Nenner in „zu hohen Produktionskosten" haben. Aber nur insoweit diese in „natürlichen" Verhältnissen begründet sind, gestatten sie dem Staatsmann und nötigen sie ihn, sich mit ihnen abzufinden. Soweit Gesetzgebung, Einrichtungen, Gewohnheiten und die Art der Betätigung das Minus der Leistungsfähigkeit begründen, unterliegen sie der Möglichkeit der Besserung. Daß diese in Österreich-Ungarn in sehr weitem Umfang vorliegt, leugnet kein Kenner der Verhältnisse, am wenigsten die Österreicher selbst. Der Schrift eines Österreichers, Verwaltungsbeamten und handelspolitischen Fachmannes ersten Ranges, mit der Industrie in engster Fühlung, ist die Äußerung zu entnehmen: „Der mächtige Flügelschlag des deutschen Unternehmungsgeistes soll uns wecken aus langjährigem Schlafe, soll unseren verrosteten Gesetzgebungs- und Verwaltungsapparat wieder in Bewegung setzen, soll uns die Lebensfreude wiedergeben und den Mut zum frohen Schaffen, soll unsere Zukunft begründen in der wirtschaftlichen Arbeit." Eine jüngste Auslassung, die einen Finanzbeamten hohen

Ranges zusammen mit einem Volkswirtschaftslehrer, der auch die deutschen Verhältnisse genau kennt, zu Urhebern hat, besagt: „Jetzt ist die österreichisch-ungarische Volkswirtschaft an der richtigen Stelle in die weltwirtschaftliche Ordnung einzufügen, jetzt ist mit dem Deutschen Reiche eine Arbeitsteilung und ein Güteraustausch herbeizuführen, der unserer Eigenart entspricht; jetzt ist für ein volkswirtschaftliches Bündnis mit dem Unternehmungsgeist, dem Organisationstalent und der Kapitalkraft Deutschlands eine Form zu finden, die das politische Bündnis womöglich noch fester macht."

Es besteht auch heute große Gefahr, daß Stimmen wie diese ungehört verhallen. Worauf sie steuern, das ist eine Zollunion oder ein der Zollunion nahekommendes Gebilde. Denn nur solche würden ein Hinüber- und Herüberfluten von Intelligenz und Kapital, von jenem Arbeits- und Unternehmungs-, ja Wagegeist, von dem die eine der beiden Volkswirtschaften erfüllt ist, in die andere gewährleisten.

Man fürchtet aber diesen Geist vielfach ebensosehr, wie man ihn an vereinzelten Stellen — nicht bei den schlechtesten! — drüben herbeisehnt.

Die Argumentation gegen die Zollunion ist die folgende: „Es ist auch so gegangen, Österreich-Ungarn ist auch so reicher geworden, als es war. Sein Volkswohlstand mag sehr viel langsamer gewachsen sein, als der deutsche. Aber er ist zustande gekommen ohne ein Hineingreifen, ein Hineinregieren deutscher Unternehmer nach Österreich-Ungarn hin. Proben seiner „Kriegsbereitschaft" hat er in den Zeichnungsergebnissen auf die Kriegsanleihen abgelegt. Einen Aufschwung wird die österreichisch-ungarische Volkswirtschaft nach einem siegreichen Kriege auch ohne Zutun deutscher Unternehmer nehmen. Die deutsche Organisationskunst und Arbeitsdisziplin in hohen Ehren. Vielleicht ist es aber eine überlegene Lebenskunst, die in Österreich und Ungarn neben die Arbeit die Beschaulichkeit und den Genuß setzt. Man rede auch nicht so leichthin von Umformung der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft. Die hohen Steuern sind einmal da. Auch natürliche Verhältnisse bedingen höhere Produktionskosten, so die Topographie des Landes, dem das Flachland in Österreich fast fehlt, die dementsprechend teureren Bahnlinien und höheren Tarife, die Entfernung von den zwei Häfen, die Österreich und Ungarn besitzen — Triest und Fiume — und die abseits vom Weltmeere liegen!" Auch von den östlichen Verbindungen, Asien? — möchte man in beiläufiger Gegenrede fragen. Und ist auch nach mittel- und südamerikanischen Häfen die Entfernung von Triest größer, als von Hamburg oder Bremen?!

Indes man muß auch mit Stimmungen als Tatsachen rechnen. Und recht haben die Österreicher und Ungarn darin, daß eine Angleichung der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft an die deutsche auf Kosten der Gegenwart, wenn auch zum Vorteil der Zukunft, der kommenden Generationen, vor sich gehen müßte.

Manche Anlagen würden vorübergehend vielleicht eine Entwertung erfahren. Profite von heute würden vielleicht herabgesetzt. Allerdings wird Österreich-Ungarn sich eine starke Position auf dem Weltmarkt kaum mehr zu erringen vermögen, wenn es die Gelegenheit verpaßt, sich mit Deutschland zu einem großen und mächtigen Wirtschaftskörper zusammenzuschließen. Je länger es damit wartet, desto schwieriger wird das Unternehmen. Aber doch ist zuzugeben, daß auch bei verhältnismäßigem Abschluß vom Weltmarkt immer noch eine gedeihliche Entwicklung möglich ist, nämlich eine solche der Binnenwirtschaft, des Binnenmarktes. Das Wort Autonomie, das in den letzten Jahren kaum irgendwo besseren Kurs gehabt hat, als in Österreich, mag dann auch den kommenden Charakter der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft bezeichnen, als einer geschlossenen Volkswirtschaft, eines geschlossenen Handelsstaates. Man kann auch dabei leben!

Dazu kommen die schwierigen staatsrechtlichen Verhältnisse in Österreich-Ungarn, die zumal von ungarischer Seite betont werden, und die besonderen Erfordernisse der ungarischen Industrie, nicht so sehr jener, die bereits da ist, wie jener, die man noch erwartet. Brentano, ein alter und bewährter Freund Ungarns, meinte allerdings kürzlich: „Die Ungarn möchten bekanntlich ihr Land am liebsten mit besonderen Zollinien gegen Österreich umgeben; sie bedenken nicht, daß ein Absatzgebiet wie Ungarn für die Entwicklung moderner Großindustrie ebenso ungenügend ist, wie zur Zeit Friedrich List's Württemberg ein ungenügendes Absatzgebiet für die württembergische Großindustrie gewesen wäre." Es ist aber, wie die Dinge liegen, ausgeschlossen, daß diese Beweisführung in Ungarn irgendwelchen Eindruck macht. Von dem Zollunionsgedanken gilt es also vielleicht Abschied zu nehmen. Eine a n d e r e, erst in jüngerer und jüngster Zeit zum Gegenstand der Diskussion gemachte Form der handelspolitischen Annäherung rückt damit in den Vordergrund.

Es war dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein vorbehalten, kurz nach seiner Begründung das Schlagwort von der „Vorzugsbehandlung im Rahmen der Meistbegünstigung" auszugeben*). Wie die Dinge liegen, ist anzunehmen, daß solche Vorzugsbehandlung in der Tat die Form sein wird, in welcher die beiden Reiche einander näherrücken werden.

Der völkerrechtliche Charakter der Vorzugsbehandlung, bzw. die Präjudicien, über welche man verfügt, sind Gegenstand des näheren Nachweises durch mich schon vor einem Decennium gewesen. Die Bahn für die praktische Durchsetzung solcher Vorzugsbehandlung ist aber mit dem Hinfall des Frankfurter Friedens freigeworden.

---

*) Vergl. auch mein Schriftchen „Der Deutsch-österreichisch-ungarische Zollverband". Zweite vermehrte und verbesserte Auflage 1915, Leipzig, A. Deichert.

Recriminationen gegen eine Vorzugsbehandlung, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sie sich gegenseitig gewähren, möchten von Rußland und den Vereinigten Staaten her zu fürchten sein. Die Vereinigten Staaten gewähren sie aber selbst an Kuba und waren im Begriffe, sie mit Kanada einzutauschen, so daß sie längst in einem „Glashause" sitzen; sie werden sie auch wohl demnächst mit südamerikanischen Staaten tauschen. Rußland aber wird als der im Kriege voraussichtlich unterliegende Teil auch in den sauren Apfel jener Vorzugsvereinbarung der zwei siegreichen Verbündeten beißen müssen. Von England her ist ein Einspruch kaum zu fürchten, da es nach dem Kriege Vorzugsvereinbarungen mit seinen Kolonien treffen wird, derart, daß es sich weiterhin nicht bloß, wie bisher, Vorzugsbehandlung durch diese gefallen läßt, sondern solche auch gewährt.

In weiteren Kreisen Deutschlands fürchtet man eine Störung des Überseehandels von solcher Vorzugsbehandlung Österreich-Ungarns, indem andere Überseestaaten einen Widerstand formieren. Es ist jedoch nicht einzusehen, welches wirklich erhebliche Interesse Ostasiens oder mittelamerikanischer Staaten oder der englischen Kolonien durch eine solche Vereinbarung gefährdet sein sollte. Diese Gebiete werden überdies mit und ohne Vorzugsbehandlung im Verhältnis Deutschlands und Österreich-Ungarns handelspolitisch ihre eigenen Wege gehen.

Übertriebene Hoffnungen sind an die Vorzugsbehandlung auch von seiten Deutschlands und Österreich-Ungarns für's erste freilich nicht zu knüpfen. Zumal über die Förderung, welche die deutschen Exporte nach Österreich-Ungarn hin durch sie erfahren werden, gilt es sich keinen Illusionen hinzugeben. Deutschland mag nach dem Kriege in der Lage sein, einen Teil der Importe, die Österreich-Ungarn bisher aus England, Frankreich, Belgien bezog, zu übernehmen. Fällt ihm ein Drittel bis die Hälfte derselben zu, so ist das bereits eine sehr hohe und ganz unwahrscheinliche Ziffer. Aber auch das wären für den Bereich der genannten Länder keine 175 Millionen Mark gegenüber einer Gesamtausfuhr Deutschlands von 10 000 Millionen, also keine zwei Prozent. Österreich-Ungarn mag durch Vorzugsbehandlung in die Lage kommen, zumal von den Einfuhren, die bisher Rußland nach Deutschland tätigte, einiges zu übernehmen, genügende Produktion vorausgesetzt. Die Einfuhr Rußlands nach Deutschland war 1913 nicht weniger als 1424 Millionen Mark. Schon aus diesen Ziffern — von anderen, die in diesem Zusammenhang etwa auch gebracht werden könnten, zu schweigen — erhellt, daß der Vorteil Österreich-Ungarns aus Vorzugsbehandlung größer sein dürfte, als der Deutschlands.

Zu stärkerer Wirkung nach beiden Richtungen wären Vorzugszölle aber nur dann berufen, wenn sie beträchtlich genug sind, bzw. ihr Abbau in angemessener Frist ins Auge gefaßt und vertraglich festgelegt würde.

Fast die Hälfte, genau 44 Prozent der in Deutschland eingeführten Waren unterliegen gegenwärtig der Verzollung. Die Höhe der Zölle vom Werte der verzollten Waren beträgt durchschnittlich 19 Prozent. Am höchsten sind die Zölle bei Rohstoffen der Industrie — 27 Prozent, und von Nahrungs- und Genußmitteln — 23 Prozent, von halbfertigen Waren dagegen nur 5 Prozent, und von Fabrikaten 15 Prozent. Für den Fall Deutschlands gilt es vor allem diese 15 Prozent ins Auge zu fassen. Bezügliche Ziffern für Österreich-Ungarn liegen nicht vor. Die Zölle mögen hier im Durchschnitt um ein Drittel höher sein.

Ein Abbau hier in längerer Frist, etwa bis auf die Hälfte der heutigen Sätze, in einer der Dauer des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn angepaßten Frist — der frühere Ministerpräsident Alexander Wekerle will dafür zwanzig statt der bisherigen zehn Jahre —, sollte nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Nur wäre es nötig, den Abbau von vornherein vertraglich festzulegen, um die Interessenkonflikte, die um die Höhe von Zollpositionen gehen und immer gehen werden, nicht jedesmal mit neuen Abbauverträgen neu aufleben zu lassen.

Ein solcher vertragsmäßiger Abbau der Vorzugszölle würde die zollpolitische Autonomie der Länder nicht in Frage stellen, keine einheitlichen zollgesetzlichen und administrativen Organisationen, wo man ihnen widerstrebt, erforderlich machen, und würde zumal auch die Finanzen Österreich-Ungarns, da die Einfuhr aus Deutschland dahin keine solche in mit Zöllen hoch belasteten Artikeln ist, wenig und jene Deutschlands doch auch erst in späterer Zukunft und mäßig berühren.

Auf der anderen Seite würden aber derart beschaffene Vorzugszölle für den Verkehr der zwei Staaten eine sehr viel breitere Brücke schlagen, als wir sie gegenwärtig haben, und die Garantie gegenseitiger Befruchtung in einem Maße in sich schließen, wie sie heute entfernt nicht besteht.

Insgesamt stellt das damit vertretene Programm eine sehr bescheidene, vielleicht unerlaubt bescheidene Forderung dar jenem Standpunkt gegenüber, den wieder ein Österreicher, der frühere österreichische Justizminister Franz Klein, in einer kürzlich veröffentlichten Auslassung*) mit folgenden Worten entwickelt:

„An wirtschaftspolitischen Bedenken darf der staats-, welt- und kulturpolitisch unerläßliche Zusammenschluß nicht scheitern. Von den Interessen des Volkes und Staates wesentlich abweichende Wirtschaftsziele kann es nicht geben. Die Privatwirtschaften dürfen nicht solche Ziele verfolgen, denn sie sind wie alles Einzelne im Staatsverbande den allge-

*) In der von Franz v. Liszt herausgegebenen Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Leipzig.

meinen Zwecken untergeordnet und können nur soviel begehren, als jeweilig mit den Interessen von Staat und Volk vereinbar ist. Es wäre unangebracht, die selbständigen, um die Gesamtinteressen unbekümmerten Wirtschaftsziele einzelner Gruppen von Privatwirtschaften gerade in dem Augenblicke hervorzukehren, wo viele Tausende anderer Privatwirtschaften ihre Ziele in der Form von Opfern an Gut und Blut dem Staate hingeben müssen und dies ohne Murren tun und ohne Gegenleistungen zu beanspruchen."

Klein mag hier die rein wirtschaftlichen Augenblicksinteressen etwas souverän abtun, — daß aber die Fragen der gesamtstaatlichen Existenz und der kulturpolitischen, wie ökonomischen Entwicklung den Vorrang vor ihnen behaupten, kann auch der Geschäftsmann nicht leugnen. Fragen der staatlichen Existenz stehen mit dem deutsch-österreich-ungarischen Bündnis für die Verbündeten auf dem Spiel. Und deswegen wäre eine engherzige Lösung der zollpolitischen Frage nirgends schlechter angebracht als hier!

Albert Zimmermann: Trilogie.

Auf dem Marsch.

Mitternacht.

Das Regiment steht in rechtsabmarschierter Sektionskolonne auf dem Dorfplatz, mit den letzten Kompagnien bis weit in die Dorfstraße hineinreichend.

Die sternlos-düstere Nacht hat den zwei-, dreitausend Männern die Augen weit aufgerissen — aber sehen kann niemand. Und doch — die brandgeschwärzten Häusertrümmer, zwischen denen sie seit der Dämmerstunde eine kurze Rast gehalten, sind in ihrem Gefühl — und die Öde und Verwüstung der unabsehbaren Gebreiten, die dahinter liegen und durch die sie tagsüber gezogen waren, schwingt in dem Rhythmus ihres Blutes mit. —

Nur vorn — an der Spitze der Kolonne, wo der Oberst die letzten Befehle ausgibt, irrlichtert eine Stallaterne und verschießt gelbgrüne Lichtpfeile, die in kurzer Entfernung in dem starren Dunkel zitternd stecken bleiben.

Jetzt verlischt auch dieses letzte Licht.

Die Kompagnieführer kommen zu ihren Abteilungen.

Sagen leise:

„Sprechen auf dem Marsch ist verboten. — Unnötige Geräusche sind zu vermeiden.“ — Dann: „Ohne Tritt — marsch! —“

Auf tausend Füßen schiebt sich die lange Menschenschlange vorwärts — aus der Finsternis ins Dunkel.

Wohin? —

Dem Feind entgegen! —

Die Augen brennen hinein in die Nacht. Himmel und Erde hängt sie zu — nimmt sie weg — macht aus dem All ein schwarzes, starrendes Nichts. Stumpf ist sie — leer — und hat tausend Gesichte: Fratzen — und lächelnde Engelsköpfe — und aus ihrem Innersten hervor grinst höhnend und gierig das Grauen.

Zäh bohrt sich der tausendgliedrige Menschenwurm in die bergtiefe Finsternis, die nimmer sich lüpfen will. —

Wohin? —

In die Schlacht! —

Die Sinne erahnen das brüllende Toben des Kampfes und beben ihm entgegen: Schreien können — wild und ungemäßigt! — Aber die Finsternis ist ohne Regung. — In ihrem dunklen Samt erstickt das harte Stampfen der schweren Sohlen. Und bricht der Wind von einem Baum am Wege einen verdorrten Ast, so schwingt der Schall nicht weiter. Die Laute ersterben in dem unerbittlichen Dunkel, das doch mit tausend Stimmen raunt und flüstert und geschwätzig erzählt. — Bitten kommen hergeweht aus der lautfeindlichen, nächtigen Finsternis — stille Mahnungen und hohe Worte, von Weh zerrissene Seufzer und starke, drängende Rhythmen — und zutiefst aus der schwärzesten Nacht — ein hohler, quälender, drohender Ton. —

Weiter! — Nur weiter drängt auf hastenden Füßen der Menschenzug.

Wohin? —

In den Sieg! — In den Tod! —

Stürmisch fliegen die Seelen dem großen Grenzenlosen zu — und flattern angstvoll wie aufgeschreckte Vögel in der finster gähnenden Leere. Überschäumend von Lust und Begeisterung schwingen die Seelen sich auf, ihrem väterlichen Urgefühl entgegen — aber die Finsternis reißt ihr Maul auf von der Erde bis zum Himmel — stiert sie an mit schwarz glühenden Augen — bannt sie mit grausigem Rätsel. —

Nicht stille stehn! — Nimmer zurück! — Vorwärts — und durch!

In die Schlacht! — In den Kampf! — In den Sieg! — In den Tod!

Aber wohin? —

Der Kampf.

Der Wald schläft mit leisem Atem — die Kiefernwipfel heben und senken sich sacht. — Zuweilen krächzt verschlafen eine Krähe. —

Da raschelt's und knackt's — Gestalten schieben sich vor — tastend — in verhaltener Spannung — bis der Saum des Waldes erreicht ist.

Fern am östlichen Himmel glimmt ein erster blaßgelber, hauchfeiner Schimmer — Morgenlicht! — Wonniger Schein! —

Dort drüben vor dem Licht liegt der Feind. In jener Richtung müßt ihr stürmen — der Sonne entgegen! —

Vorerst aber ist die eigene Grabenlinie zu erreichen. Darum vorsichtig vorwärtstappen! — Niederpressen das herrische, emporreißende Kraftgefühl! —

„Halt! — Wer da?"

Geflüsterte, hastende Frage und Antwort:

„Freunde! —"

Losung und Feldgeschrei.

Weiter! —

Da springt fern drüben ein greller grüner Blitz auf.

„Hinlegen!"

Und ein riesiger, bleicher Geisterfinger streicht tastend über das scheintote Feld. —

„Liegen bleiben! —"

Und plötzlich erzittert der Boden — und es grollt und rollt — immer näher heran — und saust und zischt — und krachend zerspringt ein mordgieriger eiserner Kegel in tausend und tausend Splitter und Funken. Und kaum ist der erste am Ziel seiner Bahn, so rast ein zweiter heran — und wieder eine dritter — ein vierter — ein sechster. —

Dann schweigt das Getöse.

Und höhnisch kriecht der blasse Geisterfinger über das zerrissene, wunde Land — bis plötzlich alles finster und still ist.

„Hunde!" — — —

„Auf! — Vorsichtig weitertappen!" Niederpressen die jähe, strudelnde Wut! —

Endlich:

„Kameraden!"

Kameraden gegen den Feind! — Das eint ohne Worte. — Kameraden im stürmenden Kampf! — Das verbrüdert ohne Handschlag.

Dort — wo der lichte, zarte Schimmer über den Himmel zittert — davor

liegt der Feind! — Dahin tragt den Sturm! — Der Sonne entgegen erkämpft euch den Sieg! —

Den Sieg! —

„Seitengewehr pflanzt auf! — Eng Fühlung halten nach rechts! — Kriechen! — Vorwärts! —"

Niederpressen noch immer das stolze, herrische, stürmende Drängen — kriechen! — Es lauert der Feind und tastet mit ängstlichem, blassen Geisterfinger über das scheintote Feld. —

Aber vorwärts! — O weiter, nur vorwärts! — Wie weit ist's bis in den Kampf! —

Der Kolben ist hart und gewichtig — er wiegt sich gut in der klammernden Faust.

Weiter nur vorwärts! — Nur vorwärts! —

Die Muskeln zucken vor Überspannung — wann endlich werden sie sich auswirken dürfen? —

Weiter nur vorwärts! — Nur vorwärts! —

Im Hirn wirbeln Eindrücke, Erinnerungen — wahllos emporgeworfen — und mitgerissen in die Bahn eines maßlosen Gedankensturmes: „— — auf Vaters Pfeifenkopf war das Bild eines Heiligen — —" — — „wie ihr Haar goldig schimmerte — —" — — „Wille und Tod — —". Denkfetzen strudeln über das geistige Blickfeld — aber sie gewinnen nicht Form noch Gestalt — sind Teil nur der hastenden, stürmenden Bewegung, die die Ganglien durchbraust — gefesselt in ihr — zur Gemeinsamkeit, zur Einheit verbunden mit ihr —: Vorwärts! — Heran an den Feind! —

Wie weit ist's noch bis an den Feind? —

Da — von hinten, über die Köpfe weg, huscht es vor wie ein Schatten — und plötzlich ist vorn — greifbar nah scheint es — wie von einer Riesenkamera hingeworfen ein helles, lebendiges Bild: hügelige Erdwälle — man sieht die Gewehre darauf liegen — dort ist ein Maschinengewehr eingebaut! — Dahinter Köpfe. — Der Feind! —

Der Feind! —

Alle Sinne drängen zusammen in eins — stemmen gegen den niederpressenden Willen — in den Kehlen speichert sich ein Laut — an den umklammerten Kolben hängt allein Leben und Zukunft. — —

Vorwärts! — Vorwärts! —

Um nicht zu sticken in ihrer Wut vor dem Kampf schufen die Wesen den Schrei. —

Einer ist's, dem zuerst das Gebrüll den Schlund durchbricht — die Kiefer auseinanderreißt, daß es hinausgrellt — — aber wie wenn ein Funke in

Gas springt — so tost es hervor aus tausend aufgeschleuderten Schlünden mit erschütterndem Schwall. —

Einstürzen die Gewölbe und Wälle des niederpressenden Willens, frei stürmt mit offener Stirn und Brust das Ich in den Kammpf — den Feind zu zerschmettern, zu zerstören, zu zerstampfen. — —

Aber weit hinter dem Feind zittert ein lichter, hauchzarter Schimmer über den nächtigen Himmel — über den schaurigen Kampf: Sonne! — Sieg! —

Das Gebet.

Geisternd wächst der frühe Morgen aus der Nacht. Eine Helle, von der man nicht sieht, von wannen sie kommt, übermächtigt in lautlos erbittertem Kampfe die Finsternis.

Von dem Schlachtfeld hebt sich's wie eine viel zu schwere, erdrückende Decke.

Und die Erde beginnt zu atmen.

Wie aufkeuchend nach dem tosenden Kampf, der über sie hingestürmt ist, entringt sich den weiten Gebreiten in langen Stößen weißdampfender Hauch und wiegt sich in silbern schimmernden Schwaden in dem dämmernden Morgenschein. —

Aber an mehreren Stellen — wo eine Strohmiete stand oder eine einsame Scheune — kräuselt schwarzer Qualm auf — gleichsam verlöschender Atem der Nacht — und zeichnet gespenstische Figuren in die blassen, durchsichtigen Nebelschleier. — Und am Rande des noch eng umzirkelten Blickfeldes rauchen in dunklem Gewölle die Trümmer eines Dorfes auf, — da ist's, als verströme die Nacht zum letzten Kampf mit dem bleichen, jungen Licht ihre düstere Seele. —

Auf die finstere, strudelnde Rauchwand zu schreiten Soldaten. Schreiten so hin in breit ausgezogenen, verkrümmten Linien — in unregelmäßigen Abständen — in schwerem stampfenden Trott. Schreiten so hin — die massigen Kämpfergestalten — ohne Schlaffheit zwar, doch ohne zielsuchendes Drängen in den Bewegungen — aufgerichtet, doch nicht straff — wie unter den letzten Auswirkungen einer Kraft, die sie vorwärts trieb, und die nun aufgehört hat. —

Weit vor ihnen — jenseits des brennenden Dorfes — hastet die Verfolgung hinter dem fliehenden Feinde her — der Kampf ist vorbei — der Sieg ist errungen! —

Der Sieg! —

Weit aufgerissen sind die Augen der Männer noch von dem Dunkel der Nacht — und starr nach vorn gerichtet. — Was hinter ihnen liegt? — — — Noch pressen ihre Hände den Kolben — noch stampfen die Schritte: vorwärts! —

Da zerrt ein Signal ihre Nerven, gleichwie der Zügel dem Pferd ins Gebiß reißt: Halt! — Das Ganze halt! —

Der Kampf ist vorbei — der Sieg ist errungen. — Halt — nun! —

Genug ist's des Vorwärts! — Der Sieg ist erkämpft! —

Der Sieg! —

Weit aufgerissen sind noch die Augen der Männer von dem Dunkel der Nacht — nun blinzeln sie scheu in den sich lichtenden Morgen.

Gespannt sind noch die Muskeln und Sehnen — nun lösen sich langsam die klammernden Griffe.

Der Feind ist geschlagen — der Sieg ist erstritten! —

Der Sieg! —

Und wieder schmettert Signal: Sammeln! —

Noch andere sind da — außer mir und dir? — Kameraden? — Freunde? — Liebe Brüder? — Und wir sollen uns wiederfinden? — —

Wie seltsam unwirklich scheint alles Sein. — Wie Spuk, der überrascht ist, stehen die Bäume am Wege. — —

Gibt's denn noch wen außer mir und dem Feind? — Ja — Kameraden, die neben mir fochten! — Freunde, die den Schlag für mich auffingen! —

Wie zerkratzt und zerrissen die Erde ist. — Die Schußtrichter der Granaten klaffen gleich Wunden, von den aufgebrochenen Schollen wie mit dickem Schorf überkrustet.

Sonderbar befangen werden die harten Tritte der Kämpfer — sie prüfen fühlend vor jeder Erdschramme und treten behutsam darüber hin.

Und wie sie aufhören, nach vorwärts zu drängen, und seitwärts abbiegen, um zueinander zu kommen, da streift ihr Blick das hinter ihnen liegende Schlachtfeld; aber sie wenden den Kopf nicht zurück.

Und ernsthaft treten sie in Reih und Glied und suchen den gewohnten Platz. Der Nebenmann ist noch nicht da. Er ist etwas seitab gekommen — hat sich verspätet. Hier fehlt auch einer — hier zwei — dort mehr. Sie kommen noch — gewiß — es kommen von allen Seiten noch viele her. — Ihre Plätze bleiben ihnen offen, denn das ist so: unter Kameraden hat jeder seinen Platz, der ihm gehört, und keiner will ihn davon verdrängen. Aber nun sind alle eingetreten, und noch immer sind viele Plätze frei. Trotzdem — sie kommen noch. Und die neben solchen leeren Flecken stehen, achten besonders scheu und streng darauf, mit keiner Bewegung dem Fehlenden seinen Platz zu schmälern.

Der Hauptmann tritt vor die Kompagnie — aber es ist gar nicht der Hauptmann, es ist ein Leutnant — und grüßt mit ernsten Blicken Mann für Mann. Vor den leeren Plätzen verweilt er einen Augenblick länger, in seinem Auge glüht eine dunkle Flamme auf, und er neigt leicht das Haupt, als stünde der Fehlende da wie sonst, und er sage zu ihm: Brav — mein Freund — brav! —

Der Oberst schreitet heran — aber es ist garnicht der Oberst, es ist ein Major — und mustert die Reihen leuchtenden Auges. Vor den Lücken aber erlischt das Leuchten, geschliffener Stahl wird sein Blick, der durchdringen will bis in die Ewigkeit.

Dann kommandiert er rauh: „Zusammenschließen!"

Umständlich und schwer bewegen sich die Soldaten — und als sie die paar Schritte leeren Bodens mühsam besiegt haben, da stehen sie ermattet und zusammengesunken, und meinen doch unbegreiflich hoch gestiegen zu sein und heilige Erde unter sich gewonnen zu haben.

Sie halten die Waffe fest umspannt und lehnen sich schwer darauf als auf eine Stütze.

So stehen sie stumm und unbeweglich — die siegreichen Streiter — und gegen sie an wogt der Sturm ihrer Taten, als wolle er sie mit seiner Wucht erdrücken.

Da ist es der Kommandeur, der mit veränderter, heller Stimme sagt:

„Kameraden — wir haben gesiegt!"

Und nun findet der heranwogende Sturm die Kämpfer bereit — sie werfen das losgerissene Herz ihm entgegen, und er zerschmettert es nicht, er trägt es empor! —

Wir haben gesiegt! — Durch das rätselnde Grausen der Nacht — durch Verhalten und Stürmen — durch die entkettete, wütende Ichsucht des Kampfes — durch Vernichtung und heiliges Blut. — Durch! — Zum Ziel! —

Langsam wenden sich jetzt die Männer, und umdunkelte Augen blicken zurück in die verstörte Weite — grüßend und segnend, ernst und beglückt.

Und wenden sich wieder — und helle Augen blicken voraus. — Fern hastet der Feind in wilder Flucht. Aber über dem Qualm der schwelenden Trümmer steht rein und gütig die Morgensonne.

Da fühlen die starken Sieger die Schwäche. Ihr Vorwärts und Rückwärts wird Aufwärts — und die tiefe Erschütterung ihres Wesensgrundes schwingt sich in zitternden Rhythmen davon an ein Unbegriffenes, Gewißempfundenes in brünstigem Gebet. —

Frau Maria von Hobe: Der Außenwelt bisher verschlossene Erinnerungen aus meinem Konstantinopeler Tagebuch.

In meinem Tagebuch blätternd, aus längst vergangenen Zeiten — fällt mir ein Blatt entgegen mit der Aufschrift:

„Palais de Yildiz."

Vor mir liegt es als der Zeuge einer längst vergangenen Zeit; Erinnerungen erweckend an den jetzt entthronten Herrscher!

Es war einmal! Vorüber — alles! Versunken alle Herrlichkeit eines unumschränkten Willens eines einst allmächtigen Herrschers — versunken in ein Nichts.

Vor meinem geistigen Auge zieht vieles vorüber: Besuche unserer Majestäten, Besuche des jungvermählten Erzherzogs Rudolf, des Thronerben Österreichs, mit der damaligen Kronprinzessin Stefanie, Besuche im Harem bei schönen Türkinnen, in Liebreiz und Jugend prangend! Es ist mir, als erlebte ich heute all den Glanz wieder, sähe die strahlende Sonne, die den Bosporus mit goldigem Leuchten verklärt — den tiefblauen Himmel, die dunkeln, ernsten Zypressen auf dem so wunderbar schönen Kirchhof zu Egub. —

Erinnerung bleibt ewig jung — sie ist die Patina am Erz des Lebens — und diesen Erinnerungen möchte ich heute folgen — zugleich den Wunsch meiner Freunde erfüllend, ihnen wieder einmal von Konstantinopel etwas zu erzählen.

Womit nun aber beginnen aus der Fülle der Ereignisse, die in den vielen dort verlebten Jahren an mich herantraten? Mit den Stunden, die ich durch meine Türkenfreundin Leila Hanoum genoß, und die mit ihren ernsten Gesprächen mit zu dem Schönsten gehören, was ich aus diesem seltsamen Lande mitnahm, es im tiefsten Herzen bewahrend, wie ein Heiligtum, an dem man nicht zu rühren wagt! — Oder soll ich erzählen von den herrlichen Festen, wie die Majestäten mit dem ganzen Glanz des Orients empfangen wurden, beginnend mit der Auffahrt der 24 vierspännigen Galawagen, in denen unser Herrscherpaar mit seinem Gefolge von Dolmabagdsche hinauf nach Yildiz fuhr? Das waren die Kaisertage vor 23 Jahren in Konstantinopel, und von ihnen sprach ich bereits im Oktoberheft des Jahres 1913, erzählte von dem Jubel, der Verehrung, die nicht allein in den deutschen, sondern auch in den Herzen der Muselmänner fortlebt. Nur eine kleine Episode ließ ich damals fort! — Heute will ich sie aus meinem Tagebuche hinausklingen lassen. Niemand kann es mehr unangenehm berühren. Die schönen, jungen Frauen sind meist dem unheilvollen „Verrem", zu deutsch der Lungenschwindsucht, erlegen, die so viele Opfer an Jugend und Schönheit in den Harems forderte. Die Alten traten längst jene

Reise an, von der es keine Wiederkehr auf diese Erde gibt — und der Herrscher? — träumt von der Vergänglichkeit aller irdischen Größen — verträumt den Rest seines Lebens im schönen Palais von Beglerbeg, in dem einst bei Eröffnung des Suez-Kanals die schöne Kaiserin der Franzosen — Eugenie — wohnte und den Sultan Abdul Asis bezauberte, so daß der stolze Herrscher sich bewältigt von soviel Schönheit und Liebreiz, der europäischen Sitte folgend, herabgebeugt haben soll, die feine Hand zu küssen, die ihm die Kaiserin beim Empfange reichte. Darob, so erzählten alte Türkenfrauen, sei der damalige Harem des Sultans so empört gewesen, daß eine junge Sultanin ihren goldgestickten Pantoffel ausgezogen und als Zeichen der Entrüstung der schönen Kaiserin vor die Füße geworfen habe! — Noch selbigen Abends sei diese Sultanin aus dem Harem entschwunden, und nie habe eines Menschen Auge sie wiedergesehen! — So berichtete die Fama damals. — Doch zurück zu der kleinen Episode, die ich erzählen will. Als der Besuch der Majestäten in Konstantinopel angekündigt war, sollte das Schiff „Der Kaiser" die Herrschaften bis Dolmabagdsche führen, wo gelandet und umgeschifft werden sollte. Der Sultan aber sollte die hohen Gäste in Dolmabagdsche empfangen und dann, der Kaiserin den Arm gebend, sie zum Wagen führen und mit ihr in dem vierspännigen Galawagen Platz nehmen, um Ihre Majestät nach Yildiz hinaufzugeleiten. Diese Zeremonie des Empfanges aber stieß auf solche Schwierigkeiten, daß der damalige Botschafter in heller Verzweiflung war.

Der höchste Geistliche, der Scheik ul Islam, betrachtete es als eine Unmöglichkeit, daß der „Khalif" mit einer fremden „Dame" im offenen Wagen sich dem Volke zeige und mit ihr in der Galaequipage den Einzug halte! — Der Sultan als Khalif mußte sich fügen, wenn der Scheik ul Islam nicht umzustimmen war. Nach vielen Bemühungen des Botschafters gelang es endlich, daß das gewünschte Zeremoniell eingehalten werden sollte. —

Als nun unter dem schier endlosen Jubel der Bevölkerung in strahlender Sonne und Pracht der lange Zug der 24 vierspännigen Wagen mit den Galalivreen in Rot und Gold sich nach Yildiz hinaufbewegte, waren natürlich alle Gitterfenster der Harems von den Türkinnen besetzt, durch die sie herabschauten auf das, was sie noch nie gesehen — ihren Sultan an der Seite einer Dame, der Kaiserin von Deutschland! — So war es auch hinter den Gittern und Kafez des Haremspalastes des Sultans in Yildiz! — In Aufregung saßen die Sultaninnen und Prinzessinnen — rauchend und schwatzend — und schauten hinunter voller Erwartung auf den herannahenden Zug.

Doch plötzlich, als der Wagen des Sultans erschien — ging ein Raunen und Staunen durch den Saal, und die Prinzessinnen sprangen entsetzt von den Gitterfenstern zurück: „Yalandi, Yalandi!" hieß es, zu deutsch: „eine Lüge ward uns gesagt — eine Lüge!" Denn neben dem Sultan saß nicht die alte Kaiserin „Augusta Viktoria", deren Photo die Prinzessinnen auf den Tischen im

großen Haremssaal hatten — sondern eine junge, schöne, lieblich lächelnde Kaiserin, die sich nach allen Seiten freundlich hingrüßend verneigte. — Es war ein unbeschreiblicher Aufruhr. Eine Lüge heißt das Gift der Seele bei den Türken, und die vergißt und vergibt man nicht leicht. Als die Beratungen wegen der Auffahrt des Sultans mit der Kaiserin stattgefunden und überlegt worden waren, wie es zu machen sei, hatten sich die Haremsdamen gedacht (niemand hat je erfahren, weshalb), die Kaiserin, die Viktoria hieß, sei die alte Kaiserin Augusta Viktoria, und sie hatten sich dabei beruhigt, daß der Sultan mit einer alten Dame und Kaiserin fahren und sich zeigen sollte, die der Photo ähnelte, die sie besaßen. Nun sahen sie plötzlich die junge, lieblich grüßende Kaiserin, und alles Reden, daß es keine Lüge und sie alle im Irrtum seien, war vergebens. Die Photo der Kaiserin Augusta Viktoria ward als Zeichen der Entrüstung sofort umgekehrt auf den Tisch gelegt, und was das Schlimmste war, der mächtige Herrscher, der Sultan konnte nichts erreichen, als alle Sultaninnen und Tänzerinnen streikten und das große angesagte Haremsfest, wozu so glänzende Vorbereitungen getroffen waren, Tänze eingeübt, Gewänder in alten Stoffen und Formen gearbeitet waren etc., im Augenblick abgesagt ward und nicht stattfinden konnte. Der Sultan war in allen Zuständen; die Majestäten durften es nicht erfahren — der Botschafter sah sich bereits seines Postens enthoben — unbeschreibliche Verwirrung herrschte. Nach dem Diner bei den Majestäten ward die Pause des Wartens, wo es nach dem festgesetzten Programm zum Haremsfest gehen sollte, länger und länger. Geschenke über Geschenke schickte der Sultan, die Zeit auszufüllen — in der Hoffnung, die erzürnten Damen umstimmen zu können — eine heimliche Nachricht nach der andern kam zu mir, da ich die Honneurs beim Haremsfest machen und als Dolmetscherin fungieren sollte, bis endlich die Weisung kam: „Empfang im kleinen Harem, da die Sultanin erkrankt sei!"

Seine Majestät hatte sich zu einem Bierabend seine Herren geladen, und nun sollte verschwiegen werden, daß wir gleich wiederkommen würden, kein großer Empfang sei, kein Fest stattfinde. Auf mein Fragen, als ich Ihre Majestät hineinführte, antwortete die junge, an der inneren Haremstür stehende weinende Sultanin nur : „Zorma, Zorma!" — zu deutsch: „Frag' mich nicht, frag' mich nicht! Ich bin traurig, mein Kopf schmerzt, sag es der Kaiserin." Ich übersetzte Ihrer Majestät, daß die Sultanin leidend sei und traurig, daß das große geplante Haremsfest mit den schönen Tänzen nicht stattfinden könne, worauf Ihre Majestät in ihrer freundlichen, gütigen Weise ihr Bedauern aussprechen ließ nebst der Hoffnung auf Besserung, und daß das Fest dann doch noch stattfinden werde. Der Empfang war dann kurz! — Was folgte? Der Rest heißt Schweigen. Nur noch dies, daß die Sultaninnen versöhnt und begeistert waren von der liebenswürdigen Kaiserin, ihr ihre Jugend vergaben, und daß auf ihrer aller Wunsch — dann der große Empfang — die Festlichkeit — zwei Tage darauf mit allem Glanz stattfand! —

Davon vielleicht ein andermal. Von den rhythmischen Bewegungen, den sogenannten Tänzen im Harem, die in langen, wallenden Gewändern so harmonisch wirken, diese jugendlichen, schlanken Tänzerinnen mit ihren langen, gelösten Haaren, den faltenreichen Geweben, die in weichen Schwingungen ihre Körper umschlingen, überflutet von den langen Haarwellen der bei den Türkinnen so gepflegten Haare, — ist wohl das Schönste mit, was man an edlen Bewegungen und Tänzen sehen kann. Und jetzt? — — Soll ich noch von meiner ernsten Freundin „Leila" erzählen? Dieser wunderbar schönen, ernsten Frauengestalt, bei der ich so gerne weilte, ihren Gesprächen und Erzählungen lauschend. Die Türkinnen nannten sie die „Pflicht", weil sie ihr ganzes Leben in den Dienst der Pflicht, Treue und Aufopferung für ihre Familie und Nebenmenschen gestellt hatte. Wie das kam? Ich will von ihr berichten, von Leila und ihrer Lebensgeschichte. Sie selbst erzählte sie mir, als sie, wie gewöhnlich bei meinen Besuchen, mit mir auf dem herrlichen Kirchhof Egubs saß — auf einem Teppich am Grabe des Paschas, ihres Vaters. Den Kopf, den feinen, kleinen Kopf zurückgelehnt an die dunkle Zypresse, die das Grab beschirmte, umweht von den weißen Schleiern über der dunklen Flechtenkrone, sehe ich sie noch vor mir, die dunklen, großen Augen in die Weite schauend und herab zu all der Herrlichkeit, die zu unsern Füßen sich ausbreitete vom Goldenen Horn bis Konstantinopel. Über uns der blaue Himmel, die strahlende Sonne, neben uns das Schweigen des Todes, die Grabmäler und Zeichen, die hier vom ersten Sonnenstrahle geküßt, vom letzten Abendrot beleuchtet unter süßduftenden Hecken und hohen Zypressen lagen. Vorüber! Alles, was der törichte Wahn eines Menschen einst ersehnte, sagte Leila, mit ihrer feinen Hand hinüber zeigend — über die Grabmäler, und mit ihrer weichen Stimme fuhr sie fort, den feinen Kopf dann auf die über ihren Knien verschlungenen Hände neigend: Vorüber, was hienieden erreicht und errungen ward, vorüber jeder Kampf, alles Streben irdischen Daseins! — Von allem bleibt nichts als Staub — und Vergessenwerden, wenn wir nichts schaffen konnten, was über die Ewigkeit hinausreicht. Treu sind wir Türken dennoch in Gefühlen und im Gedenken auch an unsere Toten und Vergangenes. Wir reden mit denselben — wir wissen sie uns nahe, wir weilen gerne bei ihnen nicht nur, wenn die helle Sonne ihre glänzenden Lichter durch das Laub der Bäume auf die Gräber wirft, alles in Glanz und Licht tauchend, sondern auch des Nachts, wenn dunkle Schatten gespensterhaften Nebeln gleich über unsere Gräber ziehen, wenn die Zypressen stöhnen und klagen — weilen wir gerne bei den toten Lieben. Viele, viele, die hier liegen, kenne ich, habe sie gekannt durch Erzählungen, ehe sie den ewigen Schlaf taten, so leben sie mit und in uns weiter.

Sieh, fuhr sie langsam fort, ihr in eurer großen Welt da draußen, in dem Hasten und Treiben, ihr habt nicht Zeit für die Lebenden, wie wollt ihr Zeit haben — für die Toten? — Man verspottet und schmäht unsern Harem, unser Innenleben, spricht von Freiheitsberaubung. Wir echten im Harem auf-

erzogenen Türkinnen fühlen nicht so. Wir sind froh und glücklich, abgeschlossen für unsere Lieben, für die Kinder, die Familie leben zu können — abgeschlossen von einer Welt voll Kampf und Ringen — in die nur die Männer gehören. Unser Reich, unsere Welt ist das Haus. Mag eure Zivilisation besser sein, euch beglücken, wir entbehren sie nicht. Wir finden, wenn eine junge Menschenblüte hinaus muß in die Welt, Geld zu erwerben, wie unser armes, deutsches Kinderfräulein, die für die alte, arme Mutter zu sorgen hat — wir finden, der Hauch, der Schmelz in der harten Arbeit und Außenwelt verschwindet von der Frau. Das gehört den Männern bei uns. Nie wirst du außerhalb des Hauses eine Türkin um die Wette mit den Männern arbeiten sehen. Dafür sorgen wir aber für jede arme Frau, die nichts mehr im Hause leisten kann, und nie wird eine Sklavin fortgeschickt, weil sie alt und nicht mehr leistungsfähig. Das ist der besonders jetzt so geschmähte Harem! — Meine Mutter hatte schon recht, wenn sie zu Afifee sagte, die Bildung, fremdländische Romane lesen zu können, telegraphieren zu können, öffentliche Ämter zu bekleiden — solche Frau würde unsere Männer nicht glücklich machen. Du belächelst meine Ansichten, nicht wahr, sagte sie plötzlich, mich zärtlich anschauend. — Nein! erwiderte ich, aber du kennst eben die Außenwelt und unser Leben nicht: Unsere Jugend, die nicht heiratet, will etwas leisten und einen Beruf haben, vor allem leben! — Ich weiß, ich weiß, sie müssen ums tägliche Brot kämpfen, um ihre Unterhaltung, statt der Männer, die es für uns tun — und das ist traurig! — Sag, seid ihr da draußen glücklich? Wir hören so oft, wie Vater und Mutter nicht Zeit haben, sich um ihre Kinder und deren Erziehung zu kümmern, weil das Außenleben so große Anforderungen an sie stellt. Wir hören, wie sie auseinandergehen, der Mann seine Frau verläßt und umgekehrt, wie die Kleinen von fremden Fräuleins erzogen werden! Was bringen die an Bildung für Herz und Gemüt den armen Kleinen, die nur herausgeputzt meist zum Scheferli (Dessert) bei den Eltern für kurze Zeit erscheinen dürfen! — Wir eingesperrten Frauen aber, wie uns die zivilisierte Welt nennt, leben nur für unser Heim, den Vater unserer Kinder, für diese Kleinen selbst, lehren ihnen, daß alle Äußerlichkeiten nicht ein glücklich Heim und Elternhaus ersetzen können. Die Erinnerung an eine glückliche Jugend, bei der Mutter verlebt, die zieht mit dem Manne in die Welt — muß er hinaus — sie ist und bleibt ihnen immer und immer das Schönste und Köstlichste, was sie besitzen und was ihnen niemand rauben kann — die Erinnerung an die Liebe, die ihnen ward — im Elternhause — im geschmähten Harem. Alle Neuerungen sind nicht gut! Wir, diese Generation ist noch nicht reif dazu. Man sollte daher auch der guten Seiten eingedenk sein und bleiben, die unser abgeschlossenes Leben mit sich bringt. — Gewiß, Leila, darin hast du Recht, aber Theorie und Praxis ist eben anders im Leben — jedes Land hat seine Sitten, und auch bei uns sind das nur schlechte Ausnahmen, von denen du gehört hast. Auch wir deutschen Frauen leben

für unser Heim, unsern Mann, unsere Kinder, geben ihnen die Erinnerung an Mutterliebe und das Elternhaus mit auf ihren Lebensweg als das köstlichste Gut, das sie besitzen. — Es gibt bei euch und bei uns Ausnahmefälle. Und jeder muß sein eigen Leben — leben — erwiderte Leila ernst. — Ich will dir heute das meine erzählen! — Sie seufzte tief, und ein wehmütiges Lächeln verklärte das bleiche Gesichtchen. Mit den großen, dunklen Augen mich liebevoll anschauend, lehnte sie das Köpfchen an die dunkle Zypresse, zog die weißen Schleier dichter um sich, warf mir ein Kissen auf den Teppich, damit ich bequemer sitzen könnte, blieb auf dem Grabe des Vaters sitzen, schlang den weißen Arm um den Turban des Grabsteins, ein wunderbar schönes Bild, das ich nie vergessen kann, und begann:

„Einfach, wie ich selbst, ist mein Leben, meine Geschichte. Du kennst das alte Geister-Palais, wie es im Volksmunde heißt, das große, graue Haus, wo Gespenster nachts ihr Wesen treiben sollen und das zwischen Therapia und Yenikeu — in Calender liegt. Dort wohnten meine Eltern. Mein Vater, ein reicher Pascha, hatte diesen Konak von den Seinen geerbt. Er war stolz, gut und gerecht. Meine Mutter Emineh war die schönste, sanfteste Frau und Mutter — nur in einem war sie hart, wenn man anderen Sinnes war, als sie. — Nichts ließ sie dann gelten, keine Vernunftsgründe hatten Einfluß auf ihr Herz, denn — außerdem war sie eine fanatische Türkin. Griechen, Armenier existierten nicht für sie.

Mein Jugendgespiele war Assim Bey, der Sohn des Paschas, der in Yenikeu wohnte. Als ich zwölf Jahre ward, nahmen wir Kinder Abschied voneinander, denn ich sollte von dreizehn Jahren den Jaschmak (Schleier) nehmen und durfte dann keinen Mann mehr sehen. Assim sollte zwei Jahre nach Wien und Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden. — Nach fast drei Jahren kam er zurück, schön wie ein Gott der Alten, klug wie der Prophet. Da ich den Jaschmak (Schleier) bereits trug, durfte ich ihn nie mehr sehen, als durch die Gitterfenster!

Allabendlich im Mondenschein aber fuhr er an unserem Konak im Kaïk vorbei, ganz dicht. Ich aber hatte dann, wie als Kind, zum Zeichen, daß ich ihn hinter den Gittern erwartete und gesehen, ein rotes Bändchen daran befestigt. Mein Assim wußte dann, daß ich seinen Liedern lauschte. Und wie schöne türkische Lieder sang er, von Liebe, Glück und seligem Wiederfinden! — Manchmal durfte ich auch mit dem Eunuchen und der Sklavin beim Mondenschein im Kaïk vor das Palais des Exkhediven nach Emirghan fahren, wo Serenaden gebracht wurden und Hunderte von Kaïks mit schönen, jungen Frauen hielten, sowie Türken in ihren Kaïks. Assim wußte geschickt seinen Kaïk dicht an den unsern zu bringen, und so sehr der Eunuch auch acht gab, die Sprache unserer Augen, die Glückseligkeit, die daraus von einem zum andern sprach, erriet und verstand er nicht. —

Mein Assim war sehr vorsichtig, aber doch hatte ich eines Abends verstanden,

daß Assims Vater bei dem meinen um mich werben würde! — Ich konnte die Nacht vor Aufregung und Seligkeit, aber auch vor Angst nicht schlafen. Meine Mutter hatte öfter gesagt, sie liebe Assim nicht, weil er kein echter Muselmann sei, da seine Großmutter eine schöne Griechin gewesen sein sollte, die der alte Pascha, sein Großvater, damals zur Frau genommen hatte. Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, war das Haupt unserer Familie und hatte mit über mich zu bestimmen." Sinnend fuhr Leila fort: „Es kam, wie es kommen mußte: — Mein Onkel und meine Mutter schlugen die Werbung aus und mit abschlägiger Antwort ward der Pascha, Assims Vater, entlassen! — Mein Vater hatte nachgeben müssen, mein guter, lieber Vater," sagte sie weich, — „wie hat er mit mir darunter gelitten!" —

„Ich liebte Assim von ganzem Herzen, meinen lieben Assim, den lieben Gespielen der Kinderzeit, und hoffte doch, alles überwinden und die Mutter gewinnen und überzeugen zu können, indem ich erklärte, nie einem andern als Assim angehören zu wollen! — Meines Onkels Hohnlachen darüber höre ich noch." — Leila erschauerte und sah finster in die Ferne. — „Tage, Abende vergingen, endlich kam Assim in seinem Kaïk vorbei, und zum letzten Male sang er mir das süße Lied:

Willst du ein ganzes Herz,
So gib ein ganzes Leben."

Die Hand auf ihr Herz pressend, stöhnte Leila schwer: „Ich gab ein ganzes Herz — und er — sein ganzes Leben! — Der schrecklichste Abend meines Lebens kam dann:

Von ferne hörte ich den Gesang und die Stimme von Assims Bruder — klar und hell schien der Mond, man konnte lesen, alles erkennen. Es war schon spät, einsam der Bosporus, und da ich keinen Schlaf finden konnte, saß ich mit meiner Sklavin hinterm Gitterfenster, als wir wehmütigen Gesang und die Stimme des Bruders folgendes singen hörten:

„Wenn die Geliebte Assims, meines Bruders, mich hört, soll sie sich fügen und nicht klagen, sie soll auch nichts fürchten, denn niemand wird Rache üben von uns, um ihretwillen! — So will's der Tote, und der Wille des Toten ist heilig, heilig, heilig! —"

(Schluß folgt.)

Roderich Ley:

Pagentreue.

Zum Pagen sprach des Königs Grimm:
„Die keusche Königin, vernimm,
Hat meiner sich verdrossen!
Du hütest nächtens ihr Gemach;
Du mußt ihn kennen, ihrer Schmach
Wollüstigen Genossen!“

Der Page bleicht, der Page bebt:
„„Herr König, ungerecht erhebt
Ihr unverdiente Klage!
Die Kön'gin, ohne Falsch und Fehl
Bewahrte rein Euch Leib und Seel'!
Ich schwör's beim jüngsten Tage.““

„Dein Mund, mich frech zu täuschen, log.
Ich weiß, daß mich das Weib betrog,
Und Rache hab' ich beschlossen.
Ich weiß, daß sie mir Treue brach. —
D'rum nenne, Knäblein, ihrer Schmach
Wollüstigen Genossen!“

„„Verrat bestrickte Euer Ohr!
Euch liebt die Kön'gin, wie zuvor,.
Frei jeder Schuld und Schande.
Verleumdung, was Ihr grundlos glaubt! — —
Ich setze d'rob mein junges Haupt,
Herr König, Euch zum Pfande!!““

— — Zum Pagen sprach des Königs List:
„So geb' ich Dir bis morgen Frist
Zu Widerruf und Reue.
Dein Leben, wenn Du schweigst, ist mein! —
Doch soll Dein Tod mir Zeugnis sein
Von meines Weibes Treue!“ — — —

— — — Verschlossen blieb des Pagen Mund.
Dem Schwur getreu, fiel todeswund
Sein Herz des Henkers Hieben.
„„Lebt wohl, vielarme Königin!
Geb' gern für Euch mein Leben hin,
Daß schuldlos Ihr geblieben! — — —
Hab' Dank für all' Dein Lieben!!““

Der geprellte Tod.

Er hat dem Tod in mancher Schlacht
In's Angesicht geschaut,
Hat trotzig seinem Dräun gelacht
Und seinem Glück vertraut.
Und sanken nieder links und rechts
Die Helden Mann für Mann, —
Nur Ritter Ulrich des Gefechts
Wild brandendem Wogen entrann.

Beendet war der heiße Streit.
Zur Neige ging der Tag.
Und Freund und Gegner Seit' an Seit'
Zerschellt am Boden lag.
Verschont nur Ritter Ulrich blieb
Von wilden Kampfes Wucht,
Er wehrte mannhaft Stoß und Hieb
Und jagte den Tod in die Flucht.

„Spar', Sensenmann, Dir Fluch und Zorn!
Mein Wag'mut lacht Dir Hohn;
Mein Schwert und Schild, mein Speer und Sporn,
Sie spotten Deinem Droh'n!
Nicht beugt mich Schreck und List und Graus;
Du fängst mich nicht so schnell!
— D'rum ruf' ich Dich zum letzten Strauß,
Dürr klappernder Knochengesell!"

Der Tod vernimmt's und nickt und grinst.
Sein hohles Auge loht:
„„Verweg'ner Bursche! Nie entrinnst
Du meinem Machtgebot!
Und blieb Dir auch des Glückes Gunst
In Feld und Fehde treu,
Vor K r a n k h e i t Deines Schwertes Kunst
Zerstiebt wie im Winde die Spreu!"" —

Schon fühlt sich Ulrich siech und wund.
„Freund Hein, kommst Du mir so?
Ich sterbe gern auf blut'gem Grund,
Doch nicht auf faulem Stroh.
Willst haschen mich im Bett? Versuch's!
Der Spaß sei Dir verwehrt!!" —
Und Ritter Ulrich grimmen Fluchs
Wirft sich in's gleißende Schwert.

O kehr' zurück!

Noch bebt auf meinen Wangen
Dein Odem wonnig — warm,
Noch hält mich fest umfangen
Dein weicher Rosenarm,
Noch brennt auf meinem Munde
Dein erster, heißer Kuß — — —
Da sehnend jener Stunde
Ich neu gedenken muß.

Ich bin allein geblieben
Im öden, weiten Raum;
Doch will ich weiter lieben,
Und wär' es nur im Traum!
Und meine wirren Sinne
Durchzittert wilde Lust,
Qualvolle, süße Minne,
Von der ich nie gewußt.

Die Sorge bannt den Schlummer,
Und ruhelos zerreißt
Glücksel'ger Liebeskummer
Den hoffnungsfrohen Geist.
O kehr' zurück! Ertränke
Die Glut, die Du entfacht!
O kehr' zurück und schenke
Den Rausch mir einer Nacht!!

Erste Nacht.

Ich denke sehnend jener Nacht
In schweren, heißen Träumen,
Die Du zum ersten mal verbracht
In meinen stillen Räumen.
Da zagend nur Dein keuscher Fuß
Betrat der Schwelle Rand,
Und schweigend Du mir gabst zum Gruß
Leis zitternd Deine Hand.

Du senktest stumm in frommer Scham
Den Blick zu Boden nieder.
Und wie ein Schauer überkam
Es Deine jungen Glieder.

Halb war es Furcht und bange Scheu,
Halb Frohgefühl und Lust,
Und schwankend zwischen Glück und Reu'
Hob schwellend sich die Brust.

Ich zog empor Dein hangend' Haupt,
In's Auge Dir zu schauen,
Und, was ich mutlos kaum geglaubt,
Jetzt durft' ich ihm vertrauen!
Der Zweifel, der im Herzen schlief,
Wie welke Spreu zerstieb:
Dein tränenfeuchtes Auge rief:
„Ich hab' Dich lieb!"

Fastnachtsnarren.

Maskentreiben, Mummenschanz,
Gold und Flitter, Wein und Rosen,
Geigenlocken, Walzertanz,
Tollen, Lachen, Flüstern, Kosen!

Sang und Tanz und Spiel und Scherz
Und vergessen Gram und Sorgen.
Froh die Seele, leicht das Herz.
„Heut'" ist „heut'"! — Wie bald ist „morgen"!

Nie geahnte, sel'ge Lust
Schüttelt meine wirren Sinne,
Und, von der ich nie gewußt,
Süße, heiße, wilde Minne.

Und ich stürze mich hinein
In das wirbelnde Getriebe:
„Blondgelockte! Werde mein!
Schenk' die Gunst mir Deiner Liebe!"

Und begehrend spannt mein Arm
Tastend sich um's weiche Mieder.
Jäh durchzittert, schwül und warm,
Wonn'ger Schauer meine Glieder.

Fiebernd sucht mein durst'ger Mund
Ihrer Lippen Purpurquelle,
Trinkt sich satt und küßt sich wund,
Schlürft berauscht von gift'ger Welle.

Schon im Geiste träumend sah
Ich den Liebestempel offen,
Wähnte mich dem Himmel nah'
Und erfüllt mein töricht' Hoffen. — — — —

Doch des Schicksals grause List
Hat mein Sehnen schnöd betrogen!
Und am Arm des andern ist
Lachend sie davongezogen!

Robert Misch:
I bin der Eppenhofer.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Schluß.)

Gerade wollten sie Fenster einschlagen, als sich die Tür langsam öffnete. Ein alter Mann stand da, eine Laterne in der hoch erhobenen Hand.

„Qui est la?“

„Bon ami!“ antwortete der Lehrer, drängte den Alten schnell zurück und drückte die Pforte hinter sich und dem Marl zu.

Der Alte zitterte an allen Gliedern vor den unerwarteten „Prussiens“, die ihn jedoch bald beruhigten; sie wollten ihm nichts Böses antun.

„Nur schlafen wollen wir und was zu essen haben,“ erläuterte ihm Moser in seinem besten Französisch, das der Alte mit einigen fragenden Héh's und „Plaît-il?“ auch ganz gut verstand.

Aber er hätte nichts zu essen. Dabei schoß er tückische Seitenblicke auf sie und die Tür, die der Marl denn auch gleich verschloß, den Schlüssel in seine Tasche steckend.

Er sei nicht der Bauer, gab er dem Fragenden zur Antwort — ein zurückgebliebener Knecht nur. Alle seien sie entflohen, als die Prussiens schon vor einigen Tagen hier gewesen seien.

„Viele Prussiens?“

„Oh — so einige hundert Mann.“

„Und wovon leben Sie denn? Doch nicht von der Luft?“

„Moi . . . mon dieu . . .“ Er jammerte, daß er sich von den Kartoffeln auf dem Felde ernähren müsse; und unten im Dorf gäben sie ihm auch etwas Brot und Milch.

„Also sind im Dorf noch Leute?“ examinierte Moser weiter.

„Ja — einige wenige.“

„Sicher hat der Kerl was zu essen da; nur will er's uns nicht geben,“ rief der Lehrer ärgerlich.

„Halten's ihm das Pistol auf d' Brust, dem Hallodri! Dös wird scho helf'n.“

Blaß und zitternd starrte der Bauer die Soldaten und die Pistole an und führte sie dann zu einem verborgenen Verschlag, in dem sich ein Rest Schinken, einige Eier und ein halbes, rundes Weißbrotlaib befanden, wie es die Franzosen backen.

„Jetzt bleibt nix über, wir müass'n den Pisang a wengerl bind'n und einisperr'n.“

„Recht hast, Marl — sonst schreit er uns Leute herbei.

Der Bursch hatte sich unterdes umgesehen. In einer kleinen Kammer standen Bütten und Zuber, Waschgefäße des Hauses; daneben hing eine Wäscheleine.

Trotz dem jammernden Protestes des Alten, der wilde Flüche und Drohungen ausstieß, banden sie ihm Hände und Füße zusammen, wobei der junge Bauer eine besondere Geschicklichkeit entfaltete. Als das Schreien des Alten immer lauter wurde, stopfte ihm der Marl ein Tuch in den Mund und dann schleppten sie ihn in den Keller. Bei dem geringsten Schrei würden sie ihn totschießen, wurde ihm angedroht, und die ungeladene Pistole fuchtelte bedenklich vor ihm herum. Zur Vorsicht schlossen sie auch noch den Keller ab.

Dann hielten die beiden ein königlich Mahl, ließen einen kleinen Rest zum Mitnehmen übrig und legten sich zum Schlafen nieder. Der Marl hatte zwar zuerst wachen wollen, schlief aber schon nach einigen Minuten fest auf seinem Sofa ein. Nebenan auf dem Bett lag der Lehrer.

Ein erstes, schwaches Dämmern weckte ihn auf. Noch ganz benommen starrte er die matt blinkende Scheibe vor ihm an. Was war doch das? Wo befand er sich denn? Erst jetzt kam ihm ihre ganze ziemlich verzweifelte Lage zum Bewußtsein.

Nach den Himmelszeichen hatte er sich gestern ein ungefähres Bild der Richtung ihres Marsches gemacht, der sich nach Nordwest hielt. Also würden sie deutschen Soldaten wohl ostwärts begegnen. Aber in diesem gebirgigen und abgelegenen Waldwinkel konnten sie ebenso gut einer versprengten, durchs Land irrenden französischen Abteilung in die Arme laufen.

Wie fest der Marl schlief! Seine Wangen hatten sich gerötet; ein zufriedener Ausdruck lag auf seinen Zügen. Offenbar träumte er — vom Vaterhaus vielleicht oder der freien Alm mit ihren Bergen und dem blauen Himmel darüber.

Der junge Lehrer gedachte jenes letzten Sonntags da oben, in Gottes herrlicher Natur. Da lachte die Sonne — Frieden und Freude ringsumher! Und alles das, was ihm seither begegnet, wildes Schlachten und Morden, Gefangenschaft, Verwundung, das Heulen der Geschosse, das Knattern der Salven und die stete Todesgefahr; all das erschien ihm nur wie ein wüster, quälender Traum. Doch ach — es war schwerlastende Wirklichkeit; und alles andere nur ein schöner Sehnsuchtstraum von Sommerlust, Liebe und Heimat, die so fern — so ferne lag.

Wenn sie jetzt die Vroni und ihr Vater s o hätten sehen können! Wahrscheinlich würde man sie als vermißt oder gar tot melden, und Vater und Tochter litten bitteren Kummer.

Das gab ihm seine Spannkraft wieder. D u r ch — zunächst zu den deutschen Brüdern! Alles andere stand in Gottes Hand.

Er betete still. Manchen Philosophen hatte er schon auf dem Seminar heimlich durchstudiert, hatte sich vom starren Kirchenglauben seiner Vorfahren möglichst losgelöst, aber war dabei immer ein gläubiges Gemüt geblieben mit dem Bedürfnis nach Hingabe an ein höheres Wesen. Wie Faust dem Gretchen, hatte er der Vroni „seinen Gott" zu erklären versucht.

Und jetzt betete er fromm, doch ohne Händefalten und Worte, daß der Himmel sie beide glücklich aus dieser Lage befreien und unversehrt in die Heimat zurückführen möge.

Dann verspürte er starken Hunger und suchte, ob sich nicht noch etwas Eßvorrat finden ließe. Glück muß der Mensch haben. In einer verborgenen Ecke, hinter einem Kartoffelsack und großen Zwiebelrollen sorgfältig vor Späheraugen verborgen, fand er eine Düte mit gemahlenem Kaffee und gestoßenem Zucker dazu.

Kaffee! Seit vielen Tagen hatte er das ersehnte Labsal entbehren müssen. Und der Marl würde sich nicht schlecht freuen! Als er das herrlich duftende, heiße Getränk in zwei Gläser gegossen und vor dem Marl auf den Tisch gestellt hatte, weckte er ihn endlich. Der junge Bursche lächelte noch immer mit halboffenem Munde und fuhr erschreckt auf:

„Sakra — was is denn? — Kruzitürk'n — a Kaffee! — Lehrer, ös könnt's zaubern!"

Wie der lang entbehrte braune Labetrank schmeckte!

„Wir müaſſ'n uns verkleid'n, Lehrer," sagte plötzlich der Marl. „Französ'sch red't Ihr ja wie a Parlewuh — und i mach's Maul net auf, wenn man uns trifft. I spiel an rechten Depp'n. So werd'n ma schon weiterkomm'n."

„Hast recht, Marl! Dort in der Schlafkammer steht ein Schrank. Der enthält vielleicht, was wir brauchen."

Eine Viertelstunde danach — der erste helle Tagesschein verdrängte langsam den grauen Dämmer — schlichen vorsichtig zwei blaublusige französische Bauern zum Gartenpförtchen hinaus. Ringsum das Schweigen der Nacht!

An einem Stecken, gestützt von der Freundeshand, schleppte sich der Marl zum schützenden Wald fort, wo sie wenigstens vorläufig vor Späheraugen sicher waren.

Ein kleiner Fußpfad nahm sie auf. Dem Stande der Sonne nach führte er gen Südost, also gerad' in der erwünschten Richtung. Aber der Marl biß die Zähne immer schmerzhafter zusammen, je tiefer sie in den Wald eindrangen.

„Sakramost — 's geht net mehr! Dö verflixte Har'n überanand!"

Sie ruhten aus; dann begannen sie ihre Wanderung von neuem. Doch immer langsamer und mühsamer wurde der Schritt des Burschen, seine Züge immer schmerzverzerrter.

„Na, Marl — dann hilft das nix, dann steig auf meinen Buckel! Ein Weilchen kann ich dich schon tragen."

Der Bursche sträubte sich erst, schließlich nahm er die dargebotene Hilfe an, da kein anderes Fortkommen blieb. Unter häufigem Ausruhen schleppten sie sich so eine halbe Stunde weiter.

Plötzlich sahen sie Rauch aufsteigen. Langsam und vorsichtig schlichen sie näher. Ein großer Kohlenmeiler tauchte vor ihnen auf, nicht weit davon eine hölzerne Hütte.

Leise pochten sie an, aber niemand antwortete. Die Hütte war leer, doch offenbar bewohnt. In einer Ecke brannte ein kleines Holzfeuer auf offenem Herd aus roten Ziegelsteinen. Allerlei Kleinigkeiten, Kleidungsstücke und Geräte standen und lagen so umher, als ob die Bewohner sie eben erst verlassen.

Deutlich hörten sie das Meckern einer Ziege. Dem Tone nachgehend, fanden sie einen Verschlag mit Handwerkszeug; und eine roh gezimmerte Tür führte von dort in einen kleinen Stall, in dem friedlich eine Kuh ihr Grünfutter zermalmte, die Ziege meckerte und ein kleines grauschwarzes Eselchen, erstaunt die Ohren spitzend, den Ankömmlingen entgegenblickte.

„Da legst di nieder!“ rief der Marl lachend. „Als wann's grad' bestellt wär' für uns! Und a Packsatt'l is aa da. Jetzt kann i an vierbeinig's statt an zweibeinig's Pferd reit'n.“

Der hölzerne Lastsattel, breit und bequem, wurde dem braven Eselein schnell aufgeschnallt. Und stolz ließ sich der Marl auf den Sattel heben.

„Wia'r a Frauenzimmer oder der Müller, wann er von der Mühl'n kommt!“

Futter für den Esel fand sich auch, dazu etwas Brot und Speck. Das packten sie in den Futtersack zu ihren aufgesparten Resten. Ein voller Milchtopf wurde in eine leere Weinflasche gefüllt; und dann machten sie sich schnell aus dem Staube, ehe der Besitzer heimkehrte.

So rasch das Eselein traben, der Lehrer nur laufen konnte, ging es vorwärts, immer durch dichten Wald. Aus ihren Vorräten stärkten sie sich; sogar einige mitgenommene Kartoffeln brieten sie mittags in der Asche.

Einmal erblickten sie ganz von weitem zwei Bewaffnete. Ob es französische Förster oder Gendarmen oder eine Schleichpatrouille waren, ließ sich nicht erkennen. Keinesfalls waren es deutsche Soldaten. Das Blitzen der Bajonette hatte sie rechtzeitig gewarnt. Schnell lenkten sie ihr Grautier von der Straße ab, in ein dichtes Gebüsch hinein.

Wenn jetzt das Eselein schrie, waren sie verloren. Moser hielt dem braven Grauen eine flache Hand voll Gerste vor. Das Eselein war mucksstill — die Männer gingen plaudernd vorüber. Von „Prussiens“ hörte der Lehrer sie reden, und Dorfnamen glaubte er zu verstehen.

Von neuem machten sie sich auf den Weg. Aber nun fing es leise zu regnen an. Naß wurden sie und froren. Ihr knapper Eßvorrat ging auch zu Ende.

Zum ersten Male fing der Marl zu klagen an. Sein wunder Fuß schmerzte ihn. Den Verband zu erneuern, traute sich Moser nicht. Verbandszeug besaßen

sie nicht mehr. Und irgendwohin mußte der Weg doch führen! Einmal sahen sie einige Hütten mitten im Walde; doch machten sie aus Vorsicht einen weiten Bogen darum und kamen nun ganz vom Wege ab.

Hügelauf und hügelab kletterte das geduldige Eselchen viele Stunden lang. Aber plötzlich schien auch dessen zähe Kraft zu erlahmen — es stolperte, stolperte immer wieder.

Auch Moser konnte nicht mehr weiter. Sie rasteten zwei Stunden in einem dichten Gebüsch, dessen Zweige sie wenigstens vor dem leise rieselnden Regen schützten. Die Nacht brach herein. Redlich teilten sie das letzte Stück Brot, das sie sich noch aufgespart hatten — als „eiserne Ration". Zum Glück hatten sie dem Esel eine Decke aufgeschnallt, die sich in der Köhlerhütte gefunden. Da lagen sie nun alle drei, Tier und Menschen, eng und friedlich zusammengeschmiegt, sich nach Möglichkeit aneinander wärmend. Auch der Lehrer fühlte seine Wunde schmerzen. Mit dem Vorrücken der Nacht wurde es empfindlich kalt. Marl schlief ein, aber Moser floh der Schlaf.

Am Morgen fütterten sie den Esel. Unten im Futtersack fand sich noch ein vergessenes Ei — das teilten sie brüderlich. Dann ging's weiter durch das bucklige Gelände, das allmählich steil nach unten führte. Der Hunger plagte sie; den Durst hatten sie mit Quellwasser löschen können. Mechanisch trabten sie weiter auf einem Pfade, auf den sie zufällig wieder stießen. Wohin führte er?

Durch die Stämme schimmerte es licht und grün. Vor sich sahen sie eine abschüssige Wiese mit einigen hölzernen Hütten — dahinter ein breites Tal, aus dem ein Flüßchen und das weiße Band einer Landstraße heraufblitzten. Ganz hinten Häuser — ein Dorf oder Flecken.

Nach kurzer Zwiesprache banden sie das Eselchen an einen Baumstamm. Der Lehrer wurde zur Rekognoszierung vorgeschickt. Vorsichtig schlich er an den Hütten vorüber. Sie waren unbewohnt. Da plötzlich — das Herz stand ihm still vor Freude — ein Signal — ein wohlbekanntes deutsches Kompagnie-signal! Gedämpft und langsam tönten die Klänge leise zu ihm herauf. Hurra — gerettet!

So schnell ihn seine Beine tragen konnten, eilte er zum Marel zurück. Und bald kletterte das Eselein, am spärlichen Herbstgras zupfend, die Wiese hinunter. Vor dem Dorf trafen sie den ersten Posten — zwei Pickelhauben.

Hochauf richtete sich der Lehrer, schwenkte sein weißes Taschentuch und rief schon von weitem mit lauter Stimme:

„Hier gut Freund! Es lebe Kaiser Wilhelm und Deutschland!"

Zwei Gewehrläufe legten auf ihn an; und eine Stimme mit scharfem, norddeutschen Tonfall rief:

„Wer da?"

„Vizefeldwebel Moser — verwundet und aus französischer Gefangenschaft in Verkleidung entflohen!"

Das gab ein Hallo in St. Vignon, wo ein vorgeschobenes norddeutsches Regiment als Spitze der xten Division lag, als die Befreiten, der Marl hoch zu Esel, ihren Einzug hielten; der Marl sein Taschentuch schwenkend und aus voller Stimme brüllend: „Hoch Deutschland — hoch Preißen — hoch Bayern!"

Aus allen Häusern stürzten sie herbei, Soldaten und Offiziere. Und bald war es wie ein Lauffeuer herum: zwei entflohene, verwundete Bayern sind da.

Nach eingehendem Verhör durch den Oberst und seinen Stab gab man ihnen tüchtig zu essen und zu trinken. Der blondbärtige Regimentsarzt untersuchte und verband ihre Wunden.

„Tüchtige Leistung — besonders für den mit der zerschossenen Hachse!"

* * *

(Telegramm der Münchener Auskunftsstelle.)

Joseph Eppenhofer, Wasinghofen.

Gefreiter Max Eppenhofer vom xten bayrischen Reserve-Infanterieregiment liegt im Hilfslazarett D. bei Metz; desgleichen der Vizefeldwebel Moser. Letzterer hat Streifschuß an linker Rippe — beide in Heilung begriffen. Briefliche Nachricht der aus französischer Gefangenschaft Entflohenen ist angekündigt.

* * *

Der Eppenhofer bekam einen Brief vom Marl. Der war seine zehn Seiten lang. Da stand's ausführlich drin, *wie* sie entflohen waren. Und der Moser hätte ihm nun das zweitemal Leben und Freiheit gerettet und sei für „Zeit und Ewigkeit" sein Freund und Herzbruder.

Erst las der Eppenhofer den Brief im Wirtshaus vor; dann bekam ihn der Herr Pfarrer zu lesen und die anderen Honoratioren. Der Herr Pfarrer kraute sich sachte hinter den Ohren und sagte treuherzig:

„Ich habe den Lehrer immer für einen braven Menschen gehalten."

Der Herr Gemeindevorsteher und Gevatter kraute seinen kurzgeschorenen Schädel ebenfalls:

„Ja, was fang'n m'r dann mit'm G'moand'beschluß an?"

Der Eppenhofer sagte nichts als:

„Du Depp! — Den hab' i doch damals in Münka net abgeb'n."

„Ach so — dann freili . . ."

Ob es durch den Pfarrer oder durch den Eppenhofer selbst geschah, erfuhr man nie; aber der Brief wurde zum Teil in der Rosenheimer Zeitung abgedruckt, von wo er dann in Münchener und andere Blätter überging. Das Zeitungsblatt trug der Eppenhofer stets in der Brusttasche bei sich. Und wenn ihn ein Händler besuchte oder ein fremder Bauer, dann las er es ihm Zeile für Zeile vor.

Und dann rüstete sich der Eppenhofer zur Fahrt nach Lothringen, um den Marl im Lazarett zu besuchen. Die Vroni sollte ihn begleiten. Ehe es aber soweit war, kam eine Nachricht vom Marl, er hätte Heimatsurlaub bekommen und würde sich daheim erholen. Die Wunden seien fast geheilt, nur der Fuß sei noch ein bissel steif. Drum wollten sie ihn nicht wieder in den Krieg lassen. Der Moser käme mit, und vorher würden sie unterwegs dessen alte Mutter besuchen.

Wer jetzt etwas vom Eppenhofer wollte, der hatte es leicht. Noch nie hatten seine Leute so gute Tage gehabt. Allen sah er durch die Finger; und dem Franzl und der Traudl versprach er gar einen Acker gegen billigen Zins und die Aussteuer dazu. Dem Pfarrer gab er; fürs Rote Kreuz gab er; den Armen und Kranken gab er.

Und endlich war der große Tag gekommen. Natürlich mußte man sie von der Station heimholen. Die große Chaise und die Rosse wurden mit Schleifen in deutschen und bayrischen Farben geziert. Und der Eppenhofer steckte sein „Eisernes" an.

Als der Zug einlief, stand der Marl im Fenster und schrie „Juhu" und „Hurra", daß alle Leute die Köpfe zu den Kupeefenstern raussteckten und lachten. Er kletterte mit Hilfe des Lehrers hinunter und stützte sich dabei leicht auf einen Stock. Vater und Sohn lagen sich in den Armen, und die Vroni busselte er auch ab.

Aber dann riß der Eppenhofer die Augen weit auf, als ein bayrischer Leutnant in funkelnagelneuer Uniform mit dem Eisernen Kreuz auf ihn zutrat und ihm und der Vroni die Hand reichte.

„Herrgottsakra — Leitnant san's word'n, Herr Moser?!"

Die Augen der Vroni strahlten hell auf. Sie streichelte nur immer ganz leise des Geliebten Hand: „Hannes — Hannes!"

Eben pfiff der Zug und rollte zur Halle hinaus. Der Eppenhofer schnalzte mit der Zunge:

„Na, du deppete Dirn — gib ihm doch a Busserl, dem Herrn Leitnant Bräut'gam!"

Aber die größte Überraschung kam erst noch für den Eppenhofer. Die hatte sich der Marl vorbehalten. Langsam knüpfte er seinen grauen Mantel auf; darunter blinkte ebenfalls das „Eiserne" auf seiner Brust.

Da stieß — die ältesten Leute konnten sich des nicht erinnern, und dem Franzl, dem Kutscher, hat's niemand glauben wollen — da stieß der Eppenhofer einen „Juchezer" aus und rief einmal über's andere:

„Jetzt san mir gar drei Kreuz' in der Famili — Vater, Sohn und Schwieger! — Na ja, i bin halt der Eppenhofer!"

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Krieg und internationaler Nachrichtendienst.

Die Vergiftung der öffentlichen Meinung der ganzen Welt durch die Presse spielt in diesem Kriege eine bedeutende Rolle. Es gilt ja nicht nur, Deutschlands Ansehen zu untergraben, uns als die gewissenlosen Verräter jeden Rechtes, als die ruchlosen Störenfriede und die Urheber des großen Mordens hinzustellen, es handelt sich auch noch darum, die wenigen neutralen Staaten, die noch nicht auf seiten unserer Gegner stehen, in den Vierverband hineinzulocken.

Leider stehen wir diesem schamlosen Treiben so gut wie machtlos gegenüber. Die englischen und französischen Telegraphenagenturen Reuter und Havas beherrschen unumschränkt die Welt und haben in der Tat ein „Moratorium der Wahrheit" erlassen. Aber wie ein Moratorium die Schuld nicht aufhebt, sondern dem Schuldner nur eine Frist gewährt, so hoffen wir zuversichtlich auf den Tag, der die ganze Wahrheit ans Licht bringt.

Der Vater des internationalen Nachrichtenverkehrs und der Gründer des berüchtigten „Bureau Reuter" in London ist der Kasseler Bürgersohn Herbert Reuter, der im April 1915 durch Selbstmord endigte. Er hielt die Welt in Knechtschaft, so daß die Verdunkelung der Wahrheit durch die Engländer sogar den Franzosen unheimlich wurde. Deshalb forderte die französische Regierung im November 1900 einen Kredit von 130 Millionen Franken von der Kammer, zwecks Legung internationaler Kabellinien. In der Begründung dieses Gesetzentwurfes war ausgeführt:

„England verdankt seinen Einfluß in der Welt vielleicht mehr seinen Kabelverbindungen als seiner Marine. Es beherrscht die Nachrichten und macht sie seiner Politik und seinen Geschäften in wunderbarer Weise dienstbar. Von allen Punkten der Erde kommen die Depeschen in London an, und sie reden nur von dem englischen Handel, der englischen Industrie und der englischen Politik. Die Kabel haben kräftig dazu beigetragen, den ganzen Verkehr Englands zu entwickeln. Der Geschäftsmann in fremden Ländern kennt nur den Kurs von London; — Paris, Lyon, Marseille, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg sind ihm unbekannt."

Mit treffenden Worten ist hier die Bedeutung der Alleinherrschaft über das Weltkabelnetz gewürdigt. Das Verdienst, sie zuerst erkannt zu haben, gebührt den Engländern. Sie haben es denn auch verstanden, ihr Kabelmonopol gründlich auszubeuten. Nicht nur ließen die enormen Gebühren die Aktionäre Vermögen verdienen, nicht nur hatte stets und überall die englische Geschäftswelt, da alle Nachrichten über London gehen mußten, großen zeitlichen Vorsprung; dieser wurde auch noch oft genug in skrupellosester Weise künstlich vergrößert; so wurde z. B. die Nachricht von dem Tode des Sultans von Marokko 36 Stunden zurückgehalten, und Verstümmelungen und Verspätungen waren an der Tagesordnung. In ausgiebigster Weise hat sich dann König Eduard VII. des Kabels und der Telegraphenbureaus bedient und Herrn Reuter und seine Leute in den Dienst der Einkreisungspolitik gestellt. Damit schmiedete er sich die Waffe, gegen die es für uns keine Wehr gibt.

Man wird nicht behaupten dürfen, daß die einsichtigen Männer und die Führer von Deutschlands Handel und Industrie blind gewesen seien. Immer und immer wieder erhoben sie bis in die letzte Zeit vor dem Kriege ihre Stimme und forderten dringend die Verbesserung des journalistischen Dienstes für unsere handels- und wirtschaftspolitischen und unsere weltpolitischen Interessen, für die Bekämpfung des internationalen Pressefeldzuges gegen deutsche Politik und deutsche Volkswirtschaft. Aber wie auf der einen Seite die deutsche Regierung zögernd vorging und sich auch nicht dazu verstand, die zur Gründung eines deutschen Nachrichtenbureaus erforderlichen Mittel von drei bis fünf Millionen Mark zur Verfügung zu stellen, so stießen die deutschen Privatkabelgesellschaften überall auf englischen Widerstand, den aus dem Wege zu räumen und die Landungsrechte an den verschiedenen Küsten zu erwerben, Jahre in Anspruch nahm. So besaß Deutschland denn im August 1914 nur 5500 Kilometer Staatskabel und 38 000 Kilometer Privatkabel. Die Gesamtlänge des Weltkabelnetzes betrug dagegen 531 691 Kilometer, von denen etwa 450000 Kilometer unter englischer Kontrolle stehen. Die erste Heldentat der englischen Flotte war es denn bekanntlich, daß sie bei Ausbruch des Krieges die Kabelstränge, die von der deutschen Nordsee ausgingen, durchschnitt und damit den Nachrichtenverkehr fast völlig unterbrach.

Es hat natürlich auch vor dem Kriege eine Art internationaler Regelung des Telegraphenverkehrs gegeben. Aber der bestehende allgemeine Telegraphenverein (union télégraphique universelle), der am 17. Mai 1865 in Paris gegründet wurde, und dem England 1876 beitrat, sah nicht einmal einen Einheitstarif vor. Auch hatten die Vertragsstaaten das Recht, den telegraphischen Verkehr auf ihren Linien jederzeit einzustellen. Bei Englands Übermacht ist der Telegraphenverein also praktisch bedeutungslos. Gegen die Zerstörung der Kabel im Kriege aber bietet auch der am 14. März 1884 wiederum zu Paris geschlossene „internationale Vertrag zum Schutze der Telegraphenkabel" keinen Schutz. Er galt nur für Fridenszeiten.

Wie in der Kabeltelegraphie, so sind wir unseren Gegnern auch in der drahtlosen Telegraphie weit unterlegen. Sie verfügten Ende 1913 im ganzen, einschließlich ihrer Kolonien, über 135 Funkenspruchstationen auf der Welt, Deutschland dagegen nur über 20. Gegen 900 Handelsschiffe unserer Feinde gegenüber 253 deutschen waren mit drahtlosen Stationen ausgerüstet. Kriegs-, Marine- und Kriegsschiffsstationen sind dabei nicht gerechnet. Unsere Kauffahrteiflotte ist von den

Meeren verschwunden, Dampfer und Segler sind gekapert oder liegen in neutralen Häfen fest. Unsere drahtlosen Stationen in überseeischen Ländern hat England leider auch zu vernichten vermocht. Die Verbindungen mit unseren Schutzgebieten in der Südsee, mit Süd-, Ost- und Westafrika sind unterbrochen. So sind wir von der Welt abgeschnitten.

Es besteht auch über die Funkentelegraphie ein in Berlin im Jahre 1906 geschlossener internationaler Staatsvertrag. Er betrifft aber nur den Austausch von Mitteilungen zwischen den verschiedenen Stationen und hinderte England nicht an der Zerstörung unserer Anlagen. Aber glaubt denn heute noch jemand in der deutschdenkenden Welt, daß ein völkerrechtliches Abkommen, ein Fetzen Papier, England je hindern würde, seine Macht zu gebrauchen, wo immer es ihm Vorteil bringt? Doch wird vielleicht die überlegene deutsche Technik uns eine gewisse Unabhängigkeit vom britischen Weltkabelnetze durch den Ausbau des Funkenspruchnetzes gewähren können. Hier dürfen wir nicht rasten und nicht ruhen, wir müssen unsere Funkenspruchstationen mehren, technisch fördern und vor allen Dingen sichern. Nur hierdurch werden wir für die Dauer das Lügennetz unserer Feinde zerreißen können. Gegen Zerstörung können wir aber unsere Anlagen nur schützen, wenn wir stark sind und die Macht dazu haben. Stellen wir nach dem Kriege die zerrissenen Kabellinien wieder her, legen wir neue, bauen wir Funkentürme in der ganzen Welt, sie nutzen uns nichts, solange England die See und den Kanal beherrscht. Und deshalb hängt auch die Frage des internationalen Nachrichtendienstes, die zugleich von unabschätzbarer weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Bedeutung ist, eng mit dem uns von Bethmann-Hollweg gezeigten Kriegsziel zusammen. Wir kämpfen um die Freiheit der Meere, um einen Platz am Kanal als Basis unserer Flotte, als Ausgangspunkt unserer Seekabel. Unser künftiges Friedensziel aber kann man dahin zusammenfassen: So wie unser Wirtschaftsleben auf den organisierten Weltverkehr Einfluß suchen mußte, so muß auch der geistige Verkehr, der Weltnachrichtendienst, in universalem Sinne deutsche Kontrolle erhalten.

Rundschau der Kriegsliteratur. III.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage Ullstein & Co. in Berlin hat soeben eine neue Sammlung von geschichtlichen Monographien zu erscheinen begonnen, die — unter dem Titel „Männer und Völker" — es sich zur Aufgabe gemacht hat, in kurzen Einzelschilderungen die Persönlichkeiten sichtbar zu machen, die im Dasein der Nationen durch die Kraft ihres Willens beherrschend hervortraten; sie will die politischen Gebilde darstellen, um deren Schicksal das ungeheure Ringen unserer Zeit geht. Die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller haben ihre Mitarbeit an dieser Sammlung zur Verfügung gestellt, so daß man mit Bestimmtheit hoffen kann, daß diese neue Sammlung einen weiten Leserkreis und die Beachtung im Publikum finden wird, die sie verdient.

Unter dem Titel: „Bismarcks Erbe" gibt der bekannte Historiker der Berliner Universität Professor Hans Delbrück eine ausgezeichnete kurze Skizzierung von Bismarcks Lebensarbeit, von den gewaltigen Erfolgen, die der Eiserne Kanzler auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik errungen hat. Interessant schildert der

Verfasser die schwierigen Kämpfe, die Bismarck meist auszufechten hatte, bevor es ihm gelang, die maßgebenden Stellen von der Richtigkeit seiner Absichten zu überzeugen. Alsdann beschreibt Delbrück, wie die Bismarckschen Ideen auch nach dem Rücktritte des Reichskanzlers fortgeführt worden sind. Am Schlusse seines Buches kommt der Verfasser auf die deutsche Kolonial- und Orientpolitik zu sprechen, deren Anfänge bis in die Bismarck'sche Ära zurückreichen. Aber, wie Delbrück richtig hervorhebt, von dieser neuen Aufgabe, die die Idee einer deutschen Kolonial- und Weltpolitik dem deutschen Wesen stellte, „hatte Bismarck und Bismarcks Zeit noch keine Vorstellung und konnte sie noch nicht haben". Erst unter unserem Kaiser wurde diese Politik weiter ausgebaut, nachdem wir durch Schaffung einer Flotte die Möglichkeit erlangt hatten, dieser Politik im Notfall auch den nötigen Nachdruck zu verleihen. Als „die erste und wichtigste aller nationalen Forderungen, die wir bei dem zukünftigen Friedensschluß zu erheben haben," bezeichnet Delbrück die Schaffung eines großen Kolonialreiches, „eines deutschen Indien", das uns zur Weltmacht erhebt und zugleich eine der für uns schwersten sozialen Fragen zur Lösung bringt, nämlich „die Schaffung einer befriedigenden Tätigkeit für die aufsteigenden Söhne des Volkes, den Überschuß in der Intelligenz, der zu Hause keinen Arbeitsplatz findet".

Als zweites Werk erschien in der Ullstein'schen Bücherfolge „Die Welt des Islam" von Friedrich Delitzsch. Der bekannte Berliner Gelehrte behandelt hier die Religion und die Kultur des Islam, seine geschichtliche Entwicklung und ethischen Begriffe. Der Verfasser gibt dem Leser einen kurzen Abriß der religiösen Pflichten, die der Koran dem Gläubigen auferlegt, und die der Prophet Mohammed zum großen Teil der christlichen und jüdischen Religion entnommen hat. Das kleine Büchlein bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis des Glaubens und der Gedankenwelt, in dem unsere Bundesgenossen im Orient leben; es ist dazu bestimmt, das weitere Publikum in Deutschland über Religion, Sitten und Gebräuche der Mohammedaner aufzuklären, Materien, über die leider bei uns noch viele völlig irrige Vorstellungen, selbst bei den Gebildeteren herrschen.

Auch das dritte Heft dieser Sammlung: „Das englische Gesicht", das aus den Beiträgen verschiedener Gelehrten besteht, reiht sich würdig an die beiden vorhergehenden Bücher an. Dieses Werk, welches uns England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte schildert, enthält folgende Aufsätze: Frischeisen-Köhler: „Das englische Volk und Kultur"; Jastrow: „Der englische Reichtum und seine Quellen"; Ed. Frhr. v. d. Goltz: „Das englische Volk in Religion und Sitte"; Gustav Roloff: „Der englische Weltherrschaftsanspruch in Geschichte und Gegenwart"; Veit Valentin: „England als Beschützer kleiner Nationen", und Franz von Liszt: „England und das Völkerrecht".

Es ist leider an dieser Stelle unmöglich, dem reichen Stoff, der in diesen Aufsätzen enthalten ist, eine genauere Besprechung zu widmen. Hervorgehoben mag aber werden, daß sie alle völlig objektiv und rein wissenschaftlich geschrieben sind, „sine ira et studio", was man, wie ich bereits früher hervorgehoben habe, jetzt leider recht häufig gerade England gegenüber vermißt.

Als vierter Band dieser Sammlung erschien kürzlich eine Lebensbeschreibung Moltkes aus der Feder des Generals der Infanterie A. v. Janson. Der Verfasser entwirft ein treffendes

Bild von dem Leben des großen Schlachtendenkers als Mensch und als Feldherr. „Eine großartige Veranlagung war in einem eigenartig bewegten Leben zu einem wunderbaren Können ausgereift. Immer blieb er derselbe, gleichviel, ob er wenig beachtet beiseite stand, oder ob ihm die größten Ehrungen zuteil wurden. Pflicht und Arbeitslust waren die Triebfedern seines Tuns."

Auch diese Schrift kann aufs wärmste empfohlen werden, zumal die Lehren dieses großen Feldherrn in dem Riesenkampfe, den wir heute auszufechten haben, fortleben und fortwirken und — wie wir mit Bestimmtheit zu hoffen berechtigt sind — uns einem neuen Sedan entgegenführen werden.

In Heft 14 der im Verlage von A. Marcus & E. Weber (Bonn) erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" behandelt Professor Dr. C. A. Verrijn Stuart von der holländischen Reichsuniversität in Groningen in klarer und übersichtlicher Form die wesentlichsten Ursachen und Ziele des Weltkrieges. In dieser Arbeit, die den Titel: „Der Wirtschaftskrieg" führt, zeigt der Verfasser, daß es der ökonomische Gegensatz zwischen Deutschland und England und die von letzterem deswegen verfolgte Politik gewesen ist, die zum Kriege führen mußte; denn früher oder später war dieser bei der Konstellation der Weltpolitik unvermeidlich. Ferner legt Stuart dar, daß auch die Mittel der englischen Kriegführung und die von England verfolgten Kriegsziele zum größten Teil wirtschaftlicher Art sind. —

Ein bereits vielbesprochenes und ebenso sehr bestrittenes Thema behandelt Professor J. Jastrow in seiner Broschüre: „Die mitteleuropäische Zollannäherung und die Meistbegünstigung." (Heft 26 „Zwischen Krieg und Frieden", Verlag S. Hirzel in Leipzig.) Der Verfasser hält die Schwierigkeiten für unüberwindlich, die der Begründung eines wirklichen „Zollvereins" zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nach Art des alten deutschen Zollvereins, wie er von verschiedenen Seiten vorgeschlagen ist, entgegenstehen. Er wählt daher den unbestimmten Ausdruck „Zollannäherung", die im wesentlichen darauf hinausliefe, daß die beiden europäischen Zentralmächte sich gegenseitig Bevorzugungen gewähren, an denen andere Staaten nicht teilnehmen. Damit man hierbei nicht mit den Staaten in Konflikt kommt, in deren Verträgen die sogen. „Meistbegünstigungsklausel" enthalten ist, so tritt Jastrow, der — nebenbei bemerkt — der freihändlerischen Richtung unter den Nationalökonomen angehört, dafür ein, daß man Ausnahmen von der Meistbegünstigungsklausel zulassen müsse. Dieses Zugeständnis sei das einzige Mittel, um in einer Zeit, die nun doch einmal auf schutzzöllnerische Politik angewiesen sei, Übertreibungen hintanzuhalten. —

Unter dem Titel: „Die neue Kontinentalsperre" veröffentlicht Professor Hermann Levy im Verlage von Julius Springer (Berlin) eine interessante Studie über die wirtschaftliche Bedrohung Großbritanniens durch den deutschen U-Bootkrieg, die infolge der Veränderung der wirtschaftlichen Lage in England im Laufe des 19. Jahrhunderts weit gefährlicher für Großbritannien ist, als die von Napoleon I. im Jahre 1806 verhängte Kontinentalsperre. Wenn es auch erst nach dem Kriege möglich sein wird, ein vollständiges Bild von der tatsächlichen Wirkung der heutigen „Kontinentalsperre" auf die englische Volkswirtschaft zu gewinnen, so ist doch schon heute offenbar, daß ganze Absatz- und Bezugsmärkte dem englischen Handel bereits gesperrt und die noch offenstehenden durch unsere U-Boote gefährdet sind, daß der englische Handel und die eng-

lische Industrie doch mehr unter dem Kriege leiden, als man uns in englischen Nachrichten gern glauben machen möchte. Besonders ist aber auch die Nahrungsmittelversorgung, „welche den feinsten Nerv der englischen Volkswirtschaft berührt", bedroht, wie die Teuerung von Brotgetreide und Fleisch in England, trotz seiner „unbestrittenen" Seeherrschaft, bezeugt.

Einen recht phantastisch klingenden, zum Teil jedoch nicht ganz unausführbaren Vorschlag zur Niederwerfung Englands macht Theodor Springmann jun. in seinem Aufsatz: „Deutschland und der Orient" (Verlag von Otto Hammerschmidt in Hagen i. W.). Von dem Gedanken ausgehend, daß wir England nur in seinen Kolonien vernichten können, schlägt der Verfasser eine Wiederaufnahme des napoleonischen Projekts eines Zuges nach Ägypten und Indien vor, um dort die englische Weltherrschaft „an ihren Grundpfeilern" zu treffen. Der Verfasser tritt ferner für die Ausbreitung deutscher Kultur und deutscher Arbeit im Orient ein, für die Schaffung eines „deutschen universellen Kolonialreiches", dessen Panier Freundschaft, nicht Unterdrückung ist. —

Erwähnt mag auch das Buch: „Wir und die Anderen; auch ein Kriegskapitel" von R. F. Günther (Verlag Carl Georgi in Bonn) werden, mit dessen Tendenzen wir uns leider nicht ganz einverstanden erklären können; wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß auch der glühendste Patriotismus sich nicht zu einer subjektiven, alles verächtlich machenden Schilderung unserer Gegner verleiten lassen darf. Es ist stets ein besonderer Vorzug der Deutschen gewesen, daß sie die guten Seiten ihrer Feinde anerkannt und voll gewürdigt haben, ein Vorzug, den man bei der Mehrzahl unserer Gegner von heute vergeblich sucht. —

In einer im Verlage „Neues Vaterland" erschienenen Broschüre: „Deutschlands größte Gefahr" sucht Rudolf Goldscheid nachzuweisen, daß für uns die größte Gefahr von seiten Rußlands droht, und daß diese slawische Gefahr alle Kulturstaaten Westeuropas zusammenführen müsse zum gemeinsamen Kampfe gegen die asiatischen Horden. Aus diesem Grunde bezeichnet es der Verfasser für völlig falsch, wenn von mancher Seite die Erbitterung zwischen Deutschland und England mit allen Feuern künstlich genährt und geschürt wird, während man „das eigentliche, ursprüngliche Ziel des Krieges" vergißt: den „Todesstoß gegen den russischen Zarismus, diesen letzten Hort der finstersten Reaktion in Europa". —

„Der Krieg und die öffentliche Meinung" betitelt sich eine Arbeit, die der Wiener Privatdozent Dr. Wilhelm Bauer im Mohr'schen Verlage herausgegeben hat. Der Verfasser legt die Bedeutung dar, die heutzutage der sog. „öffentlichen Meinung" zukommt, was man bei uns bisher übersehen zu können glaubte, und er weist mit Recht darauf hin, daß es nach dem Friedensschlusse Aufgabe der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung sein muß, „mit Aufklärung und Beeinflussung der ausländischen Publizistik einzusetzen, diese namentlich nicht nach unseren Wertmaßstäben einzuschätzen, sondern sich den Anschauungen der betreffenden Länder anzupassen"; denn dies ist „ein Teil der Rüstung wie alles andere, was man für einen künftigen Krieg vorkehrt und vorbeschafft". —

Als sechzehnte der „Deutschen Reden in schwerer Zeit" erschien in Carl Heymann's Verlag die Rede von Prof. Rudolf Leonhard: „Amerika während des Weltkrieges". Der Verfasser, der als Austauschprofessor jenseits des Ozeans gewirkt hat, legt die

Umstände dar, welche die Stellungnahme der Amerikaner im Weltkriege begründen. Die engen geistigen Beziehungen, insbesondere die Gemeinsamkeit der Sprache waren der Ausbreitung der Sympathie für England sehr förderlich. England hat es verstanden, diese Gefühle mit Hilfe der Presse zu stärken und zu verbreiten. Mit Recht sagt Leonhard, daß Deutschland alles vermeiden muß, was wie eine Bitte um amerikanische Hilfe aussieht, daß alle Bewerbungen um die Sympathie der Amerikaner verfehlt sind. Im klassischen Lande der Lynchjustiz, der Hotelbrände und der Eisenbahnunglücksfälle darf man keine Gefühlsschwäche erwarten. Nur energisches, selbstbewußtes Auftreten vermag den Amerikanern zu imponieren.

Sehr interessant ist eine wissenschaftliche Abhandlung von Dr. Max Brahn, die im Verlage von Alfred Kröner in Leipzig bereits in zweiter Auflage erscheint. Der Verfasser zeigt unter dem Titel: „Friedrich Nietzsches Meinungen über Staaten und Kriege", daß dieser große Individualist sein Denken nicht auf das Individuum beschränkt hat, sondern auch viel über die menschliche Gemeinschaft, über den Staat nachgedacht hat. —

Unter dem Titel: „Von England festgehalten" veröffentlicht Professor Dr. Albrecht Penck im Verlage von J. Engelhorns Nachf. (Stuttgart) seine Erlebnisse während des Krieges, bei dessen Ausbruch er gerade einem wissenschaftlichen Kongresse in Australien beiwohnte. Penck schildert uns, wie anfänglich vielfach eine sehr deutschfreundliche Stimmung zum Ausdruck kam, die aber mehr und mehr infolge systematischer Ausstreuung falscher Nachrichten durch die Presse erlosch. Alsdann beschreibt der Verfasser seine Rückreise, die zahlreiche peinliche Momente aufweist, und seinen unfreiwilligen zehnwöchigen Aufenthalt in London, währenddessen er Zeit und Muße fand, das Londoner Leben im Kriege zu studieren, von dem er dem Leser ein lebhaftes Bild entwirft.

„Eine Volkstumsstudie" nennt Dr. Hans Zimmer seine „Kaiser Wilhelm II. als Deutscher" betitelte Schrift, die soeben bei der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, in Berlin erschienen ist. In diesem hochaktuellen Buche wird zum ersten Male der interessante Versuch gemacht, die Gesamtpersönlichkeit unseres Kaisers unter einem bestimmten, einheitlichen Gesichtspunkt zu betrachten und zu beurteilen — nämlich dem des deutschen Volkstums.

In einem „Volksbuche", wie es der Verfasser selbst bezeichnet, gibt Professor Dr. Benno Diederich unter dem Titel: „Preußens Aufgang" (Verlag von Georg Westermann in Braunschweig) eine kurze Geschichte von Preußens Aufstieg zur europäischen Großmacht zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. In seinem Hauptteile enthält das Buch zusammenhängende Stücke aus Carlysle's „Geschichte Friedrichs des Großen" über die Regierung des spartanischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. und seines großen Sohnes Friedrichs II. bis zur „Affäre von Herstal", bei der der junge König zum ersten Male nach seinem Regierungsantritte zeigte, daß er absolut nicht gewillt sei, mit sich spielen zu lassen, sondern daß er verstand, seinen Willen durchzusetzen.

In seiner Einleitung gibt der Verfasser in dem Geiste von Carlysle's „Arbeiten und nicht verzweifeln" einen Überblick und Vergleich unserer Wahrheit mit der unserer Feinde, und in dem Schlußkapitel: „Der Weg und das Ziel" einen Ausblick in die Zukunft.

In Heft 52 der Jäckh'schen Sammlung „Der deutsche Krieg" veröffentlicht R. Goldmann unter dem Titel: „Der Geist des Militarismus"

einen interessanten Beitrag zu jenem Thema, über das seit Kriegsausbruch schon recht viel — man kann wohl sagen — „verbrochen“ worden ist. Der Militarismus, den alle unsere Feinde zu bekämpfen vorgeben, und den auszurotten sich das „vierblättrige Kleeblatt“ vorgenommen hat. Die Ausführungen des Verfassers sind umso bemerkenswerter, als er von Geburt Russe ist. —

„Deutschland lerne!“ betitelt Kurt Engelbrecht eine Schrift, die soeben im Verlag der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, erschienen ist. Dem Verfasser kommt es bei diesem „Ruf an das deutsche Gewissen“ darauf an, die Güter, die der Weltkrieg dem deutschen Volke eingebracht hat, unverlierbar zu machen, die innere Erhebung, durch die sich unsere deutsche Gegenwart auszeichnet, dauernd und für alle Zukunft wirksam zu gestalten. In der Einleitung gibt Engelbrecht dem Deutschen acht kurze Lehren, deren Beherzigung uns der jetzige Weltkrieg mit seinen Erfahrungen einprägen sollte.

In der in A. Marcus & E. Webers Verlag (Bonn) herausgegebenen Sammlung: „Deutsche Kriegsschriften“ erscheint als 15. Heft aus der Feder von Dr. Hans Wehberg eine Arbeit mit dem Titel: „Von Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht.“ Diese Schrift begnügt sich nicht mit einer Verteidigung der deutschen Seekriegsführung, sondern führt darüber hinaus den Nachweis, daß die Stellungnahme Deutschlands zu den Fragen des Seebeute-, Konterbande- und Blockaderechts usw. eine überaus fortschrittliche ist. Der Verfasser weist in den Kapiteln, die er den einzelnen Seekriegsmitteln widmet, nach, wie der Staatssekretär unseres Reichsmarineamts alles versucht hat, um mit humanen Mitteln den Gegnern gegenüber auszukommen. Erst als diese die Regeln des Völkerrechts dauernd außer acht ließen, greift auch er zu schärferen Mitteln, aber lediglich als Vergeltungsmaßregeln für diese Mißachtung des Völkerrechts. Am Schluß seines Buches weist Wehberg noch darauf hin, daß Deutschland stets für eine fortschrittliche Regelung des Seekriegsrechts eingetreten sei, wobei es allerdings auf den hartnäckigsten Widerstand von seiten Englands stieß. „Indem Deutschland für ein einheitliches Seekriegsrecht eintritt, kämpft es nicht nur für seine eigenen Interessen, sondern auch für diejenigen der gesamten Kulturwelt.“ —

In einer höchst interessanten völkerrechtlichen Studie „Der Lusitania-Fall“ (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen) weist der bekannte Würzburger Professor Christian Meurer nach, daß die Torpedierung der „Lusitania“ „ein Akt gerechter Selbstverteidigung“ war, da es sich um ein feindliches Truppen- und Munitionstransportschiff handelte, um ein Handelsschiff, das „als Hilfskreuzer umgewandelt, auf die Liste der Kriegsschiffe gesetzt, in den Dienst der Marine gestellt und nicht zurückgewandelt worden ist“. Diese Stellung des Schiffes, und nicht die allgemeine Humanität, von der die amerikanischen Noten gesprochen haben, muß als Ausgangspunkt bei der Rechtsfrage im Lusitaniafalle gewählt werden. „Aus den allgemeinen Rechten der Menschheit läßt sich kein Anspruch der Passagiere ableiten, daß ihr Schicksal von dem des Schiffes getrennt werde. Jeder Fahrgast muß sich wie über die technische Sicherheit so auch über die rechtliche Zuverlässigkeit des Schiffes, dem er sich anvertraut hat, klar werden.“

Am Ende seiner Ausführungen gibt Meurer noch einige kurze Bemerkungen über die Neutralitätspolitik der Vereinigten Staaten, die in der Anklage gipfeln: Die Munitionslieferungen Amerikas haben längst aufgehört, ein den Neutralen nach dem Völker-

rechte erlaubtes „Geschäft" zu sein; sie lassen sich nur als „Kriegshilfe" bezeichnen. —

„Not kennt kein Gebot." Unter diesem Titel führt Geheimrat Josef Kohler in einer bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Walter Rothschild in Berlin erschienenen Broschüre auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen über die Theorie des Notrechtes aus, daß Deutschland in Ausübung seines Notrechtes zu Kriegsbeginn die belgische Grenze überschritt und damit eine Pflicht gegen sich selbst und die ganze Kulturwelt erfüllte, unabhängig davon, daß Belgien seine Neutralitätspflicht durch die Vereinbarungen mit England bereits verletzt hatte. —

In „Perthes Schriften zum Weltkrieg" gibt ein unter dem Pseudonym „Severus" schreibender Verfasser eine dankbare Schilderung der italienischen Politik während des Weltkrieges. An der Hand des italienischen Grünbuches und unter Heranziehung des österreichischen Rotbuches beschreibt er „Zehn Monate italienischer Politik", zeigt er, wie der Krieg — um mit dem „Avanti" zu reden — von „einer frechen Minderheit von Narren und Gewalttätigen" gemacht wurde, wie die Leidenschaften des italienischen Volkes durch bezahlte Söldner des Dreiverbandes künstlich immer höher getrieben wurden, bis es schließlich kein Halten mehr gab, und bis unsere „Dreibundsgenossen a. D." sich in das, nach ihrer Meinung sichere Lager der Tripleentente schlugen, angeblich, um das „unerlöste Italien" zu erlösen aus der österreichischen Fremdherrschaft, in Wahrheit, um für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Zu spät werden die Italiener merken, daß sie sich dabei ganz gehörig die Finger verbrennen.

Die neueste Schrift von Georg Irmer: „Die Völkerdämmerung im Stillen Ozean" (Verlag von S. Hirzel in Leipzig) richtet sich, wie sein bekanntes „Los vom englischen Weltjoch", in erster Linie gegen unsern gefährlichsten Gegner England. — Irmer, einer der besten Kenner der politischen Verhältnisse im Stillen Ozean, schildert uns, wie sich im Laufe von kaum 20 Jahren alles im fernen Osten gewaltig verändert hat, wie über Nacht der Stille Ozean in die große Weltpolitik hineingerückt ist. Die Vorgänge dort draußen sind auch für Europa beachtenswert. Auch Deutschland habe einmal an die Schaffung eines großen Kolonialreiches im Stillen Ozean gedacht; aber „die gewaltige Völkerdämmerung im Stillen Ozean" vernichtete unsere stolzen Hoffnungen im Keime. Amerika verließ den Boden der Monroedoktrin und wandte sich dem Imperialismus zu; Japan auf der anderen Seite des Weltmeeres entwickelte sich vom Nationalstaat zur Weltmacht des Ostens. Der Verfasser zeigt fernerhin, wie auch die englische Weltmacht im Stillen Ozean offensichtlich immer mehr zu einem bloßen „Schatten seiner Größe" wird. Mit Recht weist Irmer darauf hin, daß der Kampf zwischen den Vereinigten Staaten und Japan nur eine Frage der Zeit ist, die früher oder später die beiden Rivalen im Stillen Ozean mit Bestimmtheit gegeneinander auf das Kriegstheater führen wird.

Seine Erlebnisse und Betrachtungen, die er während eines Aufenthaltes in Frankreich während des Weltkrieges gesammelt, hat Eduard Behrens unter dem Titel: „Das kriegerische Frankreich" im Roselaui-Verlag (München) veröffentlicht. Dieses Buch, von dem bereits die vierte Auflage vorliegt, will „das kriegerische Frankreich als ein Ergebnis geschichtlicher Notwendigkeit darstellen, — rein politisch als das Resultat der Republik, allgemein als den gestaltenden Ausdruck des französischen Geistes überhaupt". Der Verfasser zeigt, wie die unorganische französische Politik ein Resultat der

unorganischen französischen Republik ist. Von besonderem Interesse sind ferner die persönlichen Erlebnisse des Verfassers in der Provinz und in Paris, die er im ersten Kapitel seines Buches schildert. —

Zum Schlusse sei noch die „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft" von Jacob Schaffner genannt, die bei der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, erschienen ist und einen kurzen Überblick gibt über die leider viel zu wenig bekannte Geschichte dieser Alpenrepublik.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Richard Serau schenkt uns zwei Bände Kriegsgeschichten „Blut und Eisen", „Sieg oder Tod"*) als einer, der dabei gewesen ist. Sehr viel gilt uns das heute, wo wir Tat und Gesinnung so ehrfürchten, daß sie hier an sich schon dem künstlerischen Werk eine Weihe zu geben vermag. Und wenn wir es zehnmal auch vergessen, weil wir's vergessen müssen bei der Wertung des Künstlerischen, so ist es uns doch plötzlich wieder gegenwärtig, und ohne Zögern möchten wir dem Dichter sagen: von dir ist es uns ein besonderes Geschenk; denn mitten im heißen Atem der furchtbar großen Wirklichkeit standest du. Der umrauscht nun auch uns; aus dieser Bilderfolge steigt er auf mit etwas wie ursprünglicher Wesenhaftigkeit. Die das zu wirken vermag, das ist die alte, uns schon vertraute Künstlerkraft, die aus dem Born einer unvergleichlichen Wirklichkeit sieghafter noch hervorgegangen ist. Was wir erleben, ja, das ist der Krieg, das sind seine Schrecknisse, seine blutigen, schauervoll leuchtenden Katastrophen. Aber weil ein Dichter sie sah, sind sie doch gezeichnet von überirdischer Schönheit. Schön ist das brennende Kirchlein, schön der Geschütze Grollen, schön die Ruinen und der männermordende Kampf, traurig, schmerzlich, beklemmend schön. Schöner noch und von befreiender Schönheit sind die Menschenherzen, die mitten in dieses Grauen gestellt sind und nun ihr Feinstes, Edelstes offenbaren. Hier bewährt sich der Dichter wieder in seiner Seelenkunde. Jede der Erzählungen erblüht zu einem Stückchen Herrlichkeit aus dem Garten der Menschenseele. Das zeugt vom Glauben des Dichters an Welt und Menschen. Auch im Feind findet er das Feine und Gute, für seine Schändlichkeiten sucht er Gründe, oder kann er keine ganz sühnenden erhaschen, so sind sie ihm der dunkle Grund, auf welchem sich die Leiden der Unseren wie verklärt abheben. So stehen wir denn auch in Andacht vor ihnen, die sie Altäre und Opfer sind; in Andacht sind wir auch vor dieser einzigen großen Lebenswahrheit, die aus jeder Zeile der Bücher uns fest ins Auge blickt. Zwei der Erzählungen sind extra in einem Bändchen zu sinnvoller Zusammenstellung vereinigt; es nennt sich „Siegesopfer"*) und wäre in seinem Taschenformat geeignet, ein steter Begleiter zu sein, hier wie im Felde.

Eine „Ballade vom deutschen Volk" will Thea von Harbou mit ihrem Kriegsroman „Der unsterbliche Acker"**) geben. Und in hohem Maße ist es ihr gelungen, in einigen Hauptgestalten und ein paar Bildern von Massenszenen jene dunkle, schwere und doch sieghaft starke Melodie festzuhalten aus den hundert ersten Kriegstagen.

*) Georg Müller, München 1914 u. 1915.

*) Reuß und Itta, Verlagsanstalt, Konstanz.

**) J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1915.

Die Gestalten gehen und wirken lebendig vor uns; die Leidenschaften der Massen schlagen uns entgegen; auch die Dinge atmen eine Seele. Sehr glückliche und eigenartige Bilder liegen wie schöne Blüten auf dem epischen Strom, der wie Gesang einherrauscht. Dabei ist der Stil einfach. Das Gefühlsmäßige, das stark ist, unterliegt fast immer der strengen Beherrschung durch den Geist. Das Psychologische ist fein und wahr erspürt; überraschend fast wirkt die überzeugende Macht einzelner Bilder aus dem See- und Landgefecht. Vielleicht ist gegen die Ballade, gegen die fortlaufende Handlung einzuwenden: das Zusammentragen der verschiedenen Geschehensmomente wirkt zu absichtsvoll, um reinen künstlerischen Genuß zu bereiten. Dann genieße man einfach die einzelnen Abschnitte, die für sich bestehen können und jedesmal eine kleine Vollendung sind.

Im Morawe & Scheffelt-Verlag beginnt eine Reihe von Kriegsnovellen mit dem ersten Band „Deutsche Sturmflut" zu erscheinen. Heinrich Goebel sammelt sie „als die fruchtbaren Keime zu einer neuen nationalen Kunst, als die wertvollsten Dokumente unserer Zeit, die weit tiefer als alle Chroniken und Berichte in das innerste Geschehen des heutigen Krieges mit seinem rätselhaften Medusenhaupt einzuführen vermögen". Sicherlich hat man den Eindruck einer neuen deutschen Kunst auch hier, neugeboren aus ganz aufwühlendem Erleben, wenn man sich in die Beiträge eines Hans Ostwald, Kurt Küchler, Paul Zech, Max Jungnickel, Ernst Zahn vertieft. Neu ist sie im Stil, der für das Neue, Ungeheure den einzigen Ausdruck sucht; neu ist sie — und das ist das Schönste an ihr —, weil sie zum alten, schweren, einfachen, weichen deutschen Herzen wieder hinfindet. Diesen frischen Quell lassen auch Hermann Hesse und Franz Herwig hier aufschießen. Hier wird einer wieder jung und gut. Mit Verlangen erwartet man die weiteren Erscheinungen; sicherlich ist es die Kunst, die unsere Zeit am besten wiederzugeben vermag; denn sie ist Verklärerin, und das ist ja gerade das innerste Wesen unserer Zeit, daß ein Glanz, eine Klarheit durch sie fließt, die da heischt, gebannt zu werden von bebend andächtigen Händen. Im gleichen Verlag hat Julius Bab seine Sammlung von Kriegslyrik: „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht" um die beiden Bände: „Die lange Schlacht", „Neue Jugend"*) bereichert. Auch hier ist nie etwas Triviales, ist wirkliches Künstlertum; man sollte sich hier Trost und Freude in Erhebung holen. Im letzterschienenen Band „Neue Jugend" spricht im Gegensatz zu den vorhergehenden Sammlungen eine größere Einfachheit im Stil an. Was ich vermisse, und ich möchte Julius Bab an dieser Stelle darauf hinweisen, da er ja einmal den Wunsch um Hinweise äußerte, sind die tief poetischen Kriegsschöpfungen von Margarethe Bruch. Ich bin bereit, sie mir zu verschaffen und zu übersenden. Heft 5 beschließt die „Totenmesse für die Untergegangenen des deutschen Auslandsgeschwaders". Die letzten Seiten von Heft 6 sind dem Andenken der gefallenen Dichter gewidmet, die lebend in diesen Blättern aus ihrem Herzen zu den deutschen Herzen sprachen, wie ein Hans Schmidt-Kestner, Hugo Zuckermann, Walter Heymann.

Gertrud Prellwitz vereinigt ihre religiösen Vorträge zu einem Bande: „Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen**)?" Sie erwartet den Sieg von „der Kraft der Selbstverjüngung", von „der Kraft der Weltdurchdringung", von „der Kraft des Todes-

*) Verlag Morawe u. Scheffelt, Berlin.

**) Eugen Diederichs Verlag, Jena.

erlebens", von „der Kraft des Gotterlebens", von „den strömenden Quellen deutscher Mystik". Wogegen sie mit heiligem Zorn kämpft, ist der Materialismus, wofür sie mit heißem Werben wirbt, ist die Innerlichkeit, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Beides tut sie mit großem Schwung der Seele; sie wird getragen von einem dem Geist und der Form nach vollendeten Stil. Ganz auf dem Boden der Wirklichkeit stehend, nämlich auf dem Boden deutscher Erlebnisse, deutscher Gegenwarts- und Zukunftsfragen, die alle kennen, die alle Guten und Aufrichtigen in sich bewegen, ist ihr Haupt der Sonne des Ewigen zugewandt. Ihr Deutschland, sein Sieg soll ihr zukünftig im Dienst des Ewigen stehen, deutsches Einzel- und Gemeinschaftsleben, deutsche Kunst und Wissenschaft, deutscher Glaube zukünftig in seinem Zeichen sich vollenden. Es ist ein in seinem Ernst und tiefen religiösen Erleben seltenes Frauenbuch; die Einseitigkeiten seien der Prophetin gerne nachgesehen, weil ihre „produktive Wahrhaftigkeit" so groß und schaffend ist.

In ähnlichem Geiste erklingt das Buch von Diedrich Bischoff: „Von Deutschlands neuem Glauben*)". Hier ist auch ein Geist, der den Materialismus verneint; der seinen Idealismus dem realen Lebensgebilde einfügt, diesem seine Glückseligkeit erst mit jenem zuspricht. Hier ist der Pfingstgeist; hier ist ein männlich ernstes und schönes Wegsuchen zur sozialen Vollendung. Es sind mehr als feinste Anregungen, es sind konkrete Vorschläge. Jeder, der da ahnt, welche Aufgaben Deutschland nach seinem Siege auf sozialpolitischem Gebiete erstehen, sollte dieses Buch eines Mannes, der selbst an verantwortlicher Stelle im praktischen Lebenskampfe steht, lesen.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1915.

Tony Kellen, ein neutraler Ausländer, durch langen Aufenthalt in Deutschland mit deutschen Verhältnissen vertraut, hat sich das Verdienst erworben, einen umfassenden und anregenden Überblick über „Die Arbeit der Daheimgebliebenen*)" zu geben. Das Buch, das ein Bild der Kaiserin schmückt, sei allen gern empfohlen.

*) August Lax, Verlagshandlung, Hildesheim-Leipzig, 1915.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Paul Sorgenfrei.

Die deutsche Werkzeugmaschinen-Industrie und der Krieg.

Die deutsche Werkzeugmaschinenindustrie hat sich in diesem Kriege glänzend bewährt. Dies zeigt sich in einer Art Nebenkrieg, den hier deutsche Technik und Fabrikation gegen die Technik und Fabrikation unserer Feinde führen.

Die deutschen Werkzeugfabrikanten haben in dem letzten Jahrzehnt nicht nur auf Bestellung, sondern auch auf Vorrat gearbeitet, sind also sozusagen zur amerikanischen Methode übergegangen, so daß zu Beginn des Krieges, als ein eminent großer Maschinenbedarf seitens der mit Heeresaufträgen betrauten Industrien eintrat, die Werkzeugmaschinenindustrie sofort in der Lage war, aus ihren Lägern zu liefern. Wenn man jene amerikanische Gepflogenheit berücksichtigt und außerdem bedenkt, daß für die Herstellung der meist so komplizierten Munitionsartikel nur die mit den modernsten Präzisionsmaschinen ausgerüsteten Fabriken in Betracht kommen können, so kann man erst richtig ermessen, welchen Dienst Amerika mit seiner glänzend entwickel-

ten mechanischen Industrie unseren Gegnern, die ohnehin bereits in England und in einigen der nicht besetzten französischen Gebiete eine großartige Eigenindustrie besitzen, leistet!

Dieser Umstand rückt die sonderbare Neutralitätshaltung Amerikas in ein besonderes Licht. Justizrat Dr. Waldschmidt hat dies in einem in „Nord und Süd" erschienenen Aufsatze betont, indem er sagt, der *Zweck* der Neutralität werde *nicht* erreicht, wenn in einem solchen Kriege, wo sich nicht nur die militärischen, sondern auch die volkswirtschaftlichen Kräfte messen, die Industrie eines neutralen Staates *solche Machtmittel liefere.*

Die englische Werkzeugmaschinenindustrie will sich jetzt auch die amerikanische Arbeitsmethode zunutze machen. Sie tut das aber weniger aus eigener Kraft, als vielmehr mit — amerikanischer Hilfe, denn vor einiger Zeit hat man nach England *3000 Metallarbeiter aus Amerika* kommen lassen. Das sind also ebenfalls „Hilfstruppen", die Amerika unserem Hauptfeinde zur Verfügung stellt, und zwar Truppen im wahrsten Sinne des Wortes, zumal gerade der Krieg mit England in der Hauptsache auf wirtschaftlichem Gebiete ausgefochten wird. Solche wirtschaftliche Hilfstruppen sind ebenso zu bewerten wie das gelieferte Kriegsmaterial und wie die Soldaten selber.

Deutschland ist allerdings auf keine derartigen Hilfstruppen angewiesen. Die deutsche Industrie hat vielfach die Methode angewandt, die der Amerikaner „Übertragung der Geschicklichkeit auf die Maschine" nennt, und die in der zahlreichen Verwendung von *Arbeiterinnen* ihren Ausdruck findet. Außerdem kommen hier noch für die Massenfabrikation die automatisch arbeitenden Drehbänke in Betracht, auf denen sich eine ganze Reihe von Arbeitsstadien hintereinander abspielt.

Der gegenwärtige Krieg hat bewiesen, daß die deutsche Werkzeugmaschinenindustrie der amerikanischen ebenbürtig ist. Für uns kommt lediglich die *Unterstützung* in Frage, die Amerika unserem schlimmsten Feinde, England, dadurch angedeihen läßt, daß es nicht nur Kriegsmaterialien, sondern auch Kriegsmaterialien*arbeiter* dahin schickt. Wir werden uns auch das zu merken haben!

In dem oben angeführten Aufsatze von Justizrat Dr. Waldschmidt bezeichnet derselbe als eine *Lehre für die Zukunft* noch die Forderung, daß *schon im Frieden* die militärpflichtigen *Facharbeiter*, die nicht eingezogen werden dürfen, bezeichnet werden, um den Fabriken ein ungestörtes Arbeiten im Kriege zu gewährleisten. Diese Forderung darf mit Recht erhoben werden und wäre etwa mit der „*Unabkömmlichkeit*" der Beamten gleichzustellen.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Dr Paasche.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr Paasche,
Vizepräsident des Reichstages.

Nord und Süd

[illegible] deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

[illegible]geber: Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible] Kunst- und Verlagsanstalt
[illegible] Schottlaender, A.-G., Breslau.

[illegible] Berlin W. 10 Budapest Kopenhagen
[illegible] k. k. Hofbuchhandl. Erslev & Hasselbalch.

[illegible] Konstantinopel
[illegible] Internat. [illegible] Keil.

[illegible] Schweden und [illegible] Urins Nachfolger [illegible]gen.
[illegible] Akadem. [illegible] u. Buchhandlung [illegible]
[illegible] für Holland: [illegible] van Stockum und Sohn [illegible]

40. Jahrgang. Band 155. Heft 494. November 1915

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 155. Heft 494. November 1915

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Ein Sieg der deutschen Diplomatie.

Auf dem Balkan hat die deutsche Orientpolitik eine große diplomatische Schlacht gewonnen. Die Vierverbändler erlitten nämlich in Sofia ihr diplomatisches Tannenberg. Die dramatische Spannung ist bis zu ihrem Höhepunkt gesteigert. Die Lösung kann nicht lange auf sich warten lassen. Mißlingt das Saloniki-Abenteuer ebenso wie der Dardanellen-Mißgriff, dann ist der letzte Trumpf der Verbündeten ausgespielt. Seit dem Oktober 1914 arbeitete die deutsche Diplomatie beharrlich und unverdrossen in Bulgarien, weil ihr damals schon die Einsicht rückhaltlos aufgegangen war, daß dort der Schlüssel zur Lösung der Balkanfrage lag. Die Vierverbändler verlegten ihren politischen Schwerpunkt nach Bukarest, weil sie dort von einer mit Gold gepflasterten politischen Straße Verheißungen erhielten, durch welche sie den Ministerpräsidenten Bratianu zu nötigen und den König Ferdinand zum mindesten einzuschüchtern hofften. Die deutsche Diplomatie hat es indes mit sicherem Instinkt herausgefühlt, daß der politische Brückenkopf nicht in Bukarest, sondern in Sofia zu errichten ist. Von Rumänien war für uns günstigen Falles ein zauderndes Zuwarten zu erhoffen, was der deutschen Politik auch, dank der zähen Energie des dortigen Gesandten, bis auf den heutigen Tag durchgreifend gelungen ist.

Völlig anderer Methoden bediente sich die deutsche Diplomatie in Sofia. Hier genügte kein passives „tolerari posse“, sondern es mußte ein aktives „Placet“ geschaffen werden. Nach unsäglich schwierigen Verhandlungen mit der verbündeten Türkei, die sich zu freiwilligen Gebietsabtretungen herbeiließ, während die Vierverbändler nur versprachen, was ihnen nicht gehörte, gelang es der deutschen Diplomatie, der englischen ein Paroli zu bieten. Freilich suchte England, das die Führung der Balkanpolitik in die Hand nahm, durch Entsendung eines außerordentlichen Gesandten nach Sofia, der als ehemaliger Dragoman in Konstantinopel mit allen Salben gerieben und mit allen Wassern gewaschen war, im letzten Augenblick die deutsche Diplomatie zu überbieten. Aber er kam zu spät. Der außerordentliche Gesandte Englands leistete nichts Ordentliches, während der russische Gesandte Sawinsky, seiner lockeren Börse ungeachtet, nichts Außerordentliches zuwege brachte. Die „Preußen des Ostens“

waren weder durch englisches Zuckerbrot zu bestechen, noch durch die russische Knute, die sich in der sarmatischen Ungeniertheit im befehlshaberischen Ton des Ultimatums drastisch widerspiegelte, zu bewältigen. Die Würfel waren schon gefallen. Die deutsche Diplomatie errang in Sofia ihr Waterloo.

Ein hervorragender bulgarischer Staatsmann, von Geburt Makedonier, äußerte sich kurz vor der Entscheidung dahin, daß Bulgarien sich unmöglich auf die Vierverbandsseite stellen könne, sondern mit den Zentralmächten und den Türken auf Gedeih und Verderb gehen müsse, da man Bulgarien nicht gut zumuten könne, für seine eigene Sklaverei zu kämpfen. In diesem Zusammenhange verdienen die Worte des Russen Mereschkowsky besonders hervorgehoben zu werden, „daß die Freiheit von den echten Russen als gottlos, die Sklaverei hingegen als eine gottgewollte Einrichtung empfunden wird." Die Slawen, sagt Mereschkowsky, haben kein Vaterland. „Ich liebe die Freiheit mehr als das Vaterland. Da aber Slawe gleichbedeutend ist mit „Sklave", will ich lieber kein Russe sein. Rußland will erst ganz Europa, hinterher ganz Asien und zum Schlusse die ganze Welt verschlucken. Die vorgebliche „brüderliche Liebe" Rußlands für die unterdrückten slawischen Völker ist nicht etwa die Liebe eines Lebenden für einen ehrwürdigen Toten, sondern die Liebe eines Raubvogels für das Aas. Der doppelte Adler Rußlands möchte sich an der Leiche der ganzen Welt sättigen."

Sonderbare Gefühle müssen sich heute in der Brust des Bulgarenkönigs kreuzen. Die russische Gefahr, vor der er mehr als ein Vierteljahrhundert mit tiefem Bangen erfüllt war, scheint durch die deutschen Waffen in das Reich der Längstvergangenheit gerückt zu sein. Wie der deutsche Denker Hegel klarzumachen versuchte, daß Qualität in Quantität umschlagen kann, so haben die deutschen Waffen dargetan, daß kriegerische Qualitäten selbst die phantastischsten Zahlen zu überwinden vermögen. Die Furcht vor der russischen Überzahl ist gewichen. Der Bulgarenkönig steht in seiner Abschätzung und Bewertung des Erfolges deutscher und österreichisch-ungarischer Waffen hinter dem Vertrauen des Griechenkönigs Konstantin und des Rumänenkönigs nicht zurück. Der kluge, in allen Sätteln gerechte Ferdinand hat längst begriffen, daß er die großen Aufgaben Bulgariens, die er anläßlich seines 25jährigen Regierungsjubiläums und der Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen Boris im Januar 1912 begeistert geschildert hat, nur dann restlos für Bulgarien zu lösen vermag, wenn er den psychologischen Moment nicht verpaßt, sondern entscheidend eingreift, um seinem Lande aus diesem Völkerringen einen bleibenden Gewinn zu sichern. Für eine Statistenrolle ist weder das strebsame, arbeitsfreudige und militärisch ausgezeichnet geschulte bulgarische Volk, noch der König geschaffen. Der Alpdruck der russischen Übermacht ist auf der ganzen Linie der Balkanstaaten angesichts des bevorstehenden Zusammenbruchs im Schwinden. König Ferdinand wäre nicht der scharfsinnige Politiker, für den ihn nicht bloß sein eigenes Volk, sondern

auch alle Diplomaten der Welt halten, wenn er nicht das 30jährige Erinnerungsfest der bulgarischen Nation an die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien dazu benutzt hätte, jenes befreiende und erlösende Wort zu sprechen, das sein tatenfreudiges Volk von ihm mit Spannung erwartete. König Ferdinand hat sich in den letzten Monaten als Meister des Schweigens bewährt. Jetzt war die Stunde gekommen, in welcher er sich, wie in früheren Zeiten, als Meister des Wortes und der Tat erprobt hat.

Mit berechtigtem Stolz kann König Ferdinand auf seine Taten zurückblicken. Was er während seiner Regierungszeit für sein Land geleistet hat, das stempelt ihn zu einem Fürsten großen Stiles. Einige Zahlen mögen die Arbeit König Ferdinands für sein Land erhärten. Das Budget des öffentlichen Unterrichts ist von 1 895 000 im Jahre 1887 auf 24 916 000 im Jahre 1912 angewachsen, die Ausgaben für den Unterricht allein haben sich also während seiner Regierungszeit mehr als verzwölffacht. Anläßlich seines Regierungsjubiläums durfte er sich auch der Früchte freuen, die seine Kulturleistung für Bulgarien gezeitigt hat. Bei seinem Regierungsantritt gab es unter den Männer nur 17 Prozent, unter den Frauen vier Prozent, die lesen und schreiben konnten. Bei der letzten Zählung in Bulgarien aber gab es nur 2 v. H. Analphabeten. Das Eisenbahnnetz Bulgariens hat sich während der Regierungszeit Ferdinands von 440 auf 2130 Kilometer gehoben. Dazu tritt noch ein halbes Dutzend Häfen am Schwarzen Meer und an der Donau. Die Hauptstadt Sofia zählte 1887 nur 30 000 Einwohner, im Jahre 1912 war sie schon auf 112 000 angewachsen. Die Armee Bulgariens hat eine solche Höhe erreicht, daß man von ihr nicht mit Unrecht als der ersten des Balkans spricht. Die künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen des Königs haben dem ganzen Lande nach und nach ein erhöhtes kulturliches Gepräge verliehen. König Ferdinand legte in Sofia einen zoologischen Garten an, der den besten Anstalten dieser Art in Europa zugezählt wird. Nationalbibliothek und Museen sind ebenso seine Schöpfungen, wie die ausgezeichnete Kanalisation und das elektrische Bahnennetz. Seiner klugen Diplomatie ist es gelungen, Bulgarien im augenblicklichen Weltenringen eine wichtige Rolle zu verschaffen. Es ist kein geringer Ruhm für Bulgarien, daß heute die Augen aller Welt auf Sofia gerichtet sind. Durch das unbedingte Festhalten an seinem Ministerpräsidenten Radoslawow hat sich König Ferdinand das Vertrauen der Türkei nicht bloß, sondern auch der beiden Zentralmächte erworben.

König Ferdinand, der von der Sobranje am 7. Juli 1887 gewählt worden ist und am 22. August als Fürst Ferdinand I. von Bulgarien seinen feierlichen Einzug in Sofia hielt, verdient das kennzeichnende Wort, das einst Stambulow geprägt hat. „Fürst Alexander," sagte er, „war ein Mann von größtem persönlichem Mute, doch fehlte es ihm an Politik. Das hat sein Ende bedeutet. Fürst Ferdinand vereinigt beides." Das prophetische Wort Stambulows hat sich be-

wahrheitet. König Ferdinand hat zu einer Zeit, da man an dem Thermometer der Zeitgeschichte noch nicht ablesen konnte, wie sich der Temperaturgrad zwischen den beiden Mächtegruppen gestalten werde, an seinem getreuen Eckart Radoslawow festgehalten, der mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit die antirussische Politik seines Meisters Stambulow in seiner 32jährigen diplomatisch-politischen Tätigkeit verfolgt hat.

Makedonien ist und bleibt das Stichwort, für welches die Bulgaren in Feuer und Tod gehen. Der Schwiegersohn Radoslawows, Dr. Theodor G. Anastasoff, der seit Jahren an der Berliner bulgarischen Gesandtschaft wirkt, veröffentlichte im August 1913 in unserer Zeitschrift eine Abhandlung, in welcher er folgendes ausführte:

„Schon im Jahre 1825 haben die Bulgaren mit Erfolg gegen die Griechen um die Selbständigkeit ihrer Kirche gekämpft. Durch den Firman von 1870 wurde die Errichtung des bulgarischen Exarchats bestätigt. Damals bestand die Bevölkerung Makedoniens ausschließlich aus Bulgaren, was wissenschaftlich einwandfrei nachgewiesen ist. Makedonien ist gewissermaßen die Wiege bulgarischer Kultur. Die bulgarischen Nationalheiligen Cyrill und Methodius, die Schöpfer des slawischen Alphabets, stammen aus Makedonien. Auch in der sogenannten strittigen Zone ist die makedonische Bevölkerung überwiegend bulgarischer Nationalität."

König Ferdinand und sein Ministerpräsident werden den heißen Wunsch des bulgarischen Volkes nach dem Wiederbesitz des von den Serben heimtückisch erschlichenen Makedoniens zu erfüllen wissen. Das schicksalsreiche Jahr 1913 hat den Charakter des Königs ebenso geläutert und gehärtet, wie Preußen ein Jahrhundert zuvor, 1813, aus der Asche wie ein Phönix hervorgegangen ist. Das hypnotische Hinstarren auf Petersburg ist endlich gewichen. Die politische Katharsis hat sich an ihm vollzogen. Mit Carlyle hielt König Ferdinand in seinen schwersten Stunden das beglückende Wort fest: „Arbeiten und nicht verzweifeln." Er hat an sich und an seinem Volke redlich gearbeitet; nun sind der König und Bulgarien entschlossen, Makedonien nicht zu erbetteln und zu erschleichen, sondern in ritterlichem Kampf zurückzugewinnen, wie es eines strebsamen und waffentüchtigen Volkes würdig ist. So bedeutsam also die Lebensarbeit des Königs Ferdinand für Bulgarien in der Vergangenheit gewesen sein mag, so steht ihm die entscheidende Leistung noch bevor. Die Losung lautet, wie einst für Ungarn: „Bulgarien war nicht, sondern es wird sein."

Die feindliche Presse mag über die erfolgte Kriegserklärung den Chopinschen Trauermarsch für Bulgarien anstimmen. Wir anerkennen rückhaltlos, daß Bulgarien seine Neutralität von Anbeginn des Weltkrieges ab so aufgefaßt

und durchgeführt hat, daß die Zentralmächte und insbesondere die Türkei dem aufstrebenden und vorwärtsdringenden bulgarischen Volke Vertrauen entgegenbringen durften. Niemals hätte sich die Türkei zu Gebietsabtretungen mitten im Kriege entschlossen, wenn sie nicht von der Überzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß Radoslawow und König Ferdinand kein doppeltes Spiel treiben. Die Türkei wußte sich durch die vertraulichen Verhandlungen mit Bulgarien von Anfang an in ihrem Rücken gedeckt, und sie konnte daher in ihrem Widerstand gegen die Ententemächte um so erfolgreicher beharren, als sie sich vor bulgarischen Angriffen gesichert sah. Diese diskrete Leistung Bulgariens darf in ihrer Bedeutung für die politische Konstellation des Balkans nicht unterschätzt werden. Der Kriegsschauplatz wird in den nächsten Tagen über manches entscheiden. Die Logik der Tatsachen spricht eine viel deutlichere und härtere Sprache, als alles Künsteln und Deuten diplomatischer Feinkunst.

Wir verkennen nicht, daß es Bulgariens kluge Haltung war, die die übrigen Balkanstaaten bis zum heutigen Tage bei einer Neutralität mit mehr oder minder übel wollendem Unterton gegen uns beharren ließ. Bulgarien hat auf der einen Seite Rumänien in Schach gehalten, und auf der anderen dem Griechenkönig Konstantin gegen Venizelos starke Trümpfe in die Hand gegeben. Man darf die psychologische Seite der politischen Suggestion im Diplomatenspiel nicht außer Acht lassen. Dem Sieger von Warschau und dem Bezwinger des russischen Festungsgürtels geht ein furchteinflößender Respekt voraus, dem sich zaghaftere Naturen zu allerletzt zu entziehen vermögen. Aber auch kluge Staatsmänner sind sich der Verantwortung bewußt, die sie ihrem Volke schulden.

Unsere Strategie kam unserer Diplomatie in so hohem Maße zu Hilfe, daß der ganze Balkan anfing, an unsere endgültige Überlegenheit und den entscheidenden Sieg der Zentralmächte zu glauben. Diesen Glauben einzuflößen, vermochte nur unsere Feldherrnkunst, aber ihn am richtigen Ort und im psychologischen Augenblick auszunutzen und geltend zu machen, das bedeutete den Sieg der deutschen Diplomatie. Von diesem Glauben an den endgültigen Sieg unserer Waffen sind jetzt die Könige von Griechenland und Rumänien ebenso durchdrungen, wie der tatenfreudige Bulgarenkönig. Es hat auch auf unserer Seite an Stimmen nicht gefehlt, die den Serben in ihrem wohlverstandenen Eigeninteresse anrieten, es angesichts der erdrückenden Übermacht nicht bis zum Äußersten kommen zu lassen. Man bot die Macht der Gründe auf, um Serbien vor der Tragödie des völligen nationalen Unterganges zu bewahren. Da aber Serbien an die gleisnerischen Lockungen und Versprechungen der Vierverbändler glaubte, mußte die Macht der Gründe versagen, und die Gründe der Macht haben jetzt das unerbittliche, unentrinnbare Wort. Das Schicksal Serbiens ist besiegelt. Nach dem Fall Belgrads oder gar Nisch's vollzieht sich sein Verhängnis mit eherner Gewalt. Europas Schicksal wird auf dem Balkan entschieden. Dort hat der Weltkrieg seinen Anfang genommen, dort wird er zu Ende geführt. Der

Kreislauf des kriegerischen Geschehens ist der Schlange vergleichbar, die sich in ihren eigenen Schwanz beißt.

Die deutsche Diplomatenkunst hat diesen Gang der Ereignisse vorausgesehen, und darauf beruht ihre Überlegenheit. Seit der Tätigkeit des Botschafters von Marschall hat man eine großzügige deutsche Orientpolitik von langem Atem beharrlich verfolgt, deren Früchte wir jetzt erst zu ernten bekommen. Daß wir die Türken als Verbündete gegen alle Ränke Englands gewonnen haben, war der erste Meisterzug auf dem Schachbrett der Weltdiplomatie; daß wir ferner Bulgarien im richtigen strategischen Augenblick, dank unserer Siege über Rußland, zum Mitgehen fortgerissen haben, so daß wir uns in Nisch die Hände reichen und den direkten Weg nach Konstantinopel und weiterhin nach dem nahen wie dem entfernten Osten frei bekommen werden, das ist der zweite magistrale Zug der deutschen Diplomatie. Wie vergiftete Ratten klettern die Vierverbandsdiplomaten verzweifelt an den Wänden empor. Die lendenlahmen Erklärungen von Viviani und Grey zeugen nicht bloß von Rat- und Kopflosigkeit, sondern geradezu von gleichgewichtsloser Direktionslosigkeit. Und wenn Diplomatenkunst heißt: kaltes Blut bewahren, stählerne Nerven haben, vor allem aber: einzusehen, um vorauszusehen, so hat die Orientpolitik der deutschen Diplomatie der englischen ein Sedan bereitet.

Die weltgeschichtliche Nemesis ist an der Arbeit, ihr unterirdisches Werk abgründig zu vollenden. Maß für Maß! Ihr wolltet uns einkreisen, jetzt seid ihr eingekesselt. Das Dardanellenabenteuer ist gründlich vorbeigeglückt. Aber dem Salonikiabenteuer steht ein noch vernichtenderes Fiasko bevor. Wir kannten bisher nur „Briefe, die ihn nicht erreichten"; jetzt wird die schadenfreudig-boshafte Welt Armeen kennen lernen, die sie, die Serben nämlich, nicht erreichten. Nikolai Nikolajewitsch ist mit Schimpf und Schande fortgejagt, Veniselos zum zweiten Male ruhmlos abgesägt, Delcassé verläßt wie eine Ratte das sinkende Schiff, Italien rückt und rührt sich nicht von der Stelle, trotz, oder vielleicht gar wegen der platonisch gebliebenen Kriegserklärung an die Türkei. Wenn das keinen Zusammenbruch der Ententediplomatie und keinen Triumph der unsrigen bedeutet, dann muß ich mich nach einer neuen Begriffsbestimmung des Wortes „Diplomatie" umsehen.

Die deutsche Diplomatie hat aber auch ein geschlossenes Volk hinter sich, dem „siegen oder sterben" im Blute liegt. Der kategorische Imperativ Kant's geht unseren Fahnen als unsichtbares Symbol, wie einst den Juden die Feuersäule in der Wüste, voran, und dieser unbedingte Befehl heißt: „Du kannst, denn du sollst!"

Dieses „Sollen" ist unser Geheimnis. Die Engländer kennen nur das „Wollen", und daran werden sie scheitern, wir aber daneben und darüber hinaus das „Sollen", und unter diesem Zeichen werden wir siegen. Zu diesem „Wir"

gehören die österreichisch-ungarischen Waffenbrüder ebenso, wie die Türken und Bulgaren. Das geflossene Blut für eine gemeinsame große Sache kettet und bindet die Menschen mehr als das religiöse Bekenntnis. In den Kreuzzügen mögen noch religiöse Beweggründe ebenso mitschwingend in Betracht gekommen sein, wie im Dreißigjährigen Kriege, wenngleich man auch dort die wirtschaftlichen Untertöne nicht überhören sollte. In den Erbfolgekriegen mag noch das dynastische Motiv ausschlaggebender Faktor gewesen sein, obgleich auch hier Machtfragen unter der politischen Bewußtseinsschwelle mitgespielt haben mögen. Seitdem aber, nach einem Worte Kant's, „Staaten einander nicht mehr heiraten können", gibt es nur noch e i n e n Grundbaß der Volksseele, der alle übrigen mitklingenden Motive übertönt, und der ist der n a t i o n a l e. Vor der Reformation stand die Religion ü b e r der Nation; heute aber ordnet sich jede Religion, auch die moslemische, dem nationalen Empfinden unter. Die Religionen haben sich vertieft; sie sind von außen nach innen gedrungen; sie sind persönliches Erlebnis geworden. Aber staatenbildende Macht und zusammenhaltendes Einheitsband bilden heute nur noch n a t i o n a l e I d e a l e. Diese völkerpsychologische Einsicht ist der deutschen Diplomatie am tiefsten aufgegangen, und darauf beruht ihre geistige Überlegenheit. Die englischen Söldnerheere und Mischmaschvölker kapitulieren vor dem deutschen Nationalgedanken. Es vollzieht sich an England, dem Lande Herbert Spencers, das soziologische Fatum, weil es auf s e i n e n Nationalphilosophen Spencer nicht so gehört hat, wie wir auf den unsrigen: Kant.

Wir bleiben nur im Bilde, wenn wir das Schachbrett für die diplomatische Filigrankunst als Redefigur beibehalten. Es sind nur noch z w e i Meisterspieler auf dem Weltschachbrett übrig geblieben Delcassé hat die Partie endgültig aufgegeben, während sich Sasanow selbst ausschaltet und bei der Rolle des diplomatischen Kiebitz zu bescheiden scheint, zumal die „Nowoje Wremja" ihm vernichtend in den Rücken fällt. Es bleiben als ebenbürtige Gegenspieler nur noch die englische und die deutsche Diplomatie zurück. Bisher bot man von drüben nur eine Partie remise an. Nach dem Fehlschlagen der Dardanellenoperation, die man durch die angeblichen Oktoberstürme verschämt maskiert hat, und nach der erzwungenen Rochade der beiden Türme Delcassé — Veniselos, vollends aber nach dem Verlust des Springers in Saloniki, den wir dem König Konstantin und seinem geschlossenen Heere mit unauslöschlichem Dank buchen werden, hat die Weltschachpartie für die Engländer umso weniger Sinn mehr, als sie genau den Punkt kennen, wo wir Schachmatt ansagen werden. Ein Meisterspieler läßt es nicht dazu kommen, sondern er gibt die Partie beizeiten auf. Die Engländer treiben bekanntlich Politik mit dem Bleistift in der Hand. Sie werden uns kommen, sobald sie ihre falschen Züge einsehen. Sie sind von dieser Stunde nicht mehr weit entfernt. In Nisch wird die Glocke diesen fatalen Augenblick einläuten. Die kriegerischen Ereignisse nehmen ein geradezu atemraubendes Tempo an.

Möge die englische Diplomatie kommen. Wir sind gerüstet. Jene deutsche Diplomatie, die uns den direkten Weg nach Konstantinopel erschlossen hat, wird sich auch dann als ebenbürtiger Partner erweisen, wenn es gilt, die neue Partie am Verhandlungstische zu beginnen. Haben wir die strategische Partie erst unbestritten gewonnen, so dürfen wir mit voller Zuversicht dem Beginn der zweiten Schachpartie, der diplomatischen, entgegensehen.

Dr. Richard Reisch,

o. ö. Professor an der Universität Wien, Direktor der k. k. priv. allg. österr. Boden-Credit-Anstalt:

Nach dem großen Kriege.

Handelspolitische Betrachtungen.

Während überall auf den blutgetränkten Schlachtfeldern im Westen und Osten, in den Alpen und an der Donau neue Kämpfe im Gange sind, während das Ringen um die Seele der Neutralen auf dem Balkan den Höhepunkt erreicht hat, ist in der Öffentlichkeit der verbündeten Zentralmächte sowie der Ententestaaten bereits ein lebhafter Gedankenaustausch über die künftigen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden jetzt im Streite begriffenen großen Mächtesysteme im Gange. Besonders die Fragen der künftigen Handelspolitik sind es, die in hohem Maße die Diskussion beschäftigen. Allerdings nicht im Sinne einer Annäherung der beiden Mächtegruppen, sondern eher in dem einer fortdauernden Entfremdung. Wenn nach Clausewitz der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, dann dürfte nach den Vorstellungen, die jetzt die Diskussion über die handelspolitische Zukunft beherrschen, die Handelspolitik zunächst eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln werden.

Ist aber diese Anschauung gerechtfertigt? Wird der heute bestehende politische Gegensatz zwischen den verbündeten Zentralmächten und den Staaten der Entente tatsächlich auch in der künftigen Handelspolitik unvermindert fortleben und deren Gestaltung beherrschen? Die folgenden Ausführungen sollen ganz kurz die tatsächlichen Verhältnisse in Erinnerung rufen!

Die Ententepresse wird nicht müde, anzukündigen, daß nach dem Kriege erst recht ein Wirtschaftskrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn beginnen werde. Die Waren der Zentralmächte sollen boykottiert und durch hohe Differenzialzölle am Eintreten in die Staaten des Vierverbandes gehindert werden. Die Wertpapiere der Zentralmächte sollen von den Börsen der Ententestaaten ausgeschlossen sein. Dagegen sollen sich die Ententemächte untereinander die größtmöglichen Erleichterungen des Warenverkehrs gewähren, ihre Banken

sollen sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammenschließen, ja sogar die Staatsschulden des Vierverbandes sollen gemeinsam verwaltet und eventuell in eine einheitliche Schuld konvertiert werden. Mehrere Agitationsvereine mit solchen Zielen wurden gegründet, und es finden Zusammenkünfte statt, an denen auch bekannte Staatsmänner teilnehmen, um diese Ideen in einem Programm festzulegen.

Pläne, wie die Vereinheitlichung der Staatsschulden, bedürfen keiner näheren Erörterung. Daß England aus Haß gegen Deutschland für allezeit die Haftung für die russischen und die Staatsschulden aller anderen verbündeten Staaten mitübernehmen werde, ist eine Ansicht, die von krankhafter Verwirrung des Denkens zeugt; es dürfte an den Garantien, die es während des Krieges für die Verbündeten übernimmt, genug haben. Auf den ersten Blick macht am ehesten die Drohung einen ernsten Eindruck, daß die Waren der Zentralmächte nach dem Kriege einer Sonderbehandlung unterworfen werden sollen. Stellen wir uns dies konkret vor. Es soll also England z. B. italienische Produkte günstiger behandeln als deutsche und dadurch Italien einen Ersatz für den Verlust des deutschen Marktes schaffen. Zu diesem Zwecke müßte vor allem England den Freihandel aufgeben und zu Schutzzöllen übergehen, und diese dann für deutsche Waren höher feststellen, als für italienische. Nun konkurriert aber Deutschland mit Italien auf dem englischen Markt in fast keinem Artikel. Die Ausfuhrartikel Italiens, Südfrüchte, Frühgemüse, Reis, Öl, Wein, sind keine deutschen Ausfuhrartikel, ebensowenig österreichische oder ungarische; wenn England die italienische Einfuhr begünstigen würde, wäre dadurch nicht Deutschland oder Österreich-Ungarn, sondern Spanien, Portugal, Griechenland, und vor allem wären die englischen Kolonien betroffen. Gerade diese sollen aber in England bevorzugt werden. Der wichtigste Grund für die Einführung der Schutzzölle wäre ja die Bevorzugung der Kolonien als Entgelt für die besonderen Begünstigungen, welche die englischen Waren in den Kolonien genießen! — — Oder ein anderer Fall: Rußland soll den französischen Waren Begünstigungen gewähren, von denen die der Zentralmächte ausgeschlossen sind. Soll auch England in Rußland ungünstiger behandelt werden, als Frankreich? Wenn aber England die gleichen Begünstigungen genießt, können die Waren jedes anderen Staates zollfrei nach England gebracht und von dort nach Rußland ausgeführt werden. England müßte also vorher zum Schutzzoll übergehen. Dies wäre auch die Voraussetzung dafür, daß es den russischen Waren Bevorzugungen gegen die Zentralmächte einräumen kann. Diese konkurrieren mit Rußland auf dem englischen Markte nur in einem wichtigen Artikel: Zucker. Gerade in diesem Artikel aber wollen die englischen Kolonien eine Vorzugsbehandlung erreichen, die deshalb nicht an Rußland und Frankreich gegeben werden kann.

Wo immer man die Sonde an diese Pläne ansetzt, gelangt man zu ähnlichen Ergebnissen. Der Versuch, das gegenwärtige politische Machtsystem

mechanisch auf die künftige Handelspolitik zu übertragen, hält einer ernsten Kritik nicht stand. Der wirtschaftliche Zusammenschluß zwischen Staaten ist eben nur dort möglich, wo die natürlichen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Der gemeinsame Haß gegen einen Dritten kann diese Voraussetzungen nicht ersetzen.

Deshalb soll durchaus nicht geleugnet werden, daß eine feindselige Handels- und Wirtschaftspolitik der Ententemächte möglich und in höherem oder geringerem Maße sogar zu erwarten ist. Es sind aber auch zwei schwere Gegengewichte vorhanden: Das wirtschaftliche Interesse der Ententemächte an dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Markte und — der Sieg.

Es betrug vor dem Kriege für Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen in Millionen Kronen die

Einfuhr aus		Ausfuhr nach
Rußland	2.000	1.000
England und Kolonien	2.600	2.000
Frankreich	750	800
Belgien	440	500
Italien	600	600

Die in diesen Zahlen zum Ausdrucke kommenden geschäftlichen Interessen werden und müssen sich geltend machen. Im übrigen wird es Sache der Friedensverhandlungen sein, die Grundlagen für die Wiederherstellung der Handelsbeziehungen zu schaffen. Jeder neue Erfolg unserer Waffen wird uns diesem Ziele näherbringen!

Dr. Bassermann, M. d. R.: Deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsbeziehungen.

Es ist eine dankenswerte und nützliche Aufgabe, der sich „Nord und Süd" durch seine interessanten Aufsätze über die künftigen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland unterzieht. Nur eine Vertiefung des schwierigen Problems durch so hervorragende Sachverständige, wie sie zu Worte gekommen sind, vermag uns der Klärung näher zu bringen.

Ich bin der Meinung, daß die Fragen unserer künftigen Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie nicht auf die lange Bank geschoben werden dürfen, sondern daß sie während des Krieges einer Lösung zugeführt werden müssen.

Dieser furchtbare Krieg hat den Beweis erbracht, wie sehr Österreich-Ungarn und Deutschland, wenn sie ihre Machtstellung in der Welt behalten wollen, aufeinander angewiesen sind, und wie andererseits aus den politischen Verhältnissen heraus die Ergänzung dieses Bündnisses durch feste Beziehungen zur Türkei zur beiderseitigen Notwendigkeit geworden sind. Daran wird auch die Zukunft nichts ändern. Die russische Gefahr wird bleiben; hoffentlich wird die Kriegslage im Augenblicke der Friedensverhandlungen es ermöglichen, Rußland die fremdsprachlichen Provinzen abzunehmen und damit einen Grenzwall gegen das Moskowitertum zu schaffen. Aber selbst wenn dies geschieht, bleibt bei der Riesenausdehnung des russischen Reiches und bei der Möglichkeit — ja Wahrscheinlichkeit — eines verhältnismäßig raschen politischen und wirtschaftlichen Wiedererstarkens Rußlands die Gefahr neuer Zusammenstöße vorhanden. Die russische Politik ist zähe in der Verfolgung ihrer Ziele, und die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Eroberung Konstantinopels und der dem Drange nach dem Westen zugrunde liegende Landhunger Rußlands wird ihr dauernd die Marschrichtung vorschreiben. In den vortrefflichen Ausführungen des Mitgliedes des Ungarischen Reichstages Josef Szterényi ist mit Recht ausgesprochen, daß für Ungarn ein großes, mächtiges Deutschland nicht nur jene Großmacht darstellt, welche mit einer starken österreichisch-ungarischen Monarchie die größte Gewähr für eine friedliche Entwicklung der Nationen darstellt, sondern daß für Ungarn dieses Deutschland auch die stärkste Garantie für seinen nationalen Bestand ist. Den besten Beweis hat der Krieg in jener Zeit geliefert, als die russischen Truppen in den Karpathen standen und die Bedrohung Ungarns durch die russischen Horden nur durch den zähen, in der Kriegsgeschichte aller Zeiten unerreichten Widerstand der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen verhindert wurde. Ein siegreiches Rußland wird nicht nur Galizien erobern, um dort der ruthenischen Bewegung das Lebenslicht auszublasen, es wird vor allem auch das am Südfuße der Karpathen liegende Ungarn in seine Sphäre ziehen.

Ist so der Beweis der Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn für die Zukunft geliefert, so wirft sich alsbald die Frage auf: Welche Mittel gibt es, um dieses Bündnis enger zu gestalten? Diese Mittel liegen zunächst auf militärischem Gebiete. Zwischen den im Kampfe verbundenen Armeen werden im Wege abzuschließender Konventionen engere Verbindungen hergestellt werden müssen; dasselbe gilt für die Flotten. Wir haben ähnliche Entwicklungen beim Dreiverband gesehen. Aus den politischen Bündnissen erwuchsen auch dort militärische Konventionen; die Generalstäbe traten in ständige Verbindung, die Feldzugspläne wurden gemeinsam durchberaten, und daran knüpften sich Abkommen über die Kriegsmarinen, die das Mittelländische Meer in ihren Kreis zogen. Die kommenden Zeiten werden auch nach dem Kriege nicht leicht sein. Die Völker

werden eine schwere Rüstung auch fernerhin tragen müssen, und eine kluge Staatsleitung wird vor allem auch in dem Zusammenwirken der beiderseitigen Armeen und Flotten im Frieden Sicherungen gegen neue kriegerische Verwicklungen suchen müssen. Die Militärkonvention müßte Vereinbarungen anstreben über die beiderseitigen Heeresstärken; angesichts der Zahl und Stärke unserer Feinde ist die volle Ausnutzung der Wehrkraft anzustreben. Dazu kämen Bestimmungen über Einheitlichkeit der Heeresorganisation und der Bewaffnung, über das Zusammenwirken der Generalstäbe, welche in dauernder Fühlung stehen müssen, endlich Bestimmungen über Sicherstellung der Lebensmittelversorgung der Länder und der für die Armeen erforderlichen Rohstoffe. Dasselbe gilt für die Kriegsmarinen der verbündeten Staaten.

Ich glaube, daß solche Fragen während des Krieges leichter zu lösen sind, als wenn erst der Frieden im Lande ist. Solange eine aus der festen Bundesbrüderschaft sich ergebende Begeisterung Regierungen und Völker beherrscht, ist man leichter zu Vereinbarungen, die auf gegenseitigen Konzessionen beruhen, geneigt, als wenn erst die breite Behaglichkeit der Friedenszeit jede einzelne Schwierigkeit sich auswachsen läßt.

Es kommt aber ein Zweites hinzu. Welche Fülle der Aufgaben erwachsen den kriegführenden Völkern nach dem Kriege!

Im Vordergrunde werden die militärischen und maritimen Sorgen stehen, und neben ihnen der finanzielle Wiederaufbau. Hier kommen angesichts der großen Kriegsausgaben Schwierigkeiten, die sich in ihrem ganzen Umfange heute auch nicht im entferntesten übersehen lassen, die aber den Regierungsapparat und die Parlamente für die dem Friedensabschluß folgenden Jahre in einer ungeahnten Weise in Anspruch nehmen werden. Dazu die Fragen der Kriegshinterbliebenen und -Invaliden, die großzügig nach neuen Gesichtspunkten gelöst werden müssen. Es genügt nicht, hier über die dringende Not des Lebens hinwegzuhelfen, hier muß nach neuen Grundsätzen das verbliebene Maß von Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit nutzbar gemacht werden. Die Wiederbeteiligung am Wirtschaftsleben, die Anpassung an einen Beruf muß ermöglicht werden, hierzu werden Betriebsmittel zu Verfügung zu stellen sein, es müssen Wohnungs- und Niederlassungsgelegenheiten geschaffen werden, alles Dinge, die eine weitschauende Gesetzgebung erfordern und in ihren Einzelheiten schwierigste Verhandlungen bedingen. Wohl rechnen wir damit, daß ein großer Teil dieser Kriegsausgaben im Wege der Kriegsentschädigung gedeckt werden kann, aber große Summen werden übrig bleiben, für die die Gesetzgebung, sei es durch Einführung von Monopolen, sei es durch neue Steuern oder Steuererhöhungen, in Anspruch genommen werden wird.

Dazu kommt das weite Gebiet der inneren Reformfragen, die nicht auf Jahre hinaus verschoben werden können; wenn die Millionen aus den Schützengräben zurückkehren, werden sie mit neuen Anschauungen in das Alltagsleben

eintreten, und gar manche soziale Frage muß ihrer Lösung entgegengeführt werden. Ich erinnere auch an die schwierige Lage des Mittelstandes, der wohl am meisten unter diesem Kriege leidet, seine Ersparnisse aufzehrt, dem eine staatliche Kreditgesetzgebung und andere Maßnahmen helfen müssen.

Nicht minder wichtig sind die Fragen der künftigen Zoll- und Handelsverhältnisse zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn; auch hier bin ich der Meinung, daß die große Stimmung der Blutsbrüderschaft unserer Heere zu nützen ist, und daß es falsch ist, die Verhandlungen auf die lange Bank zu schieben. Dieser Gesichtspunkt wird angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten und der Sprödigkeit der Materie doppelt richtig sein. Gerade in Verhandlungen, bei denen materielle Interessen eine große Rolle spielen, trägt die erwärmende Begeisterung des Augenblickes dazu bei, manche Klippe zu umschiffen, an der, wenn erst der Hochflut der Kriegsbegeisterung die Ebbe des Alltags gefolgt ist, das Schiff auf Grund geraten kann. Wer mit offenen Augen und realpolitischem Denken die Entwicklung verfolgt, wird nicht glauben können, daß mit dem Friedensschluß auch eine Zeit der Versöhnung eintritt, welche die Wiederaufnahme der alten Handelsbeziehungen in auch nur annähernd früherem Umfang zwischen den Feinden ermöglicht. Jahrzehnte werden ins Land gehen, ehe die Berge von Haß abgetragen sind, und an vielen Stellen der Erde wird es unmöglich sein, die zerrissenen Fäden der Handelsbeziehungen zwischen den Nationen wieder zu knüpfen. Gewiß, es gibt Notwendigkeiten für die Produktion, sich Rohstoffe in jetzt feindlichen Ländern wieder zu verschaffen, es gibt Notwendigkeiten für den Konsum, auf Fabrikate feindlicher Länder nach Friedensschluß wiederum zu greifen, aber daneben bleibt das große Gebiet, auf welchem der Vierverband suchen wird, Deutschland und Österreich-Ungarn als Lieferanten und Verkäufer auszuschalten und die dadurch freigewordenen Länder für die eigene Produktion und den eigenen Handel zu gewinnen. Die zähe englische Politik des Neides wird in der Bekämpfung der deutschen wirtschaftlichen Entwicklung auch mit dem Frieden nicht Halt machen. Schon heute lesen wir, wie überall im feindlichen Auslande sich Gesellschaften und Vereine bilden, mit der ausgesprochenen Absicht, die deutschen Waren zu boykottieren und durch Waren des Vierverbandes zu ersetzen. Das mag in dem beabsichtigten Umfange nicht gelingen, immerhin wird eine so große Schädigung der Zentralmächte übrig bleiben, daß sie sich nach Ersatzgebieten umsehen müssen. So werden sie genötigt sein, die eigenen gegenseitigen Handels- und Absatzbeziehungen auszubauen und möglichst eng zu gestalten. Es muß aber vor allem Ziel ihrer Politik sein, mit der Türkei, den Balkanstaaten, den Ländern des Islams, die sich heute von England, Frankreich und Rußland immer mehr abwenden, in möglichst enge Handelsbeziehungen zu kommen. Hier muß das Ziel sein, durch künftige Verträge den englisch-französischen und russisch-italienischen Einfluß auszuschalten und überall Österreich-Ungarn und Deutschland an deren Stelle zu setzen. Das sind

Selbstverständlichkeiten, über die kein Streit sein kann, aber der Weg zum Ziel ist ein weiter, und wer früh aufsteht, erreicht den Bergesgipfel zu guter Stunde.

Es liegt mir fern, auf die einzelnen Möglichkeiten hier näher einzugehen, die von sachverständigerer Seite in vielen Veröffentlichungen dargelegt und besprochen sind. Der Kernpunkt scheint mir zu sein, daß dieses künftige Wirtschaftsgebiet, dessen Träger Deutschland und Österreich-Ungarn sein, und an welches vorgenannte Interessensphären sich angliedern müssen, als ein innerlich Geschlossenes nach außen hervortritt, das kann aber nur geschehen, wenn man sich gegenüber Staaten, die sich an dieses Wirtschaftsgebiet nicht anschließen, gegenseitige Vorteile, Vorzugsstellungen, einräumt. Wird dies erreicht, so ergeben sich vor allem in den jungfräulichen Gebieten des Orients die unbegrenzten Möglichkeiten, und wir werden den Schaden, den uns böswillig unsere Feinde zufügen, reichlich ausgleichen können.

Ich komme zu dem Ergebnis, daß als Minimum die gegenseitige Vorzugsbehandlung erstrebt werden muß. Angesichts des systematischen Vorgehens unserer haßerfüllten Feinde muß die Sorge, daß wir uns durch eine solche Vorzugsbehandlung die Hände binden und uns alle übrigen Handelsverträge erschweren, in zweiter Linie stehen. Die Sicherheit, die in engen wirtschaftlichen Beziehungen der Freunde liegt, ist mehr wert, als die unsichere Hoffnung auf Vorteil, der uns aus Handelsbeziehungen zu unseren Feinden zufließt.

Österreich-Ungarn und Deutschland müssen in sich einig sein. Wir dürfen den Feinden nicht das Schauspiel bieten, daß wir uns in den zoll- und handelspolitischen zukünftigen Gestaltungen in den Haaren liegen. Dies würde in das schwierige Stadium der Friedensverhandlungen ein höchst schädliches Moment der Unsicherheit und Schwäche hineintragen. Deshalb ist zu hoffen, daß die beiderseitigen Regierungen mit Energie und Verständnis die Lösung der Aufgabe vorbereiten und daß aus diesen Verhandlungen das zwingende nationale Bedürfnis ein befriedigendes Ergebnis herbeiführen wird.

Graf Julius Andrássy: Antwort an Herrn Luigi Luzzatti.

Herr Luzzatti, früherer Premier Italiens, beschäftigt sich im „Messaggero" mit einem meiner Artikel, der in der „Ungarischen Rundschau" erschienen ist. Der Name Luzzattis und die scheinbare Objektivität des Artikels machen es mir zur Pflicht, darauf in einigen Worten zu antworten.

Er sagt, ich erhoffte vom Siege Deutschlands das Ende der maritimen Tyrannei Englands, wobei ich vergäße, daß die englische Vorherrschaft erträglich ist, während diejenige Deutschlands unerträglich wäre. Wenn man ihn hört, hat sich England vergrößert, ohne es zu wollen, und ohne Eroberungen beabsichtigt zu haben. Und es erhält die Überlegenheit seiner Flotte nur zu Verteidigungszwecken aufrecht. Wenn man ihn hört, hat England niemals seine Gewalt mißbraucht, und es verdankt es nur einem Organisationstalent und einem politischen Sinn, die an das alte Rom erinnern, wenn es ihm gelungen ist, ein Weltreich auf dem Grundsatz administrativer Autonomie zu errichten. Und während er so schöne Elogen für England ausspricht, behauptet Herr Luzzatti, daß Deutschland nach der Hegemonie der Welt strebt, und daß es ihm nicht genügt, die erste Macht zu Lande und zu Wasser zu sein. Vielmehr — so sagt der italienische Expremier ironisch — möchte Deutschland auch die erste Macht im Himmel sein. Das Deutsche Reich wird die Ozeane niemals befreien: es trachtet einfach danach, Großbritannien zu verdrängen.

Nach meiner Ansicht ist das eine irrtümliche Auffassung. Es ist gewiß, daß England wunderbare Dinge vollbracht hat. Und jetzt, mitten im Kriege, leugne ich weder das politische Genie, das es durch die Gründung seines Weltreichs bewiesen, noch die Dienste, die die anglo-sächsische Rasse der Menschheit erwiesen. Das von ihm auf dem Gebiete der Autonomie und der politischen Freiheiten vollendete Werk hat nicht seinesgleichen. Aber alles das tritt hinter die Tatsache zurück, daß Großbritannien im Wesen ein Erobererstaat ist, und daß es auf dem Meere eine absolutere Herrschaft ausübt, als je ein anderes Land auf dem Kontinent oder auf den Meeren ausgeübt hat. Aber es hieße Englands Geschichte verkennen, wollte man gleich dem italienischen Staatsmanne behaupten, daß England niemals nach der absoluten Herrschaft getrachtet habe und niemals bestrebt war, eine Weltherrschaft aufzurichten. Wie die meisten englischen Geschichtsschreiber selbst anerkennen, hat die ausländische Politik Englands in ebenso bewußter wie konsequenter Weise an der Schöpfung dieses Weltreichs gearbeitet. Von Cromwell bis zu Eduard VII., über Chatham, Pitt, Palmerston und Beaconsfield, hat England stets eine imperialistische Politik verfolgt, indem es, wie Lord Rosebery jüngst sagte, sich bemühte, der ganzen

Welt den englischen Stempel aufzudrücken, im Interesse der ausschließlichen Herrschaft nicht nur über die Ozeane, sondern auch über die überseeischen Länder. Die maritime Vorherrschaft Englands ist nicht, wie Herr Luzzatti behauptet, das Spiel des Zufalls und der natürlichen Entwicklung der Kräfte. Vielmehr entspringt sie der Tatsache, daß die englische Eifersucht immer rege war, und daß sie der Reihe nach die Seemacht Spaniens, Hollands und Frankreichs zerstört hat, wie überhaupt alle Flotten der europäischen Länder, die mit ihr hätten rivalisieren können. Trotz des ungeheuren Risikos, das es damit übernommen hat, hat England die gegen Deutschland gerichtete Entente geschaffen, weil es gefürchtet hat, daß Deutschland stark genug würde, um im Verein mit anderen Mächten der englischen Flotte entgegenzutreten. Die maritime Vorherrschaft Englands ergibt sich so wenig aus dem natürlichen Spiel der Kräfte, daß sie sich in die mechanische Regel, die englische Flotte müsse den zwei größten Flotten der anderen Staaten überlegen sein, verkörperte.

Herr Luzzatti fragt mich, welche Verbrechen auf dem Meere begangen zu haben man England vorwirft. Er möge doch die Geschichte der maritimen Gesetzgebung, soweit sie sich auf die Rechte der Neutralen bezieht, nachlesen, und er wird finden, daß darin überall von der Verteidigung dieser Rechte gegen den Mißbrauch der Macht Englands die Rede ist. Alle Rechte der Neutralen auf dem Meere mußten in heftigem Kampfe gegen Großbritannien erobert werden, aber sie werden wegen dessen Vorherrschaft immer unwirksam bleiben.

Gerade die italienischen Staatsmänner sollten am besten wissen, mit welchem Gewicht Englands Seemacht auf allen Staaten lastet. In den Berichten unserer Diplomaten liest man, daß die italienischen Minister erklärt haben, daß sie unter dem Drucke Englands weder zu unseren Gunsten Stellung nehmen, noch eine für uns wohlwollende Neutralität beobachten konnten. Auf diese Weise erkennen sie an, daß es England ist, welches Italien die Richtung seiner auswärtigen Politik vorschreibt.

Welche Macht hat auf eine andere große Macht, die dem Anscheine nach von ihr völlig unabhängig ist, einen so entscheidenden Einfluß? Welcher Staat ist in der Lage, die Aktionsfreiheit in gleicher Weise abzutöten, ihn so zu beherrschen, ohne einen Bündnisvertrag mit ihm, ohne ein geschriebenes Recht, nur durch den Zwang?

Wir Ungarn haben unter dieser Vorherrschaft nicht zu leiden gehabt, weil wir keine Kolonien und kein nennenswertes Küstenland besitzen. Wir hätten mithin keine Veranlassung, England, für das wir immer die größte Achtung gehabt haben, zu bekämpfen, wenn es nicht unsere treuen Verbündeten angegriffen hätte. Aber ohne, wie mir Herr Luzzatti vorwirft, vom Furor Teutonicus befallen zu sein, muß jeder wahrhaft Unparteiische anerkennen, daß es im Interesse der allgemeinen Freiheit liegt, daß Deutschland aus diesem Kampfe siegreich hervorgeht; daß Deutschland sich nicht vornimmt, Eroberungen zu machen

und seine Weltherrschaft aufzurichten, wenn es als eines der Ziele dieses Krieges eine Beschränkung der Seeherrschaft Englands anstrebt.

Das Bild, das Herr Luzzatti von Deutschland zeichnet, ist genau so parteiisch, wie dasjenige, das er von England gemacht hat. Wo sieht er denn diesen unersättlichen Ehrgeiz Deutschlands? Die Geschichte der letzten vierzig Jahre beweist gerade das Gegenteil seiner Behauptungen. Er möge doch einmal das Schicksal Europas unter deutscher Hegemonie mit dem Schicksal vergleichen, das es zu Zeiten der Louis' und der Napoleons hatte. Er möge die vernünftige Politik Bismarcks mit der Ruhmespolitik Napoleons III. vergleichen. Er möge Parallelen ziehen zwischen den Vergrößerungen und Kämpfen des Deutschen Reiches seit dem Frankfurter Vertrage und den Vergrößerungen und Kämpfen Englands, Rußlands und Frankreichs während der gleichen Zeit, oder mit den Kämpfen, die Preußen für die Einigung Deutschlands ausgefochten hat. Wenn er genau überlegt, wenn er sich nicht durch die Leidenschaft verblenden läßt, wenn er objektiv zu sein versteht, so wird der Mann von Geist, der Herr Luzzatti ist, schließlich zu der Erkenntnis gelangen, daß seine Anklage ungerecht und daß Deutschland die gemäßigste der Mächte ist, die jemals die Hegemonie in Europa ausgeübt haben. Er wird erkennen, daß Deutschland mit Eisen und Blut nur in der Absicht gearbeitet hat, das große Werk seiner nationalen Wiedergeburt und seiner Einigung zu verwirklichen, und daß es seither ein Faktor des Friedens geworden ist. Die geographische Lage Deutschlands ist gleichfalls eine Bürgschaft für seine friedlichen Absichten. Es würde Selbstmord begehen, wenn es danach trachtete, ein Weltreich zu begründen. Es hat zu viele eifersüchtige und mißtrauische Nachbarn, die sich in ihrer Existenz bedroht fühlen würden, wenn es sich aggressiv zeigte. Seine Landgrenzen sind zu ausgedehnt.

Herr Luzzatti dürfte für seine Behauptung, daß Deutschland danach strebe, England auf den Meeren zu verdrängen, schwerlich den Beweis erbringen. Er behauptet, daß Deutschland eine so mächtige Flotte gebaut habe, nur um die englische zu übertreffen. Solches steht aber im Widerspruch mit den Tatsachen. Deutschland wußte sehr wohl, daß England immer mehr Schiffe als Deutschland bauen wird. Deutschland konnte daher nicht daran denken, die englische Flotte numerisch zu übertreffen: es wollte sich ihr nur nähern. Es wollte nur in der Lage sein, seine überseeischen Kolonien, gegebenenfalls mit Unterstützung anderer Mächte, zu verteidigen und zu verhindern, daß sie ohne Verteidigung der Willkür Englands ausgeliefert würden. Es wollte nur die Möglichkeit haben, seinen von Jahr zu Jahr beträchtlicher werdenden Handel gegen die anderen Seemächte zu schützen. Es wünschte nur, daß niemand, England nicht ausgeschlossen, ohne Gefahr seine Küsten angreifen und seine Flotte herausfordern könne. Zur Erhärtung seiner Behauptung zitiert Herr Luzzatti einen deutschen Autor, aber er ist wirklich arg hineingefallen. Es ist ja möglich, daß es deutsche Denker gibt, welche glauben, daß die Aufgabe Deutschlands darin besteht, England auf dem

Meere zu verdrängen. Ich aber kenne keinen dieser Männer. Irmer, den Herr Luzzatti zitiert, gehört sicherlich nicht dazu, denn er sagt nur, wenigstens in der von Luzzatti angeführten Stelle, daß die Eisen zerbrochen werden müssen, die England Europa angelegt hat, daß es einen Befreiungskampf gilt, und daß das deutsche Volk über die Meere mit den fernen Ländern verkehren will. Das ist alles, was er sagt. Aber das ist in keiner Weise die Weltherrschaft, in keiner Weise ein maßloser Ehrgeiz und ist kein Hemmnis für die Bestrebungen anderer Völker.

Es ist im übrigen sonderbar, daß der alte Präsident des Conseil Italien die maritime Vorherrschaft Deutschlands so sehr fürchtet. Diese Besorgnis zu zerstreuen, würde es genügen zu berücksichtigen, daß dieses Land, das wenig Küste, aber eine lange Ausdehnung seiner Landgrenzen hat, und das über eine zahlreiche und stets kriegebereite Armee verfügen muß, auf dem Meere nicht dieselbe Macht entfalten kann wie England, das nicht genötigt ist, Heere von Millionen von Menschen zu unterhalten, das die meisten Meerengen beherrscht, das sich schon seit langer Zeit der besten maritimen Stützpunkte in der Welt bemächtigt hat und das sich naturgemäß immer bemühen wird, selbst wenn es seinen letzten Schilling opfern müßte, seine Lage als erste Seemacht zu erhalten, die ja auch gleichzeitig seine beste Sicherung ist. Nein, die Vorherrschaft Deutschlands auf den Meeren, die derjenigen Großbritanniens entspräche, ist ein unrealisierbarer Traum, wenigstens noch für lange Zeit. Die Frage ist nicht, wer von beiden, England oder Deutschland, die Herrschaft über die Meere haben wird: es handelt sich darum, zu wissen, ob England in den Meeren unter Ausschluß anderer Staaten herrschen wird, oder ob sich ein gewisses Gleichgewicht herstellen wird.

Am Ende seines Artikels stellt mir Herr Luzzatti eine Frage: er möchte wissen, wie es kommt, daß „die edle magyarische Nation, die Jahrhunderte hindurch soviel gelitten hat, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erobern, sich heute gegen das edle Ideal wendet, für das ihre Vorfahren ehemals an der Seite Garibaldis gekämpft haben, als es sich darum handelte, Italien zu befreien". Ich habe darauf einfach zu antworten, daß unsere Handlungsweise sich ändern mußte, weil sich die Lage geändert hat, und daß das edle Ideal, welches der hervorragende italienische Staatsmann erwähnt, heute nur noch Eroberungsdurst ist und all sein Prestige verloren hat.

Unsere Lage hat sich von Grund auf verändert. Zur Zeit des politischen Erwachens Italiens war die ungarische Verfassung unterdrückt. In ungesetzlicher Weise, mit einem bloßen Federstrich, hatte man unsere Gesetze abgeschafft und der fast tausendjährigen Unabhängigkeit unseres Landes ein Ende gemacht. Jeder Ungar hatte moralisch das Recht, gegen die Feinde einer ungesetzlichen Regierung Partei zu nehmen, damit dieser Zustand aufhöre. Heute liegen die Dinge anders. Wir haben einen gekrönten König, der gehalten ist, die Gesetze des

Landes zu beobachten. Heute würde der Bürger, der die Feinde der Monarchie nicht als seine eigenen Feinde ansähe, nicht mehr einer ungesetzlichen Gewalt Opposition machen, sondern dem Willen der ungarischen Nation und seiner geachteten Verfassung. Übrigens handelte es sich damals für die Dynastie darum, über fremde Länder eine unnatürliche Herrschaft aufrecht zu erhalten, die sie nicht lange hätte beibehalten können. Heute handelt es sich darum, die territoriale Einigkeit Ungarns zu erhalten, sie nicht von dem Moskowitertum und dem Slawentum zerstören zu lassen und Österreich die Gebiete zu erhalten, die für den Seehandel der Monarchie unentbehrlich sind. Was damals ein Akt des Patriotismus sein konnte, würde heute undenkbar sein. Das Ausland hat durch die Erbitterung unserer politischen Streitigkeiten irregeführt werden können. Es hat glauben können, daß die innere Uneinigkeit die Widerstandskraft des Landes vermindern würde. Es hat sich getäuscht. Ich bin ein Beispiel dafür. Wenige Männer haben dem gegenwärtigen Regime eine lebhaftete Opposition gemacht, als ich. Wenige Männer haben strenger als ich unsere innere Politik verurteilt. Wenige Männer haben die jetzige Regierung mit größerer Heftigkeit angegriffen, als ich. Und dennoch unterstützt niemand diese selbe Regierung mit mehr Energie, als ich es im gegenwärtigen Kriege tue. Die Pflicht ist es, das vitale Interesse des Landes, die uns allen unsere Haltung diktiert, und die die Ursache ist, daß die so oft gegeneinander geteilte magyarische Nation sich für die Verteidigung ihrer Existenz geeinigt wiederfindet.

Die Sache aber, in deren Dienst sich das heutige Italien gestellt hat, ist eine ganz andere als die, für welche Garibaldis Legion gekämpft hat. Damals handelte es sich darum, Italien für das politische Leben neu erstehen zu lassen. Damals kam es darauf an, dem zerstückelten Italien ein seiner großen und glorreichen Vergangenheit würdiges Geschenk zu machen. Damals sahen alle Freunde der Freiheit seinen Kampf um die Unabhängigkeit mit sympathischen Augen. Damals machten das Haus von Savoyen und die italienische Nation gemeinsame Sache. Trotz der Niederlage von 1848 blieb es der nationalen Fahne treu und beging keine Felonie, als es Österreich-Ungarn 1859 angriff. Diese edle Sache war es, der Garibaldi sein ganzes Leben widmete. Heute will Italien ein fremdes Volk unterjochen, ein Volk, das mit all seinen Kräften seine Freiheit gegen die italienische Tyrannei verteidigt. Heute will Italien über Deutsche und Slawen herrschen und setzt sich so in Widerspruch mit dem Nationalitäten-Grundsatze, den es so laut proklamiert. Heute handelt es sich für Italien nicht darum, sich eine unabhängige nationale Existenz zu verschaffen, sondern auf unsere Kosten jene vollständige nationale Einigung zu verwirklichen, welche weder Deutschland besitzt, noch Frankreich, noch England, noch Serbien, noch Rumänien, noch Bulgarien, noch Griechenland, und die im übrigen nur gerechtfertigt ist, wenn sie nicht in Widerspruch steht mit der Geographie, mit wirtschaftlichen Interessen und historischen Überlieferungen, und auf die Italien selbst zu Gunsten Frankreichs und

Englands verzichtet hat. In seiner jetzigen Lage kann Italien zeigen, wessen das italienische Volk auf dem Gebiete der allgemeinen Kultur und der Politik fähig ist. Und es hat alles, was es zu einem großen und glorreichen Leben braucht.

Und das geeinigte Italien ist nicht in der Politik konsequent gewesen, wie einstmals Piémont es war, und wie es heute Bulgarien in der Frage Makedoniens ist. Im Gegenteil: es hat mit Österreich-Ungarn ein Bündnis geschlossen, es hat denjenigen die Hand gedrückt, die, nach seiner Aussage, Usurpatoren sind und seine Existenz als Nation kompromittieren. Das ungarische Volk hegte für Italien heiße Sympathien, wegen seiner großen historischen Vergangenheit, der Schönheit seines Landes und der Tradition, die mehr als einmal in der Vergangenheit die beiden Völker einander genähert haben. Aber diese Sympathien konnten zur italienischen Nation nur, solange sie unsere Verbündete war, gehen. Diese Freundschaft, diese Sympathien haben das ungarische Volk zu Opfern und, im Notfalle, selbst zu territorialen Zessionen zu Gunsten des Verbündeten veranlassen können. Aber sie konnten es nicht verhindern, daß das ungarische Volk die Waffen ergriff gegen den eitlen Ehrgeiz eines unloyalen und feindlich gesinnten Volkes. In den italienischen Eroberungsplänen sollen wir einen Befreiungskrieg erblicken? Nein, die Welt sieht klar, daß Italien von keinem jener allgemeinen Gefühle geleitet wird, von keinem jener großen nationalen Interessen, wegen deren es keine mögliche Verständigung gibt, wovon die Ehre und die Zukunft einer Nation abhängen, die die Aussichten des Erfolges nicht wägen, sondern alles riskieren, die uns feindlich, ja gefährlich sein können, die aber doch immer verständlich und achtbar sind. Italien ist vielmehr von einem Ehrgeiz getrieben, der hätte gebremst werden können, und der es ihm nicht verbot, eine entgegengesetzte Politik zu erwählen. Das ist der Grund, weshalb der Kriegsschrei Italiens kein Echo gefunden hat, weder in dem magyarischen Herzen, noch in denen, die die Freiheitsliebe bei anderen verstehen.

Da der ehemalige Premier Italiens mir eine Frage gestellt hat, so sei es mir gestattet, auch meinerseits eine Frage an ihn zu richten. Wie kommt es, daß er mehrere Jahrzehnte hindurch eine tätige Politik getrieben hat, indem er sich auf Deutschland stützte, daß er als Chef der Regierung dem Bündnisvertrag mit Deutschland und Österreich-Ungarn treu blieb, wenn er die deutsche Gefahr so groß beurteilt, und wenn er von dem unersättlichen Ehrgeiz Deutschlands wirklich dasjenige denkt, was er in seinem Artikel darüber sagt.

Josef Szterényi,*)

Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages:

Ungarns Verhältnis zu Österreich und zu Deutschland.

Das Verhältnis Deutschlands zu Österreich und Ungarn soll inniger werden. Viel inniger, als es vor dem Kriege war. So innig im Frieden, wie es sich im Kriege erwies. Es muß so werden, denn es ist ein Gebot der unbedingten Notwendigkeit, sowohl für Österreich und Ungarn, als für das Deutsche Reich. Unsere beiden Monarchien sind nun einmal für ewige Zeiten aneinander gekettet, jetzt müssen unsere Völker den staatlichen Zusammenschluß ergänzen, es muß zwischen uns eine starke Interessengemeinschaft entstehen, welche dann für alle Teile vom Vorteil sein wird. Da ist es von besonderer Bedeutung, daß wir uns und unsere Verhältnisse gegenseitig genau kennen lernen und bei der Beurteilung derselben alles vermeiden, was auf unser Verhältnis störend einwirken könnte. Wir müssen einander gegenüber mit voller Offenheit, ganz aufrichtig dastehen, alle drei Teile müssen von der Überzeugung durchdrungen sein, daß sie damit der Gemeinsamkeit einen Dienst erweisen.

Uns sind Deutschland und seine Verhältnisse ganz genau bekannt. In der Beurteilung derselben gibt es bei uns nur eine Stimme: die rückhaltlose Anerkennung seiner politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Größe und Überlegenheit, berufen, die führende Macht in Europa zu sein. Wir und unsere Verhältnisse hingegen sind in Deutschland vielfach unbekannt und werden gar oft verkannt, sowohl betreffs des Verhältnisses der beiden Staaten der Monarchie untereinander, als auch speziell jene der einzelnen Staaten in ihrem Verhältnisse zu Deutschland, und da besonders jenes Ungarns. Bei der Behandlung der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn treten solche Erscheinungen wiederholt zutage. Hieraus können Mißstimmungen entstehen, welche zu vermeiden wir alle bestrebt sein müssen, denen das im Kriege die Feuertaufe erhaltene Bündnis unserer Monarchien am Herzen liegt. —

*) Im Oktoberheft muß es im Artikel: „Die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn" von Wirkl. Geh. Rat Josef Szterényi auf S. 35, Zeile 3 von oben heißen:
„welcher sich in 1913 außer dem bisherigen Import aus Deutschland von rund 900 Millionen doch noch auf etwa 750 Millionen Kronen bezifferte" (nicht: welcher sich in 1913 einschließlich des Imports aus Deutschland auf 3015 Millionen Kronen bezifferte.)

Es werden selbst von ganz hervorragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Deutschlands gewiß absichtslos, aber zufolge nicht entsprechender Kenntnis der Verhältnisse, Behauptungen in die Öffentlichkeit gebracht, welche zu ganz falschen Schlüssen führen müssen, wodurch die öffentliche Meinung Deutschlands unwillkürlich irregeführt werden kann. Muß es z. B. nicht tiefen Eindruck in Deutschland machen, wenn eine Persönlichkeit wie der hervorragende Rechtslehrer Prof. Dr. Karl Freiherr von Stengel sagt: „Allerdings werden die Slawen und Magyaren fürchten, daß ihre nationale Stellung durch eine wirtschaftliche Einigung mit dem wirtschaftlich stärkeren Deutschland werde gefährdet werden, und sich gegen eine solche Einigung mit allen Mitteln wehren," — oder weiter: „Obwohl Deutschland selbst ein großes Interesse an einem engeren wirtschaftlichen wie politischen Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn hat, so wäre es doch ganz verfehlt, wenn Deutschland in dieser Beziehung mit Angeboten und Anregungen vorangehen wollte, da dies namentlich die Magyaren nur in ihrer ablehnenden Haltung bestärken würde*)."

Oder müßte folgende Behauptung desselben Autors nicht zu ganz falschen Schlüssen in der deutschen Öffentlichkeit führen, wenn sie daselbst Verbreitung fände: „Hier kann nur darauf hingewiesen werden, daß es sich vor allem darum handelt, daß die Magyaren zur Einsicht kommen, daß ihre Bestrebungen, die Verbindung Ungarns mit Österreich immer mehr zu lockern und Ungarn schließlich von Österreich gänzlich loszureißen, verfehlt sind. . . . Ungarn ist daher im Interesse seiner Selbsterhaltung auf die innigste Verbindung mit Österreich angewiesen. Diese Tatsache dürfte der Weltkrieg auch den Magyaren zum Bewußtsein gebracht haben. In der Tat hat sich während des Krieges bei den Magyaren in ihrer Gesinnung gegenüber den Österreichern, wie auch gegenüber den Deutschen, ein Umschwung vollzogen. Ob dieser Umschwung ein dauernder sein wird, muß freilich erst die Zukunft zeigen**)."

Ungarn, beziehungsweise die Magyaren werden als Österreich und Deutschland gegenüber feindselig dargestellt, und nur der Krieg hätte in ihren Gesinnungen einen Umschwung herbeigeführt, ja, die Magyaren sollen Deutschland gegenüber mit den Slawen gleicher Gesinnung sein!

Und können unsere Annäherungsbestrebungen nicht nachteilig beeinflußt werden, wenn — ebenfalls absichtslos und aus Nichtkenntnis der Verhältnisse — die empfindlichste Seite Ungarns, seine Staatlichkeit, so behandelt wird, wie es

*) Zur Frage der wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung von Deutschland und Österreich-Ungarn. 1915. Seite 43—44.

**) Daselbst, Seite 42.

unter anderem jüngst in einem deutschen Fachblatte geschah*), wo über Ungarn als „österreichisches Kronland", „österreichischer Einzelstaat", über die ungarische Nation als „österreichisches Volk" gesprochen und ferner gesagt wird, daß, wenn Ungarn mit Österreich wirtschaftliche Fragen zu erledigen hat, dies „eine innere österreichische Angelegenheit" sei?

Ähnliche Unorientiertheiten kommen leider sehr oft vor, ich verweise z. B. auf eine in Deutschland viel verbreitete Flugschrift neuesten Datums**), wo es unter anderem heißt: „Österreichs schwierige Lage ist durch die Verschiedenartigkeit seiner Volksstämme bestimmt, aber es hat verstanden, deren oft entgegengesetzte Interessen immerhin soweit auszugleichen und sie alle derart zusammeln, daß der Staat heute in der Stunde der Gefahr nach außen als geschlossene Macht auftritt," ferner: „Auch hier zeigt sich wieder eine vollkommene Übereinstimmung in den Zielen deutscher, österreichischer und türkischer Politik" usw. Wenn auf der einen Seite in der deutschen öffentlichen Meinung falsche Begriffe über Ungarn und das Magyarentum Verbreitung finden, auf der anderen Seite hinwieder die ungarische Empfindlichkeit — wenn auch unwillkürlich — so gekränkt wird, da können sehr leicht störende Momente eintreten. Dies muß verhütet werden, dies möchte ich verhüten, indem ich der deutschen Öffentlichkeit in unsere einschlägigen Verhältnisse einen flüchtigen Einblick zu bieten versuche. Vorerst soll Ungarns Verhältnis zu Deutschland geklärt werden, hernach sein politisches, beziehungsweise staatsrechtliches Verhältnis zu Österreich.

Ungarn und das Magyarentum ist nicht nur nicht deutschfeindlich, sondern gerade im Gegenteil deutschfreundlich, und der wirtschaftlichen Annäherung mit Deutschland stehen wir nicht nur nicht feindlich gegenüber, sondern im Gegenteil: die erste Anregung zu dieser Annäherung, noch weit vor Kriegsausbruch, ging von Ungarn, vom ungarischen Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein aus, und, abgesehen von einer ganz kleinen Minorität, stehen sämtliche maßgebenden Kreise und Faktoren Ungarns, politische wie wirtschaftliche, auf dem Standpunkt, daß diese wirtschaftliche Annäherung ein Gebot der Notwendigkeit ist, welches wir Ungarn auf's eifrigste fördern müssen. Ungarn und das Magyarentum ist der großen Konzeption des Grafen Julius Andrássy, welche zum deutschen Bündnisse führte, treu geblieben und wird es auch fürderhand treu bleiben, wie es in der Vergangenheit die stärkste Stütze in der Monarchie des Zweibundes war. Und das ist auch ganz natürlich. Für Ungarn und das Magyarentum kann es keinen größeren Feind geben als den Panslawismus, welcher für den nationalen Bestand des

*) Zollwarte, 1915. Nr. 11/12.

**) Franz Köhler: Der neue Dreibund. München 1915. Seite 30 u. 74.

Magyarentums die natürliche Gefahr bildet. Das Magyarentum kann daher nie einer Gesinnung mit den Slawen sein, kann nie eine politische Richtung mit dem Slawentum verfolgen; seine natürliche Stütze muß es im Deutschtum suchen, wie es denn auch innerhalb einer starken Österreichisch-Ungarischen Monarchie im Bündnis mit Deutschland die stärkste Garantie für seinen nationalen Bestand und dessen weitere Entwicklung erblickt. Die große Konzeption des deutschen Bündnisses österreichischer- und ungarischerseits bestand eben in der richtigen Auffassung der Lage des Deutschtums in Österreich und des Magyarentums in Ungarn, diese beiden müssen die Grundpfeiler der Monarchie bilden. Dieser Ausgangspunkt des siebenundsechziger Ausgleichs mußte durch das deutsche Bündnis eine Rückversicherung erhalten.

Jede wie immer geartete Schwächung des Deutschtums in Österreich muß aber notgedrungenerweise in ihren politischen Konsequenzen zur Schwächung der Stellung des Magyarentums führen, daher hat Ungarn ein ganz besonderes Interesse an der Stärkung des Deutschtums Österreichs; die engste politische Interessengemeinschaft besteht zwischen beiden.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es in ungarischen politischen Kreisen — innerhalb der achtundvierziger Unabhängigkeitspartei — eine Fraktion gibt, welche diese Auffassung nicht teilt, ja gegen das deutsche Bündnis war, deshalb aber nicht deutschfeindlich genannt werden darf; sie ist eben anderer politischer Ansicht. Jedoch ist diese Fraktion an Zahl so gering und selbst in ihrer eigenen Partei in verschwindender Minorität, daß im Verhältnisse der erdrückenden Majorität der gesetzgebenden Körperschaften und der ganzen ungarischen Nation über die von ihr vertretene Richtung kaum gesprochen werden kann. Hoffentlich wird diese Fraktion durch den Krieg auch anders belehrt werden. Auch soll nicht geleugnet werden, daß in früheren Zeiten im magyarischen Bauernvolke eine sogenannte deutschfeindliche Gesinnung bestand, welche aber nicht die Reichsdeutschen betraf, sondern darunter wurde ausschließlich Österreich verstanden. Dies geht aber in geschichtliche Zeiten zurück und hat mit der Gegenwart nichts zu tun, noch viel weniger mit der Zukunft.

Ungarn hat seine Kultur der großen deutschen Weltkultur entnommen; es ist natürlich ernst bestrebt, sich eine nationale Kultur zu gründen, was ihm auch vollkommen gelungen ist; dabei schöpft es noch immer aus der deutschen Kultur. Die deutsche Sprache wird in allen — also auch staatlichen — Mittelschulen des Landes, ja zum Teil auch in den Volksschulen obligatorisch unterrichtet, und das Deutschtum Ungarns — die siebenbürgischen Sachsen, dieses biederste Volk aller nicht magyarischen Völker des Landes, die Zipser Sachsen und die Schwaben des südlichen Ungarns — ist mit dem Magyarentum verschmolzen, bildet einen

wertvollen Teil der politischen Nation. Achthundert Jahre werden es, daß die siebenbürgischen Sachsen aus der Pfalz nach Ungarn einwanderten und trotz ihrer geringen Zahl von 220 000 bis 230 000 Seelen, umringt von einer magyarischen und rumänischen erdrückenden Mehrheit, konnten sie sich in ihrer deutschen Volkstümlichkeit, ihren deutschen Sitten, in ihrem deutschen Glauben und in ihrer deutschen Sprache mit ihren deutschen Schulen als deutsches Volk in Ungarn erhalten. So wie Deutschland die natürliche Stütze des deutschen Österreichs und des Magyarentums Ungarns ist, bildet das Deutschtum in Ungarn den natürlichen Bundesgenossen des Magyarentums zur Sicherung des Bestandes der staatlichen Einheitlichkeit.

Kann da von einer Deutschfeindlichkeit die Rede sein?

Ungarn ist bestrebt, seine nationale Einheit zu wahren, aber ohne die Rechte seiner Nationalitäten zu schädigen, wie denn auch jede Nationalität des Landes ihre nationale Kirche und eigenen Schulen mit eigener Sprache gewahrt hat. Aber der Bestand und die Erstarkung der einheitlichen ungarischen Nation, des einheitlichen ungarischen Staates muß eben für Deutschland als absolute Grundbedingung gelten, denn nur so kann hier die slawische Überflutung aufgehalten, das Deutschtum in Österreich gestärkt und nur so die Österreichisch-Ungarische Monarchie erhalten werden. Dasselbe Interesse, welches das Magyarentum an der Anlehnung der Monarchie an Deutschland hat, hat das Deutsche Reich an der Erhaltung und Stärkung des Magyarentums und des einheitlichen ungarischen Staates. Eben der Krieg muß jedermann davon überzeugt haben, daß innerhalb der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ein nationales, einheitliches Ungarn die unbedingte Notwendigkeit darstellt und die stärkste Gewähr für die Aufrechterhaltung der Monarchie ist; es ist der natürliche Bundesgenosse des österreichischen Deutschtums und des Deutschen Reiches.

Jede Annäherung daher, welche das Bündnis mit Deutschland zu stärken geeignet ist, muß dem Magyarentum und Ungarn willkommen sein, so auch die wirtschaftliche Annäherung, für welche wir bereit sind, — wenn nötig — auch Opfer zu bringen. Daraus, daß wir *als Form* der Annäherung eine Zollunion von politischem und staatsrechtlichem Gesichtspunkte als undurchführbar halten, wie es auch deutscherseits von vielen hervorragenden Fachleuten gehalten wird, wie auch alle maßgebenden Faktoren Österreichs derselben Ansicht sind, darf nicht gefolgert werden, daß wir gegen die wirtschaftliche Annäherung wären. Nur *diese* Form ist nicht gangbar, jede andere Form findet in Ungarn den weitgehendsten Anhang. Nun darf aber das Wesen der Form nicht geopfert werden. Die Union ist nur eine Form, das Wesen ist die enge Verbindung selbst, welche wir ernstlich anstreben.

Und nun gehe ich auf das Verhältnis Ungarns zu Österreich ein, auf das Gebiet, welches zu so vielen Mißdeutungen führt, zu Mißdeutungen, welche ebenfalls nur auf Unkenntnis der Verhältnisse zurückzuführen sind.

Als Staatsgebilde steht die Österreichisch-Ungarische Monarchie in ihrer dualistischen Form einzig und allein da. Unter einem gemeinsamen Herrscher, der als Kaiser von Österreich eine ganz andere physische Persönlichkeit darstellt, wie als König von Ungarn, bilden die Monarchie zwei an sich voneinander ganz unabhängige, selbständige Staaten. Durch einen unlösbaren Vertrag, die sogenannte pragmatische Sanktion, ist Ungarn für ewige Zeiten mit seinem Herrscherhause und zum gegenseitigen Schutz mit Österreich unlösbar verbunden, die beiden Staaten bilden eine Doppelmonarchie. Jede der beiden hat ihre eigene, mit der anderen in keinerlei Connex stehende Gesetzgebung. Aus der gegenseitigen Verteidigungspflicht entstand im Laufe der Zeit die Gemeinsamkeit des Heereswesens, und aus dem gemeinsamen Monarchen folgt die Gemeinsamkeit der auswärtigen Vertretung. In diesen beiden Angelegenheiten hat keiner der beiden Staaten Selbständigkeit; diese werden gemeinsam verwaltet, und während sonst jeder der beiden Staaten seine eigene, voneinander ebenso ganz unabhängige Regierung hat, wie z. B. die Niederlande und Dänemark, bestehen für die gemeinsame auswärtige Vertretung der Monarchie ein gemeinsamer Minister des Äußern, für die gemeinsame Heeresverwaltung ein gemeinsamer Kriegsminister und für die Finanzverwaltung dieser beiden gemeinsamen Angelegenheiten auch ein gemeinsamer Finanzminister, welch letzterer auch die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina insolange inne hat, bis die Zugehörigkeit dieser Gebiete geregelt sein wird. Die drei gemeinsamen Minister haben auf die inneren Angelegenheiten der die Monarchie bildenden zwei Staaten nicht die geringste Ingerenz, die beiden Regierungen aber auf die gemeinsamen Angelegenheiten eine gesetzlich festgelegte Einsprache. Österreich hat seinen eigenen Reichsrat, mit seinem Abgeordnetenhause und Herrenhause, Ungarn seinen Reichstag ebenfalls mit seinem Abgeordnetenhause und Magnatenhause. Jede der beiden Regierungen ist ihrer eigenen Gesetzgebung verantwortlich; für die erwähnten gemeinsamen Angelegenheiten besteht aber eine ganz spezielle parlamentarische Einrichtung, die sogenannte Delegation, eine gemeinsame Kommission der beiden Häuser des österreichischen Reichsrates und wieder separat eine gleiche Kommission der beiden Häuser des ungarischen Reichstages. Die drei gemeinsamen Minister sind diesen Körperschaften, diesen parlamentarischen Kommissionen verantwortlich, denen legen sie ihre Kostenvoranschläge und Berichte von Jahr zu Jahr vor, diese Delegationen verhandeln abwechselnd in Wien und in Budapest dasselbe Material, die gleichen gemeinsamen Regierungsvorlagen voneinander ganz unabhängig, bringen ihre Beschlüsse jede für sich ganz selbständig, und sollten diese Beschlüsse voneinander abweichen, z. B. die eine Delegation votiert einen Posten des Kriegs-

budgets, die andere hingegen nicht, so ist für solche Fälle vorgesehen, daß die beiden Delegationen hierüber, wenn auf schriftlichem Wege keine Einigung zustande gebracht werden könnte, ohne jedwede Verhandlung in gemeinsamer Sitzung abstimmen. Nie ist es aber noch dazu gekommen.

Die Ausgaben der solchermaßen gemeinsamen Verwaltung, also des gesamten auswärtigen Dienstes, der gemeinsamen Armee und Kriegsmarine, werden durch die beiden Staaten gemeinsam bestritten; hierzu dienen in erster Reihe die Zolleinnahmen der einheitlichen Zollgrenzen, während der restliche, durch diese nicht gedeckte Teil durch Österreich und Ungarn nach einem ebenfalls zeitweise (bisher von zehn zu zehn Jahren) zu vereinbarenden Schlüssel quotenmäßig zu decken sind. Kommt hierüber zwischen den beiden gesetzgebenden Körperschaften keine Einigung zustande, so bestimmt der gemeinsame Monarch die Quote; in diesem Falle aber immer nur für ein Jahr. Derzeit ist das Quotenverhältnis 63,6 Prozent für Österreich und 36,4 Prozent für Ungarn. Nebenbei sei bemerkt, daß außer der gemeinsamen Armee alle beiden Staaten ihre eigene Landwehr — in Ungarn „Honvéd" genannt — haben, deren Kosten jeder Staat ganz selbständig zu bestreiten hat.

Diese Grundbestimmungen der Verfassung sind im sogenannten Ausgleichsgesetz von 1867 niedergelegt, welches eine Vereinbarung zwischen Ungarn und seinem Könige darstellt und erst später in Österreich als Staatsgrundgesetz erbracht wurde.

Die wirtschaftlichen Angelegenheiten bilden zwischen Österreich und Ungarn keine grundsätzliche gemeinsame Angelegenheit, ja das ungarische Ausgleichsgesetz sagt in seinem Artikel 58 expressis verbis: „Die Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten folgt auch nicht aus der pragmatischen Sanktion, nachdem im Sinne derselben die Länder der ungarischen Krone, als von den anderen Ländern des Herrschers rechtlich selbständige Länder, durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Gesetzgebung verfügen und durch Zollinien ihre Handelsangelegenheiten regeln könnten." Doch erklärte sich die ungarische Gesetzgebung in diesem Ausgleichsgesetze bereit, sich mit Österreich von Zeit zu Zeit in den wirtschaftlichen Angelegenheiten zu verständigen und ein Zoll- und Handelsbündnis zu schließen, wobei der Abschluß desselben „auf Grund gegenseitiger Verhandlungen so zu geschehen hat, wie zwei voneinander rechtlich unabhängige Staaten ähnliche Abkommen abschließen." Daß eine solche Vereinbarung zustande kommen muß, dafür besteht keinerlei Bindung; nur die Verpflichtung besteht, miteinander hierüber in Verhandlung zu treten und eine Einigung zu versuchen.

Bis 1850 hatten zwischen Österreich und Ungarn Zwischenzölle bestanden, in 1850 wurden diese beseitigt. Auf Grund des erwähnten Ausgleichsgesetzes kam zwischen den zwei Staaten der Monarchie ein Zoll- und Handelsbündnis zustande, welchem zufolge die beiden Staaten für die Dauer von zehn Jahren

ein gemeinsames Zollgebiet mit gemeinsamer Zollgrenze nach außen bilden und mit fremden Staaten gemeinschaftliche Handelsverträge schließen.

Dieses Bündnis wurde seit 1868 von zehn zu zehn Jahren immer erneuert, 1907 kam auf Grundlage des freien Verfügungsrechtes beider Staaten, unter Aufrechthaltung des freien Verkehrs auf völkerrechtlicher Basis ein Vertragsverhältnis zustande, welches die beiden Wirtschaftsgebiete in eine Zollunion vereinigt, mit einem Vertragszolltarif für die Union, wobei aber Ungarn einen eigenen mit dem Vertragszolltarife identischen unbefristeten autonomen Zolltarif hat, welcher während der Unionsdauer naturgemäß nicht in Anwendung kommen kann. Auch dieser Vertrag ist für zehn Jahre geschlossen und läuft Ende 1917 automatisch ab. Die handelspolitische Vertretung dritten Staaten gegenüber obliegt dem gemeinsamen Minister des Äußern. In allen handelspolitischen Fragen hat aber eine Einigung der beiden Regierungen vor sich zu gehen, der gemeinsame Minister des Äußern kann nur solche Verhandlungen führen, welche schon das Substrat solcher Einigung darstellen, ein unmittelbares Verfügungsrecht steht ihm nicht zu, ja das Ausgleichsgesetz verbietet den gemeinsamen Ministern jede wie immer geartete Einsprache in die internen Angelegenheiten der zwei Staaten, und die Handelspolitik bildet eine solche Angelegenheit.

Auch die Notenbank bildet keine grundsätzlich gemeinsame Angelegenheit der beiden Staaten; sie ist auf paritätischer Grundlage aufgebaut, auf Grund freier Vereinbarung der beiden Staaten gemeinsam, ebenfalls mit befristetem Ablaufstermin, dermalen auch bis Ende 1917.

Soweit das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn. Also ein Staatenbund im strengsten Sinne des Wortes, bei welchem in den eigenen Angelegenheiten jedes Staates der eigene Wille zur Geltung kommt, in den verfassungsmäßig gemeinsamen oder vertragsmäßig einverständlich zu erledigenden Angelegenheiten aber zweierlei Willen zur Geltung kommen muß. Daß diese Struktur etwas kompliziert und schwerfällig ist, folgt aus dem Gebilde selbst. Daß hieraus oft Differenzen zwischen den beiden Staaten entstehen, ist eine nicht unnatürliche Folge des Verhältnisses, wie auch selbst in der glücklichsten Ehe Meinungsverschiedenheiten zutage treten, welchen man aber keine Scheidungsgründe zumuten darf; sie verschwinden so schnell, wie sie entstanden, und die friedliche Ehe besteht weiter. In mancher Ehe kommen solche Meinungsverschiedenheiten leider des öfteren vor und dies in der Regel dort, wo entweder der Ehevertrag nicht genug klar verfaßt wurde, oder Eifersüchteleien die Eheparteien quälen oder gar vermögensrechtliche Fragen auftauchen. Leider sind im Eheverhältnisse Österreichs und Ungarns alle drei Fälle vorhanden, und daraus konnten in der Vergangenheit Differenzen entstehen, welche auf den nicht recht eingeweihten Außenstehenden den Eindruck einer unglücklichen Ehe machen, während der Eingeweihte es ganz wohl weiß, daß auch dies nur Streitigkeiten

sind, welche, wenn auch nicht angenehm und wünschenswert, so doch nicht so gefährlich sind und wieder beigelegt werden.

Die Ausgleichsgesetze haben leider nicht ganz identische Texte in Ungarn und Österreich; daraus entstanden immer staatsrechtliche Differenzen. Diese dürfte der Krieg für ewige Zeiten gebannt haben, denn die Wucht, mit welcher wir unsere Pflichten der gegenseitigen Verteidigung im Kriege erfüllen, die Einheitlichkeit im Schutze der Monarchie lieferte die schlagendsten Beweise dafür, daß die staatliche Selbständigkeit Ungarns innerhalb der Monarchie keine Schwächung derselben bedeute, daß solche Tendenzen Ungarn fern liegen. Hiermit wird eine große Reibungsfläche ausgeschaltet, denn die größten Differenzen entstanden zwischen den beiden Staaten hieraus. Was daher im Ehevertrag unklar blieb, das korrigierte die Erfahrung, die Belastungsprobe der Ehe: der Krieg. Sie fiel glänzender, viel glänzender aus, als man auf der anderen Seite es erwartete, für Ungarn aber war das Ergebnis nur ein natürliches, ein absolut selbstverständliches, denn unsere Auffassung hierüber war nie eine andere; sie konnte keine andere sein. Auch von der gegenseitigen Eifersüchtelei waren die beiden Eheparteien nicht verschont. Selbst diese Krankheit scheint überstanden zu sein, denn Ungarn sieht in der Forderung der österreichischen Landwirtschaft keine Tendenz gegen die ungarischen agrarischen Interessen, und in Österreich kam man zu der Überzeugung, daß die ungarische Industrieförderung keine Tendenz gegen Österreich hat, ja man anerkennt die Notwendigkeit dessen, daß sich auch Ungarn eine entsprechende Industrie schaffe, ohne welche das Land seinen staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben nicht gerecht werden, ja seinen Verpflichtungen der Monarchie gegenüber nicht nachkommen könnte.

Und schließlich kommen noch die vermögensrechtlichen Differenzen, einerseits die von Zeit zu Zeit festzustellende Quote, andererseits die bisher von zehn zu zehn Jahren geregelten wirtschaftlichen Vereinbarungen. Daß da Differenzen entstehen können, wer würde dies bestreiten? Sie entstanden in der Vergangenheit und sind auch nicht ausgeschlossen für die Zukunft. Daß sie aber nicht so tief einschneidend sind, wie die Außenstehenden es glauben, beweist eben die Vergangenheit, in welcher es nie zu einem Bruch kommen konnte, und wieder der Krieg, wo alles, aber alles zurückgestellt wurde, was unsere Einigkeit auch nur im geringsten beeinflussen könnte. Daß aber auch diese Gegensätze nicht so gefährlich sind, als mancherseits angenommen wird, dafür liefert jener Umstand vielleicht den schlagendsten Beweis, daß die neuen wirtschaftlichen Ausgleichsverhandlungen zwischen den beiden Staaten jetzt im Kriege eingeleitet wurden, was gewiß nicht geschehen hätte können und wäre, wenn die geringste Gefahr einer Spaltung bestünde.

Woher stammt die Verbreitung jener irrigen Ansichten, als ob in Ungarn Trennungsabsichten bestünden und dergleichen?

Josef Szterényi

Der Ausgleich von 1867 befriedigte einen Teil der ungarischen Nation nicht. Die überwiegende Mehrzahl der Nation steht auf der Grundlage des Ausgleichs. Die mit demselben Unzufriedenen scharten sich in eine „Achtundvierziger Unabhängigkeitspartei", deren Grundprinzip eine verfassungsmäßige Änderung des Ausgleichsgesetzes ist, aber auch da nicht eine Lostrennung von Österreich, daran denkt in Ungarn kein nur halbwegs vernünftiger Mensch, am allerwenigsten politische Faktoren.

Zwar strebt diese Partei einen stärkeren Ausbau der staatlichen Selbständigkeit Ungarns an, aber immer im Rahmen der Monarchie, nicht im Gedanken gegen die Monarchie. In Verfolgung ihres Programmes wünscht diese Partei auch eine Zolltrennung oder zumindest eine Zwischenzollinie zwischen Österreich und Ungarn, um den wirtschaftlichen Interessen des Landes kräftigeren Schutz gewähren zu können. Diese Forderung wird übrigens vom größeren Teile der ungarischen Industrie auch befürwortet, ohne Unterschied der politischen Parteistellung; eine Forderung, die aber, abgesehen von der prägnanteren Geltendmachung der staatlichen Selbständigkeit, ausschließlich wirtschaftlicher Natur ist und mit einer Lostrennungstendenz nichts zu schaffen hat. Demgegenüber stehen die siebenundsechziger Parteien — und wir sind die überwiegende Mehrheit — in dieser wirtschaftlichen Frage auf dem Standpunkte, daß die Zollunion zwischen Ungarn und Österreich auch mit Rücksicht auf politische Gesichtspunkte insolange aufrecht zu erhalten sei, als die wirtschaftlichen Interessen des Landes auch auf dieser Grundlage befriedigt werden können. Und sie können es werden.

Die wirtschaftliche Annäherung mit dem Deutschen Reiche, welche wir alle ehrlich anstreben, bestärkt uns in unserem Standpunkte, wie der Krieg jene Auffassung rechtfertigte, daß die Österreichisch-Ungarische Monarchie eine Notwendigkeit darstellt; würde sie nicht schon bestanden haben, so müßte sie heute geschaffen werden.

Mit dieser Auffassung, welche — mit ganz geringen Ausnahmen — das ganze Land und vorallererst das ganze Magyarentum beherrscht, ist die Zumutung einer Deutschfeindlichkeit unverträglich, die Österreichfeindlichkeit unmöglich. Der Krieg brauchte in den Gesinnungen Ungarns und des Magyarentums keinen Umschwung herbeizuführen; diese Auffassung hatte schon vorher bestanden, und der Krieg bestärkte uns nur darin.

Otto Hoberg: Die Bulgaren.

Wieder einmal ist Bulgarien, das in den letzten Jahren des öfteren die gesamte öffentliche Meinung Europas beschäftigte, dem Mittelpunkt unseres Interesses nähergerückt. Daß dieses aufstrebende Land das Schwert mit Kühnheit zu führen vermag, hat es zur Genüge bewiesen. Wer erinnert sich nicht jener Tage, da die Bulgaren gegen die Türken, die von jeher im Orient als gute Soldaten gelten und gefürchtet sind, Wunderdinge verrichteten, und Sofia ein Angelpunkt der europäischen Politik geworden zu sein schien. Haben wir nicht alle, als dann der jähe Absturz kam, mit Achtung auf das kleine Land der Bulgaren geschaut, auch als es von der Presse des Dreiverbandes überfallen, verleumdet und angegriffen wurde?

Noch brannten die alten Wunden und schmerzte der tief verletzte Stolz, als der Bulgare begann, zäh und rastlos wieder aufzubauen, und kaum ein Jahr war vergangen, da stand das erstaunte Europa vor der Tatsache, daß die kriegerischen Ereignisse mit ihrem schroffen Umschwung das Emporblühen Bulgariens wohl hemmten, aber niemals zu hindern vermochten. Konnte doch Bulgarien, um seine Volkswirtschaft von neuem zu heben, bereits nach einem Jahr seit Beendigung des letzten Krieges eine Anleihe von einer halben Milliarde abschließen. Ein Bild von den Triebkräften und der Widerstandsfähigkeit des Landes zeigt ein Blick in das bulgarische Volksleben.

Was zunächst den Volkscharakter anbelangt, so ist der Bulgare im allgemeinen fleißig und strebsam, selbst unter den größten Entbehrungen versucht zum Beispiel der im Ausland lebende Student rastlos sich Bildung und Wissen anzueignen. Der bulgarische Bauer ist tätig und ohne besondere Bedürfnisse; wie dem Städter, genügen ihm auch Brot und Zwiebeln zum Mittagsmahl. Hart und streng gestaltet auch der Bulgare, der es nicht nötig hätte, sein Leben: ohne ein Bett zu besitzen, schläft er auf harten Decken, ißt kein Fleisch, kleidet sich einfach. Peinlichste Sparsamkeit ist meistens ein Kennzeichen des Bulgaren, der durchweg ein Vermögen erringen möchte. Ernst und nüchtern ist seine Denkungsart. Vom Alkohol berauschte Leute sind selten. Stolz ist er auf des Landes Vergangenheit, und er ist ebenso von tief wurzelnder Vaterlandsliebe erfüllt, wie er im Grunde genommen mißtrauisch gegen alles Fremde ist. Liebe und Achtung bringt er seines Königs starker Persönlichkeit entgegen.

In Bulgarien leben nur drei Prozent Analphabeten; besitzt doch das Land mehr als 5000 Schulen, so daß jedes Dorf seine Elementarschule hat. Um den genannten Prozentsatz richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß z. B. Italien etwa 60—70 Prozent Analphabeten und Rußland über 90 Prozent hat.

Die Kirche spielt im Volksleben der Bulgaren eine große Rolle und erscheint als ein vom Bulgaren durchaus als notwendig betrachtetes Attribut seines Volkstumes. An der Spitze steht der bulgarische Exarch, der vor dem Balkankrieg mit Rücksicht auf die mazedonischen Bulgaren in Konstantinopel residierte und jetzt in Sofia seinen Sitz hat. Der Bulgare bekennt sich zur orthodoxen Religion, d. h. als orthodox bezeichnet sich die griechisch-katholische Kirche, die aber in Bulgarien als eigene Landeskirche konstituiert ist, so daß man am richtigsten von einer „bulgarisch-orthodoxen" Kirche spricht. Man kann sich einen Bulgaren nicht anders denken, als zu dieser orthodoxen Kirche gehörig, weshalb auch Minister und hohe Würdenträger an der Wasserweihe teilnehmen und Lichter zum Osterauferstehungsfeste tragen. Trotzdem spielt die Geistlichkeit — Priester können z. B. nicht in die gesetzgebende Versammlung gewählt werden — im politischen Leben keine Rolle.

Das Leben des Volkes verläuft eintönig. In der Musik wiegen die schwermütigen Weisen vor, die den Stempel einer vielhundertjährigen Knechtschaft tragen. Alles in allem bilden die Bulgaren ein starkes und vorwärtsdringendes Volk, das, von kraftvoller Hand geleitet, dazu berufen erscheint, eine wichtige Rolle auf dem Balkan zu übernehmen. Ihrer Abstammung nach sind die heutigen Bulgaren die Nachkommen der alten Donaubulgaren, die wiederum einen Zweig jener finnischen Völkerfamilie bilden, der seine Sitze an den Ufern der Wolga gegen Ende des fünften Jahrhunderts verließ und unter Zurücklassung zahlreicher Stammesangehörigen in den Steppen Südrußlands nach Mösien am Unterlaufe der Donau vorrückte. Mit den damals am rechten Donauufer sitzenden Slawen vereinten sie sich und bildeten so bereits gegen Ende des neunten Jahrhunderts ein einiges Volk. Von den besiegten Slawen nahmen die eingewanderten Sieger im Laufe der Jahrhunderte nicht nur die Sprache, sondern infolge der Vermischung auch körperliche Wahrzeichen an. Von Byzanz aus erfolgte bald darauf ihre Bekehrung zum Christentum. Die Pomaken, d. h. die mohammedanischen Bulgaren bilden nur einen geringen Bestandteil der Bevölkerung.

Wie die Dinge heute stehen, kann Bulgarien mit Recht erwarten, daß seine nationalen Ideale diesmal erfüllt werden, und daß das ihm angetane Unrecht im weitesten Maße gutgemacht werden wird. —

Ernst vom Heydt: Deutsche Botschafter in Paris.

„Tout comprendre c'est tout pardonner!" Seit einigen Jahren ist es zu einer Art Sport geworden, in Gesellschaften, Klubs und am Stammtisch über unsere Diplomatie herzufallen. Ohne diesen Vorurteilen ein gewisses Maß von Berechtigung absprechen zu wollen, glauben wir doch, daß die Ansichten anders lauten würden, wenn den Kritikern Gelegenheit geboten worden wäre, unsere Diplomaten an der Arbeit zu sehen. Die Herren vom Stammtisch sollten bedenken, ein wie schweres Handwerk das der Diplomaten von heute ist, und daß sie in ihrem Urteil gelinder auftreten und manches verstehen würden, was sie heute aus Mangel an eigener Erfahrung einer scharfen Kritik unterziehen. Ein langer Aufenthalt im Ausland und freundschaftliche Beziehungen zu den Vertretern des Deutschen Reichs haben es uns ermöglicht, einen Einblick in die Arbeitsweise der beiden Diplomaten zu gewinnen, welche hintereinander das deutsche Reich bei der Regierung der französischen Republik vertreten haben.

Es ist im allgemeinen verständlich, daß die Auslandsdeutschen im Laufe der Zeit Sympathien für diejenigen Länder gewinnen, in welchen sie leben und in welchen sie sich eine dauernde Existenz gegründet haben. Auf die Gefahr hin, einige von unseren Pangermanisten strengster Observanz in althergebrachten Ideen zu stören, müssen wir konstatieren, daß viele in Frankreich lebende Deutsche im Laufe der Jahre es fertig gebracht haben, mit den Franzosen ein leidlich gutes Verhältnis herzustellen, das sich öfter zu einem wirklich freundschaftlichen ausgebildet hat.

Nach dem Kriege 1870/71 war während langer Jahre die Position der Deutschen in Frankreich eine wenig angenehme, aber in den großen Zentren wie Paris, Bordeaux etc. ließ sich's leben; aber eigentlich besser wurden die Zustände erst nach der Weltausstellung von 1889, um sich steigernd bis 1900 zu der Möglichkeit einer Verständigung auszubilden. Die 1900er Ausstellung wurde von den Deutschen geradezu vor einem Fiasko gerettet, denn infolge der Mißstimmung zwischen Frankreich und England, aus Anlaß des Transvaalkrieges, kam sozusagen kein Engländer nach Paris, während die Deutschen in dichten Heerscharen Paris überschwemmten; in gewöhnlichen Zeiten würde der Franzose lebhaft gegen diese neue Invasion protestiert haben, aber hier war er Geschäftsmann genug, um zu fühlen, daß das deutsche Geld gut zu nehmen war, und daß diese deutschen Besucher den Erfolg der Weltausstellung schließlich garantierten. Das französische Ohr gewöhnte sich an die ihm bis dahin entsetzlich erscheinenden deutschen Laute, und man konnte von 1900 ab ruhig in jedem öffentlichen Lokal deutsch sprechen, ohne sich unangenehmen Bemerkungen oder

auch nur mißbilligenden Gesten auszusetzen. Die Jahre 1900 bis 1904 waren Jahre friedlichen Zusammenlebens zwischen Deutschland und Frankreich, und erst 1904 brachte mit dem Beginn der Marokkoschwierigkeiten einen Stimmungsumschlag in Frankreich, der sich von Jahr zu Jahr verschärfte, um uns schließlich den Weltkrieg zu bringen, welcher seit vierzehn Monaten ohne bestimmte Aussicht auf ein baldiges Ende ganz Europa zugrunde richtet. Vielleicht ist es heute noch zu früh, um objektiv zu beurteilen, von welcher Seite der Anstoß zu dieser Verschärfung der Situation ausgegangen ist; die Delcassé'sche Minierarbeit ist nicht zu unterschätzen, aber ihren vollen Erfolg hat sie unserer Ansicht nach erst erreicht, als wir uns nicht dazu entschließen konnten, die uns von Rouvier, dem Ministerpräsidenten in dem Jahr 1904/1905, zu einem Verständnis gereichte Hand anzunehmen. —

Zu jener Zeit war Fürst Radolin deutscher Botschafter in Paris; durch seine polnische Abstammung und durch seine Frau, eine geborene Gräfin Oppersdorff, in deren Adern Talleyrandsches Blut fließt, war Fürst Radolin in ganz natürlicher Weise für Frankreich günstig gestimmt; es lag in seiner Politik, jeder Annäherung mit Frankreich, die ohne Schädigung deutscher Interessen sich anbahnen ließ, die Hand zu bieten. Dies entsprach auch dem ganzen Ton des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahren nach der 1900er Ausstellung. Auch dem Reichskanzler Fürsten Bülow, der lange Jahre an der Pariser Botschaft tätig gewesen, und dessen ganzes Temperament einem Verständnis mit den lateinischen Rassen nicht abhold war, mußte eine Annäherung mit Frankreich nur sympathisch erscheinen; aber hinter den Kulissen führte mit energischer Hand ein Mann die deutsche Auslandspolitik, dem eine Verständigung mit Frankreich als der Schrecken aller Schrecken erschien, und dem der Franzmann immer noch als der erbfeindlichste aller Erbfeinde vorschwebte, an dessen Niederhaltung jeder deutsche Staatsmann mitzuarbeiten genötigt wäre.

Alle großen Finanziers Frankreichs, welche eine erste politische Rolle in ihrem Lande gespielt haben — wir nennen Rouvier und Caillaux —, neigten einer Annäherung an Deutschland zu, nicht aus besonderer Liebe für uns, sondern aus purer Berechnung; als Finanzleute, die das Für und das Gegen aufzuwiegen wissen, waren sie bei ihren Erwägungen zu dem Resultat gekommen, daß es für ihr Land vorteilhafter sein würde, sich mit dem östlichen Nachbar zu verständigen, selbst auf Kosten nationaler Revancheideen, als bis in die fernste Zukunft Gewehr bei Fuß zu stehen. Aus diesen Ideen heraus bot der Ministerpräsident Rouvier dem Deutschen Reich, durch Vermittlung seines Gesandten in Paris, jede irgendwie praktisch durchführbare Konzession in Marokko an; er opferte den deutschen Ansprüchen seinen Minister Delcassé, und er war geradezu empört, als ihm auf all sein Entgegenkommen von deutscher Seite mit dem Verlangen einer europäischen Konferenz in Algeciras geantwortet wurde; er hat alles getan, um dieses Unglück von uns abzuwenden; aber — die Konferenz

kam und mit ihr ein Schlag ins Gesicht für Deutschland. — Der deutsche Gesandte konnte nicht anders, als, seiner bisherigen politischen Linie getreu, täglich und stündlich für eine direkte Verständigung mit Frankreich einzutreten, und es war ein schwerer Schlag für ihn, als er schließlich alle seine Bemühungen scheitern sah; es muß nach zehn Jahren jedem Unparteiischen überlassen bleiben, zu beurteilen, welche von den beiden Richtungen die für die deutschen Interessen vorteilhaftere gewesen wäre.

Fürst Radolin war der erste Botschafter in Paris, der nach dem 70er Kriege wieder ein Haus ausmachte; unter seinem direkten Vorgänger, dem Grafen Münster, späterem Fürsten zu Dernburg, lag das Botschaftshotel ziemlich verwaist da; der alte Herr liebte Pferde und Jagd sehr, erfüllte seine Rolle als deutscher Gesandter mit peinlichster Genauigkeit, aber die Repräsentation war nicht das, was er am meisten schätzte. Beim Fürsten Radolin verkehrte infolge seiner Familienbeziehungen zum ersten Male wieder das ganze Faubourg St. Germain, und seine gewinnende Art machte für jeden Franzosen einen Besuch in der Deutschen Botschaft zu einer angenehmen Erinnerung; aber damit begnügte sich der Gesandte nicht. Auch die pursten Radikalen und Sozialisten, wie Pelletan und Viviani, waren mit ihren Damen regelmäßige Gäste der rue de Lille und dokumentierten durch ihre Anwesenheit, daß sie die Deutsche Botschaft als einen innerpolitisch neutralen Boden betrachteten.

Der Mißerfolg seiner Politik ging dem Fürsten Radolin sehr zu Herzen, und seine plötzliche Abberufung dürfte eine der schmerzlichsten Perioden seines Lebens gewesen sein; an wärmsten Dankesbriefen für geleistete Dienste von hoher und höchster Stelle fehlte es nicht; aber das sind doch nur Pflästerchen auf eine große Wunde, deren Heilung Jahre bedarf.

Seinem Nachfolger, Exzellenz von Schoen, ging der Ruf voraus, daß auch er versuchen werde, sich mit Frankreich zu verständigen. Galt er doch als der Urheber des letzten Marokkoabkommens, das von deutscher Seite als eine wirkliche Konzession an den versöhnenden Geist betrachtet wurde, der in beiden Ländern eine Annäherung wünschte. Freiherr v. Schoen gab sich redliche Mühe, die Steine aus dem Wege zu schaffen, welche ein glattes Durchfahren des deutsch-französischen Verständniswagens immer von neuem hinderten. Aber für jeden Klarsehenden war es von vornherein ausgeschlossen, daß das neuaufgenommene Werk gelingen könnte; dazwischen lag die ganze Hintertreppenpolitik Eduards VII., sein enges Zusammenarbeiten mit Delcassé und Clemenceau. Caillaux, der vorübergehend das Zepter in Frankreich in Händen hatte, und dem es mit der größten Mühe gelang, das Kongo-Abkommen mit uns zusammenzuschmieden, verschwand mehr und mehr von der Bildfläche, und den Revanchehelden blühte in der Person des Präsidenten Poincaré eine neue Kraft; Poincaré wurde gegen den wohlwollenden Senator Pams durch den Bund aller Nationalisten zum

Präsidenten gewählt, und damit war das Schicksal der französisch-deutschen Beziehungen für immer entschieden. Die Rolle des russischen Botschafters Iswolski in Paris nahm täglich an Bedeutung zu, und nach jedem Besuch Poincarés in Rußland — erst als Ministerpräsident, sodann als Präsident der Republik — genügte eine einfache Lektüre der gouvernementalen Blätter, wie „Temps", „Echo de Paris", „Matin", um festzustellen, daß die französische Auslandspolitik immer mehr in russischem Fahrwasser segelte.

Exzellenz v. Schoen gab sich redliche Mühe, diesen Tendenzen entgegenzuarbeiten, aber der Wasserschwall war nicht aufzuhalten; die Zeitungen verpesteten die öffentliche Meinung seit Jahren durch eine regelrechte Attacke gegen alles, was deutsch ist und denkt; das kleinste Ereignis im entferntesten Weltall fand in gewissen französischen Blättern eine gehässige Auslegung zu Ungunsten Deutschlands. Aber bis zum letzten Augenblick kämpfte der deutsche Botschafter gegen die russisch gesinnte Kamarilla in der Umgebung des Präsidenten Poincaré, und noch 24 Stunden vor dem Kriege hoffte er, durch direkte Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten Viviani, dessen stramm sozialistische Tendenzen eine friedliche Beeinflussung erhoffen ließen, die Katastrophe zu vermeiden. Aber die Würfel waren gefallen. Der fürchterlichste aller Kriege war durch den Willen eines halben Dutzend Menschen entfacht, deren Andenken durch die spätere, vorurteilslos urteilende Geschichtsschreibung mit Sicherheit gebrandmarkt werden wird. —

Diese Ereignisse waren stärker als alle menschlichen Kräfte und persönlichen Bestrebungen. Die Einsetzung aller persönlichen Intelligenz war nicht imstande, die Katastrophe zu vermeiden. Aber es muß offen gesagt werden, daß die beiden letzten Botschafter, welche die Ehre hatten, Deutschland bei der französischen Regierung zu vertreten, ihr Bestes und Letztes aufgeboten haben, um eine Weltkatastrophe zu verhindern.

Zum Schluß dieser Ausführungen wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Exzellenz v. Schoen es verstanden hat, während der relativ kurzen Zeit seiner Existenz als Kaiserlicher Gesandter sich das volle Vertrauen der deutschen Kolonie in Paris zu erwerben; bei allen Feierlichkeiten war er — gleichwie seine Vorgänger — zugegen, und speziell Kirche und Schule erfreuten sich seiner regen Sympathie.

In verschiedenen Zeitungen haben wir nach Ausbruch des Krieges und auch seither das Urteil gehört, daß er es nicht verstanden habe, die in Paris und Frankreich lebenden Deutschen rechtzeitig auf die Gefahr aufmerksam zu machen; wir müssen festlegen, daß man bis zum 31. Juli mittags selbst in eingeweihten Kreisen an einen brüsken Kriegsausbruch nicht glaubte, politische wie finanzielle Kreise hofften immer noch auf eine Beilegung der sich allerdings täglich häufenden Schwierigkeiten — und es wäre unverantwortlich seitens eines

deutschen Botschafters gewesen, wenn er seinen Landsleuten verfrüht angeraten haben würde, Haus und Hof, oder seit langem innegehabte Stellungen zu verlassen — jedenfalls auf Nimmerwiedersehen. Als die Katastrophe unvermeidlich erschien, hat es der Vertreter des Deutschen Reiches an nichts fehlen lassen, um im Bereich der Möglichkeit die in Paris lebenden Deutschen zum Verlassen des plötzlich ungastlich gewordenen französischen Bodens zu veranlassen.

Adolf Teutenberg: Ein holländischer Exminister über die europäische Lage.

Es ist in Deutschland wohl noch in guter Erinnerung, daß von Holland aus eine erste gerechtere Beurteilung dessen zu uns herübergelangte, was man unter „Militarismus" zu verstehen hat. Diese Beurteilung kam aus der Feder des früheren holländischen Ministers S. van Houten, der in zwangloser Folge erscheinende „Staatkundige Brieven" (staatswissenschaftliche Briefe) herausgibt (bei H. D. Tjeenk Willink en Zoon, Haarlem), die in Holland sehr gelesen sind. Van Houten stellte damals unsern Feinden zum Kummer fest, daß nicht die Institution des Militarismus an sich, sondern höchstens der Gebrauch, der von ihr gemacht werde, unterscheidende Merkmale von Volk zu Volk an sich trage, und er sagte, daß „England sich sehr zu Unrecht über „Militarismus" erhaben" dünke. „Im Gegenteil hat Englands Seemacht, und im besonderen auch sein Seekriegsrecht, Jahrhunderte hindurch dem ausgesprochenen Zweck gedient, die Macht anderer seefahrenden Staaten zu brechen und ihrem Handel wie ihrer Schiffahrt Schaden zuzufügen. Dahingegen ist Deutschland bis auf unsere Tage immer das Schlachtopfer des französischen Militarismus gewesen, in dem Sinne, daß Frankreichs Streben stets und bis aufs Jahr 1870 mit guten Erfolgen darauf gerichtet war, Deutschland daran zu hindern, durch Einswerdung zu seiner vollen Kraftentfaltung zu kommen. Und Frankreich wurde in diesem Streben regelmäßig von Rußlands Seite unterstützt . . . ."

Ich habe diesen Mann, der schon zu Anfang des Krieges, mitten in dem alles übertönenden Geheul der Deutschlandhasser, so gerecht zu urteilen wagte, in seiner Wohnung im Haag besucht und bin bei dieser Gelegenheit in den Besitz der sämtlichen Kriegsbriefe des Politikers van Houten gekommen. Es sind sehr durchdachte Aufsätze von gepflegtem Stil, die einen diplomatischen Praktiker und einen von der Allmacht des Völkerrechts überzeugten Theoretiker in eigentümlicher Mischung zeigen. Die Beurteilung der Dinge betont in keiner Weise den

deutschen Standpunkt, aber ebensowenig den französischen oder englischen oder russischen — eher den europäischen. Aber gerade ihrer nationalen Unvoreingenommenheit wegen liest man diese Briefe mit Interesse. Denn diese Unvoreingenommenheit verheißt dem Deutschen jene Wahrheit, die von unsern Feinden so gründlich und überlegt gefälscht wird.

In der Tat räumt van Houten, der uninteressierte Neutrale, mit mancher Lüge auf. So vor allem stellt er fest, daß „Frankreich sich nur aus Revanchelust Rußland angeschlossen habe", daß diese Revanchelust „eine wesentliche Ursache der Furcht und Unruhe, die Jahrzehnte lang auf Europa lastete, gewesen" sei, daß „selbst die Ausbreitung des französischen Kolonialbesitzes in Tonkin, Tunis und Marokko die alte Wunde nicht heilen konnte", daß „Frankreich den Preis, den es England für die Mitwirkung am Revanchewerk angeboten, wohl nicht mehr werde zum zweiten Male zahlen wollen" usw. Wird durch diese Aufdeckung eine der tiefsten Mächte, die zum Kriege trieben, gekennzeichnet und der französischen Phrase, die mit dem Worte „europäische Freiheit" politischen Stimmenfang in größtem Stile betreibt, der Garaus gemacht, so reißt die weitere Feststellung, daß Englands Aushungerungskrieg ein „ebenso großer wie inhumaner Fehler" sei, unserm schlimmsten Feinde die heuchlerische Maske ab. . . . .

Bemerkenswerter als diese Feststellungen ist, was van Houten über den Widersinn der Entente-Bündnisse und -Ziele aussagt. Diese Zusammenbringung der Mächte müsse, meint der Exminister, die erste und sicherste Folge haben, „England als Seemacht eine noch allmächtigere Stellung zu verschaffen". Und diese Tatsache, meint er weiter, werde „auf Frankreichs spätere Haltung gegenüber seinem jetzigen Bundesgenossen nicht ohne Einfluß bleiben" können. Van Houten erwartet darum, daß „die sogenannte Entente, soweit sie ein Zusammenwirken von Frankreich und Rußland mit England als Militärstaat zur See ist, mit dem Friedensschluß aufhören wird". Eine weitere Unnatürlichkeit in dem politischen Zusammenspiel der Vierverbändler erblickt der holländische Staatsmann in dem Zusammengehen gegen Konstantinopel. „Ich fürchte keinen Widerspruch zu finden," schreibt er, „wenn ich behaupte, daß weder das englische Volk, als es sich zum Kriege bewegen ließ, noch das französische, als es sich aus Revanchelust an Rußland anschloß, auch nur von ferne daran gedacht haben, daß die Eroberung Konstantinopels für Rußland als Preis für dessen Teilnahme an der Erniedrigung Deutschlands könnte ausbedungen worden sein. Es wäre eine geradezu tolle Ironie der Geschichte, wenn nun Frankreich und England, die Bundesgenossen aus dem Krimkrieg, Arm in Arm zu Felde ziehen würden, um Konstantinopel für Rußland zu erobern, so daß, wer so etwas prophezeit haben würde, vermutlich mehr Gelächter als Entrüstung wachgerufen hätte, denn man hätte solchen Propheten nicht ernst genommen." Man weiß, daß diese „Ironie der Geschichte" Ereignis geworden ist. Aber man weiß auch, daß dieses Ereignis

eine theatralische Vorspiegelung ist, die mittlerweile ein etwas sehr groteskkomisches Gesicht angenommen hat. . . .

Sehr ernsthaft zu lesen sind die Vorschläge, die van Houten zur Reform des Seerechts macht. Die Abschaffung des Kaperrechts, die er in einer besonderen Broschüre zu Anfang des Krieges forderte, ist ihm ungenügend erschienen, nachdem besonders auch das seefahrende Volk der Niederländer Englands Gewaltherrschaft zur See so empfindlich hat zu spüren bekommen. Die Unantastbarkeit des privaten Eigentums zur See werde illusorisch, wenn jede Macht, wie England es jetzt tue, den Kontrebandebegriff nach Belieben ausdehnen und damit jedes Land von der Lebensmittelzufuhr einfach abschneiden könne. Deshalb tritt der Holländer für absolute Freiheit der Meere, d. h. für eine durch eine internationale Seepolizei gewährleistete freie Benutzung der Meere für alle Zeiten und in allen Lagen ein.

Man sieht, daß holländische Wünsche sich mit deutschen in diesem Betracht begegnen! Es wäre erfreulich, wenn die Gemeinsamkeit dieser Ziele auch in anderen Dingen zu Gemeinsamkeit führen würde, die den stammverwandten Nachbarvölkern ja eigentlich gemäß ist!

Said Memun Abul Fadl: Die Frauen des Islams und der Weltkrieg

Mit zu den wichtigsten Fragen im Orient gehört jetzt die des Einflusses des Krieges auf die mohammedanischen Frauen. Es haben sich mit dieser Frage schon sehr viele Reformatoren und Schriftsteller, sowohl orientalische, wie auch europäische, befaßt. Bei den letzteren aber trug sehr viel ihre mangelnde Kenntnis des orientalischen Familienlebens mit dazu bei, daß sie die Grundlagen der notwendigen Reformen nicht angeben konnten. Von den orientalischen Schriftstellern sind viele konservativ und glauben, daß ihre Religion Änderungen des Bestehenden nicht gestattet. Die jetzige Umwertung aller Werte ist ihren Begriffen fremd.

Der jetzige Krieg aber, der die sämtlichen Nationen des Islams aufgerüttelt hat aus ihrem Halbschlaf, und der zur Entfaltung der grünen Fahne des Propheten wieder alle Herzen begeistert hat, hat durch das deutsche Vorbild nicht nur den Männern des Orients den rechten Weg gezeigt, sondern auch seine Frauen darüber aufgeklärt, was ihnen fehlt und wie sie Heilung erlangen können.

Wir können in dieser Beziehung ruhig von den „Segnungen des Krieges" sprechen, an dem nicht nur die türkischen, sondern alle mohammedanischen Frauen teilhaben werden. In Zukunft werden die Frauen des Islams wieder, wie es in den ersten Jahrhunderten des Islams der Fall war, — wir nennen hier nur Chadidscha, Meslema, Umrh Salama — sich mit geistigen, wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen und an allen Ereignissen und Forderungen der Zeit Anteil nehmen. Der Krieg ist für unsere Frauen zum Prüfstein und zur Schule geworden und ein Ansporn zum Fortschritt. Bisher haben die islamischen Frauen es als Schande betrachtet, ihre Namen in den Zeitungen veröffentlicht zu sehen. Jetzt findet man nicht nur in jeder Zeitung, sondern fast sogar in jeder ihrer Spalten eine Reihe solcher Namen; Namen von Frauen, die sich in hervorragender Weise betätigen. Gestern noch waren im Orient die Frauen für das soziale Leben überhaupt nicht vorhanden, ihre Hilfe war nicht erwünscht, — und heute gehen sie auf in sozialer Hilfstätigkeit und verrichten staunenerregende Leistungen. Nicht nur in den großen Städten, sondern auch an kleinen Plätzen haben sie Lazarette mit hunderten von Betten gegründet, wo die Verwundeten aufs liebevollste von ihnen gepflegt und gewartet werden, Nähstuben und Kinderhorte haben sie errichtet, und kaum ein Gebiet gibt es, auf dem man sich nicht ihrer Mitarbeit bedient. Ihr ganzes Volk haben sie sich durch ihre Opferfreudigkeit verpflichtet. Wo Mittel fehlten, die anders nicht aufgebracht werden konnten, gaben sie gern und willig ihren Schmuck dahin. Ich will hier ein kleines Beispiel erwähnen, das ich vor kurzem in der türkischen Zeitung „Tanin" las. Eine junge Bäuerin, die kurz vor Ausbruch des Krieges geheiratet hatte, nahm die geringen Mittel und Gegenstände ihrer persönlichen Aussteuer und brachte sie zu der drei bis vier Stunden entfernt liegenden Gouvernementsstadt, wo sie alles dem Roten Halbmond zur Verfügung stellte. Es ist ergreifend, wenn man bedenkt, daß es die Aussteuer, die sicher der größte Stolz ihres jungen Lebens gewesen ist, war, die diese arme, unwissende Frau dahingab. Ein Zeichen, wie sehr große Ausbreitung der nationale Opfersinn bereits gefunden hat. Rührend ist es auch, die Briefe der Angehörigen an ihre verwundet in den Lazaretten liegenden Verwandten zu lesen. Selten trifft man da mutzloses Jammern und Klagen. Vielmehr spricht fast überall großer nationaler Stolz aus den Schreiben und Dank für die Verteidigung des Landes und der Religion. Man sieht immer deutlicher, wie sich das Erwachen des vaterländischen Bewußtseins ausbreitet, und Briefe aus den armen, ungebildeten Schichten der Landbevölkerung zeigen, daß hoher Sinn und Feinheit des Empfindens nicht nur das Vorrecht der Gebildeten ist.

Toleranz gegenüber den Feinden, Opfersinn für das eigene Land, Heldenmut bei Männern, bewundernswürdige Werke der Menschenliebe bei den Frauen — kann man da wohl noch fragen, auf welcher Seite der Kämpfenden die Kultur und auf welcher die Barbarei zu finden ist?

Vergleichen wir nun die orientalischen mit den europäischen Frauen, so werden wir sicher finden, daß sie ungebildet, ignorant und rückständig sind. Von Kindererziehung und Hauswirtschaft wissen sie selten etwas. Es ist dies nun aber nicht ihre Schuld oder die Schuld der mohammedanischen Religion, sondern die Schuld der Männer, die den Geboten des Propheten ungehorsam waren und die Gesetze über Heirat und Ehescheidung mißbrauchten. Aus Eifersucht kerkerten sie die Frauen zwischen ihren vier Wänden ein, gaben ihnen keinerlei Rechte und erschütterten so das Fundament des Familienlebens und löschten das Glück des Ehestandes aus.

Aus Erfahrung kann ich aber sagen, daß in den letzten Jahren ein großer Umschwung hierin eingetreten ist und daß nicht nur die Frauen die Trostlosigkeit ihrer Lage erkannt haben, sondern daß diese Erkenntnis auch vielen Männern gekommen ist. Viele Versammlungen werden jetzt schon von Frauen besucht, und ich habe z. B. bei einem Vortrag, den ich über Frauenleben der Vergangenheit und der Gegenwart hielt, gesehen, daß viele der anwesenden Frauen weinten.

Die Voraussetzung der Hebung der äußeren, d. h. sozialen Stellung der Frauen in der Türkei ist natürlich, wie es auch bei den Kulturmächten Europas gewesen ist, die Hebung der seelischen Fähigkeiten. Um an dem äußeren Leben der Nation regen Anteil nehmen zu können, bedarf die Frau des Verständnisses für das Große und Ganze, das sich im Staate verkörpert. Für die Mohammedanerin ist dieses Ergreifen an und für sich leichter, da Staat und Religion so unauflöslich und innig seit Verkündung der islamischen Lehre miteinander verbunden sind. Wie sehr auch gerade jetzt in diesem Weltkriege der einfachen Frau aus dem Volke voll und ganz klar wird, um was es sich handelt, können wir aus einem jüngst in der türkischen Zeitung „Tanin" veröffentlichten Brief einer Mutter ersehen, der an ihren bei den Dardanellenkämpfen verwundeten Sohn gerichtet ist. Er lautet:

„Mein Sohn!

Ich habe Deine Karte vom 29. April 1331 bekommen, und da mein Herz voll Mutterliebe für Dich ist, war ich über die Nachricht sehr betrübt. Und doch freue ich mich, daß Du Deine Wunden bei der Verteidigung Deiner Religion und Deines Vaterlandes empfangen hast. Denn nur dann wird der Islam in der Welt Dauer haben, wenn wir ihn uns wieder erkämpfen. Wer in diesem Heiligen Kriege stirbt, erwirbt sich dadurch das ewige Leben, und die Überlebenden werden auf Erden gesegnet sein. Für den guten Kampf, den Du gekämpft hast, mein Sohn, sage ich Dir meinen Dank und spreche Dir meinen Glückwunsch aus. Gott gebe den mohammedanischen Soldaten Kraft, Glauben, Geduld und Festigkeit und vernichte den Feind, damit er nicht sein böses Ziel erreicht. Amen.

In unserer Familie geht alles gut. Alle lassen grüßen, und Du sollst nicht

traurig sein. Durch die kleine Wunde in Deinem Arm sind die Leiden vieler Hunderttausende von Mohammedanern gerächt. Lebe wohl. Gott schütze alle Mohammedaner und befreie sie von dem Joch ihrer Unterdrücker.

Kaissari, den 7. Mai.

Deine Mutter Gulsum."

Es sind also unsere Erwartungen, daß es mit der Hebung der sozialen Stellung der Frau in der Türkei ziemlich rasch vorwärtsgehen wird, bis zu einem gewissen Grade vollauf berechtigt, da die geistigen Voraussetzungen vorliegen.

An die deutschen Frauen aber richte ich die herzliche Bitte, auch ihren türkischen Schwestern ihre hilfreichen Hände zu bieten und ihnen Gelegenheit zu geben, deutsches Frauen- und Familienleben kennen zu lernen. Ich weiß, es wird ein dankbares Gebiet sein, und sie werden gelehrige Schülerinnen finden. Möge das Beispiel des Präsidenten der deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz, der vor kurzem in Konstantinopel Vorträge über das Wirken des deutschen Roten Kreuz hielt, recht bald Nachahmer finden.

Siegfried Dyck:
Völker- und Rassenprobleme im Weltkrieg.

Eine Studie.

Unter nationalistischer Flagge gingen unsere Gegner in diesen Krieg. Die slawische Welt rief Rußland, Frankreich rief die romanische Welt auf: zu einem Kampfe gegen die Germanen. Und gleich zu Anfang des Krieges suchte jeder unserer Gegner durch die Entflammung der nationalen Leidenschaften, des nationalen Hasses, den Krieg zu einem Volkskrieg zu gestalten. Die Serben wiegte man in Großmachtträume und zeigte ihnen darin Großserbien vom Mittelmeer bis zur Adria, in dem sie herrschten. Den Polen versprach man ein Großpolen, das — mit voller Autonomie — sich unterm Schutze des Zarenreiches in seinem Volkstum selbständig entwickeln könnte, den Italienern ein Großitalien, das alle italienischen Sprachgebiete umfassen sollte. Und selbst Japan schützte vor, daß es die Interessen der gelben Rasse den germanischen Eindringlingen gegenüber wahren müßte. So schien der Krieg in seinen Anfängen, als Nationalitäten- und Rassenkampf, Scheidewände zwischen Nationalitäten, Völkergruppen und Rassen aufzurichten. Und die Massenausweisungen, Mißhandlungen und Internierun-

gen von Deutschen in Frankreich, England und Rußland, die Massenflucht derjenigen, die noch vor Ausbruch des Krieges sich retten konnten, weist gleichfalls auf eine schärfere Betonung nationaler Gegensätze hin, die auch in Deutschland — bei Beginn des Krieges — durch Ablehnung von fremdem Wort und fremder Art bemerkbar wurden.

Und doch hat dieser Krieg vielleicht gerade recht viel auch zu der Verwischung nationaler Gegensätze und zur Vermischung verwandter Stämme beigetragen.

Zunächst in Österreich-Ungarn und in Deutschland.

Dort zeigte sich, daß eine gemeinsame Kultur starke Anziehungskraft ausübt, so daß die Polen, Tschechen, Serben, Rumänen und Italiener der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Polen und Elsässer des Deutschen Reiches sich in ihrer überwältigenden Mehrheit nicht von den nationalistischen Lockungen betören ließen, sondern sich als treue Bürger ihres Staates bewährten.

Die Parole unserer Gegner übte nur außerhalb der Zentralstaaten auf ein paar wenig kräftige Staatsgebilde, auf Serbien, Belgien und zuletzt Italien eine Wirkung aus, in letzterem auch nur auf eine Minderheit des ganzen Volkes, die allerdings — aktiver als die Mehrheit — bestimmend für die Haltung des Landes wurde.

Wenn wir nun den inneren Ursachen der Erscheinung nachgehen, die diese Annäherung der Nationalitäten innerhalb der Zentralmächte zuwege gebracht haben, so finden wir sie — neben einer gemeinsamen staatlichen Kultur — in den verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen — trotz aller scheinbar ausgeprägten Nationalität — die verschiedenen Nationen zueinander stehen. Die Verwandtschaft zwischen Germanen, Slawen und Romanen ist ja uralt. Sie gehören alle *einer* Rasse an: der kaukasischen, und die Sprachvergleichung hat ergeben, daß ihre Sprache im indo-germanischen Sprachstamm eine gemeinsame Wurzel hat. Auch später sind noch in großem Umfang Blutmischungen vorgekommen.

Bei den Nationen, die *ein* staatliches Band umschließt, erscheint die Blutmischung durch Heiraten am nächsten liegend, doch ist sie bei der seßhaften Bevölkerung weit seltener als man annehmen könnte, da in der engen Heimatsgemeinschaft, wo Sitte, Herkommen, Gewohnheiten und materielle Interessen Schranken ziehen, das nationale Band auch in der Diaspora sich stark erweist. Häufiger ist die Blutmischung bei illegitimen Verbindungen in den zweisprachigen Gebieten, die durch Heimlichkeit des Verkehrs und Verantwortungslosigkeit des Vaters gefördert wird. Die „Unehelichen" bilden somit schon einen wesentlichen Bestandteil der Mischrasse. Den größten Einfluß auf die Blutmischung aber haben von jeher die Kriege und die Wanderungen der Völker ausgeübt.

So haben die römischen Eroberungskriege den nationalen Charakter der Völker wesentlich verändert. Während die Römer ihre Heere im Ausland kämpfen ließen, die Männer römischen Blutes im Lande also fehlten, füllte sich Italien mit fremden Nationen, die als Gefangene kamen, Sklaven wurden, dann Freigelassene und römische Bürger, oder die sich als Händler in römischen Städten niederließen und die als Feldherren und als Söldner in den Heeren Roms zuletzt weit überwogen. So hat Rom an andere Völker römisches Blut abgegeben — die Rumänen halten sich ja heute noch für echte Römersprossen, obwohl sie eine Mischrasse skythisch-römischen Blutes sind —, hat aber dafür fremdes Blut aufgenommen. Besonders stark war der römische Bluteinschlag in den ersten römischen Eroberungszügen in Südfrankreich und Spanien; die späteren, in denen zum großen Teile schon Germanen in den Legionen kämpften, haben jedoch schon der Blutmischung eine andere Richtung gegeben, obwohl der sprachliche Einfluß der Römer noch immer groß blieb, da die römische Sprache Heeres- und Verwaltungssprache war und in dialektischer Veränderung Verkehrssprache wurde.

Von mindestens gleich großem, wenn nicht größerem Einfluß aber mußten die Germanenzüge nach dem Westen werden, die durch starke Volksvermehrung und durch die Völkerwanderung bedingt waren. Die Züge der Kimbern und Teutonen, Helvetier, der Goten, der Vandalen und Langobarden haben Italien, — namentlich Oberitalien — deutsches Blut in breitem Strome zugeführt. Die Siedlung der Langobarden in Oberitalien gibt noch heute dem Volke dort seinen Charakter, zu dem auch die Hohenstaufenzüge beigetragen haben dürften. Es ist kein Zufall, daß gerade die Oberitaliener, die Piemontesen, Lombarden und Venetier, Italiens leistungsfähigste Soldaten sind.

Und auch Frankreich — der Name deutet schon darauf hin, daß dort die Franken einst ausschlaggebend waren — hat der Zug der Westgoten nach Spanien, haben die Siedlungen der Normanen an der Nordküste und die Besitznahme von Nord- und Ostfrankreich durch Franken und Burgunden germanisches Blut in reichem Maße zugeführt.

Wie stark ihr Bluteinschlag in Norditalien und in Frankreich ist, läßt schon die Häufigkeit des Langkopfes und des Blondhaares erkennen. Auch der massigere, kräftige Körperbau der Norditaliener, der französischen Lothringer, der Bretonen und der Bevölkerung der von uns besetzten Nordostprovinzen Frankreichs: Flandern, der Champagne etc. gibt sichere Merkmale.

Es ist also ein falsches Etikett, wenn Franzosen und Italiener von einem Kampfe der Romanen gegen das Germanentum in diesem Kriege sprechen. Aus früheren Eroberungskriegen der Germanen sind beide Völker — schon vorher Mischrasse: in Italien aus den verschiedenartigsten Völkern, Römern, Sabinern, Etruskern, Griechen, Juden, Persiern, Galliern und Germanen, in Frankreich aus einer keltisch-römisch-germanischen Rasse stammend — mit germanischem

Blute so stark durchsetzt, daß es in großen Landesteilen vorherrscht. Und es ist wahrlich nicht der schlechteste Teil des Blutes, der im heutigen Italien und Frankreich deutschen Ursprungs ist. Nicht nur die heutige Generation der Norditaliener und Nord- und Ostfranzosen bezeugt das, die beiden Staaten militärisch, geistig und wirtschaftlich die besten Kräfte gab, sondern auch die Vergangenheit, in der einst, in der Blütezeit der Renaissance, die Städte Oberitaliens die Welt beherrschten und Venedig, Genua, Pisa und Florenz zu Trägern einer neuen Kulturperiode wurden.

In England hat man kürzlich zwar auch einmal den Versuch gemacht, verwandtschaftlichen Beziehungen nachzuspüren, die das Angelnland mit unseren Gegnern im Westen verbinden sollten, aber der Versuch ist wohl von niemand — weder in England selbst, noch in Frankreich, Italien oder Deutschland — ernst genommen. Es ist ja nicht ganz richtig, wenn man in unseren Vettern jenseits des Kanals reine, nur durch ihre insulare Lage zu einer anderen Entwicklung gedrängte Germanenstämme sieht, aber — wenn eine Verwandtschaft zwischen ihnen und Franzosen und Norditalienern, wie zwischen diesen und Deutschen besteht, so ist es neben dem deutschen Blut, das in allen vier Nationen nachweisbar ist, besonders das keltische, das zwischen den heutigen Engländern und Franzosen eine Blutsverwandtschaft schuf. Es ist eigentlich bemerkenswert, daß nach der Römerzeit, in der auch fast ausschließlich germanische Hilfsvölker in Britannien unter den Adlern der römischen Legionen kämpften, größere Invasionen nur noch deutschen Stämmen gelangen. Die Siedlung der Angeln und Sachsen, der Dänen und Normanen, hat England Jahrhunderte hindurch mit Unternehmungsgeist, Tatkraft und Tüchtigkeit erfüllt, hat sein geistiges und wirtschaftliches Schaffen befruchtet, Handel und Industrie, Kolonisations- und Organisationsfähigkeit belebt und es befähigt, die Herrschaft auf den Inseln an sich zu reißen und über's Meer hin auszudehnen. Freilich kommt in Politik und Erwerbsleben Englands auch seines Blutes anderer Teil, der Kelten kalt berechnendes Wesen, zum Durchbruch und zur Geltung.

Wie dem auch sei, den Deutschen und Deutschösterreichern sind diese Gegner im Westen alle blutsverwandt, und darum ist es eine willkürliche Konstruktion, wenn sie *Scheidewände auf Grund der Abstammung* errichten wollen.

* * *

Im Osten müssen wir zwei Gruppen scheiden: Slawische Völker und Völker mongolischer Rasse.

Die Slawen sind uns, wie erwähnt, nicht rassefremd, da sie gleich uns Kaukasier sind und mit uns den gleichen Sprachstamm haben. Aber von denen, die sich für Slawen ausgeben, sind nicht alle Slawen, namentlich die Russen, die

sich als slawische Vormacht aufspielen, sind keine Slawen ihrem Blute nach. Mit den Slawen verbindet uns, wie mit den Gegnern im Westen, auch Blutsverwandtschaft aus geschichtlicher Zeit. Im Nordosten Deutschlands hatten in der Völkerwanderung Slawen die dort ansässigen Germanenstämme verdrängt; als später dann in der norddeutschen Tiefebene von neuem germanische Kolonisation einsetzte, wurden die Slawen nicht vertrieben, sondern unterworfen. Bei stetig nachdrängender germanischer Siedlung, die die Grundlinien zwischen dem Herrentum des Siegers und der dienenden Stellung des Besiegten allmählich verwischte, kam es zu starken Blutmischungen; bis heute dort, wo einst Wenden, Sorben, Litauer (bei denen es zweifelhaft ist, ob man sie zu den Slawen rechnen darf) und Polen die breite Bevölkerungsbasis bildeten, das deutsche Blut vorherrscht. Im Nordosten Deutschlands ist jedoch auch in der, ihrer Sprache nach deutschen Bevölkerung der slawische Bluteinschlag immer noch ein recht starker.

Die Slawen (Polen, Ukrainer, Letten) würden also an der Ostgrenze Deutschlands ebensowenig einen Kampf gegen das Germanentum führen, wie an der Ostgrenze Österreich-Ungarns; oder ebensowenig, wie an der Westgrenze Romanen den verbündeten Zentralmächten gegenüberstehen.

In beiden Gruppen haben Kriege und in ihrer Folge Siedlungen den Charakter der Völkerfamilien geändert, so daß auf der einen Seite romanisch-keltisch-germanische Mischvölker gegen Deutsche kämpfen, während auf der anderen Seite eine germanisch-slawische Mischrasse unsere Grenzen im Osten verteidigt.

Unter den Angreifern im Osten sind nun sicherlich — mehr oder weniger unfreiwillig — auch Slawen, obwohl man bei genauerer Untersuchung finden wird, daß man auch bei diesen von reinem Blute schwerlich reden kann, daß also der von Rußland zwischen Slawen und Germanen konstruierte Rassengegensatz in Wirklichkeit nur in Nüancen der Blutmischung besteht, soweit er überhaupt vorhanden ist. Aber daß gerade die Russen, die sich — wie bereits erwähnt — nur fälschlich zu den Slawen zählen, die Rolle der slawischen Vormacht für sich in Anspruch nehmen, ist angesichts der Tatsache, daß sie ethnographisch zu den Finno-Tartaren gerechnet werden müssen, grotesk. Sie gehören weit mehr als zu den Slawen zu einer anderen Gruppe unserer Gegner, zu den Mongolen. Bei der großen Völkerwanderung mag ein Teil der asiatischen Volksstämme, die durch die Hunnenzüge in Bewegung kamen, in die Wohnsitze nach Osteuropa gedrängt sein, in denen wir die Russen bei ihrem ersten geschichtlichen Auftauchen (862—879) finden. Die Unterwerfung durch die Mongolen im 13. Jahrhundert und die Eroberung des Moskowiterreiches durch die Tartaren im fünfzehnten führten neue Ströme mongolischen Blutes den Russen zu. Zugegeben mag werden, daß in den Kämpfen mit den Slawen auch eine slawische Blutbeimischung erfolgte; der eigentliche Russe aber zeigt noch heute mehr den finno-tartarischen als den slawischen Gesichtstyp und Körperbau und die mongolischen Charakter-

eigenschaften. Die Sprache ist nicht beweiskräftig für die Zugehörigkeit der Russen zur Völkerfamilie der Slawen, da, wie sich das auch sonst ergibt, der Eroberer häufig die Sprache kulturell höher stehender unterworfener oder benachbarter Völker annimmt.

Obwohl von Rurik, dem Waräjer, bis zu dem Holstein-Gottorper Nicolaus diese Finno-Tartaren die Erweiterung ihrer Herrschaft fast nur der Führung durch Herrscher deutschen Blutes zu danken haben, (das auch im russischen Geschlecht der Romanow nicht geringen Anteil daran hatte), und obwohl die Nachkommen der Schwertritter aus den baltischen Provinzen (also Deutsche) Rußland einen großen Teil seiner besten Staatsmänner, Verwaltungsbeamten und militärischen Führer gegeben hat, verbindet uns Kaukasier mit diesen Mongolenabkömmlingen so wenig eine Blutsverwandtschaft, wie mit den Japanern. Instinktiv haben das die Germanen, zum Teil wohl auch die Slawen, gefühlt, indem sie von den Russen sich sonderten und an ihrer Nationalität, trotz aller Drangsalierung und aller wirtschaftlichen Lockungen, festhielten. Die Russifizierungsversuche haben weder bei den Deutschen, noch den Polen oder selbst den Ukrainern Erfolg gehabt.

Die deutschen Siedler in Rußland haben sich meist in geschlossenen Kolonien angesiedelt und im allgemeinen rein gehalten von dem ihnen völlig rassefremden Blut.

* * *

Wo uns verwandtschaftliche Bande mit anderen Völkern verknüpfen, da hat in lebendiger Wechselwirkung ein Austausch stattgefunden, da haben wir für deutsches Blut Kulturerrungenschaften eingetauscht. Italien gab uns in der Renaissance die künstlerische, strenge Formenschönheit im Gewand der Zeit; Frankreich hat den Persönlichkeitswert, der in den Herrenmenschen der Renaissancekultur nur vereinzelt Geltung fand, verallgemeinert und ihn zum Menschenrechte umgeprägt; England fügte diesen Gedanken in feste Form, indem es den Staatsgedanken ummodelte, mit der Freiheit des Einzelnen die Organisation verband und für das Recht des Individuums, selbst mitbestimmend, am Wohl der Allgemeinheit mitzuarbeiten, feste Normen fand. Der Slawe aber gab uns Arbeitshände und Anpassungsfähigkeit; er schmiegte sich dort, wo der deutsche Bluteinschlag bestimmend war, uns an.

Rußland jedoch nahm von uns: Führer, Arbeit, Unternehmungsgeist und Früchte unserer Arbeit und — gab uns nichts. Vom Russen trennt uns eine tiefe Kluft des Wesens und der Weltanschauung. Der trägen, stumpfen Masse dieser Asiaten fehlt — auch heute noch — der Schaffenswille. Nur eines Herrschers harte Faust vermag die Willens-

losen zu bewegen. Deshalb vermag der Deutsche dort auch nur als Herr zu existieren, im Volk versinkt, erstickt er und muß rettungslos zugrunde gehen. Und ebenso vermag der Russe den Deutschen nur als Herrn zu ertragen; wer vom Herrensitz heruntersteigt, der ist verloren. Er wird zertreten. Das ist letzten Endes auch der Grund, weshalb die kulturelle Entwicklung in Rußland so wenig deutsches Gepräge zeigt, obwohl der Russe deutschem Wissen und deutscher Bildung viel zu danken hat. Unsere Kultur ist die Kultur eines Herrenvolkes, der gegenüber sich der Sklavensinn der Mongolenabkömmlinge instinktiv feindselig verhält. In seiner Gesamtheit zeigt das Russenvolk noch heute den gleichen Widerwillen gegen westliche — nicht nur deutsche — Kultur, wie vor 200 Jahren die Bojaren, denen Peter der Große die Äußerlichkeiten europäischen Wesens mit Strick und Knute aufzwingen mußte. Heute sind die Bojaren äußerlich europäisiert, innerlich aber blieben sie, was sie waren; der russische Muschik aber hat sich weder äußerlich noch innerlich geändert.

Wie wesensfremd uns noch heute selbst Rußlands geistige Führer sind, das läßt uns ihre Literatur erkennen. Die Passivität des Volkes spricht aus ihr, statt des energischen Willens überall ein „Nitschewo"; ein „So ist es, wir ändern's nicht," deshalb: „Es macht nichts!" Auch da, wo ihre Wildheit unvermittelt hervorbricht und den Schein einer Aktivität erweckt, ist sie ohne Ziel und Plan, wenn nicht ein herrischer Wille ihrem Zerstörungstrieb die Richtung gibt. Ihr Wesen ist den halbtartarischen Orientalen, von denen sie (aus Byzanz) im Reichtum weichlichen Prunk, ein Sybaritentum, und im übrigen eine stumpfe Ergebung in ein unabwendbares „Kismet" übernahmen, viel ähnlicher als uns.

* * *

Wenn wir die Frage wieder aufnehmen, ob der Krieg eine schärfere Trennung oder eine Annäherung der Völker bringen wird, dann war es nötig, die Momente zu betonen, die früher zu einer Blutmischung geführt haben, die Gegensätze, wenn auch nicht ganz zu tilgen, doch zu überbrücken vermochte: Kriege und Eroberungszüge. Wir sehen solche Blutmischungen zwischen Romanen, Kelten, Germanen, Slawen, sehen jedoch die instinktive Abneigung, die sich einer Rassemischung zwischen Germanen und Finno-Tartaren (Russen) entgegenstellt. Die Nutzanwendung dürfte sich für die Zentralstaaten zunächst im Inneren ergeben. Die Sturmflut des Krieges, die Millionen Männer von ihrem Herde, ihrer Heimat löst, sie durcheinanderwirbelt und auf kurze oder längere Zeit in fremdes Land wirft, bringt es mit sich, daß sich die nationale Abgeschlossenheit im Lande selbst nicht aufrechterhalten läßt; die Volksbestandteile lernen einander besser kennen und achten. Das fördert die Annäherung, und die große Völkerwanderung

unserer Zeit, in der die zeugungsfähigen Männer, von einer Grenze zur anderen herüber und hinübergeworfen, wochen- und mondelang in Garnisonen, Quartieren und Lazaretten liegen, bringt in den mit Truppen belegten Gebieten, die der zeugungsfähigen, kräftigen Männer schwer entbehren, eine rasche Annäherung zustande. Legitime und illegitime Beziehungen mit ihren Folgen für die künftigen Generationen entspringen dieser Annäherung und wirken auf eine Vermischung der Nationalitäten innerhalb des Staatsgebietes der Zentralmächte hin, auf eine Verschmelzung zu einer einheitlichen Nationalität.

Aber auch über das deutsche und österreichisch-ungarische Staatsgebiet hinaus muß sich bei einem langen Kriege, in dem die Millionenheere auf fremdem Boden stehen, diese Annäherung geltend machen. Zwar kann man den heutigen Krieg nicht ganz den kriegerischen Wanderungen jener Zeiten gleichstellen, in denen hinterm Heer der Troß des ganzen Volkes zog, der Eroberer mit Weib und Kind vom Land Besitz nahm und so, seine Eigenart dem fremden Lande für Generationen aufprägend, sein Blut ihm einimpfte; doch wirkt schon automatisch die ungeheure Zahl der Männer im Sinne einer Nationalitätenmischung mit. Mag auch die Prostitution einen Teil der Menschenkeimsaat unfruchtbar machen, mag auch die eiserne Disziplin der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere Gewaltsamkeiten unterbinden, — man lebt in einer Zeit, in der im Kriegsgebiet ein „morgen" niemand sicher ist, viel rascher und ungebundener als in Friedenszeiten. Der gewaltige Naturtrieb, der selbst im Frieden den Lebenstrieb des Individuums ausschaltet, um neues Leben zu schaffen, ist heute, wo sich das Erleben der Menschen auf eine kurze Zeitspanne zusammendrängt und die Zusammenhänge von Sitte und Gewohnheit der Heimatgenossen gelockert sind, gewaltiger denn je. Die Annäherung der Geschlechter, die durch die Konvention nicht mehr gehemmt ist, vollzieht sich rascher. In Stunden werden Jahrzehnte hindurch genährte Vorurteile ausgerottet. Der Naturtrieb, der heute nicht Leben genug schaffen kann, um die verlorenen Leben zu ersetzen, hat freie Bahn.

Die psychologischen Momente wirken heute sicherlich in gleicher Stärke wie die rein physischen, das Resultat aber ist eine Nationalitätenmischung im Inland und im besetzten feindlichen Ausland. Nach dem Kriege kommt dann in eroberten Gebieten auch der wirtschaftliche Einfluß des Eroberers hinzu, der die Ansiedlung seiner Staatsangehörigen dort erleichtert.

Die Folgen dieser Blutannäherung treten nicht sofort zutage, wächst das Geschlecht, das ihr entsprossen, doch erst in mehr als zwanzig Jahren heran. Die Zeit unmittelbar nach dem Kriege mag denen recht geben, die die Verschärfung nationaler Gegensätze zwischen den heute feindlich einander gegenüberstehenden Völkern erwarten, denn die Wunden, die der Krieg aufreißt, sind hüben und drüben zu schwer und schmerzhaft, um rasch zu verharschen. Aber wir müssen weiterblicken.

Zerstörtes wird wieder aufgebaut — nicht wie es war vielleicht —, doch der Verwüstung Spuren tilgt die Zeit. Auch die wirtschaftlichen und persönlichen Beziehungen werden wieder angeknüpft werden und allmählich die Widerstände überwinden. Die Blutauffrischung aber, die die Vermischung deutschen Blutes mit den Nationen des indogermanischen Sprachstammes herbeigeführt hat, wird dazu helfen. Sie führt im Denken und Fühlen eine größere Übereinstimmung herbei, die das gegenseitige Verständnis erleichtert, und sie belebt von neuem die alternden Kulturvölker im Westen, gibt ihrem Schaffen neue Antriebe.

Wie einst die Völkerwanderung in der Zerstörung einer alten, absterbenden Kultur schon Keime neuer Blüten aussäte, die früher oder später zur Entwicklung kamen, so wird der Weltkrieg, die Völkerwanderung des zwanzigsten Jahrhunderts, die Völker Westeuropas neu befruchten. Mit Naturnotwendigkeit schlägt Blutsverwandtschaft die Brücke zu neuer Annäherung, und gleicher Eifer auf geistigem Gebiet, das gleiche Streben in Kunst und Wissenschaft, die gleichen hohen idealen Ziele festigen sie. Vielleicht mußte der Krieg kommen, um uns neue Entwicklungsmöglichkeiten zu bringen, in denen, der Blutsannäherung des Krieges folgend, das deutsche Volk in friedlicher Durchdringung mit seinem Wesen einst ganz Westeuropa erfüllt und eint, um eine feste Mauer gegen die Finno-Tartaren des Moskowiterreiches zu bilden und sie zurückzudrängen an die Grenze Europas. Sie sind, das sollte man sich gegenwärtig halten, nicht nur politische und wirtschaftliche Gegner, sondern uns wesensfremde Feinde einer schaffenden, indogermanischen Kultur. Ihre Aufgabe, als die der Zwischenstufler, mag es sein, am Ural und darüber hinaus nach Asien einen Schutzwall zu bilden gegen die mongolische Rasse und mongolische Gefahr. In Europa sind sie gefährlich und kulturfeindlich.

Otto Hoberg:
Die heutigen Anbaumöglichkeiten in den Mittelmeerländern, insbesondere im Bagdadbahngebiet.

Wenn uns das Schicksal oder die Sehnsucht nach Süden führt, in die Länder des alten mare clausum, näher einem heiteren Himmel und den Wiegen der Menschheit zu, pflegt neben den Resten einer fast sagenhaften, gewaltigen Kultur den Norden eine ihm fremde Welt mit klaren, wundersamen Formen, mit reinen Profillinien und bunten Farben eigenartig zu berühren und ihn mit staunender Bewunderung zu erfüllen. Das charakteristische Landschaftsbild der Mittelmeerländer nimmt ihn gefangen, das durch Boden und Vegetation nicht verhüllt, jede Geländestufe und jede Farbe der

einzelnen Gesteine grell und weithin sichtbar hervortreten läßt, während bei uns die Landschaft in den sanften Linien und den monotonen Farben der Pflanzendecke verschwimmt. Diese auffallende Erscheinung, die den Mittelmeerländern das eigene Gepräge gibt, ist nun bei näherer Untersuchung darauf zurückzuführen, daß der Humus im Laufe der Jahre von den früher zum größten Teil bewaldeten, jetzt aber kahlen Bergen in die Tiefe gespült ist, wobei hervorgehoben werden muß, daß gerade im Mittelmeergebiet die Nachteile der stattgefundenen Entwaldung ungleich größer sind, als in den Ländern gleichmäßiger Niederschläge. Und diese Tatsache erklärt sich aus den nachstehend entwickelten Gründen.

Zunächst muß gesagt werden, daß sich die Verwitterung im weiteren Sinne aus zwei Vorgängen zusammensetzt: aus mechanischer Zertrümmerung und chemischer Zersetzung. Erstere zerspaltet das Gestein in kleinere Stücke, ohne seine Substanz zu verändern; letztere wandelt die Gesteinssubstanz chemisch um. Beide Vorgänge arbeiten zusammen, aber doch in verschiedenem Maße. Je gleichmäßig feuchter und wärmer das Klima ist, desto mehr überwiegt die chemische oder eigentliche Verwitterung; je trockener, kontinentaler und kälter, desto mehr die mechanische Zertrümmerung. Denn Feuchtigkeit und Wärme und die damit verbundene starke Vegetation sind die Bedingungen der chemischen Umwandlung, die desto schwächer wird, je mehr diese fehlen, während die mechanische Zertrümmerung wesentlich das Werk heftiger Temperaturschwankungen ist und ganz besonders durch den Frost gefördert wird.

Mitteleuropa, und in noch höherem Maße die feuchtwarmen Tropengebiete, erfreuen sich starker chemischer Verwitterung. Daher entwickelt sich bei uns ein mächtiger Gehängelehm, der Höhen und Tiefen überzieht, die Formen ausgleicht und einen dichten Pflanzenwuchs ernährt. Polwärts dagegen und aufwärts im Gebirge tritt infolge der abnehmenden Wärme immer mehr die Zertrümmerung in den Vordergrund. Nackter Fels und roher Gesteinsschutt überwiegen hier in der Landschaft. Dasselbe ist in der Wüste der Fall, wo zwar nicht die Wärme, aber die Feuchtigkeit mangelt und die Temperaturschwankungen groß sind; hier ist die Bodenbildung ebenfalls sehr geringfügig oder fehlt ganz; die Zertrümmerung dagegen ist lebhaft.

So bildet das Mittelmeergebiet auch nach dieser Hinsicht den Übergang zwischen der Wüste und der immer feuchten Zone Mitteleuropas. Die Bildung des Verwitterungsbodens ist, wenn auch lebhafter als in der Wüste, doch weit schwächer als in unserer Heimat, da einem großen Teile des Jahres die Feuchtigkeit fehlt und die Vegetation viel weniger dicht ist. Da die mechanische Verwitterung die chemische in den Mittelmeerländern überwiegt, wird die Zertrümmerung augenfälliger, ohne jedoch das Maß zu erreichen, wie in der Wüste, im Hochgebirge oder der Polarzone. Sehr stark ist dagegen die Abtragung des losgelösten Materials, sowohl in Staubform durch den Wind in der langen

Trockenzeit, wie durch die wütenden Regen in der nassen Zeit; sie ist umso größer, als den dort besonders starken Winden und Regengüssen keine so dichte Pflanzendecke entgegenwirkt, wie dies bei uns oder in den Tropen der Fall ist. Nur wer die Wirkung der Gewittergüsse in den Gebirgen am Mittelmeer, so führt einer der besten Kenner der Mittelmeerländer, Prof. Dr. A. Philippson (Das Mittelmeergebiet), u. a. aus, und die riesigen Staubwirbel beobachtet hat, die im Sommer über die Brachfelder dahinziehen, kann sich eine Vorstellung von der Intensität der Bodenzerstörung im dortigen Klima machen.

Infolge dieser Umstände haben wir im Mittelmeergebiet eine nur langsame Bodenbildung, und die entstandene Verwitterungskrume ist der Gefahr schneller Zerstörung ausgesetzt, wenn sie ihrer Vegetationsdecke beraubt wird. Daher sind auch die Nachteile der Entwaldung, wie oben gesagt, hier so ungleich größer, als in den Gebieten gleichmäßiger Niederschläge. In vielen Fällen wird der Boden in überraschend kurzer Zeit abgespült, und nackter Fels tritt zutage. Wo dies nicht geschieht, wird der Boden wenigstens so geschwächt, daß sich nur noch Buschwald entwickeln kann. Feuer, Axt und Ziegen tun dann das übrige, um völlige Kahlheit der Gehänge herbeizuführen, zu der das üppige Leben in den Ebenen, die sich von der Beraubung der Hänge ernähren, in scharfem Gegensatz steht. Nur wo Ackerbau unmittelbar an Stelle des Waldes tritt, vermag er diese Vorgänge aufzuhalten, denn auch er schützt den Boden vor Abtragung durch den dichten Stand der Ackerfrüchte, durch Feld- und Terrassenmauern, die den Boden halten. Besonders charakteristisch ist der Terrassenbau im Gebirge und in hügeligen Gegenden. Ganze Ortschaften sind öfters, z. B. im Libanon, von Getreidefeldern umgeben, die künstlich angelegte Terrassen, die das kostbare Erdreich nicht wegschwemmen lassen, bedecken. Ähnlich wurde und wird noch heute in Palästina gearbeitet.

Tritt dann aber einmal eine Zeit des Kulturrückganges, der Vernachlässigung ein, wie sie kaum einem Lande erspart bleibt, liegen die Felder jahrelang brach, so verschwindet auch hier der Boden — oft genug spurlos! Während in Mitteleuropa der Boden auch in Zeiten der Vernachlässigung in wenig verminderter Fruchtbarkeit dem Lande erhalten bleibt, fällt er in den südlichen Mittelmeerländern einer raschen Abtragung und Fortführung anheim, die sich zu einem „Fliehen des Bodens" steigert, wenn der Mensch es unterläßt, ihn durch die Kultur, durch Bepflanzung, schützende Ummauerung usw. an die Erde zu schmieden. Wie schnell sich diese Vorgänge z. B. in Nordafrika abgespielt haben, geht aus einer Mitteilung Vischers (A Journey from Tripoli acroß the Sahara to Lake Chad, G. J. 1909) hervor, der an Stellen im W. Sofedjin, die zu Nachtigalls Zeiten noch mit Gärten bestanden waren, nur noch steinigen Schutt fand. Der einmal entflohene Verwitterungsboden bedarf langer Zeit zu seiner Erneuerung, umsomehr, als mit ihm die dürftige Vegetationsdecke gewichen ist, die ihm den Halt gegeben hatte. „So ist," wie Philippson sagt, „jeder zeitweilige

Kulturrückgang im Lande der Sommerdürre gleichbedeutend mit dauerndem Kulturrückgang, mit dauernder Bodenverminderung."

Wohl nirgends ist der Gegensatz der heutigen kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse gegen die früheren schärfer ausgeprägt, als in den Gestadeländern des östlichen Mittelmeeres. Ein Vergleich des jetzigen Tripolitaniens mit der römischen Tripolitana der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung muß geradezu niederschmetternd wirken. Das Land, das einstmals viele Millionen Scheffel Getreide und ungeheure Mengen Öl nach Rom lieferte, das noch bis in das elfte und zwölfte Jahrhundert hinein reich an wirtschaftlichen Gütern war, in dem Weinbau und Fruchtbaumkultur betrieben wurde, verödete nach dem Einbruch der ackerbaufeindlichen Araber überall da, wo der Nomade den Bauern verdrängte, wo die Vegetationsdecke durch die Viehherden noch mehr gelichtet wurde. Die Niederschläge, so schreibt Dr. Ernst Vatter (Tripolitanien, Grundzüge zu einer Landeskunde), „wurden nicht geringer, aber sie flossen jetzt oberflächlich schnell ab und rissen die während der Trockenzeit gebildete dünne Verwitterungskrume, die der Wind vielleicht noch nicht weggeführt hatte, mit sich fort. So mußte sich der Gegensatz verschärfen zwischen den Regionen der dauernden Abtragung des Verwitterungsbodens, also vorwiegend den Höhen, und denen der Aufschüttung derselben, also den Depressionen und Hohlformen, in welch letzteren die Verwitterungsprodukte aber auch nicht der Kultur gewonnen wurden, sondern dauernd der Einwirkung von Wasser und Wind, dauernder Umlagerung und Wanderung unterworfen waren. Immerhin wird es leicht sein, diese letzteren Regionen dem Anbau zurückzugewinnen." Für die Möglichkeit eines weitgehenden Aufschwungs sprechen sich fast alle Kenner Tripolitaniens aus. Nach Ansicht der vom italienischen Kolonialminister Bertolini ernannten Kommission, die sich nach der Okkupation mit der Untersuchung der Boden- und Wasserverhältnisse in Tripolitanien beschäftigt hat, wären durch Bewässerung mindestens 21 000 Hektar unbebautes Land für den Ackerbau zu gewinnen. Aber auch ohne künstliche Bewässerung könnten ungeheure Gebiete für Wiesen und Obstbau verwendet werden. Auch die Olivenkulturen sind noch einer bedeutenden Erweiterung fähig. Untersuchungen über die Bodenverhältnisse in der Cyrenaika dürften jedenfalls noch weit günstiger lauten, als die über Tripolitanien. So dürfte die landwirtschaftliche Zukunft Libyens — vorausgesetzt, daß man die Auswanderung nach dort lenken könnte — als vielversprechend bezeichnet werden. Für die Umwandlung eines solchen Landstriches, der einstmals Kornfelder trug, in eine Steppe und auch eine steinige Wüstensteppe ist die Annahme einer Klimaänderung, besonders einer Verringerung der Niederschläge, nicht notwendig, sie erklärt sich zwanglos aus der Natur des Bodens im Mittelmeergebiet und der Einwirkung des Menschen auf ihn. (Vergl. auch Mathuisieulx, Rapport sur une mission scientif. en Tripolitaine, Nouv. Archives des Miss. scientif. X (1902), XII (1904), XIII (1906).

Auch hinsichtlich Palästinas trifft man häufig auf die Ansicht, daß das Klima innerhalb der historischen Periode sich verändert habe, und glaubt, für die frühere große Fruchtbarkeit des Landes günstigere natürliche Bedingungen anführen zu müssen. Man kann jedoch aus in Frage kommenden Angaben der Bibel schließen, daß die heutigen klimatischen Verhältnisse den damaligen genau entsprechen, abgesehen davon, daß in den klimatischen Erscheinungen eines Landes innerhalb weniger Jahrtausende nirgendwo Veränderungen eintreten, die den Anblick eines Landes so grundlegend verändern könnten. Im Gegenteil, die Beispiele von Gaza, Jaffa, Beirut und andere beweisen, daß infolge der unveränderten Voraussetzungen trostlos aussehenden Stätten in wenigen Jahrzehnten die frühere Fruchtbarkeit wiederzugeben ist, — wenn der Mensch es will.

Strecke um Strecke der Bagdadbahn wird trotz des Krieges von der türkischen Regierung abgenommen, und mit Riesenschritten geht der mit deutschem Gelde erbaute Schienenweg von Konstantinopel bis Basra seiner Vollendung entgegen. Da nunmehr auch der Tag nicht fern ist, an dem der Hafen Alexandrette nach Eröffnung des Bagtschetunnels mit Aleppo und dessen Hinterland verbunden sein wird, ist es von besonders hoher Bedeutung, sich über den Wert uralter und zu neuem Leben bestimmter Provinzen klar zu werden, die ihrer demnächstigen Erschließung durch den deutschen Bahnbau harren. Es läßt sich wohl mit Ewald Banse („Auf den Spuren der Bagdadbahn", Weimar 1913) sagen, daß in erster Linie Südostanatolien, Nordsyrien und Mesopotamien als Kernlande der Bagdadbahn unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen, wobei man nicht vergessen darf, daß schon vor diesem Kriege in jenen drei Gebieten kein europäischer Staat ein wirtschaftliches Übergewicht besaß, Deutschlands Einfluß aber durch den Bau der diese Landstriche mitten durchquerenden Bagdadbahn fest begründet ist. Im übrigen wird Nordsyrien zusammen mit Nordmesopotamien noch weit mehr als Südmesopotamien (und auch als das ihm an Bedeutung gleichstehende Nordwestanatolien) dem Weltmarkt erschlossen, da nämlich Südostanatolien bisher nur weite und nicht immer gefahrlose Karawanenwege zum Mittelmeer hatte, die die Waren erheblich verteuerten.

Man hat gerade im Hinblick auf die gewaltigen Änderungen im wirtschaftlichen Leben Mesopotamiens, das sich in alter Zeit einer hohen Kultur rühmen konnte und heute nicht viel mehr als eine Wüstenei ist, auf eine Klimaveränderung hingewiesen, die auch die Ausführung von Bewässerungsplänen hinfällig erscheinen ließe. Daß jedoch gewichtige Stimmen gegenteiliger Ansicht waren, beweist das Projekt des englischen Wasserbauingenieurs Sir William Willcocks, das dieser vor fast zwölf Jahren bekanntlich auf Veranlassung der türkischen Regierung zur Erschließung der jetzt noch ganz unfruchtbaren mesopotamischen Steppe ausgearbeitet hat. Der Geograph Johannes Rein, der den Eintritt der erwähnten, vom Menschen unbeeinflußbaren Klimaänderungen bestreitet (Scobels Geographisches Handbuch, Bd. II), sieht den Grund für die unwiderlegliche Verödung

Mesopotamiens (und auch weiter Landschaften zwischen Siwas und Kaisarie in Kleinasien) darin, daß die Menschen es verlernt hätten, die von den vorhergehenden Geschlechtern errichteten Bewässerungs- und anderen Kulturanlagen instand zu halten und etwa auftretenden Anforderungen entsprechend weiter auszubauen. In dem Augenblicke, wo des Menschen Hand und Geist die Anlagen wiederherstelle, müßte sich auch die frühere Schöpferkraft der Natur dort zeigen und ein reiches Pflanzenleben an Stelle der jetzigen Öde und Leere setzen.

Also auch hier die gleiche Folgerung Reins für Mesopotamien, wie die des Mathuisieulx für Nordafrika. Damit stimmt neuerdings genau überein das Ergebnis einer Abhandlung des bekannten österreichischen Orientalisten Universitätsprofessor Prälat Dr. Alois Musil über „die Anbaufähigkeit der arabischen Provinzen der Türkei" (Österreichische Monatsschrift für den Orient. März-Juniheft 1914), das hier wiedergegeben sei: „Man hat in den letzten Jahren viel von einer Austrocknung der arabischen Länder geschrieben und diese Austrocknung als Folge der Veränderung der klimatischen Verhältnisse geschildert, ohne auch nur einen einzigen historischen Beweis für die Richtigkeit dieser Hypothese beizubringen. Seit wir die Geschichte der arabischen Länder kennen, herrschte dort das gleiche Klima wie heute, und wenn sich die dortigen Kulturverhältnisse änderten, so wurde dies nicht durch die tote Natur, sondern nur durch den Menschen allein verschuldet." Soweit Musil und die überwiegende Meinung. Einen Überblick über die verschiedenen Ansichten gibt Brückner „Klimaschwankungen seit 1700" (Wien-Olmütz 1890), der die Frage ebenso wie Hann (Handbuch der Klimatologie, 3. Aufl., Wien 1908, Bd. I) offen läßt.

Übrigens wird von Forschern (Rohrbach „Im vorderen Asien" S. 111) behauptet, daß die mesopotamische Steppe nicht so unfruchtbar sei, wie sie aussähe, da man dort zuweilen auf kleine Felder mit Gerste stieße, die die Beduinen besät hatten, nachdem sie den Boden vorher mit der Lanzenspitze etwas aufgeritzt hatten. Nach den fachmännischen Untersuchungen von H. Auhagen (Beiträge zur Kenntnis der Landesnatur und der Landwirtschaft Syriens. Berlin 1907, S. 53 ff.), ist sogar die Ansicht irrig, daß Syrien nur vermittels Bewässerungsanlagen in früheren Zeiten die reichen Erträge hervorgebracht hätte, da nach seinen Ermittlungen in Syrien, wie früher, so auch jetzt, der Anbau landwirtschaftlicher Früchte in besonderer, dem Landescharakter angepaßter Form geschieht, der Boden aber nicht der Bewässerung bedarf. Um dem Boden die Feuchtigkeit bis kurz vor Beginn der Regenzeit zu erhalten, muß nur durch entsprechendes Lockern der Oberfläche verhindert werden, daß die Feuchtigkeit vom Grundwasser mit Hilfe der Bodenkapillarität bis an die der Sonnenbestrahlung ausgesetzte erhitzte Bodenoberfläche steigt.

Die Bewässerungsarbeiten in der Koniaebene, durch deutsche Ingenieure und deutsche Kapitalien glücklich beendet, bieten bereits ansehnliches, urbar zu machendes neues Kulturland, aber noch gewaltige Landstriche harren in der

Türkei ihrer Erstehung zu alter, märchenhafter Fruchtbarkeit und Reichtum. Nach den Willcocks'schen Berechnungen würde die unbedingt nötige Kanalisierung des Wilajets Bagdad, die in eine Euphrat- und eine Tigrissektion zu teilen wäre, 150 Millionen Mark Gesamtkosten für den Bau in Anspruch nehmen, wogegen der jährliche Reingewinn aus den dabei gewonnenen 221 000 Hektar mehr als 26 Millionen Mark betrüge. Ungeheure Mengen Baumwolle und Getreide hätte die Bagdadbahn zu befördern, die in erster Linie mit ihrer weitschauenden Verkehrspolitik nach dem Kriege der Türkei unter den Staaten den Rang sichern wird, der ihr vermöge des natürlichen Reichtums und der günstigen geographischen Lage ihres Landes zukommt.

Dr. Kurt de Bra:

Innere und äußere Politik. — Gedanken zum Weltkrieg.

Leopold von Ranke, Deutschlands größter Historiker, hat stets hingewiesen auf die engen Beziehungen, welche zwischen der inneren Entwicklung der Zustände eines Staates und den auswärtigen Verhältnissen desselben Staates zu seinen Nachbarstaaten obwalten, Beziehungen, die in ihrer Wichtigkeit oft von doktrinären Politikern, die nur Sinn für innerpolitische Lagen hatten, übersehen worden sind. Ranke vermochte an dem hervorstechenden Beispiel der französischen Revolution zu zeigen, wie eng verschlungen nach Ursache und Wirkung die Tatsachen der inneren und äußeren Politik sich damals geordnet haben, wie insbesondere die Ausbildung der Schreckensherrschaft der Jakobiner im Innern in einem merkwürdig bestimmten Verhältnis zu den Ereignissen an den Grenzen stand.

Aus der Staatengeschichte, die überall die enge Beziehung zwischen äußerer und innerer Staatslage aufweist, ergibt sich ganz von selbst für jede ihrer Verantwortung bewußte Staatspolitik die Aufgabe, auf das peinlichste das Verhältnis von innerer und äußerer Politik zu beachten. Dieses Verhältnis nun ist gar nicht so einfach zu bestimmen.

Das Hauptgebot der äußeren Politik ist die Selbsterhaltung des Staates inmitten seiner Rivalen und Konkurrenten — die Selbsterhaltung im biologischen Sinne des Kampfes ums Dasein. Diese einfache Wahrheit läßt uns das Er-

lebnis des Augenblicks so kraß vor die Seele treten, daß uns nahezu Schrecken erfaßt und fast Grausen erfüllt. Vom Standpunkt der auswärtigen Politik ist eben der Staat reiner und nackter Selbstzweck, den nichts in der Wahl der Mittel behindert.

In der inneren Politik dagegen kommen ganz andere als diese bloß biologischen Motivierungen in Betracht — hier ist das Feld für ideale Mittel und Zwecke. Ich brauche ja nur die soziale Frage zu nennen, um das zu erhärten. Die soziale Frage als sittliche Frage hat die Gewissen aufgepeitscht und ist die Kernfrage der inneren Politik geworden.

Vom Standpunkt der inneren Politik stellt sich der Staat dem Individuum nicht als Selbstzweck, sondern als erfahrungsmäßig unerläßliches Hilfsmittel für Verwirklichung der ewigen Ziele der Menschheit dar.

So verschieden sich nun der Staat seinem Wesen und seiner Aufgabe nach darzustellen scheint, selbstverständlich gibt es doch eine Gemeinsamkeit, welche die scheinbar so grundverschiedenen Auffassungen des Staates, die von der inneren Politik her und die von der äußeren Politik her bestimmte Auffassung aneinanderbindet, es ist der Wert des Staates für die Menschheit und ihre Entwicklung. Von der Idee der Menschheit und ihrer Heraufführung empfängt der Staat seine letzte Einheit und seinen bleibenden Wert.

Aber wir müssen uns darüber klar werden und klar bleiben, daß die schöne Einheitlichkeit des letzten Zieles erst in der fernsten Ferne zu wirken vermag, wo sich Realität und Idealität schneiden. Für jetzt tun wir gut, die beiden Felder des Staates in all der Getrenntheit, wie sie sich unserem Auge noch bietet, zu betrachten und uns zu fragen: Was kann die innere Politik tun, um im Interesse der äußeren Politik, die mit der machtvollen Selbsterhaltung des Staates zusammenfällt, zu wirken? Es könnte zunächst scheinen, als ob die umgekehrte Frage wichtiger wäre: Was kann die äußere Politik tun, um im Interesse der inneren Politik, die mit der sozialen Wohlfahrt der Volksangehörigen und ihrer Stärkung im menschheitlichen Ewigkeitssinn zusammenfällt, zu wirken? Es könnte scheinen, als ob die Ziele der äußeren Politik im Verhältnis zu denen der inneren Politik primitive wären. Aber die Zeitereignisse in all ihrer Bedrohlichkeit zwingen unsere Aufmerksamkeit gewaltsam auf den ersten Punkt: Was kann die innere Politik für die äußere Politik tun?

Es ist wie mit dem Verhältnis von Seele und Leib. So unzweifelhaft das Seelische an Wert das Leibliche überragt, so gibt es doch bestimmte Zeitpunkte der Lebenszeit, meist Krisen, die entstanden sind durch Überanstrengung des Nervensystems, wo der Geist zu seiner Selbsterhaltung nichts anderes tun darf und kann, als den Körper, die unentbehrliche Grundlage des Seelischen, zu kräftigen und all seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf dessen Stählung zu richten. Die Bauart des leiblich-seelischen Organismus bringt das so mit sich.

Eine solche Krise ist jetzt über den staatlichen Organismus der Deutschen

hereingebrochen, und die innere Politik — die Seele — kann nichts anderes tun, als für die auswärtige Politik — den Körper — zu sorgen.

Wir alle — das müssen wir zugeben — haben uns des Fehlers schuldig gemacht, daß wir die Wichtigkeit der äußeren Politik gewaltig unterschätzt, wenn nicht gar geleugnet haben. Unsere Interessen waren so von den Ereignissen der inneren Politik in Anspruch genommen, daß wir uns viel zu wenig um die äußeren Staatenbeziehungen gekümmert haben. Der Weltkrieg öffnet uns jetzt gewaltsam die Augen und zeigt uns, daß unsere gesamte innere Politik sich zunächst einmal ausschließlich nach den Bedürfnissen der auswärtigen Politik richten muß. Erst müssen uns einmal die Mittel der auswärtigen Politik — und das gewaltigste Mittel der auswärtigen Politik ist der Krieg — das biologische Existenzminimum sichern, das Staat und Volk nötig haben. Erst dann vermag die innere Politik in Kraft zu treten mit ihrer Bemühung, das obere Stockwerk des Menschen, seine Beziehung zur Idealität, auszubauen.

Was die bedrohte Lage unseres Vaterlandes zurzeit anbetrifft, so scheint es mir besonders in dreifacher Beziehung wichtig zu sein, das Verhältnis von innerer und äußerer Politik zu beleuchten und klar zu erfassen. Was uns not tut, ist bewußte europäische Kulturpolitik im Innern — im Interesse der äußeren politischen Existenz unseres nationalen Staatswesens. Diese menschheitliche Kulturpolitik ist in dreifacher Hinsicht besonders geboten:

1. In der Polenfrage muß ein ganz anderer Kurs eingeschlagen werden, nicht etwa nur während des Krieges und zu kriegerischen Erfolgszwecken, sondern grundsätzlich und dauerhaft. Wir brauchen die Polen fortan gegen die Russen, und wen man braucht, den hat man auch danach zu behandeln. Unsere ganze Polenpolitik im Innern muß also in eine neue Weise übergehen.

Die Zeit ist gekommen, da man zugeben muß, daß die absolutistische Staatskunst des 18. Jahrhunderts, die Länder und Völker mechanisch zerteilte, wie man Schokoladentafeln durchbricht, keinen schlimmeren Fehler begangen hat, als Polen, das letzte Bollwerk gegen asiatische Barbarei und russische Knutenwirtschaft, zu zertrümmern. Wenn man geglaubt hat, daß mit dem Jahre 1870, in dem das deutsche und das italienische Volk ihre lang ersehnte staatliche Einheit erlangten, die Zeit und die Macht des Nationalitätsprinzips abgelaufen sei, so hat man sich darin gründlich getäuscht. Wenn schon kleine und unentwickelte Völker von einem kräftigen Gefühl zu dem Versuch der Schöpfung eines nationalen Staates hingerissen werden, wie der Balkan zeigt, was kann man da erst von einem Volke erwarten, das in einheitlichem Raume 18 Millionen Menschen zählt, das eine einheitliche Sprache, Religion, Geschichte aufweist, das einen gemeinsamen Nationalbesitz an Gütern der Literatur, der Erinnerungen, der Pietät für große Persönlichkeiten sein Eigen nennt?

Besonders sollte man den fünfundzwanzig Millionen Kleinrussen oder Ukrainern, denen das Zarentum Sprache und alles gemeinsame Bewußtsein einer

Volkskultur zu nehmen gesucht hat — man vergleiche nur das Leben des bedeutendsten kleinrussischen Dichters Gogol —, wiederum eine staatliche Form geben, die sie unabhängig von Moskau machte. Man kann eben nicht genug unterscheiden zwischen dem Großrussentum, dem noch von der mongolischen Unterjochung her das asiatische Barbarentum im Blute steckt, und den vielen anderen Völkern slawischen, litauischen und mongolischen Geblüts, die Rußland bewohnen. Die Großrussen machen nur die Hälfte der Bevölkerung des Riesenreiches aus. Wie eine Riesenschlange hat der Zarismus alle möglichen Völker und Volksstämme übergeschluckt, aber sie nicht zu verdauen vermocht. Es ist Zeit, daß der Leib des Riesentieres aufgeschnitten wird. Vielleicht gelingt es, noch einiges heil aus dem Innern herauszubekommen. Im Namen der europäischen Kultur kämpfen jetzt Deutschland und Österreich gegen Rußland und für die unterdrückten Nationalitäten. Das muß auch in der inneren Politik besser als bisher zum Ausdruck kommen. Vor allem muß der Deutsche sich hüten, den russischen Panslawismus zu verwechseln mit der Sache des Slawentums überhaupt. Selbstverständlich kämpfen wir als Europäer gegen den Panslawismus, insofern dieser nur der Versuch des Zarismus ist, mit Hilfe dumpfer Volksinstinkte alles unter seine Knute zu bringen. Nicht aber kämpfen wir gegen das Slawentum als solches. Polen, Tschechen, Ruthenen, Bulgaren haben innerlich nichts mit dem durch Jahrhunderte währende Zarenwirtschaft verdorbenen Großrussentum zu tun. Alle diese Völker haben den sehnlichsten Wunsch, dem Joch des Russentums zu entrinnen. Und deutsche Aufgabe ist es, den kleineren slawischen Völkern europäische Kultur zu vermitteln und ihre Volksindividualität gegen das Versinken in das öde Chaos des Echtrussentums zu schützen. Es ist ein Glück, daß diese historische Sendung des Deutschtums infolge des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland und Deutschland, der Gott sei Dank die ganz unnatürliche Freundschaft zwischen Mitteleuropa und Asiens Vorposten zerreißt, wieder stark ins Bewußtsein der Deutschen treten wird.

2. Auch in der Dänenfrage erheischt das Interesse der äußeren Politik ein ganz anderes Verfahren, als das bisher von unserer inneren Politik beliebte. Wir dürfen nie vergessen, daß die Dänen ein hochgebildetes Germanenvolk darstellen. Die Dänen sind unsere Blutsverwandten; zahlreiche Fäden haben die Kulturen der beiden germanischen Völker früher stets verbunden. Auf dem Gebiete der Organisation der Volksbildung stehen die Dänen heute so hoch und unerreicht da, daß wir Deutschen nichts besseres tun können, als in dieser Beziehung in die dänische Schule zu gehen. Die Dänen sind unter den Nordgermanen diejenigen, die uns geographisch am nächsten stehen. Wenn wir Einfluß auf die Norweger und vor allen Dingen auf die Schweden gewinnen wollen, welche letzteren durch Finnland und gegen Petersburg vorgehend uns viel nützen können, dann ist der nächste Weg, sich mit Dänemark gut zu stellen. Denn die drei nordischen Völker fühlen sich nun einmal, trotz aller Krakeel-

geschichten, wie sie in den besten Familien vorkommen, als bluthafte Einheit, und für panskandinavische Gedankengänge ist im Norden stets Verständnis da. Und weil der russische Bär so ungestüm im Nachbarhause, das früher dazu gehörte, in Finnland brummt, deshalb haben gerade in den letzten Jahren auch pangermanische Vorschläge, wie sie schon Björnson aussprach, und in Schweden besonders Sven Hedins dreibundfreundliche Reden viel Anklang gefunden. Die offenbare Tatsache, daß die gesamte, teilweise so vorzügliche skandinavische Literatur (Jacobsen, Ibsen, Björnson, Lagerlöf!) erst in Deutschland den genügend geräumigen Resonanzboden fand, hat viel zur Verbreitung von Sympathie beigetragen. Aber jedenfalls führt der Weg zum Herzen der nordischen Völker über Dänemark. Eine vernünftige innere Politik hat dafür zu sorgen, daß jede Verschärfung vermieden wird, und daß Deutsche und Dänen ihrer alten Blutsverwandtschaft und Kulturgemeinsamkeit wieder von Herzen können froh werden. Dann werden auch unserer äußeren Politik im Norden schöne Siegespreise winken, wenn es gelingt, Deutschland als Vorkämpfer germanisch-europäischer Kultur im Norden darzustellen.

3. Worauf uns schon unser Gegensatz gegen Rußland hinweist, das muß unserer inneren Politik immer mehr betonter Leitsatz werden, nämlich bewußte liberale europäische Kulturpolitik. Nur dann kann unsere auswärtige Politik auf die Dauer Erfolg haben, wenn es ihr gelingt, alle Kräfte des deutschen Volkes im Innern zu entfesseln und auszunutzen, wie das nur der Liberalismus mit seinem grundsätzlichen Vertrauen in die Fähigkeit jedes einzelnen Volksangehörigen zu tun vermag. Unser Einfluß auf das Ausland muß sich geradezu verzehnfachen, wenn das deutsche Staatswesen eine der deutschen Volkskultur würdige liberale Politik im Innern treiben wird.

Nicht als ob es wünschenswert wäre, daß wir englische oder französische Zustände restlos kopierten. Im Gegenteil! Wir wissen jetzt ganz genau, daß die westeuropäischen Staaten weder so liberal noch so demokratisch regiert werden, wie sie sich den pharisäerhaften Anschein geben, daß England von einer geschickt verbundenen Adels- und Reichtumsclique geleitet, Frankreich von einer reinen Geldbourgeoisie gelenkt wird. Der deutsche Volksgeist kann der Welt jetzt einmal zeigen, was wahrhafte liberale Volksgesinnung in der Einrichtung des modernen Staates zu leisten vermag. Was schon unsere konservative Regierung an sozialer Gesetzgebung Wertvolles geschaffen hat, wie ganz anders wird das vertieft und gesteigert werden und als lebendiges Vorbild vor ganz Europa sich erweisen können, wenn eine bewußt liberale und europäische Kulturgesinnung das angefangene große Werk vollenden wird. Ein Zugeständnis mußte man auch unserer bisherigen konservativen inneren Politik machen: sie war längst nicht so reaktionär, wie sie sich selber gab und wie es für ganz Europa den Anschein hatte; Beweis ist die soziale Gesetzgebung, die das vorbildliche deutsche Beamtentum in altbewährter Gewissenhaftigkeit durchführte. Nun denn, wenn die

westeuropäische Politik längst nicht so fortschrittlich war, wie ihre Larve versprach, wenn die deutsche Politik längst nicht so reaktionär war, wie es stets hieß, was für eine schöne und würdige Aufgabe erwächst da dem Deutschland nach dem großen Weltkriege, nämlich die Aufgabe, der Wahrheit die Ehre zu geben und bewußte fortschrittliche Kulturpolitik im Sinne des deutschen Menschheitsvolkes zu treiben. Wird die Aufgabe bewußt ergriffen von unserer inneren Politik, dann kann unserer äußeren Politik daraus nur reicher Segen erwachsen; denn überall, wo ein Volk sich die Fortschritte der Kultur wird aneignen wollen, wird es sich von selbst und mit fröhlicher Sympathie dem deutschen Volke anschließen.

Insbesondere scheint mir die Aufgabe der deutschen inneren Politik die zu sein, einmal der Welt zu zeigen, wie man gleichzeitig liberale und soziale Politik machen kann, die man solange in falschen Gegensatz zu einander gebracht hat. Wenn der Deutsche zeigt, daß er das Ideal der Freiheit, das er erstrebt, nicht so flach versteht, daß er es sich in materieller und wirtschaftlicher Beziehung erschöpfen lassen will, daß er vielmehr Freiheit als das Lebenselement begreift, das er in der tiefsten Beziehung seines Seins braucht, in Fragen der Religion und Sittlichkeit, daß er sogar wirtschaftliche Gebundenheit gern ertragen will, wenn ihm klar gemacht wird, daß nur so Freiheit im höchsten Sinne der Persönlichkeit jedem einzelnen Volksangehörigen gewährleistet werden kann, dann hat Deutschland der Weltkultur jenen Dienst erwiesen, den höchst wahrscheinlich die Vorsehung von ihm erwartet.

Schon jetzt hat der Krieg in seinen Anfängen unserer künftigen inneren Politik das Gesetz ihres Handelns vorgeschrieben. Einem Volke, das in so einmütiger, herrlicher Begeisterung in allen Schichten zur Verteidigung des Vaterlandes angetreten ist, kann man unmöglich die politische Reife in irgendeiner Beziehung absprechen. Das allgemeine Wahlrecht z. B. konnte keine glänzendere Rechtfertigung erleben als jetzt, da es sich als selbstverständliche Beigabe zu der allgemeinen Wehrpflicht wundervoll darstellt. Der ganze unerhörte Aufschwung in Gesinnung und Glauben unseres Volkes kann nur denen recht geben, die stets ein liberales Vertrauen in die Fähigkeit jedes einzelnen Volksangehörigen zur richtigen Selbstentscheidung gesetzt haben. Der üble Kastengeist, das gefährlichste Gift im Organismus unseres Volkes, ist verschwunden. Der Geist aus der Zeit der Freiheitskriege ist neu erstanden — ein Volk, ein Sinn, ein Ziel. Und dieses einheitliche deutsche Volksempfinden wird und muß so bleiben.

Wir fassen zusammen: Selbst wenn die grundsätzlich liberale innere Politik nicht ihre sich selbst genügende Selbstrechtfertigung in sich trüge, dann müßte schon die Rücksicht auf die äußere Lage, schon die Gründe der äußeren Politik unsere deutsche innere Politik zwingen, einen liberalen, kulturfortschrittlichen Kurs jetzt und in Zukunft zu segeln. Die deutsche Staatspolitik hat, wie nachgewiesen, alle Ursache, nicht allein alles reaktionäre Wesen, sondern auch allen

reaktionären Anschein fortan zu meiden. Wir sprechen das nicht aus, um im großen Moment die Einheit des Volksempfindens durch wohlfeile Parteipolitik zu zerreißen, sondern weil die Lehre, die die Zeit selbst schon ausspricht, im Interesse des deutschen Volkes nicht deutlich genug ausgesprochen werden kann. Es hat sich erwiesen, daß eine deutsche Staatspolitik, die im Innern und Äußeren national, liberal und sozial ist, kurz kulturfortschrittlich im Sinne des europäischen Zentral- und Menschheitsvolkes der Deutschen, gleichzeitig diejenige Politik ist, die unserem Volke am ehesten seinen berechtigten Rang unter den Weltvölkern sichert und unserem Vaterland die von der Vorsehung gewollte Rolle als vorbildliches Kulturland anweist. Nicht allein den Prinzipien der Gerechtigkeit entsprechend, sondern auch den meisten politischen Erfolg versprechend erweist sich jetzt für Deutschland eine aufrichtig liberale Kulturpolitik. Möge unser Volk und Land diesen Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik ergreifen und begreifen!

Dr. Robert Wendlandt: Deutschlands Zivilisation — die Hoffnung der Zukunft.

Seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist es fast unmöglich, eine Vorstellung von der Sache von deutscher Seite in der amerikanischen Presse zu erhalten. Sehr wenige Zeitungen besitzen die Unparteilichkeit, der Kriegslage in deutscher Beleuchtung angemessenen Raum zu geben, und obwohl einige taugliche Berichte über die deutsche Sache erschienen sind, waren sie ihrem Charakter entsprechend meistenteils akademisch. Daher habe ich versucht, die Sache derartig darzustellen, daß sie sich an die Amerikaner in erster Reihe wendet. So tief berührt mich die Frage, daß ich, wenn es möglich wäre, dem ganzen amerikanischen Volke sagen möchte, was ich von dem deutschen Volke weiß und über das deutsche Volk empfinde in diesem seinem größten Kampfe um die Erhaltung seiner Zivilisation.

Meine Vorfahren waren Engländer, die nach Amerika zur Zeit der Kolonisation kamen. Mehrere von ihnen dienten während des Revolutionskrieges im amerikanischen Heere. Dies erwähne ich, nicht, damit es vom geringsten Einfluß auf jemand sei, sondern einfach, um zu zeigen, daß ich vielleicht einer von den wenigen englischer Abstammung bin, die Zuneigung für Deutschland in diesem Kampfe haben — für ein Land mit der größten Zivilisation, die je auf dieser

Erde entstanden ist. Ich lese viel über das Deutschland Goethes und Schillers, über deutsche Wissenschaft, deutsche Industrie und Wirtschaft aus der Feder vieler Schriftsteller, die in denselben Artikeln die deutsche Regierung und das, was sie deutschen Militarismus nennen, anklagen. Sie sagen im wesentlichen, daß es in diesem Kriege zur Vernichtung der deutschen Regierung und des deutschen Militarismus käme. Mit anderen Worten, sie schlagen vor, der Russe soll den Deutschen lehren, wie er Sauberkeit und Gesundheitspflege zu üben habe; der Lateiner soll ihn gesunden Verstand, Charakterfestigkeit und Wahrhaftigkeit, der Japaner Ehrlichkeit lehren, der Engländer soll ihn in diplomatischer Geschicklichkeit unterrichten, ihn zum Christentum bekehren und freisinnig machen. Das ist es im wesentlichen, was sogenannte Schriftsteller in amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften dem amerikanischen Volke tatsächlich sagen. Selbst einige Leute deutscher Abstammung drücken diese Ansichten aus. Wenn ich viel von dem dummen Zeug lese, das über Deutschland in jüngster Zeit geschrieben worden ist, scheint es mir, daß viele Schriftsteller, die man als Leute von unbestrittenem gesunden Verstand und Scharfsinn angesehen hat, das Unterste zum Obersten gekehrt und jeden Sinn für Maß und Ziel und Besonnenheit verloren haben, wenn sie sich mit dem gegenwärtigen Kriege beschäftigen. Wie schon gesagt, sie loben den deutschen Fortschritt und verdammen das, was den deutschen Fortschritt möglich gemacht hat.

Was ich an dem deutschen Volke bewundere, ist seine Ehrlichkeit, Charakterfestigkeit, soliden Eigenschaften, Ordnungsliebe und die Fähigkeit, eine richtige Regierung einzusetzen. Die Tatsache, daß man in Deutschland so viele Regierungs- und soziale Probleme gelöst oder fast gelöst hat, ist nur wegen seiner starken Regierung möglich gewesen. Wir hätten nicht das neue Deutschland der Wissenschaft und Industrie, des Fortschritts und Handels haben können, wenn nicht Staatsmänner wie Bismarck gewesen wären, die das Werk aufbauten. Alles, was Deutschland erreicht hat, würde ohne eine starke Regierung und die Fähigkeit, diese durch sein Militärsystem zu schützen, völlig unmöglich gewesen sein. Es deucht mir auffallend, daß man diese Tatsache übersehen kann.

Was ich jüngst in einer amerikanischen Zeitschrift über die gegenwärtige Lage las, scheint mir ebenso seltsam wie das andere Geschwätz zu sein, das ich aus englischen Federn gelesen habe. Um den Sachverhalt in jenem Artikel kurz zusammenzufassen: Die Überlegenheit der englischen Regierungsform über die deutsche — England ein liberales, demokratisches Land, das aus 400 000 000 patriotischen Bürgern besteht. Das ist der Gesichtspunkt des Verfassers, und auch der geläufige. Aber, laßt mich fragen, wie groß ist unter diesen 400 000 000 der Prozentsatz der des Schreibens und Lesens Unkundigen? Mit Ausnahme von Kanada und Australien, wie ist die Lage der eingeborenen Bevölkerung seiner Kolonien? Indien, die hauptsächlichste seiner Besitzungen, führt jährlich durchschnittlich etwa 100 000 000 Scheffel Weizen aus. Wieviel Prozent der ein-

geborenen Bevölkerung haben je Weizen gegessen? Welcher Prozentsatz davon, verglichen mit anderen Teilen der Welt, stirbt durch Teuerung und Hungersnot; wieviel Prozent davon sind weniger unwissend, seitdem sie unter der englischen Herrschaft steht? Und weiter, wieviel Prozent davon sind im geringsten Grade besser daran, als sie waren, seitdem sie unter der englischen Herrschaft ist? Nun das englische Heer — woraus bestehen Unteroffiziere und Gemeine? Sind es patriotische englische Bürger, die zur Verteidigung ihres Landes angeworben sind? Sind es nicht vielmehr Mietlinge allerlei Farben, Religionen und Nationalitäten, manche davon blutdürstige Wilde, die sich für einen dürftigen Monatssold anwerben ließen, da es die leichteste Art für sie ist, sich damit durchzuschlagen? Entlassen sie daheim in England Freiwillige, die sich zum Dienst im englischen Heere meldeten? Von anderm Gesichtspunkt aus, was für ein Bursche ist durchschnittlich der Tommy Atkins? Das Beste an ihm ist das, was von deutschem Blut in seinen Adern ist. Dies hat ihm eine Grundlage gelassen, auf der sich ein besserer Stoff hätte entwickeln können, als er gegenwärtig ist. Ist er jetzt wohl erzogen, gut vorgebildet, kriegstüchtig, verständig, patriotisch? War sein persönlicher Fortschritt ein Wunder in diesem Zeitalter? Er hat gute Eigenschaften; aber er ist roh, gemein, selbstsüchtig, herrschsüchtig; sicher fehlt es ihm gar sehr an all den Eigenschaften, die die Kultur gibt. Er glaubt, daß der goldene Stein, der ihm in England im Namen der Freiheit ausgehändigt wird, echt sei. Er macht zwar gewisse Konzessionen, aber er hält sie für Freiheiten. Wir müssen das englische System und die englische Regierung nach der Frucht beurteilen, die sie trägt, und wir müssen das deutsche System und die deutsche Regierung mit demselben Maße messen. Aus dem Jahrbuch der Englischen Enzyklopädie 1913 erfahren wir, daß der Prozentsatz der des Schreibens und Lesens Unkundigen in Deutschland ein sehr kleiner Bruch von einem Prozent ist. Aus der Ausgabe der „New-York Nation" vom 2. April 1914 erfuhr ich, daß Deutschland seinen Reichtum in zehn Jahren verdoppelte — etwas Bedeutendes, dem kein anderes Volk nahekommt. Wir wissen, daß sich jeder deutsche Bürger gegen Not für seine Familie durch Versicherung zu einem Minimum von Kosten schützen kann, die kein anderes Land unter keinem andern System erreicht. Wir wissen, daß er eine körperliche, sittliche und geistige Erziehung besitzt, die jedem andern Volke überlegen ist. Wir wissen, daß Deutschland im Verhältnis zur Volksmenge und zum Flächeninhalt für sein Volk mehr hervorbringt und besser sorgt, als irgendein anderes Land. Vor einer Reihe von Jahren erfuhr ich, daß das durchschnittliche Lebensalter in Deutschland größer als in irgendeinem andern Lande sei, daß der Deutsche alle anderen Völker an Brustumfang und körperlicher Entwicklung übertrifft.

Nun in betreff der Frage des Patriotismus — war je die Welt Zeuge von einem Schauspiel wie diesem, da der Deutsche Kaiser die Mitglieder des Deutschen Reichstages zu sich in das Königliche Schloß lud und ihnen den Schrift-

wechsel zwischen den Regierungen der verschiedenen Nationen bezüglich des gegenwärtigen Krieges vorlegte? — und von seiner Ansicht über die Lage gab es keine einzige abweichende Stimme. Hat jemals die Welt ein Schauspiel gesehen wie die Einmütigkeit des deutschen Volkes — Männer, Frauen und Kinder — darin, daß in diesem Kriege die Gerechtigkeit auf seiner Seite sei, und seine Bereitwilligkeit, jedes Opfer für sein Vaterland zu bringen — Hab und Gut, Leben, alles, was es besitzt? Beweist dies durchschnittliche Meinungsverschiedenheit oder allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierungsart, die es besitzt? Oder, um nicht zu weitschweifig und langweilig zu sein, wenn wir einen Baum nach der Frucht beurteilen, die er trägt, so deucht es mir, daß Deutschland mehr als einem der Völker, mit denen es Krieg führt, der Vorzug gegeben werden muß. Hierzu möchte ich eine Anführung aus einem Artikel über den „Reichtum Deutschlands" in der „New-York Nation" vom 2. April 1914 hinzufügen: „Das deutsche Vermögen wird auf 99 000 000 000 Dollar geschätzt, und ein Zehntel davon gehört dem Staat — das heißt, dem Volke — hauptsächlich in Gestalt von Eisenbahnen, Bergwerken, Gebäuden, Fabriken und Kanälen. Aus diesem Besitz, der der Regierung gehört, wird ein beträchtlicher Prozentsatz der Einkünfte zu Geld gemacht, und dadurch die Steuerlast für das Volk vermindert. Eine Fortsetzung dieses Verfahrens würde die deutsche Regierung mit der Zeit in eine Lage bringen, wo keine Steuern vom Volke eingezogen zu werden brauchen."

Was nun die Frage der Regierung betrifft, so ist der Anspruch auf das Wahlrecht, wenn richtig verstanden, so gerecht wie in keinem andern Lande verteilt. Als Beweis dafür gab es in Deutschland bei einer Bevölkerung von 66 000 000 soviel wie 12 000 000 eingetragene Wähler. In welchem Lande ist dieser Prozentsatz jemals registriert gewesen? Selbst in unserm eigenen Lande? Die richtige Ordnung der Regierungsmaschinerie wird durch das Gleichgewicht zwischen den Vertretern der verschiedenen Klassen und Interessen-Verbände angezeigt. Deutschland hat 110 sozialistische Abgeordnete in seiner vertretenden Körperschaft, und eine verhältnismäßige Vertretung für Reichtum, Arbeit und verschiedene religiöse Parteien wird wie in keinem andern Lande erhalten. Wieviel Prozent von Englands 400 000 000, will ich fragen, bieten sich freiwillig zum Dienst in Englands Heeren an? Ist der Prozentsatz, selbst in Kanada oder Australien, groß? Ist er in der Heimat groß? Andererseits kann man sich nicht vorstellen, daß es auch nur wenige Deutsche in jedem Lande und Klima gibt, die nicht bereit sind, jeden Dienst, der in ihrer Macht steht, ihrem Vaterlande zu erweisen? Ich glaube, Deutschland könnte (wenn es möglich wäre, nach Hause zu kommen) ein Heer zusammenbringen, das allein in Amerika größer ist, als die Zahl der Kriegsfreiwilligen in England aus seinen 400 000 000. Beweist dies einen Mangel an Patriotismus, Sympathie oder Zufriedenheit mit der Regierung des Vaterlandes?

Nun gibt es noch eine Frage, die sehr viel besprochen wird — englische Schriftsteller schreiben die Ursachen des Krieges Deutschland oder dem deutschen Militarismus zu. Dank dem gesunden Sinn des Deutschen und der Unterhaltung eines zur Verteidigung tüchtigen militärischen Materials, zu stark vor 1914, um angegriffen zu werden, hatten wir vierundvierzig Jahre lang in Europa Frieden mit Frankreich, das in der ganzen Zeit Rache predigte und durch seine Presse und aus anderen Quellen das deutsche Volk beleidigte. Während dieser Frist gab es eine Reihe von Zeiten, da Umstände und Interessen deutsche Bündnisse unverletzt gehalten haben würden. Zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges hätte es leicht, dank Rußlands Unfähigkeit, zu helfen, Frankreich zu Boden schlagen können; oder es hätte sicher und leicht sowohl Rußland, als auch Frankreich angreifen können, hätte es die Absichten gehabt, die man ihm gegenwärtig beilegt; oder hätte es nicht Belgien zur Zeit des Burenkrieges erobern können? War es nicht während eines Zeitraumes von vierundvierzig Jahren mit all den kleinen angrenzenden Völkern im Friedenszustande? Und es würde noch heute mit Belgien im Friedenszustande sein, wenn nicht die englischen Umtriebe gewesen wären. Aber Deutschland war nicht nur vor dem Kriege vierundvierzig Jahre im Friedenszustande, sondern sein tüchtiges militärisches System und sein Bürger-Militär haben besonders Frankreich im Friedenszustande erhalten. Lest die französische Geschichte vor den vergangenen vierundvierzig Jahren. Hatte seine Regierung jemals so feste Beständigkeit? Machte es je zuvor solche verhältnismäßigen Fortschritte auf allen Gebieten, wie während der letzten vierundvierzig Jahre? — und nach meiner Meinung verdankt es dies gänzlich dem großen Schutzmann gerade über der Grenze, der es sich gut benehmen ließ. Und wie der Fortschritt der Bundesgenossen Deutschlands durch seinen Schutz möglich gemacht worden ist, so sehr ist das militärische System (sein tüchtiges Bürger-Militär) angeklagt worden.

Endlich möchte ich darüber schreiben, was die deutsche industrielle Entwicklung für die ganze Menschheit getan hat. Nehmt nur einen Gegenstand: Zucker. Was würde heute der Preis für den Konsumenten in irgendeinem Teile der Welt sein, wenn man abrechnet, was deutsches Unternehmen für die Industrie getan hat!

Wie steht es um Englands Verhältnis zum Frieden der Welt? Rechnet man seine Umtriebe während der letzten hundert Jahre ab, so hätten die meisten unglückseligen Kriege abgewendet werden können. Wir brauchen nur den Krimkrieg, den Russisch-Türkischen, den Russisch-Japanischen Krieg so gut wie das gegenwärtige Weltunglück zu erwähnen; dies alles verdanken wir der englischen internationalen Politik und Intrige. Auch ist Englands Einmischung in die Angelegenheiten anderer Völker nicht auf Europa beschränkt geblieben. Kein anderes Volk hat jemals versucht, sich mit amerikanischen Angelegenheiten zu befassen. Seine Ränke während des Bürgerkrieges entsprangen dem Bestreben,

eine Spaltung im Volke herbeizuführen. Ohne wirkliche Freundschaft für einen Teil, war es sein Ziel, es zu trennen, um es zu schwächen. Die Amerikaner sollten sich des Zwischenfalles von Sackville im Oktober 1888 als einer Erklärung englischer Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten erinnern. Sie sollten nicht die venezolanische Streitfrage vergessen, oder neuere Dinge — die angewandten jingoistischen englischen Methoden, um das amerikanisch-kanadische Gegenseitigkeitsverhältnis aufzuheben, und unsere gespannten Beziehungen zu Japan noch vor dem letzten Winter, als Präsident Wilson einen persönlichen Appell an den amerikanischen Kongreß richtete, das Freizollverhältnis zu widerrufen, weil diplomatische Gründe es erheischten. Es wird daran erinnert, daß kurz nach der Aufhebung des Verhältnisses unsere Reibung mit Japan aufhörte. Niemals können wir internationalen Frieden haben, bis man auf englische Ränke ein drohendes Auge richtet. Dies kann nur eine andere Macht tun, die eine Flotte baut, die groß genug ist, England zu zwingen, auf seine eigenen Angelegenheiten zu achten. Es ist nicht schwer zu zeigen, daß es der internationale Unruhstifter gewesen ist. Dies sind Behauptungen; aber wenn ich mich auf Einzelheiten einlasse, kann ich sie beweisen.

Wie schon bemerkt, bin ich englischer Abstammung; dennoch habe ich eine starke Zuneigung für das deutsche Volk und glaube, daß Deutschland, wie sehr es auch von den Alliierten an Männern und Mitteln übertroffen wird, nahe daran ist, diesen Kampf zu gewinnen, und daß die größte Zivilisation, die je auf dieser Erde entstanden ist, zur ununterbrochenen Verbesserung nicht nur derer, die das deutsche Vaterland lieben, sondern auch für die ganze Menschheit bewahrt werden wird. Deutsche Aufrichtigkeit, Sittlichkeit, wissenschaftliche und kulturelle Entwicklung, beschützt von einer starken, nur durch ihr Bürger-Militärsystem möglichen Regierung, werden russische Roheit, französische Hysterie und mangelndes Gleichgewicht, englische politische Gaunerei und Arglist fortgesetzt im Zaume halten und dem allen einen Hemmschuh anlegen, und infolge des verständigen Patriotismus und der persönlichen Kraft seines Volkes für jede Pflicht, die von ihm gefordert wird, wird es diesen Kampf gewinnen.

Professor Dr. P. Rohland, Stuttgart: Chemisch-technische Tagesfragen.

Die chemisch-technischen Tagesforderungen bewegen sich in der jetzigen Kriegszeit nach der Richtung, daß alle Rückstände der Industrien, wenn es irgend geht, in irgendeiner Weise nutzbar gemacht werden.

Auch die Bierbrauereien haben ein Abfallprodukt, das noch in viel größerem Umfange als bisher nutzbar gemacht werden kann; es sind das die Heferückstände, die noch sehr wertvolle Stoffe enthalten. Es gibt noch sehr viele Brauereien, auch in Deutschland, die diese Rückstände unverwertet lassen und sie mit den Abwässern fortleiten. Und in den Abwässern bilden sie deren gefährlichsten Teil, weil sie leicht in Fäulnis, die mit üblem Geruch verbunden ist, übergehen; sie können zwar nach meinem „Kolloidtonreinigungsverfahren" geklärt und gereinigt werden, aber besser ist ihre technische Verwertung.

Nach einem Verfahren von P. Dönhoff, das sich besonders für kleinere Brauereien eignet, wird die abgepreßte Hefe mit Abdampf gekocht und dabei ein Präparat von folgender Zusammensetzung erhalten:

Wasser	71,9 %
Proteïn	14,0 %
Fett	0,12%
Stickstoff-freie Extraktstoffe	11,7 %
Asche	2,2 %.

Diese gekochte Hefe erwies sich als ausreichend haltbar und hat sich bei der Schweinemast ausgezeichnet bewährt. Für mittelgroße und größere Brauereien empfiehlt es sich aber, einen Hefetrockenapparat, wie ihn die Maschinenfabrik Max Oschatz in Dresden liefert, zu verwenden.

Hierbei sind zu 100 Kilogramm Trockenhefe notwendig: ca. 625 Kilogramm dickflüssige Naßhefe mit 83 Prozent Wassergehalt oder ca. 400 Kilogramm abgepreßte Naßhefe mit ca. 73 Prozent Wassergehalt. Die Dampfkosten für 100 Kilogramm Trockenhefe betragen je nach Wassergehalt ca. 1,10—1,70 Mark.

Es gingen bisher noch jährlich für viele Millionen Mark dieser Abfallprodukte, Hefe, Faßgeläger und Trub verloren, da es noch nicht gelungen war, sie trotz ihres Reichtums an wertvollen Nährstoffen in geeignete Dauerform zu bringen.

Der chemischen Analyse nach enthält reine Trockenhefe:

Wasser	9,70 %
Mineralstoffe	7,95 %
davon Phosphorsäure	4,15 %
(d. i. 52,20 % der Mineralstoffe)	
Eiweiß	53,37 %
Lecithin	1,46 %
Fett	1,00 %
Kohlehydrate u. sonstige Extraktivstoffe	27,98 %
	100,00 %.

Das Trockenprodukt aus Faßgeläger und Trub enthält:

Wasser	7,80 %
Mineralstoffe	9,36 %
davon Phophorsäure	3,60 %
(d. i. 38,42 % der Mineralstoffe)	
Eiweiß	50,80 %
Lecithin	1,24 %
Fett	1,52 %
Kohlehydrate u. stickstoffreie Extraktivstoffe	30,52 %
	100,00 %.

Die Gärungserreger sind vollständig abgetötet.

Diese Abfallprodukte enthalten nun gerade die Stoffe, die den Hauptbestandteil der menschlichen und tierischen Nahrung bilden, Eiweiß, Kohlehydrate, Fett, phosphorsaure Salze, und zwar in konzentriertester Form. Ein Kilogramm Trockenhefe hat den Nährwert von drei Kilogramm Fleisch.

Bei der Viehfütterung muß diesem Umstand Rechnung getragen werden, und die Trockenhefe mit anderen Futtermitteln vermischt werden. Professor Dr. Cluß-Wien hält die getrocknete Bierhefe für ein vortreffliches Nahrungsmittel, Genußmittel, für ein diätetisches und Heilmittel mit prophylaktischer Wirkung; nach ihrer chemischen Zusammensetzung steht sie dem Fleisch am nächsten; sie ist der gegebene Fleischersatz. Im Preise stellt sich diese Nährhefe zu mittelgutem Rindfleisch ungefähr 1:2,9, zu Rindfleisch bester Qualität 1:4,3; ferner ist sie verwendbar bei der Pferdefütterung als Haferersatz. Hafer kann bis zur Hälfte durch Trockenhefe ersetzt werden.

Der Firma Haaf u. Gen. ist es gelungen, aus Hefe ein fleischähnlich schmeckendes, entbittertes Nährmittel, das Hacosan herzustellen, das im Nährwert nahezu der vierfachen Menge Fleisch entspricht; Hacoferin ist ein ebenfalls aus Hefe hergestelltes Kraftfuttermittel.

So kann auf verhältnismäßig einfache Art und Weise ein Abfallprodukt nutzbar gemacht werden. Es sind aber noch recht viele Brauereien in Deutschland und Österreich, die diese Rückstände in die Abwässer laufen lassen. Auch das preußische Landwirtschaftsministerium hat ein Rundschreiben an die deutschen Brauereien erlassen, in denen diese aufgefordert werden, daß die Heferückstände, nachdem es gelungen sei, diese in ein haltbares, außerordentlich nährstoffreiches und bekömmliches Futter für die tierische Ernährung überzuführen, tunlichst vollständig zur Herstellung getrockneter Futterhefe Verwendung finden sollen. Dasselbe gelte für Trub und Hopfentreber. Die aus den Abfallprodukten der Brauereien hergestellten eiweißreichen Trockenfutterarten sind für die Erhaltung der Produktionsfähigkeit des inländischen Viehbestandes von ganz besonderer Bedeutung. Die Mengen, um die es sich hierbei handelt, sind beachtenswert. Die deutschen Brauereien könnten eine Menge von 16 000 Tonnen dieses wertvollen eiweißreichen Futters im Werte von 5 000 000 Mark auf den Markt bringen; dazu kommen 4000 Tonnen Trockentrub im Werte von 800 000 Mark und 12 000 Tonnen getrocknete Hopfentreber im Werte von 960 000 Mark. Es handelt sich also um einen Gesamtwert von reichlich 6 500 000 Mark.

Und, wie schon erwähnt, braucht nur eine geringe Menge dieses Futters den anderen Futtermitteln beigemischt zu werden, um erstere zur vollen Wirkung zu bringen.

Da wir keine Schweröle zur Gewinnung von Benzin besitzen, so müssen wir uns nach anderen leicht verbrennbaren Gasen umsehen. Benzol können wir aus dem Steinkohlenteer herstellen.

Es steht uns aber auch noch der Spiritus zur Verfügung.

Für die Gewinnung des Alkohols stehen uns zahlreiche Hilfsquellen zu Gebote. In solcher Zeit, wie der jetzigen gerade, müssen auch die folgenden Abfallprodukte unserer Industrien nutzbar gemacht werden.

So kann Äthylalkohol aus Holzabfällen, aus den Abwässern der Zellulosefabriken, aus den Abwässern der Preßhefefabriken, aus Rübenmelassesyrup, aus Mohrrübenabfällen usw. gewonnen werden. Allerdings ist die technische Herstellung des Alkohols aus Zellulose noch mit Schwierigkeiten verknüpft. Diese Industrie hat nach mehreren Jahren nur etwa 60 Hektoliter reinen Alkohol dargestellt.

Die Zellulose der Sägespäne wird in Stärkezucker verwandelt; durch die Fermentation des letzteren erhält man Alkohol. Um 1500 Kilogramm Sägespäne in Zucker zu verwandeln, braucht man 400 Liter Wasser und 81 Kilogramm Schwefelsäure; als Ferment dient Bierhefe.

Die Herstellungskosten sind billig, aber der Nachteil besteht darin, daß die Apparate durch die Säure und den Alkohol oxydiert und angegriffen werden. Dieser Übelstand macht sich auch bei der Verwendung des Alkohols als Betriebs-

mittel der Motoren bemerkbar und bedingt deshalb gewisse Vorsichtsmaßregeln bei der Verwendung von Alkohol als Motorenbetriebsstoff.

Äthylalkohol gehört zu den Substanzen, die die Oxydation der Metalle, z. B. des Eisens, beschleunigen; es gibt nun eine Reihe von Stoffen, welche die Oxydation des Eisens verlangsamen bzw. aufheben. Hierzu gehören alle Lösungen, die Hydroxylionen besitzen, wie Hydroxyde und Salze, die infolge Hydrolyse alkalisch reagieren; allerdings muß die Konzentration der Hydroxylionen einen bestimmten Wert haben, damit die rostschützende Wirkung eintreten kann. Diese oxydationsverhindernde Wirkung der Lösungen, die Hydroxylionen enthalten, bezieht sich aber merkwürdigerweise ganz allein auf das Eisen. Alle übrigen unedlen Metalle, wie Zinn, Zink, Kupfer, Blei, selbst das in chemischer Hinsicht dem Eisen sonst so nahestehende Aluminium, werden von solchen Lösungen oxydiert und angegriffen.

Eine rostschützende Wirkung üben noch aus Alkalichromate und Bichromate, auch Chromichlorid*), obwohl ihre Lösungen Wasserstoffionen enthalten, die sonst die Oxydation beschleunigen.

Vielleicht ließe sich unter diesen Stoffen einer finden, der in kleinen Mengen dem Alkohol zugesetzt, seine oxydationsbeschleunigende Wirkung verlangsamt bzw. aufhebt, ohne sich mit dem Alkohol chemisch zu verbinden.

Bei Verwendung von größeren Mengen von Benzol und Spiritus für die Motoren der Automobile könnten wir uns auch später bezüglich der Benzingewinnung vom Ausland unabhängig machen. Die Ausnutzung der Ablauge der Zellulosefabriken zur Spiritusherstellung ist durch steuergesetzliche Maßnahmen zurzeit in Deutschland unmöglich; es könnten aber für zehn Millionen Mark jährlich gewonnen werden.

Mit Erstaunen haben wir in letzter Zeit gelesen, daß in Lüttich, Namur und anderen Festungen unsere 42 Zentimeter-Mörser enorme Zerstörungen an den Forts hervorgerufen haben. Da erhebt sich nun die Frage, ob die Schutzmauern und Decken aus Beton oder, wie früher, aus Ziegelsteinen und Kalkmörtel hergestellt werden sollen.

Aus der kolloidchemischen Konstitution des Zements**) bzw. Betons ergibt sich, daß eine Betondecke eine große Spannung und Sprödigkeit besitzt, die durch einen Anstoß oder Anwurf leicht zerstört wird. Das hat aber nicht nur ihre teilweise, sondern ihre vollständige Zerstörung zur Folge. Anders verhält sich eine Decke oder Mauer aus Ziegeln mit Kalkmörtel. Diese

*) Vergl. P. Rohland über die Oxydationsverzögerung des Eisens durch Chromichlorid. Zt. f. Elektrochemie 22. 1909.

**) Vergl. P. Rohland. Der Eisenbeton. Kolloidchem. und phys.-chem. Untersuchungen. O. Spamer. Leipzig 1912.

ist nicht so dicht gefügt wie eine Betondecke, die infolge ihrer koagulierten Kolloidstoffe des Zements eine hohe Dichtigkeit besitzt.

In die porösere Decke oder Mauer aus Ziegelsteinen mit Kalkmörtel wird auch ein 42 Zentimeter-Geschoß zwar ein großes Loch schlagen, aber keine vollständige Zerstörung hervorrufen können, wie man das aus den in den Zeitschriften erschienenen Abbildungen leicht ersehen kann. Ganz besonders reiner Beton ohne Eiseneinlagen ist der Gefahr der vollständigen Zertrümmerung ausgesetzt. Beim Auftreffen des Geschosses entstehen auch mit dessen Schwere wachsende große Zug- und Schubspannungen, denen zu widerstehen reiner Beton nicht imstande ist. Es treten bedeutende Risse auf, so daß es der nachfolgenden Explosion ein leichtes ist, das Bauwerk völlig zu zerstören. So haben z. B. die Geschosse der in Belgien tätigen österreichischen 30,5 Zentimeter-Haubitzen sich in 2,5 Meter starke, reine Betondecken nur 50 Zentimeter eingebohrt und doch die durch die auftretenden Risse gelockerten Decken durch ihre Sprengwirkung zerstört. Auch die Vereinigung von starkarmiertem Eisenbeton mit Stahlpanzertürmen hat keinen großen Nutzen; denn die Stahlplatten werden, so groß sie auch sein mögen, durch einen Treffer vom Eisenbetongemäuer abgehoben oder zertrümmert. Ferner bietet sich der Sprengkraft der Geschoßfüllung in den Trümmern des Eisenbetons die reichlichste Betätigung. Das ungünstigste Material für den Unterbau ist Betonmaterial mit Eisen armiert, das zerrissen wird, und nicht nur die innerhalb, sondern in weitem Umkreis auch die außerhalb des Baues liegenden Mannschaften tötet. Aber Beton mit sehr feinen Eiseneinlagen verhält sich besser.

Am besten schützt eine Erdumhüllung Betonwerk und Eisenbetonwerk vor der vollständigen Zertrümmerung, da die lebendige Kraft des auftreffenden Geschosses durch die Arbeit des Hineinbohrens in die Erde, die ja keine Spannkraft und Sprödigkeit besitzt, zum größten Teil verloren geht, ehe das Geschoß auf den darunterliegenden Beton trifft.

Vielleicht ist es möglich, durch Zusätze, z. B. von hydraulischem Kalk, Traß oder Asbest, einen weicheren, zäheren, nicht springenden Beton herzustellen, der von den Geschossen glatt durchschlagen wird, ohne daß eine vollständige Zertrümmerung eintritt. Allerdings wird durch solche Zusätze die Zug- und Druckfestigkeit des Betons herabgesetzt.

Ferner: durch die Presse lief kürzlich die Nachricht, daß in Frankreich ein neues Sprengmittel, Turpin genannt, erfunden worden ist, das so enorm explosibel wäre, daß der gefühlvolle französische Präsident Poincaré Bedenken getragen hätte, seinen Gebrauch zu gestatten; es ist übrigens schon früher dargestellt worden.

Wenn auch bei dem Bombenwerfen unserer Flieger und Zeppeline Versager noch vorkommen mögen — die französische Spreng- und Zündstoffindustrie kann nicht mit Stolz und Befriedigung auf die letzten Jahre zurückblicken.

In Frankreich hat die Frage nach dem geeignetsten Pulver das allgemeine Interesse infolge einiger höchst verderblichen Explosionen stetig in Erregung gehalten. Hunderte von Menschenleben und Millionen Kapital sind in den letzten Jahren durch Pulverexplosionen vernichtet worden. Bekannt ist die Explosion des Linienschiffes „Liberté", die am 25. September 1911 auf der Reede von Toulon erfolgte und zahlreiche Opfer forderte. Die Ursache der Explosion bestand in Selbstentzündung des Pulvers. Die Versuche ergaben, daß das französische Pulver nicht lagerbeständig war, und die vorhandenen Vorräte mußten vernichtet werden. Das französische B- (Boulanger) Pulver ist reines Schießwollpulver, mit Essigäther gelatiniert.

Eine weitere chemisch-technische Aufgabe liegt auf ganz anderem Gebiet; es ist das die Reinhaltung unserer Bäche und Flüsse von städtischen und Fabrikabwässern, schon wegen etwaiger Seuchengefahr, die durch die zahlreiche Einlieferung von Gefangenen noch erhöht wird.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen Flüsse, in denen nicht vollständig, nur mechanisch durch Emscher oder Kremerbrunnen geklärte oder auch ungereinigte landwirtschaftliche Abwässer mit organischen Fabrikabwässern, Abwässern von Rohzuckerfabriken, Preßhefefabriken, Bierbrauereien usw. im Vorfluter zusammentreffen.

Dann bilden die kolloiden Substanzen der Fabrikabwässer das Nahrungssubstant für die zahlreichen Mikroorganismen, Bakterien usw., die aus den städtischen und landwirtschaftlichen Abwässern stammen; es entsteht ein biologischer Prozeß, der mit einem üblen Geruch verbunden ist. Die Vermehrung der Bakterien ist auch hier eine sehr schnelle und große, so daß, wenn seuchenerregende Bakterien auftreten, die Verbreitungs- und Ansteckungsgefahr sehr groß ist. Auch Pilzwucherungen von Sphärotilus und Leptomitus treten auf, die zu Fäulnisprozessen Anlaß geben.

Darum sollten gerade jetzt unsere Flüsse und Bäche so sauber wie möglich gehalten werden; häufig sind kleine Bäche infolge Anlagerung von festen Bestandteilen aus städtischen und Fabrikabwässern so verschlammt, daß sie beim Auftreten von Seuchen eine große Gefahr bilden.

Als Auftraggeber für solche gemeinnützige Zwecke sollten in erster Linie die Gemeinden in Betracht kommen, und solche Arbeiten als Notstandsarbeiten ausgeführt werden.

Da die Seefischerei zurzeit daniederliegt, so würde eine tunlichst große Reinhaltung unserer Bäche und Flüsse, die jetzt oft nur wenig und geringwertige Fische enthalten, auch unserer Binnenfischerei zugute kommen, und damit wieder ein sehr schätzenswertes Nahrungsmittel in größerer Menge gewonnen werden können.

Eine andere chemisch-technische Frage, die jetzt besprochen zu werden verdient, ist der Bezug von Kaolinen aus England.

Englands Kaolineinfuhr nach Deutschland betrug:

im Jahre	Tonnen zu 1000 kg
1907	102 534
1908	115 482
1909	106 417
1910	105 336
1911	110 148
1912	143 706
1913	118 203

Der Wert dieser Einfuhr betrug in 1000 Mark:

1907	3 794
1908	4 273
1909	3 938
1910	3 898
1911	3 965
1912	5 174
1913	4 256

Deutschland dagegen hat überhaupt nur

in den Jahren	Tonnen zu 1000 kg
1912	37 850
1913	42 058

ausgeführt.

Der Wert dieser Ausfuhr betrug in 1000 Mark:

1912	1 311
1913	1 403

Es werden also drei bis vier Millionen Mark für Kaolin nach England ausgeführt, wenn man den Betrag für unsere Gesamtausfuhr abzieht.

Wir haben es aber wirklich nicht nötig, Kaolin aus England zu beziehen; es ist dies nur Überschätzung eines ausländischen Produkts, wie das auch mit englischen Stahlfedern, Stahlwaren und Tuchwaren etc. geschehen ist.

Abgesehen von Böhmen sind in Deutschland in Sachsen und Bayern Kaoline in genügender Menge vorhanden und stehen an Plastizität den englischen nicht nach, wenn sie diese nicht übertreffen.

Mit Hilfe meiner Methode*), der Bestimmung der Adsorptionsfähigkeit gegenüber kompliziert zusammengesetzten Farbstoffen, wie den Anilinfarbstoffen, läßt sich die Qualität eines Kaolins leicht feststellen. Der Grad der Adsorptions-

*) Vergl. Wochenblatt für Papierfabrikation 1913 und 1914.

fähigkeit eines Kaolins gegenüber einem solchen Farbstoff ist auch der Grad seiner Verwendbarkeit in der keramischen Industrie und in der Papierfabrikation.

Denn diese Adsorptionen basieren auf der Menge von Kolloidstoffen, die der Kaolin in Berührung mit der Lösung bildet; und von der Menge der gebildeten Kolloidstoffe hängt wiederum der Grad der Plastizität und die Adhäsions-energie an der Faser ab. Ersterer bestimmt den Wert eines Kaolins für die keramische Industrie, letzterer seinen Wert als Füllstoff für die Papierfabrikation. Und die auf Grundlage dieser Methode angestellten Versuche haben ergeben, daß unsere deutschen Kaoline, besonders die aus Sachsen, um einen zu nennen, z. B. der Kaolin vom Kaolinwerk Spergau, Magdeburg, die Qualität der englischen nicht nur erreichen, sondern diese sogar übertreffen. Wenn englische Kaoline die deutschen an Weißheit überragen sollen, so kann auch dies bei uns durch sorgfältigere Schlemmerei mit reinem, einwandsfreien Wasser erreicht werden.

Bezüglich der Nomenklatur der verschiedenen Kaolinarten dürfen wir uns nicht auf die englischen Vorschläge einlassen. Die Engländer schlagen die Bezeichnung „Kaolinit" für kristallisiertes Aluminiumhydrosilikat in seiner reinsten Form der Formel Al_2O_3, 2 SiO_2, 2 H_2O entsprechend, vor, sie wollen „Kaolin" den von primärer Lagerstätte stammenden weißbrennenden Ton, den geschlemmten Kaolin „china clay" und die amorphe Tonsubstanz „Clayit" nennen.

Unsere deutschen Bezeichnungen reichen aber vollständig aus: der aus der Grube kommende Kaolin heißt Rohkaolin, der gereinigte: geschlämmter Kaolin oder einfach Kaolin, und die Tonsubstanz Aluminiumsilikat.

Übrigens auch bezüglich anderer Produkte befindet sich England in wirtschaftlicher Hinsicht uns gegenüber im Nachteil; wir beziehen Rohprodukte aus England, die wir auch anderswoher beziehen können, während England fertige Produkte einführt, die es aus Deutschland beziehen muß. Schon jetzt macht sich in England und auch in Amerika der Mangel an deutschen Fertigprodukten fühlbar, z. B. an Farbstoffen, wie den Anilinfarbstoffen, die in solcher Vorzüglichkeit nur in Deutschland hergestellt werden können, obwohl der erste Anilinfarbstoff, das Mauveïn, in England von Perkin hergestellt worden ist, dann aber die Anilinfarbstoffindustrie, dank dem Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Technik, nach Deutschland herübergewandert ist, an optischen Instrumenten, Rohzucker, Drogerien und Chemikalien usw.

England versucht diese und noch andere Fertigprodukte auf dem Umwege durch die neutralen Länder zu beziehen.

Schließlich: eine weitere, zeitgemäße chemische Tagesforderung liegt auf pädagogischem Gebiet.

Es wird sich empfehlen, Anordnungen zu treffen, daß die Hörsäle und

chemischen Laboratorien von Angehörigen der Länder, die im Kriegszustand mit Deutschland befindlich sind, vollständig frei bleiben.

Trotz mannigfacher Anregungen und trotz einiger Beschränkungen waren diese auch noch in letzter Zeit von Angehörigen dieser Länder auf verschiedenen Hochschulen und Techniken stark besucht. Es mag wohl auch vorgekommen sein, daß diese Ausländer vor den deutschen Studenten bevorzugt worden sind; der Deutsche steht gern bescheiden zurück, während der Ausländer sich mit Vorliebe an den Professor herandrängt.

Den Dank dafür, daß die Vertreter dieser Nationen in Wissenschaft und innerer Kultur auf deutschen Hochschulen — besonders die Japaner — gefördert worden sind, haben sie dadurch abgestattet, daß sie über Deutschland herfielen.

Es werden also wohl auch nach dem Friedensschluß die Studierenden der mit Deutschland Krieg geführt habenden Länder von den deutschen Hochschulen vorläufig ausgesperrt bleiben!

Hans Friedrich:

Blockade der englischen Küste.

Vor Mitternacht. Ich kann nicht schlafen.
Wie von Schmerz gekrampft ruht meine Hand . . .
Jetzt geh'n unsere Boote wohl aus dem Hafen . . .
O, wie ich dich hasse, Engelland!

Es tropfen in Ewigkeit die Minuten;
Sind draußen Stunden voll Arbeit, vielleicht voll Weh . . .
Und mein Herz fleht in heißen Gluten:
Verschlinge Englands Schiffe die See!

Und so wie ich einer, fühlen alle . . .
Wir wissen, unsere Boote halten Wacht.
Wir aber träumen nicht nur von Englands Falle,
Wir wünschen und hassen die halbe Nacht.

Wir liegen und warten — stumme Wächter,
Ein ganzes Volk — und wir suchen den fremden Strand.
Einst Hort der Freiheit, nun ihr Verächter!
O, wie wir dich hassen, Engelland!

Deutsche Luftschiffe über England.

Wir sind die fliegenden Boten.
Wir orgeln, England, dich wach
Und setzen den Hahn, den roten,
Dir auf Mauern und Türme und Dach.

Wir sind des Schicksals Schwingen.
Wenn unser Fittich sirrt,
Hört ihr im Ohr es euch klingen:
Daß London zittern wird?

Das Wort Nostradamus', des Alten,
Aus lange verschollener Zeit,
Wir werden über euch walten,
Daß recht er geprophezeit! . . .

Ein neuer Tag will dämmern.
Sein Morgen schwimmt in Blut.
Kanonenglocken hämmern,
Wenn ihr noch im Bette ruht.

Wir aber wollen euch deuten
Die Zeit, die ihr anderen schuft.
Aus uns'rer Propeller Läuten
Vernehmt, wie sie euch ruft!

Seht ihr die Brände, die roten?!
Euer Inselfrieden ward Tand.
Wir sind des Schicksals Boten.
Hüte dich, Engelland! —

Frau Maria von Hobe: Der Außenwelt bisher verschlossene Erinnerungen aus meinem Konstantinopeler Tagebuch.

Schluß.

Namenlose Angst erfaßte mich, ich hob das Gitter, hielt meinen Kopf, bog mich hinaus. — Näher kam der Gesang:

„Niemand wird Rache üben, um deinetwillen, kein Leid wird den Deinen werden, so will's der Tote, heilig ist der Tote, heilig der Wille des Toten, heilig die Pflichten der Lebenden!" Jetzt, jetzt kam der Kaïk langsam näher, und auf dem Boden desselben lag — tot und bleich — erwürgt, die rote Schnur neben ihm, mein Assim." — Leila bedeckte ihr liebes Gesicht mit beiden Händen, durch deren Finger langsam große Tränen tropften — und sprach leise: „Sein liebes Gesicht war friedlich und so schön, sein Bruder sang leise weiter, während der Kaïk im hellen Mondschein, dessen Strahlen zum letzten Male meinen Assim küßten, vorüberglitt — heilig! heilig sei der Wille des Toten! — — Ich aber fiel ohnmächtig in die Arme meiner Sklavin. Als ich nach Wochen aus schwerem Fieber erstand, war ich die junge, hoffende Leila nicht mehr. Etwas in mir war zerbrochen — vielleicht war es das Herz? Mein Vater hatte sein Leben lang der Treue und der Pflicht gelebt! — Ich war seine echte Tochter! Treue habe ich Assim bewahrt, sie ist der stille Segen, der allen Lebensverhältnissen Sicherheit und Dauer gibt. Treue mildert selbst das Weh des Scheidens — sie ist aber auch der feste Anker für alle Pflichten, und die Pflichterfüllung allein machte mir mein ferneres Leben erträglich. Ernst und streng blieb ich, und statt Leila nannte man mich bald die „Pflicht". — Der Onkel, der all dies Leid über mich gebracht, ich habe ihn nie wiedergesehen, als das eine und letztemal, da er im Sterben lag, einsam, verlassen und allein. Um einen Trunk Wasser bat er, ich gab ihm den Labetrunk nicht und schied von ihm, der meinen Assim gemordet, mit den Worten: „Verschmachte, Mörder!" — Wohl folgten mir seine irren Augen und baten um Vergebung; hart bin ich geworden durch ihn, der mein Leben vergiftete, ich konnte nicht vergeben! — Seine Frau aber habe ich bis zum Tode gepflegt! —

Nun weißt du meine Lebensgeschichte, sie ist so einfach und doch so schwer zu tragen gewesen! — Glück! Glück ist eine Blume zum Zerpflücken — ihre Blätter — hat ins Meer hinausgewirbelt — wildes Wetter! Kennst du unser türkisches Gedicht vom Glück?" — „Ich kenne es nicht," antwortete ich, bewegt. — „Höre es," sagte Leila — und leise begann sie:

„Wer kann dich fassen, wer kann dich halten,
Wer kann den Pfad dir, du Glatte, gestalten,
Lichtsalamander und gleißende Schlange,
Wehe mir, wenn ich dein Rasten verlange!
Selig und herrlich dein flüchtiges Kommen,
Süßes Begrüßen und Abschied genommen —
Rasches Begehren und schleichendes Sehnen,
Jauchzend Beginnen und Ende mit Tränen —
Überall schweifst du in tausend Gestalten,
Wer kann dich fassen, wer kann dich halten?"

Sie hatte geendet, wir schwiegen beide, leise rauschte der Wind in den Zypressen über unsern Häuptern das ewig alte Lied vom Werden und Vergehen. Still war es um uns her, und Leila fuhr fort: „Still ist es seit jenem großen Leid, das Menschenhärte mir zugefügt, in mir und um mich herum geworden — o, so unheimlich still oft. Anderer Leiden aber sind die meinen, anderer Freuden suche ich zu teilen, in treuer Pflichterfüllung suche ich Frieden und Befriedigung!"

Was mußte dies treue, stolze Herz gelitten haben! Leilas Augen, die eine so wunderbare, beredte Sprache führten, waren durch Tränen verschleiert. Ich aber fühlte, daß jedes Wort zuviel sein würde, und so streichelte ich leise ihre lieben Hände, dankte für ihr Vertrauen, das ich durch Schweigen zu ehren wissen würde! Bewegt schwiegen wir beide. Sie lehnte einen Augenblick nur, wohl überwältigt von den schmerzlichen Erinnerungen — ihren Kopf an meine Schulter — gleich aber richtete sich Leila dann auf, und ihr liebes Gesicht hatte wieder den strengen Ausdruck, der ihm meist eigen war.

„Die Schatten beginnen sich im Tale zu zeigen, die Sonne neigt sich zum Scheiden, ich muß heim. Du weißt, daß keine Türkin nach Sonnenuntergang draußen bleiben darf." Langsam erhob sie sich, breitete sorgsam den Gebetteppich über des Vaters Grab und sagte: „Es ist spät, wir dürfen nicht so lange die Toten stören! Sieh, nach rechts und links neigen sich um uns die Grabsteine und Erinnerungszeichen — hinfällig geworden vom Zahn der Zeit. — Unwissende nennen es Nachlässigkeit, daß wir es so lassen, und nicht die Steine wieder gerade rücken und in Ordnung stellen. — Warum wir es nicht tun, wissen wir wohl. Wir wollen nicht die Ruhe unserer toten Lieben stören — mit ihnen verfällt nach außen das Grab, wie innen der Leib verfällt, wir halten nichts auf, Staub — Staub — alles." Geblendet schloß sie einen Augenblick die leuchtenden Augen, da die Sonne kosend mit ihren letzten Strahlen ihr feines Haupt umwob.

Wehmütig und leise fuhr sie dann noch fort: „Wie oft haben die Bäume, jene rosigen Judasbäume, von denen die Sage geht, sie verloren alle Blätter und erglühten in Scham, als euer Christus verraten ward, wieder hier geblüht

und sind wieder entblättert, verblüht, wie viele Herzen hatten heiß geschlagen und sind verstummt. Vorbei! vorbei! alles! Es gibt keine Wirklichkeit, als das Sein des Augenblicks! Und doch sollte soviel Leben und Sterben, soviel Glück und Schmerz, soviel Kraft und ernstes Ringen wertlos sein? Alles verrinnen, wie der ungezählte Tropfen zum Meere rinnt?"

„Nein, Leila! Das glaube ich nicht; die Geschicke der Erdenmenschen, ihr Lieben, Leiden und Kämpfen, wird geprüft werden auf Wert oder Unwert einst für die Ewigkeit!" —

„Möchte es so sein," sagte Leila leise. — Fröstelnd zog sie ihre Schleier um sich, rosig angehaucht von der sinkenden Sonne, schritt sie langsam mit mir vom Friedhofe; die düstern Zypressen stolz, hoch, ungebeugt über uns und Stille, heilige Stille rings um uns her. —

„Geh' heim! Allah geleite dich," — sagte sie leise — „dein Pascha wartet — und meiner wartet die „Pflicht"."

Alles erschien mir so groß und erhaben bei diesem Abschied. Alles um mich und in mir, als wäre die ganze, schöne Welt — die Pracht da unten ein einziges gottseliges Amen. Die Pflicht wartete ihrer, wie sie es ruhig sagte, als etwas Selbstverständliches. Dies junge Leben ganz abgeschlossen in sich — glücklich dadurch, daß sie andere beglückte. Welch geheimnisvoller Zauber strömte von dieser Leila, dieser einfachen Türkin aus und umgab ihr selbstloses, stilles Leben mit jenem Glanz, der unmerklich auf ihre Umgebung überging und ihr die Herzen derer in Dankbarkeit zu eigen gab, denen sie ihre Dienste, ihr Leben weihte. Frei und glücklich war sie geworden, unabhängig von allen Unvollkommenheiten des äußeren und materiellen Lebens, so stand sie inmitten der stillen Welt ihres Herzens — hoch, hoch erhoben durch die Liebe, die es beseelte und erwärmte — für andere. In ernstes Sinnen versunken, fuhr ich heim, vorbei an den weißen Palästen der blühenden Pracht der herrlichen Natur, die mir auf beiden Seiten des Bosporus entgegenlachte, verklärt vom Abendrot, von jenem Abendrot, das es nur in seiner Farbenpracht im Orient gibt, und das in der Erinnerung selbst die trübsten grauen Wolken durchleuchtet mit unvergänglichem Zauber. Leila hat mich gelehrt, daß des Herzens Größe Selbstvergessen ist. Alle Großtaten, selbst die, die die Geschichte verewigt, alle Aufopferungen, die wir bewundern und hochstellen, wurzeln auf diesem Boden. Alles, was Begeisterung und Edelsinn durch einzelne oder Völker ins Leben riefen, beruht mehr oder weniger auf Selbstverleugnung der eigenen Gefühle und Interessen. Das Herz ist nur groß, wenn es sich selbst vergißt, wenn es im fremden Wohl und Wehe aufzugehen weiß. So war das Herz Leilas, der einfachen Türkin, deren Andenken aber in mir fortlebt und leben wird, dankbar für das, was sie mir gab — für alle Zeit!

Wunderbar sind die Fügungen des Himmels. Lange, lange Jahre liegen zwischen einst und jetzt, und doch gibt es einen Zusammenhang im Leben, ein

Wiederaufleben, ein Erinnern an längst Vergangenes. So erhielt ich vor einigen Wochen einen rührenden Brief aus Stambul — von der Nichte jener Leila Hanoum, deren Lebensgeschichte ich soeben erzählte! — Es ist eine einfache, kleine Kindergeschichte, aber weil sie so einfach, menschlich und rührend ist, will ich davon einiges hier zum Schluß noch folgen lassen:

Stambul, den .....

„Ob du dich wohl doch der kleinen Senie erinnerst, der Tochter des Paschas und Bruders deiner Freundin Leila Hanoum," so fragte mich in dem Briefe die schöne Naemi, die Tante der kleinen Senie, und fuhr dann fort:

„Vorgestern hat sie ihre Mutter, die bei ihrer Geburt starb, heimgeholt zu sich. Meine geliebte Kleine starb an derselben Krankheit, dem schrecklichen Verrem (Schwindsucht), dem ihre Mutter erlag. Welch kluges, herziges Geschöpfchen ging von mir! Sie war mein Alles jetzt auf der Welt, ein teures Vermächtnis unserer geliebten Leila Hanoum. Erzählen möchte ich dir darum noch von ihren letzten Tagen auf Erden, von diesem reinen Kinderglauben, an dem, wie du weißt, die Türken hängen, wie an einer Offenbarung! Als Senie am Tage vor ihrem Tode unruhig im Bettchen sich hin und her bewegte, fragte ich sie, warum sie nicht still läge, da sie doch wisse, wie ihr Husten sie wieder quälen würde, und eilte zu ihr, um den kleinen Körper mit Kissen zu stützen. Da bat sie: „Liebe, liebe Tante Naemi, schilt mich nicht, ich bete für Vater und das Vaterland." Und dabei schaute sie mich mit ihren leuchtenden, großen Kinderaugen bittend an, schlang das magere Ärmchen um mich, sich fest an mich schmiegend. Ich fühlte das kleine Herz klopfen, und der Sonnenstrahl, der durch unsere Gitterfenster fiel, übergoß mit rosigem Licht das bleiche Gesichtchen.

„Die herrliche Sonne, sieh sie nur," sagte leise und mühsam den Husten unterdrückend die Kleine, „es ist die neu aufgehende Sonne über unserm Vaterlande. Baba (Vater) sagte mir beim Abschied, als er in den Heiligen Krieg zog, bete, Senie, bete, daß Allah uns zum Siege verhelfe, und daß die Sonne aufgehe hellleuchtend über unserem neu erstehenden Vaterlande! — Darum betete ich vorher, Tante Naemi," fügte sie leise hinzu, denn ein Hustenanfall folgte den letzten Worten, daß die hellen Angsttropfen auf der weißen, klaren Stirn perlten. Gehorsam nahm sie „Saleb", unsern Hustentrank, den du kennst, lehnte sich erschöpft zurück und fragte angstvoll: „Werde ich Vaters Sieg erleben, Tante? Vater ist der größte General, nicht wahr? Wir müssen siegen!"

„Das ist er, mein Kind," antwortete ich, „und Allah hilft der gerechten Sache." „Auch dem lieben Deutschen Kaiser und den vielen Söhnen, die im Felde sind? Gib mir des Kaisers Bild, Tante Naemi, und Vaters." Mit ihren zitternden Händen faßte sie die Bilder und streichelte leise darüber hin. „Senie betet für euch," flüsterte sie. „Allah wird dir helfen, du guter Kaiser, zum Siege. Vater sagte doch, dem guten und gerechten Kaiser, der nicht den schrecklichen Krieg

gewollt hat, und dem wir als Verbündete helfen, dem wird auch Allah helfen. Dazu müßten wir aber alle brav beten! — Traurig und ernst sieht aber der große Kaiser auf diesem Bilde aus, Tante, anders wie auf unsern früheren Bildern. Ist es, weil er den großen Heiligen Krieg zu führen hat?"

„Ja, meine Senie, es ist aber auch, weil dem Kaiser im Herzen seines Herzens um jedes Opfer eine Wunde gerissen wird, denn der Herrscher liebt auch als Mensch seine Untertanen und jeden Kämpfenden, die Leben und Blut für ihn und das Vaterland lassen, darum erfüllt trotz aller Siege ein großes Weh sein edel Herz."

„Der gute Kaiser! So gut ist er, Tante?" und sie hielt die bunte Photo ihres Vaters in glänzender Uniform mit den vielen Orden, dem ehrlichen, guten Gesicht, aus dem die treuen Augen so ähnlich denen seiner Tochter Senie sie anschauten, neben das ernste, schlichte Bild des Kaisers in feldgrauer Uniform — beide ab und zu streichelnd. Heiß stiegen mir die Tränen vom Herzen in die Augen beim Anblick dieses jungen, hinwelkenden Lebens, das mit solcher Kinderliebe, solchem festen Kinder g l a u b e n an dem Siege für's Vaterland hing! — „Erzähle mir, liebe Tante, vom Vater, vom Kaiser, vom Kriege draußen! Hat Vater weiter die bösen Russen im Kaukasus geschlagen? Drang Vater weiter siegreich vor? O, Allah, schütze ihn!" und die zitternden Händchen faßten nach ihrer Tisbe (Rosenkranz der Türken), und leise sagte sie: „Das macht mein Gebet, Tante, und du mußt beten helfen, alle, alle! Dann will ich auch ruhig liegen und schlafen!" Gehorsam legte die Kleine dann ihr Köpfchen zurück, — sitzend in den Kissen, ein Bild des Jammers, liegen konnte sie ja schon seit Wochen nicht mehr, dazu reichte der Atem der kranken Lungen nicht mehr hin. Plötzlich öffnete sie die Augen wieder und fragte ängstlich: „Glaubst du, daß ich den Sieg noch erlebe und mitfeiern kann, Tante? Aber sag' mir die Wahrheit! Du glaubst es nicht, seitdem dir der große Haikim (Arzt) leise neulich sagte: Senie hat das Verrem (zu deutsch: Lungenschwindsucht) von ihrer Mutter geerbt, und dafür hilft kein Mittel! So leise der Haikim es dir auch sagte, ich hörte es doch." „Nein, das hast du falsch verstanden," rief ich entsetzt, „du warst im Fieber." — „Ich hörte gut," antwortete die Kleine. „Mutter hat auch gehustet, bis das große Blut kam, erzählte mir Eschreff!" — „Eschreff ist eine Sklavin und versteht nichts von Krankheiten." Im selben Augenblick, als ich versuchte, die Kleine zu trösten, ertönte auf dem Korridor das laute Tambourin der Stiefmutter Senies, der zweiten Frau des Paschas — (du kennst sie noch nicht) — sie tat es öfter mit ihren Buben, ohne Rücksicht auf das kranke, leidende Kind. — Senie zuckte zusammen, und eine Falte legte sich, schmerzlichen Ausdruck dem kleinen Gesichtchen gebend, zwischen ihre Augenbrauen, als sie mich bat: „Ich mag die rauschende Musik nicht — sag' du es doch, Tante! Liebe, liebe Tante Naemi, nicht wahr, du bleibst bei mir bis zum großen Siege, bis ich zur Mutter gehe!" — Große Tränen fielen aus den lieben Augen auf die mageren Händchen, und das

Weh, das mein Herz zusammenkrampfte bei dem Versprechen: „ich bleibe immer und immer bei dir, — mein Kind!" — läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Für tiefempfundene Gefühle ist die Sprache zu arm! — Wie oft hatte die reiche, harte, zweite Frau des Paschas mir schon die Türe gewiesen, wie bangte ich, daß es die hinsterbende Kleine nicht erfahre, die bleich in den Kissen saß, und erschöpft flüsterte sie: „Ich will dir noch einmal sagen, was Vater unter des großen Kaisers Bild schrieb;" — dann faltete sie die Händchen und sagte so laut und feierlich, als ihre kleine, schwache Brust es noch erlaubte: „Herz und Geist vereint ist die Vollkommenheit menschlicher Größe auf Erden — so ist unser Verbündeter — der große Kaiser." Langsam, von Husten unterbrochen, sprach sie dann mühsam weiter: „Allah, schütze du Vater und ihn!" — Dies Kind war ein Engel schon auf Erden, das fühlte ich, fühlte aber auch, daß es bald von mir gehen, eingehen würde von allem Leid, zu ewigem Frieden! Erschöpft hatte es die Augen geschlossen — die Hände gefaltet über den beiden Bildern, saß sie in den Kissen, mühsam atmend. Nur ab und zu zuckte es über ihr Gesichtchen, wenn die lärmenden Buben draußen, vereint mit der kreischenden Stimme der Mutter, türkische Lieder zum Tambourin sangen. Die feierliche Stille des nahenden Todes um und in mir, setzte ich mich, in tiefster Seele betrübt, leise an das Bettchen der Kleinen. Die untergehende Sonne zitterte über den lieblichen, unschuldsvollen Zügen und küßte zum letzten Male die geschlossenen Augen, die nicht mehr den siegreichen Vater sehen sollten, küßte die reine Stirne — da ging plötzlich ein Ruck, ein Beben durch den kleinen Körper, helle Blutstropfen sickerten aus Senies Munde. — Es war vorbei! — In den gefalteten Händchen hielt sie noch des Vaters und des Kaisers Bild — leise legte ich einen Schleier über sie — fester ihre Händchen um ihre teuersten Güter noch im Tode schlingend! — So ward sie begraben — die Bilder nahm sie mit ins Grab! — Für mich aber, das weißt du, nahm sie alles aus der Welt mit, was mir Freude, Licht und Leben war! — Die harte zweite Mutter hatte kein Wort des Trostes — des Mitleids für meinen Schmerz, und zwei Tage darauf verließ ich den großen Konak und ging zum Roten Halbmond, wo ich pflege und meine Hilfe jenen gebe, die für das Vaterland und den Sieg fechten und leiden. —

Senie fand Frieden; sie ist erlöst von allem Erdenleid, sie ließ uns den reinen, festen Kinderglauben, der auch der Türken Glauben ist und bleibt, an den großen Sieg unserer gerechten Sache, denn Allah erfüllt die Bitten reiner, unschuldiger Kinderherzen. — Für mich aber liegt in dem Heimgange meines kleinen Engels eine Welt von Schmerzen. Nie mehr werde ich in die lieben, klaren Kinderaugen schauen, die so oft in Liebe auf mir geruht. Geschlossen sind sie auf ewig. — Nie mehr wird der kleine Mund rufen nach Tante Naemi — er ist stumm für ewig. — Nie mehr die kleine Hand die meine umfassen — sie ist kalt und starr — nie mehr! Nie — Allah schickte es — Allah ist groß — Allah wird mir tragen helfen, und wenn der große Sieg kommt und von den Minarets

verkündet wird in Stambul, dann wird mein Herz in stiller Wehmut fühlen, daß meiner Senie Gebete dazu geholfen haben! —"

So endete der Brief meiner lieben Türkenfreundin, die mir oft den Anfang eines türkischen Liedes gesagt hatte, dessen Anfangsstrophen lauteten:

Ein jeder klammert sich voll Glutverlangen
An eines heißgeliebten Menschen Sein,
Umsonst ist doch sein werbendes Umfangen,
Im tiefsten Innern bleibt der Mensch allein —
Wohl die Gefährten hat uns Gott gegeben,
Sein Leben muß ein jeder selber leben! —

Meine Türkenfreundin aber, das weiß ich, wird Gutes weiterwirken, solange sie lebt, denn sie hat ein starkes Herz, das vor allem ein reines Herz ist. Dem Neid und Mißgunst fernblieb, des Herz ist ein fühlendes, das, indem es andere beglückt, selbst nur glücklich sein kann! — Ihre Treue wird der feste Anker sein für alle jene Pflichten, die sie als heilige Lebensaufgabe anerkannte. Überall, wohin sie Allah — ihr Gott — stellt, wird sie Segen verbreiten!

Für heute schließe ich mit meinen Türken-Erinnerungen. Vielleicht, wenn sie gefallen, ein andermal mehr.

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Vorwort.

Während ich ein Vierteljahr lang in Spanien umherwanderte, kamen mir ausführliche Schilderungen des absterbenden siebzehnten Jahrhunderts in die Hände. Französische und englische Diplomaten und Reisende beschrieben staunend die Seltsamkeit dieser verarmten Verfeinerung, den orientalischen Einschlag dieser verknöcherten, hochmütig verschlossenen Welt.

Was in „Donna Inez" unglaubwürdig erscheint, kann in diesen Briefen und Memoiren, wie in spanischen Quellen nachgelesen werden.

Die Verfasserin.

I.

Schloß Fuentevero.

Es sind die achtziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts. In der kastilischen Ebene liegt das Städtchen Fuentevero; vor den strengen Umrissen, vor der blauen Sanftheit der Sierra Guadarrama erhebt sich die Masse weißgetünchter Häuser, aus ihrer Mitte ragt ein Kastell. Dies ist der Palast des Don Alfonso von Zuniga und Cardenas, Herzogs von Casarubias, vielfachen Granden von Spanien.

Im Palast läutete eine Glocke; durch die geweißten Gänge huschten unzählige alte Frauen, die Duennas. Sie trugen nonnenartige Witwentracht, graue Kleider mit langen Ärmeln, mit Überwurf und Kopfschleier aus gefälteltem weißen Leinen. Von allen Seiten kamen die grauen Schemen; hundert und neunzig Duennas gehörten zum Schloß, allein hundert und sechzehn wurden nach dem Tode des alten Herzogs übernommen, und einige hatten schon unter dessen Eltern gedient. Gehalt wurde ihnen nicht gegeben, nur eine knappe Verköstigung; dünn und ergeben huschten sie vorbei.

Dann folgten junge Dienerinnen in bunten Kleidern, es kamen die herzoglichen Töchter, Donna Mencia und Donna Inez, mit den sechs ihnen zugeteilten Duennas.

Im Dämmerschatten der Kapelle strahlte Farbenfeuer durch frühgotische Fenster, erleuchtete den riesengroßen Goldaltar — der selige Herzog, einstige Vicekönig von Mexiko, hatte ihn gestiftet. Das Farbenfeuer brannte auf die übereinandergetürmten, buntbemalten, pathetisch-realistischen Heiligengestalten.

Plärrendes Gemurmel erfüllte den Raum, möglichst rasch wurde der Rosenkranz heruntergebetet.

Donna Inez dachte unterdessen an die Heilige Theresa; gestern hatte der Abate ihr und der Mencia aus deren Leben erzählt. Als Kind wollte sie mit ihrem Bruder ausziehen, wollte Heiden bekehren, Märtyrerin werden und so die ewige Seligkeit erlangen. Aber der Oheim hatte die beiden eingeholt und brachte sie nach Hause. Die Eltern ahnten nicht, daß ihre Tochter eine berühmte Heilige werden würde. Eltern, so sagte sich Inez, merken so etwas nie, und nachher, wenn es zu spät ist, bereuen sie ihr mangelhaftes Verständnis. Es wäre doch wundervoll, Heilige zu werden. Den Heiligen Franziskus von Borgia nennt man nur den Santo Duque, ich würde die Santa Duquesa heißen. Man würde mein Eckzimmerchen Wallfahrern zeigen und mein Kruzifix an der Wand verehren.

Der Rosenkranz war beendet. Böse murmelte die Oberduenna zu ihrer Nachbarin: „Auch heute liegt die Herzogin noch zu Bett, statt, wie es sich gehört, dort an den Altarstufen zu knien und mit uns zu beten.“ Sie erhob sich, unter der weißen Binde ihre Stirne runzelnd, führte sie die Töchter in das Schlafgemach der Mutter.

Große gewirkte Bildteppiche hingen an den Wänden, das Lager aus vergoldetem Kupfer war mit Elfenbein und Ebenholz verziert, eine vergoldete Balustrade zog sich umher, und Stufen führten herauf. Unter der Seidendecke lag die Herzogin auf spitzenbedecktem Kissen; ihr gescheiteltes Haar wurde durch ein kirschrotes Taftband gehalten, ihr feines Hemd war mit rosa und gelben Blumen bestickt. Eine schöne, matte, blasse Frau.

Mencia und Inez küßten ihr die Hand, setzten sich in einer Ecke auf den Teppich. In Reihen saßen dort die Dienerinnen und bestickten kunstvoll mit bunter Seide die Wäsche der Herrschaft. Die Stickereien des Casarubias'schen Hauses waren berühmt, waren eine Überlieferung aus alter Zeit. Als das maurische Malaga von den katholischen Königen erobert wurde, suchte die Königin Isabella sich die schönsten Jungfrauen aus, verschenkte sie als Aufmerksamkeit an fremde Königinnen und Fürstinnen, auch an die ersten Damen ihres Hofs. So war eine vornehme, kunstverständige Maurin nach Fuentevero gekommen, war bald bekehrt worden und hatte einen Mudéjar (Spanier maurischen Ursprungs) geheiratet. Ihren Kindern wurde zwar die Freiheit geschenkt, doch aus Anhänglichkeit blieben sie im Dienst des herzoglichen Hauses. Von ihnen stammten auch die herrlichen Altarbehänge, wie die Stickereien auf den zwanzig Thronhimmeln des Schlosses.

Jetzt knieten die zwei ersten Dienerinnen vor dem Lager. Die Herzogin erhob sich, streckte ihre Kinderfüße ihnen entgegen. Gelbliche Seidenstrümpfe wurden angezogen, wurden mit seidenen, spitzengeschmückten Strumpfbändern umschlungen, darüber kamen hackenlose Schuhe aus weichem, durchbrochenem

Leder. Die Herzogin stützte sich auf den dargebotenen Arm der Dienerin und schritt die Stufen herunter, eine dritte Dienerin kam mit einer silbernen Räucherpfanne, es qualmten die wohlriechenden Pastillen; sie beräucherte umständlich und lange ihre Herrin. Dann bespritzte eine junge Magd diese durch die Zähne, durch die beinah geschlossenen Lippen mit einem feinen Sprühregen von betäubend duftendem Orangenblütenwasser. Eine Schale mit roter Schminke wurde gereicht, die Herzogin bemalte sich die Wangen, das Kinn, die Nasenlöcher, Ohrläppchen, die inneren Handflächen, die Fingerspitzen und die Schultern. Auf die übrige Haut verrieb man Eiweiß, in dem Kandiszucker zerschmolz, und weiße Schminke. Die feinen Augenbrauen wurden verlängert, so daß sie sich fast trafen; in das Haar flochten die Frauen Seidenbänder und Perlen.

Nun wurden die rauschenden Röcke herbeigeschleppt. Erst wurde der Reifrock umgebunden, darüber kam ein weißer mit kostbaren Spitzen besetzter Rock, dann ein schwerer Rock nach dem andern; sie waren aus Seide, aus Samt, aus Brokat, ein jeder war mit Goldborten oder Goldspitzen geschmückt. Den elften Rock bedeckte ein ganz einfacher aus schwarzem Taft. Die Herzogin sah ihn prüfend an

„Ist er nicht vertragen?"

„Gewiß nicht, Euere Herzogliche Gnaden haben ihn erst vor fünf Tagen angelegt, zu morgen ist der neue fertig."

In einer großen Schildpattschale wurde der Schmuck vorgelegt und geprüft. Handlange Ohrringe aus grobgefaßten Smaragden wurden eingezogen, um den Hals kam eine Kette aus Diamanten und Chrysoprasen, vom Gürtel hingen Uhren, Miniaturen, Spiegel, Medaillen, Reliquien, Rosenkränze mit Schleifenrosetten, zu denen zweihundert Ellen Seidenbändchen verarbeitet wurden. Den Schluß bildete der braune, bis zum Boden hängende Karmeliterinnengürtel. Er hatte viele Knoten, diese waren mit Juwelen geschmückt und gemahnten die Herzogin an fromme Gelübde und Wünsche. Der erste Knoten galt dem ersehnten Erben, der zweite der Genesung ihrer Mutter, der dritte einer Karfreitags-Begegnung mit Don Domingo de la Vega. Damals, nicht lange nach der Geburt des zweiten Kindes, war sie krank vor Liebe, glaubte sterben zu müssen, wenn sie im Kirchengedränge nicht einige Worte von seinen Lippen vernähme.

Donna Mencia und Donna Inez saßen unterdessen auf dem Teppich in der Ecke; Inez flüsterte eindringlich zu ihrer anderthalb Jahre älteren, aber willensschwächeren Schwester.

„Mencia, denkst du es dir nicht wundervoll, zu entfliehen und in der Wüste Heiden zu bekehren Wir beide wollen nachts durch die kleine Tür vom Orangengarten entschlüpfen. Maria Carmen besorgt uns den Schlüssel und trägt unser Bündel. Viele Kleider brauchen wir ja nicht bei den Heiden. — Wahrscheinlich finden wir dann einen grasenden Esel am Weg, den besteigen du und ich dann

abwechselnderweise. Meine drei Goldrealen werden gut zwei Jahre ausreichen, und in zwei Jahren haben wir gewiß schon ein Dutzend Mauren bekehrt. Wahrscheinlich beschränken wir uns am besten auf Heidenmädchen, vielleicht macht es sich auch mit kleinen Knaben. Und zwei Dutzend Bekehrungen genügen entschieden, um eine Heilige zu werden."

Mencia hörte schweigend zu, zermalmte mit ihren weißen Zähnen kleine Scherben der tönernen, wasserkühlenden Bucaros. Der herbe Geschmack, das leise Knirschen war so angenehm; die Duenna verbot es ihr, tat es jedoch selber, auch die Herzogin und die Muhmen. Jetzt hatte Mencia den letzten Rest heruntergeschluckt und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich will keine Heilige werden. Die bekommen keine Kinder . . . . . gewiß nicht, nenne mir eine! . . . . ich will eine ganze Menge bekommen, so etwa fünf Knaben und vier Mädchen."

Inez seufzte, sah ihre Schwester traurig an, fühlte sich vereinsamt.

Draußen wurde an der Türfläche gekratzt; die Stimme des Dieners meldete: „Soeben ist der Vorreiter Ihrer Exzellenz der Frau Herzogin von Terranova angekommen. Ihre Exzellenz werden in etwa zwei Stunden eintreffen können."

* * *

Am flachen Steinportal öffneten sich die gewaltigen, mit eisernen Knaufen beschlagenen Türen. An der Schwelle wartete der Herzog. Er war ernst und steif; unter kohlschwarzen Brauen prüfte er die Menschen.

Schon von weitem sah man den rasch sich nahenden, staubaufwirbelnden Zug, die fünf mit je sechs Maultieren bespannten Karossen. Daß es die Fuhrwerke einer Standesperson waren, sah man an den vier Ellen langen Zügelleinen zwischen jedem Tier; der Aufzug nahm eine ganze Wegstrecke ein. Auf dem vorderen Maultier ritt der Kutscher, knallte mit der Peitsche in der Luft, spornte, schon heiser geworden, durch Schreie an. Im vollen Lauf, mit halsbrecherischer Geschwindigkeit nahte sich der erste Wagen. Lakaien ließen die Stufen herunter, zogen große lederne Vorhänge heraus, auf daß beim Aussteigen kein Damenfuß sichtbar würde.

Aus dem mit Damast ausgeschlagenen Raum trat die Herzogin von Terranova, eine harte, häßliche Sechzigerin, mit vollendeter Haltung. Der Hausherr ging ihr die drei Schritte entgegen, verbeugte sich tief, half ihr jedoch nicht beim Aussteigen, denn diese Ehrenbezeugung kam nur einer Königin und einer Botschafterin zu. Aus den anderen Kutschen eilten die Kavaliere und Pagen herbei, die Herzogin stützte sich auf den mit seinem gerollten Mantel bedeckten Arm des ersten Hidalgo, schritt, von ihren Duennas und Ehrenfräuleins gefolgt, die Stufen herauf. Am Portal bedankte sich der Hausherr für die ihm widerfahrene Ehre und ging vor dem Gast hinein. Dadurch legte er das Schloß der Fremden zu Füßen, es gehörte ihr.

Oben, am Eingang zu den Prunkgemächern, stand Donna Beatrix mit ihren Töchtern. Inez war das Patenkind des Gastes, und die gefürchtete ehemalige Oberhofmeisterin der Königin besah sich das zierliche Geschöpf. „Um ihretwillen," sagte sie mit ihrer gehackten Stimme, „war es mir besonders zu tun."

Die Eltern wechselten einen überraschten Blick; Inez stotterte die ihr vom Abate beigebrachte, schwungvolle Begrüßung.

* * *

Unter seiner reich bemalten und geschnitzten Balkendecke erstreckte sich der Eßsaal, rings umher zogen sich vergoldete geschweifte Anrichten, sie waren mit erlesenem Silbergerät bedeckt.

Die beiden Herzoginnen und Inez saßen auf einem über den Marmorplatten ausgebreiteten Teppich. Als Patenkind wurde der Sechzehnjährigen, als sei es ein Geburtstagsfest, die Ehre zuteil, mit den Eltern zu speisen. Sie freute sich an den ungewohnten, scharfgewürzten Fleischgerichten, an den aromatischen Süßigkeiten. Die Damen tranken in Schnee gekühltes Quellwasser, der Herzog, obwohl er aus seinen Besitzungen vorzüglichen Wein erhielt, nahm heute wie immer nur ein Glas Wein zu sich.

Er saß allein am Tisch. Oft hatte Inez, mit der Duenna vorbeigehend, ihn durch die geöffnete Tür beim einsamen Mahl erblickt; starr und hochmütig saß er, lautlos, grübelnd, da, nahm sich bedächtig von den zwei Gerichten des täglichen Mahles. Aber heute sprach er lebhaft und witzig zu dem, vom großen Bausch ihrer vielen Röcke umgebenen, unten auf dem Teppich sitzenden Gast.

Inez war es oft erzählt worden — ihre Patin, Donna Juana von Aragon und Cortes, habe nicht nur den gewaltigen Reichtum ihres Ahnen, des Fernandez Cortes, ererbt, auch seine Tatkraft. Zudem sei sie die geistvollste Frau im Land. Als Camarera Mayor hatte sie vor allen Damen den Vortritt, hatte Einfluß bei den Konzilen, konnte ihrem Patenkind von entscheidendem Nutzen sein. Jetzt war sie eine gefallene Größe; zum ersten Mal seit dem Bestehen der Monarchie hatte man es gewagt, hatte einer Oberhofmeisterin den Dienst gekündigt. Hier in Fuentevero und anderswo war man empört gewesen: In vorbildlicher Weise hätte Donna Juana ihres Amtes gewartet, auf die Launen einer achtzehnjährigen kleinen Französin (mit welchem Hohn wurde das Wort gesprochen!) konnte und durfte die Herzogin von Terranova nicht eingehen.

Inez betrachtete sie mit scheuen Blicken, errötete, denn jetzt wandte die Herzogin ihr fahlbräunliches Gesicht und sah sie an: „Du trägst doch immer feste Stiefel? Sonst bleiben die Füße nicht klein."

„Ja, Frau Herzogin."

„Deine Brust wird doch ordentlich geschnürt? Sonst bekommst du einen schwellenden Busen."

„Ja, Frau Herzogin."

Die Miene wurde wohlwollender. „Ihre Haut ist glatt," sagte sie zur besorgt lauschenden Mutter, „auch die Haltung ist nicht übel."

Diener brachten silberne Schüsseln, Tücher, mit feinster Durchbrucharbeit verziert; man wusch sich die Hände, stand auf und verbeugte sich tief.

* * *

Spätnachmittagssonne im Garten; hinter Buchsbaumhecken blühen die Obstbäume, duftet der Flieder. Steinerne Vasen, Bänke aus orange und grün schillernden Kacheln stehen an der Taxuswand, zwischen ihnen ziehen sich Schwertlilienbeete. Vom Taxusdunkel heben sich die hellgelben, helllila, dunkelvioletten Töne.

Die Herzogin von Terranova ging mit ihren Gastgebern langsam auf und nieder, im Hintergrund folgten die Töchter und einige Duennas. Die Oberduenna war wieder einmal schlecht gelaunt, blickte feindlich auf die Fremde und zischte zu ihren Untergebenen: „Hier in Fuentevero ehrt man sie, wie das hochheilige Sakrament; in Madrid weiß jeder Wasserträger, daß sie ihren Vetter, den Don Carlos von Aragon, erdolchen ließ. Diesen kommenden Mai sind es zehn Jahre, daß man die Leiche an den Stufen von San Placida fand. Daraufhin erbte sie Terranova. Sie konnte sich das und noch mehr erlauben, der allmächtige Don Juan, der seinen Halbbruder, den König, den Gott beschützen möge, und das Reich beherrschte, Don Juan, dieser Sohn der Dirne Maria Calderon, war ja ihr Vertrauter."

Mit fiebernden Augen, bewundernd und verschüchtert wie ein Hündchen, betrachtete Inez den Gast.

Von ihr, der Inez, hatte man unterdessen gesprochen.

„Schickt sie an den Hof," sagte die große Herzogin. „Mit sechzehn Jahren kann man noch zur Vollendung die Hofsprache, den Hofton erlernen. Nachher ist es zu spät."

„Ich hasse und verachte Madrid," versetzte der Vater.

„Schön, bleibt Ihr als einziger Grande auf dem Land."

„Nicht als einziger; noch zwei andere leben auf ihrem Besitz, leben nicht als Höflinge, sondern als Herren."

„Von unseren achtundneunzig Granden sind es also drei! Gut, bleibt Ihr auf Fuentevero, laßt Inez jedoch nach Madrid, an den Hof. Wenn es dort auch jetzt, Gott sei's geklagt, drüber und drunter geht; sie gehört hin. Euere gute Mencia kann ja nach Las Huelgas (es bleibt doch das lohnendste Kloster!). Inez verspricht eine Schönheit zu werden, wendet es daran!"

Der Herzog runzelte die Brauen; natürlich hatte auch er schon daran gedacht, aber des ältesten Sohnes noch unbezahlte Equipierung als Cavalier des Vicekönigs von Peru hatte neuntausend Dukaten gekostet, der Abate des jüngeren, erst vierzehnjährigen Sohnes schrieb ihm soeben aus Salamanca, Don Estevan

habe seiner Geliebten, der nur zu bekannten Catarina einen ganzen Kleidersatz — zehn goldgestickte Röcke, Mieder und Ärmel mit Diamantknöpfen vom Madrider Schneider bestellt. Die Hofdamenausstattung verzehrte ein Vermögen, jedes Ehrenfräulein führte im Schloß eigene Wirtschaft, hatte fünf Dienerinnen, benötigte eines beträchtlichen Jahreszuschusses. Er wiegte den Kopf: „Ich habe eine große Familie, vier Kinder!"

„Eben deswegen! Aber lieber Freund, eine bessere Anlage gibt es doch nicht. Wer macht die großen Heiraten? Immer ein Hoffräulein oder eine Menina. Nicht wegen des Zehntausend-Dukaten-Hochzeitsgeschenks der Majestät, sondern natürlich wegen der Anwartschaft auf die fetten Posten, auf die Gouverneur- und Vicekoniglaufbahn. Ich habe ja," sie lächelte bitterbös, „wenig Grund, dem Hof wohlzuwollen, aber meine beiden Enkelinnen, die Maraquita und die Catalina, habe ich zu Meninas ernennen lassen. Man freute sich, auf so wohlfeile Art die mir angetane Schmach zu sühnen. Es wäre mir sehr angenehm, wenn diese Kinder — sie sind erst elf und zwölf Jahr alt — unter den erwachsenen Hofdamen eine Freundin hätten. Clara Penneranda ist vor einer Woche gestorben; natürlich bewirbt sich alle Welt um die freigewordene Stelle, aber der König hat noch keine ernannt."

Jetzt verstand das Ehepaar den Anlaß des unerwarteten Besuches.

* * *

Zehn Tage später rief man Inez in den vom Genueser Cambiaso prächtig mit Göttern und Göttinnen ausgemalten Saal. Hier wurden Ehepakten geschlossen, Glückwünsche und Condolenzen entgegengenommen. Es mußte ein feierlicher Anlaß sein; unbehaglich schlug ihr das Herz.

In schöngesetzten Worten, denn er hatte stilistisch-literarischen Geschmack, gab der mit der Mutter unter dem Thronhimmel sitzende Vater der Inez Wichtiges kund: In ihrer fürsorgenden Güte hätten die Eltern beschlossen, ihr die glänzende Auszeichnung einer Ehrenfräuleinstelle bei der Königin, die Gott beschützen möge, zu erwirken. Zwar hätten sich sechzehn der größten Häuser um den eben freigewordenen Posten beworben, doch sei, dank den Bemühungen des Almirante von Kastilien, die königliche Wahl auf sie, Inez, gefallen. „Jeder spanische Edelmann, das weißt du, trotz deiner Jugend, ist seinem König, den Gott beschützen möge, dem Herrscher der zweiundzwanzig Reiche, blindlings und bis zum Tod ergeben. Das gleiche empfinden unsere Frauen und Töchter. — Hier ist die Ernennung," er reichte ihr das kunstvoll beschriebene Blatt. „Von jetzt an bist du „Sennoria", von jetzt an darfst du die höchststehenden Granden mit „Ihr" anreden. Es wird dir das beneidete Glück zuteil werden, unter den Augen Ihrer Majestät, die Gott beschützen möge, zu leben, ihr eine treue und gewissenhafte Dienerin zu sein."

Die Lippen der Sechzehnjährigen zitterten, ihre Knie wankten. Sie hatte nichts gemerkt, geahnt .... all ihre Vorsätze .... all ihre Träume. Sie sah mit unstetem Blick zum Vater empor.

„Würdet Ihr mir gnädigst Bedenkzeit gewähren?" murmelte sie mit blassen Lippen.

Die Herzogin wurde rot vor Angst, der Vater sah dem Kind streng und starr in die Augen.

Es ist aus, sagte sich Inez, begrub ihre Hoffnungen, dankte gehorsamst und küßte ihren Eltern die Hand.

* * *

Nachts schlüpfte sie aus dem Bett, schlich leise am Lager der Duenna, an den auf Matratzen am Boden schwer schlafenden Dienerinnen vorbei, stieß die Fensterläden auf und sah hinaus. Sie konnte nicht schlafen, ihr war vor Aufregung wirr im Kopf. Jetzt murmelte sie im kühlen Mondlicht den Rosenkranz und betete: „Allerheiligste Mutter Gottes, verzeih mir, daß ich nicht eine Heilige, sondern ein Hoffräulein werde." Sie war nicht sicher, ob das Gebet erhört würde, sie hatte Angst.

Hart und weiß fiel das Mondlicht in den vor ihr liegenden Ehrenhof des Schlosses. All die überreichen, spätgotisch-plateresken Skulpturen der Bogenhallen, der Galerien erschienen dem entnervten Kind wie Spukgestalten. Dort ballte ein sich windender Dämon die Faust, hier reckten sich Männer mit wildkreischendem Mund, mit quellenden Augen, mit aufgedunsenem, hängendem Leib. Hier sträubte sich eine Greisin, die Hände unsichtbarer Gewalten umfaßten den dürren Leib, hier schleiften Teufel ein verzerrtes junges Weib an den Haaren, hier stampfte in wilder Wollust eine Fratze auf einer zusammengebrochenen Gestalt.

Es waren die ihr von Kindheit auf wohlvertrauten steinernen Gestalten, aber in dieser unheimlichen Mondnacht lebten sie, sahen sie höhnisch an, schüttelten sich in gellendem Lachen.

So würde es im Fegefeuer zugehen. Der schmächtige Mädchenkörper wurde naß und kalt, schlotternd klammerte sich Inez an die marmorne Brüstung.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Krieg, Diplomatie und Politik.

Das Wesen der Politik ist das Streben nach Macht. Dieser Satz gilt für die äußere und für die innere Politik. Die Träger der ersteren sind die Staatsmänner von Beruf, die Diplomaten. Sie müssen in hohem Maße die Kunst des Verhandelns beherrschen, die sie befähigt, einem gemeinsamen Standpunkt möglichst nahe zu kommen, ohne der Würde und dem Ansehen des von ihnen vertretenen Staates das geringste zu vergeben. Ist es nicht möglich, die einander widerstrebenden Interessen der Völker, wenn nicht auszugleichen, so doch im Wege friedlicher Verhandlung einander zu nähern, geraten die Verhandlungen auf einen toten Punkt und versagt die friedliche Politik, so bleibt nur die Politik der Gewalt, der Krieg. So ist praktische Politik entweder Verständigung oder Vergewaltigung, und der Krieg ist, wie der alte preußische General v. Clausewitz sagte, eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Seit alters waren es neben den Mitgliedern der regierenden Häuser nur wenige Männer, denen die hohe und wichtige Aufgabe des Verhandelns von Staat zu Staat zufiel, und sie liebten es, ihre Tätigkeit mit dem Nimbus der Unnahbarkeit zu umgeben und ihre Vermittlerrolle mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu bedecken, den zu lüften den Zeitgenossen nur selten vergönnt war. Jetzt lassen die Veröffentlichungen der in den belgischen Staatsarchiven gemachten Funde auch den Laien einen interessanten Blick in das Getriebe der hohen Diplomatie tun, sie werfen grelle Schlaglichter auf die Fäden, die sich von Kabinett zu Kabinett spinnen, und zeigen recht eigentlich die gewaltige Bedeutung der Tätigkeit der Diplomaten. Es ist selbstverständlich, daß ein vorzeitiges Aufdecken der eigenen Karten unter allen Umständen zu vermeiden ist, dennoch aber wird man den Wunsch aussprechen müssen, daß die Geheimniskrämerei in Fragen, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein der Völker und um das Leben von Hunderttausenden handelt, in gewissem Umfange wenigstens ihr Ende findet. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Kabinettsregierungen, und aus dem Wunsche, mehr Einblick in die hohe Politik zu erlangen, ist der Vorwurf des Versagens, der unserer Diplomatie gemacht worden ist, zu verstehen.

Natürlich kann es nicht die Aufgabe der zünftigen Diplomatie sein, einen Krieg um jeden Preis zu vermeiden. Die Diplomatie ist „die Kunst, die öffentlichen Angelegenheiten zwischen den Staaten gut zu führen", und den einzigen Maßstab bildet der Erfolg. Ihn erstreben in erster Linie die internationalen Staatsverträge. Zwar hat sich das Völkerrecht als „papiernes Recht" ohne irgendwelchen Wert erwiesen, wie Landgerichtspräsident de Niem es in einem Aufsatze in der „Deutschen Juristen-Zeitung" treffend nannte; das Recht unseres Volkes aber ist die freie Betätigung seiner

Kräfte und, wenn heimtückische Widersacher es daran hindern wollen, deren Niederkämpfung durch die Gewalt der Waffen. Deshalb werden wir der Staatsverträge auch künftig nicht entbehren können. Es ist aber ungeheuer schwer, jede Maßnahme, jede internationale Vereinbarung vorher auf ihren Erfolg hin abzuschätzen. Dazu gehört nicht nur eine gründliche Kenntnis des internationalen Rechts, sondern auch eine tiefe Einsicht in die verwickelten Beziehungen der Völker zueinander, wie sie durch den wachsenden Verkehr bedingt wurden. Man hat vor dem Kriege geglaubt, daß das Netz der internationalen Handelsbeziehungen jeden Krieg unmöglich machen müßte. Gerade das Gegenteil ist eingetroffen. Zahllose Reibungsflächen haben sich gebildet, geschäftlicher Neid und Mißgunst auf Deutschlands Erfolge auf dem Weltmarkte sind erwacht, und dies allein drängte, wie wir heute wissen, unseren gefährlichsten und ernstesten Gegner und Konkurrenten zum Kriege. Darum hätte keine, auch nicht die geschickteste Diplomatie die letzte große Abrechnung mit England vermeiden können. Dennoch aber wird man fordern müssen, daß bei künftigen Verträgen die breite Öffentlichkeit nicht mehr mit kargen Worten und kurzen Andeutungen abgespeist wird, und daß ferner mit der Führung der diplomatischen Geschäfte Männer betraut werden, die ein volles, auf langjährige Erfahrungen begründetes Verständnis für die regelmäßigen Beziehungen der Völker untereinander nachweisen können. Hierzu gehört, wie erwähnt, nicht nur gründliche historische Schulung und Rechtskenntnis, sondern auch tiefes Wissen in allem, was in das Gebiet der Nationalökonomie gehört. Vor allem aber ist es erforderlich, den Vertretern des Volkes, den Wirtschafts- und Berufsgruppen, das Recht und die Möglichkeit zu geben, sich eine eigene Meinung zu bilden und ihr Ausdruck und Geltung zu verleihen.

Einen wichtigen Punkt bildet dabei die Frage unserer Auslandsvertretungen, die, was kein Geheimnis ist, den an sie mit Fug zu stellenden Anforderungen keineswegs gerecht geworden sind, weder im Hinblick auf die hohe Politik, noch in der Handelspolitik, die doch auch ein Teil der Gesamtpolitik, und heute nicht der unwichtigste, ist. Nach dem hoffentlich nicht mehr allzufernen Friedensschluß wird der Verkehr zwischen den Staaten mit verdoppelter Wucht einsetzen, und alsbald erwächst unserer Diplomatie in dem Abschluß neuer Handelsverträge eine Aufgabe von gewaltiger Bedeutung für unser gesamtes künftiges Wirtschaftsleben. Die Forderung eines „geschlossenen Wirtschaftsstaates", mit anderen Worten der Gedanke, uns mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, gehört ins Reich der Träume. Dann wäre letzten Endes jede äußere Politik und alle Diplomaten überflüssig. Aber die Staaten wohnen nicht leicht beieinander, wie die Gedanken, sondern in harter Wirklichkeit stoßen sich die sachlichen und wirtschaftlichen Interessengegensätze im Raume. Eine neue, wohlgeschulte Diplomatie muß aus der alten bisherigen hervorgehen.

Wollen wir nach außen starke Politik treiben, so muß innerliche Einigkeit das Rückgrat bilden. Sie hat oft gefehlt. Nun erwachsen uns aus den Erfahrungen des Krieges große innerpolitische Aufgaben. Der Kampf der Parteien wird wieder aufleben, aber er soll vornehme Formen zeigen und die Person des Gegners achten. Alle religiösen Fragen müssen künftig ausschalten, und ebenso wenig darf die monarchische Grundlage unsrer Staatsverfassung auch nur noch Gegenstand einer Erörterung, geschweige einer Parteidoktrin sein. Vor allen Dingen aber muß die Vergewaltigung der Min-

derheit in wirtschaftlichen Fragen, die leider nicht abgeleugnet werden kann, ein Ende nehmen. Es muß künftig mehr auf eine wirtschaftliche Verständigung hingearbeitet werden. Das kann vornehmlich durch weiteren Ausbau und tiefere Organisation der bereits bestehenden Wirtschaftsgruppen geschehen. Zwar lassen sich entgegengesetzte Interessen nicht ausgleichen; da wir aber in einem Wirtschaftsstaate leben und unsere Kraft auf wirtschaftlicher Grundlage beruht, so müssen die reinen innerpolitischen Gegensätze, die durch die eigene Lebensauffassung, durch Familienüberlieferung, durch äußere Beziehungen und Zufälle des Schicksals mit bedingt werden, nicht mehr wie oft bisher den Maßstab der Wertung bilden. Ohne Ansehen von Stand und Kaste sollen die beruflichen und wirtschaftlichen Organisationen zur Beratung der Regierung herangezogen werden und gleichmäßig Beachtung finden. In welcher Form dies geschieht, ist, wenn auch nicht gleichgültig, so doch nicht entscheidend. Äußere und innere Politik hängen eng zusammen und können nicht getrennt werden. Sollen unsere leitenden Männer erfolgreiche äußere Politik treiben, so müssen sie durch das Bewußtsein getragen werden, daß in allen Punkten das Volksganze hinter ihnen steht.

Rundschau der Kriegsliteratur. IV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Von der im Ullstein-Verlage herausgegebenen Sammlung „Männer und Völker", deren erste vier Bände wir im vorigen Heft besprochen haben, ist inzwischen als fünfter Band erschienen: „Ägypten in Vergangenheit und Gegenwart" von Georg Steindorff. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Nillandes im Altertum, über Land und Leute jenes Gebietes, das von jeher eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen berufen war, gibt der Verfasser eine interessante Schilderung von der Entwicklung Ägyptens seit dem Feldzuge Napoleon Bonapartes, von der daran anschließenden Wiedererweckung des ägyptischen Altertums in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, der englischen Besetzung in den 80er Jahren, die angeblich nur eine vorübergehende sein sollte, und der allmählichen Ausdehnung der britischen Herrschaft im Niltal durch Eroberung des Sudans. Ein besonderes Kapitel widmet Steindorff dem Suezkanal; seine Ausführungen über die Entstehung desselben bieten viel Interessantes, insbesondere folgende Äußerung von Muhammed Ali, die der Verfasser Seite 126 zitiert: „Wenn ich den Kanal anlege, so beschenke ich Ägypten mit einem Bosporus, und das ohnehin schon reichlich begehrte Land würde zum Gegenstand ehrgeiziger Bestrebungen werden, die für mein Werk und für meine Nachkommen gefährlich sein würden." Die Geschichte hat dem ägyptischen Fürsten leider allzu recht gegeben.

Mit Recht sagt der Verfasser am Schluß, daß trotz der Englandfeindlichkeit des größten Teils der ägyptischen Bevölkerung diese doch keinen ernsten, allgemeinen Aufstand gegen die englischen Eindringlinge wagen wird, bevor nicht die türkischen Heere den Suezkanal überschritten hätten, um das Nilland zu befreien; dies sei aber für den neuen Dreibund eins der wesentlichsten Ziele; denn „in Ägypten, am Suezkanal und am Nil ruht eine der Hauptsäulen der englischen Weltmacht".

Im Verlage von Karl Curtius (Berlin) veröffentlicht Dr. Theodor Thomsen „Einige Kapitel zur auswärtigen Politik". Die neue Folge,

die uns vorliegt, enthält zunächst zwei Aufsätze zu den amerikanischen Noten in der „Lusitania"-Angelegenheit. In den beiden anderen Aufsätzen beschäftigt sich Thomsen mit der Frage, welche Maßnahmen im Kriege erlaubt sind und welche nicht. Er weist mit Recht darauf hin, daß alle völkerrechtlichen Abkommen über Kriegsrecht zweiseitige Verträge sind, und daß die Kontrahenten an die dort niedergelegten Regeln nur solange gebunden sind, als auch der Gegenkontrahent sich an den Vertrag gebunden fühlt und danach handelt. Im letzten Aufsatz: „Gibt es ein Kriegsvölkerrecht?" widerlegt Thomsen die von Professor Niedner in einem Vortrage gemachten Ausführungen über diese Frage und kommt zu dem Ergebnis: „Der alleinige Leitstern für die deutsche Kriegsführung und Politik ist das Recht und die Pflicht, ungebunden durch irgendwelche Regeln des sogenannten Kriegsvölkerrechts, innerhalb des eigenen freien sittlichen Urteils mit voller Freiheit rücksichtslos alle uns zu Gebote stehenden Kriegsmittel anzuwenden, zum Schutze unseres Volkes, zur Besiegung unserer Feinde, zur Erreichung unserer berechtigten Kriegszwecke, zur möglichst baldigen Gewinnung des Friedens, den wir brauchen, und auf den wir ein Recht haben."

Von der in A. Marcus & E. Webers Verlag (Bonn) herausgegebenen Sammlung „Deutsche Kriegsschriften" sind folgende vier neue Hefte eingegangen:

In Heft 7 schildert Dr. W. Prenzel: „Charakter und Politik des Japaners". Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, daß die Politik eines Volkes ein Produkt seines Charakters ist, daß also, wer das politische Leben eines Landes verstehen will, zunächst das Wesen seiner Bewohner kennen lernen muß. In diesem Sinne gibt Prenzel dem Leser zunächst ein anschauliches Bild von dem Leben des Japaners in der Familie, als Freund und als Bekannten. Alsdann beleuchtet er das grundlegende Verhältnis des Japaners zum Shintoismus und seine durch diesen stark beeinflußte Stellung als Staatsbürger und Politiker. Das Buch dürfte zur Klärung mancher Züge unserer gelben Feinde beitragen, die bei ungenauer Kenntnis von Land und Leuten des fernen Ostens unverständlich erscheinen.

Von den Bundesgenossen der Japaner, den Engländern, gibt Professor Dr. A. Schröter in Köln in einer Reihe von Aufsätzen, die in Heft 11 zusammengefaßt sind, eine treffliche Charakterisierung, die in streng objektiver Weise einen außerordentlich interessanten Einblick in die Seele unseres Hauptgegners im jetzigen Kriege gewährt.

In einer Schrift „England und Ägypten" (Heft 13) versucht Dr. Maximilian von Hagen, auf Grund eines eingehenden Quellen- und Literaturstudiums, die Geschichte der Besetzung des Nillandes durch die Engländer klarzustellen. Der Verfasser zeichnet hierbei scharf den Unterschied zwischen der langsam, aber ständig vorwärtsschreitenden Politik Englands und derjenigen seines damaligen Nebenbuhlers in Ägypten, Frankreichs, dessen Haltung in der ägyptischen Frage stets schwankend war und schließlich im entscheidenden Moment völlig versagte. Vor allem aber schildert von Hagen die Rolle, die Bismarck in diesem weltgeschichtlich so bedeutsamen Ringen um den Besitz des Nillandes und damit des Suezkanals gespielt hat. Der Verfasser gibt ein klares Bild von diesem Musterbeispiel Bismarck'scher Realpolitik, das bisher nur wenig bekannt war, aber um so interessanter ist, als es mit seiner bescheidenen, aber doch tatkräftigen Kolonialpolitik in engem Zusammenhange steht.

Als 16. Heft der „Deutschen Kriegsschriften" erschien „Die Mobilmachung der Seelen" von Dr. Ernst Schultze-Großborstel. Der Verfasser betont hier den gewaltigen Gewinn, der Deutschland daraus erwuchs, daß aller Kleinsinn bei Ausbruch des Krieges verschwand, so daß an Stelle gegenseitigen Mißtrauens jener hohe Gemeingeist trat, der uns stets in der Geschichte die gewaltigen Erfolge sicherte. Auch unser Verhältnis zu den Feinden wird einer Prüfung unterworfen, wobei der Verfasser ganz offen darlegt, daß der Krieg auch seelische Gefahren mit sich bringt, deren wir uns bewußt bleiben müssen, und daß wir die Zauberkraft der sittlichen Werte für unsere heutige und künftige Stellung zum neutralen und feindlichen Ausland nicht vergessen dürfen.

Eine neue Sammlung: „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" wird vom Verlage Strache in Wernsdorf (Böhmen) herausgegeben. Im ersten Heft schreibt der bekannte Wiener Gelehrte Prof. Dr. Friedr. Freiherr von Wieser über „Die Lehren des Krieges". Er beweist, daß, wer auch immer Urheber des Weltkrieges genannt werden mag, keiner aus eigener Kraft vermochte, die Welt wirklich in diesen ungeheuren Krieg zu stürzen. Was sie alles getan haben, konnten sie nur tun, weil ungeheure Volkskräfte zum Kriege bereitstanden. Alsdann untersucht der Verfasser die Kräfte, die auf gegnerischer Seite zum Kriege drängten, und erbringt den Nachweis, daß, was immer der Krieg den Zentralmächten an äußeren Werten zerstören mag, seine innere aufbauende Kraft so gewaltig ist, daß sie alle Verluste aufwiegt.

Im zweiten Heft behandelt der Prager Historiker Prof. Dr. Ottokar Weber das Verhältnis zwischen „Österreich und England" und zeigt, daß auch Österreich gegenüber die englische Politik stets eigennützig gehandelt hat. Interessant ist der Nachweis, daß von dem Augenblicke an, da Eduard VII. vergeblich versuchte, Kaiser Franz Josef von seinem Verbündeten abtrünnig zu machen, die feindliche Stimmung in England gegen die Donaumonarchie immer mehr zunahm, bis sie schließlich im vergangenen Jahre zum Kriege führte.

Auch im Verlage von Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin erscheint unter dem Titel „Zeitspiegel", herausgegeben von Karl Mühlbrecht, eine neue Sammlung zwangloser Abhandlungen zum Verständnis der Gegenwart. Es liegen bisher drei Hefte derselben vor. Prof. Albert Österrieth versucht in seinen „Zeitgemäßen Betrachtungen über die deutsche Kultur", den in mehrfachem Sinne verstandenen Kulturbegriff zu klären, und gelangt hierbei zur Unterscheidung von zwei höheren Kulturstufen, nämlich der Stufe der Erzeugung großer Kulturleistungen auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft, Technik, der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Organisationen und der in der Entwicklung noch höheren Stufe, die durch die seelische Verfassung eines Volkes mit alter Kulturtradition bedingt wird. Auf Grund eines geschichtlichen Überblickes legt der Verfasser alsdann dar, wie infolge einer besonderen Ungunst der Verhältnisse die Ausbildung einer eigenartigen deutschen Volkskultur Jahrhunderte hindurch hintangehalten und erschwert wurde, so daß Deutschlands Kultur noch nicht die Reife aufweist, wie die der älteren Völker, die früher zu einer Sammlung und Verschmelzung der verschiedenen Volksbestandteile gelangten. Zum Schluß sagt Österrieth, daß die Erhebung des deutschen Geistes im gegenwärtigen Kriege unserem Volke die Zukunft einer hohen Kulturblüte verheißt.

Im zweiten Heft: „Die Völker und

das Meer im Lauf der Jahrtausende" gibt Prof. Arthur Böthlingk eine beachtenswerte und interessante Anleitung zur Weltgeschichte auf geographischer Grundlage. Wie alle höhere Kultur sich im Anschluß an Flußläufe entwickelt hat, so ist die Entwicklung und damit das Schicksal der Völker und Staaten wesentlich durch ihre Beziehungen zum Meere und damit zur Weltstraße bedingt. Schließlich wird dargelegt, wie England seine Seegewalt und damit seine Weltherrschaft begründet und, um diese zu erhalten und zu befestigen, die Welt in Flammen gesetzt hat.

Als drittes Heft erschien aus der Feder von Valerius v. Smialowßky ein Leitfaden zur „Weltpolitik". Gleichsam als Friedensbedingung fordert der Verfasser die Schaffung moralischer und materieller Sanktionen für eine wirkliche Weltmacht, „eine große Staaten-Konzentration in der Mitte der drei alten Weltteile". Der Verfasser entwickelt dann des weiteren seine etwas recht utopistisch klingenden Ideen über die künftige Organisation der Welt, auf die wir an dieser Stelle nicht genauer eingehen können.

Interessante „Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914" veröffentlicht der Holländer M. P. C. Valter im Verlage der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Berlin). Der Verfasser hebt besonders hervor, daß die britische Regierung, die sich so gern als Beschützer der kleinen Staaten aufspielt, seit Kriegsbeginn gerade einen auffälligen Mangel an Ehrfurcht vor den Rechten und Lebensinteressen kleiner Staaten an den Tag legte und „allgemeine und besondere Interessen von allerhöchstem und moralischem Wert den eigenen militärischen und politischen Zwecken geopfert hat." Insbesondere geißelt Valter auch noch den Verrat, den England an der weißen Rasse verübt hat durch Hinüberspielen des Krieges in die anderen Erdteile und durch die Verwendung farbiger Engländer auf den europäischen Kriegsschauplätzen.

Einen wertvollen Beitrag zur politischen Lage bildet ein Sonderheft, das von der im Verlage von J. U. Kern in Breslau erscheinenden „Zeitschrift für Völkerrecht" herausgegeben wird und sich „Der ‚Lusitania'-Fall im Urteile von deutschen Gelehrten" betitelt. Vorausgeschickt ist eine eingehende Darstellung des Sachverhalts aus der Feder des einen der beiden Herausgeber der Zeitschrift, Professor Dr. Fleischmann, der aus zahlreichen, teilweise nicht allgemein bekannten Einzelzügen ein Bild zu geben sucht, in der richtigen Erkenntnis, daß nicht wenige Urteile und Verurteilungen auf Vorurteilen beruhen, die aus einer ungenügenden Kenntnis des Tatsachenmaterials herauszuwachsen pflegen.

Alsdann folgen die Beiträge von einundzwanzig hervorragenden Gelehrten und Kennern des öffentlichen Rechts. Es ist natürlich ganz unmöglich, an dieser Stelle alle Ansichten einer genauen Prüfung und Kritik zu unterziehen; es mag nur hervorgehoben werden, daß sie trotz einiger Abweichungen im einzelnen in der Beweisführung zu einem Beweisergebnis kommen, das den Standpunkt der deutschen Regierung rechtfertigt.

Schließlich sei noch der Urkundenanhang erwähnt, der den gesamten Notenwechsel für die Beurteilung des Falles in der Fassung der amtlichen Veröffentlichungen abdruckt.

Im Hinblick auf die Wichtigkeit und das Interesse, das der „Lusitania"-Fall unzweifelhaft auch nach dem Frieden haben wird, ist diese Veröffentlichung der Ansichten bedeutender Gelehrter sehr zu begrüßen. —

Im Verlage von Dr. Walther Rothschild in Berlin veröffentlicht der be-

kannte Münchener Nationalökonom Georg v. Mayr eine sehr lesenswerte Studie: „Volkswirtschaft, Weltwirtschaft, Kriegswirtschaft", in der er darauf hinweist, „daß ein Bedürfnis der Ausgestaltung einer Kriegswirtschaftslehre im Rahmen der Wirtschaftswissenschaften besteht". Denn der jetzige Krieg hat mehr als alle früheren Kriege dargetan, eine wie große Rolle dem wirtschaftlichen Momente sowohl als Kriegsursache, wie in der Ausgestaltung der Kriegsfolgen zukommt. —

Professor Dr. Julius Wolf behandelt in zwei bei A. Deichert in Leipzig im Druck erschienenen Vorträgen die bereits oft erörterte Frage: „Ein deutsch-österreichischer Zollverband". Der Verfasser, der Vizepräsident des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Deutschland ist, führt aus, daß ein engerer Zusammenschluß der beiden Zentralmächte politisch und wirtschaftlich wünschenswert sei, selbst „wenn Österreich-Ungarn uns nur einen Bruchteil dessen bieten kann, was wir verlieren, und wir selbst Österreich-Ungarn die ihm verlorengehenden Absatzgelegenheiten nur zum Teil ersetzen können". Wolf weist darauf hin, daß zwei Möglichkeiten in Betracht kommen: Vorzugsbehandlung und Zollunion. Erstere habe man bisher für unmöglich erklärt, weil Artikel 11 des Frankfurter Friedens das Recht der Meistbegünstigung für „ewige Zeiten" zugesprochen habe. Dieses Bedenken falle jetzt fort. Einen weit festeren Zusammenschluß biete jedoch eine Zollunion mit einem Zollparlament an der Spitze. In dieser Zollunion sieht der Verfasser das Mittel, „Österreich-Ungarn . . . . aus der wirtschaftlichen Isolierung zu heben, in die es zu geraten droht, und die sich in passiver Handelsbilanz und schwächer werdender Exportkraft ausspricht".

Von „Perthes' Schriften zum Weltkrieg" sind Heft 7 und 9 neu erschienen. Heinrich Scholz gibt eine interessante Untersuchung über den „Krieg und das Christentum" und kommt zu dem Ergebnis, daß das Christentum nicht gegen den Krieg ist, „sofern er das letzte menschliche Mittel zur Herstellung eines besseren Lebens ist", daß aber der Krieg nicht „ohne Christentum" sein sollte. Wenn in dem jetzigen Kriege manches vorkäme, was mit dem Christentum unvereinbar wäre, so träfe die Schuld hierfür einzig und allein England.

Das neunte Heft der Perthes'schen Sammlung enthält einen besonders wertvollen Beitrag zur Kriegsliteratur, dessen Titel vielleicht viele zuerst abschrecken mag, in der Annahme, in dem Buche eine rein dogmatische Abhandlung über die „Philosophie des Krieges" zu finden. Aber im Gegenteil; das Buch ist für das weitere Publikum bestimmt, und seine Lektüre kann allen aufs wärmste empfohlen werden. Unter dem Titel: „Philosophie des Krieges in Umrissen" hat Heinrich Gomperz acht volkstümliche Vorträge veröffentlicht, die er zu Anfang des Jahres an der Wiener Universität gehalten hat. Auf eine äußerst sorgfältige und glückliche Auswahl der Quellen gestützt, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Rolle zu beleuchten, die der Krieg im Leben der Völker und der gesamten Menschheit spielt, sowie die Wirkungen, die er auf den Einzelnen ausübt, und die Anforderungen, die er an sie stellt. Die Tendenz, die Gomperz in diesen Vorträgen zum Ausdruck bringt, hat er selbst dahin zusammengefaßt: „ruhiges, nicht durch Haß und Ungerechtigkeit getrübtes, zuversichtlich-entschlossenes Eintreten des Einzelnen für das Ganze, zu dem er gehört".

Die Ausführungen des Verfassers über Krieg und Frieden, in denen er „zwei notwendige, in gewisser Weise vielleicht sogar gleichberechtigte Lebensformen der Menschheit" sieht, werden

sicherlich in weitesten Kreisen reges Interesse finden. —

„Zehn Jahre deutscher Kulturentwicklung vor dem Kriege 1914/15" betitelt sich eine Broschüre, die Erich Dombrowski im Verlage Unesma G. m. b. H. in Leipzig erscheinen läßt. Der Verfasser gibt hier eine zusammenfassende Darstellung des Jahrzehnts vor dem Weltkriege. Er schildert in kurzen Zügen die Entwicklung Deutschlands auf außen- und innenpolitischem, sozialwirtschaftlichem, religiösem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete und sucht nachzuweisen, wie das deutsche Volk in dieser Zeit einen körperlichen und „geistig-seelischen" Erneuerungsprozeß durchgemacht hat, der es befähigt, den jetzigen großen Entscheidungskampf des Deutschen Reiches um seine Existenz so glänzend zu bestehen. Der Verfasser versucht ferner, den tieferen Gründen nachzugehen, warum gerade die Masse der Unbemittelten, soweit sie sich zur sozialistischen Weltanschauung bekennt, so einmütig und entschlossen in den Krieg gezogen ist. —

Einen kurzen Überblick über die Geschichte unserer östlichsten Provinzen gibt die Broschüre von Margarete Adam: „Ostpreußens Schicksal", die in der vom Verlage J. H. Schutz in Köln herausgegebenen Sammlung: „Patriotische Schriften" erscheint. Die Verfasserin gibt eine anschauliche Schilderung von dem Schicksal, das diese Provinz im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, bis zu den Tagen, da unser Hindenburg die plündernden und sengenden Russen wieder über die Reichsgrenzen trieb.

Unter dem Titel „Auf Patrouille" veröffentlicht Franz Mahlke bei der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Berlin), eine Auswahl aus den Feldpostbriefen unserer tapferen Truppen an der Front, sowie einige zeitgemäße Gedichte von Rud. Presber, Walter Flex, Karl Bröger, Hans Gerd Haase, Victor von Kohlenegg und aus eigener Feder.

Schließlich sei auch noch eine Schrift genannt, die auf Veranlassung der Großloge für Deutschland entstanden und bei Friedrich Andreas Perthes (Gotha) erschienen ist. Sie enthält vier Aufsätze von Robert Richter, August Messer, Paul Eberhardt und Eugen Wolfsdorf, die alle vier das von der Großloge gestellte Thema: „Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit als Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft" unabhängig voneinander behandelt haben. Gerade in der jetzigen ernsten Zeit wird sich mancher gern und mit Interesse mit dem obigen Thema befassen.

* * *

In der Sammlung: „Der deutsche Krieg" (Heft 38) veröffentlicht Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt unter dem Titel: „Von Waterloo bis Antwerpen" eine beachtenswerte Schrift über England. Lehmann-Haupt, der mehrere Jahre als Professor an einer englischen Universität gewirkt hat, sucht in dieser Arbeit eine Erklärung für den in den letzten hundert Jahren vollzogenen Wandel in den deutsch-englischen Beziehungen von der Waffenbrüderschaft auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance zur blutigen Feindschaft und Teilnahme am Weltkriege auf seiten von Deutschlands Feinden. Seiner Ansicht nach reicht die „Mißgunst und Scheelsucht gegenüber der deutschen Konkurrenz nicht aus", um diesen Wandel zu erklären, „vielmehr spielte dabei das ganz England beherrschende Hirngespinst von dem beabsichtigten deutschen Überfall, der — unprovozierten — „German invasion" in Großbritannien eine entscheidende Rolle". Da diese „fixe Idee" ihren Ursprung habe in der den Durchschnittsengländer kennzeichnenden völligen Unkenntnis deut-

schen Wesens und Strebens, so ergebe sich für uns Deutsche nach Niederringung Englands „die Notwendigkeit, die Engländer . . . . für die Zukunft zu näherer Bekanntschaft mit deutschen Anschauungen und deutscher Denkweise zu zwingen".

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Ein Buch, das dem tiefsten Wünschen der Daheimgebliebenen, die Seele des Kämpfers zu begreifen, in vollendeter Weise entgegenkommt, ist das von Erich Everth: „Von der Seele des Soldaten im Feld*)". Hier lebt der Soldat, wie er Abschied nimmt bei seiner Ausreise, wie er draußen in einem vorherrschenden Körpergefühl, starker Gesundheit, großer Freiheit sich befindet, wie tiefernster Gleichmut sein Lebensstil ist, wie Gehorsamspflicht ihn entlastet, wie er gewertet ist und wie er selbst sich und den anderen wertet, wie er den Tod erlebt, wie er Gott sucht oder sich selbst, wie Gemeinsamkeit und Tat ihm zwei wunderbar stützende Pfeiler sind. Wer ihn in diesen Blättern versteht, dem wird vieles zum Troste gereichen; die Schrecken der Ferne, die die der Daheimgebliebenen sind, reichen sicher nicht an die Größe, die Erhabenheit der Schrecken des Schauplatzes, aber sie zu überwinden, fehlt uns manches, was sie draußen haben. Wer ihn in diesen Blättern leben sieht, der richtet sich das Wesentliche dieses Lebens, das schlechthin das Gute, Vorbildliche ist, zu einem Beispiel für sich selbst auf; er will hingehen — in den ihm zugefallenen Daseinskreis — und das gleiche tun. Das ist die starke und verehrungswürdige Tendenz des Buches, das kostbares Neues hinstellt und nicht zögert, Altes zu verwerfen: es ist ihm um die innere Gesundung der deutschen Menschen heilig zu tun. Und daher sollte es jeder Deutsche lesen und in sich bewegen.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Der zweite Band der von Heinrich Goebel gesammelten Kriegsnovellen „Ost und West*)" erfreut künstlerisch und menschlich durch fein pointierte Erzählungen von Herbert Eulenberg, Paul Zech, Eva Gräfin von Baudissin, Kurt Pabst, Erich Österheld, Frida Schanz, Max Jungnickel, F. Schrönghamer-Heimdal, Fr. W. von Östéren, Fritz Reck-Malleczewen, Richard Serau. Die Sammlung verspricht, sehr wertvoll zu werden als Dokument einer durch das große Erleben sich verjüngenden deutschen Novellenkunst. Sie sei als Quelle schönster Bereicherung warm empfohlen.

Eine Sammlung schon veröffentlichter Gedichte veranstaltet Kurt von Örthel mit seinem Bändchen: „Und laßt die lieben Toten sprechen — —!"**). Eine Fülle echter und warmer Empfindungen umfängt uns hier; nichts ist verstandesmäßig konstruiert, es ist Quellen. Aus einem Herzen, das schnurgerade zur Sache des Vaterlandes sich erhebt, das in den starken gemeinschaftlichen Gefühlen, die heute im deutschen Volk umgehen, klopft, das dankesvoll dem Unsagbaren, das draußen geschieht, entgegenschlägt, das ehrfürchtend sich das Todeserleben draußen zum eigenen Erleben macht, quillt es. Und deshalb werden diese Gedichte vielen etwas sein, nein, allen. Denn keiner ist ausgeschlossen von einer Kunst, die als Mittelpunkt die warme Beseelung hat. Mit dem Prunk und Schwung der Worte, mit dem die Verse einhergehen, sich heben, werden sie sich gut zum Vortrag eignen; so fügt sich alles zu ihrer Wirkung auf die Vielen, auf alle, die das Erleben unserer Tage

*) Morawe u. Scheffelt Verlag, Berlin.

**) Verlag: Hilfsbund für vaterländische Arbeit, Berlin-Friedenau.

als Gabe und Aufgabe, ihnen verliehen, ihnen gestellt, empfinden.

Als einer, der in der Ferne die deutsche Sache mit seinem Herzen trägt, spricht Max Dauthendey in seiner Gedichtsammlung zu uns: „Des großen Krieges Not*)". Er ist eben ganz fern, und deshalb überwiegt der Ton des wirren, heißen Schmerzes bei ihm. Vom Ausbruch des Krieges in der Südsee überrascht und noch immer dort festgehalten, bricht immer wieder der Schrei des Gefangenen hervor. Aber daß trotz Ferne und Gefangenschaft diese Gedichte deutscher Krieg und deutscher Sieg sind, das wirkt menschlich besonders ergreifend und froh. Sie sind der Gruß eines deutschen Bruders. Sie sind in ihrer Formen- und Ausdrucksschöne, in ihrer edlen und starken Bildhaftigkeit eine neue feine Gabe des Dichters. In den „Liedern der Trennung", die sich an den größeren Abschnitt „Des großen Krieges Not" anschließen, erreicht der Lyriker eine so packende Ursprünglichkeit und Einfachheit, daß wir ganz still und glücklich und dankbar vor ihm sind, so etwa vor diesen Versen:

„O, oft am Tag
Muß ich die Hand
Ans Herz rasch legen.
Auf stillen Wegen
Trifft ein Stein
Die Brust.
Mir wird bewußt:
Ich bin allein,
Weit von der Liebsten
Und vom deutschen Sonnenschein."

Neben den Kriegsgedichten aus weiter Ferne Gedichte aus dem Feld, Wilhelm Klemm's „Gloria!"**). Sie sind sehr bedeutend und sehr schön, das letztere mit Ausnahme von dem einen und anderen, wo die unabgerundete Form, der unveredelte realistische Ausdruck zu absichtlich scheint. Wer das Feld erleben will unter dem Blickpunkt des Ewigen, in den großen kosmischen Zusammenhängen, der vertiefe sich in dieses Buch, und er wird eine erhabene, tröstliche Feier erleben. In diesen Gedichten glüht die Liebe zum schönen Leben, zur schönen Welt, klingt die Versöhnung mit dem Tode, so er unvermeidliches Schicksal wird, weint der Schmerz um den gefallenen Freund; schreitet die Ehrfurcht vor allem, was ist, und wie es ist. Dem Buch sind Holzschnitte von Professor Walter Klemm beigegeben, sie vervollständigen es zu einem erlesenen Genuß.

Aus dem „Kriegserleben der Heimat" schöpft Adele Gerhard ihre Novelle: „Der Ring des Lebendigen*)". Es ist ein warm zu begrüßendes Unterfangen, in die Seele der Daheimgebliebenen zu leuchten; es hilft, die Zusammenhänge mit den Kämpfern zu festigen, hilft damit zu einem fruchtbaren Wiedervereintsein des deutschen Volkes. Es müßte denen draußen wohltun zu wissen, wie schwer wir jetzt unser Leben nehmen, wie wir es zu leben trachten unter ihren Augen. Adele Gerhard zeigt sich als berufene Verweserin und Verkünderin unserer seelischen Verfassung. Sie handelt im Mittelpunkt ihrer Erzählung eins der tiefsten Probleme der weiblichen Psyche ab, die Frage nach der Berechtigung des Sinnenglückes, während sie draußen sterben, und die nach der Bedeutung des im Mutterschoß Keimenden, Werdenden, während sie draußen vergehen. Die Dichterin gibt eine Lösung in großzügigem Sinne. Das Bedeutendste an der Erzählung bleibt das Philosophische, Psychologische.

Abseits vom Krieg, aber mit dem Ernst seiner Weltanschauung wohl zu

*) Albert Langen Verlag, München.

**) Albert Langen Verlag, München.

*) George Westermann Verlag, Braunschweig.

ihm passend ist der Roman von Hans Schrott-Fiechtl: „Das Federl am Hut*)". Eine tüchtige Frau und hart und ehrlich kämpfende Mutter, ein Sohn, der sich durchringt, sind die Hauptgestalten des Buches, das um sie beide viele Momente des wahrhaft Ergreifenden zu kränzen weiß. Es ist ein gutes, liebes Buch, ein Stück Deutschland, wenn es dabei auch Tiroler Heimatsbuch ist.

Eine Weltanschauung, wie die harte und holde Zeit des Krieges sie wohl bilden mag, hat Rudolf Haas in seinem Roman: „Matthias Triebl**)" niedergelegt. Der Repräsentant dieser Weltanschauung ist der verbummelte Student der Medizin, der schließlich in seinem Heimatort das freiwillige Sanitätswesen organisiert und so nach verschwendeten Jahren die der Allgemeinheit nützende Tat wirkt. Zum Schluß verlassen wir ihn, wie sein Genius ihn zu neuen, ihm selbst noch verschleiert in der Zukunft liegenden Taten drängt. So geht Matthias Triebl in einem gewissen inneren Sinn den Weg des Faust, den Weg von der Tiefe zur Höhe durch des Strebens Mühseligkeit; was ihn aber hier wie dort auszeichnet, ist der heilige Lebensrausch, wie ihn die Romantiker besaßen. Und diese Romantik, verankert in der sozial-ethisch bestimmten Richtung der Seele, darf als Wirkung dieser Zeit angenommen werden. Denn nicht wahr, wir wollen das Beste aus uns herausholen und nützen, und dazu ist uns das Herz groß vom wunderreichen Leben, das uns in seinen Ring aufgenommen hat. Das Buch hat Stellen hinreißender pantheistischer Stimmungen. Wen alte Engen noch bedrücken, mag hier frei zu werden suchen.

Walter Friedemann's noch vor dem Kriege entstandener Roman: „Pendelschlag*)" hat mit seinem leitenden Gedanken von der Unverlierbarkeit jeglichen Kampfes in Menschenbrust, von der Unwandelbarkeit im ewigen Wandel der Geschlechter gerade heute lebendige Geltung. Denn heute stellen wir uns geschichtlich ein, zerbrechen einen Teil des Tempels unseres Individualismus, erfassen wir Wahrheit und Wert organischer Entwicklung. Heute suchen wir, wie Wolff Longino es hier endlich nach vielen Scheiterungen tut, möglichst unsere inneren Voraussetzungen als Grund, Maß und Grenze unserer Wirkungsart innerhalb der Allgemeinheit zu nehmen. Die Komposition des Buches, das den jungen stürmenden Helden aus Unkenntnis seiner inneren Bedingungen durch Schmerz, Enttäuschung, Menschenspott fast bis zum Verbrechen führt, um ihn dann langsam über einer mittelalterlichen Chronik heranreifen zu lassen zur Einfügung in sich selbst und damit auch in die Umwelt, hat viel Schönheit; nicht allein mit diesem Gang des Helden, auch darin, wie sie ihm den alten Landsmann mit seiner geschichtlich orientierten Lebenskunst gegenüberstellt und den Vater, diesen Repräsentanten der alten Zeit, der Zeit um 70/71, mit ihrer ernsten nationalen Sorge, die Geist und Herz ganz erfüllte, und die dann das dieser Sorge ledige heranreifende Geschlecht in seinem Individualismus nicht verstehen und nicht recht billigen konnte. Es ist ein Buch der Erziehung, die erst Elternhaus und Schule übernehmen, dann das Leben, und als solches darf sich in hohem Maße das Interesse unserer Zeit ihm zuwenden. Nach seinem Problem, wie nach den künstlerischen Feinheiten, die es einrahmen und ihm eine sichtbare Hülle geben, ist es bedeutend.

*) Grethlein u. Co. Verlag, Leipzig.
**) L. Staackmann Verlag, Leipzig.

*) „Vita" Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Kriegswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Kriegsschilderungen und Kriegserzählungen.

Die Berührung mit dem Kriege, diesem gigantischen, unerhörten Völkerringen, ist für uns Daheimgebliebenen nicht bedeutend. Seine Not und sein Jammer, Blut und Tränen, die er Tausenden unserer Volksgenossen gebracht hat, haben jedem von uns wohl auch ans Herz gegriffen, und wir haben uns erschüttern lassen von dem Anblick manches Kriegsbeschädigten, dem wir auf der Straße begegnen. Was der Krieg ist, wissen wir damit aber nicht, von seinem Grauen, seinen Schrecknissen, von den tiefsten seelischen Erschütterungen, mit denen er unsere Brüder an der Front Tag für Tag und Stunde für Stunde überschüttet, erleben wir wenig. Weil man im Feuer gestanden, im Sturm mitgestürmt, im Schützengraben in schwarzer Nacht auf der Lauer gelegen haben muß, um zu ahnen, was der moderne Krieg ist.

Dieses Erleben des Krieges vermögen auch die zahlreichen und oft interessanten Zeitungsschilderungen unserer zahlreichen Kriegsberichterstatter nicht zu vermitteln. Wir wissen, daß ihre Darstellungen — besonders die aus dem gewaltigen Auftakt dieses furchtbaren Völkerringens — farblos und unlebendig waren und keinen Begriff von dem wahren Geschehen gaben. Daß nicht immer die Schuld am Können dieser Männer lag, sondern an den Verhältnissen, unter denen ihre Berichterstattung sich vollzog, wissen wir wohl, und mancher von ihnen hat wenigstens in einer Schilderung der Folgen und Nachwirkungen des modernen Krieges ein anschauliches Bild von dem wütenden Morden selbst zu geben versucht. Einer der Besten unter ihnen: Paul Schweder, hat die Berichte, die er in zahlreichen deutschen Zeitungen veröffentlichte, unter dem Titel: „Im Kaiserlichen Hauptquartier“ bei Hesse und Becker, Leipzig, erscheinen lassen. Der erste Teil des Buches führt uns an das Donauknie nach Semlin und bringt Schilderungen aus dem ersten Kriegstanze vor den Toren Belgrads, während die andern drei Teile interessante, lebendige Berichte aus dem Leben hinter der Front in Belgien und Frankreich enthalten. Wir dürfen selbstverständlich in diesem Buche nicht die gewaltige, erschütternde Schlachtensymphonie suchen, wie der Soldat im Schützengraben sie erlebt, dem das Platzen der Schrapnells und das Pfeifen der Kugeln tägliche Musik ist; in ihm hören wir mehr das dumpfe Gedröhn, wie es der Beobachter hinter der Feuerlinie vernimmt, und die Ferne, das Gefühl der Sicherheit haben der Musik das Nervenaufpeitschende, das Gräßliche genommen, lassen sie nur noch in ihrer Gewalt und Größe empfinden. Manchem Leser, der den Schweder'schen Kriegsberichten in den Tageszeitungen gern begegnet ist, wird das hübsch ausgestattete, mit 50 Bildern geschmückte billige Buch eine willkommene Gabe sein.

Mit einem ungeheuren Aufwand an technischen Mitteln vollzieht sich das gewaltige Ringen nicht bloß auf und unter der Erde, sondern auch auf dem Wasser, unter dem Wasser und in der Luft. Den Krieg zur See und den Krieg in der Luft behandeln zwei andere, gleichfalls im Verlage von Hesse und Becker in Leipzig erschienene Bücher: „Der Seekrieg 1914/15. Schiffspost- und Feldpostbriefe, sowie andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen“, herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D. — und: „Der Luftkrieg 1914/15. Unter Verwendung von

Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen", dargestellt von einem Flugtechniker. Beide Bücher geben fesselnde, übersichtliche Darstellungen der bisherigen Taten und der vielseitigen Aufgaben unserer See- und Luftstreitkräfte. Das Bild, das vor unsern Augen sich auftut, wird besonders farbig und lebendig durch die zum Abdruck gebrachten Feldpostbriefe und Berichte von Augenzeugen, die uns mitten in die großen Ereignisse der gegenwärtigen Zeit hineinführen. Jeder Band ist mit etwa 50 Bildern geschmückt — teilweise nach seltenen photographischen Aufnahmen —, die den Wert der Bücher noch erhöhen.

Bei weitem wertvoller als die zahlreichen Darstellungen unserer berufenen Berichterstatter hinter der Front haben sich die noch zahlreicheren Schilderungen der nicht berufenen, unserer Soldaten, erwiesen. Sie sind es fast allein, die uns mitten hinein führen in das Leben des Krieges und oft bewirken, was kein Journalist vermag: uns Daheimgebliebenen den Krieg zum Erlebnis werden zu lassen. Unter dem Titel: „Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein" veröffentlicht Oberleutnant a. D. Wilhelm von Trotha im gleichen Verlage Kriegserlebnisse und Schilderungen aus den ersten Kriegsmonaten — eigene und fremde, wie es sich schickte, „um Lesern vor Augen zu führen, wie ein solcher Riesenkampf sich abspielt". Immer aber sind es Erlebnisse von Kämpfern, denn „niemand kann dies lebendiger schildern wie einer, der selbst mit in vorderster Linie gekämpft hat". Wir erleben die Tage der Mobilmachung in Hannover und die Erregung, die Belgiens Neutralitätsbruch auslöste, die Kämpfe um Lüttich und die Schandtaten des belgischen Pöbels. Wir marschieren mit in Brüssel ein, wohnen der Einnahme von Namur bei, erleben den hinterlistigen Überfall von Löwen und ziehen, nachdem wir eindrucksvolle Bilder von der Belagerung Antwerpens geschaut haben, mit unsern Truppen in die alte Scheldestadt ein und dringen bis ans Meer mit ihnen vor. Das lebendig geschriebene, von frischem, fröhlichem Soldatengeist erfüllte Buch ist ein lohnender Lesestoff, der wohl geeignet erscheint, uns die Schwere und Größe des Krieges ebenso vor Augen zu führen wie das Heldentum unserer tapferen Truppen.

Mitten hinein in das Leben an der Front, in den vorstürmenden Kampf der offenen Feldschlacht, wie in das Liegen und Lauern, das Ausharren und Dulden im Schützengraben an beiden Fronten, im Westen wie im Osten, führt eine wertvolle Sammlung von Feldpostbriefen und Mitteilungen von Augenzeugen, die Karl Quenzel unter dem Titel: „Vom Kriegsschauplatz", (Leipzig, Hesse und Becker) hat erscheinen lassen. Auch aus diesem Buch schluchzt und jubelt, stammelt und berichtet blutvolles Erleben, das uns mitten in die kriegerischen Ereignisse hineinführt. Eingeleitet wird das Buch durch einen Brief Richard Dehmels, der bekanntlich als Kriegsfreiwilliger selbst im Felde steht und seinen Kindern auseinandersetzt, was der Krieg für die Kultur der Menschheit bedeutet. Auch dieses Buch ist mit zahlreichen guten Bildern nach Originalaufnahmen geschmückt.

Der letzte Abschnitt der Quenzelschen Sammlung: „Freud und Leid im Felde" läßt uns Blicke tun in das tägliche Leben unserer Feldgrauen. Noch besser gestattet dies eine andere Sammlung desselben Herausgebers im gleichen Verlage: „Wir Barbaren". Freude und Leid, Ernstes und Heiteres von der Front bringt er in buntestem Gemisch in Augenblicksbildern von köstlicher Frische und Lebendigkeit. Nicht die kriegerischen Ereignisse — obwohl diese auch nicht fehlen —, mehr

das tägliche Leben unserer Tapferen, die Offenbarungen ihres tiefen und reichen Gemütes stehen im Vordergrunde der Darstellung. Glücklich hat die Auswahl den Nebenzweck erreicht, nachzuweisen, daß „wir Barbaren" doch Menschen sind mit Herzen wie die Kinder, mit einem treuen und festen Gemüt in Not und Tod.

Damit auch der Humor zu seinem Rechte komme, hat Dr. J. K. Ratislav in seinem Büchlein: „An der Front" (Leipzig, Hesse und Becker) Anekdoten und Begebenheiten zumeist heiteren Charakters gesammelt. Dieser Humor, aus dem Leben geboren, ist himmelweit verschieden von den rohen Soldateskaspäßen früherer Zeiten und offenbart so recht die Tiefe und den Reichtum der deutschen Volksseele. Der Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, vor allem jenen Volks- und Soldatenhumor festzuhalten, der Sache des Augenblicks ist, und so handelt es sich in diesem hübsch ausgestatteten Büchlein nicht um blöde und faule Witze. Der Begriff Humor ist vielmehr weiter gefaßt, so daß, wie der Sammler in seinem Vorwort ausdrücklich hervorhebt, „jene an sich unscheinbaren, aber in ihrer Gesamtheit bedeutungsvollen Zeugnisse, die die Stimmung und Siegeszuversicht unseres Heeres im rechten Lichte erscheinen lassen, hier aufgenommen wurden". Das Buch wird manchem über bange Stunden hinwegzuhelfen vermögen, in denen er wartend harrt auf Nachricht von seinen Lieben im Felde, die in Not und Tod kämpfen für deutsche Art und deutschen Herd.

Noch schweigen zum größten Teil die, von denen wir die stärkste und unmittelbarste Vermittlung des Erlebnisses des furchtbaren Völkerringens zu erwarten hätten: unsere Dichter. Das will nicht sagen: wir hätten Mangel an Kriegsromanen und Kriegserzählungen. Flinke Finger sind immer bereit, die Gunst der Zeit — im Handelsleben Konjunktur genannt — auszunützen. Aus der Fülle der Kriegsromane scheint nur einer bis jetzt über den Durchschnitt emporzuragen: „Die eiserne Freude" von Nanny Lambrecht. (Egon Fleischel & Co., Berlin.) Die Verfasserin, die uns in einigen wohlgelungenen Romanen in das Leben und in die gewitterschwüle Luft des Grenzlandes eingeführt hat, das die ersten bittersten Kämpfe des gegenwärtigen Krieges sah, weiß die von heißem Feueratem erfüllten Tage der Mobilmachung, wie das schwüle, bange Erwarten vorher ebenso plastisch in knappen, scharf umrissenen Bildern vor uns hinzustellen, wie die Tage und Nächte der blut- und flammenerfüllten Kämpfe um Lüttich. Der brennende Sturmatem der Ereignisse ist auch in ihrem Buche. Er offenbart sich in der stürmenden Hast der Ereignisse, die in dramatischen, oft wild überflammten Bildern sich folgen, wie in dem knappen, abgerissenen, zerhackten Stil, und wir vermögen uns nicht loszureißen von dem wild bewegten Gemälde dieser ersten Kriegstage. Gegen den Schluß aber beginnt die Handlung und Darstellung zu erlahmen, und es erweist sich, daß der Sturmatem einer solchen erregten und glühenden Darstellung wohl möglich ist für den Auftakt oder besondere Teile einer Erzählung, nicht aber für einen ganzen Roman. Der stillere Schluß fällt gänzlich ab. Trotz alledem gehört „Die eiserne Freude" zu den wenigen Büchern des Krieges, die uns seine Ereignisse zu Erlebnissen werden lassen.

Stärker als auf dem Gebiete des Romans macht naturgemäß auf dem der Novelle das wahrhaft dichterische Schaffen sich bemerkbar. In der kurzen Erzählung, in der Skizze, die Augenblicksstimmungen und Augenblickshandlungen von Ewigkeitswert festhalten, können wir des großen Gesichtskreises,

der festen Verankerung in der Vergangenheit, wie der Vorausdeutung in die Zukunft entbehren. Stärker als das Typische kommt in ihnen das Individuelle zum Ausdruck. Eine der besten kleinen Sammlungen solcher „Novellen aus dem Weltkrieg“ ist die von Carl Busse unter dem Titel „Feuerschein“ im Verlage von Eugen Salzer, Heilbronn, herausgegebene. Außer zwei Erzählungen von Busse selbst, von denen die letzte: „Trittchen“ zu den besten des Weltkrieges überhaupt gehört, bringt das Bändchen Beiträge von Beyerlein, Strobl, Hammer und Fritz Döring. Eine ähnliche Sammlung ist die bei Hesse und Becker, Leipzig, erschienene: „Der Leutnant erzählt . . .“. Sie ist zwar reichhaltiger, doch steht ein großer Teil der in ihr enthaltenen Erzählungen nicht auf der künstlerischen Höhe der Busseschen Sammlung.

Wir finden unter ihnen eine von Kurt Küchler: „Revanche“, die als Auftakt in eine eigene Sammlung von „Geschichten aus dem großen Kriege“ einführt, die dieser Dichter unter dem Titel: „Feuertaufe“ bei Hesse und Becker hat erscheinen lassen. Mit virtuoser Kunst meistert der Hamburger Schriftsteller mancherlei Saiten, und er weiß in wirkungsvollen Farben darzustellen. Geht seine Psychologie auch nirgends in die Tiefe, und ist auch die Charakterisierung seiner Menschen nicht immer so scharf umrissen und knapp und voll Plastik, wie man sie wünscht, so zeichnet seine Erzählungen doch ein warmer Ton aus, und Freund wie Feind, Mensch wie Tier, Kampf und Not und Tod werden uns menschlich nahe gebracht.

Blick für die kleinen und kleinsten Menschlichkeiten unserer Feldgrauen, ein warmes, herzliches Mitempfinden mit ihren kleinen Leiden und Freuden und ein goldener Humor, der auch über Not und Blut und Tod verklärenden Schimmer zu breiten weiß, offenbart in seinem Büchlein kleiner Erzählungen, die er unter dem Titel: „Die Schnutenorgel und andere Feldzugsgeschichten von der Warthe und Weichsel“ bei Wilh. Gottl. Korn in Breslau veröffentlicht hat, der Breslauer Lehrer Felix Janoske. Die Anspruchslosigkeit, mit der er selbst auf dem Titelblatt sich schlicht als Landsturmmann bezeichnet, ist auch seinen Erzählungen und Plaudereien eigen. Sie wollen gar keine literarischen Kunstwerke sein und sind durch das warme und starke Empfinden, das sie schuf, geklärte und geläuterte menschliche Dokumente und echte Dichtungen geworden. Die Freude am Kleinen und Unscheinbaren, das doch so ungeheure Wichtigkeit besitzt für die großen Zusammenhänge des Lebens, und eine an den Märchendichter Andersen gemahnende Kraft, die toten Dinge der Umwelt von innen heraus lebendig zu machen, verleihen diesen schlichten Erzählungen einen Wert, der sie hoch über manchen anspruchsvoll auftretenden, die gleiche Eigenart als schmückenden Flitter sich umhängenden Roman emporhebt.

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

In der großen, alles Denken und Fühlen auf einen Punkt fest richtenden Arbeit der Frauen für Kriegsfürsorge haben sie doch noch Zeit gefunden, sich zusammenzufinden zu einer Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der in den langen Jahren seines an Kämpfen reichen Bestehens im Wesentlichen einer Friedensarbeit diente. Der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins

war diese Festversammlung gewidmet, und Leipzig, die Stätte, wo werktätige, einsichtsvolle Frauen diesen Verein ins Leben riefen, war ausersehen, die Frauen aus allen Gauen Deutschlands als Abgesandte zu dieser Feier zu begrüßen. Wahrlich, ein echt deutsches Fest, in echt deutscher Zeit! Deutscher Mut, deutsche Ausdauer, deutsches Organisationsgenie und deutsche Pflichttreue haben diese Etappe der Frauenbewegung durch alle Evolutionen, die sie durchzumachen hatte, begleitet und bis zu ihrer heutigen Bedeutung geführt. Was damals in bescheidenen, schüchternen Anfängen gesät wurde, ist emporgewachsen zum breitausladenden, kraftstrotzenden Baum, dessen reiche Frucht in der Frauenarbeit und ihrer segenbringenden Ernte für unsere heutigen Lebensaufgaben prächtig gedieh. Wir haben an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen, mit welchem Ernst, welcher Energie, welcher Verinnerlichung die deutschen Frauen die Fürsorgearbeit in diesem Kriege, den Größenwahnsinn und gemeiner Neid uns aufzwangen, ausübten. Wie sie in heiligem Eifer sich dem Werke der Wohlfahrt widmeten, unermüdlich und opferbereit stets neue Hilfsquellen erschlossen, und so, wie sie das erste Kriegsjahr durchgehalten, treten sie in das zweite ein. Entschlossen, ihre Kräfte zu verdoppeln, zu verzehnfachen und dem teuren Vaterlande zu dienen. Überall wird die alte Tätigkeit fortgesetzt, neues begonnen, und überall wirkt und wertet der Gedanke, sich dem weltbewegenden Werke, zu dessen Ausführung wir berufen sind, nützlich zu erweisen; wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun, und einig und einheitlich reift die Arbeit heilvollen Zielen entgegen. Die Frauenarbeit darf sich freudig und stolz mit in diese gewaltige Abrechnung einstellen lassen. Gern und dankbar blickt man von ihrer heute erreichten Höhe zu den Anfängen zurück, mit denen vor nunmehr fünfzig Jahren der Grundstein gelegt wurde zu dem ragenden Bau der Frauenbewegung, deren Anerkenntnis und Bewunderung die Sitzungen im Festsaale des Städtischen Kaufhauses zu Leipzig demonstrierten. Wir lassen hier den uns darüber zugehenden Bericht folgen: „Vertreter der Regierung und der Stadt begrüßten die Delegierten der deutschen Frauenvereine und das aus allen Teilen des Reiches zahlreich eingetroffene Frauenpublikum. Die einzige Frau, der es vergönnt war, dem Jubeltage des „Deutschen Frauenvereins" beizuwohnen, zu dessen eifrigsten und tatkräftigsten Begründerinnen sie gehörte, die greise Frau Henriette Goldschmidt, nahm den Ehrenplatz in der Versammlung ein. Um sie scharten sich die heutigen Führerinnen und Vorsitzenden der Frauenvereine, unter denen Dr. Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine, und Frau Professor Bohn, Königsberg, die trotz ihres hohen Alters es sich nicht hatte nehmen lassen zu erscheinen, bemerkt wurden. Fräulein Dr. Käthe Windscheidt, als Leipzigerin, machte den von Nah und Fern herbeigeeilten Frauenbündlerinnen, von denen die meisten eine angesehene Stellung innerhalb der Frauenbewegung einnehmen, die Honneurs. Die Leipziger Studentinnen waren durch eine Abordnung vertreten.

Der Vortrag von Beethovens „Die Himmel rühmen" durch einen von Adelheid Bauermeister geleiteten Gesangschor eröffnete die Feier. Darauf begrüßte die Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Helene Lange, die Ehrengäste und Mitglieder. Den Gruß der Regierung brachte Regierungsrat Ayrer. Für die Stadt Leipzig bewillkommnete der Zweite Bürgermeister Dr. Weber den Frauentag und betonte, daß ohne die deutsche Frauen-

bewegung, die es verstand, auch die einfache Frau in ihrem Pflichtbewußtsein zu heben, es den Behörden nicht möglich gewesen wäre, die Organisation der Kriegshilfe so erfolgreich durchzuführen, wie es geschehen sei.

Im Namen des Rektors der Universität sprach sodann Geh. Hofrat Prof. Dr. Bruns, der auf die Vorteile hinwies, die aus der akademischen Bildung den Frauen erwachsen. Frau Helene Lange, die den Vorsitz der Versammlung führte, erläuterte hierauf in sehr interessanten Ausführungen die deutsche Frauenbewegung der letzten fünfzig Jahre: „Die Frauenbewegung sei unzertrennlich von der Geschichte des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Seiner Gründung im Jahre 1865 durch Luise Otto und Auguste Schmidt in Leipzig war das geistige Ringen der vierziger Jahre vorangegangen. Luise Ottos soziales Empfinden entzündete sich an der Not der erzgebirgischen Klöpplerinnen, der um ihre Daseinsberechtigung ringenden Schneiderinnen. Hinzugetreten war die Mittelstandsfrage, die wirtschaftliche und seelische Not der Mädchen aus den Kreisen des Bürger- und Beamtentums. Dazu kam das eigentlichste und tiefste Problem: die Hebung der ganzen Stellung der Frau in der Gesellschaft, ihre Eingliederung in die Arbeit von Gemeinde und Staat. Diese Probleme beschäftigten den sich bald über ganz Deutschland in Ortsgruppen ausdehnenden Verein. Es dauerte lange, bis kleine Erfolge kamen, denn die Zeit war der Frauenbewegung nicht günstig. Weder die liberalen Politiker, noch die führenden Männer des neuen Deutschland, noch die Sozialpolitiker hatten Verständnis für die letzten Ziele der Frauenbewegung, der kulturellen und sozialen Entwicklung der weiblichen Persönlichkeit. Erst die neunziger Jahre, in denen sich der Typus neudeutschen Lebens in seiner Bestimmtheit durch Industrie, Weltwirtschaft, Bevölkerungszunahme und technische Entwicklung entschied, brachten mehr sachliches Interesse und richtigere Beurteilung der Probleme der Frauenbewegung. Auch in die Arbeit der Frauenbewegung traten neue und vielgestaltige Probleme ein: Schutzfragen, Lohnfragen, Ausbildungs- und Organisationsfragen, die Rückwirkung der Frauenarbeit auf die Männerarbeit, die Bedeutung der Frauenarbeit für die Familie. Die Berufsorganisationen, die Organisationen für einzelne Arbeitsgebiete wurden gegründet. Der lange Kampf um die Frauenbildung brachte nach Errichtung der Gymnasialkurse endlich die Öffnung der Universitäten und die Reform der Mädchenbildung. Der Kampf um die Leitung ist noch nicht beendet. Geringer war der Einfluß der Frauenbewegung auf die Erwerbsgebiete der breiten Volksschichten; hier waren wirtschaftliche Faktoren ausschlaggebend. Deshalb suchte die Frauenbewegung den Arbeiterinnen den schweren Konflikt zwischen Beruf und Mutterschaft zu erleichtern. Es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß die Frauenbewegung nur Interesse für erweiterte Berufstätigkeit habe, die hauswirtschaftliche Ausbildung der Frau gehört zu ihrem Programm wie die Entwicklung der Hausfrauenorganisation in Stadt und Land. Eine Erweiterung des weiblichen Wirkungskreises ist die soziale Arbeit in Gemeinde und Staat. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein wandte ihr stets seine besondere Aufmerksamkeit zu; wie die von ihm in Frankfurt a. M. begründete Zentrale für die Gemeindeämter der Frau feststellte, bekleiden bereits 12 000 Frauen in Deutschland Gemeindeämter; viel mehr noch arbeiten in der Kriegsfürsorge. Anknüpfend an die Leistung der Frau in der Familie, die immer der Kern ihrer Kulturleistung sein wird, fordert die deutsche Frauenbewegung

höchstmögliche Entfaltung und freie soziale Wirksamkeit der weiblichen Kulturkräfte als Anteil der Frau am inneren Bau jenes größeren Deutschlands, auf das wir nach dem Frieden hoffen."

Im weiteren Verlaufe der Sitzungen erfolgte die Geschäftsberichterstattung der Vorsitzenden und Schriftführerin, Frau Helene Lange und Frau Traun, an die sich ein Vortrag von Frau Altmann-Gottheiner, Mannheim, anschloß über: „Das Problem der Frauenberufsarbeit" in und nach dem Kriege. Aus dem sehr interessanten Material sei hervorgehoben: „Als eine der interessantesten Erscheinungen dieses Krieges ist anzusehen, daß er die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern verschob. Nicht so rasch und geräuschlos hätten sich die Umwälzungen auf dem Arbeitsmarkt vollziehen können, wenn Deutschland nicht schon seit langem die Frau in seinen Arbeitsorganismus einbezogen hätte. Die deutsche Landwirtschaft hat schon in Friedenszeiten zum großen Teil auf den Schultern der Frauen geruht. Viereinhalb Millionen, nahezu die Hälfte aller Landarbeiter, sind Frauen. Die Wichtigkeit dieser Tatsache zeigte sich schon bei Kriegsausbruch in der Einbringung der Ernte durch die Frauen. Jetzt liegt ein Jahr deutscher Landwirtschaft hinter uns, in der sie durch Frauen-, Kinder- und Greisenarbeit in voller Ausdehnung aufrecht erhalten wurde. Weit weniger rasch hat sich das Eintreten der Frau in die von den Männern verlassenen Posten auf anderen Gebieten vollzogen. Erst als die deutsche Industrie und der Handel mit bewundernswerter Anpassungsfähigkeit die zu Beginn des Krieges auftretende Arbeitslosigkeit überwanden, begann auch in der Industrie die Vertretung der Männer durch Frauen einen größeren Umfang anzunehmen. Allein im ersten Halbjahr 1915 nahm die Zahl der Arbeiterinnen um eine halbe Million zu. Besonders stark war diese Zunahme in der Rüstungsindustrie, die Anfertigung von Munition, besonders die Herstellung von Granaten, wird heute fast ausschließlich von Frauen besorgt. Im Handel hatten die Frauen anfänglich unter großer Arbeitslosigkeit zu leiden, bis sie nach und nach in die Posten der ins Feld gerückten Männer traten, selbst in Betrieben, die ihnen sonst verschlossen waren, wie Banken und Versicherungs-Gesellschaften. Besondere Nachfrage herrscht nach gut ausgebildeten Kräften. Auch die Post- und Eisenbahnverwaltungen haben sich zur Mehreinstellung von Frauen im Schalter- und Außendienst entschließen müssen; die Briefträgerin und die Straßenbahnschaffnerin sind schon typische Erscheinungen im Straßenleben der Großstädte.

In den höheren Berufen war das Frauenschicksal sehr verschieden. Die Künstlerinnen und die Privatlehrerinnen ohne Examina haben sehr gelitten; günstig gestaltete sich dagegen die Lage für wissenschaftlich gebildete Lehrerinnen, die selbst in den Knabenschulen an die Stelle der fehlenden Lehrer traten, für Ärztinnen und Zahnärztinnen, die in Krankenhäusern die Stellungen der Assistenzärzte erhielten, und für die sozialen Berufsarbeiterinnen. Dieser Vorrat an gut ausgebildeten Frauen war für unsere Volkswirtschaft ein Glück. Mit dem Friedensschluß werden aber auf dem Arbeitsmarkt aufs neue schwierige Verhältnisse eintreten, die wir heute schon ins Auge fassen müssen. Viele heute auf verantwortungsvollem Posten stehende Frauen müssen sich klar machen, daß sie diese wieder den heimkehrenden Männern abtreten müssen. Deshalb sollten die Frauen, die Kriegsvertretungen übernommen haben, schon heute aus ihrem reichlicheren Verdienst Ersparnisse für die vielleicht arbeitslose Übergangszeit machen. Auch die

Berufsorganisationen und Kriegsfürsorgeeinrichtungen müssen für diese Zeit besondere Mittel bereitstellen, damit die Frauen, die während des Krieges die Aufrechterhaltung der deutschen Volkswirtschaft ermöglichten, nicht bei seinem Ende in Not geraten . . ."

Diese Anregungen wurden beifällig aufgenommen und fanden verdiente Beachtung.

Der am nächstfolgenden Tage von Frl. Margarete Trenge, Berlin, gehaltene Vortrag: „Die Dienstpflicht der Frau", konnte sich eine allgemeine Anteilnahme nicht erobern. Der Gegenstand ist so vielfach behandelt worden, daß sie kaum etwas Neues hinzuzufügen vermochte. Die obligatorische Ausbildung der Frau auf hauswirtschaftlichem Gebiete blieb der letzte Sinn der Vorschläge, die für diesen Gegenstand gemacht wurden, und wird es wohl auch über den Krieg hinaus bleiben.

Kriegssoziale Rundschau.

Von Erwin Stein, Berlin, Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik.

Die Frage der Kriegerheimstätten.

Vor einigen Monaten hat sich in Deutschland ein Hauptausschuß für Kriegerheimstätten gebildet, der in der Öffentlichkeit für seine Bestrebungen wirbt. Der Grundgedanke der Arbeit dieses Ausschusses ist der: Das Reich dankt seinen Verteidigern, indem es jedem deutschen Kriegsteilnehmer oder seiner Witwe die Möglichkeit eröffnet, auf dem vaterländischen Boden ein Familienheim auf eigener Scholle (Kriegerheimstätte) zu erringen.

Die Kriegerheimstätten sollen, gemäß den Lehren dieses Läuterungskrieges, das deutsche Boden- und Siedlungswesen auf das Ziel hinlenken, einen körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchs zu sichern, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und die Erträgnisse des heimischen Bodens zu steigern.

Gelingt es, diesen Gedanken durchzusetzen, so haben wir in der Tat einen wundervollen Weg gefunden, den Verteidigern unseres Vaterlandes zu danken. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Frage der Kriegerheimstätten nur ein Teil der so überaus großen und bedeutsamen Wohnungsfrage ist. Demgemäß werden auch viele Volkswirtschaftler, Juristen und Hygieniker der Meinung sein, daß eine großzügig durchgeführte Reform des Realkreditwesens, des Bauwesens, der Miet- und Wohnungsverhältnisse ähnliche Ziele, wenn auch auf größerer Grundlage, erreichen könne.

Der Gedanke, Kriegerheimstätten zu errichten, ist sogar bereits übers Meer getragen worden. In einem Leitartikel der in Brasilien erscheinenden „Deutschen Post" heißt es: „Die Ausführung dieses Planes wird möglich sein, wenn der Wille des ganzen deutschen Volkes, der opferbereite Dankeswille, hinter diesem Gedanken steht. Eine große deutsche Organisation hat sich der Sache bereits angenommen, und wir haben ja schon oft in dieser Zeit mit Staunen gesehen, was deutsche Organisationskraft zu leisten vermag. Möge ihr, wie manche Kriegstat, auch dieses schöne Friedenswerk gelingen!

Alle Gemeinden, Dörfer und Städte, sollen ihren Kriegern zum Selbstkostenpreise Land überlassen. Dieses Land soll dem Krieger ohne Anzahlung nur mit der Verpflichtung zur jährlichen Rentenzahlung überwiesen werden. So bleibt das Land Eigentum

der Gemeinde; aber der Inhaber hat es für sich und seine Erben in unkündbarem Besitz. Die Höhe der jährlichen Rente bleibt unverändert, solange der Besitzer lebt. Bei einem Besitzwechsel wird der Bodenwert entsprechend neu festgesetzt. Was der Besitzer in das Land hineingesteckt hat, muß dabei in Rechnung gestellt werden. Um unbemittelten Invaliden den Bau eines Hauses auf diesem Lande zu ermöglichen, ist es nötig, ihm Darlehen zu verschaffen, deren Verzinsung sie besonders in den ersten Jahren nicht zu sehr belasten darf.

Und wenn das deutsche Volk seinen Kriegern Dank zollt, sollten wir Deutschen in Brasilien an diesem Danke unbeteiligt bleiben?

Auch für uns bluten unsere Brüder! Unser Handel, unsere Kultur leben oder sterben mit dem deutschen Heere!"

Wie sich die Träger des Gedankens die Durchführung des Planes denken, ist aus der folgenden kurzen Darstellung ersichtlich. Jeder deutsche Kriegsteilnehmer hat im Rahmen dieses Gesetzes einen Anspruch auf eine Heimstätte im Reich oder in seinen Kolonien. Unter den Bewerbern sollen die ortsangehörigen Kriegsbeschädigten, Witwen und kinderreichen Familien zuerst berücksichtigt werden.

Die Kriegerheimstätten sind entweder:

Wohnheimstätten: Kleinhäuser mit Nutzgärten, die allen Kriegsteilnehmern verliehen werden können, oder

Wirtschaftsheimstätten: gärtnerische oder landwirtschaftliche Anwesen von geeigneter, nach Bodenart und Bodenpreis verschiedener Größe, die nur Bewerbern mit entsprechender Vorbildung und angemessenem Betriebskapital verliehen werden dürfen.

Bestehender Besitz kann in Kriegerheimstätten umgewandelt werden.

Die Heimstättenversorgung soll geschehen durch ein Heimstättenamt, das dem Reichsamt des Innern ein- und untergeordnet und in geeigneten Bezirken durch Heimstätten-Amtwärter vertreten wird. Diese sollen die Auskunftserteilung und Vermittlung jeder Art bei Begründung, Ausführung und Bewirtschaftung der Heimstätten bewirken und jeden Mißbrauch mit ihnen verhindern. Das Reich soll die Ausgabe von Heimstätten an gemeinnützige Vereinigungen übertragen können. Weigern sich öffentlich-rechtliche Verbände oder sonstige gemeinnützige Vereinigungen, die Ausgabe von Kriegerheimstätten zu bewirken, obwohl sie im Besitz von geeignetem Gelände sind, so ist das Reichsheimstättenamt berechtigt, dieses Gelände zwecks Gründung von Kriegerheimstätten zu enteignen. Eine Veräußerung der Kriegerheimstätte ist nur mit Genehmigung der Ehefrau zulässig. Die Rente kann nur gesteigert werden, wenn der Besitzer die Kriegerheimstätte freiwillig aufgibt, sie nicht selbst bewohnt und bewirtschaftet, oder wenn nach dem Tode beider Eltern das jüngste Kind großjährig wird. Für die Steigerung ist nicht der für die Heimstätte gebotene Preis allein maßgebend, sondern es muß eine allgemeine Steigerung des Bodenwertes in der betreffenden Gegend nachweisbar sein. Der Heimstättenausgeber hat bei allen Verkäufen das Vorkaufsrecht. Die Kriegerheimstätte kann durch privatrechtliche Forderungen nicht in Zwangsversteigerung gebracht werden; sie ist unteilbar und durch Erbgang nur auf einen Erben übertragbar. Zur Beibringung der Kosten und Schaffung eines Reservefonds für etwaige Verluste erhebt das Reich eine Ödlandsteuer von zwei Prozent auf alles Privatland, das seit mehr als fünf Jahren nicht unter dauernder forstwirtschaftlicher, landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Kultur gehalten worden ist, und zwar nach dem Werte, den der Eigentümer selbst angibt, der

aber zugleich die Grundlage des Enteignungspreises bildet, wenn das Land für Kriegerheimstätten benötigt wird.

Unter den Wegen, die zu den Kriegerheimstätten führen, wird der unter Benutzung von Baugenossenschaften besonders gangbar erscheinen. Kommen Genossenschaften dieser Art auch nur für einen Teil der Bevölkerung in Frage, so ist doch anzunehmen, daß diese Organisationen in der Errichtung von Kriegerheimstätten viel leisten können. Aus dem Kreise Blumenthal wurde 1909 von sachkundiger Seite berichtet, daß dort durch die von Landrat Berthold geschaffene Baugenossenschaft — allerdings in Verbindung mit rühriger privater Bautätigkeit — ein völlig genügendes Angebot geschaffen ist, so daß in den letzten zehn Jahren von einer Wohnungsnot nicht die Rede sein konnte. Am 5. Juli 1913 aber hatte der Altonaer Bauverein schon 1728 Wohnungen zu verwalten, in denen ungefähr 9000 Personen lebten, also über fünf Prozent der Einwohner jener Stadt.

Voraussetzung für eine großzügige Lösung der Kriegerheimstätten-Aufgaben ist allerdings die Durchführung eines Reformprogramms in der städtischen Siedelungspolitik; der Städtebauer des Verbandes Groß Berlin, Fritz Beuster, hat in dieser Hinsicht wichtige Maßnahmen vorgeschlagen: Errichtung von Kreis-, Bezirks- und Landessiedelungsämtern, in denen alle behördlichen Geschäfte auf dem Gebiete des Siedelungswesens, wie Bebauungsplanwesen, Baupolizei, Erschließung und Ansiedelung, Wohnungsaufsicht und Wohnungsfürsorge, Wohnungsstatistik und Wohnungsnachweis, öffentliche Beratung und Auskunftserteilung, Taxwesen, alle Maßnahmen auf boden- und verkehrspolitischem und finanziellem Gebiete einheitlich zusammengefaßt werden. Die Absicht des Beuster'schen Vorschlages geht hauptsächlich dahin, die bisherige Zersplitterung auf dem Gebiete des Siedelungswesens zu beseitigen und alle Geschäfte in einer Zentralstelle zusammenzufassen.

Auf die richtige Schulung der Beamten dieser Verwaltungsorganisation legt Beuster sehr großen Wert. Im Interesse der Dezentralisation des Siedelungswesens und zu Gunsten des Kleinwohnungs- und Kleinhauswesens sind von Reich, Staat und Gemeinde gemeinsam Geldmittel bereit zu stellen für den Ausbau des Klein- und Schnellbahnnetzes, für die Erschließung öffentlichen Geländes als billiges Bauland und für die Förderung des Realkredits durch Unterstützung wirtschaftlich gesunder Selbsthilfeunternehmungen des Hausbesitzes und durch Übernahme der öffentlichen Bürgschaft für nachstellige Hypotheken auf Kleinwohnungs- und Kleinhausbauten jedermanns in fest begrenztem Rahmen.

Die jährlichen Belastungen des Reichs schätzt Beuster zunächst für Finanzierung der Siedelungsbanken usw. auf 20 Millionen Mark aus Anleihemitteln, für Ansammlung eines Reichsbürgschaftsfonds und dergleichen auf fünf Millionen Mark aus Mitteln des Ordinariums, für Unterstützung der gemeinnützigen Bautätigkeit gleichfalls auf fünf Millionen Mark aus Mitteln des Ordinariums. Die jährlichen Belastungen der Einzelstaaten zusammen sind nach seiner Ansicht etwa ebenso hoch und diejenigen der Gemeinden zusammen etwa doppelt so hoch anzunehmen. Ein sehr wichtiger Gedanke dabei ist, daß die Mittel für das Kleinwohnungswesen aus denjenigen Geldquellen geschöpft werden müssen, die von den Spargroschen des kleinen Mannes gespeist werden. Beuster hofft auf diese Weise jährlich für den Kleinwohnungs- und Kleinhausbau 800 bis 900 Millionen Mark flüssig zu machen, nämlich 150 Millionen von den Hypothekenbanken, 465 Millionen von den

Sparkassen, 165 Millionen von den privaten Versicherungsgesellschaften, 40 Millionen von den Landesversicherungsanstalten, 90 Millionen von der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte und 10 Millionen Mark von den Gewerkschaften und Angestelltenverbänden.

Die Durchführung solcher Pläne erfordert aber Zeit, manches Jahr nach dem Kriege dürfte bis zum Gelingen eines solchen Werkes vergehen. Zur Abwehr der nach dem Kriege zu erwartenden großstädtischen Kleinwohnungsnot empfiehlt Beuster die sofortige Vorwegnahme folgender Maßnahmen aus seinem Reformprogramm: Verkehrliche und bauliche Erschließung öffentlichen Geländes als billigen Baulandes und Unterstützung der Baugeld- und Hypotheken-Beschaffung für die Ansiedelung hierauf, beides im Rahmen des Programms durch Gründung entsprechender Gesellschaften auf privatwirtschaftlicher Grundlage.

Auch der deutsche Verein für Wohnungsreform ist gegenwärtig im Vorgehen zur Erzielung größerer reformatorischer Maßnahmen nach dem Krieg begriffen. (Vergl. Reichsarbeitsblatt 1915, S. 671.) In einer Entschließung, welche der Vorstand und Hauptausschuß dieses Vereins kürzlich faßten, wird gesagt, daß ernsthaft mit der Gefahr einer Kleinwohnungsnot in vielen Teilen des Reichs, wesentlicher Mietssteigerungen und großer spekulativer Ausschreitungen auf dem Grundstücks- und Wohnungsmarkte nach Beendigung des Krieges gerechnet werden müsse. Es seien daher bereits jetzt durchgreifende Maßregeln zu treffen, um diesen Gefahren vorzubeugen.

Als Hauptgebiete, auf denen vorzugehen sei, sind in den Beratungen des Vereins vorläufig folgende ins Auge gefaßt worden: Die Beschaffung billigen Landes. Hier wird vor allem an die planmäßige Heranziehung des in öffentlichem Besitze befindlichen, für Siedlungszwecke entbehrlichen und geeigneten Geländes und an die Herstellung eines entsprechenden Katasters gedacht. Die Geldbeschaffung, besonders durch unmittelbare Reichshilfe, ferner durch Heranziehung gewisser über regelmäßige große Jahreseingänge verfügender Kapitalsammlungsstellen zur Kapitalhergabe für den Kleinwohnungsbau und durch den Ausbau der Einrichtung der Reichs- und Staatsbürgschaften. Die Ausgestaltung des Lokalverkehrs. Die Umänderungen und Ergänzungen der staatlichen und kommunalen Verwaltungsorganisation (Wohnungs- und Siedelungsämter usw.), Abbau der öffentlich-rechtlichen Hindernisse einer billigen und dezentralisierten Ansiedelung (Ansiedelungsgenehmigung, kommunales Bauverbot, allzu hohe Straßenkosten, pfandrechtliche Bindung der Grundstücke, Residenzpflicht der Beamten, bessere kommunale Organisation der Vorortsgebiete, Zuschuß des Staates für jede Ansiedelung einer unbemittelten Familie zur Deckung der Schul- und Kirchenlasten). Besondere Maßregeln zur Linderung der Wohnungsnot der kinderreichen Familien.

Alle Reformarbeit fördert die Vorbereitungen für die Schaffung von Kriegerheimstätten. Die Frage steht erst im Anfang ihrer Entwicklung, erfährt aber sicherlich alle Unterstützung durch die dazu berufenen Behörden und weite Kreise unseres Volkes.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Theodor Rudert.

Internationales Geld als Grund-Vorbedingung eines dauernden Friedens.

Wenn dem bestehenden Gesetz nach mindestens der dritte Teil unserer Banknoten in Gold gedeckt sein soll, so

ist es bekanntlich nicht etwa der Zweck dieser Bestimmung, damit ein Reservekapital zu schaffen für den Fall, daß bei einer Liquidation des Gesamtumlaufs die übrige Deckung, bestehend in Wechseln incl. Schatzanweisungen und in Schecks, sich als wertlos erwiese, denn erstens ist der Fall einer Gesamtliquidation für ein modernes Zentral-Noteninstitut pure Hypothese, zweitens würde sich bei der Strenge der Ankaufsbedingungen niemals ein so ungeheurer Prozentsatz der Wechsel etc. als völlig wertlos erweisen (sie brauchen bekanntlich nur wieder in Noten, deren Rückfluß den Umfang der theoretischen Gold-Verbindlichkeit vermindern würde, eingelöst zu werden), drittens würde einen durch Wechsel etc. entstehenden Ausfall das Gold gar nicht decken können, weil es den für seine eigene Rechnung ausgegebenen Prozentsatz der Noten zu decken hat, also „schon vergeben" wäre, — mit der Frage der geschäftsmäßigen Sicherheit hat somit die Einrichtung der Golddeckung absolut nichts zu tun.

Hieraus folgt, daß auch der „innere Wert" unserer Banknoten gar nicht eigentlich von der Golddeckung abhängt; er wäre, unter der selbstverständlichen Voraussetzung ordnungsgemäßer Geschäftsführung (und der Gefahr eines gewaltsamen Eingriffs in dieselbe durch Staat oder Feind unterliegt gerade das Gold, nicht auch der Wechsel!), bei null Prozent Golddeckung genau der gleiche wie bei hundert Prozent, wenn nicht der zufällige Umstand hinzukäme, daß das Gold im internationalen Verkehr bisher das einzige gesetzliche Zahlungsmittel ist. Da haben wir den Zweck der Golddeckung: Rücksichtnahme auf einen eventuellen Bedarf nach dem im internationalen Verkehr noch privilegierten Zahlungsmittel; und sei es eine für den einzelnen Privaten völlig auf dem Papier stehende Rücksicht, wie sie zur Tatsache geworden ist seit dem Augenblick, wo ausgerechnet für die Zeit der Gefahr und des Bedarfes das Recht auf Umwechslung der Noten in Gold aufgehoben werden mußte!

Die Golddeckung schafft also wenigstens den Schein, daß alle Noten „so gut wie Gold" seien, obwohl sie nur zum kleineren Teile überhaupt Gold vertreten, und schmuggelt sie auf die Art sozusagen ein in den internationalen Verkehr. Man erkennt aber nach dem oben Gesagten ohne weiteres, daß die Noten es eigentlich gar nicht nötig hätten, so schamhaft aufzutreten; daß die Vorzugsstellung des Goldes im internationalen Verkehr zwar unbedingt Berücksichtigung erheischt, solange sie existiert, dagegen eigentlich jeder inneren Berechtigung entbehrt. Würden durch Übereinkunft, etwa gelegentlich der Friedensverhandlungen, die Banknoten auch international zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben (was lediglich ein besonderes, einheitliches System der Ausgabebedingungen, das hier nicht näher geschildert werden kann, zur wünschenswerten — nicht einmal unbedingt nötigen — Voraussetzung hätte, und was im übrigen auch endlich eine gemeinsame Recheneinheit ermöglichte), so würde man des Goldes — anders als eventuell noch rechnerisch — sogar überhaupt nicht mehr bedürfen: man würde international die im Besitz von Goldgeld verkörperten Kaufrechte durch Zwangsumtausch des Metalls in bloße staatliche Goldquittungen, d. h. auch grundsätzlich uneinlösbar gewordene Goldnoten, aufrechterhalten können, um daraufhin das für Rechnung des Staates eingegangene Gold zum allgemeinen Besten an die Industrie zu verkaufen, seiner natürlichen Bestimmung als Schmuckmaterial zurückzugeben — ein für alle Teile im vollsten Sinne des Wortes glänzendes Geschäft!

Wäre wohl eine Befolgung dieses

Vorschlags tatsächlich durchzusetzen? — Sicher ist soviel, daß man gar keine andere Wahl haben wird, wenn man beabsichtigt, wirklich einen dauernden Frieden zu schaffen, denn die Tragweite der eventuellen Maßnahme ist ganz unvergleichlich größer, als sie sich dem ersten Blick des Laien darstellen mag! Erreichen würde man nämlich nicht nur den endgültigen Wegfall aller Valutaschwierigkeiten und -Rivalitäten, erreichen auch nicht nur die Möglichkeit einer schlechthin phänomenalen Vereinfachung des gesamten Zahlungsverkehrs und der Rechtspflege durch Entbehrlichwerden jedes Lieferungskredits, auf Grund von Spezialanregungen des Verfassers, erreichen würde man nicht einmal nur die ersehnte Möglichkeit, ohne Kehrseite nach Belieben Diskontkredit zu gewähren, resp. über beliebige Barmittel auch für Auslandzahlung zu verfügen; erreichen würde man mit einem Wort gesagt nichts Geringeres als vollkommene finanzielle und insofern zugleich wirtschaftlich-soziale *Selbständigkeit* jedes einzelnen Staates.

Was dies bedeutet? — Nun jedenfalls bedeutet das Gegenteil, die bisherige Zwangslage der Staaten, nicht mehr und nicht weniger als die Endursache ihrer bewaffneten Zusammenstöße; man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welch ausschlaggebende Rolle das Angewiesensein auf Erschließungskapital, resp. Konzessionen dafür, ferner auf Zollvergünstigungen (Absatzgebiete), Zolleinnahmen und Anleihen, sowie schließlich das Angewiesensein auf *Kriegsentschädigung* resp. *Kriegsbeute* für die Beziehungen der Staaten zu einander spielt! Was letzteren Punkt betrifft, so sind *territoriale* Erwerbungen ja im wesentlichen nur Mittel zum Zweck, denn persönliche bzw. nationale Empfindlichkeiten und Aspirationen spielen, wenigstens zwischen modernen Großmächten, für den Ernstfall nur noch die Rolle des Vorwandes respektive Mittels zum Volksbetrug. *Handgreiflich* offenbart sich die Rolle der genannten wirtschaftlich-sozialen Momente zwar nur heute im Krieg, wo all die diesbezüglichen Rivalitäten mit einem male in der furchtbarsten Weise *akut* geworden sind, und eine allseitig auch nur halbwegs befriedigende Lösung *ohne* jene ganz neue Voraussetzung schlechthin nicht abzusehen wäre; *latent* aber, chronisch, liegen natürlich auch im sogenannten Frieden (der eigentlich nur ein Krieg mit etwas zahmeren Mitteln ist, es jedenfalls *in Zukunft sein würde!*) die Dinge nicht anders. Es ist also nicht zu viel gesagt, wenn man geradezu die *Notwendigkeit, überhaupt noch eine militärische Rüstung aufrechtzuerhalten*, ausschlaggebend auf jede Zwangslage zurückführt, denn *wie* wenig sie allerseits dem innersten Wünschen und Fühlen entspricht, beweist wohl zur Genüge der Umstand, daß man sogar unter so drohenden Verhältnissen, wie sie vor Ausbruch des Weltkrieges herrschten, sich allen Ernstes mit der Frage ihrer Überwindung beschäftigt hat.

Aber wieso sollte eine vollkommene wirtschaftlich-soziale Aktionsfreiheit jedes einzelnen Staates wirklich das Ergebnis sein? Könnte nicht nach wie vor jeder Staat nur soviel Geldes produzieren, wie er dank vorhandenem Realkapital und geleisteter Arbeit diskontfähige Wechsel zu produzieren vermöchte? Ganz gewiß; aber damit wäre nur der Spielraum für *international* zu verwendendes Geld erschöpft. Da die Noteninstitute keinerlei *metallischer* Einbuße, der gegenüber eine Entlastung durch Gesetz unwirksam bliebe, mehr ausgesetzt wären, könnte nichts in der Welt die einzelnen Staaten hindern, auch auf Grund beliebig langfristiger und sogar unsicherer, ja

selbst schließlich wirklich uneingelöst bleibender, Wechsel Noten ausgeben zu lassen und ihnen den Charakter als gesetzliche Zahlungsmittel für den inneren Verkehr zu verleihen! Einzige Voraussetzung wäre, daß die betreffende Kreditgabe nach vernünftigen, rein gemeinnützigen und natürlich durch Gesetz geregelten Grundsätzen erfolgte, z. B. Rückhalt in unverschuldeter Notlage, Schaffung von Arbeitsgelegenheit und Lösung großer Kulturaufgaben bezweckte, sowie daß man jede unnötige Unvermitteltheit in der Vermehrung des Geldangebots vermiede, weil eine solche ein Nicht-Schritthalten-können des Angebots der Kaufobjekte, also ein Steigen der Preise, und in diesem jetzt einzig noch möglichen Sinne eine Geldentwertung bedingen würde.

Zu letzterem Punkte ist jedoch zu bemerken — wir tun es, um bei der Gelegenheit noch eine ganz kurze Skizze der sich eröffnenden Einzelperspektiven zu bieten —, daß ein vollständig unwahrscheinlicher Grad solch ungünstiger Wirkung dazu gehören würde, um die geradezu erdrückende Gewichtigkeit in Rechnung kommender Gegenmomente aufzuwiegen: 1. Wegfall der Abgaben, durch die nach bisherigem System die betreffenden Ausgaben, soweit sie überhaupt möglich waren, gedeckt werden mußten; 2. Wegfall der mit Aufbringung der Abgaben verbundenen Betriebsspesen und Reibungen; 3. Abziehbarkeit des Golderlöses von den auf genanntem Wege zu machenden Ausgaben; 4. Kraftersparnis, also Produktionssteigerung, größten Maßstabes durch analoge und sonstige Vereinfachung auf den verschiedensten Gebieten; wahrscheinlicher Gipfelpunkt dieser Entwicklung: die Abrüstung; 5. enorme Kraft- und Geldersparnis durch vorbeugend-gesundende Wirkung möglich werdender „ganzer Arbeit" im Bereich des Fürsorgewesens einschließlich seiner organisatorischen Zweige (Nachweiswesen, Ausbildungswesen, Abwechslungsermöglichung); 6. erhebliche Ersparnis dadurch, daß nur Kredit, nicht, wie in großem Umfange bisher, glatte Schenkung nötig wäre (auch nicht die spekulativ selbst bezahlte des Versicherungswesens); 7. Erleichterung des gewöhnlichen (keine Geldvermehrung erheischenden) Kredits durch Geldvermehrung, also entsprechende Selbstregulierung der Geldausgabe; 8. Erleichterung von Produktion, Absatz und Lohnverhältnissen durch erhöhte Kaufkraft der Abnehmer und Kapitalkraft der Unternehmer („befruchtende" Wirkung des Kredits); 9. Selbstregulierung — innerhalb gewisser Grenzen — jeder abnorm aufsteigenden Preisbewegung durch den an sich bestehen bleibenden, nur sozusagen entgifteten Faktor der Konkurrenz, und erhöhte Möglichkeit regulativer Eingriffe des Staates im Bedarfsfalle; 10. Rückwirkung der geschaffenen Atmosphäre allseitiger persönlicher Sicherheit, also ermöglichten Vertrauens und Selbstvertrauens, auf Leistungsfähigkeit und sittlich-kulturelle wie auch physische Gesundheit bzw. Normalität, wodurch für die „spezifischen" Heilmittel, die man auf dem Gebiete bisher anwendete, und soweit sie sich nicht glatt erübrigen würden, erst die Vorbedingung rechter Wirksamkeit geschaffen wäre. — —

Diejenigen Leser dieser Zeilen, welche der Anregung beipflichten und für Näheres Interesse haben, oder welche die Sache durch kritische Meinungsäußerungen fördern wollen, werden gebeten, sich brieflich an den Verfasser zu wenden. (Adresse: Berlin-Halensee, Friedrichsruher Straße 17.)

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Kommerzienrat Friedrich Soennecken, Vorsitzender der Handelskammer Bonn.

Vorschläge für die Errichtung eines Reichs-Werbeamtes.

Wir führen gegenwärtig einen Doppelkrieg: Einmal gegen die Feinde unseres blühenden Welthandels, zum andern gegen die Verleumder unserer Kultur. Unsern Welthandel lahmzulegen, war die ausschlaggebende Ursache, welche die Engländer zum Kampfe gegen Deutschland bestimmte. Die Schädigung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu dem Auslande wird unsern Gegnern dadurch besonders erleichtert, daß sie unsere Handels- und Nachrichtenwege fast völlig gesperrt haben. Die Presse der ganzen Welt wird von unsern Feinden dazu mißbraucht, in der breiten Masse des Volkes die Meinung zu befestigen, daß die Schuld an dem Weltkriege allein auf Deutschland falle. Nebenher wird als Schreckgespenst Deutschland als das Land des „Militarismus" bezeichnet, endlich — und das ist es, was gegenwärtig die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt — wird Deutschland als ein Land mit „barbarischen" Sitten und ebensolcher Kultur bezeichnet. Die Folgen zeigen sich überall. Durch die Beherrschung der Nachrichtenwege werden selbst die glänzendsten Erfolge auf den Schlachtfeldern und hinter der Front in unserem wirtschaftlichen Kampfe dem Auslande nicht nur verschwiegen, sondern statt dessen Niederlagen verkündet. So kann sich die Wahrheit über die wirkliche Lage unserer militärischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse im neutralen Auslande nur allmählich Bahn brechen, während dies in den feindlichen Ländern mit allen Gewaltmitteln verhindert wird. Daraus ergibt sich, daß Deutschland nicht nur um die Grenzen seines Reiches zu kämpfen hat, sondern auch um sein Ansehen in der Welt. Es muß gleichzeitig seine Erfolge im wirtschaftlichen Verkehr mit der Welt zu behaupten suchen und — das ist eigentlich der höchste und schwerste Kampf — es muß kämpfen um die Anerkennung seiner Kultur, d. h. um die unumwundene Anerkennung seiner technischen, industriellen und wissenschaftlichen Leistungen. Für die unbedachte bereitwillige Aufnahme Studierender aus dem Auslande auf unsern Hochschulen, mit der wir Anerkennung zu erhalten hofften, haben wir seit Ausbruch des Krieges bei Feinden und fast allen Neutralen nur zynischen Hohn und giftige Verspottung geerntet.

Um den Ausgang des politischen Kampfes sind wir unbesorgt. Der gegenwärtige Stand unserer kriegerischen Erfolge läßt uns das beste hoffen. Ebenso kann es sich hinsichtlich der gegegenwärtigen Unterbindung des deutschen Welthandels nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln. Nach allen, auch durch die Statistiken bewiesenen Erfahrungen hat sich das deutsche Wirtschaftsleben in der ganzen Welt dadurch zu höchster Blüte entwickeln können, daß bei uns, aus der allgemeinen Kultur der Deutschen entspringend, die Einsicht besteht, daß ein dauernder Erfolg im wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande nur durch die Anpassung an die Wünsche der Besteller, die Güte der Leistungen und der ihnen zugrunde liegenden ingeniösen Erfindung und Bearbeitung, wie nicht minder durch eine angemessene, nicht übervorteilende Preisstellung zu erzielen ist. Auch im Lande selbst haben seit Ausbruch des Krieges deutsche Finanzwirtschaft, Industrie und Landwirtschaft in gegenseitigem Zusammenwirken eine Tätigkeit entwickelt, die volkswirtschaft-

lich den besten strategischen Leistungen auf dem Schlachtfelde an die Seite gestellt werden kann. Es ist unmöglich, ein Land von solcher wirtschaftlichen Kraft vom Weltmarkte auszuschließen, wie England und seine Sippschaft es wollen. Das erkennen nicht nur die Engländer selbst, sondern auch Deutschenhetzer von der Art des Westschweizers Georges Verdène, der als Überfranzose erst vor kurzem noch in einem Mailänder Briefe beklagte, daß seit Ausbruch des Krieges der Deutsche dem Franzosen die besten Märkte fortnehme, wie er z. B. gegenwärtig den italienischen Markt allein behaupte. Industrie und Handel werden gewiß auch diese Krise mit der ihnen innewohnenden zähen Lebenskraft überstehen und im Konkurrenzkampf mit ausländischen Erzeugnissen auch für die Zukunft Sieger bleiben. Wie Handel und Industrie ihre Organisationen für den Weltverkehr einrichten, wird beiden selbst überlassen bleiben müssen. Einrichtungen privater, auf Selbsthilfe gestellter Art, die in allen Fällen beiden gleichmäßig dienen sollen, werden sich nach ihrem Wesen und nach ihrer Entwicklung in dem letzten Halbjahrhundert unvermeidliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Seit ungefähr 50 Jahren haben sich bekanntlich die Handelsverhältnisse dadurch wesentlich geändert, daß sich die Fabrikanten direkt um den Absatz ihrer Erzeugnisse im Lande bemühten, daß sie selbst reisten oder reisen ließen, um auch sicher zu sein, daß ihre Erzeugnisse dem Zwischenhandel an allen Orten bekannt wurden. Dadurch wurde die Tätigkeit der sogenannten Kommissionsgeschäfte ausgeschaltet, deren Vertreter mit großen Musterkoffern die Händler besuchten, um die von ihnen geführten zahlreichen Artikel anzubieten. Seitdem aber haben sich auch diese Verhältnisse teilweise grundsätzlich verschoben, da sich die Industrie oft über den Zwischenhandel hinweg — leider zum großen Nachteil dieses im Handelsverkehr unentbehrlichen Standes — mit dem Verbraucher direkt in Verbindung setzt. Im Exporthandel ist man zu diesem Brauche nur bei der Großindustrie übergegangen, obwohl auch diese der vermittelnden Persönlichkeiten, also gewissermaßen des Zwischenhandels bedarf. Der Handel mit allen übrigen gewerblichen Erzeugnissen muß sich in der Ausfuhr immer noch des Zwischenhandels, und zwar meistens des Zwischengroßhandels bedienen. So stehen sich auf diesem Gebiete im Welthandel Fabrikanten und Händler als Konkurrenten in ähnlicher Weise gegenüber, wie es auf dem Kontinent der Fall ist. Aus diesem Grunde paßt für die Vertretung beider Interessenkreise keine unverantwortliche private Vereinigung, weil die Wahrung unbedingter Unparteilichkeit zu schwierig ist, ganz abgesehen davon, daß schon die erforderliche Organisation des Ganzen unüberwindliche Schwierigkeiten persönlicher und finanzieller Art in den Weg legt, während diese Organisation zur Vertretung der Handelsinteressen des Reiches schon in unsern Konsulaten besteht und vom Reiche unterhalten wird.

Eine Werbearbeit für die deutschen Gesamtinteressen, nicht nur für die Interessen von Industrie und Handel, sondern für die allgemeinen Kulturinteressen, kann nur allein Sache des Reiches sein, weil es sich hierbei um Aufwendungen von solcher Höhe handelt, die nicht anders als von der Allgemeinheit eines Landes geleistet werden können. Diese Werbearbeit soll also nicht materiellen Interessen der Nation oder eines einzelnen Erwerbsstandes dienen, sondern in erster Linie der Anerkennung unserer Gesamtkultur. Es gilt nicht bloß, die bisher bestandenen Verhältnisse gegenüber den Bemühungen des feindlichen Auslandes für die Zukunft zu sichern, sondern in der Haupt-

sache bei den Völkern des Erdballes die Anerkennung des hohen Standes unserer Kultur zu erreichen. Um die gebildeten Stände des Auslandes über die deutsche Kultur sachgemäß aufzuklären, was ja nur indirekt die Interessen der Weltwirtschaft, von Handel und Industrie, berührt, müssen neue einschneidende, auf rein politischer Grundlage ruhende Mittel angewandt werden. Wie notwendig diese staatliche Aufklärung sowohl künftig in Feindesland als jetzt schon in neutralen Ländern ist, zeigen die unflätigen Verunglimpfungen deutschen Wesens und deutscher Art in fast allen Ländern. Es ist bedauerlich, daß es uns trotz unserer hohen Kultur nicht gelungen ist, ein diesem Zustande entsprechendes, die leidenschaftlichen Stürme eines Krieges überdauerndes Ansehen im Auslande zu behaupten. Auf die tieferen Gründe dafür will ich hier nicht weiter eingehen. Nur das steht fest, daß hier ein großer Fehler gemacht wurde, dessen schwere Folgeerscheinungen uns erst seit Ausbruch des Krieges voll zum Bewußtsein gekommen sind. Wir haben uns in allzu großer Bescheidenheit mit unserer Leistungsfähigkeit und unseren Erfolgen im Welthandel genügen lassen und nicht bedacht, daß zur Erhaltung dieser wirtschaftlichen Errungenschaften auch das Ansehen und die Achtung des Auslandes vor den kulturellen Qualitäten des Volkes gehört. Hier muß für die Zukunft gründlich Wandel geschaffen werden.

Wodurch ist dies zu erreichen? Wie man in allen Dingen von andern lernen kann, selbst von unsern Feinden, und wie wir auch bereits von unsern feindlichen Nachbarn auf manchem Gebiete gelernt haben, so gibt es auch für uns Deutsche bezüglich des neu einzuschlagenden Weges bereits vorbildliche Muster, und wir brauchen nur die Bahn des feindlichen Auslandes zu gehen, die uns allen, ohne die Mittel im einzelnen aufzuzählen, bekannt ist. Wir wissen, wie unsern Feinden keine Mittel zu groß, keine Wege zu schwierig waren, für ihr Ansehen, für ihre Kultur zu werben. Die Abwege unserer Feinde allerdings wollen wir nicht gehen. Es ist eine Schande, daß es den Feinden möglich war, selbst bei den Gebildeten ihres Volkes so völlig falsche Vorstellungen über die deutsche Nation zu erwecken. Diese Art Werbetätigkeit bleibt selbstverständlich bei uns ausgeschlossen. Unsere Aufgabe muß lediglich sein, jedes erforderliche moralische Mittel anzuwenden, um die Höhe unserer Kultur für die ganze Welt ins rechte Licht zu stellen. Wie der Kaufmann für die Sicherung und Hebung seines Geschäfts beständig bemüht bleiben muß, die Vorzüge seiner Leistungen seinem Kundenkreis bekanntzugeben, so auch der Staat. Deutschland darf nicht darauf verzichten, der Welt mitzuteilen, wieviel Gutes in seinem Volke vorherrschend ist und welche Kraft für die Schaffung praktischer und ideeller Werte für das vielgestaltige Leben der Kulturwelt in ihm tätig ist. Wer wollte leugnen, daß die Kultur eines Landes an sich schon der größte Werbefaktor ist, nur muß sie nachdrücklich und augenfällig genug in die Erscheinung treten. Zu diesem Zwecke muß von seiten des Reiches viel mehr als bisher geleistet und im Auslande die Macht der Presse so viel als möglich in seine Dienste gezogen werden.

Über das geistige Leben eines Volkes unterrichten an erster Stelle seine Druckwerke auf dem Gebiete von Literatur, Wissenschaft und Kunst. Warum sollten nicht diese Kulturzeugnisse, die Tageszeitungen nicht ausgeschlossen, in den Hotels, besseren Kaffeehäusern, Gesellschaftsräumen usw. des gesamten Auslandes aufliegen? Außer in der betreffenden Landessprache müssen unsere hervorragendsten illustrierten und anderen Zeitungen und Zeitschrif-

ten auch in deutscher Ausgabe vertreten sein. Da die Verleger diese Opfer nicht bringen können, so muß der Staat sie übernehmen, damit die Repräsentanten deutscher Kultur an keiner Stelle, wo Gebildete der Welt verkehren, fehlen. Als selbstverständlich muß es bezeichnet werden, daß alle diese Repräsentanten in einer würdigen Form erscheinen, d. h. in einem Gewande, das gegen die besten Leistungen der andern Länder nicht zurücksteht. Deshalb müssen alle für diese Zwecke verbreiteten Zeitschriften in derjenigen Schrift gedruckt werden, die den fremden Völkern geläufig und vertraut ist, damit sie allen unseren Veröffentlichungen nicht wie einer fremden, unverstandenen Sache gegenüberstehen. So unwichtig diese winzig kleinen Buchstaben als Formalsache manchem auch erscheinen mögen, sind sie doch von allergrößter Wichtigkeit, und nur Laien und diejenigen, die grundsätzlich am alten kleben, können noch an dieser Tatsache zweifeln. Wie man im einzelnen schon den inneren Wert einer Sache daran erkennt, wie sie äußerlich erscheint, so muß auch das, was völkisch kulturell in die Erscheinung treten soll, den Eindruck eben dieser hervorragenden Kultur machen. Das trifft bezüglich der Schrift bei der Benutzung derjenigen Schriftart zu, die in der ganzen gebildeten Welt als die zweckmäßigste und deutlichste gilt: bei der einfachen, klassischen Antiquaschrift. Wir dürfen keine Schrift verwenden, die dem reinen künstlerischen Blick als Rückstand erscheint, also nicht die Frakturschrift mit ihren durch nichts als durch Gewohnheit und das ewige Gleichmaß überlieferter behördlicher Vorschriften gestützten wirren Formen. Die Schrift darf dem Auslande nicht ein fremdes, ihm ungewohntes und abstoßendes Gebilde sein, wenn wir Anspruch auf ihre Beachtung erwarten wollen.

Diese unbedingt notwendige Forderung an die äußere Gestaltung aller Veröffentlichungen hat man bei den bis jetzt vorliegenden Drucksachen und Zeitschriften, die schon ähnliche Ziele verfolgen, entweder aus Unwissenheit, Voreingenommenheit oder Gleichgültigkeit gänzlich unbeachtet gelassen. So liegt mir eine Zeitschrift in einem derartig minderwertigen typographischen Gewande vor, in dem sie, die fürs Ausland bestimmt sein soll, von einem gebildeten Ausländer nie und nimmer gelesen werden wird. Wieder eine andere Zeitschrift hat einen Titel gewählt, dessen verworrene, bäurisch grobe Schrift bei den Ausländern mit Recht das Gefühl für barbarisches Empfinden des Volkes, das solche Schriftleistungen duldet, aufkommen läßt. Ein solcher Mißgriff ist umso mehr zu bedauern, als diese Zeitschrift inhaltlich und nach dem hohen Ziel, das sie sich gesetzt hat, einer besseren Titelschrift würdig wäre, da sie sich zur Aufgabe stellt, „Deutschlands moralische, wissenschaftliche, gewerbliche und technische Kultur in der Welt zu demjenigen Ansehen und Einfluß zu bringen, die unserm Volke gebühren". „Das kann ich ja nicht lesen," sagte ein gebildeter Ausländer zu einem Kaufmanne, der ihm einen deutschen Kriegsbericht in einer unserer bedeutendsten Zeitungen zum Lesen reichte. Konnte dieser Kriegsbericht mit seinem wichtigen Inhalte allein wegen seines typographischen Gewandes den Ausländer nicht fesseln, wo doch die Aufmerksamkeit aller damals lediglich nur auf die kriegerischen Ereignisse gerichtet war, so kann man ein ungefähres Bild davon gewinnen, wie unsere Veröffentlichungen im Auslande wirken, wenn nicht auf ihre äußere Ausstattung aus praktischen Gründen die größte Aufmerksamkeit verwandt wird. Darum sollte in Zukunft im Interesse des Reiches bei allen Veröffentlichungen mit peinlichster Sorgfalt auf die Anwendung der Weltschrift

wie auf die allerbeste Ausführung geachtet werden, sowohl was das Papier, als auch den Druck und die sonstige äußere Ausstattung betrifft, von der die vielgenannte neuzeitliche futuristische Kunstpflege selbstverständlich ausgeschlossen sein müßte.

Wer unsere deutschen Schriftverhältnisse genau kennt, und wer die Bedeutung einer Weltschrift für ein Weltpolitik treibendes Staatswesen richtig einschätzt, dem leuchtet ohne weiteres ein, daß unsere sogenannte deutsche Schrift mit dem Deutschtum, auf das wir stolz sind, nichts zu tun hat und für diese Zwecke nicht verwandt werden darf. Rühmen wollen wir uns nur solcher Eigenheiten, die einen Vorzug gegenüber dem Auslande aufweisen, oder die in sich selbst die Klarheit und Wahrheit tragen, welche die Deutschen sonst in allem verehren. Hätte Deutschland schon vor Jahren die in vorstehendem beschriebene Werbetätigkeit nach Inhalt und Form aufgenommen, so hätten die Waffen der Lüge und Verleumdung, deren sich unsere Feinde in diesem Kriege in ohnmächtiger Wut über die Mißerfolge ihrer strategischen Leistungen bedienen, im Auslande wahrscheinlich nicht den für uns bedauernswerten Erfolg gezeitigt. Es erscheint darum geboten, daß das Reich durch eine ausgedehnte systematische und dauernde Bekanntgabe seiner vorzüglichen Verhältnisse auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens die nötigen Kosten aufwenden muß, wie hoch sie auch sein mögen.

Verwaltungstechnisch müßte das Reich für die Bearbeitung dieser wichtigen Staatsaufgabe ein besonderes Werbeamt einrichten, wie es in großen kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen überall als ein unentbehrlicher Teil der Verwaltung besteht, und, wenn nicht alles täuscht, wie es auch bei den Regierungen unserer Feinde längst vorhanden sein dürfte. Dieses Werbeamt könnte sich schon nutzbringend betätigen noch vor Beendigung des gegenwärtigen Krieges, sobald die kämpfenden Völker in Friedensverhandlungen eintreten, in deren Verlauf und nach deren Schluß sich das Deutsche Reich auf einen Lügenfeldzug gefaßt machen muß, der dem bisherigen nicht nachstehen wird. Dann eben müssen wir im Auslande Organe haben, welche die deutschen Forderungen begründen und ein Gegengewicht bilden für die Beeinflussung der neutralen Völker durch die feindliche Presse. Wenn zu diesen Maßnahmen ferner noch eine entsprechende Tätigkeit unserer Konsulate tritt, deren Wirken für die Zukunft vollständig reformiert werden sollte, dann ist ein Erfolg sicher. Vor allen Dingen müßte den Konsulaten eine in kaufmännischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten erfahrene Kraft zugesellt werden. Dann sind diese im Auslande möglichst noch zu vermehrenden und mit guten Gehältern für tüchtige Beamte auszustattenden Ämter in Wirklichkeit die gegebenen Vermittler der staatlichen Werbearbeit. Doch nicht nur eine Vermittlerarbeit oder nur die Erledigung sich täglich von selbst ergebender Angelegenheiten darf die Tätigkeit der Konsulate erschöpfen. Die erschreckenden Erfahrungen, die wir während des Krieges in bezug auf die Unwissenheit selbst des gebildeten Auslandes über unsere Kulturverhältnisse machen, legen es uns als dringende Pflicht auf, daß die Konsulate als die beruflichen Stellen für die Wahrung der Reichsinteressen die Werbetätigkeit für den Staat mit allen Kräften nachhaltig und dauernd betreiben. Wenn die hier vorgeschlagenen Mittel in dieser Weise angewendet werden, dann kann es nicht ausbleiben, daß die deutsche Kultur im Auslande künftig die ihr gebührende Würdigung findet.

Deutsche Arbeit.

Verband zur Förderung Deutschen Schaffens in Industrie, Handel und Gewerbe und zur Bekämpfung der Fremdtümelei im Waren-Verkehr.

Leitsätze.

Wir wollen: daß die Erzeugnisse Deutschen Fleißes, Deutschen Erfindungsgeistes, Deutscher Ordnung und Deutscher Zuverlässigkeit überall da, wo sie Gleichwertiges oder Besseres hervorbringen als das Ausland, im Deutschen Vaterlande von allen Verbrauchern entsprechend ihrer Leistung gewürdigt werden (z. B. Bekämpfung der ungerechten Bevorzugung der Marken „London" und „Paris" auf zahlreichen Gebieten des Wirtschaftslebens).

Wir wollen: den Deutschen Fabrikanten und Kaufmann stärken im ehrlichen Eintreten für Namen und Art der von ihm erzeugten oder vertriebenen Waren.

Wir wollen: die Einzelerfahrungen über manche arglistige, unredliche oder niedrige Methode zur Herabsetzung der Güte unserer Deutschen Waren zusammenfassen und sie zu Schutz und Trutz der Deutschen Arbeit verwerten.

Wir wollen: die Erkenntnis über den Wert der Deutschen Arbeit, über die Bedeutung des inneren Marktes und über die Schädigung, die unberechtigte Bevorzugung des Fremden bisher der Deutschen Volkswirtschaft und damit der Deutschen Wehrkraft zugefügt hat, unter unseren Mitbürgern planmäßig ausbreiten und immer tiefer im Volksbewußtsein verankern.

Wir wollen: zur Durchführung aller dieser Bestrebungen Schulter an Schulter mit denjenigen Verbänden und Einzelpersonen arbeiten, die bisher schon auf den ihnen näher liegenden Gebieten in ähnlicher Weise tätig waren, und wollen so alle früher zersplitterten Einzelbemühungen planmäßig zusammenfassen.

Wir wollen: daß dieselbe gerechte Anerkennung, die wir der Deutschen Arbeit allüberall zu erkämpfen bestrebt sind, auch jeder ausländischen Leistung da, wo sie es verdient, nicht versagt werde.

Wir wollen: alte Vorurteile beseitigen, nicht neue aufrichten.

Deshalb wollen wir nicht: daß urteilslose Deutschtümelei die bisherige urteilslose Fremdtümelei ersetze.

Wir wollen nicht: daß sich skrupelloser Eigennutz unsere Bestrebungen auch da zu Nutze macht, wo der gute Deutsche Name minderwertige oder schlechte Erzeugnisse zu decken bestimmt ist.

Wir wollen nicht: daß die vielgestaltigen kulturell, wie wirtschaftlich gleich unentbehrlichen Handelsbeziehungen zum Auslande unberechtigt gestört oder unterbrochen werden.

Deutsche Fabrikanten und Kaufleute! Helft uns, diese Ziele der Verwirklichung näher zu führen! Helft uns, in der sicheren Zuversicht, daß Ihr damit nicht nur Eure eigenen Geschäfte in gerechtfertigtem Vorwärtsstreben fördert, sondern zugleich auch zu Eurem Teile der Deutschen Volkswirtschaft — und damit dem Deutschen Vaterlande — dient!

Geschäftsführender Ausschuß des Verbandes „Deutsche Arbeit":

Vorsitzender: Staatsminister z. D. Dr von Richter, Berlin. Geschäftsführer: Syndikus Albert Willner, Berlin-Charlottenburg. Stellvertreter des Geschäftsführers: Dr Bruno Birnbaum, Berlin.

Sonderabdruck aus dem Ministerial-blatt der Handels- und Gewerbe-Verwaltung:

Berlin, 30. Mai 1915.

Der Minister für Handel und Gewerbe.

Am 21. November 1914 ist der Verband zur Förderung deutschen Schaffens in Industrie, Handel und Gewerbe und zur Bekämpfung der Fremdtümelei im Warenverkehr unter der Bezeichnung „Deutsche Arbeit" gegründet worden. Die Geschäftsstelle befindet sich Berlin W. 50, Rankestraße 29.

Der Verband hat sich zur Aufgabe gestellt, im gemeinsamen Interesse des deutschen Gewerbefleißes alle Bestrebungen zu vertreten und zu unterstützen, die darauf hinzielen, daß deutsche Erzeugnisse überall da, wo sie Gleichwertiges und Besseres bieten, als ausländische, im deutschen Vaterland entsprechend ihrer Güte gewürdigt werden. Der Verband bezweckt nicht die urteilslose Verdrängung aller Auslandserzeugnisse, sondern die gerechte Würdigung gleich guter oder besserer Inlandsware. Es handelt sich um eine Kampforganisation in dem wirtschaftlichen Kriege, den unsere Feinde dem Deutschen Reiche aufgezwungen haben. Für diesen Kampf soll zunächst das nationale Bewußtsein der deutschen Industrie und des deutschen Handels gestärkt werden; deutsche Erzeugnisse sollen als solche bezeichnet und nicht mehr mit ausländischen Namen versehen oder über das Ausland als ausländische Waren vertrieben werden.

In gleicher Weise sollen die Abnehmerkreise zu einer nationalen Auffassung erzogen werden. Sie sollen insbesondere davon abgebracht werden, ausländische und ausländisch scheinende Waren zu bevorzugen. Diesem Zwecke soll die Wanderausstellung: „Deutsche Ware unter fremder Flagge" dienen. Hier sollen die Verbraucher darüber aufgeklärt werden, mit welchen Mitteln bisher dem Vorurteile für fremdländische Ware Rechnung getragen werden mußte.

Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Bestrebungen des Verbandes sich bei sachgemäßer Durchführung sowohl in nationaler wie in volkswirtschaftlicher Beziehung als fruchtbringend erweisen werden.

Dr. Sydow.

An sämtliche amtliche Handelsvertretungen.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. Telefon Amt Kurfürst Nr 8308.) – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Geheimer Justizrat, Zweiter Vizepräsident des Deutschen Reichstages,
Syndikus der Handelskammer Berlin.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible] Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

[illegible] Berlin W. 10 Budapest Kopenhagen
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Erslev & Hasselbalch.

[illegible]kholm [illegible] Konstantinopel
[illegible]airie [illegible] [illegible] Buchhdlg. Internat. Buchhandl. Otto Keil.

[illegible] in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
[illegible] die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, [illegible]

40. Jahrgang. Band 155. Heft 495. Dezember 1915

NORD UND SÜD

[illegible] Zweiter Vizepräsident des Deutschen [illegible]
[illegible] der Handelskammer Berlin.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
E. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch.

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 155. Heft 495. Dezember 1915

Heinrich Dove,
Zweiter Vizepräsident des Deutschen Reichstages:

Die Bewährung der deutschen Sozialpolitik im Weltkrieg.

In der Geschichte des gegenwärtigen Krieges wird stets die denkwürdige Reichstagssitzung vom 4. August v. J. einen Höhepunkt bezeichnen. Denn in ihr trat der einheitliche Entschluß des deutschen Volkes, den schweren Kampf unter Zurückstellung aller Gegensätze mit vereinten Kräften zum glücklichen Ausgang zu führen, sinnfällig in die Erscheinung. Damit aber war dargetan, daß der Reichsgedanke über alle trennenden Momente den Sieg errungen hatte. In der einstimmigen Bewilligung der Kriegserfordernisse bekundete sich die realpolitische Bejahung der zwingenden Notwendigkeit, die gegenwärtige staatliche Grundlage für das nationale Kulturleben zu erhalten. Gewiß dürfen die ideellen Momente einer solchen Willensübereinstimmung eines ganzen Volkes nicht unterschätzt werden. Daß aber auch bei ihnen die aus dem Gang der bisherigen Entwicklung sich ergebenden realen Gesichtspunkte mitsprechen, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel. Man braucht nur die Argumente in den Erörterungen der Mehrheit und Minderheit der äußersten Linken ins Auge zu fassen — und man wird zu der Überzeugung kommen müssen, daß das Bewußtsein von den positiven Leistungen der Reichsgesetzgebung für das Volkswohl ein ausschlaggebendes Gewicht zu Gunsten der Überwindung ideologischer Proletariats-Verbrüderungsideen durch die realpolitische Erkenntnis, daß sich der Fortschritt auf sozialem Gebiet in der Gegenwart nur durch das Mittel der nationalen Zwangsgesetzgebung vollziehen kann, in die Wagschale geworfen hat. Damit aber hat, unbeschadet aller Ausstellungen, die jede Partei, jede soziale Gruppe, jeder Berufsstand an Einzelheiten der Gesetzgebung zu machen hat, die Gesamtrichtung die Feuerprobe bestanden. Ohne irgendwie in Einzelheiten einzugehen oder der zukünftigen Entwicklung das Prognostikon stellen zu wollen, sei es gestattet, auf einige Grundstriche in der bisherigen Gestaltung hinzuweisen, die dabei ein wesentliches Gewicht in Anspruch nehmen können.

Aus dem geschichtlichen Werdegang Preußens als des leitenden Staates haben wir einige bis zur Gegenwart sich wohltätig erweisende Grundlagen über-

kommen: neben der allgemeinen Wehrpflicht vor allem den Schulzwang, der das Analphabetentum so gut wie beseitigt hat, das unbestechliche, gut geschulte Beamtentum, das sich vielfach als neutrales, über den sozialen Gegensätzen stehendes Element erwiesen hat. Sodann die Selbstverwaltung der Steinschen Städteordnung, ohne die auch die wirtschaftliche Kriegsleistung in der gegenwärtigen Weltkrise nicht denkbar wäre. Aber diese Grundpfeiler unseres staatlichen Aufbaues konnten für sich allein nicht ausreichend erscheinen, den öffentlichen Aufgaben gerecht zu werden, als mit der technischen und sozialen Umwälzung unserer Gesellschaft bis dahin unbekannte Riesenaufgaben an das Gemeinwesen herantraten. Über der Notwendigkeit, auf dem Schlachtfeld wie im Parlamentskampf das Fundament des Verfassungslebens erst zu begründen, war die Erkenntnis des Bedürfnisses, den sozialen Erfordernissen der neuen Zeit mit den staatlichen Machtmitteln entgegenzukommen, lange verschlossen geblieben. Erst die grellen Schlaglichter, welche die Freveltaten einzelner Fanatiker gegen das Leben des ersten Kaisers auf den Gang der Reichsentwicklung warfen, rüttelten das Bewußtsein von dem bisher Versäumten auf und drängten zuerst die Gesetzgebung in soziale Bahnen.

Es wäre vermessen, in den wenigen Zeilen, welche die Anforderung des Tages mir hier zu schreiben erlaubt, auch nur in skizzenhafter Darstellung ein Bild von dem Gange unserer sozialen Gesetzgebung zeichnen zu wollen. Nur auf einige, im gegenwärtigen Kriege in die Erscheinung getretene Wirkungen des Hauptzweiges dieser Gesetzgebung, der öffentlich-rechtlichen Versicherung, soll hier im Anschluß an die im Reichsarbeitsblatt*) mitgeteilten statistischen Daten kurz hingewiesen werden.

Wohl mag die Sorge, ob der durch die Reichsversicherungsordnung unter ein einheitliches Dach gebrachte Bau unserer öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung mit den Kapitalansammlungen für die Sicherstellung der Leistungen neben der dauernden Beitragspflicht der Beteiligten den Stürmen eines Weltkrieges gewachsen sein würde, manchen Freund der Sozialgesetzgebung mitunter beschlichen haben. Es ist deshalb nur richtig gewesen, bei Kriegsausbruch die Fürsorgeleistungen der Krankenversicherung auf ihre Unentbehrlichkeit zu prüfen und für die Zeit des Krieges gewisse Einschränkungen vorzusehen. Für die Unfall- und Invalidenversicherung konnte mit Rücksicht auf die Kapitalkraft der Versicherungsträger von solchen Sondervorschriften abgesehen werden. Aber auch die schonende Rücksicht auf die Krankenkassen hat sich erfreulicherweise als vielfach nicht notwendig erwiesen, da die durch den Krieg hervorgerufene Mehrbelastung den befürchteten Umfang nicht erreicht hat. Das Reichsarbeitsblatt berichtet darüber:

---

*) 1915, S. 590 fg. S. 674 fg.

„Das Reichsamt des Innern hat durch eine Erhebung festgestellt, daß Ende 1914 über 3500 Kassen meist unter gleichzeitig niedrigerer Beitragserhebung Mehrleistungen gewährten, während über 2000 Kassen niedrigere Beiträge erheben. Nach einer Feststellung des Verbandes zur Wahrung der Interessen der deutschen Betriebskrankenkassen haben von den 2102 Betriebskrankenkassen fast drei Fünftel (1230 oder 58 v. H.) ihre früheren Leistungen und Beiträge auch während des Krieges beibehalten. Eine Beschränkung auf die Regelleistungen und eine Erhöhung der Beiträge auf $4^1/_2$ v. H. trat nur bei 395 Kassen oder 19 v. H. ein. Die Zahl der Mehrleistungen gewährenden Krankenkassen wird weiterhin gewachsen sein. Es ist eine Bewegung im Gange, die Kassen in größerem Umfange zur Wiederaufnahme der Mehrleistungen zu veranlassen. Von der Ermächtigung, die Krankenversicherung für die Hausgewerbetreibenden fortzuführen, ist bisher in etwa 130 Bezirken Gebrauch gemacht worden. Inzwischen haben lebhafte Bestrebungen, die hausgewerbliche Krankenversicherung durch statutarische Regelung weiterhin wiedereinzuführen, eingesetzt und diese Bewegung wird behördlich, z. B. vom preußischen Handelsminister, befürwortet."

Zur Erläuterung hierfür sei bemerkt, daß durch eins der am 4. August 1914 beschlossenen Gesetze die Mitgliederbeiträge einheitlich auf $4^1/_2$ Prozent des Grundlohns festgesetzt, die Leistungspflicht der Kassen auf den regelmäßigen Umfang beschränkt und die Mehrleistungen (erhöhtes Krankengeld, Leistungen über die 26. Woche hinaus, Gewährung von Familien- und Frauenhilfe bei Schwangerschaft und Tod) für fortfallend erklärt sind, es aber den Kassen freigestellt ist, durch den Nachweis ihrer Leistungsfähigkeit sich die Gewährung höherer Leistungen oder die Erhebung niedrigerer Beiträge von der Aufsichtsbehörde gestatten zu lassen, daß ferner die Vorschriften über die hausgewerbliche Krankenversicherung außer Kraft gesetzt wurden. Die Kriegswochenhilfe ersetzt einen Teil der Mehrleistungen, der Aufenthalt der Kriegsteilnehmer im Ausland ist in bezug auf Erhaltung der Weiterversicherung natürlich dem Inlandsaufenthalt gleichgestellt, das Ruhen des Fristenlaufs für alle eingezogenen Kassenmitglieder angeordnet. In der Unfallversicherung ist den Berufsgenossenschaften die Fortzahlung der Renten unter Verzicht auf ihre Herabsetzung und Aufhebung für die Dauer von 3 Monaten zur Pflicht gemacht, die Einspruchsbescheide über Rentenfragen sind zurückzunehmen oder zu verschieben, verhängte Strafen niederzuschlagen. Die Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften soll tunlichst aufrechterhalten werden.

In der Invalidenversicherung hört für die Kriegsteilnehmer die Beitragspflicht auf, die Anwartschaft erlischt aber nicht. Die Dienstleistung im österreichisch-ungarischen Heeresdienst ist der im deutschen gleichgestellt.

Der Versicherte, der infolge des Krieges invalide wird oder stirbt, erwirbt selbst oder hinterläßt seinen Hinterbliebenen dieselben Ansprüche gegen die Versicherungsanstalt, die sie haben würden, wenn der Versicherungsfall aus einem

anderen Anlaß eingetreten wäre. Den Versicherungsanstalten erwächst eine steigende Belastung aus diesem Rechte der Feldzugsteilnehmer, auf die Invalidenrenten Anspruch zu erheben, sei es, daß sie sogleich, oder sei es, daß sie erst später erwerbsunfähig werden. Auch die Ansprüche auf Waisenrenten und Aussteuer werden in großer Zahl erhoben werden, während die Witwen nur Anspruch auf Witwenrenten erlangen, wenn sie selbst invalide sind. Die Renten werden dem Versicherten oder seiner invaliden Witwe und seinen Waisen neben den Militärbezügen ungekürzt ausgezahlt. Die versicherten Kriegsteilnehmer und deren Angehörige haben nämlich Anspruch auf eine doppelte Versorgung, da nach der Reichsversicherungsordnung eine Kürzung der aus der Invalidenversicherung erwachsenden Ansprüche bei gleichzeitigem Bezug von Renten auf Grund des Mannschafts-Versorgungsgesetzes vom 31. Mai 1906 nicht statthat.

Natürlich stellt der Krieg danach eine nicht unwesentliche Steigerung der Lasten für die Träger der Invalidenversicherung dar. Da aber der durch das Kapitaldeckungsverfahren angesammelte Vermögensbestand 2 Milliarden Mark darstellt, konnten neben den gesetzlichen Leistungen bis Ende Mai noch 13 Millionen Mark von den Versicherungsgesellschaften für Kriegswohlfahrtspflege aufgewendet und 56 Millionen Mark als Wohlfahrtsdarlehen ausgegeben werden.

In dankenswerter Weise gibt das Reichsarbeitsblatt eine zusammenfassende Darstellung der Hingabe von Darlehen zu gemeinnützigen Zwecken durch die Träger der Arbeitsversicherung, deren Gesamtbetrag bis Ende 1914 sich auf 1,27 Milliarden Mark beläuft.

Davon wurden 49,9 Millionen Mark im Jahre 1914 bezw. im ganzen 532,5 Millionen Mark bis zum Ende des Jahres 1914 für den Bau von Arbeiterwohnungen, von Ledigenheimen und Herbergen ausgeliehen. Ferner wurden zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses für Bodenverbesserung, Ent- und Bewässerung, für Moorkultur, Aufforstung, Wege- und Kleinbahnenbau wie zur Hebung der Viehzucht usw. im Verlaufe des Jahres 1914: 9,2 Millionen Mark hergegeben (gegenüber 5,9 Millionen Mark im Jahre 1913). Insgesamt sind bis zum Schluß des Jahres 1914: 128,9 Millionen Mark für landwirtschaftliche Kreditbedürfnisse ausgeliehen worden. Der Förderung der allgemeinen Wohlfahrtspflege kamen im Jahre 1914: 43,5 Millionen Mark gegenüber 44,6 Millionen Mark im Verlaufe des Jahres 1913 an Darlehen zugute (im ganzen bis Ende 1914: 605,4 Millionen Mark). Diese Förderung allgemeiner Wohlfahrtsbestrebungen erstreckt sich auf den Bau von Krankenhäusern, Volksheilstätten, Invalidenheimen (im ganzen bis Ende 1914: 193,5 Millionen Mark), ferner auf Bestrebungen zur Förderung des Unterrichts und der Erziehung wie der Hebung der Volksbildung (bis Ende 1914: 97,6 Millionen Mark), wie auf sonstige Wohlfahrtszwecke (insgesamt bis Ende 1914: 169,9 Millionen Mark). Zu dieser letzteren Gruppe gehören namentlich Darlehen zum Bau von Gas- und Elektrizitätswerken, Lokal- und Straßenbahnen, für Straßen-, Hafen-

und Uferschutzbauten, Beseitigung von Hochwasserschäden, für den Bau von Talsperren, für Stadterweiterungen und Grunderwerb zwecks späterer Bebauung oder Anlegung öffentlicher Plätze, sowie zur Förderung des Gewerbes und der Industrie, ferner Darlehen zum Bau von kirchlichen Gebäuden, zur Errichtung von Arbeiterkonsumvereinen, Konsumvereinsbäckereien und Gemeindebackhäusern, wie Darlehen zur Errichtung von Heimen für Gemeindeschwestern, für Lehrerinnen, für Arbeiter und Arbeiterinnen, für Volks- und Jugendheime, für Kinderbewahranstalten, für Taubstummen- und Blindenanstalten, Waisen- und Armenhäuser, für Asyle und Volksküchen, wie endlich für verschiedene Einrichtungen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs. — Es sei erwähnt, daß unter diesen Darlehen, die zum Teil auch der Kriegswohlfahrtspflege durch Beschaffung von Arbeitsgelegenheit gedient haben, die eigentlichen Kriegsdarlehen, die bis zum Schluß des Jahres 1914: 23,3 Millionen Mark ausmachten, nicht einbezogen sind.

Es ist also eine erhebliche Summe von Kulturförderung, die sich so als Nebenertrag der Sozialversicherung ergibt. Daß sie auch der wirtschaftlichen Aufrechterhaltung im gegenwärtigen Kriege zugute kommt, liegt auf der Hand. Und in Wechselwirkung hilft die Fürsorge für die Opfer des Schlachtfeldes die künftigen Lasten der Versicherung vermindern. Daher ist es selbstverständlich, daß auch an dieser Aufgabe die Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften und Krankenkassen sich beteiligen, indem sie ihre Krankenhäuser, Heilstätten und Genesungsheime der Kriegsfürsorge teilweise zur Verfügung stellen, Lazarettzüge, Bade- und Desinfektionswagen ausrüsten, Zuschüsse an Hilfsorganisationen für Sanitätszwecke leisten. Die Erfahrungen, die in der Behandlung der Invaliden der Arbeit gemacht sind, kommen den Invaliden des Schlachtfeldes zugute. Vor allem bewährt sich die Gesundheits- und soziale Fürsorge als wesentlicher Schutz gegen eine der schlimmsten Geißeln des Krieges, die Seuchengefahr.

Über die Angestelltenversicherung berichtete das Reichsarbeitsblatt:

„Dieser junge Zweig der Sozialversicherung, der erst seit zweiundeinhalb Jahren in Kraft ist, kommt im allgemeinen noch nicht in die Lage, während des Krieges Renten auszahlen zu müssen, da die Wartezeit zur Inanspruchnahme von Ruhegeld wegen Berufsunfähigkeit für Männer 120, für Frauen 60 Beitragsmonate erfordert, und da zur Geltendmachung des Anspruchs auf Hinterbliebenenrenten in den Übergangsjahren 60 Beitragsmonate nachgewiesen werden müssen. Eine Rentenzahlung kommt nur in den verhältnismäßig wenigen Fällen in Betracht, in denen die Wartezeit durch einmalige Einzahlung einer Prämienreserve (gemäß § 395 VGfA.) abgekürzt worden ist oder in denen Vereinbarungen zwischen Pensionskassen und ähnlichen Einrichtungen mit der Reichsversicherungsanstalt zugunsten ihrer Mitglieder vorliegen. Sonst kommt nur die Erstattung der Hälfte der für den Versicherten eingezahlten Beiträge an die Witwe oder an die hinterlassenen Kinder unter 18 Jahren in Frage. Hinzu kommt, daß der Beitragsausfall bei der Angestelltenversicherung sich verhältnismäßig weniger hoch

stellt als bei der Invalidenversicherung. Entgegen der Invalidenversicherung findet nämlich bei der Angestelltenversicherung eine Anrechnung der Kriegsdienstzeit als Beitragszeit trotz Aufhörens der Beitragszahlung nicht statt. Allerdings hat sich der Reichstag in der Sitzung vom 29. Mai dahin ausgesprochen, daß der Reichskanzler dem Reichstag möglichst bald einen Gesetzentwurf über Anrechnung der Kriegszeit als Beitragsmonate für die Angestelltenversicherung vorlegen möge. Wenngleich die Kriegszeit vorerst noch nicht als Beitragszeit angerechnet wird, so verfallen doch die Ansprüche auf Grund der bis zum Kriegsausbruch geleisteten Beiträge nicht. Zum Teil haben aber die im Heeresdienst stehenden Angestellten ihre Versicherung freiwillig fortgesetzt, und es ist zur Erleichterung der Weiterversicherung seitens des Direktoriums der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte in der Sitzung vom 25. Mai d. J. beschlossen worden, daß abweichend von § 201 VGfA. eine Nachzahlung der Beiträge zur freiwilligen Fortsetzung der Versicherung durch die Kriegsteilnehmer statthaft ist. Es werden vor allem aber Beiträge von den Arbeitgebern zugunsten ihrer Angestellten in großem Umfange fortbezahlt. Die Beitragseinnahmen in der Zeit vom August bis Ende Dezember 1914 betrugen 46,97 Millionen Mark oder 11,96 Millionen weniger als 1913; die Einnahme war dadurch um 20,3 v. H. geringer."

Inzwischen hat eine Bundesratsverordnung vom 26. August d. J. dem vorerwähnten Wunsche des Reichstages Rechnung getragen. Danach wird die Kriegsdienstzeit, soweit sie in vollen Monaten geleistet ist, als Beitragszeit angerechnet, ohne daß Beiträge gezahlt werden; die schon gezahlten werden zurückgezahlt. Trotzdem hat auch die Angestelltenversicherung sich an der Kriegsfürsorge beteiligen können. Ein Betrag bis 10 Millionen ist dafür zur Verfügung gestellt. Die Berufsberatung und Berufsumschulung der Kriegsverletzten vor allem sind als Heilverfahren anerkannt und ihre Kosten werden als Kosten dieses Verfahrens von der Reichsversicherungsanstalt übernommen.

Es schien erwünscht, auf diese Leistungen des Hauptzweiges unsrer sozialen Gesetzgebung hinzuweisen, um auch in weiteren Kreisen die Überzeugung zu festigen, daß für die Machtstellung des Reichs in der Welt die staatliche Fürsorge für das Volkswohl ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung ist, der auch unter dem Geräusch der Waffen nicht in Vergessenheit geraten darf.

Kgl. Wirkl. Rat H. Osel,

Mitglied der bayr. Kammer der Abgeordneten:

Zum deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbündnis.

Der Weltkrieg hat den Gedanken der wirtschaftlichen Annäherung der Zentralmächte neu belebt, aber nicht erst geschaffen. In Wirklichkeit sind die Bestrebungen so alt, wie die Geschichte des Zollvereins, dessen Entstehungsdauer man heute beachten sollte. Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein mit seiner Dreiteilung in Deutschland, Österreich und Ungarn hat seit seinem Bestehen, mit Dr. J. Wolf an der Spitze, an der Verwirklichung dieser Idee gearbeitet, die nicht ausschließlich eine Zollfrage ist.

Wir finden es ganz natürlich, daß der Gedanke nun marschiert, denn das Programm Berlin—Bagdad ist jetzt erst allgemein in seiner großen Bedeutung für die Zukunft erkannt worden. Dazwischen aber liegt Wien, Budapest und Sofia. Und Bukarest ebenso wie Athen finden sich in der Nachbarschaft. Erfreulicherweise häufen sich die Stimmen, welche zwar die uns aufgezwungene gemeinsame Blutarbeit gegen eine Welt von Feinden als gewichtigen Faktor für eine endlich in die Tat umzusetzende wirtschaftliche Annäherung in Rechnung stellen, dabei aber doch die realen Verhältnisse nicht vernachlässigen. In letzterer Hinsicht möchte ich einige Ergänzungen bringen.

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß unsere Kampfgenossenschaft und ihre herrlichen Erfolge nun alle Momente beseitigt hätten, die einer völligen Einigkeit der Gefühle und Bedürfnisse sowohl in Deutschland, als in Österreich-Ungarn etwa im Wege standen. Die gewaltige Kriegsarbeit hat uns dank ihrer Erfolge nicht so tief gedrückt, daß alles übrige Leben und Streben nur mehr unter eine Formel gebracht werden könnte. So wenig die politischen Parteien ihre Grundsätze aufgegeben haben, so wenig sind die allen Fortschritt bedingenden sonstigen politischen, völkischen und wirtschaftlichen Auffassungen ausgelöscht. Das gilt auch für das Verhältnis zu unseren verbündeten Freunden. Alle hat die gemeinsame, zugestandenerweise uns mit völkischer und wirtschaftlicher Vernichtung bedrohende Gefahr zusammengeführt, und dieses eine große Ziel der Selbsterhaltung steht naturnotwendig im Vordergrund aller Gedanken. Wer aber nicht vom Isolierschemel persönlicher Gefühle aus die Verhältnisse und Menschen beobachtet, der weiß, daß es verhängnisvoll werden könnte, wollte man die Völker in noch so guter Absicht durch Zwang in irgendeiner Form sich näher bringen, sofern eben dieser Zwang nicht durch feindliche Mächte ausgeübt wird. Inwieweit der Feind noch das Böse wollen und das Gute für uns schaffen wird, ver-

mag noch niemand zu überblicken. Nur darüber scheint auch ziemliche Einmütigkeit des Urteils zu bestehen, daß die uns nach dem Friedensschluß von den Feinden in Aussicht gestellte wirtschaftliche Ausschließung von ihren Märkten keine dauernde Maßnahme sein kann. Handel und Industrie sind heute derart in die Weltwirtschaft verflochten, daß man zwar einzelne, ja sogar viele Fäden des Netzes zerreißen kann, das Netz als ganzes wird deswegen doch bleiben und wieder geflickt werden.

Auch aus realen Erwägungen heraus kommt trotzdem die Öffentlichkeit allgemein zu dem Schluß, daß die Basis unserer wirtschaftlichen Verbindung in erster Linie mit unseren alten Verbündeten breiter werden muß — Verschiedenheit besteht nur im Ausmaß. Als ich den Fragenkomplex in deutschen und österreichischen Tagesblättern nach den technischen, volks- und staatswirtschaftlichen und staatsrechtlichen Seiten hin beleuchtete, hatte ich den Satz dabei aufgestellt: „Es darf bei den Völkern Österreichs und Ungarns ebensowenig, wie bei dem deutschen Volke, der Gedanke auftauchen können, daß die enge wirtschaftliche Verbindung eine Übermacht des einen Teils über den andern bringe; dieser Gedanke wäre natürlich auch politisch verhängnisvoll." Für die Richtigkeit dieses Satzes habe ich nicht nur die Zeugnisse, wie z. B. sie der ungarische Staatssekretär a. D. Exzellenz J. Szterényi im Oktoberheft 1915 von „Nord und Süd" für mich abgibt, so ebenso eine Reihe brieflicher Stimmen wirtschaftlich führender deutscher und österreichischer Männer der Praxis. Dabei handelt es sich nicht bloß um einfache Zustimmungen, sondern um eingehend begründete Äußerungen, die natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Aus einer derselben, die gerade von einem Manne stammt, der in den internationalen Verhältnissen in hervorragendem Maße beruflich engagiert ist, darf ich aber vielleicht doch einige Sätze aufführen, da sie in einer Reihe von Publikationen der neueren Zeit mit anderen Worten wiederkehren. Der Kenner schreibt:

„Was eine nähere wirtschaftliche Vereinigung zwischen den beiden in Frage kommenden Ländern anbetrifft, so möchte ich einmal im Prinzip Ihnen einen Teil meiner Ansicht in folgendem auseinandersetzen:

Noch zur Zeit, als Bismarck Attaché in St. Petersburg war, gab es dort eine große englische und keinerlei deutsche Kolonie. Als der jetzige Krieg ausbrach, gab es in St. Petersburg keine englische Kolonie, wohl eine deutsche Kolonie, die fast 100 000 Köpfe zählte. Diese deutsche Kolonie war entstanden durch die auf vielen Gebieten erfolgte wirtschaftliche Eroberung Rußlands durch Deutschland. Wie in Petersburg so sah es in anderen Plätzen Rußlands aus; wohin der Deutsche kam, wich der Russe. Bei geschäftlichen Abschlüssen unterlag der Russe; der Deutsche, als der wirtschaftlich Geschultere, bekam den besten Preis. Dergleichen Erscheinungen zeitigten eine Verbitterung gegen den Deutschen, die ihren Grund ausschließlich darin hatte, daß der Deutsche der Tüchtigere .... war. In dieser so gezeitigten Verbitterung ist zweifellos auch ausschließlich

der Grund zu finden, weshalb heute in Rußland der Krieg gegen Deutschland populär ist. Ich fürchte nun, daß in dem Augenblick, wo in unvorsichtiger Weise wirtschaftliche Schranken zwischen den beiden in Fragekommenden Ländern fallen sollten, Deutschland das Nachbarland binnen kurzem wirtschaftlich erobert haben wird. . . ."

Wer erinnert sich da nicht an Delbrück: „Die Motive und Ziele der russischen Politik nach zwei Russen" (Berlin 1915)? Auf die Veröffentlichungen des Rumänen Bibiri-Sturia „Das Wachsen des wirtschaftlichen Einflusses Deutschlands in Rumänien" (Jockey-Verlag, Bukarest 1915) ist man in Deutschland noch nicht eingegangen. Sein Motto lautet: „Eine wirtschaftliche Abhängigkeit ist der Anfang zu einer politischen Unterwerfung." Die Deutschen haben im Gegensatz zu den Franzosen und Engländern nun nicht bloß Geld in die genannten Länder gegeben und sich Zinsen zahlen lassen, sondern sie haben dort auch als Lehrer der Arbeit, als Leiter industrieller Unternehmungen gewirkt, und so tatsächlich an der wirtschaftlichen Hebung mitgearbeitet. Trotzdem die Feindschaft! Bei neunzig Prozent Analphabeten in Rußland ist es zwar begreiflich, daß die Hetzer gläubige, urteilslose Anhänger finden, wir sehen aber auch in anderen feindlichen und neutralen Staaten das gleiche. Eine dauernde wirtschaftliche Union ist erst dann ohne Gefahr für die dauernde politische Verbindung dreier großer Staaten möglich, wenn man durch eine Reihe vorbereitender Maßnahmen auf dem Gebiete des Rechtes, des Verkehrs, der Finanzen und auf verwaltungstechnischem Gebiet die Annäherung bzw. Vereinheitlichung zur Durchführung bringt. Auf diesem Wege lassen sich Besserungen erzielen, die den Beteiligten alsbald in die Augen springen und das Vertrauen erwecken für weitere Maßnahmen. Die Gefahr liegt nur in der Unvorsichtigkeit, mit der „wirtschaftliche Schranken zwischen den beiden in Frage kommenden Ländern fallen sollen".

Hier muß ich zu den Äußerungen von Exzellenz Frhr. von Rechenberg im genannten Oktoberheft von „Nord und Süd" Stellung nehmen, der für die Zollunion eintritt. Er hat die von mir vorher skizzierten Tatsachen und Imponderabilien nicht gewürdigt.

Aber auch die staatsrechtlichen Schwierigkeiten scheinen mir in der Wertung zu kurz gekommen zu sein. Ich habe dieselben 1915 u. a. in der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 478, 481, und in der „Reichspost" Nr. 331 — Wien — eingehender behandelt. Man hat zunächst in der Union einen gemeinsamen Zolltarif aufzustellen, dann auf Grund dieses Zolltarifs gemeinsame Handelsverträge abzuschließen. Freiherr von Rechenberg gibt selbst zu, daß dieser Zolltarif weder nach deutschem, noch nach österreichisch-ungarischem Muster, sondern als Kompromißgebilde entstehen dürfte. Wer an den Vorarbeiten der Industrie zum Zolltarif und an den Arbeiten des Reichstages hierzu, sowie an den Beratungen zur Verabschiedung der Handelsverträge im

Reichstag teil hatte, wird diese Arbeiten als ebenso schwierig wie zeitraubend kennen gelernt haben. Dabei hatten wir das einheitliche deutsche Wirtschaftsgebiet! Nun wird es bei der Zollunion nötig sein, die drei Parlamente mit den Fragen zu befassen und übereinstimmende Beschlüsse zu erzielen. Wenn die Zölle und Handelsverträge nicht von vornherein den Industrien des wirtschaftlich schwächeren Teiles die Gefahr der Vernichtung bringen sollen, so muß sowohl der autonome Zolltarif als der evtl. Vertragssatz auf die Bedürfnisse, die Erstehungskosten der schutzbedürftigen Industrie Rücksicht nehmen. Das bedeutet im großen und ganzen für Deutschland ein Festhalten von höheren Vertragszollsätzen als nötig, die für unsere Industrie und für unseren Handel durchaus ungenügende Zollermäßigungen dritter Staaten zeitigen müssen.

Wie unter solchen, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Umständen eine Einheitlichkeit in den drei Parlamenten erreicht werden soll, ist mir nicht erfindlich. Der Gedanke, ein gemeinsames Zollparlament oder eine Einrichtung ähnlich dem Bundesrat zu schaffen, würde natürlich die staatsrechtlichen Schwierigkeiten, für den Anfang ganz gewiß, nur vermehren. Aber selbst zugegeben, daß im Interesse der Annäherung auf obiger Basis (wir dürfen schon aus politischen Gründen den Schwächeren nicht vergewaltigen) die gemeinsamen autonomen und Vertragstarife entstehen — die große Schädigung des deutschen Exportes wird bleiben, die durch das erzwungene Festhalten an zu hohen Vertragssätzen herbeigeführt wird. Diese Schwierigkeiten können zum mindesten jene aufwiegen, die sich für weitere Handelsverträge zweifellos aus der deutsch-österreichisch-ungarischen Zollbevorzugung ergeben. Das wird meines Erachtens in der Diskussion viel zu wenig berücksichtigt, ganz wie die eingangs dieser Zeilen beleuchteten politischen Momente. Wir alle wissen, daß besondere, noch nicht überblickbare Verhältnisse bei Beendigung des Krieges alle Kalkulationen, die sich vorwiegend auf die Zölle stützen, über den Haufen werfen können. Auf anderen Gebieten, die wir nicht in Handelsverträgen, sondern in Sonderabkommen regeln, wird uns keine Rücksicht auf andere Staaten binden. Sie jetzt schon breiter öffentlich besonders zu behandeln, ist kaum angezeigt. Ich freue mich, hierin auch mit Szterényi einig zu gehen.

Die Zollunion scheint mir aber auch dem weiteren Plan einer engeren Verbindung mit dem Balkan und der Türkei größere Hindernisse zu bereiten, als die sogenannte Vorzugsbehandlung. Schon insofern, als die Union eine so enge Verbindung darstellt, wie sie mit den übrigen genannten Staaten gar nie zustande kommen kann, so daß dort um so leichter der Gedanke entsteht, Freunde zweiter Güte zu sein. Schließen wir grundsätzlich weitestgehende Tarifverträge ab, so wird die angehängte Meistbegünstigung ohnehin an Bedeutung verlieren. Das Ausland hat keine große Sympathie

mehr dafür. Von unserem Standpunkt aus werden wir sie trotzdem nicht beseitigen wollen.

Wenn ich die Zwischenzollinie nicht weiter erwähne, so deshalb, weil sowohl die ungarische Industrie, wie die Landwirtschaft erklärten, daß eine Zwischenzollinie zwischen Deutschland und der Donaumonarchie unbedingt eine solche auch zwischen Österreich und Ungarn im Gefolge haben müsse. Das wäre aber das sicherste Mittel, selbst die bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen noch ganz wesentlich zu verschlechtern und damit das Ende aller Annäherungsbestrebungen herbeizuführen. — Ganz allgemein gehaltene Betrachtungen des Güteraustausches ergeben, wie ungleich viel größere Interessen Deutschland am Weltmarkt hat, als Österreich-Ungarn. Sie lassen auch erkennen, daß die Annäherung theoretisch für die Doppelmonarchie entschieden größere Vorteile bringt, als für Deutschland. Ein Bild der tatsächlichen Verhältnisse ergeben sie aber nicht. Wenn man näher in den Verkehr eindringt, so sieht man z. B., daß Österreich-Ungarn in jenen Artikeln, die seine Hauptexporte darstellen, auch die größte Einfuhr hat, soweit an der Hand der amtlichen Zollstatistik ein Bild zu gewinnen ist. Das wäre an sich sehr erschwerend für Tarifverträge. Vielleicht aber ist in Wirklichkeit diese scheinbare Gleichheit gar nicht gegeben, sondern es liegen trotz der Zollgleichheit Produktionsunterschiede vor, die sich nicht konkurrieren. Ähnlich wird das Bild hinsichtlich der Landwirtschaft. Ich habe in einer eingehenderen Untersuchung festgestellt, was auch Frhr. von Rechenberg hierzu bemerkt, aber ebenso gefunden, daß bei Einzelbetrachtungen das allgemeine Bild nicht stimmt, indem z. B. Nordwestösterreich und Schlesien und Bayern ganz ähnliche Produktionsverhältnisse haben, die von Zolländerungen ganz anders beeinflußt werden, als das Reich im ganzen genommen. Ich weiß wohl, daß eine großzügige Betrachtung solche Momente gern in die Ecke stellt, aber ebenso sicher werden dieselben bei der praktischen Arbeit sich wieder entscheidend vordrängen.

Die interessierte Öffentlichkeit wird jedenfalls aus der eingehenden Diskussion des Annäherungsproblems die Überzeugung gewonnen haben, daß unsere Regierungen nicht nur ein Eisen im Feuer haben dürfen. Sie wird weiter darin einig sein, daß die eingehendste Prüfung der Möglichkeiten schon jetzt zu erfolgen hat, so daß die Konsequenzen bei und nach Friedensschluß hinsichtlich der Richtungspunkte sofort gezogen werden können. Ich glaube noch immer, daß wir im Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein hinsichtlich der Annäherung an unsere Bundesbrüder die zutreffenden Richtpunkte aufgestellt haben. Natürlich ist der Inhalt, den man ihnen geben kann und will, schließlich die Hauptsache.

Die Wahrheit über Indien. Von einem Inder*).

Der große Dichter des anglo-indischen Beamtentums, Kipling, verkündet eine Wahrheit, wenn er sagt:

„For the East is East and the West is West
And never the twain shall meet."

Es ist kein Wunder, daß es selbst einwandsfrei neutrale Beobachter Indiens mit dem besten Willen kaum fertig bringen, unparteiisch die indischen Verhältnisse zu überblicken, weil ihnen die inneren Beziehungen zu den Einheimischen fehlen. Besteht doch die einzige Berührung der Europäer in Indien mit den Indern fast ausschließlich in ihrem täglichen Umgang mit ihren Dienstboten. Als ein Paradoxon klingt es, wenn man behaupten möchte, je länger ein Europäer in Indien bleibt, desto unmöglicher wird es für ihn, über die Verhältnisse richtig zu urteilen. Freilich ist es aber Alice Schalek trotz offenbar nur sehr kurzen Aufenthaltes in Indien ebenfalls gelungen, falsche Anschauungen zu gewinnen. Wie die englische Regierungsmethode nun einmal ist, wird es einem Europäer unmöglich, sich mit Indern abzugeben, ohne seine Kaste als Weißer und jede Beziehung zum Beamtentum zu verlieren. Freundschaft zwischen Indern und Europäern ist der britischen Regierung in Indien unerwünscht, und ich kenne mehr als einen Fall, wo ein junger, frisch aus England gekommener Beamter vor die Wahl gestellt wurde, entweder sein Amt aufzugeben, oder seine offenen Beziehungen zu den kultivierten Indern abzubrechen. Ich werde daher versuchen, das heutige Indien für deutsche Leser von der indischen Seite zu beleuchten.

Dem Inder Lust und Grund zur Revolte abzusprechen, heißt noch kurzsichtiger sein, als die selbstzufriedenen anglo-indischen Zeitungen. Man bedenke, was einem Engländer die Freiheit der Presse, der Habeas corpus Act und ähnliche politische Rechte bedeuten, und erkläre mir den Sinn der zahlreichen drastischen Gesetze und Maßnahmen, die erst im letzten Jahrzehnt für Indien gemacht wurden — teilweise sogar unter einem liberalen Kabinett —, wenn es nicht etwa, um langsam zutage tretende Revolutionsgelüste im Keim zu ersticken, ist.

1. Ein Preßgesetz, das die Freiheit der Kritik sehr herabmindert und über viel strengere Strafen (Konfiskation der Druckerei der Zeitung etc.) verfügt.

---

*) In einem Aufsatze von Frl. Alice Schalek in der Frankfurter Zeitung sind die Verhältnisse in Indien so einseitig beleuchtet worden, daß der Verfasser den Wunsch hat, ihrer Darstellung öffentlich entgegenzutreten. Aus nahe liegenden Gründen kann er während der Dauer der englischen Herrschaft seinen Namen nicht nennen.

2. Ein Explosivstoffgesetz, das sogar über jedes Stück Schwefel und chlorsaures Kali Rechenschaft verlangt und den Besitz der Bücher und Manuskripte über Explosivstoffe streng bestraft.

3. Ein Gesetz, das die Einführung, Übersetzung und Schenkung von Büchern, wie Tolstoi's „Brief an einen Hindu", Mazzini's Leben und Briefe etc., unter Strafe verbietet.

4. Die Anwendung eines Gesetzes von 1814, wonach die der Regierung unbequemen Leute ohne Gerichtsverfahren deportiert und beliebig lange in Haft gehalten werden dürfen. (Wie der Sikh Lala Lajpat Rai, der zwei Jahre nach Birma deportiert wurde.)

5. Eine große Einschränkung der Zahl der Inder, die in England auf den Universitäten studieren dürfen, die dann auch nur nach dem Einreichen eines von Anglo-Indians ausgestellten Loyalitätszeugnisses zugelassen werden.

6. Eine noch strengere Handhabung des Fire-arms-act (Feuerwaffengesetzes).

7. Eine bessere Organisation der verschiedenen Volunteer-Corps (Zivileuropäer und Mischlinge, die sich in kriegerischer Tätigkeit üben, um im Notfall dem weißen Militär an der Seite zu stehen).

Über die Ursachen der Unzufriedenheit unter den gebildeten Indern läßt sich nicht in wenigen Worten gut berichten. Ich möchte aber hier nur feststellen, daß selbst vor dem Gericht keine einzige Bombengeschichte als ein persönlicher Racheakt bewiesen wurde, wie A. Schalek behauptet, (englische offizielle Bezeichnung: „political assassinations"), daß nicht ein einziger Mischling in den zahlreichen Bombengeschichten im entferntesten verwickelt gewesen, und daß mehr als neunzig Prozent der Angeklagten nie Indien verlassen oder ihre Kaste eingebüßt hatten. Daß die Engländer die Gefahr eher in denjenigen Indern wittern, die in England studieren, manchmal die notwendige Zivil-Serviceprüfung mitmachen, und dann als sehr gut bezahlte, einflußreiche Beamte nach Indien zurückkehren, geht schon daraus hervor, daß jetzt die Inder, die diese Prüfung machen, in die Gerichtsabteilung verschoben werden, wo sie früher, gleichberechtigt wie weiße Kandidaten, eine Verwaltungsbeamten- oder Richterstelle wählen konnten. Was die Integrität der einheimischen Beamten betrifft, so scheint es mir, daß eine Richterstelle mehr kulturelle Forderungen stellt, als eine Verwaltungsbeamtenstelle, die zwar mehr Energie, aber weniger Charakter verlangt. Als Jurist, Arzt, Professor und Kaufmann leistet der Inder, im Gegensatz zu A. Schalek's Behauptung, selbst nach dreißig Jahren genau so viel, wie der Europäer in Indien, wovon jeder Europäer in Indiens Großstädten sich selbst überzeugen kann. Die wenigen Inder, die unter den früheren günstigeren Verhältnissen in Regierungsämter (Collectors = Verwaltungsbeamten, und Militärärzte) hereingelassen sind, haben keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben. Wenn der unparteiische

Europäer sich bequemen würde, die Fähigkeit der wenigen Munizipalitäten zu beobachten, die tatsächlich frei von dem englischen Beamtentum arbeiten können (Bombay, Madras, Kalkutta etc.), so wird er sicher nicht, wie Alice Schalek, den Indern die Fähigkeit absprechen, ihr eigenes Heim in Ordnung zu halten. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß es vor mehr als hundert Jahren war, daß die indischen Fürsten sich in die Haare gerieten, und daß die Welt seitdem auch im Orient etwas weiter vorgeschritten ist. Den Grund für die Ausschließung der Inder von verantwortungsvollen Ämtern muß man eher in der britischen Furcht erblicken, der indische Beamte könne englische Interessen den indischen unterordnen und damit dem großartig gebauten System der Regierung in ihrem Grundprinzip schaden. Es ist sicherlich nicht ohne Grund, daß Lord Salisbury den Erlaß der Königin Victoria von 1858 (wonach „Inder frei und unparteiisch zu allen Ämtern zugelassen werden durften, für die sie sich durch ihre Erziehung, Fähigkeit und Charakter für geeignet zeigten,") für „ein Aktenstück politischer Heuchelei, das nie bestimmt war, erfüllt zu werden," erklärte, und Lord Lytton, ein Vizekönig Indiens, in einem geheimen Schreiben, das aus Versehen in die Öffentlichkeit kam, erklärte, daß „die englische Regierung zwischen der offenen Ausschließung der Inder und einem Betrug zu wählen hatte, und den wenig rechtschaffenen Weg vorzog".

Die Engländer wissen, daß die englische Herrschaft möglich ist, solange sie als eine Übermenschenschicht in Indien bleiben und das Land regieren, ohne in innere Beziehungen zum Inder zu kommen. Die Eurasian-Frage ist an dieser Stelle kaum des Beachtens wert. Der angeborene Sinn für Rassenhygiene und die Exklusivität der Inder machen es einem Europäer unmöglich, eine Inderin aus guter Familie zu heiraten, selbst wenn sie durch eine europäische Erziehung seinem Umgang zugänglich geworden ist. Auch die Fälle, wo ein Inder eine Europäerin heiratet, gehören zu den Seltenheiten, und wenn die Dame noch eine Engländerin ist, so zieht sie es vor, mit ihrem braunen Mann in England zu bleiben, wo er für gleichwertig gehalten wird, als daß sie in Indien von ihren Landsleuten als eine Aussätzige und ihr Mann als ein Minderwertiger betrachtet wird. Die Mischlinge, die schlechtweg Früchte der kurzen Leidenschaft eines niederen Europäers für eine minderwertige Inderin sind, spielen im politischen Leben Indiens keine Rolle; als kleinere Eisenbahn-, Zoll- und Hafenbeamte sind sie vollauf zufrieden und zweckmäßig beschäftigt.

Was aber als eine Nebenfolgerung dieser Stellung der Engländer den Indern gegenüber hervorgeht, ist der eigentliche schwache Punkt der britischen Regierung in Indien. Was in England nur für den König gilt, muß in Indien für jeden Weißen gelten, nämlich, daß er nie Unrecht haben kann. („The king can do no wrong.") Derselbe ehrliche Richter, derselbe unparteiische Collector, der vor den Indern als ein zweiter Salomo steht, scheute sich nicht, einem Eisenbahnschaffner für die Vergewaltigung einer Inderin ein paar Rupien Geldstrafe,

einem Plantagenbesitzer für den Mord eines Inders eine Geldbuße von 50 Rupien aufzuerlegen. Der Redakteur, der seine Meinung über diese Scheingerechtigkeit schrieb, wurde wegen Anstachelung zum Klassenhaß mit Gefängnisstrafe bedacht, und es ist nicht selten, daß das „englische Prestige" sich erst dann als gesichert vorkommt, wenn eine Reihe solcher „Beispiele" das Volk eingeschüchtert hat. Ist es wirklich den Deutschen in Indien nicht aufgefallen, daß es in „the Times of India", „Pioneer", „Civil and Military Gazette", „Englishman" als Meuchelmord gilt, wenn mißhandelte indische Arbeiter endlich die Geduld verlieren und aus Mangel an Waffen zu viert den „Sahib" totschlagen, daß ein schwacher Diener aber, der den brutalen Fußtritten seines Herrn zum Opfer fällt, das Opfer eines „accidents" — eines Unglücks ist? Sir Henry Cotton, ein Engländer, der fünfunddreißig Jahre in Indien hohe Stellungen bekleidete, schrieb, als er Parlamentsmitglied war („New India"), daß „sich unter den weißen Richtern eine Neigung stark bemerkbar mache, Inder mit aller Strenge zu bestrafen, wo ihre eigenen Landsleute mit leichten und manchmal sogar mit ungenügenden Strafen davonkämen", und daß „das Gerichtsverfahren, bei dem Engländer von englischen Schöffen abgeurteilt werden, manchmal solch einen Mangel an Gerechtigkeit aufweise, daß es nichts weniger als ein gerichtlicher Skandal sei". Wer Gelegenheit gehabt hat, in einem indischen Dorf dem alten Gerichtsverfahren beizuwohnen, wie es leider nur einem Inder oder einem großzügigen Missionar möglich ist, mag sich über den Mangel an Artikeln und Paragraphen belustigen, aber er kann sicher sein, daß das Urteil, das von den fünf Ältesten des Dorfes gefällt wird, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes und der einfachen Moral des Volkes aus nichts zu wünschen übrig läßt. Die große Gerechtigkeit der Engländer, die sie der Welt so stolz verkünden, ist für Indien nur ein hohles Schlagwort. Der Ungebildete steht zu tief, um sie zu empfinden, der Gebildete steht zu hoch, um die Einseitigkeit nicht zu merken.

Indien ist zwar das Land der Analphabeten; weniger als zehn Prozent können lesen und schreiben, und England geruht, aus einem Steuereinkommen von mehr als 900 Millionen Mark ungefähr den vierzigsten Teil für das Schulwesen zu verwenden, wo mehr als 300 Millionen das Militär in Anspruch nimmt. In einem Land aber, das 315 Millionen Einwohner hat, darunter dreißig Millionen, die lesen und schreiben können, — wovon mehr als 16 000 jedes Jahr auf den Universitäten studieren und ungefähr 1000 jedes Jahr aus Europa und Amerika, mit abendländischer Erziehung ausgerüstet, zurückkommen — ist die Presse in geschickten Händen eine sehr gefährliche Waffe geworden. Es gibt heute in Indien mehr als 2000 Zeitungen und Zeitschriften, und jedes Unrecht der Engländer, jeder Fall, wo die großen Worte der Engländer mit ihren Taten nicht im Einklang stehen, wird binnen kurzem vor etwa dreißig Millionen Schöffen von einer Seite beleuchtet, die den meisten Europäern — sei es, weil sie nur englisch lesen können, sei es, daß sie als Angehörige der weißen Rasse kein Interesse für

die politisch belanglose indische Meinung haben — unbekannt bleibt. Was tut es, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Zeitungen und Druckereien, die vom freien England konfisziert werden, die Zahl der Redakteure und Redner, die vom konstitutionellen England mit oder ohne Gerichtsverfahren zeitweise deportiert oder auf den Andamanen-Inseln lebendig begraben werden, beständig wächst! Dasselbe England, das früher behauptete, eine Schulpflicht wäre unter dem Volke unbeliebt und würde zu einem Aufstand führen, bis der Maharadjah von Baroda sie in seinem Staate mit einer stark orthodoxen Bevölkerung ohne Schwierigkeit einführte, versucht jetzt durch subventionierte und eigene Zeitungen in indischen Sprachen sich vor dieser Volksmasse zu verteidigen, die es sich einst anmaßte ohne Vorhandensein einer Volksvertretung und ohne Fühlung mit dem Volke besser beurteilen zu können, als die gebildeten Inder. Aber es ist zu spät. So wie es in Deutschland den wirtschaftlichen Konkurrenten zu spät entdeckte, so erkannte es auch zu spät, daß ein Volk, dessen angebliche Wünsche und Interessen ihm dazu dienten, die gebildeten Inder einzuschüchtern, auch wirklich seine Wünsche und Interessen haben kann. Das indische Volk ist schwerfällig, es erleidet Hungersnot, nimmt Krankheiten und Seuchen an, als wäre es Gottes Fügung, weil es zu ungebildet und religiös ist, die entfernten Ursachen zu erforschen. Aber das vom Menschen zugefügte Unrecht ist ihm niemals eine Fügung Gottes gewesen. Wenn der niedere Inder sich heute alles gefallen läßt, wenn „Hunderte vor einer unbewaffneten weißen Frau zurückkuschen", wenn der Diener einen Fußtritt seines Herrn heute mit einem „Salaam" quittiert, so ist es nur, weil die Inder eine unbewaffnete, nicht organisierte Volksmasse darstellen, wogegen hinter jedem Weißen die ganze Ungerechtigkeit und alle in Indien und England befindlichen Revolver und Gewehrläufe stehen. Einer Volksmasse, die Jahrhunderte lang Krieg auf Krieg und Schlacht auf Schlacht provoziert und mitgemacht hat, jede Tapferkeit absprechen, würde den Tatsachen genau so wenig entsprechen, wie etwa die im französischen Gefangenenlager durch eine kleine Zahl Soldaten im Zaum gehaltenen Deutschen der Feigheit beschuldigen.

Die „40 000 Rassen- und Kastenabzweigungen" in Indien, wovon jeder Missionar gewichtig zu erzählen weiß, haben in der politischen Geschichte Indiens lange keine so große Rolle gespielt, wie es Alice Schalek zu glauben scheint. In der großen Periode der Maratha-Herrschaft in Südindien und der mahomedanischen Herrschaft in Bengal und Hindustan, in den bewegtesten Perioden der indischen Geschichte war keine einzige Schlacht durch die Kaste veranlaßt worden. Das ist gerade das, was der Europäer nicht versteht, daß ein Brahmin damals — wie teilweise auch noch heute — für die niederen Kasten ein Brahmin blieb, also ein höheres Wesen selbst einem Herrscher gegenüber, welcher der niederen Kaste angehörte. Als Rassenkampf gestaltete sich das Verhältnis nur zwischen Hindus und Mahometanern. Daß Indien an die Engländer verloren ging, ist nicht dem Kastenwesen, sondern der Habgier der damaligen indischen Fürsten zuzu-

schreiben. Die englische Herrschaft hat womöglich die Kasten noch näher gebracht; während die niederen Kasten auf dem Lande in den Brahmanen heute noch ihre Führer betrachten, sind in den Städten, soweit das öffentliche Leben in Betracht kommt, die Kasten kaum mehr ein Hindernis. Die „Lower class“ Missionen, die meistens von höheren Kasten geleitet und protegiert werden, gründen Schulen und geben den Angehörigen der niederen Kasten sogar den eigentlich verbotenen Unterricht in den heiligen Schriften etc. in ganz Indien.

Nicht nur, daß im heutigen Indien die Kasten kein Hindernis sind für ein politisches Zusammenwirken, auch der Rassenhaß zwischen Mahometanern und Hindus hat nachgelassen. Schon in der sogenannten „indian mutiny“ haben nicht nur die Hindus, sondern auch die Mahometaner solidarisch gegen die Engländer gekämpft und — um dieser Sage des Kuh- und Schweinefetts ein Ende zu machen — ich kann hier die Tatsache feststellen, daß, wie Teilnehmer und Augenzeugen der mutiny es mir selbst erzählt haben, die Meuternden dieselben Gewehre, Patronen und Fette benützt haben, die nach der englischen Auslegung die Ursache des Aufstandes gewesen sind. Auch enthält der Amnestie-Erlaß am Ende des Aufstandes kein einziges Wort über diese Fette. Daß der Aga Khan, Englands willigster Vasall, bei den Mahometanern in Indien wenig Einfluß mehr hat, und daß bei der Teilung Bengalens, die den Rassenantagonismus schüren sollte, zahlreiche Mahometaner mit den Hindus gemeinsam vorgingen, bis die englische Regierung nachgab, dürfte wohl den meisten europäischen Kennern Indiens unbekannt sein.

Daß nicht alle indischen Völker kriegerisches Temperament haben, hat für die Möglichkeit einer Revolution wenig Bedeutung. Waren es doch die Bengalis, die den großzügigen Boykott englischer Ware organisierten, der schon im ersten Jahr die Einfuhr von Manchesterstoffen um etwa achtzehn Millionen Mark verminderte und die erschrockenen Manchesterleute veranlaßte, eine Factorey-Commission nach Indien zu schicken, die dann aus überschwenglicher Liebe zum indischen Arbeiter durch allerhand Einschränkungen den Preis der Arbeitskraft in die Höhe schraubte. Der Kamagata Maru-Fall, wo Sikh-Emigranten von Kanada zurückgewiesen wurden, die Arbeiteraufstände in Südafrika, wo Sikhs, Mahometaner und Madrasleute verhaftet, bestraft und des Landes verwiesen wurden, und in diesem Kriege die Internierung des Führers der jungmahometanischen Partei, die Unterdrückung der Zeitung des Alligarh Colleges, der einzigen mahometanischen Universität in Indien, und die Verhaftung von 4000 Sikhs, wovon mehr als vierundzwanzig erhängt und etwa vierhundert zu schwerer Arbeit verurteilt wurden, sind Ereignisse, die gerade die indischen Volksstämme berühren, die mehr als ein Drittel der Sepoys ausmachen. Von den Marathas haben die Engländer niemals ein Hehl gemacht, die Loyalität zu bezweifeln und die „Hinterlist“ zu betonen. Alles in allem ist die Zahl der Unzufriedenen und der Unzufriedenheit Zugänglichen mit einem Sechstel der Bevölkerung und der Hälfte der indischen

Söldner nicht zu hoch gegriffen, selbst wenn die Rajputs aus Mangel an politischer Denkart und die Gurkhas aus Mangel an Interessen- und Rassengemeinschaft nicht mit den Unzufriedenen mitgezählt werden.

Da das India-Office durch Zusammenbringen von pensionierten Anglo-Indians und den in England weilenden indischen Studenten die Loyalität der letzteren zu kräftigen versucht, so hat ein Inder in England mehrfach Gelegenheit, über diese Beamten richtig zu urteilen. Daß jeder weiße Beamte im Jahr drei Monate und alle drei Jahre ein Jahr Urlaub mit vollem Gehalt bekommt, darf wenigen Deutschen bekannt sein. Weil jede englische Schriftstellerin ihren unglücklichen Helden beim Ausgang aus dem Roman nach Indien verschwinden und dort sterben läßt, braucht das Dasein der Engländer in Indien nicht betrauert zu werden. Ihre Sterbezahl in Indien übersteigt nicht einmal um ein Prozent die in England (nur die Sterbezahl von weißen Kindern ist viel größer). Die meisten verbringen wenigstens ein Jahr in drei Jahren in der Heimat und werden pensioniert mit einem Gehalt, den nur wenige Beamte in England erhalten. Daß die meisten Heimweh nach Indien fühlen, ist aber nicht, weil sie der Heimat fremd geworden, sondern weil sie die in Indien genossene unbeschränkte Machtstellung, die in England nicht einmal der König hat, die Pferde, die zahlreichen demütigen Diener vermissen. Das Leben in England ist für sie zu farblos, zu peinlich gerecht, zu bürgerlich geregelt. Wie ein Engländer mir erzählte, mußte er im grauen England seine Galle herunterschlucken, wo er sie in Indien auf ein paar Diener in Form von Fußtritten loslassen konnte, um sofort besserer Laune zu werden. „Das sollte ich nur einmal hier tun," seufzte er weiter, „ich würde schon den nächsten Tag vor einem Richter stehen." Überhaupt beraubt Alice Schalek den Engländer seines Engländertums, wenn sie klarzulegen versucht, daß er sich „aussaugen" läßt, ohne ein Geschäft dabei zu machen.

England eroberte Indien, als es trotz innerer Kriege das erste Land in Asien war. Heute kann es politisch kaum die dritte, wirtschaftlich nur die zweite Stelle behaupten. Alle sicheren Anleihen (für Eisenbahnen etc.), für die die Regierung eine Minimal-Dividende garantiert, werden in England und in Silber gemacht und von Indien in Gold zurückbezahlt. Diese von England eingeführten Währungsverhältnisse haben nach Statistiken das indische Nationalvermögen um zwei Milliarden vermindert. Trotz der Kultur, die England nach Indien gebracht hat, gehen mehr als 600 Millionen Mark nach England, und diese Ausfuhr von Geld wird von Jahr zu Jahr stärker. Hungersnot wird häufiger, weil dem Getreideexport keine Schranken gesetzt werden und die gute Ernte der begünstigten Gegenden rücksichtslos exportiert wird, so daß Linderung der Not erst nach dem Import von fremdem Getreide und dem Opfer zahlreicher Menschen eintritt. Für Schulwesen und Kanalisation wird wenig Geld verwendet, weil das Militärwesen mehr und mehr Geld verschlingt. Erlangung höherer Bildung in Indien

und England, sowie Vorbildung für wichtige Ämter werden dem Inder schwerer und teilweise unmöglich gemacht ..... Es mag sein, daß heute mancher den Indern „jeden Grund und jede Lust zur Revolte" abzusprechen sich gezwungen glaubt. Für den Outsider ist es bloß eine Gefühlssache und müßige Betrachtung. Für England und für Indien aber ist die nächste Zukunft sehr wichtig und vielleicht verhängnisvoll. Ein flüchtiger Blick über die Zeilen über Indien in den englischen Zeitungen von heute, und manche Geschehnisse in Indien, die selbst Reuter nicht umdeuten kann, werden dies bestätigen.

Vásquez Mella: Spaniens Stellung zum Weltkrieg.

Übersetzt von Dr. G. Bender.

Am letzten Mai dieses Jahres hielt einer der größten Redner Spaniens, der Karlistische Abgeordnete Vásquez Mella, auf Veranlassung von Angehörigen der verschiedensten politischen Richtungen, eine Rede, in der er Spaniens Stellung zum Weltkrieg erörterte. Sie fand statt in einem der größten Theater Madrids und war sehr stark besucht. Die Zuhörer, vorwiegend den ersten Kreisen Spaniens angehörend, überschütteten den Sprecher schon beim Erscheinen mit Beifall und gaben während der Rede und besonders an deren Schluß ihre Zustimmung in der lebhaftesten Weise kund. Das Folgende ist ein Auszug aus dieser Rede, bei dem alles weggelassen wurde, was für deutsche Leser gleichgültig ist.

Nachdem dargelegt war, daß die politischen Parteien Spaniens fruchtbare Arbeit für ihr Land leisten könnten, wenn sie sich zu gemeinsamem Wirken nach außen einigten, führte Mella aus, welchen Zielen die spanische äußere Politik angesichts der Lage zustreben muß, die der Krieg geschaffen hat.

Seine Worte haben nicht nur in Spanien das größte Aufsehen erregt, sondern sie verdienen, auch bei uns in den weitesten Kreisen bekannt zu werden.

*

Der Ausbruch des Streites.

Und so zog sich die Wolke zusammen und entlud sich im August des Jahres 1914 in einem furchtbaren Gewitter. Aber auch als schon die ersten Blitze zuckten, gab es noch viele kluge Leute, die nicht glauben wollten, daß der Krieg ganz Europa ergreifen würde.

Dieser Irrtum ist aber nicht nur bei denen vorhanden, die man in Spanien

Franzosenfreunde oder Franzosenfeinde nennt; er wird unglücklicherweise mindestens von zweien der romanischen Völker geteilt, die da glauben, der Streit woge zwischen Frankreich auf der einen und Deutschland auf der andern Seite; in Wahrheit aber stehen Deutschland und England einander feindlich gegenüber. Auch wenn Rußland nach den deutschen Siegen Frieden schlösse, ginge das Ringen mit gesteigerter Heftigkeit gegen Frankreich und England weiter; und ebenso hörte der Krieg gegen England und Rußland auch dann nicht auf, wenn Frankreich sich zum Frieden bequemte. Wohl aber wäre er sofort zu Ende, wenn England, das jenen beiden das Geld gibt, die Hand zur Versöhnung böte. (Beifall.)

Im Jahre 70 stand die Entscheidung zwischen Deutschland und Frankreich. Heute liegen die Dinge ganz anders. Man wird bei der Abrechnung nach dem Kriege sehen, wie schwer sich Frankreich und Italien getäuscht haben, wie wenig Delcassé und Salandra wußten, was den romanischen Völkern zum Heil gereicht. Es ist Torheit von Italien, sich wegen einiger Gebiete zu ereifern, die niemals zu ihm gehört haben. Das Trentino war nie italienisch, denn es gehört seit dem 14. Jahrhundert zu Österreich; und wenn die 800 000 Italiener, die in ihm leben, den Vorwand für seine Aneignung bieten, so könnte man mit demselben Recht das Gebiet von Constantine in Algier beanspruchen, in dem ebenfalls die Italiener vorwiegen. Wenn Italien seine Lage inmitten der Völker richtig beurteilte, so müßte es sich sagen, daß es mehr als sonst jemand in der Welt Vorteil zieht aus der Erhaltung des großen und vielgestaltigen habsburgischen Reiches. An dem Tage, an dem Österreich verschwände, sähe sich Italien an den Gestaden des Adriatischen Meeres einem ungeheuren slawischen Reiche gegenüber, das nach der Bezwingung der Dardanellen und der Eroberung von Konstantinopel die erste Macht im östlichen Mittelmeer wäre. (Beifall.) Und Frankreich? Es war der Gegner Englands seit dem Krieg der hundert Jahre und den napoleonischen Kriegen bis zu Faschoda; es hat Dünkirchen und Calais nicht gegen Deutschland, sondern gegen England befestigt, und die Schutzwehr seiner normannischen Ufer ist gegen die vorgelagerten englischen Inseln gerichtet. Frankreichs Ansprüche stehen im Widerstreit mit denen Englands. Deutschland wird immer in der Hauptsache eine Landmacht bleiben, und erst in zweiter Reihe eine Seemacht sein. Und wenn wir Romanen, die das geheiligte Recht haben, das Meer der Gesittung, „unser Meer", zu beanspruchen, uns fragen, gegen wen wir es zu schirmen haben, so kann die Antwort nur lauten: gegen einen Eindringling, der es vergewaltigt und zu dem seinigen gemacht hat. (Beifall.) Haben sich die germanischen Adler auf dem Felsen von Calpe (Gibraltar) niedergelassen, nisten sie auf Malta, auf Cypern, in Alexandrien und in Suez? Oh nein! nein! Die englischen Leoparden hausen dort! (Großer Beifall.)

Die Völker, die sich die romanischen nennen, hätten das Meer der Gesittung, das Mittelländische, als ihr Eigen fordern müssen. Und der Beherrscher dieses

Meeres, der diesen Völkern gebietet, der ihnen den Fuß auf den Nacken setzt, ist nicht Deutschland, sondern ist England.

Unheilvoll und töricht sind die Grundsätze, denen Delcassé in Frankreich und Salandra in Italien gefolgt sind. Ja, unheilvoll! Denn Frankreich beschränkt seine Tätigkeit nach außen auf die Wiedergewinnung zweier deutscher Gebiete, die es Mitte des 17. Jahrhunderts Deutschland entrissen, und die Deutschland im neunzehnten nur zurückgenommen hat; und Italien richtet seinen Blick nur auf einen Teil seiner nördlichen Grenze und vergißt darüber die Inseln, wie Malta und Korsika, und dazu das Meer, das seine Ufer bespült.

Wir müssen neutral bleiben

Und wir? Werden wir auch diesem Irrtum verfallen? Werden wir angesichts der gegenwärtigen Ereignisse uns jenen anschließen? Was muß in diesem Kriege und bei der Lage der Sache unsere Richtschnur sein? Drei Fragen müssen wir uns beantworten: Bleiben wir dem Kriege fern? Neigen wir uns zu Deutschland? Schließen wir uns dem Vierbund an?

Ich beginne mit der Behauptung, daß im gegenwärtigen Augenblick die strengste Neutralität für uns geboten ist. (Langer und rauschender Beifall.) Dabei ist zu beachten, daß ich zwei Arten von Neutralität unterscheide: die des Staates und die des Volkes. Ich verlange die unbedingte Neutralität für die Regierung und den Staat; aber ich sage nicht, daß das Volk in seiner Mehrheit sich gerade so verhalten soll. Wir sind doch keine Bildsäulen, die stumm dem Streite beiwohnen: wir denken und fühlen, und Kopf und Herz neigen sich der Seite zu, die uns mit der beständigen Wohlfahrt Spaniens am verträglichsten scheint.

Darum glaube ich, daß ein mächtiger Strom der Teilnahme durch unser Volk gehen muß, unbeschadet der unbedingten Teilnahmlosigkeit der Regierung. Ich habe mich aber eines Lächelns nicht erwehren können, als ich von den so beredten Lippen des Herrn Melquiadez Alvarez hören mußte, daß die Neutralität des Staates mit Wohlwollen gegen den Vierverband verbunden sein sollte. Eine solche Neutralität ist keine Neutralität. Sie hat aber die schlimme Eigenschaft, daß sie bei der Abrechnung nach dem Kriege alle bösen Folgen einer solchen, aber keinen ihrer Vorteile mit sich bringt. (Sehr gut, sehr gut!)

Stellen Sie sich vor, daß der Krieg zu Ende ist, und daß das neutrale, aber von Staatswegen stark zum Vierverband neigende Spanien vor dem Sieger erscheint oder auf der Friedensvereinigung, an der alle Völker teilnehmen, und daß es sagt: „Ich habe nicht am Kriege teilgenommen, aber ich habe aus meiner Vorliebe für eine Seite der Kriegführenden kein Hehl gemacht." Wenn nun der obgesiegt hat, dem nicht die Zuneigung, sondern der Haß galt, so wird es wie ein Besiegter behandelt werden, obwohl es die Waffen nicht erhoben hat; sind aber die Sieger geblieben, denen man Wohlwollen zeigte, so können sie sagen: „Warum hast du dich auf Wohlwollen und platonische Liebe beschränkt, statt mitzuringen

und mitzuleiden?" und wenn es antwortet: „Weil ich nicht gewollt habe," oder „weil ich nicht dazu imstande war," so wird man entgegnen: „Eines wie das andere sind Zeichen der Ohnmacht; darum mußt du dich der Herrschaft des Stärkeren beugen." (Großer Beifall.)

Ich verlange eine so unbedingte Neutralität, daß ich auch den Schatten eines Schmuggels vermieden wissen will (Lachen); zugleich aber sage ich: „Das Volk braucht sich nicht zurückzuhalten, das Volk nicht. Dieses kann auch nicht einen Augenblick vergessen, was sein Gebiet, was seine Art, was seine Abkunft erheischt. Und wissen Sie, warum wir uns so verhalten müssen? Der Staat darf nicht eingreifen, weil wir nicht gerüstet sind, und weil die Meinung des Volkes geteilt ist. Wollte aber auch dieses gleichgültig bleiben, so hieße dies, daß es uns eins wäre, wer den Sieg davonträgt; das hieße aber, daß Spanien ohne Teilnahme für die Weltereignisse ist, daß es keinem Ziele zustrebt, und das bedeutete wieder den Verzicht auf eine Stellung in der Welt. Wir müssen aber in der Stunde der Abrechnung ein Wort mitreden und unsere Ziele zur Geltung bringen, und daher liegt es uns schon jetzt ob, der Welt zu zeigen, was wir erstreben, was wir so fest ins Auge fassen, daß es uns als Leitstern auf unserm Lebensweg zwischen den Völkern Europas voranleuchtet. (Sehr gut!)

Was folgt aus der Lage unseres Landes?

Jeder richtige Staat hat den Anspruch, auf seinem Gebiet seine Hoheitsrechte ohne jede Einschränkung auszuüben, er kann verlangen, daß kein anderer Staat ihn ganz oder teilweise vergewaltige oder Hoheitsrechte auf seinem ererbten Grund besitze. Ein Staat, der ganz oder zum Teil einem andern untertan ist, verdient nicht den Namen eines selbständigen Staates, sondern den eines abhängigen oder lehenspflichtigen Gebildes.

Übt nun Spanien die Hoheitsrechte über sein ganzes Gebiet aus? Gibt es einen Staat, der auf spanischem Boden Herrenrechte besitzt?

Die Frage stellen, heißt sie beantworten, und e i n Name steht vor Ihrem geistigen Auge und drängt sich über Ihre aller Lippen. Uns ist nach dem Ausspruch Floridablancas Gibraltar als Stachel ins Fleisch gedrückt. Doch ist's nur Gibraltar allein? Ich habe die Beweise dafür in Händen gehabt, daß ein englischer Gesandter das Verlangen gestellt, und daß Spanien ihm darin nachgegeben hat, daß wir im Umkreis von dreizehn Kilometern um Gibraltar keine Befestigung anlegen, noch ein Geschütz aufstellen, weil England dies als Kriegserklärung auffassen würde. So ist nicht der Ort und der Felsen von Gibraltar allein einer fremden Macht botmäßig (Bewegung), sondern es sind dreizehn Kilometer spanischen Gebietes ihr unterworfen.

Wie sollen wir Gibraltar zurückgewinnen? Mit Gewalt oder durch Verhandlungen? Für das erste mangelt uns die Kraft, und der zweite Weg ist

schon siebenmal ohne Erfolg beschritten worden. Ja, wenn wir von den Skodaschen Geschützen der Österreicher je zwei in Algeciras und in Sierra Arca aufstellen könnten, da würde sich bald zeigen, wie wenig Widerstand der Felsen von Gibraltar leisten kann. Oder man mache Algeciras zum Freihafen, und die Herrschaft Gibraltars über den Handel ist gebrochen. Es handelt sich also nicht allein um Gibraltar, es geht um die Herrschaft über die Meerenge.

Der spanische Irredentismus.

Im französisch-englischen Vertrag wird uns verboten, die marokkanische Küste zu befestigen, die in unser Gebiet fällt. England verwehrt uns also, ganz abgesehen davon, daß es Gibraltar in Händen hat, die Befestigung unseres eigenen Gebietes. Welch entsetzliche Lage für uns! Erlassen Sie mir, zu sagen, wie ich die nenne, die dem italienischen Irredentismus Beifall geben und den spanischen verurteilen. Diese Leute behaupten, Italien habe ein Recht auf das Trentino, das es als zu seinem Gebiet gehörig betrachtet, und zugleich stellen sie sich auf Englands Seite und suchen unser Verhältnis zu ihm durch die Umstände zu entschuldigen. Und dabei ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Trentino und Gibraltar! Diese Leute erkennen das Recht Italiens an, über das Adriatische Meer zu herrschen, und wollen das Recht Spaniens auf die Meerenge nicht zugeben, die doch zu seinem Meer gehört. (Beifall.)

Beachten Sie wohl, daß die Meerenge von Gibraltar die wichtigste Stelle des Erdballs ist, daß dort unsere Ansprüche auf die Welt niedergelegt sind. Es scheint, daß Gott, der die Blindheit unserer Staatsmänner und Volksvertreter vorausgesehen hat, ihnen diese Ansprüche vor Augen stellen wollte, um ihnen zu zeigen, welches unsere Weltpolitik sein muß. Die Enge ist die wichtigste Stelle des Erdballs, weil sie vier Weltteile verbindet. Sie vermittelt die Beziehungen Afrikas zu Europa; sie ist der Hauptweg für den großen Strom, der nach Asien führt, und in sie mündet der große amerikanische Strom ein, der zu den Völkern des Mittelmeers geht. Sie ist wichtiger als das Skagerak und das Kattegatt, als der große und der kleine Belt, die doch nur in ein Binnenmeer führen, das die Hälfte des Jahres zugefroren ist. Sie ist wichtiger als der Kanal, dessen Besitz die Schiffahrt auf dem Atlantischen Meer und auf der Nordsee nicht hemmen kann; sie ist wichtiger als Suez, das nur eine Durchsickerung des Mittelmeeres darstellt, und das durch die Ladung eines quergestellten Schiffes gesperrt werden kann; und wichtiger als die Dardanellen, die nach ihrer Öffnung doch nur in ein Binnenmeer ausgehn. Sie kann auch nicht mit dem Kanal von Panama verglichen werden, der einen Weltteil durchquert. Gott hat den Schlüssel zum Romanischen Meer in unsere Hand gelegt. Die Gestaltung der Erde, ja die Wogen der Enge, die gegen ihre steilen Felswände prallen, rufen uns jeden Tag aufs neue zu: Das ist das Tor des Mittelmeeres und sein Schlüssel, da liegt eure Größe! (Großer Beifall.)

Nehmen wir an, daß wir auf beiden Seiten der Enge die Gewalt ausüben, daß es kein Volk gibt, das die Hoheit Spaniens beschränkt, und daß wir auf unserem ganzen Gebiet volle Freiheit des Handels haben. Was wird die Folge sein? Daß England mit dem Verlust des Tores und Schlüssels zum Mittelmeer den Todesstreich empfängt, daß ihm Malta, Cypern, Alexandrien und Suez wenig helfen, daß wir die Herrschaft auf der Halbinsel und dadurch eine mittelbare Hoheit über Portugal gewinnen, und damit das Recht, mit diesem gemeinsame Weltziele zu verfolgen, und als Ergebnis und Werkzeug dieser Gemeinsamkeit einen iberischen Bund. (Beifall.)

Die drei Ziele unserer Weltpolitik.

Wenn so unsere Macht und unser Volk wiederhergestellt wären, könnten wir uns den amerikanischen Staaten zuwenden, die wir mit unserem Blut errichtet, denen wir unsere Gesittung eingeflößt haben, und könnten mit ihnen eine geistige, staatsmännische und wirtschaftliche Vereinigung auf Grund der Gleichberechtigung begründen, die in achtzehn Staaten durch stillschweigende Übereinkunft erstünde, die unsere Sprache reden, und die sich um unsere Fahne scharen würden. Und das alles, was die drei Ziele Spaniens ausmacht, die drei Leitsterne unserer äußeren Politik: die Beherrschung der Meerenge, die Verbrüderung mit Portugal, die stillschweigende Gemeinschaft mit den amerikanischen Staaten: Wer hat es bekämpft? Wer hat es zunichte gemacht? Wer ist Schuld daran, daß diese drei Ziele verhüllt sind, daß sie nur noch als Schatten am Herde unseres Landes weilen? Wer war's? Fragen Sie die Geschichte, und sie wird Ihnen in Übereinstimmung mit der Geographie antworten: England. (Beifall.)

Die Sicherheit der Lage Spaniens heischt die Beherrschung der Enge und den Bund mit Portugal. Das geistige Band aber zwischen der neuen Welt und der alten kann es deshalb zu sein beanspruchen, weil es der äußerste Zipfel Europas ist, und weil es Amerika der Bildung erschlossen, es groß und erhaben gemacht hat. Aber Sie sehen, daß die Geographie, die nach dem geistreichen Ausspruch eines französischen Ministers in der Geschichte die Führung hat, England ein entgegengesetztes Verhalten eingibt, und daß es mit zäher Ausdauer daran festhält.

England muß wegen des Mißverhältnisses zwischen der Zahl seiner Bewohner und der Menge seiner Bodenerzeugnisse die Herrschaft auf dem Meere haben; und um das Meer zu beherrschen, muß es im Mittelmeer gebieten; und um dies zu können, muß es die Enge in Händen haben, und dazu wieder braucht es die Gewalt über die iberische Halbinsel. Dies kann es aber nur erreichen, indem es diese teilt, und um sie zu teilen, muß es Portugal unterjochen und uns in Gibraltar den Fuß auf den Nacken setzen. Und das hat es getan. Das zeigt uns die Geschichte.

Wer hat Portugal geholfen, sich von der spanischen Krone loszureißen? England. Seit den Zeiten Philipps des Zweiten haben wir fast ohne Unterbrechung mit England zu kämpfen gehabt, und nur der große Irrtum Talleyrands, der Napoleon veranlaßt hatte, seinem treuesten Verbündeten, dem größten Feinde Englands, den Krieg zu erklären, zwang uns, mit England vereint um unsere Unabhängigkeit zu ringen.

Und was tut England? England, das ohne Kriegserklärung vier spanische Kriegsschiffe in den Grund gebohrt, das uns nach Trafalgar zu gehen gezwungen hatte, England zerstört alle Befestigungen in der Nähe Gibraltars, weil es fürchtet, daß sich die Franzosen ihrer bemächtigen könnten. Dabei gibt es sein Wort dafür, daß nach beendetem Kriege die Schutzwerke wiedererstehen sollen, verhindert aber in Wahrheit ihren Wiederaufbau. Während wir nach dem Abkommen von 1809 zu Schutz und Trutz mit ihm vereint sind, befehdet es uns in Amerika und stiftet die berüchtigte Großamerikanische Vereinigung, deren Leitung in London war, und die Fühlung mit der britischen Regierung hatte, die ihr alles nötige Geld gab. Und als der Krieg zu Ende ist, was ist unser Lohn auf dem Wiener Kongreß? Da verlangt dieses selbe England, daß uns, die wir mehr wie alle andern zur Niederwerfung Napoleons beigetragen hatten, das Gebiet von Olivenza genommen werde, damit Portugal tiefer in unser Gebiet einschnitte. Und so wird's beschlossen, und so wär's geschehen, ohne den zähen Widerstand der spanischen Regierungen.

Dann nötigt es uns im Jahre 1817 zu einem Sondervertrag, worin das gegenseitige Besuchsrecht unserer und seiner Schiffe ausgesprochen wird. Das führt aber bei dem Mißverhältnis zwischen beiden Flotten mit zur Vernichtung unseres Handels. Es mischt sich in unsere Bürgerkriege und weiß durch einen Kunstgriff den Machtbereich des Felsens von Gibraltar zu erweitern.

Wer hält unser Heer auf, da wir nach Afrika gehen, und verlangt die Zahlung einer Schuld von vierundvierzig Millionen? England! Und als der Krieg um unsere Kolonien ausbricht, ach! der Kolonialkrieg, da verhandelten in Wien die Kaisermächte zu unseren Gunsten, und Deutschland wollte geradezu für uns eintreten, aber England ließ es nicht zu. Damit Sie nun sehen, wie weit die Dinge damals gediehen waren, will ich Ihnen aus dem kürzlich erschienenen Buche eines hohen englischen Beamten eine Stelle vorlesen, die für das fernere Verhalten Spaniens maßgebend sein muß. Es heißt: „Der Ursprung des Krieges", und sein Verfasser, Sir Percy Fitz-Patrick, läßt sich so vernehmen:

„Indessen verweilte die britische Flotte immer noch dort (nämlich in Rio de Janeiro), und der deutsche Admiral hätte gerne gewußt, was der englische täte, wenn er die amerikanische Flotte angriffe. Es fuhr ein Boot vom deutschen Admiralsschiff zum englischen Flaggschiff; die drei Flotten harrten stille; man wußte, daß alles von dem Verhalten des englischen Admirals abhinge. „Was

wird die englische Flotte tun," — fragte der deutsche Admiral — „wenn wir die amerikanische angreifen?" Die Antwort lautete: „Ich bin nicht ermächtigt, auf Fragen zu antworten, die Möglichkeiten ins Auge fassen; der amerikanische Befehlshaber wird Ihnen schon antworten." Und während das deutsche Boot die Antwort zurückbrachte, legte sich die englische Flotte langsam an die Seite der amerikanischen und kehrte sich dem gemeinsamen Feinde zu. Hätte England sich nicht so verhalten, so wäre vielleicht der Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien anders ausgegangen."

Und nun frag' ich Sie: können wir angesichts unserer Lage in der Welt und der Geschichte, die diese den beiden Völkern gegeben hat, in Zukunft an ein Zusammengehen mit England denken? Die Geschichte und die Geographie antworten mit „nein".

Frankreich.

Was Frankreich betrifft, so hab' ich's gesagt, und ich wiederhole es hier, daß mir niemand eine Zeile nachweisen kann, die eine Beleidigung des französischen Volkes enthielte, wenn ich auch häufig den französischen Staat und seine Lenker getadelt habe. Nie und nimmer wird man mir eine Beleidigung nachweisen, denn ich erkenne die Größe Frankreichs an, obwohl ich gegen seine Mängel nicht blind bin.

Frankreich ist in vielen Beziehungen von uns verschieden. Wir sind nicht beide im selben Sinne Romanen. Denn wenn wir auch mit dem Süden blutsverwandt sind, so ist dies doch nicht mit der gallischen Mitte, noch mit dem großenteils germanischen Norden der Fall. Dazu kommt, daß die seelische Verfassung der beiden Völker sehr verschieden ist. Trotzdem erkenne ich, wenn ich auch mit vielen französischen Schriftstellern den französischen Leichtsinn und zuweilen die französische Oberflächlichkeit tadle, die glänzende und geistvolle Auffassungskraft der Franzosen und die Durchsichtigkeit ihres Stiles an. Ich hab' es im Abgeordnetenhaus gesagt, und wiederhole es hier, daß Frankreich gleichsam die Zollstätte des menschlichen Geistes ist, und daß alle großen Gedanken, gute wie schlechte, durch sie gehen müssen, um, mit ihrem Stempel versehen, rasch die Welt zu durchwandern.

Frankreichs Vorteile und die unsern stehen sich im Mittelmeer feindlich gegenüber, denn dieses möchte dort die erste Geige spielen und sich über den ganzen Norden Afrikas ausbreiten; und es ist doch einleuchtend, daß dies gegen unser Wohl geht. Wir haben mit ihm manchen Strauß ausgefochten, wir haben ihm oft widersprochen und widerstanden; aber diese Widersprüche und diese Kämpfe, die wir mit ihm wie mit andern Völkern gehabt haben, sind sozusagen zufällig. Mit Frankreich könnten wir jeden Tag nähere Beziehungen anknüpfen. Aber mit England? Mit England niemals! (Beifall.)

England.

Leugne ich denn etwa die Größe Englands? Es gibt wenige, die sie so gründlich anerkennen. Gibt es doch kein Reich, das dem englischen gleicht. Ich bewundere die ungeheure Fähigkeit, die ungeheure Stärke und Willenskraft, die England aufwenden mußte, um dieses Riesenreich zu begründen, das mehr als den sechsten Teil des Erdballs umfaßt und ein Viertel der Menschheit unter seinen Stab beugt. England ist groß, England hat im Laufe der Geschichte wunderbare Taten vollbracht; wie sollte ich diese Größe verkennen?

Da ist zunächst im Innern seine prächtige Verfassung und seine geschichtliche Entwicklung, die mit ihrem Sinn für das Überkommene in ihren Einrichtungen denen Roms gleicht; und nach außen setzt die ungeheure Ausdehnung seines Reiches und seine Herrschaft in Erstaunen. Wenn sich's aber um die Beziehungen Englands zu den übrigen Ländern handelt, spricht mein sittliches Gefühl nicht von Bewunderung, sondern von etwas ganz anderem. England ist groß. Wie sollte es nicht, da sein Reich größer als das des Cyrus, Alexanders und Roms, da es ausgedehnter ist, als unseres war.

Wohin England blickt, sieht es Länder, die ihm untertan sind; es kommt sich vor, wie ein ungeheures Schloß, dessen Mauern die Steilwände seiner Ufer bilden, und in dessen Graben das Weltmeer liegt. Von der Höhe seiner Warttürme überschaut es, wie die Bahnen seiner Schiffe den ganzen Erdball umspinnen, ihn zusammenschnüren und unterwerfen; es gewahrt, wie seine furchtbaren Geschwader gleich Schwärmen von Seevögeln sich zum Fluge anschicken, bereit sich auf sein Geheiß auf alle Völker hinabzustürzen. Und während es des Ausspruches gedenkt, daß in allen Meeren sich kein Fisch regt, dem nicht seine Leoparden auf die Schuppen geprägt sind, bemerkt es nicht, daß einige seltsame Bewohner der Wellen, die die Wissenschaft ins Leben gerufen, der Genius vervollkommnet hat, und die der Heldenmut in Bewegung setzt, unter die Wogen tauchen und den Tod auf seine Kreuzer speien, die zerschmettert in die Tiefe sinken. Und wenn es voller Schrecken seine Augen gen Himmel kehrt, sieht es, wie die kühnen Zeppeline, die ihre Schwingen regen, wie die siegreichen Adler Deutschlands, die Richtung nach der Themse nehmen und sich seiner Hauptstadt nähern. (Großer und anhaltender Beifall.)

England ist groß. Aber es hat mein Vaterland gehemmt, verstümmelt, unterworfen, geknechtet, es hat seine Entwicklung unterbrochen und seine Ideale vernichtet. (Rauschender und wiederholter Beifall. Hochrufe auf Spanien erschallen und werden mit der größten Begeisterung aufgenommen.)

Ich erstrebe die Herrschaft über die Meerenge und die Unberührtheit unseres Gebietes, die uns England bestreitet. Und zudem sage ich und wiederhole, was ich oft ausgesprochen habe: wenn Deutschland sich mit England verbände, wäre ich der Feind Deutschlands; wenn Frankreich sich von England trennte, wäre ich

Frankreichs Freund. Denn mein Maßstab ist nicht der Haß; mich leitet die Rücksicht auf die Lage meines Vaterlandes und auf seine Freiheit. (Neuer Beifall.)

Deutschland.

Gegenüber von England erhebt sich eine andere Macht. Sie hat sich aus der bescheidenen Mark Brandenburg entwickelt. Kennen Sie etwas, was dem Deutschen Reiche gleicht? Im Mittelalter zerfällt es in mehr als dreihundert Staaten, und durch die Reformation nimmt ihre Zahl noch zu. Während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts wird es durch die erbittertsten Kämpfe erschüttert; seit dem Reichstag von Speier, dem Schmalkaldischen Bund und dem Bauernkrieg bis zur Schlacht bei Mühlberg fließt dort das Blut in Strömen, und im siebzehnten Jahrhundert fährt es im Dreißigjährigen Krieg fort zu fließen.

Und nach Friedrich dem Großen und der Eroberung Schlesiens, durch die Preußen sich emporzurichten und zu erheben scheint, fällt es bei Jena gebrochen und gedemütigt unter die Herrschaft Napoleons. Aber es richtet sich wieder empor, aber nicht vollständig, nicht mit der Wucht, die man anfangs erwartet hatte, Durch die Aufstände des Jahres 1848, die die Vorläufer eines Umsturzes, wie der vom Jahre 1789, zu sein scheinen und alle Throne Europas erschüttern, wird Preußen bis in die Grundfesten aufgewühlt und kann seine Macht nicht wiedergewinnen. Aber es arbeitet still und geduldig, und es erscheint der Tag von Königgrätz, der ihm die Vorherrschaft über ganz Deutschland bringt. Es kommt das Jahr Siebzig mit seinem Sieg über die romanische Macht, die seinem Einfluß auf dem Festland im Wege hätte stehen können. Nachdem es so hoch gestiegen ist, widmet es sich mit Geduld und Zähigkeit einer anderen Aufgabe, und während der sogenannte deutsche Imperialismus im Laufe der siebenundzwanzigjährigen Herrschaft des jetzigen Kaisers nicht eine Handbreit Boden durch die Waffen gewinnt, sondern die Gebiete, die er erwerben will, wie die Karolinen und die Marianen, kauft, steigert er die Tätigkeit in den Werken, den Universitäten und in den Schulen, die alle nur einen Trieb und eine Richtung kennen: die Größe des Reiches.

Und da mit dem europäischen Kriege die entscheidende Stunde naht, erscheint dies Deutschland so riesengroß, daß man sich in Bewunderung vor ihm beugen muß. (Sehr gut! Beifall.)

Noch nie hat die Welt etwas gesehen gleich diesem furchtbaren Rüstzeug des deutschen Heeres. Indem Deutschland den Vorstoß in Rußland unternimmt und die Abwehr in Flandern bewirkt, mit einem Heer in den Karpathen und einer Besatzung in Belgien, mit einem weiteren Heer in zehn französischen Departements, und einem noch größeren, das immer auf der Eisenbahn in Bewegung ist, steht es immer an der vordersten Stelle, sei's, daß es angreift, oder

daß es abwehrt, sei's, daß es Festungen erobert oder Gebiete wiedergewinnt, und hält in diesem Augenblick mit sieben Millionen Streitern die Welt im Zaume. (Beifall.)

Schon seit sechs Monaten hatte es eine Million Menschen bereit, weil es mit dem Abfall Italiens rechnete, und jetzt kann es, da Rußland geschlagen und gedemütigt ist, einem Siegeszug entgegeneilen, wie ihn die Welt nicht glänzender erlebt hat. Aber so groß jene Kriegsrüstung ist, sie kann sich nicht messen mit der Schmiede, die sie hervorgebracht hat, das ist das deutsche Volk. Und auch diese Schmiede wird wieder übertroffen von der Triebfeder des ganzen, das heißt, dem Geist, von dem alles ausgeht; und diesen finden wir zusammengefaßt in dem großen Kaiser. (Beifall.)

Diesen grüße ich in Ehrfurcht und Ergebenheit, nicht nur als den ruhmvollen Vertreter des Königtums und der Ordnung in der Welt, sondern auch als den Vollstrecker des Willens Philipps des Zweiten und Napoleons, weil er an England die Absicht des Romanentums verwirklicht hat, die dieses nicht vollstrecken konnte. (Rauschender Beifall.)

Gemeinsame Vorteile.

Die Vorteile Deutschlands stimmen mit den unseren überein, die englischen laufen ihnen zuwider. Daher muß nach meiner Ansicht unser Volk sich auf Deutschlands Seite stellen und darf sich nie, nie England zuwenden. Zu diesem Verhalten muß es schon der morgenländische Sinnspruch führen, der eine ewige Weisheit enthält: „Daß die Gegner unserer Gegner unsere Freunde sind." (Sehr gut! Großer Beifall.)

Deutschland ist zunächst und vor allem eine Landmacht; sein Sieg wird es zur Seemacht erheben, die es ja auch schon ist. Es wird seinen Einfluß im Mittelmeer auszudehnen suchen, und es wird dort als Stütze ein tapferes und starkes Volk brauchen. Wer wird dies sein? Weder Italien noch Frankreich können in Betracht kommen; Griechenland ist zu anspruchsvoll und zu weit entfernt. Dies Volk muß unbedingt das spanische sein.

Die Vorteile Deutschlands decken sich mit den unseren, und daher konnte mir ein hoher Herr, der gerade von Berlin gekommen ist, heute sagen, daß, wie die Stimmung eines großen Teiles des spanischen Volkes immer mehr zu Gunsten Deutschlands wächst, die deutsche Neigung zu Spanien so hoch gestiegen ist, daß unser Gesandter in Berlin witzig sagen konnte, daß er nach dem Kaiser dort den größten Einfluß habe, und daß man behauptet, Spanier sein, hieße einen Freibrief fürs Deutsche Reich besitzen. (Großer Beifall.)

Wenn das mächtige England, da es die Schwäche seiner gerühmten „glänzenden Vereinzelung" fühlte, sie hat aufgeben und Bündnisse hat eingehen müssen, die ihm ermöglichen, sein wirtschaftliches Wohl zu wahren, von dem sein Bestehen

abhängt: wie sollte sich das schwache Spanien vermessen, zu erreichen, was dem großen britischen Reich nicht möglich war?

Da wir somit gezwungen sind, die äußere Politik aufzugeben, die jenes nicht aufrecht erhalten konnte, und die uns den Verlust unserer überseeischen Besitzungen eingetragen hat, stehen uns nur zwei Wege offen: entweder ein Bündnis mit Deutschland oder mit England und Frankreich. Diese wollen, daß wir schwach sind, und verurteilen uns zur Knechtschaft, jenes will, daß wir uns stark und als aufrechte Männer erweisen. (Beifall.)

Orestes Daskaljuk: Zur ukrainischen Frage.

Für die Wertung der ukrainischen Frage ist es von Wichtigkeit, über das Wesen und den Inhalt derselben bestimmte Formeln zu finden und aus der geschichtspolitischen Begründung, ihrer Entwicklungstendenz und den Lösungsmöglichkeiten ihre Bedeutung für die Zentralmächte abzuleiten. Die ukrainische Frage ist äußerlich und in ihrer engsten Fassung ein Bestandteil des russischen Nationalitätenproblems. Als solcher läßt sie sich durch die anderthalb Jahrhunderte alten Bestrebungen der führenden ukrainischen Schichten definieren, die freie kulturelle Entwicklung eines widerrechtlich geknechteten Volkes zu erzwingen und die Vorherrschaft des zahlenmäßig in der Minderheit befindlichen russischen Elementes in den ukrainischen Provinzen Rußlands abzustreifen. Die ukrainische Frage wird von ihren Gegnern unter Berufung auf diese Definition als ein nur innerpolitisches russisches Problem dargestellt. Sie ist es ebensowenig, wie etwa die polnische, und sie hat seit den Anfängen ihres Bestehens jedesmal ihre internationale Bedeutung erwiesen, sobald es sich darum handelte, Rußlands Ausdehnungsdrang für alle Zeiten und endgültig unschädlich zu machen. Denn darin lag ihr Wesen, das sie weit über ein gewöhnliches Nationalitätenproblem emporhob: daß von ihrer Lösung die Geschicke des mächtigsten Slawenreiches abhingen, daß durch den Sieg des ukrainischen Separatismus die Einheitlichkeit und machtvolle Geschlossenheit des russischen Staates gebrochen und dieser selbst zu einem Faktor zweiten Ranges herabgedrückt wurde. Wie die Großmachtstellung Rußlands erst durch die Erwerbung des reichen und ausgedehnten ukrainischen Territoriums, das dem Moskauer Binnenreich den Ausgang zum Schwarzen Meer und den Ausblick nach Konstantinopel verschaffte, begründet werden konnte, so mußte die Abtrennung der ukrainischen Provinzen, die das Hauptgewicht der wirtschaftspolitischen Macht des russischen Staates zu tragen bekamen, Rußlands

innersten Lebensnerv treffen und das Zarenreich in die frühere vorpetrinische Bedeutungslosigkeit zurückwerfen. Diese Seite des ukrainischen Problems wurde von der russischen Regierung und dem russischen Volk in seinen politisch fühlenden Vertretern frühzeitig ihrer ganzen Bedeutung nach erkannt; ihre Gefährlichkeit sollte durch die rücksichtsloseste Ausmerzung alles Ukrainischen, durch die politische Erdrosselung eines ganzen Volkes beseitigt werden. Die gleiche Erwägung hat aber auch alle Staaten, die sich Rußlands im Verlauf ihrer Geschichte zu erwehren hatten, veranlaßt, zum Schutze ihrer eigenen staatlichen Interessen die Lösung des ukrainischen Problems im Sinne der Wiederaufrichtung des einstigen ukrainischen Staates zu versuchen. Sowohl Polen (1569), als auch die Türkei (1669 und 1711) haben die Wiederherstellung der Ukraine mit allen Mitteln betrieben, um in ihr einen natürlichen Bundesgenossen gegen den Zarenstaat zu gewinnen. Schwedens Könige, Karl X. Gustav und Karl XII., verbanden sich mit dem ukrainischen Hetmanenreich, um Rußlands unaufhörliche Expansionsgelüste einzudämmen. Die Schlacht bei Poltawa (1709) entschied den großen Zweikampf zwischen Rußland und Schweden zu Gunsten des ersteren und bestimmte auf Jahrhunderte hinaus die staatliche Physiognomie Europas. Auch in die Geschichte Preußens hat die ukrainische Frage mehrmals hineingespielt und König Friedrich Wilhelm II. und später Bismarck die Selbständigmachung der Ukraine als Gegengewicht gegen den russischen Erobererstaat nahegelegt. Welche Rolle ihr in den Beziehungen zwischen Rußland und Österreich durch die Überleitung galizischer Motive zugefallen war, und wieviel von ihrem Konto auf das Entstehen des gegenwärtigen Krieges zu setzen ist, ist durch die politischen Erklärungen der hervorragendsten russischen Staatsmänner, Denker und Politiker wiederholt und unzweideutig dargelegt worden.

Das ukrainische Problem wird vom ukrainischen Volke selbst durch die Forderung nach einer selbständigen Staatenexistenz charakterisiert. Es hat auf dem altehrwürdigen ukrainischen Boden immer als Protest gegen das imperialistische russische Staatsprinzip bestanden, seit durch die Übermacht Rußlands und die Ungunst der Verhältnisse die ukrainische Unabhängigkeit zerstört und das Volk untertan gemacht wurde. Es hat durch seine innere Kraft alle Ausrottungsversuche Rußlands überdauert und die große ukrainische Masse, ungeachtet aller Russifizierungen, als ein dem Russentum fremdes Element erhalten. Es hat die ukrainische Gesellschaft zum unablässigen Kampfe gegen den Zarismus, zur legalen und illegalen Propaganda, zu einer steten Ausweitung nationaler Programme angespornt und die Geister unaufhörlich nationalisiert, indem es sie im Bannkreis nationaler Fragen, Leiden und Hoffnungen herumtrieb.

Die Idee des selbständigen ukrainischen Staates stellt an sich keine politische Neuerung dar. Sie ist in der viele Jahrhunderte währenden Selbständigkeit der frühesten ukrainischen Reiche verankert und durch die unzähligen Kämpfe um ihre Erhaltung und Wiedererlangung politisch formuliert worden. Schon die ersten

ukrainischen Staatenbildungen, das Großfürstentum Kiew (zehntes bis zwölftes Jahrhundert) und seine Nachfolger, das Königreich Galizien und Lodomerien (dreizehntes bis vierzehntes Jahrhundert), zeigen das Bestreben der das Dnjeprgebiet bewohnenden ukrainisch-slawischen Völkerschaften, sich in einem Staatswesen auf national-ukrainischer Basis zu organisieren und gegen die Angriffe der vom Norden vordrängenden finnisch-slawischen Moskowiter zu behaupten. Der gleiche Drang nach staatlicher Unabhängigkeit kennzeichnet im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die zahlreichen, sich stetig erneuernden Aufstandsbewegungen des ukrainischen Volkes, das sich heldenhaft gegen eine Überzahl seiner Feinde zu halten sucht. Die zeitweiligen Erfolge, die Selbständigkeit, die ihm seine blutigen Opfer bringen, kräftigen seinen Widerstand. Das ukrainische Hetmanat (1654 bis 1734), das durch die gewaltsame Lostrennung der ukrainischen Länder von Polen und ihre Selbständigkeitserklärung geschaffen wird, bedeutet freilich keine rechtlich anerkannte Staatlichkeit, entspricht aber dem Freiheitsstreben des ukrainischen Volkes insofern, als es dessen völlig unabhängige — kulturelle wie politische — Entwicklung verbürgt. Als fünfzig Jahre später (1781) die Herrschaft des nationalen Hetmans gebrochen und das ukrainische Territorium definitiv in das russische Staatswesen einverleibt wird, erhält sich der alte Unabhängigkeitsgedanke in den verbrieften Sonderrechten, die dem ukrainischen Volke eingeräumt werden müssen. Die Geschichte der ukrainisch-russischen Beziehungen seit 1781 ist eine Kette fortwährender Treubrüche und Vergewaltigungen von seiten der zarischen Regierung; sie ist von ukrainischer Seite eine Reihe unablässiger, teils blutiger, teils friedlicher Bemühungen, die aus der Forderung nach nationaler Eigenbestimmung ihr ideales Prinzip herleiten. Wenn auch die Kraft des Volkes durch die unnachsichtliche Dezimierung seiner Führer, die Fesselung des kulturellen Lebens, die Unterjochung der nationalen Kirche nach und nach aufgebraucht wird, und in der Folge sich innerhalb aller Gesellschaftsschichten eine tödliche Abspannung geltend macht, die die ursprüngliche Kampffreudigkeit nicht mehr aufkommen läßt, sucht sich die Idee der ukrainischen Selbständigkeit auf illegalem Wege, durch die Verschmelzung mit sozialen und revolutionären Losungen zu erhalten. Ihre volle Schlagkraft erlangt sie erst wieder, als unter dem Ansturm der vereinigten Völker die Konstitution erzwungen und die legale Entfaltung der nichtrussischen Nationalitäten in Angriff genommen wird. Die knappe Zeit von 1905 bis 1907 hat der ukrainischen Idee ungeheure Popularität verschafft und alle Regungen des öffentlichen ukrainischen Lebens der Erfüllung des nationalen Verlangens in den Dienst gestellt. Auch die 1907 mit dem Stolypin'schen Staatsstreich einsetzende Reaktion konnte nicht mehr die Ströme eindämmen, die immer reichhaltiger aus der ukrainischen Renaissance zu fließen begannen.

Die geschichtliche und politische Motivierung der ukrainischen Staatsidee hängt mit den Anfängen des ersten selbständigen ukrainischen Reiches zusammen.

Sie hat ihr stärkstes Stimulans in der Gegensätzlichkeit des Ukrainismus zum Moskowismus, einem Gegensatz, der sich von allem Anfang an in der Geschichte beider Systeme ausprägte und bis auf den heutigen Tag unverändert bestehen geblieben ist. Die Wandlungen des politischen Verhältnisses der Ukraine zu Rußland haben die ursprüngliche Idee verschiedenartig beeinflußt und ihr eine wechselnde Schwingungsweite gegeben. Auch die Elemente, die als ihre Vertreter und Gestalter auftraten, lösten einander nach dem Gesetz ihrer inneren Wandlung ab. Aber über allen Zufälligkeiten der Geschichte stand unversehrt ihr Schlagwort: die politische und kulturelle Selbständigkeit eines großen Volkes, das seinen Anspruch auf einen freien Nationalstaat niemals aufgegeben hatte und aus seiner Vergangenheit und Lage, aber auch den idealen Mächten des Gefühls und der Erinnerung gleichermaßen die Berechtigung dazu ableitete.

Die Zugehörigkeit der Ukraine zu Rußland nimmt ihren Anfang im Vertrage von Perejaslaw (17. Juni 1654), der auf der Grundlage der Realunion zwischen beiden Staaten als vollkommen gleichwertigen Faktoren zum Schutze gegenseitiger staatlicher Interessen zustande kommt. Die Gründe, die den ukrainischen Fürsten Bogdan Chmelnizkyj veranlaßten, sein kaum von der polnischen Oberherrschaft befreites Land durch ein Bündnis mit Moskau zu stützen, lagen in der allgemeinen Unsicherheit der internationalen Situation, die dem ukrainischen Reiche die Anlehnung an ein stärkeres Staatswesen empfehlenswert machte. Chmelnizkyj entschloß sich zum Anschluß an Moskau erst nach vergeblichen Verhandlungen mit Schweden, Moldau und der Türkei. Er war bei der Festlegung der Vertragsschrift von vornherein auf die völlige politische und kulturelle Unabhängigkeit der Ukraine bedacht und formulierte dies in einwandfreier Weise durch die Betonung der freien ukrainischen Staatlichkeit. Dementsprechend war der Perejaslawer Vertrag durch folgende Hauptbestimmungen charakterisiert: Der Ukraine, dem sogenannten „Lande des hetmanischen Regimentes", wurde eigene Verwaltung, Gerichtsbarkeit, eigenes Finanzwesen, ein nationales Heer, das Recht des diplomatischen Verkehres mit fremden Staaten und ein mit Souveränitätsrechten ausgestattetes staatliches Oberhaupt, der frei und auf Lebenszeit wählbare Hetman, zugestanden. Den amtlichen Verkehr zwischen Moskau und der Ukraine vermittelte in gleicher Weise wie mit dem Auslande das russische Auswärtige Amt, später das „Ausländische Kollegium". Die freiwillig erfolgte Union zwischen Rußland und der Ukraine ist die erste Äußerung des wiederhergestellten ukrainischen Reiches, ein Bündnis zweier unabhängiger, völkisch und kulturell verschiedener und ihrer Selbständigkeit bewußter Staaten. Sie ist zugleich das Unabhängigkeitsdokument, auf das sich die Ukrainer in ihrem Kampfe gegen die russische Regierung immer berufen haben, und das seine staatsrechtliche Bedeutung bis heute nicht einbüßte. Die seitherige systematische Unterdrückung der im Vertrage vorgesehenen ukrainischen Rechte, bis die Ukraine nach dem Zusammenbruche ihrer Widerstandskraft zu einer gewöhnlichen Provinz Rußlands

herabgedrückt wurde, konnte wohl die Existenz des freien Ukrainerstaates aufheben. Aber der Vertragsbruch selbst vermochte theoretisch und rechtlich dem Bestehen des Kiewer Reiches nicht seine Geltung zu nehmen. Unter Hinweis darauf sind alle späteren Versuche der Ukrainer zur Loslösung ihrer Gebiete von Moskau erfolgt, sind auch die zahlreichen Aufstände unter den der Regierung Chmelnizkyj's folgenden Hetmanen Wyhowskyj, Doroschenko, Mnohohrischnyj, Samijlowitsch und Mazeppa zu verstehen. Die Bestrebungen der zarischen Regierung waren bald nach der Unterzeichnung des Vertrages durch Zar Alexey offenkundig auf die Unterwerfung des Bundesgenossen gerichtet. Dennoch ist bezeichnend, daß der Vertrag, trotz mehrfacher Kämpfe zwischen beiden Staaten, noch zweimal (1659 und 1728) erneuert wurde und als Bürgschaft des unabhängigen ukrainischen Staates sich bis zum Tode des Hetmans Daniel Apostol (1734) erhielt.

Die Bemühungen, die aussichtslose Verbindung mit Moskau zu lösen, gehen auf den Schöpfer des Perejaslawer Vertrages, Chmelnizkyj, zurück. Sein Tod (1657) brachte die ukrainischen Pläne nicht zur Reife; dagegen schloß sein Nachfolger J. Wyhowskyj 1659 den Vertrag mit Polen (zu Hadiatsch), demzufolge die Ukraine nach der Besiegung Moskaus als ein ebenbürtiges Großfürstentum mit eigener Armee, Verwaltung und einem selbständigen Hetman Polen angegliedert werden sollte. Die eingeleiteten blutigen Kämpfe, die durch die Einigung der bisherigen Gegner, Rußlands und Polens, für die Ukraine verhängnisvoll wurden, bekamen 1667 in der Aufteilung der Ukraine zwischen Moskau und Polen einen vorläufigen Abschluß. Die nun folgenden vier Jahrzehnte sind mit zahlreichen Unternehmungen der Hetmanen beiderseits des Dnjepr zur Wiederherstellung des ungeteilten ukrainischen Staates, einer Periode der Alliierung mit der Türkei (Doroschenko's Bündnis mit der Pforte 1669, das 1672 nach der Vertreibung der zarischen Heere zur Unabhängigkeitserklärung der Ukraine unter dem nominellen Protektorate des Sultans führte) und unaufhörlichen Kämpfen nach mehreren Seiten ausgefüllt. Die Geschichte der Ukraine erfuhr einen Wendepunkt durch das Bündnis Mazeppa's mit Karl XII. Schweden, das den imperialistischen Drang Rußlands immer entschiedener zu fühlen bekam, suchte in kluger Voraussicht der ihm drohenden Gefahr durch die Aufrichtung eines starken ukrainischen Staates im Süden Rußlands zu begegnen. Die Vertragsbestimmungen des schwedisch-ukrainischen Waffenbündnisses sprechen in genauer Formulierung von der „Wiederherstellung der alten Freiheiten und der staatlichen Existenz der Ukraine" und ihrer Garantie durch das schwedische Königreich. Die unglückliche Schlacht bei Poltawa (1709) brachte mit der Besiegelung des Schicksals der Ukraine auch die Beseitigung der schwedischen Vormachtstellung im Norden Europas. Daran änderte auch der von türkischem Boden aus unternommene zweite Versuch Karls XII. und des ukrainischen Hetmans Orlyk, Rußlands Vordringen aufzuhalten, nichts. Die Niederwerfung des Aufstandes bedeutete für die Ukraine die endgültige Aufgabe ihrer Unabhängigkeit, für das übrige Europa zugleich

das Auftreten einer neuen Großmacht, die ihre Grenzen unaufhaltsam nach Norden und Süden vortrieb und sich immer zielbewußter zur Weltbeherrschung zu rüsten begann.

Mit der Vernichtung der ukrainischen Heere fiel das letzte Bollwerk der ukrainischen Selbständigkeit. Peter I. vollzog nun ungehindert die Umwandlung der Ukraine in eine russische Provinz. Das Land wurde verwüstet, der Adel verjagt, seine Güter eingezogen und die bürgerlichen Schichten der Städte durch massenhafte Verbannungen und Hinrichtungen zum Schweigen gebracht. Das nationale Heer wurde nach verschiedenen Teilen Sibiriens und des Urals versprengt, und die Ukraine unter dem Titel „Kleinrußland" einem russischen Senat unterstellt. Im Jahre 1764 wurde auch die bisher nominell noch bestehende Hetmansgewalt (nach dem Tode des letzten Scheinhetmans Fürsten Razomowskyjs) abgeschafft. Die übrig gebliebenen Reste der ukrainischen Selbständigkeit, die sich in der Organisation der „Saporoger" — einem freien Militärorden zum Schutze der ukrainischen Grenzen gegen die türkischen und tartarischen Überfälle — am unteren Dnjepr erhalten hatten, wurden durch die Eroberung und Zerstörung ihrer Feste, der „Ssitsch", 1775 definitiv beseitigt. Damit wurde (von Katharina II.) auch die ukrainische Autonomie aufgehoben und das Land dem „Kleinrussischen Kollegium" überantwortet. Die Versuche der Ukrainer, auf legalem Wege — mit Hilfe der von Katharina einberufenen Verfassungskommission — die Anerkennung ihrer „Privilegien, Rechte und Freiheiten" durchzusetzen, wurden durch den russischen Gouverneur Rumjanzew vereitelt, der die Delegierten der ukrainischen Stände verhaften und die separatistische Bewegung mit grausamer Strenge ahnden ließ.

Die völlige Unterwerfung der Ukraine wurde durch die Abschaffung des hetmanischen Regiments und die Auflösung der ukrainischen Armee in achtundzwanzig russische Kavallerieregimenter ins Werk gesetzt. Diese Maßnahmen wurden bald durch die Aufteilung der Ukraine in Gouvernements (1782) und die Einführung der Leibeigenschaft (1783) — die Ukraine hatte seit Chmelnizkyj keine Leibeigenschaft — ergänzt. Die „innerliche Einverleibung" wurde durch eine großzügige Russifizierungspolitik, die vornehmlich das Schul- und Kirchenwesen umfaßte, angebahnt. So wurde u. a. die berühmte Kiewer ukrainische Akademie kurzerhand russifiziert und ebenso die ukrainische Kirche, die zäheste Vertreterin der ukrainischen Unabhängigkeitsidee, dem Moskauer Patriarchat, später dem heiligen Synod untertan gemacht. Das Volk ergab sich nach und nach, seiner natürlichen geistigen und politischen Führer beraubt, ins Unabänderliche, das nationale Leben versank, und die ukrainische Idee flüchtete in geheime Klubs, die sich überall als Reaktion gegen den unerhörten Druck der Regierung aufgetan hatten.

Die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Rußland unter dem Einfluß französischer liberaler Tendenzen einsetzende revolutionäre Strömung (die

Dekabristen) war in der Ukraine entschieden national orientiert und zur neuerlichen Formulierung politischer Unabhängigkeitsziele ausgewertet worden. Ukrainische Freimaurerlogen (in Kiew, Shitomir, Tschernehiw), unter ihnen die bekannte „Kyrillo-Methodische Gesellschaft" von dem Historiker Kostomarow und dem Dichter Taras-Schewtschenko 1846 begründet, verbreiteten die nationale Idee und faßten die überall zersplitterten ukrainischen Strebungen in einem politischen Programm zusammen. Die Aufdeckung und Verfolgung der ukrainischen Geheimbündler leitete eine neue Periode gewaltsamer Unterdrückung ein, die namentlich nach 1863 durch die Verquickung der ukrainischen Bewegung mit dem Polenaufstande sich in einer Reihe rücksichtslosester Maßregeln ausprägte. Seine Krönung erhielt das Unterdrückungssystem durch den berüchtigten Ukas von 1876, der den Gebrauch der ukrainischen Sprache in Schule, Kirche und öffentlichem Leben verbot, gemäß jener Erklärung des russischen Unterrichtsministers Walujew, wonach es „eine ukrainische Sprache und Literatur nicht geben dürfe". Damit wurde die moralische Tötung eines Dreißig-Millionen-Volkes von Rechtswegen verfügt und über eine ganze Nation der Stab gebrochen.

Die Folgen dieser zarischen Politik äußerten sich einerseits in einem starken kulturellen und wirtschaftlichen Verfall der Ukraine, andererseits aber in einer Revolutionierung der noch ungebrochenen Teile des ukrainischen Volkes, deren Leitmotiv nunmehr die Niederringung des Absolutismus zum Zwecke einer freieren Ausgestaltung des nationalen Lebens wurde. Die Ukraine war der Herd der russischen Aufruhrbewegung. Die großen Agrarunruhen von 1902, die Vorläufer der revolutionären Ereignisse, gingen vom ukrainischen Boden aus. Die Meuterei der Schwarzen-Meer-Flotte in den Jahren 1905, 1912 und 1914 war durch ukrainische Propaganda herbeigeführt worden. Unauffällig bereitete sich im ukrainischen Volke die große Renaissance vor, die der Entwicklung der ukrainischen Selbständigkeitsidee einen neuen, mächtigen Impuls verlieh und ihre Wellen weit über die Grenzen des engen Ukrainismus entsandte.

Die letzte Periode der ukrainischen Geschichte wird durch zwei Momente bestimmt: die russische Revolution von 1905 und das österreichische Wahlrecht von 1906. In Rußland wird die ukrainische Frage fortan ausgesprochen politisch formuliert. Das zur Selbstbestimmung erwachte Volk ergreift in seinen Vertretern mit vollem Bewußtsein das ihm zustehende Recht der nationalen Entfaltung und gibt den diesbezüglichen Bestrebungen seiner Führer durch ein geschlossenes Eintreten hinter die Forderungen der politisch denkenden Intelligenz nationale Weihe. Die ursprünglich literarisch-idealistische Bewegung wird zur Massenbewegung, die soziale und ökonomische Seite ihres Programms, namentlich unter der Einwirkung gleichgearteter Bestrebungen anderer nichtrussischer Völkerschaften, politisch fundiert. Praktisch äußert sich dies in einer Selbstorganisierung der Masse, die alte Forderungen hervorgräbt und sie zu verwirklichen sucht. Es ist bezeichnend, daß der Liberalismus, der nach der Konstitutionsver-

leihung das ganze Denken Rußlands erfüllt, in den ukrainischen Provinzen die Ukrainisierung des öffentlichen Lebens vollzieht. In innigem Nebeneinander bildet sich durch die Initiative des Volkes und der bürgerlichen Schichten die ukrainische Presse heraus, das Volksbildungswesen und volkswirtschaftliche Institutionen. Hand in Hand damit geht eine Organisierung der ukrainischen Bauern- und Arbeiterschaft in nationalen Verbänden („der ukrainische Bauernbund", die sozialen Parteien), die sich in der Duma durch eine starke parlamentarische Vertretung und ein klar präzisiertes politisches Programm bemerkbar machen. Die ideellen und sonstigen Motive dieser Bewegung sind so stark, daß sogar Teile der russifizierten und polonisierten ukrainischen Klassen aus ihrer Erstarrung zu erwachen und sich zum ukrainischen Volkstum zu bekennen beginnen.

Die Straffung und tatkräftige Bekundung des ukrainischen Nationalbewußtseins nach 1905 ist das Resultat einer in den neunziger Jahren aufkommenden, in ihrer allgemeinen Erscheinung durch die Reaktion unter Alexander III. begründeten Propaganda, die sich trotz der Hemmnisse von seiten der russischen Regierung überallhin auszubreiten und den Kontakt zwischen den weiten Kreisen der Unzufriedenen herzustellen vermochte. Ihre Grundsätze sind in der „revolutionären ukrainischen Partei (R. U. P.)" formuliert und hinsichtlich des nationalen Moments durch die Forderung gekennzeichnet: der freien Entwicklung des ukrainischen Volkes und der Unterbindung der wirtschaftlichen Ausnützung des ukrainischen Südens durch den moskowitischen Norden. Zusammen mit der russischen schafft diese Partei die Bedingungen für die kommende allgemeine Revolutionsbewegung vor und organisiert die Massen. Die späteren Abspaltungen der „ukrainischen Volkspartei" und des „ukrainischen sozialdemokratischen Bundes" spezialisieren das ukrainische Programm; doch bilden sich bald als eigentliche Träger der politischen Bestrebungen der ukrainischen Gesellschaft die demokratisch-radikalen und sozialdemokratischen ukrainischen Gruppen aus. Allen diesen Parteien schwebt als Ideal die staatliche Unabhängigkeit der Ukraine vor. Praktisch wird das Verlangen nach einer Autonomisierung der ukrainischen Provinzen erhoben.

Das Programm der ukrainischen Autonomisten bedeutete streng genommen die Negierung des russischen Staates in seiner gegenwärtigen Stellung zu Europa. Die Abtrennung seiner wichtigsten Provinz zerstörte die Legende von der nationalen Einheitlichkeit des russischen Staates, schwächte seine imperialistische Stoßkraft und beraubte ihn des gewaltigen Ausbeutungsgebietes, dessen Kräfte er als Material seines Wachstums vernutzte. Die Gefahr des ukrainischen Separatismus vereinigte in der Behandlung des Nationalitätengesetzes mit einem Schlage alle nationalrussischen Dumaparteien auf der Seite der Regierung und machte selbst die russischen Liberalen und Progressisten zu unversöhnlichen Widersachern der bescheidensten ukrainischen Forderungen.

Diese Gefahr wurde durch die Entwicklung der österreichischen Ukrainer

fortwährend gesteigert, zumal seit 1906, dem Jahre des österreichischen Wahlrechts, die großen Massen zu Worte kamen und ihren Einfluß im politischen Leben der Monarchie im Sinne der Erfüllung ihrer nationalen Aspirationen geltend machten. Die nationalen Fortschritte der österreichischen Ukrainer fanden in Rußland lauten Widerhall und feuerten die Stammesgenossen immer wieder zu Kampf und Widersetzlichkeit auf. Jede nationale Errungenschaft in Österreich festigte auch die Position der russischen Ukrainer und ließ sie mit nationalen Ansprüchen an die russische Regierung herantreten. Letztere suchte die ukrainische Nationalidee an ihrem Hauptherde, in Galizien, durch eine großzügige Agitation, durch Unterkaufung und Anleitung zu Verrat und Empörung zu treffen. Die immer unverblümteren russischen Übergriffe auf galizischem Boden verschärften die ohnedies gespannten Beziehungen zwischen Österreich und Rußland, die schließlich im gegenwärtigen Kriege ihre gewaltsame Auslösung fanden.

Die ukrainische Frage ist nach dem eigenen Eingeständnis der hervorragendsten russischen Staatsmänner und Politiker eine Lebensfrage des russischen Staates. Miljukow hat z. B. noch in der Dumasitzung vom März 1914 die ganze Tragweite derselben als einer ausgesprochenen politischen Frage aufgerollt und auf die Gefahren hingewiesen, die Rußland von dieser Seite drohen. Desgleichen haben sich in der Diskussion die meisten Parteiführer ausgesprochen. Immer wird an den Besitz des ukrainischen Territoriums der Bestand des russischen Staates in seiner traditionellen Gestalt geknüpft. Die Lösung der ukrainischen Frage im Sinne einer Abtrennung der Ukraine vom großrussischen Imperium ist zugleich die Lösung des russischen Problems, wenn man darunter die endgültige und bleibende Unschädlichmachung des russischen Ausdehnungsdranges versteht. Sasonow und sein Anhang erklärte zu Anfang des Krieges die Ziele Rußlands in der Eroberung Galiziens und Konstantinopels. Mit der Eroberung Galiziens meinte er die unbestrittene Erhaltung Südrußlands, die Beherrschung des Schwarzen Meeres, die Vormachtstellung auf dem Balkan und die weitere Ausnützung der französischen Milliardenquellen. Nach dem Fehlschlagen der russischen Hoffnungen, als in Polen, Litauen und im Baltikum die russischen Heere geschlagen und ins Innere zurückgeworfen wurden, verstärkte Rußland in verzweifelter Angst seinen Widerstand auf dem wolhynischen Kampfplatz, um das Einfallstor in die Ukraine in seiner Gewalt zu behalten. „Rußland würde," so erklärte unlängst ein hervorragender Diplomat, „jede territoriale Einbuße im Westen mit Leichtigkeit verschmerzen, wenn ihm die Ukraine ungeschmälert erhalten bliebe."

Die ukrainische Frage ist längst eine Frage der internationalen Politik geworden. Alle Versuche, Rußlands Macht für immer einzudämmen, laufen konzentrisch in der Notwendigkeit zusammen, die Ukraine, das Kräftereservoir Rußlands, von Moskowien abzulösen. Die Größe ihres Gebietes, die natürliche Abgeschlossenheit ihres politischen und wirtschaftlichen Territoriums, der Reich-

tum und die Fruchtbarkeit des Bodens, der in seinen Stromsystemen zugleich die billigsten Verkehrswege liefert, endlich die sprachliche, kulturelle und stellenweise religiöse Gesondertheit des ukrainischen Volkes verbürgen die Lebensfähigkeit eines selbständigen ukrainischen Staates. Die unausgleichbare Gegensätzlichkeit zu Rußland, die sowohl wirtschaftlicher wie politischer und kultureller Natur ist, gibt ihm für immer die Orientierung nach der Seite der Zentralmächte.

Legationsrat Dr. Jentzsch: Serbien.

Nachdem der jetzige große Weltkrieg, in dem wir stehen, seinem äußeren Anlasse nach vom Balkan, speziell von Serbien ausgegangen ist, interessiert es vielleicht, über diesen Staat, in welchem ich fünf Jahre dienstlich tätig war, etwas Näheres zu erfahren.

Im Juli 1902 trat ich, nach langer Tätigkeit im Berliner Auswärtigen Amt, meinen Posten als Konsul in Belgrad an. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, an dem ich in Belgrad einzog. Mein Weg ging vorbei am Konak, man kann kaum sagen, Schloß, denn es war ein einfaches einstöckiges Gebäude mit kleinem Vorgarten, in welchem Alexander Obrenovitch und Draga Maschin, das serbische Königspaar, seine Residenz hatte. Das Gebäude strahlte, wie es mir noch heute lebhaft vor Augen steht, in hellstem elektrischem Licht; aber auf dem Dache des Konak und in den nahe befindlichen Bäumen hausten ganze Völker von schwarzen Raben und ließen ihr unglückverheißendes Krächzen hinaus über die Straßen ertönen. Dem Konak gegenüber befand sich und befindet sich vielleicht noch in breiter Front das einfache gelbe Gebäude der Russischen Gesandtschaft.

Belgrad bietet als Stadt nichts besonders Bemerkenswertes. Nach seiner Lage am Einfluß der Save in die Donau wurde dem Platz jedoch von altersher eine große Bedeutung zuerkannt; es gab schon zur Zeit der Römer dort eine befestigte Anlage, von der noch Reste in der unteren Festung vorhanden sind. Belgrad spielte dann im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein eine nicht unwichtige Rolle; es war abwechselnd in den Händen der Türken und Österreicher. Das Lied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, der Belgrad eroberte, ist Ihnen ja allen bekannt; auch erinnern noch jetzt an frühere Kämpfe der Österreicher die sich bei Belgrad hinziehenden Laudonschanzen.

Die Lage von Belgrad ist am besten vom „Kalimegdan" aus zu erkennen, einer über der Festung und über Save und Donau in aufsteigender Höhe befindlichen Gartenanlage. Hier ergeht sich an Sommernachmittagen und -Abenden die Belgrader Gesellschaft; auch werden vielfach dort im Freien Feste veranstaltet. Vom Kalimegdan schaut man hinüber nach Semlin, der ungarischen Grenzstadt, wohin wir häufig abends mit einem Dampfboot in fünfzehn Minuten hinüberfuhren und in einem großen Hotelgarten bei guter Zigeunermusik speisten. Im jetzigen Kriege ist Semlin von Belgrad aus beschossen, wie Belgrad österreichischerseits von Semlin aus. Außer dem Kalimegdan wird von den Belgradern zu Fuß oder mit der elektrischen Bahn der Park von Topschider viel besucht. Man wendet sich dorthin von der inneren Stadt aus vorbei bei der Kadettenanstalt über einen Bergabhang mit Fernblick über Belgrad, über die Save und Donau und wieder hinüber nach Semlin. Das Tal von Topschider zeigt im Frühling und Sommer eine üppige Blumenpracht; die dort befindliche Wasserquelle spendet das beste Wasser der Belgrader Umgegend. In Topschider bewohnte Fürst Milosch Obrenovitch ein kleines Landhaus, das noch Andenken aus seiner Zeit enthält. Im Gehölz von Topschider an einem Bergabhange sehen wir eine kleine Lampe mit rotem Licht an einem Baume befestigt. Dies ist die Stelle, an der am 11. Juli 1868 der Onkel des Königs Milan, Fürst Michael Obrenovitch, ermordet wurde. Zur Sühne wurden vierzehn Mitglieder der Partei Karageorgevitch erschossen. Die Geschichte der letzten hundert Jahre in Serbien wird ausgefüllt durch den Kampf der beiden Dynastien, der Karageorgevitch und der Obrenovitch. In Belgrad wurde viel gesprochen von der Prophezeiung eines Bauern Matthias Michailovitch aus dem Dorfe Racoviza bei Uschitze, der hellsehend auf dem Markte von Uschitze, das ich auf meiner Reise durch Serbien besuchte, ausrief: „Ich sehe einen Garten bei Belgrad, dort geht der Fürst; seht, seht, er fällt meuchlings getroffen, von Mörderhand," was auf die Ermordung des Fürsten Michael gedeutet wurde. Als der Bauer nach Belgrad geschleppt wurde, soll er einen weiteren Tod im Königshause durch Mörderhand geweissagt und dabei bemerkt haben, die Fremden würden ins Land kommen. Ich wollte dieses Volksgerede mit Rücksicht auf die späteren Ereignisse nicht ganz unerwähnt lassen.

Die Ruhe im Park von Topschider wurde nicht selten unangenehm unterbrochen durch ein lautes Kettengerassel, wenn die Gefangenen des in der Nähe des Parks gelegenen Zuchthauses zur Arbeit geführt wurden oder von der Arbeit zurückkamen. Gar mancher serbische Minister, der noch heute lebt, war bei dem häufigen Thronwechsel zu Ketten oder gar zum Tode verurteilt.

Richtete sich in der Nähe Belgrads der gewöhnliche Ausflug nach Topschider, so möchte ich hier eines weiteren Ausflugs erwähnen, den ich mit einem Herrn des Diplomatischen Korps nach Kloster Kruschedol, der Begräbnisstätte des Königs Milan, unternahm. Wir fuhren mit der Bahn bis Karlowitz, einem Städtchen an der Donau, dem Sitze des serbischen Metropoliten und Mittel-

punkte des orthodoxen Serbentums in Ungarn. Auf dem Hauptplatz von Karlowitz liegt der Palast des Metropoliten; daran schließen sich an ein Seminar, ein Gymnasium und eine alte, schöne serbische Kirche; in letzterer wohnten wir einer Messe bei mit orthodoxem Ritus. Von Karlowitz gings längs der Donau, zwischen Weinbergen und Maisanpflanzungen entlang nach Kloster Kruschedol; auf dem Wege dorthin begegneten uns zwei Prozessionen, Popen an der Spitze, denen sich Bauern aus den verschiedenen Ortschaften unter Gesängen und mit Fahnen anschlossen. Die Prozessionen nahmen ihren Weg in die Stadt, nach Karlowitz. Im Kloster Kruschedol wurden wir vom Archimandrit empfangen und demnächst zu einem opulenten Essen mit Spanferkel und herrlichen Karlowitzer Weinen eingeladen. Nach dem Essen besichtigten wir das Kloster mit seinen wertvollen Manuskripten und Reliquien. In der Kapelle ist König Milan beigesetzt, was eine ihm vom Kaiser Franz Joseph gestiftete Denkmalstafel bezeugt; auch waren in der Kapelle noch viele Kränze von der Beisetzung mit allerhand Schleifen und Bändern vorhanden. Kruschedol wurde auch vom König Alexander und der Königin Draga besucht.

Nach einer Audienz beim König in Gegenwart des Kaiserlichen Gesandten, Baron Waecker-Gotter, wurde ich gelegentlich eines Hofkonzerts auch der Königin Draga vorgestellt, welche hierbei von ihrem Hofstaat umgeben war. Zu diesem Hofkonzert, welches das letzte größere Hoffest vor dem Ende des Königspaares war, ergingen Einladungen an die fremden Vertreter und an mehrere Hundert Personen aus der serbischen Gesellschaft. König und Königin unterhielten sich fast mit sämtlichen Geladenen. Es waren manche hübsche, stattliche Serbinnen erschienen, in blauen oder braunen Samtröcken mit ebensolchen Käppis in serbischer Nationaltracht. Nach Mitternacht wurde an kleinen Tischen gespeist. Am Tisch des Königspaares saßen der deutsche Gesandte als Doyen des Diplomatischen Korps, die Gemahlin des rumänischen Gesandten und die Gemahlin des später ermordeten serbischen Ministerpräsidenten Zinzar Markovitch. Das Fest dauerte bis nach vier Uhr in der Frühe.

Die Bevölkerung zeigte schon in den ersten Monaten meines Belgrader Aufenthaltes eine gewisse Unruhe. Eines Tages brach eine offene Revolte aus. Als ich von meiner Wohnung über die Terrasia ging, fand ich diesen inmitten der Stadt gelegenen breiten Platz von einer Postenkette abgesperrt und die zum Kalimegdan und zum Theater führenden Straßen von Kavallerieabteilungen besetzt. Um gegen eine Verordnung des Handelsministers zu protestieren, nach der sich die kaufmännischen Angestellten zur Feststellung ihrer Identität photographieren lassen sollten, wie es bei den Domestiken vorgeschrieben war, hatten sich die Handelsbeflissenen, denen sich Studenten und Arbeiter anschlossen, auf dem Kalimegdan versammelt. Die Massen waren dann in die Zeitungsbureaus der Stadt eingedrungen, hatten sich der offiziellen Blätter bemächtigt und diese in hohen Haufen auf offener Straße verbrannt. Bei dem Putsch wurde vom Militär eine

ganze Anzahl junger Männer, auch Schüler, verwundet und getötet. Viele Eltern haben, wie ich hörte, über den Verbleib ihrer dabei umgekommenen Kinder nie etwas erfahren; sie waren verschwunden, wie und wo, darüber erhielten sie von der Polizei überhaupt keine Auskunft.

Ich komme nun zur Trogödie in der Juninacht 1903. In Belgrader eingeweihten Kreisen war bekannt geworden, daß der König beabsichtige, einen Bruder der Königin zum Thronfolger zu bestellen. Dem König war durch eine Vertrauensperson aus Offizierkreisen der dringende Rat erteilt, er möge von diesem Plane abstehen und sich überhaupt von der Draga losmachen. Als der König diesem Ansinnen Widerstand entgegensetzte, wurde, so heißt es, sein Tod beschlossen, in einer geheimen Sitzung bei Kolaratz, einem bekannten Belgrader Wirtshause. Der König hat angeblich fortgesetzt vor seinem Tode Drohbriefe erhalten, die er jedoch unberücksichtigt ließ. In die Öffentlichkeit waren bei der Verschwiegenheit der Verschwörer von ihren geheimen Plänen nicht einmal Andeutungen gelangt. Vor der Juninacht wurden angeblich zweimal Gelegenheiten zur Ausführung des gefaßten Beschlusses in Aussicht genommen; es war aber im letzten Augenblick jedesmal davon Abstand genommen. In der fraglichen Nacht hatten die Verschwörer im Offizierskasino stark gezecht; sie begaben sich dann, wohl viele in trunkenem Zustande, zum Konak. Das Tor zum Schloßhof wurde von einem mitverschworenen Offizier, der dort die Wache hatte, geöffnet. Das Tor zum Konak erbrach man, wie es heißt, mit Gewalt durch eine Dynamitpatrone. Die Verschwörer, es sollen vierzig bis fünfzig Offiziere gewesen sein, suchten nun lange vergebens nach dem gemeinsamen Gemach des Königspaares; als sie es immer und immer nicht finden konnten, hielten sie sich für verraten und schickten sich schon an, zum Fenster herabzuspringen; da rief die Draga aus ihrem Gemach um Hilfe. Hierauf drangen die Verschwörer ein und stachen und schossen auf König und Königin ein. Als die von den Verschwörern vor dem Konak aufgestellten Truppen unruhig wurden, warf man die Körper zum Fenster hinaus, um zu zeigen, daß das Werk vollendet sei. In derselben Nacht wurden der Kriegsminister und der Ministerpräsident ermordet; auch die beiden Brüder der Draga wurden aus ihrer Wohnung geholt; in Gegenwart des Justizministers wurde ihnen eröffnet, sie müßten sterben; sie wurden dann in Anwesenheit einer Offiziersdeputation erschossen. Es sollte darin liegen: wir Soldaten, wir Offiziere, üben jetzt die Justiz aus. Nach der Ermordung des Königs und der Königin soll ein fertiger Gesetzentwurf, bei dem nur noch das Datum fehlte, über die Thronfolge des Bruders der Königin vorgefunden sein, mit einer Liste dabei, fünfundsiebzig Namen von Ministern enthaltend, die bei dieser Gelegenheit kalt gestellt oder kalt gemacht werden sollten.

Die Leichen des ermordeten Königspaares wurden noch in der Nacht auf einfachen Wagen, in Begleitung von Popen und Gendarmen, nach einer nahen Kapelle übergeführt, wo sie bestattet wurden; zwei einfache größere Holzkreuze

mit schwarzer Aufschrift: „Alexander Obrenovitch — Draga Maschin" bezeichnen die Begräbnisstelle dieses einstmaligen Königspaares. Der Konak, in dem sich die Tragödie abspielte, ist dem Erdboden gleichgemacht; ich habe bald nach dem Ereignis die inneren Räume des Konaks besucht und fand noch viele Spuren von erbrochenen Schränken und sonstigen Verwüstungen. Jetzt erinnert nach außen an die Tat nichts mehr; an der Stelle des Konaks befindet sich eine mit Rasen und Blumen bedeckte Erdfläche.

Die Verschwörer waren sich über die Wahl eines Nachfolgers für Alexander Obrenovitch nicht einig; einige wollten die Republik, andere einen ausländischen Prinzen. Es wurde schließlich, angeblich unter Zustimmung Rußlands, dem Prinzen Peter Karageorgevitch, der sich in Genf im Verborgenen hielt, aber wohl über die Ereignisse von Vertrauensleuten unterrichtet war, die serbische Krone angetragen. Bald hielt daher Peter I. unter großem Gepränge seinen Einzug in Belgrad. Die feierliche Krönung erfolgte in Gegenwart der fremden Vertreter in der Belgrader Kathedrale, wohin sich der König im Krönungsornat zu Pferde, die Geladenen in langem Zuge zu Wagen begaben. Im Schlosse, im Offizierskasino, in den Kasernen fanden anläßlich der neuen Königswahl große Festlichkeiten statt. Einige Zeit nach der Thronbesteigung des Königs Peter erschienen in Belgrad auch eine ganze Anzahl alter französischer Offiziere, mit denen König Peter die Kriegsschule von St. Cyr besucht hatte; es fanden aus Anlaß dieses Besuches wieder mehrere Festlichkeiten im Schlosse statt, zu denen die fremden Vertreter ebenfalls geladen wurden.

Bei einem Hofdiner, bei dem ich das Eiserne Kreuz angelegt hatte, trank mir der König zu; nach dem Essen redete er mich an, und im Laufe des Gesprächs ergab es sich, daß wir 1870/71 bei Orleans gegeneinander gekämpft hatten; der König als Offizier von St. Cyr, unter General Chanzy, ich beim dritten Korps unter Prinz Friedrich Karl.

Nach dem Tode Alexanders kehrten viele Serben aus der Verbannung zurück, Anhänger von Peter Karageorgevitch. Die Stadt war lange Zeit mit Ehrenpforten, mit Fahnen, mit Blumen und grünen Gewinden geschmückt.

Was die Belgrader Gesellschaft betrifft, so war im Diplomatischen Korps während meiner Amtstätigkeit in Belgrad die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs, besonders zur Zeit der Gesandten Baron Heyking und Prinz von Ratibor.

Die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten", des seinerzeit verbreitetsten und in fast alle lebenden Sprachen übersetzten Romans, die Baronin Elisabeth von Heyking, hatte als talentvolle Kunstfreundin aus den Räumen der Gesandtschaft einen wahren Kunsttempel hergerichtet. Die von der Baronin Heyking veranstalteten musikalischen Abende und sonstigen gesellschaftlichen Vereinigungen waren stets eine Begebenheit in Belgrad und wurden von Ausländern, von Diplomaten und von den in die Gesellschaft aufgenommenen ser-

bischen Kreisen mit besonderer Vorliebe besucht. Durchreisende Künstler mit Namen, Maler, Schriftsteller, Gelehrte, unterließen nie, in der Gesandtschaft vorzusprechen, wo sie in geeigneten Fällen mit Einladungen versehen wurden. Ich gehörte zum näheren Bekanntenkreise der Gesandtschaft; von meinem langjährigen Aufenthalte in den verschiedenen Hauptstädten des Balkans bleibt die Zeit meines Verkehrs in der Familie der Baronin von Heyking die angenehmste. Auch die Gemahlin des späteren Gesandten in Belgrad, die Prinzessin von Ratibor, verw. Prinzessin von Thurn und Taxis, geborene Gräfin d'Orsay, verstand es, die deutsche Gesandtschaft als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs in Belgrad zu erhalten. Die Prinzessin von Ratibor, eine kluge, lebhafte Dame gemütlicher österreichischer Art, liebte eine zwanglose, natürliche Unterhaltung; ich habe im engeren Familienkreise des Prinzlich Ratibor'schen Hauses viele erquickliche Stunden zugebracht, deren ich mich noch immer gern erinnere. Die größeren Gesellschaften und Tanzbelustigungen, bei denen einige der sympathischen Prinzessinnen des Hauses eifrig mitwirkten, verliefen stets in harmonischer Weise und zur allgemeinen Zufriedenheit.

Im übrigen erinnere ich mich aus dem Belgrader gesellschaftlichen Verkehr einer Hochzeitsfeier nach katholischem und orthodoxem Ritus; nach letzterem Ritus in der Kathedrale verband der Metropolit die Brautleute mit einem Tuch, und zwar die rechte Hand des Bräutigams und die rechte Hand der Braut; weiter wurden beiden Kronen aufgesetzt, was die hohe gesellschaftliche Stellung des Brautpaares andeuten sollte. Schließlich fand ein mehrmaliger Umzug um den Traualtar statt.

In Belgrad gab es auch einen deutschen Klub, in welchem die patriotischen Feste, wie Kaisers Geburtstag und andere, unter reger Beteiligung der deutschen Kreise begangen wurden.

Im weiteren darf ich von meinen mehrwöchentlichen Reisen in das Innere des Landes erzählen.

Land und Leute Serbiens kennen zu lernen, dazu kann man sich nicht der Eisenbahn bedienen, die in Serbien nur wenig verbreitet ist, sondern man muß das Land zu Pferde oder mit Wagen durchqueren. Ich habe meine Reisen, sowohl durch West-Serbien, wie durch Ost-Serbien, größtenteils zu Wagen gemacht, und zwar im September, als es noch angenehm warm war, und Anfang Oktober.

Wo es möglich war, die Eisenbahn zu benutzen, tat ich es; so fuhr ich zunächst mit der Bahn von Belgrad nach Kragujevatz; auf dieser Strecke berührte ich von kleineren Provinzstädten Mladenovatz, Palanka, Lapovo, Plätze, die eingeschlossen sind von Mais- und Getreidefeldern, von Pflaumenanlagen und Gemüsegärten. Schon hier zeigt sich die Üppigkeit des serbischen Bodens. Von der Eisenbahn aus bleibt noch lange weithin sichtbar der hohe „Mont Avala" bei Belgrad, dessen Erzminen schon den Römern bekannt waren. Der Avala hat im jetzigen Kriege nach Zeitungsberichten beim Vorgehen gegen Belgrad eine Rolle gespielt.

Hinter der Station Palanka befindet sich ein Dorf mit Namen Velika Plana, wo zu meiner Zeit zwei fleißige Reichsdeutsche ein großes industrielles Unternehmen für den Export von lebendem und geschlachtetem Vieh, von Geflügel und Eiern betrieben.

Unweit Velika Plana wurde Fürst Karageorg, der Großvater des jetzigen Königs Peter, durch Leute des Fürsten Milosch Obrenovitch ermordet und sein Kopf, mit Watte ausgestopft, an den Sultan nach Konstantinopel gesandt. Die Fürstin Ljubiza, Gemahlin des Fürsten Milosch Obrenovitch, ließ zur Sühne am Orte der Tat eine Kapelle errichten.

Von Velika Plana ging's über Lapovo nach Kragujevatz, das eine Zeitlang Residenz der Fürsten Milosch und Michael Obrenovitch war; später diente der frühere Konak als Militärkasino. Die Stadt, in der Schumadia, einem der fruchtbarsten Teile Serbiens gelegen, zieht sich lang hin, malerisch angelehnt an bewaldete Hügel, und umgeben wieder von fruchtbaren Mais- und Weizenfeldern. Kragujevatz enthält das serbische Kriegsarsenal, in welchem Ausrüstungsstücke für das serbische Heer, wie Säbel, Gewehrteile, Patronenhülsen usw. hergestellt werden; die hierzu erforderlichen Maschinen waren fast alle aus Deutschland. In Kragujevatz besuchte ich eine größere Leckwaren-, Pflaumenmus-, oder serbisch „Pekmesfabrik", die von einem Griechen geleitet wurde und in der Saison d. h. in einem Zeitraum von vier bis sechs Wochen, September, Oktober, jährlich eine Million Kilogramm Pekmes zum Export produzierte. Die in der Fabrik vorhandenen Maschinen waren wiederum sämtlich aus Deutschland. Die Musfabrikation in Serbien wird auch sonst von kleineren Unternehmern betrieben. Nahe der Landstraßen sind solche Musküchen in größerer Zahl vorhanden. Die Pflaumen werden in großen Kupferkesseln, die in die Erde eingelassen sind, gekocht; die Suppe geht durch Siebe in Bottiche zur Entfernung der Kerne, und wird dann wieder in Kesseln zu exportfähigem Mus verkocht. Das Mus geht großenteils nach Österreich, viel auch nach Deutschland. Zur kunstfertigen Herstellung sind Fachleute nötig; diese kommen meist aus Slavonien und erhalten für die Arbeitszeit, zwei bis drei Wochen, pro Person dreihundert Kronen. Aus der Gegend von Kragujevatz geht auch viel Obst nach Deutschland, namentlich Äpfel. Am Eingange der Stadt befindet sich eine Zigeunerkolonie in ärmlichen Hütten und Häuschen.

Die weitere Fahrt durch das westliche Serbien erfolgte zu Wagen über den Moravafluß, von dem im jetzigen Kriege viel die Rede ist, nach Vrnska Banja. Das Terrain wurde bald bergiger. Die Fahrstraßen im Innern des Landes sind im allgemeinen nicht schlecht, jedenfalls besser, als diejenigen in der Nähe Belgrads. Hecken und Zäune sind allerdings vielfach recht vernachlässigt. Auf unserer Fahrt begegneten wir zahlreichen Ochsengespannen; Ochsengespanne sind in Gebirgsgegenden besser zu verwenden, als Pferdegespanne. Die serbischen Pferde sind klein, aber stark und zähe; in dem gebirgigen Innern sind große

Pferderassen nicht zu gebrauchen. Die Bauern gehen nur zu Fuß über Land, wenn sie ihr Borstenvieh in die Stadt treiben; sonst sind sie beritten, auch die Bäuerinnen, die durchweg zu Pferde sitzen wie die Männer.

Das Land ist im allgemeinen dünn bevölkert; Dörfer sind spärlich vorhanden; es gibt mehr einzelne kleine Bauernhöfe, Bauernhäuser der primitivsten Art, die Menschen und Vieh in einem Gelaß beherbergen. Nomadisierenden Zigeunern, die bald hier, bald dort ihre Zelte aufschlagen, begegnet man auf den serbischen Landstraßen in großer Zahl.

Nach Überschreiten der Morava, mit ihren teils wilden, teils lieblichen und fruchtbaren Ufern, fahren wir auf breiter Straße, an der sich auf beiden Seiten Bergketten hinziehen, nach dem Badeort Vrnska Banja. Die Gegend ist schön, immer wurde ich dort an die Schweiz, an Tirol, an Oberitalien erinnert. Das Bad war schon den Römern bekannt. Den Türken blieb der Ort als Bad verborgen; die Serben wußten es den Eroberern zu verheimlichen; die Quelle wurde verdeckt. Erst 1879 kam das Bad wieder in Aufnahme; es wurde von König Milan, Königin Natalie und König Alexander besucht. Die dortigen Quellen und Bäder sollen gegen innere Krankheiten, auch gegen Gicht und Rheumatismus heilkräftig sein. Die Villa Merkur, in der ich eine Nacht Aufenthalt nahm, angeblich das vornehmste Logierhaus des Ortes, bot ein recht bescheidenes Quartier bei recht hohen Preisen. Das Bad wird fast ausschließlich von Serben besucht. Die Verbindung dorthin ist unbequem; bis zur nächsten Eisenbahnstation, Stalatz, sind noch fünf Stunden mit Wagen zurückzulegen.

Von Vrnska Banja führte mich mein Reiseweg nach Kraljevo, auf guter Chaussee durch Eichen- und Buchenwaldungen. Die Waldungen in Westserbien enthalten meist Laubhölzer, wenig Nadelhölzer. An der Brücke über den Ibar bei Kraljevo bog ich links ab zum Kloster Gjitscha, etwa fünf Kilometer von der Stadt. Die auf mäßiger Anhöhe liegende Klosterkapelle, mit ihren von der Sonne beleuchteten goldenen Kuppeln, erglänzte schon von weiter Ferne. Mit der Klosterkirche verbunden stand dort vor siebenhundert Jahren ein Schloß des alten serbischen Fürstengeschlechts der Nemanjiden. Die Grundmauern dieses von den Türken nach der Schlacht auf dem Amselfelde — 1389 — oder der Schlacht bei Kossovo, wie die Serben sagen, zerstörten Schlosses sind noch sichtbar. Der mich führende Klostermönch scharrte aus den Mauerresten durch die Zeit geschwärzte oder durch Feuer verkohlte Getreidekörner hervor. Die Mauern und Kuppeln der Kapelle sind noch gut erhalten. Im Innern ist die Kapelle ausgebrannt; die Fresken sind teilweise zerstört. Die Fürsten aus dem Hause der Nemanjiden ließen sich in der Kapelle krönen; letztere hatte sieben Pforten, und sieben Königen wurde dort die Krone aufs Haupt gesetzt. Die Tür, durch welche ein gekrönter König die Kapelle verließ, wurde jedesmal vermauert. Noch jetzt treten die Umrisse der vermauerten Türen hervor. Im Eingange der Kapelle sind verschiedene Inschriften zu sehen. König Peter ließ sich nach Krönung in

der Kathedrale zu Belgrad in der Kapelle von Gjitscha vom Metropoliten salben, um seiner Krönung vom nationalserbischen Standpunkte eine besondere feierliche Weihe zu geben. Eine diesen Akt verzeichnende Gedenktafel ist in der Kapelle angebracht.

In Kraljevo besteht eine Ackerbauschule, in welcher Schüler von vierzehn bis achtzehn Jahren theoretisch und praktisch zur Erlernung der Landwirtschaft ausgebildet werden. Mit der Schule ist ein landwirtschaftliches Museum verbunden; die darin befindlichen landwirtschaftlichen Maschinen waren wieder fast alle aus Deutschland.

Von Kraljevo ging's nach Tschatschak, auch hier durch eine reich mit Buchen und Eichen bestandene Gegend. Tschatschak, in heller Sonnenbeleuchtung, machte, bei dem bunten Treiben auf den Straßen, einen durchaus orientalischen Eindruck. Der Gasthof, in dem ich abstieg, einem Deutschösterreicher gehörig, war reinlich und luftig; er zeichnete sich vorteilhaft aus vor den Gasthöfen in Kragujevatz und Kraljevo. Auch die Küche war angängig. Da ich mich über das Sehenswerte in Tschatschak bald unterrichtet hatte, kam für mich am Nachmittag ein Abstecher nach dem Bade Oftschar Banja in Frage. Die Fahrt war sehr lohnend, aber zu Wagen bei den steilen, abschüssigen und schmalen Wegen fast lebensgefährlich. Mein Wagen stürzte auch eine Böschung herab, wir kamen jedoch mit dem bloßen Schrecken davon. Nach Passieren der Anhöhe fuhren wir auf einer, sich an der Morava hinziehenden Kunststraße entlang, die aus den Felsen heraus gemeißelt ist, ähnlich der bekannten Széchényistraße an der Donau, auf der Fahrt zum Eisernen Tor am Kasanpaß. Die Kunststraße endigte damals beim Bade Oftschar Banja.

Die Anlagen dieses Badeplatzes waren wieder im höchsten Grade primitiv. Die Quelle hat dreißig bis fünfunddreißig Grad Naturwärme und ist besonders heilkräftig gegen Rheumatismus. Die Kranken werden aus ihren einfachen Wohnzellen in einer gewöhnlichen Holzkarre zur Quelle gefahren und über einen horkeligen, steinigen Weg ebenso zurückbefördert. Versteckt zwischen Bergen und Waldungen liegen im Moravatale mehrere kleine Klöster und Kapellen, die während der Türkenherrschaft im Verborgenen wirkten.

Von Tschatschak über Poschega nach Uschitze hatte ich einen anstrengenden Reisetag von morgens sieben bis abends sechs Uhr zurückzulegen. Der Wagen mußte große Anhöhen erklimmen, immer durch dichte Laubholzwaldungen mit abwechselnden Bildern. Die Waren werden über diese Anhöhen meist auf kleinen Pferdchen befördert, die lediglich zum Tragen benutzt werden. Ein solches Pferdchen kostet fünfzig bis sechzig Franken, gleich vierzig bis fünfzig Mark.

In Poschega machte ich nur kurze Rast. Vor Uschitze befindet sich eine Begräbnisstelle erschossener Heiducken. Zur Zeit der Türkenherrschaft genossen die Heiducken im serbischen Volke Ansehen; sie rächten das Volk an tyrannischen Paschas. Nachdem die Türken aus dem Lande vertrieben waren, verloren die

Heiducken ihren Wirkungskreis. Sie arteten zu Briganten aus, wurden gesetzlich für vogelfrei erklärt und konnten von jedermann erschossen werden. Auf ihre Habhaftmachung wurden Preise ausgesetzt. Die Gegend von Uschitze bis Valjevo und darüber hinaus galt als unsicher. An den serbischen Landstraßen sind vielfach ein bis zwei Fuß hohe Steine zu beobachten, welche besagen, daß dort ein Heiducke oder Räuber erschossen wurde. Anderweit sieht man Steine mit Inschriften und Soldatenbildern, die zum Andenken an gefallene serbische Krieger von ihren Angehörigen aufgestellt wurden.

Uschitze ist eine kleine Bergstadt mit türkischem Gepräge. Es hat zwei alte Brücken, die den darauf befindlichen Inschriften zufolge nach der Schlacht bei Kossovo erbaut wurden. Auch sind noch Reste einer türkischen Festung vorhanden. In einer sieben- bis achtstündigen Wagenfahrt von Uschitze ist Slatibor zu erreichen, mit seinen Zuchtanlagen; die dortigen Weideplätze gleichen den großen Viehweiden in der Schweiz. Das Vieh gedeiht auf diesen Weideplätzen ausgezeichnet. Ein dort befindlicher Marmorbrunnen erinnert an den Aufenthalt des Königs Alexander in Slatibor im Jahre 1893.

Morgens in der Frühe breche ich von Uschitze auf nach Valjevo, das im jetzigen Kriege oft genannt wird, in Begleitung eines reitenden Gendarmen, der mich gegen widerspenstige Bauern, die das Ausbiegen auf schmalen Straßen verweigern, schützen sollte. Wegweiser und Meilensteine waren nicht zu sehen; sie fehlen auf den meisten serbischen Landstraßen und Querwegen. Valjevo, das sich an einer Gebirgskette ausdehnt, hat gesundes, mildes Klima. Die Stadt macht mit den hell angestrichenen Häusern einen sauberen Eindruck. Es wurden von dort gedörrte Pflaumen in großen Mengen exportiert, wiederum nach Österreich, nach Deutschland, und teilweise nach Rußland. Der Precednik „Bürgermeister" von Valjevo war ein Nenadovitch, aus einer mit den Karageorgevitch verwandten Familie. Zur Zeit der Obrenovitch wurde kein Mitglied der Familie Nenadovitch zu Staats- oder öffentlichen Ämtern zugelassen. Der Vater des Precednik, der Zuchthausdirektor in Topschider war, wurde aus Anlaß der Ermordung des Fürsten Michael erschossen; unter den Erschossenen befanden sich drei Nenadovitch.

Der Weg von Valjevo nach Schabatz geht wieder zunächst über steile Anhöhen. Die Bauern weichen mit ihren Wagen nur unwillig aus. Sie sagen „netchu" — „ich will nicht" —. Die mehrstündige Fahrt nach Schabatz wird belebt durch große Herden von Borstenvieh, durch viele Völker von Truthühnern, Enten und Gänsen; zu den Seiten der Landstraßen sind reichgefüllte Getreidemagazine sichtbar. Auf einem schrecklichen Pflaster fahren wir in die Stadt ein. Schabatz, das im jetzigen Kriege gleichfalls viel erwähnt wird, gilt als die Kornkammer Serbiens. Die Bauern im Schabatzer Kreise sind die reichsten des Landes. Der Präfekt, den ich mit dem mir vom Minister des Innern erteilten Empfehlungsschreiben besuchte, war ein kleiner, liebenswürdiger Herr, er wußte

aber nicht recht, was er mir sagen, und was er verschweigen sollte; er zappelte viel hin und her; ich mußte ihn unwillkürlich mit dem kleinen beweglichen österreichischen Kapellmeister Eduard Strauß vergleichen. Das Schabatzer Gebiet „Matchwa" kommt namentlich für die Ausfuhr von serbischem Vieh, Mastschweinen und von Hornvieh, sowie auch für die Pflaumenausfuhr in Betracht. In Schabatz befindet sich ein Staatshengstendepot; der Pferdeschlag ist mittelgroß und kräftig. Der Verkehr von der Stadt zur Save, etwa zweieinhalb Kilometer, ist außerordentlich rege. Die Beleuchtung der Stadt erfolgte zur Zeit meiner Reise nur durch Petroleum. Abends und nachts herrschte meist völlige Finsternis. Die Stadt könnte sich bei ihrem Reichtum wohl elektrische Anlagen gewähren; ob solche jetzt vorhanden sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

Von dieser recht interessanten und lehrreichen Reise kehrte ich zunächst nach Belgrad zurück, um Ende September meine Reise nach Ostserbien anzutreten.

Ich benutzte ein in der Frühe von Belgrad abgehendes Schiff der serbischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, welches mich nach Dubrovitza, einer Station an der Donau, führte; vorbei ging's, erwärmt von den Strahlen der Frühsonne, an dem in der Ferne sichtbaren Pancsova, einer von Belgrad aus vielbesuchten ungarischen Grenzstadt, vorbei an der kleinen serbischen Stadt Grotzka, wo Österreicher und Türken am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine blutige Schlacht schlugen; vorbei an Semendria, dessen Weinberge Trauben von besonderer Güte und Süßigkeit erzeugen, und dessen malerisch gelegene alte Festung mit ihren zahlreichen Türmen dem Reisenden besonderes Interesse entlockt. In Dubrovitza stieg ich an Land und fuhr von dort mit einem recht unsicheren Vehikel, das sich Fiaker nannte, auf tiefdurchfurchter Straße nach Poscharevatz, eine Wegstunde von Dubrovitza. Der Wagen hielt vor einem Gasthofe, der mit seiner großen Halle und einem geräumigen Hofe keinen üblen Eindruck machte.

Nahe bei Poscharevatz befand sich, zur Zeit meiner Reise, ein staatliches Gestüt Ljubitchevo, von dessen Direktor ich in den Stallungen, in denen mehr als sechzig Hengste untergebracht waren, herumgeführt wurde. Einige Pferde von besonderer Güte wurden mir im Freien vorgeführt. Ljubitchevo hatte einen guten Mittelschlag von Pferden, etwas größer als diejenigen des gebirgigen Serbiens. Die Pferde für das serbische Militär, Kavallerie und Artillerie, werden aus Ungarn und Rußland bezogen. Die zwanzig Minuten von Poscharevatz gelegenen Gestütanlagen machten einen recht vorteilhaften Eindruck. König Milan legte großes Interesse für das Gestüt an den Tag.

In Poscharevatz besuchte ich das Männer- und das Frauengefängnis; in ersterem werden besonders wegen politischer Vergehen Verurteilte untergebracht; im Frauengefängnis wurde an Webstühlen gearbeitet; die Gefangenen waren mit Teppichfabrikation beschäftigt; von dem Verkaufspreis erhalten sie einen kleinen Prozentsatz.

Am folgenden Tage verließ ich die in fruchtbarer, obstreicher und getreide-

reicher Gegend unweit der Donau gelegene Stadt Poscharevatz. In Rabrovo, einem größeren Dorfe, hielt ich kurze Zeit an. Walachen, „Rumänen", sind dort ansässig. Es war Sonntag. Die ganze alte und junge Dorfbewohnerschaft war bei der Kafana, dem Kaffeehaus, versammelt. Als ich mit einem berittenen Gendarmen angefahren kam, umkreiste mich die Dorfbewohnerschaft und der Precednik, (Gemeindevorsteher), fühlte sich veranlaßt, einige Worte an mich zu richten, die mein Diener, der rumänisch und serbisch verstand, verdolmetschte. Währenddessen bewegte sich, begleitet von Zigeunermusik, in mehreren Wagen ein walachischer Hochzeitszug vorbei, die Braut in geschmackvollem Staat mit bunten Bändern.

Das Flußtal des Pek, in welchem wir nun entlangfahren, erweitert sich immer mehr; die Ufer tragen einen anmutigen, lieblichen Charakter; die anliegenden Felsen sind jedoch meist kahl. Wir halten an einer Felsstelle, aus der von Zeit zu Zeit mit donnerartigem Getöse eine Quelle hervorsprudelt, die nach kurzer Zeit verschwindet und an einem anderen Orte wieder hervorkommt. Der Weg durch das Pektal bei Kutchevo, einem kleinen Flecken, der versteckt in einem Bergkessel liegt, ist recht gut.

Eine Stunde davon taucht Neresniza auf, mit seinem Goldbergwerk. Im Pektal wurde eine emsige Tätigkeit entwickelt; Sand und Steinhaufen wurden mit Baggern aus dem Fluß herausgeholt. Von dem Direktor der dort arbeitenden Gesellschaft, der auch längere Jahre in Bergwerken in Siebenbürgen tätig war, wurde ich in den ganzen Entwicklungsgang der Goldgewinnung eingeweiht. Danach wird zunächst mit einer Baggermaschine sechs Meter in die Tiefe gearbeitet. Aus der dort gewonnenen Goldmenge wird berechnet, wieviel Gold der Kubikmeter Erde enthalten muß. Diese Probe wird an verschiedenen Stellen des Pektals beim Dorfe Neresniza ausgeführt. Demnächst wird an geeignetem Platze ein Bagger aufgestellt. Zur Zeit waren zwei Bagger in Tätigkeit. Der Bagger holt Sand und Gestein aus dem Flußbett herauf; der Sand wird bis auf einen letzten Rest, in dem sich der Goldstaub befindet, durchsiebt; dann erfolgt die eigentliche Goldwäsche in Holzschaufeln. Zu dieser Wäsche gehört besonderes Geschick. Neresniza hatte zur Zeit drei Goldwäscher. In meiner Gegenwart wurde aus dem in der Holzschaufel befindlichen Sande ein Quantum von hundert Gramm Goldstaub bzw. Goldkörner gewonnen. Die Produktion betrug damals wöchentlich etwa zwei Kilogramm Gold; ein Kilogramm kommt ungefähr dem Werte von 3000 Franken gleich. Die Spesen waren täglich 1000 Franken. Man beabsichtigte zur Erweiterung des Unternehmens noch drei Bagger einzustellen. Ein Bagger kostet 250 000 Franken. Das Verfahren der Goldgewinnung in Neresniza durch Alluvionen wurde dort, wie man mir sagte, zum ersten Male in Europa angewendet; es ist in Neuseeland gebräuchlich. Die sich im Pektal stundenlang hinziehenden Halden stammen aus der Römerzeit. Die Römer holten das Gold nicht aus der Tiefe; sie blieben an der Oberfläche, sie stauten das

Wasser einfach ab. Die Serben, die zur eigenen Ausnutzung des Goldterrains weder die erforderliche Geschicklichkeit, noch die nötigen Mittel hatten, machten den dort arbeitenden ausländischen Gesellschaften mancherlei Schwierigkeiten; sie setzten besonders die Steuerschraube scharf an. Der Bakschisch spielte dabei eine nicht unwichtige Rolle. Das zum Goldbergwerk Neresniza gehörige Terrain beträgt 30 000 Hektare; es gehörten dazu auch Kohlenbergwerke. Die Kohlen wurden aber nicht verkauft, sondern zum Betriebe der Bagger verwendet.

Von Neresniza führt das Pektal, das hier wild und romantisch ist, nach Maidanpek. Wir berühren auf der Fahrt Blagojeffkamen, ein seit langen Jahren von einem Deutschösterreicher betriebenes kleines Goldbergwerk. Der Bergwerksinhaber lebte dort mit einigen wenigen Arbeitern im tiefen Waldesinnern, abgeschlossen von aller Welt wie ein Einsiedler. Hinter Blagojeffkamen wird das Pektal immer wilder, unwirtlicher; verschiedene Male muß der Wagen durch den Fluß fahren. Es herrschte schon tiefes Dunkel, als wir in Maidanpek anlangten. Der Präfekt von Poscharevatz hatte mir einen reitenden Gendarmen mitgegeben, der mir in dieser wilden, verlassenen Gegend sehr willkommen war.

Maidanpek zieht sich eine halbe Stunde lang hin; das Dorf hatte damals etwa tausend Bewohner, lediglich Arbeiter. Beim Eingang des Dorfes befinden sich viele zu Ruinen verfallene Gebäude; es sind Hüttenwerke aus früherer Arbeitszeit, die verlassen wurden. Zur Zeit meiner Reise hatte die Konzession für das Kupferbergwerk Maidanpek eine belgische Gesellschaft. Der Bergwerksdirektor, der Hütteningenieur, sowie der Bergingenieur waren Reichsdeutsche; der Direktor war eine Zeitlang in Ostasien, in der Mandschurei und in Korea, der Hütteningenieur in Transvaal, Chile und Mexiko tätig. Die Gewinnung des Kupfers erfolgt in der Weise, daß das Gestein aus den erschlossenen Gruben mittelst Drahtseilbahn in den Schmelzofen befördert und dort verschmolzen wird. Das gewonnene Kupfer, das übrigens auch gold- und silberhaltig ist, wird zu Barren von hundert Kilogramm geformt. Dieses Rohkupfer ging dann durch Vermittelung der Metallgesellschaft in Frankfurt a. M. an die Deutschen Kupferraffinerien in Hamburg und Oker i. Harz. Die Maschinen des Hüttenwerks waren aus Belgien (Lüttich); die Drahtseilbahn aus Deutschland (Leipzig). Behufs Erleichterung des Transports zur Donau war noch eine Drahtseilbahn dorthin geplant. Das Klima von Maidanpek ist rauh; der Platz heißt im Volksmunde das serbische Sibirien.

Von Maidanpek fuhr ich nach Milanovatz an der Donau, wieder durch eine höchst unsichere Gegend, wohl die unsicherste Serbiens. Nicht selten wurde auf dieser Strecke die Post überfallen; auch am Abend vor meiner Ankunft in Milanovatz wurde in der Dunkelheit von Wegelagerern auf den Wagen der Maidanpeker Gesellschaft geschossen. Zu meinem Schutz begleiteten mich daher von Maidanpek aus ein Gendarm und zwei berittene Forstleute. Die Fahrt ging über hohe Bergesrücken, fast durch Urwald; es war wohl die interessanteste Strecke meiner

Reise durch Ostserbien. Der Blick von der Anhöhe hinab zu der von Zeit zu Zeit auftauchenden Donau bot überraschende Bilder. In den durchquerten Waldungen haust noch der Wolf, der im Winter sowohl wie im Sommer den Hütten Maidanpeks Besuche abstattet. Es werden dort Wolfsjagden veranstaltet; außer Wölfen gibt's in jener Gegend Füchse und Luchse, und in den Höhen kreist der Adler.

In Milanovatz bestieg ich ein Schiff nach Orschova. Dort besuchte ich die am Eingang des Eisernen Tores liegende kleine Insel Ada Kaleh, ein neutrales Gebiet mit österreichischer Besatzung und vierhundert bis fünfhundert türkischen Bewohnern. Dort gedeiht prachtvoller Wein; ich sah große Trauben, wie kaum zuvor.

Von Milanovatz fuhr ich durch das Eiserne Tor vorbei nach Radujevatz, einem serbischen Ausfuhrplatz an der Donau für Wein und Getreide.

Von Radujevatz beginnt wieder die Fahrt zu Wagen; es geht nach Negotin, wo eine Weinbauschule besteht; ich probierte dort einen Rießling, der gut mundete. Im allgemeinen haben die serbischen Weine eine herbe Schärfe, die darauf zurückzuführen ist, daß die Trauben meist mit den Träbern ausgepreßt werden. Der Negotiner Wein gilt als der beste in Serbien; die Phyllorera, die bekannte Rebenkrankheit, hat jedoch viel Schaden angerichtet; man sucht dem Schaden mit amerikanischen Reben abzuhelfen. Auf alter serbischer Rebe wächst nur noch der Wein in Knjazevatz und in Vranska Banja. In Negotin ist dem Fürsten Milosch Obrenovitch ein Denkmal errichtet, wie auch dem Freischärler Heiduk Welko, der im serbischen Befreiungskriege Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Rolle spielte. Sein Denkmal befindet sich an der Stelle, wo er 1813 von den Türken erschossen wurde.

Von Negotin geht's nach Sajetschar durch mehr ebenes Terrain. Die ganze Gegend ist voll besetzt von Weinanpflanzungen und Weindörfern. Der Weg zieht sich eine Zeitlang am Fluß Timok hin, diesseits serbisches, jenseits bulgarisches Gebiet. Das Timoktal ist sehr fruchtbar, teilweise auch wild wie das Pektal hinter Neresniza. Die Gebirgszüge an der bulgarischen Grenze sind wenig bewaldet; sie sind stark abgeholzt. Sajetschar wimmelte bei meiner Ankunft von Soldaten; das Militär zog am anderen Tage aus zum Königsmanöver bei Tschuprija. Bei Sajetschar befindet sich das Gold- und Silberbergwerk Bor. Sajetschar gilt als wohlhabender Ort; es enthält auch zwei Bierbrauereien, die ein leichtes helles Bier erzeugen. Die Stadt ist durch mehrere auf den umliegenden Anhöhen errichtete Forts befestigt.

Von Sajetschar führte mich der Weg nach Knjazevatz, durch eine getreidereiche, fruchtbare Gegend mit saftigem Gemüse, viel Weinbergen, viel Vieh, besonders Schafen. Westserbien hat mehr Hornvieh, Ostserbien mehr Schafe; Borstenvieh ist im ganzen Lande gleichmäßig verbreitet. Auf der Fahrt nach Knjazevatz sah ich mir das Innere eines Bauernhauses an. Das Haus bestand

aus der Küche und einem Nebengelaß; es gab weder Stuhl noch Tisch. Im Eingange tummelte sich eine Anzahl kleiner Ferkel. Die Bäuerin war am Kochherd beschäftigt; im Nebengelaß lag Gemüse angehäuft; an der Wand des Gelasses waren Bretter aufgestellt, die als Schlafstätte dienten; Betten gab es nicht. So fristen die meisten Bauern ein armseliges Dasein. Das Land ist reich, der Boden fruchtbar, die Bergwerke enthalten Gold, Silber und andere Erze; aber die Bevölkerung ist arm. Schuld daran dürfte eine minderwertige Verwaltung sein. Der Präfekt kennt seinen Kreis kaum; er verschwindet immer bald wieder von seinem Posten, weil er dem Parteigenossen der gerade wieder am Ruder befindlichen Fraktion Platz machen muß. Vielfach kommen Leute an die Spitze des Kreises, die von der Verwaltungspraxis keine Ahnung haben. Der Bauer wurde zur Zeit der Fremdherrschaft ausgenutzt, und wurde dann weiter von den einheimischen Beamten ausgenutzt; er arbeitet deshalb nur gerade soviel, wie er zum Leben braucht. Dazu kommt die große Zahl kirchlicher Feiertage, die der Bauer gewissenhaft beobachtet. Bei mehr als hundert Festtagen im Jahre bleibt nicht viel Zeit zur Arbeit. So ist es auch bei den serbischen Behörden; daher der schleppende Geschäftsgang.

Die Bevölkerung Ostserbiens, namentlich die Landbevölkerung, machte mir einen sympathischeren Eindruck, wie diejenige Westserbiens; der Menschenschlag hat einen intelligenteren Gesichtsausdruck; auch erschienen mir die Leute höflicher und entgegenkommender, als im westlichen Teile des Landes.

In Knjazevatz, einem kleinen Landstädtchen, langte ich nach fünfstündiger Fahrt von Sajetschar an; es war gerade Markt; die Stadt war angefüllt von Bauern mit ihren Fuhrwerken und von Vieh. Fleisch und sonstige Lebensmittel waren in dortiger Gegend sehr billig; ein Spanferkel kostete eineinhalb Franken, ein Huhn fünfzig Centimes, gleich vierzig Pfennige; drei Eier zehn Centimes, gleich acht Pfennige. Mit dem Natschalnik (erster Verwaltungsbeamter) besichtigte ich Stadt und Umgebung. Bei einem uns begegnenden Leichenzuge wurde ich auf die Sitte aufmerksam, wonach das Antlitz des Toten durch ein Glasfenster im Sarge sichtbar bleibt; erst am Grabe wird der Sarg völlig bedeckt. In Griechenland bleibt die Leiche bis zum Friedhofe hin sichtbar, auch ohne Glasfenster. So lag bei der Beisetzung des Grafen Almeida in Athen, der 1870/71 im preußischen Heere bei den XIII. Ulanen mitgekämpft und in der berühmten Reiterattacke bei Mars la Tour ein Auge verloren hatte, die Leiche offen in der Ulanenuniform im Sarge. Ich wohnte dem Leichenbegängnis als deutscher Vertreter bei.

Von Knjazevatz fuhr ich mehr als sechzig Kilometer in Begleitung eines Panduren, wie die Landgendarmen in Serbien heißen, nach Nisch; es ging wieder bergan; links ziehen sich schon von Schnee bedeckte Bergzüge des Balkan hin. Der Wagen fährt über Höhen von 1000 bis 2000 Fuß. Auf der Paßhöhe halten wir an einer Kafana; nahe dabei ist ein Kreuz errichtet, zum Andenken an gefallene

Soldaten aus dem türkisch-serbischen Kriege von 1876. Der weitere Weg nach Nisch über Derven ist breit und in gutem Zustande, auch mit Kilometersteinen versehen. Alte Burgen, Schlösser, sonstige geschichtliche Denkmäler habe ich in Ostserbien nicht angetroffen, ebensowenig wie in Westserbien, außer etwa das Schloß Gjitscha und einige Klöster. Die Kathedrale von Nisch leuchtet schon in weiter Ferne hervor. Am Spätnachmittage eines Sonntags treffe ich dort ein. Eine geputzte Menge, darunter viele Offiziere, bewegte sich auf der Promenade an der Nischawa entlang, nahe der Festung. Die Festung mit einer Inschrift über dem Haupttor stammt aus alter Zeit. Die ganze Stadt erinnert noch sehr an die Türkenzeit; sie weist viele Türkenhäuser auf. Industrie ist in Nisch wenig. Mit der Errichtung elektrischer Anlagen wurde erst begonnen. Nahe der Stadt befindet sich eine Brauerei; die zu ihr gehörige Eisfabrik war die erste, die auf dem Balkan eingeführt wurde. Sie stammte aus Deutschland. Unweit der Stadt fällt der sogenannte Schädelturm in die Augen. Bei dem serbischen Aufstande im Jahre 1809 hatte ein serbischer Krieger einen Pulverturm in die Luft gesprengt, der Serben und Türken begrub. Der türkische Pascha rächte diese Tat an den gefangenen Serben. Die Gefangenen mußten einer dem anderen den Kopf abschlagen und zur Abschreckung der aufständischen Bevölkerung wurden die abgeschlagenen Köpfe in einen Turm eingemauert. Der Turm enthielt seinerzeit neunhundertzweiundfünfzig Serbenköpfe; diese wurden nach und nach von den Verwandten heimlich fortgenommen. Früher stand das Mauerwerk frei; jetzt ist eine Gedächtnishalle darüber gebaut. Ich sah noch drei Schädel in dem Gemäuer, außerdem befanden sich zwei Schädel unter einem Glaskasten aufbewahrt. Nisch hat die stärkste serbische Garnison; die Offiziere wie die Bevölkerung waren damals sehr obrenovitchfreundlich.

Was die Gasthofsverhältnisse in Serbien betrifft, so sind sie in der Tat fast unerträglich, sowohl hinsichtlich der Reinlichkeit der Bettüberzüge, wie der für ein Schlafgemach nötigen Utensilien; man findet jedoch fast immer Seife, Morgenschuhe, Kamm und Bürste vor; dies deutet darauf hin, daß sich die Serben als eine große Familie betrachten; der patriarchalische Charakter im Serbenvolke ist ja bekannt. Nur steht damit im Widerspruch, daß sich die Mitglieder dieser großen Familie im politischen Leben so grimmig befehden.

Die Wagenfahrten hatten mit Nisch ein Ende; ich legte von dort aus meine weiteren Ausflüge mit der Bahn zurück. Der Bahnhof in Nisch ist geräumig angelegt, besser wie der Belgrader. Von Nisch aus war Leskovatz mein Ziel, nach Belgrad und Nisch die größte Stadt Serbiens. Ich nahm dort eine Tuchfabrik in Augenschein, die bekannt ist durch Anfertigung einer Spezialart von Schnüren, „Gaëtan“, zur Verzierung von Kleidungsstücken. Der technische Leiter der Fabrik hatte vier Jahre die Textilschule in Aachen besucht. Leskovatz besitzt bereits elektrische Anlagen; auch war eine Hanffabrik im Bau. Ein ähnliches Unternehmen befand sich im Betriebe in Vranska Banja, wohin ich mich

von Leskovatz aus begab. Die Hanfwerke von Vranska Banja waren mit deutschem Gelde geschaffen; der Leiter war damals ebenfalls Reichsdeutscher. Das Unternehmen beruhte auf Ausnutzung einer heißen Schwefelquelle, von achtzig Grad Réaumur, die bei Vranska Banja entspringt. Das Dorf hatte etwa fünfhundert Einwohner, in der Mehrzahl Zigeuner; diese haben seit langer Zeit das Nutzungsrecht an dem Quellwasser und üben es zur Zubereitung des Hanfes auch aus, neben dem Fabrikunternehmen. Ich besichtigte das Innere einiger Zigeunerhütten und fand darin Zigeunerkinder völlig unbekleidet, bei kühler, regnerischer Witterung und offenen Türen. Im Winter, wenn Schnee fällt, wälzen sich die Kinder im warmen Wasser des dortigen Rekaflusses und dann im Schnee; so härten sie sich ab und bedürfen auch bei Kälte keiner Kleider. Vranska Banja wird wegen seiner heißen Quelle auch als Badeplatz besucht, gegen Rheumatismus, und zwar, außer von Serben, von Rumänen, Türken und Österreichern. Die Einrichtungen sind aber auch hier, wie an den anderen serbischen Badeorten, noch recht primitiver Art.

Von Vranska Banja fuhr ich zur türkischen Grenze nach Vranja, wo ich den mir aus Belgrad bekannten Präfekten und den türkischen Konsul aufsuchte. Vor dem Hotel Vranja, in welchem ich abstieg, steht ein Denkmal zum Andenken an die in einem Kriege gegen die Türken gefallenen Serben; unter den Gefallenen befanden sich manche deutsche Namen. Die türkisch-serbische Grenze überschritt ich dann bei Zibeftsche und wurde von den türkischen Grenzbeamten in liebenswürdiger Weise zu türkischem Kaffee mit türkischer Zigarette eingeladen. Unter dem Salut der türkischen Militärposten begab ich mich zurück auf serbisches Gebiet nach Ristovatz, und von dort wieder nach Nisch, wo im jetzigen Kriege zeitweise der Sitz der serbischen Regierung war.

Nisch erinnert geschichtlich an Konstantin den Großen, der dort geboren ist, und an Kaiser Friedrich Barbarossa, der zur Zeit des serbischen Königs Stephan aus dem Hause der Nemanjiden auf der über Nisch führenden Heerstraße gegen den Halbmond zog.

Von Nisch begab ich mich mit der Bahn nach Pirot, um mich über die dortige Teppichfabrikation zu unterrichten. Die Bahn windet sich auf dieser Strecke durch großartige Felspartien, in denen der nur dort vorkommende weiße Adler horstet, an der Nischawa entlang. Über Bela Palanka erreicht die Bahn Pirot. Die Stadt trägt noch völlig türkischen Charakter; sie besteht meist aus kleinen Häuschen, deren ganze Breite von dem Verkaufsladen oder von der Werkstätte eingenommen wird. Das Leben und Treiben im Innern des Hauses kann von der Straße beobachtet werden. In einer ganzen Anzahl dieser Häuschen sitzen Frauen und Mädchen an einem Webstuhl, beschäftigt mit der Herstellung von Teppichen. Eine Teppichfabrik gibt es in Pirot nicht. Die Teppichfabrikation ist Hausindustrie. Die Piroter Teppichindustrie besteht bereits seit mehreren Hundert Jahren; unter den Türken hat sie sich vorteilhaft entwickelt und an

Feinheit und Geschmack gewonnen. Noch jetzt kommen Handelsleute aus Konstantinopel, Philippopel, Athen nach Pirot zum Einkauf von Teppichen. Auch nach nördlichen Ländern werden sie viel verkauft; speziell soll Berlin ein großer Abnehmer darin sein. Die zur Fabrikation der Teppiche dienende Wolle stammt von Schafen, namentlich aus der Piroter Gebirgsgegend. Die Wolle wird gereinigt und auf Walzen gekämmt; dann wird sie mit Handspindeln gesponnen; die Färbung der Wollfäden erfolgt ebenfalls in Pirot. Mit dem Weben der Teppiche beschäftigen sich nur Frauen. Der Verdienst der Arbeiterinnen ist ein recht geringer, vierzig bis sechzig Centimes täglich. Die Teppiche werden, abgesehen von Privatbestellungen, von zwei Piroter Gesellschaften, die den Teppicherport betreiben, in Arbeit gegeben. Mit fabrikmäßiger Herstellung von Teppichen war bereits ein Versuch gemacht worden; der Versuch scheiterte an dem Widerstand der Arbeiterinnen, die nach altem Herkommen nur zuhause arbeiten wollten.

Auf der Brücke über die Nischawa sehen wir noch Erinnerungszeichen an den bulgarisch-serbischen Krieg von 1885, in dem die Serben unterlagen.

Von Pirot kehrte ich nach Belgrad zurück.

Die Reise durch Ostserbien bot zweifellos wieder recht sehenswerte Punkte; das Land ist dem reisenden Publikum noch so gut wie verschlossen; es fehlte zur Zeit meiner Reisen in Serbien an Eisenbahnen, und es fehlt daran wohl auch noch jetzt. —

Dr. Eugen Fridrichowicz:

Ein amerikanischer Staatsrechtslehrer über die Ursachen, die Zwecke und die voraussichtlichen Ergebnisse des europäischen Krieges.

Vor ungefähr Monatsfrist hat der nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa sich großen Ansehens erfreuende Staatsrechtslehrer Professor Dr. John W. Burgeß ein Buch*) über die Ursachen, die Zwecke und die voraussichtlichen Ergebnisse des Europäischen Krieges veröffentlicht. Professor Burgeß ist in Berlin kein Unbekannter; er hat Ende der siebziger Jahre in Berlin studiert und hier besonders die Professoren Gneist und Treitschke gehört, er ist dann vor sechs bis sieben Jahren auf kurze Zeit als Austauschprofessor nach Berlin zurückgekehrt. Sein zweimaliger Aufenthalt in Deutschland hat bei ihm ein liebevolles Ver-

*) John William Burgeß, The European war of 1914, its causes, purposes and probable results. Chicago, Mc. Clurg & Co. 1915.

ständnis für deutsche Art und deutsches Wesen geweckt. Das Buch verfolgt den Zweck, den Landsleuten des Verfassers klarzulegen, daß die Ursachen des Krieges nicht in Deutschland, sondern in England zu suchen sind, und daß es auch England ist, das mit der Entfachung des Krieges ganz bestimmte Ziele und Zwecke verfolgte, die es freilich, nach der Ansicht des Verfassers, nicht erreichen wird, da die Ergebnisse des Krieges wohl ganz andere sein dürften, als England sie sich bei seiner Erregung erträumte.

Wie schon der Titel des Buches zeigt, zerfällt es in drei Teile. Der erste beschäftigt sich mit den Ursachen des Krieges. Hier holt der Verfasser sehr weit aus. Er geht von der Stellung Bismarcks zur Kolonialpolitik aus. Bismarck war der Ansicht, daß es die Hauptaufgabe der deutschen Diplomatie sein müsse, Deutschlands Stellung als kontinentaler europäischer Staat zu sichern. Dem hätte sich auch Deutschlands Handels- und Kolonialpolitik unterzuordnen. Auch war Bismarck schon früh zu der Erkenntnis gelangt, daß Außenhandel auch ohne Kolonien zu bestehen vermöge, ja vielleicht vorteilhafter ohne sie betrieben werden könne, vorausgesetzt, daß alle Länder ihre Türen offen hielten. An dieser Grundanschauung Bismarcks haben auch seine Nachfolger im Amte festgehalten. Diese Behauptung erscheine irrig, wenn man die kolonialen Erwerbungen Deutschlands in der Bismarck'schen Zeit mit denen in der nachbismarck'schen Zeit vergleiche. Ein solcher Vergleich stelle aber die Bedeutung der nachbismarck'schen Kolonialpolitik Deutschlands nicht in das richtige Licht; wolle man den richtigen Maßstab für die nachbismarck'sche Kolonialpolitik gewinnen, müsse man Deutschlands koloniale Erwerbungen in den Jahren von [illegible] bis 1898 mit denen anderer großer Kolonialländer in derselben Zeit vergleichen; dann erschienen Deutschlands koloniale Erwerbungen auch in der nachbismarck'schen Zeit winzig klein. Während nämlich Deutschland in dieser Zeit 2000 Quadratmeilen Kolonialgebiet erwarb, machten England, Frankreich und Rußland koloniale Erwerbungen von vielen Hunderttausenden von Quadratmeilen. Merkwürdigerweise aber sah England schon damals auf jede kleine Kolonialerwerbung Deutschlands scheel, während es Frankreichs und Rußlands großen und umfangreichen Erwerbungen ruhig und gemächlich zusah. Aber nicht nur durch seine doch so sehr wenig expansive Kolonialpolitik erregte Deutschland Englands Unwillen, noch viel mehr dadurch, daß es sich seinen Eroberungsgelüsten hindernd in den Weg stellte, indem es sich zum Beschützer der noch freien mohammedanischen Welt aufwarf, da seine Politik nicht auf die Aufteilung, sondern auf die Erhaltung und Kräftigung dieser Länder gerichtet war. Seit der Thronbesteigung König Eduards hatte England freilich auch Grund, mit Rußlands und Frankreichs Kolonialpolitik unzufrieden zu sein. Rußland warf sein Auge auf Persien und näherte sich damit mit seiner Kolonialpolitik allzu sehr Indiens Grenzen, Frankreich wandte dem Sudan eine allzu große Aufmerksamkeit zu und drohte damit, England in Ägypten ins Gehege zu kommen. Da wurde Eduard VII. sein

eigener Minister des Auswärtigen und der Kolonien. Sein Plan war, die Aufmerksamkeit Rußlands von Persien und Frankreichs von dem Sudan abzulenken und sie zu gleicher Zeit auf solche Gebiete hinzuweisen, wo sie mit Deutschlands Politik der Erhaltung der selbständigen mohammedanischen Welt in Konflikt geraten mußten. Gelang dies — und es gelang —, so wurden Rußland und Frankreich aus Rivalen Englands zu seinen Verbündeten, weil sie nur mit Hilfe Englands ihre Absichten auf bisher noch selbständige mohammedanische Gebiete verwirklichen zu können hoffen durften. So wurden Frankreich Marokko und Rußland die Türkei als Lockmittel vorgehalten, für England selbst sollten dabei Südpersien und eine Verbindung vom Suezkanal nach Südpersien abfallen. Zur Sicherung und Stärkung der Herrschaft Englands in Indien war eine Eisenbahn von Alexandria nach Bombay geplant, die auf ihrem ganzen Wege nur durch englisches Gebiet ging. Um endlich den Kaiser von Indien, der als solcher schon jetzt über mehr Mohammedaner als irgend ein anderer Fürst — den Sultan nicht ausgenommen — herrscht, der mohammedanischen Welt als ihren rechtmäßigen Herrn erscheinen zu lassen, sollte in Kairo oder in Medina unter der Aufsicht der britischen Regierung ein neuer Kalif bestellt werden.

Damit freilich sprechen wir schon von den Zielen des Krieges, ohne seine Ursachen schon vollständig erörtert zu haben. England war es bei seiner Einkreisungspolitik Deutschland gegenüber nicht genug, Frankreich und Rußland aus Rivalen zu Bundesgenossen gemacht zu haben, Lord Grey, der nach dem Tode Eduards VII. ganz im Sinne seines Herrn und Lehrmeisters Englands auswärtige Politik leitete, ging jetzt daran, ganz nach dem vom Könige Eduard gewiesenen Rezept auch den Dreibund zu sprengen. Zu dem Zwecke wurde Italiens Aufmerksamkeit auf Tripolis gelenkt. Dadurch war ein Doppeltes erreicht. Italien wurde den beiden anderen Verbündeten, deren Politik der Türkei gegenüber es durchkreuzte, entfremdet und kam zu gleicher Zeit in den Besitz eines breiten Küstenstreifens, den es nur dann zu behaupten hoffen durfte, wenn es Freundschaft mit England und Frankreich hielt.

Nachdem England so den Vierverband gegründet hatte, spähte es nun eifrig nach einer Gelegenheit aus, den sorgsam vorbereiteten Krieg zur Niederwerfung Deutschlands und Österreichs auch zu entfachen; denn daß ein solcher Krieg zur Niederwerfung Deutschlands und Österreichs führen müsse, das schien England und seinen Verbündeten zweifellos. Eine solche Gelegenheit schien der Mord in Sarajewo zu bieten. Von dem Tage an, wo dieser Mord geschah, steuerte Grey mit vollem Bewußtsein auf den Krieg hin. Er fragte zunächst in Berlin an, welche Stellung Deutschland in dem daraus sich entspinnenden Konflikt zwischen Österreich und Serbien zu nehmen beabsichtige. Er erhielt, wie Burgeß sagt, *in durchaus korrekter Weise, durch die allein der Frieden gewahrt und der Ausbruch des Krieges vermieden werden konnte*, die Antwort, daß der deutsche Staatssekretär

des Äußeren daran festhielte, daß die Regelung der Frage ausschließlich zwischen Österreich und Serbien stattzufinden habe, und daß keineswegs eine Einmischung von außen stattfinden dürfe. Indem Grey diesen durchaus korrekten Standpunkt abwies und sich auf den Standpunkt der Russen stellte, die sich über Österreichs herausfordernde und sittlich verwerfliche Haltung entrüstet zeigten, indem er nicht zögerte, seine Solidarität mit Rußland und Frankreich in der österreichisch-serbischen Angelegenheit zu erklären, tat er das, was ein sehr kluger Diplomat tun mußte, der den Vernichtungskrieg gegen Deutschland und Österreich herbeiführen wollte und gleichzeitig doch die Verantwortung für den Krieg auf die Schultern seiner Opfer abzuwälzen suchte. Aber noch im letzten Augenblick drohte Grey der Erfolg aller seiner Bemühungen aus den Händen entwunden zu werden. Da schreckte er selbst vor Unterschlagungen nicht zurück. Burgeß schildert diese letzten Tage vor der Entscheidung äußerst lebhaft und dramatisch an der Hand des englischen Weißbuches, einer doch gewiß nicht englandfeindlichen Quelle. Am 1. August fragte der deutsche Botschafter in England bei Sir Edward Grey an, ob England sich verpflichten wolle, neutral zu bleiben, wenn Deutschland verspräche, nicht in Belgien einzufallen. Grey erwiderte, daß er das nicht versprechen könnte. Darauf forderte der deutsche Botschafter Grey dringend auf, die Bedingungen zu nennen, unter denen England neutral bleiben würde, und versicherte, daß Deutschland bereit wäre, die Unantastbarkeit Frankreichs und der französischen Kolonien zu gewährleisten, wenn England sich verpflichte, neutral zu bleiben. Grey weigerte sich, irgend welche Bedingungen anzugeben, unter denen England die Neutralität wahren würde, und fügte hinzu, dieser Beschluß sei ein endgültiger.

Bei den entscheidenden Verhandlungen des Ministerrats und des Parlaments über Englands Beteiligung am Kriege erwähnte Grey nichts von den Anfragen und Anerbietungen des deutschen Botschafters; er unterschlug auch ein Telegramm des Kaisers an König Georg vom 1. August, das den gleichen Inhalt hatte.

Hier möchte ich ergänzend bemerken, daß fast gleichzeitig mit dem Buch von Burgeß eine sehr scharfe Anklageschrift eines Engländers gegen Grey erschienen ist, die diesem eine ähnliche Unterschlagung in jenen kritischen Tagen vorwirft. Er erwähnt, daß auf Betreiben Deutschlands Österreich bereit gewesen sei, sich zu verpflichten, bei dem Strafzuge gegen Serbien keinerlei Eroberungen zu machen, und daß Deutschland mit Einwilligung Österreichs die Gewähr dafür habe übernehmen wollen, daß Österreich dies sein Versprechen auch halten werde. Dies habe der deutsche Botschafter Lord Grey mitgeteilt. Lord Grey habe aber von dieser Mitteilung weder in der entscheidenden Ministerratssitzung, noch in der entscheidenden Tagung des Parlaments irgendein Wort erwähnt. Beide, der Engländer und John Burgeß, nennen die von ihnen erwähnte Unterschlagung strafwürdig, beide sind der felsenfesten Überzeugung, daß

weder der Ministerrat, noch das Parlament sich für den Krieg entschlossen hätten, wenn Grey die von ihnen erwähnten Unterschlagungen nicht begangen hätte. Wieviel mehr wäre das der Fall gewesen, wenn dem Parlament alle drei wichtigen Mitteilungen gemacht wären. Nur Lord Grey — Asquith's Mitschuld steht nicht fest, wenngleich sie sehr wahrscheinlich ist — trägt also die Schuld an der Beteiligung Englands am Kriege und damit auch wohl am Kriege überhaupt. Hätte England rechtzeitig seine Hilfe versagt, dann wäre selbst der schon ausgebrochene Krieg wohl noch im Keime erstickt worden; denn ohne Englands Hilfe hätten Frankreich und Rußland den Krieg wohl nicht gewagt, freilich auch wohl nicht, wenn sie vorher gewußt hätten, wie gering Englands Hilfe in Wahrheit einzuschätzen sei. Die ganze Einkreisungsarbeit der englischen Hetzpartei wäre freilich damit auch vergeblich gewesen; sobald nämlich die englischen Bundesgenossen sich davon hätten überzeugen müssen, daß auf die Versprechungen der englischen Kriegshetzer kein Verlaß sei, weil diese Versprechungen machten, die den Wünschen und Absichten des englischen Volkes nicht entsprächen, dann wäre alle weitere Hetzarbeit vergeblich gewesen, und das bisherige Ergebnis dieser Hetzarbeit wäre wie ein Kartenbau in sich zusammengestürzt.

Während Burgeß so alle Schuld an dem Kriege Grey zuschiebt, wie dies auch Engländer selbst tun, spricht er die volle Überzeugung aus, daß der Deutsche Kaiser keinerlei Verantwortung an dem Kriege trage. Zu dieser Überzeugung hat ihn nicht nur das Studium der Dokumente geführt, sondern auch der enge briefliche Verkehr, in dem er mit dem Kaiser seit seiner Tätigkeit an der Berliner Universität als Austauschprofessor steht. Er schildert ihn als einen Mann von hoher Intelligenz, großem Pflichtgefühl, warmherzigem Empfinden, treuer Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seine alten, erprobten Beamten, ganz erfüllt von dem glühenden Wunsch und der Leidenschaft, das Wohl und die Größe seines Landes zu fördern; doch sucht er die Größe auf dem geistigen und materiellen, nicht auf dem politischen Gebiet. Den Ehrgeiz, ein Eroberer zu sein, hat er nie gehabt, er war durch beinah drei Jahrzehnte hindurch der Hort des Friedens und wäre es auch bis an das Ende seiner Tage geblieben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre. Nur der Gedanke, Deutschland den Platz zu erhalten, den Gott ihm gegeben habe, habe ihn zum Kriege gezwungen.

Was den zweiten Teil, die Ziele des Krieges anbetrifft, so erörtert der Verfasser diese deutlich nur für England, worauf wir schon oben eingegangen sind, gestreift wird als russisches Ziel Konstantinopel, zu dem, wie der Verfasser sagt, der Weg von Petersburg über Berlin geht, und als französisches Ziel Straßburg und Metz. Ich glaube, es ist kein Zufall, wenn der Verfasser die russischen

und französischen Ziele nur streift. Meines Erachtens soll damit kundgetan werden, daß Rußland und Frankreich mit unklaren Zielen in den Krieg gehen, nur gehetzt von England, das allein unter allen Gegnern Deutschlands sich bestimmte, feste Ziele gesetzt hat.

Ausführlicher behandelt wird wieder das voraussichtliche Ergebnis des Krieges. Der Verfasser zweifelt nicht an dem Siege Deutschlands und seiner Verbündeten. Wir dürfen dabei das Eine nicht vergessen, daß Verfasser zu dieser Überzeugung schon vor dem Durchbruch am Dunajec gelangt ist; denn sein Buch war im Manuskript vor diesem fertiggestellt. Was gibt dem Verfasser nun die Überzeugung von dem endgültigen Siege Deutschlands? Hauptsächlich zwei Punkte, der deutsche Militarismus, für den er, wie wohl kaum ein anderer Ausländer, ein sehr tiefes Verständnis zeigt, und die deutsche Kultur. Sehen wir, was er über beides sagt. Den deutschen Militarismus charakterisiert er folgendermaßen: Der deutsche Militarismus ist demokratisch und defensiv. Er ist die einzige Art von Militarismus, die sich mit Volksfreiheit und konstitutioneller Regierungsform verträgt. Der deutsche Militarismus ist so geformt und so entwickelt, daß man ihn eher als wirtschaftlichen Vorteil, denn als Last empfindet; denn das deutsche Heer ist nicht einfach eine Organisation für Drill, Disziplin und Kampf, es ist auch eine Schule allgemeiner physischer Kraft, durch die das durchschnittliche Lebensalter der deutschen Männer um zehn Jahre zugenommen hat und ihre durchschnittliche Arbeitsleistungsfähigkeit um fünfundzwanzig Prozent; es ist aber auch die Schule geistiger Kultur, in der außer militärischem Drill und Taktik Mathematik, Ingenieurwesen, Physik, Erdkunde und Gesundheitskunde gelehrt werden; es ist eine Schule sittlicher Kultur, die die jungen Männer im gefährlichsten Alter vor Demoralisation und Ausschweifung bewahrt; eine Schule des Anstands, in der die rauhen Manieren in höfliches Benehmen verwandelt werden, es ist eine Schule des echten Patriotismus, in der der Geist des Lokalpatriotismus dem wahrer nationaler Treue weichen muß.

Mit nicht minder warmem Verständnis spricht der Verfasser von deutscher Kultur. Deutschlands wirtschaftliches System ist ausgebildeter und demokratischer, als in irgendeinem andern Lande der Welt. Es gibt keinen andern Großstaat in der Welt, in dem man eine so allgemeine und gleichmäßige Verteilung der Früchte der Zivilisation fände, wie das Deutsche Reich; es gibt überhaupt keinen Staat, sei er groß oder klein, in welchem die allgemeine Kultur so hoch entwickelt ist, wie in Deutschland. Der Unterricht ist auf alle Bewohner ausgedehnt, und Analphabeten sind hier gänzlich verschwunden; es gibt keine Armenviertel, kein Proletariat, keine Verarmung breiter Volksschichten. Der Wohlstand ist gleichmäßig verteilt, Pflichtbewußtsein ist das herrschende Prinzip im privaten wie im öffentlichen Leben, bei hoch und bei niedrig.

Im Gegensatz dazu schätzt Verfasser England als Kulturträger sehr niedrig ein. Der Herrscher Englands ist das Parlament. Das englische Parlament ist aber nicht die Vertretung des Volkes; es ist die Vertretung des Adels und der Gentry, d. i. des gehobensten Bürgerstandes und der gehobensten Kreise der englischen Landwirte. Nur deren Interessen werden im englischen Parlament wahrgenommen, nicht die Interessen der breiten Volkskreise, und es gibt keine Körperschaft, die die breiten Volkskreise gegen das Parlament schützen könnte, das in einseitigster Weise die Interessen eines sehr kleinen Volksteiles vertritt. So besitzt denn das englische Regierungssystem mit dem russischen weit mehr Ähnlichkeit, als man gewöhnlich annimmt. Man ersetze den Zaren durch das allmächtige Haus der Gemeinen, den großfürstlichen Kreis durch das Kabinett, die territorialen Interessen des Zarenreiches durch die überseeischen Interessen des britischen Reiches, die große Landarmee Rußlands durch die überwältigende (?) Flotte Englands, so hat man auf beiden Seiten die gleichen Elemente, deren Spiel und Gegenspiel auch ungefähr die gleichen Ergebnisse und die gleiche Politik erzeugen. Mindestens kann man sagen, daß beide Regierungssysteme in bewundernswerter Weise dahin streben, sich in der Eroberung der Welt zu ergänzen. Bereits jetzt besitzen sie fast ihre Hälfte. Wenn sie sich darüber einigen könnten, daß der eine den größten Teil Asiens und Europas, der andere alles Übrige in Besitz nehme, dann würde vielleicht das Zeitalter des Weltfriedens anbrechen, dann würden Bär und Löwe sich liebend umarmen, dann könnte die Menschheit den ewigen Frieden genießen. Aber dieser ewige Friede würde eine Parodie auf die Zivilisation, ein Hohn auf den Fortschritt in der Welt sein. Er kann das Ziel aller bisherigen geschichtlichen Entwicklung nicht sein. Darum zweifelt der Verfasser nicht, wohin sich der endgültige Sieg in dem großen Völkerringen wenden werde. Deutschland ist durch keine Macht der Erde zu zerschmettern. Amerikas Lieferungen von Waffen und Munition an England und seine Verbündeten können daher den Krieg nur verlängern, an seinem endgültigen Ergebnis aber nichts ändern. Man sage, Amerika sei zu den Kriegslieferungen völkerrechtlich verpflichtet. Es sei dazu völkerrechtlich wohl berechtigt, aber nicht verpflichtet. Die Behauptung, daß die neutrale Regierung ihren Untertanen die Kriegslieferungen erlauben müsse, wenn nur ein Kriegführender aus dieser Erlaubnis Nutzen zu ziehen vermöge, weil dieser eine Kriegführende sonst eines selbstverdienten Vorteils beraubt werden würde, und der andere Kriegführende sonst mittelbar unterstützt würde, sei eine reine Sophisterei. Vom Standpunkt der Moral aus müsse man sagen, daß die Neutralen, wenn ihnen gesetzmäßig zwei Wege offen ständen, von denen der eine nur dem einen Kriegführenden Nutzen brächte, der andere jedoch keinem von beiden helfe, dann nur den zweiten Weg beschreiten dürfen. Man wende aber ferner ein, daß der Präsident nicht berechtigt sei, dem Lande den Nutzen, den es jetzt aus den Kriegs-

lieferungen ziehe, zu verschließen. Darauf müsse er mit den Worten des Präsidenten der Electro Steel Company in Pittsburg, Charles R. Bryson, antworten: „Meines Erachtens ist die Zeit gekommen, wo diejenige Firma und diejenige Person, die einen Vertrag abschließt, durch den das furchtbare Blutbad in Europa verlängert wird, erkennen muß, daß sie es zum eigenen Schaden tut, ganz abgesehen davon, daß es ihr auch zur höchsten Schande gereicht." Bryson, fügt der Verfasser hinzu, habe recht; denn Amerika werde keinen Nutzen in barem Gelde davontragen, wenn es um des augenblicklichen Vorteils willen den rechtmäßigen Handel mit Europa für die Zeiten des Friedens auf Jahrzehnte hinaus schmälere und beeinträchtige.

Der Verfasser geht endlich noch auf die Frage ein, welcher Sieg mehr im amerikanischen Interesse liege, ob der englische oder der deutsche. Auch hier kommt er zu dem Ergebnis, daß es der deutsche Sieg sei. Er begründet dies folgendermaßen. Nur ein freies Meer, nur ein Meer, an das kein Land besondere Vorrechte hat, würde für den amerikanischen Handel die Gewähr ausreichender Sicherheit bieten. Die Schwächung Deutschlands zu Gunsten Rußlands würde Amerikas Interessen auf das schwerste schädigen; denn Amerikas Handel mit Deutschland hat einen größeren Umfang, als derjenige mit Frankreich, Rußland, Belgien, Serbien und Montenegro zusammengenommen. Soll also Amerika wünschen, daß die lähmende Hand des Moskowiters eine unserer besten Einkommensquellen erdrückt? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das wahre ideelle wie materielle Interesse Amerikas die Erhaltung des Deutschen Reiches inmitten Europas in seiner gegenwärtigen Kraft und seiner gegenwärtigen Macht heischt. Weder die nur verschleierte Selbstherrschaft des Ostens, noch die keltische Republik des Westens können in gleiche Linie gestellt werden mit den Schöpfern echter Freiheit, wahren Fortschritts und allgemeiner Wohlfahrt. Aber ein Sieg der Entente würde auch Amerika in allernächster Nähe bedrohen. Siegt die Entente, so würde dem Siege ein Krieg zwischen England einerseits, und Rußland und Japan andererseits folgen. In diesem Kriege würden wahrscheinlich Rußland und Japan die Sieger bleiben, und dann würde Kanada in die Hände eines von beiden fallen. Beides würde Amerika eine höchst unerwünschte Nachbarschaft schaffen. Würde aber Deutschland siegen, so bedeute das die Auflösung der englischen Weltherrschaft in ihre Bestandteile, Kanada würde also von England losgelöst werden; das aber würde für Amerika eine Gewähr zukünftigen Friedens und Wohlergehens bieten, um dessentwillen Amerika wohl alle Schäden und alle Unbequemlichkeiten ertragen könnte, die ihm der jetzige Krieg auferlegt.

So lautet schließlich das Ergebnis: Nur die Erhaltung des Deutschen und des Österreichisch-Ungarischen Reiches in der gleichen Macht und dem gleichen Zusammenhange wie vor dem 1. August 1914 können als ein Bollwerk gegen Rußlands Vordringen nach Westen angesehen werden, nur sie kann der Welt den

Frieden wiedergeben und erhalten und für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die Aussicht bieten, daß sie endlich von jeder Berührung mit europäischer Politik, europäischen Streitigkeiten und europäischen Kriegen verschont bleiben.

Das Buch ist eine politische Tat. Möge es nicht ohne Folgen bleiben, möge es zu seinem Teile aufklärend im amerikanischen Volke wirken! Es wird das mindestens ebensosehr im amerikanischen wie im deutschen Interesse liegen.

Dr. N. Hansen: Frankreichs industrielle Zukunft.

Hat Frankreich eine industrielle Zukunft, und wird es sich wirtschaftlich nach Friedensschluß soweit erholen und entfalten, daß es das Übergewicht, welches Deutschland in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat, einigermaßen einholt?

In einem Vortrags-Cyclus, den der in Frankreich sehr bekannte Ingenieur und Publizist, Jules Cambon, vor kurzem in der „Société des Ingénieurs Civilistes de la France" in Paris zu Ende geführt hat, und über den ein ausführlicher Bericht soeben erschienen ist, wurde zu diesen Fragen ein sehr interessantes Material zusammengetragen.

Cambon, der die deutschen Wirtschaftsverhältnisse gut studiert hat und sie auch aus eigener Anschauung kennt, der vor allen Dingen die französischen Verhältnisse als Wirtschaftsautorität überschaut, gehört keineswegs zu den völlig Verblendeten der intelligenten französischen Kreise, von denen es zurzeit in Frankreich so viele gibt. Er tritt vielmehr mit seinen Urteilen den Tatsachen völlig unbefangen und nüchtern gegenüber, und daher mag es auch kommen, daß er mit seinen Ideen und kritischen Bemerkungen so breiten und dankbaren Boden gefunden hat. Bei der Strenge der französischen Zensur wirkt es fast überraschend, wenn er sagen konnte: „Wir sind jetzt dahin gekommen, daß sowohl das Menschenmaterial, als auch das Kapital erschöpft ist."

In der Tat wird sich nach dem Frieden in Frankreich der Mangel an Arbeitskräften und Kapital noch viel mehr als jetzt und vor Beginn des Krieges in der Industrie geltend machen. Die arbeitenden Klassen sind schon heute nach Cambon's Schätzungen um erheblich mehr als eine Million Menschen vermindert. Teils sind sie im Kampfe oder infolge von Erkrankungen und Verwundungen zugrunde gegangen, teils sind sie verkrüppelt. Es waren in erster Linie die tüchtigsten und aktivsten Kreise, die so verloren gegangen sind. Stagnierte die französische Industrie bisher schon fortgesetzt, weil ihr die nötigen Menschen fehlten,

so wird sie es in Zukunft erst recht müssen, wenn eineinhalb Million Menschen oder noch mehr beim Kriegsende ihre Arbeitskräfte nicht mehr hergeben können. Zwar hatte Frankreich vor Kriegsbeginn, namentlich in dem so wichtigen industriellen Norden, der jetzt zum größten Teil von deutschen Truppen besetzt ist, einen regelmäßigen Zustrom von fremdländischen Arbeitskräften. Zu Hunderttausenden wurden belgische, italienische und deutsche Arbeiter herangezogen. „Die Belgier," so meint Cambon, „werden nicht mehr da sein, die zahlreichen Italiener werden erheblich vermindert werden, zumal Italien auf Vergrößerung seines Landbesitzes ausgeht, und die Deutschen werden wir natürlich hinausschmeißen."

Der Wiederaufbau und die Wiederbelebung der nordfranzösischen Industrie wird eine äußerst schwierige Aufgabe sein, denn in dem Moment, wo der Zufluß an Menschen und Kapital am notwendigsten sein wird, werden sich die stärksten Hindernisse bieten. Die Riesenarbeit wird in erster Linie von gelernten Arbeitern, von Maurern, Tischlern, Zimmerleuten, von Monteuren, Mechanikern etc. geleistet werden müssen, deren Zahl insbesondere durch den Krieg stark vermindert ist. Die Löhne werden wegen des Mangels an gelernten Kräften sehr stark in die Höhe gehen. Die ersten auf den Frieden folgenden Monate werden bei dem Charakter der Franzosen auch nicht gerade eine zur Arbeit sehr anregende Zeit sein, und es wird sich erneut die Erfahrungstatsache bestätigen, daß die erhöhten Löhne eher die Unsolidität als die Moral fördern werden.

Im Hinblick auf die Haltung, welche die französischen Banken bisher der französischen Industrie gegenüber gezeigt haben, und bei den hohen Engagements, die sie in ausländischen und inländischen Anleihen eingegangen sind, ist damit zu rechnen, daß sich zu den Schwierigkeiten der Arbeitsverhältnisse noch die finanzielle Notlage in der Industrie gesellen wird. Nach Auffassung Cambon's werden die meisten französischen Industriegesellschaften ohne namhafte Hilfe des Kredits der französischen Banken oder des Staates nach Friedensschluß völlig ruiniert sein. Der eine Teil der Industrieunternehmungen wird die Folge des Stillstandes der Betriebe, der andere die Wirkungen der Zerstörung der Anlagen, des Materials etc. hart verspüren. Zwar wird man sagen, daß dank der vielen Staatsaufträge in Frankreich auch viel Geld verdient worden ist, aber nach den Auffassungen maßgebender französischer Wirtschaftsautoritäten gibt es keinen größeren Irrtum, als diesen Glauben zu verallgemeinern und sich in Zufriedenheit mit den deutschen Verhältnissen zu vergleichen. Auf die Gesamtheit der französischen Produktion berechnet, ist tatsächlich die Zahl derjenigen Industrieunternehmungen, die für den Krieg gearbeitet haben, und die Waffen, Munition, militärische Ausrüstungen, Gegenstände aller Art etc. fabrizierten, verhältnismäßig klein.

Ein für die Wiederbelebung der französischen Industrie enorm wichtiger Umstand ist sodann die große Steuerlast, welche ihr bald auferlegt werden wird. Cambon rechnet für den Fall, daß, wenn die öffentliche Schuld Frankreichs sich um vierzig bis fünfzig Milliarden Franken vergrößert, der Jahresetat um zwei

bis zweieinhalb Milliarden Franken mehr belastet wird. Dabei sind noch nicht die Amortisationskosten der Anleihen und mindestens eine Milliarde Franken für militärische Pension einbegriffen. Auch die Fehlbeträge der Steuerergebnisse während des Krieges und die Wiederherstellungskosten für die verursachten Kriegsschäden sind nicht mitberechnet. Cambon ist nüchtern genug, auf Kriegskontributionen von deutscher Seite nicht zu rechnen. Er ist schon zufrieden, wenn es gelingt, die Deutschen aus dem Industrieherzen Frankreichs völlig zu vertreiben. Bezeichnenderweise schlägt er seinen Landsleuten vor, daß, wenn sie industriell wieder aufleben und vorankommen wollen, sie sich mit der gleichen Tapferkeit, wie auf den Feldern der Champagne, sich der deutschen organisatorischen Tüchtigkeit und der deutschen industriellen Arbeitsmethoden bemächtigen sollen.

Einsichtige und führende Männer des französischen Wirtschaftslebens haben in einer großen Fülle von Zuschriften an Cambon, die in verschiedenen führenden Pariser Blättern veröffentlicht wurden, denn auch bereits zugegeben, daß von diesen beiden zuletzt erwähnten Momenten Frankreichs künftige Industrieentfaltung in erster Linie abhängt. Sie heben hervor, daß Frankreich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich viel in seiner Industriepolitik gesündigt hat. Die französische Regierung hat durch ihre Belastung von Industriewaren im inländischen Warenverkehr die Unternehmungslust der französischen Industriellen fortgesetzt gelähmt und die einzelnen französischen Industriezweige im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt so geschwächt, daß eigentlich nur die Luxusindustriezweige noch einigermaßen gedeihen konnten. Auch die französischen Banken haben im Gegensatz zu den deutschen die Bedürfnisse der nationalen Industrie sehr vernachlässigt und durch ihre Bevorzugung ausländischer Werte, wobei sie der auswärtigen französischen Politik regelmäßig und tatkräftig an die Hand gingen, industriepolitisch schwer gesündigt. Besonders wird hervorgehoben, daß die technische Ausbildung und die handwerksmäßige Schulung der Arbeiter, die in Frankreich seit Jahrzehnten stark vernachlässigt worden ist, in weitem Umfange Schuld trage an dem Stillstande der französischen Industrie. Im Vergleich zu den zahlreichen technischen Hochschulen, Bergbau-Akademien, Handelshochschulen, welche Deutschland aufzuweisen hat, ist allerdings die Zahl ähnlicher Institute in Frankreich, welche in praktisch-wissenschaftlicher Weise für die Bedürfnisse der Industrie arbeiten, außerordentlich gering. Seit mehr als zwanzig Jahren ist im französischen Parlament immer wieder auf diese Mängel hingewiesen worden. Aber stets machte man die Erfahrung, daß diesbezügliche Debatten auf die lange Bank geschoben wurden. Die tüchtigen Organisationsleistungen der Deutschen, die Arbeitsteilung und ihre vorteilhaften Wirkungen innerhalb der Betriebe, die Spezialisierung, die Ausnutzung aller technischen Fortschritte, die auch später in den Bibliotheken und Archiven der deutschen Industrieunternehmungen von besonderen Angestellten verfolgt werden, sind Umstände, welche in Frankreich bisher stark vernachlässigt worden sind. Ohne Reformen auf diesem Gebiete wird Frank-

reich auch nach dem Kriege aus seiner industriellen Stagnation nicht herauskommen können.

Interessant sind sodann einige Zuschriften großer französischer Industrieller und erster Wirtschaftsautoritäten, die darauf hinweisen, daß es bisher in der französischen Industrie nur verhältnismäßig wenig erstklassige und modern eingerichtete Großbetriebe gibt, und daß ein Vergleich mit Deutschland geradezu jämmerlich ausfällt. Sie heben hervor, daß der ausgeprägte Individualismus des Franzosen, seine geringe Fähigkeit, sich unterzuordnen, und seine Neigung zur Eifersucht in geschäftlicher Beziehung wichtige Umstände sind, welche die Entfaltung großer Betriebe, wie sie so zahlreich in Deutschland existieren, erschwert haben. Aber auch ein gewisser Eigensinn bei der Herstellung der Fabrikate ist häufig ein Hindernis für die Entfaltung großer Export-Industriezweige gewesen. Es gab viele französische Industrielle, die vor Beginn des Krieges lieber das fabrizierten, was ihnen gefiel, als daß sie sich nach dem Geschmack ihrer auswärtigen Kunden richteten, während die Deutschen gerade durch Anpassung an die Wünsche und Bedürfnisse ihrer auswärtigen Kunden im Exportgeschäft vorangekommen sind.

Nach dem bisher Ausgeführten ergibt sich, daß die Franzosen, so sehr rege sie in Südamerika, in Rußland, Italien etc. während des Krieges Maßnahmen getroffen haben, ihren Export zu fördern, so wenig gefährlich für uns Deutsche als Weltmarktkonkurrenten sind, da ihre Exportindustrie in ihrer Leistungsfähigkeit nicht den bisher getroffenen Maßnahmen zu folgen vermag. Solange die Franzosen nicht ihre Waren so billig an die heimischen Küsten bringen können, daß sie in der Preisgestaltung konkurrenzfähig werden, solange sie nicht erstklassige Häfen mit genügendem Tiefgang, mit erstklassigen Lager-, Kühl- und Ladeeinrichtungen haben, und solange sie sich nicht den Bedürfnissen ihrer auswärtigen Kunden anpassen und zu völlig modernen Industriemethoden bekehren, solange brauchen wir Deutsche sie nicht als Weltmarktkonkurrenten zu fürchten, trotz lebhaftester Exportförderungsmaßnahmen und Boykottbestrebungen gegen deutsche Waren im In- und Auslande. Frankreich hat nach dem Frieden enorm viel nachzuholen. Ob die jetzige republikanische Regierungsform und die Advokatenwirtschaft in Frankreich in der Lage sein wird, die französische Industrie wieder zu neuer Blüte zu bringen, und ob Frankreich aus sich selbst die Kräfte besitzen wird, industriell neu zu erstehen, läßt sich zurzeit schwer übersehen.

Soviel ist aber sicher, daß Frankreichs Industrie ohne den industriellen Norden und ohne deutsche moderne Industrie- und Exportmethoden mit einer nur einigermaßen günstigen industriellen Zukunft nicht rechnen kann, und daß diese Auffassung von sämtlichen maßgebenden französischen praktischen und wissenschaftlichen Wirtschaftsautoritäten auch zugegeben wird.

Werner Köhler:
An der belgischen Küste.

Die Sterne flimmerten noch am Morgenhimmel, während nur ein heller Schein im Osten das Kommen des jungen Tages kündete, als ich mich mit meinem Begleiter auf den Weg zum Bahnhof machte, um aus dem Innern Belgiens nach der seeumbrausten Küste zu fahren, wo des Deutschen Reiches Marine die Wacht gegen den Feind hält. Schwer lagen die Morgennebel auf den Niederungen, durch die der Zug brauste. Es war ein Wallen und Wogen, als ob ein Heer von Geistern sich zum Kampfe rüstete, aber schon blitzten die ersten Sonnenstrahlen auf dem Kreuz der Kapelle der Maria, der hohen Himmelskönigin, die sich ihren Sitz hier vor Mechelns Toren bereitet hat, und aus Dunst und Nebel ragt der gewaltige Turm der altehrwürdigen Kathedrale vor uns auf, während der Zug in die zerschossene Bahnhofshalle einfährt, wo die morgenliche Stille eine plötzliche Unterbrechung erfährt. „Umsteigen nach Antwerpen!" wird draußen mit heiserer Stimme gebrüllt. Der Landsturmmann neben mir rührt sich nicht. Er träumt in den sonnenklaren Morgen. Plötzlich steckt ein Eisenbahnbeamter seinen Kopf zur Tür hinein und weckt den biederen Krieger aus seiner Versunkenheit. „Na, Mensch, Dir such' ick schon seit zwanzig Minuten, Du mußt doch umsteigen!" — sagt der Beamte in jenem freundlichen Ton, der bekanntermaßen den preußischen Eisenbahnern eignet. Mit der klassischen Antwort: „Hab' ick mir doch gedacht," — poltert der schon etwas angegraute Jünger des Mars zur Tür hinaus. Weiter geht es, in den sonnenhellen Morgen hinein. An dem verbrannten und zerschossenen Termonde braust der Zug vorüber. Dreimal wurde das Städtchen gestürmt, erst beim vierten Male blieb es endgültig in deutscher Hand. Landsturm versieht die Sicherung der Bahnstrecke nach Gent. Frisch liegen draußen in der Morgensonne Ostflanderns herrliche Fluren. Freundliche Dörfer und üppige Weiden, auf denen das Rindvieh in behaglicher Ruhe grast, ziehen an uns vorüber. Bald künden große Massen von Leerzügen, zerstörte belgische Lokomotiven, funkelnagelneue auf Eisenbahnwagen verstaute Geschütze, die Nähe eines größeren Bahnhofs an, und nach wenigen Minuten braust der Zug in Gent St. Peter ein, wo sich tagtäglich ein Riesenverkehr abwickelt. Langsam entleert sich der Zug. Eine gewaltige Menge Militär harrt des Schnellzuges, der, von Brüssel kommend, über Gent und Brügge der Küste zueilt. Auf dem Gleis gegenüber hält ein unendlich langer Lazarettzug, in dem die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt nach der nicht allzu fernen Front getroffen werden. Die Fenster haben sinnige Hände mit einem Kranz von Blumen umwunden. Selbst das tiefste Elend und die höchste Not weiß die Liebe durch den Balsam der Schönheit zu lindern. Plötzlich läßt das wohlbekannte Surren von

Propellern aller Augen sich zum Himmel richten. Eine bange Frage durchzuckt für einen Augenblick die Herzen — Freund oder Feind? — Da wiegt sich in dem wolkenlosen Blau des Äthers eine schlanke Taube. Auf der Unterseite der Flügel hebt sich leuchtend das schwarze Kreuz auf weißem Grunde ab. Erleichtert betrachten die Soldaten das interessante Schauspiel, welches das in eleganten Kurven sich wiegende Flugzeug bietet. Indem braust auch schon der Brüsseler Schnellzug heran und verschlingt das Gemisch der verschiedenartigsten Uniformen, die sich soeben noch auf dem Bahnsteig tummelten. Mit rasender Eile durchfährt der Zug die stille flandrische Landschaft, die mit ihren schmucken Dörfern, saftigen Wiesen und schnurgeraden Alleen sich wie ein Garten Gottes, ein zweites Eden, vor unseren Blicken ausbreitet. Wer könnte glauben, daß noch vor Jahresfrist der Sturm des gewaltigsten Krieges, den die Weltgeschichte kennt, über diese friedlichen Fluren dahintobte, und daß so mancher Mutter junger Sohn in dieser gottgesegneten Erde mit der Todeswunde in der Brust für immer schläft. Da tauchen vor uns, in Sonnenglast gebadet, Türme und Dächer von Brügge, der toten Stadt, auf. Das Glockenspiel vom Belfried klingt, vom Winde verweht, zu uns herüber. Die Marine verleiht hier dem farbenprächtigen Bilde eine besondere Stimmung. Nach abermals halbstündiger Fahrt liegt das Häusermeer von Ostende vor uns. Die schlanken Türme von St. Sauveur, der Heilandskirche, grüßen zu uns herüber. Ein Fesselballon wiegt sich dicht am Bahnhof hoch oben im Blau des Himmels.

Auf dem Bahnhof selbst wickelt sich ein militärischer Riesenbetrieb ab. Es ist, als ob hier eine immerwährende Mobilmachung herrschte. Wo die eleganten Stiefelchen der Vertreterinnen der internationalen Damenwelt über den Zementboden dahinhuschten, dröhnt heute der feste Schritt der Angehörigen aller Regimenter des deutschen Heeres und der Marine. In der rue de la Chapelle drängt sich der Strom des Militärs an der Heilandskirche und dem Stadthaus vorüber durch die rue de Flandre dem Strande zu. Denn das Meer ist es, das unendliche ewig wogende Meer, welches die Tausende von Besuchern in Krieg und Frieden hierher lockt, aber, wo der Strom der Badegäste sich sonst zur Düne hinergoß, stehen heute Marineposten mit aufgepflanztem Bajonett, die den Zugang zum Strande sorgsam hüten. Nebeneinander aufgefahrene Badekarren, deren schwarze Nummern weithin leuchten, verhindern auch jeden Ausblick auf die in möglichster Deckung ruhenden Küstenbatterien, die vor den Augen von Spionen nicht weniger, als denen der feindlichen Flieger gehütet werden müssen. Auch der Zugang zum Kursaal, des nebst Biarritz wohl elegantesten Bades Europas, ist gesperrt. Die Mannschaften der Marinetruppen liegen hier in fortwährender Alarmbereitschaft und harren der englischen Flotte oder der alltäglich und allnächtlich Ostende einen Besuch abstattenden feindlichen Flieger. An Stelle der promenierenden Damenwelt und des leichten Flirts Drommetenton und eiserner Waffenklang. Denn Mars regiert die Stunde. Neben dem Chalet du Roi

führt eine schmale Straße zum Meer. Auf dem in der Vormittagssonne blitzenden Strande tummeln sich meist gänzlich im Adamskostüm Tausende von deutschen Kriegern in harmloser Fröhlichkeit, während von Nieuport her ununterbrochen der Donner der Geschütze die Luft erdröhnen läßt. Hoch zu unsern Häupten zieht ein Flieger seine Kreise. Das mit dem Glas bewaffnete Auge erkennt deutlich die Kreuze auf den Schwingen. Es ist ein deutscher Vorposten, der dort in einer Höhe von mehr als tausend Metern Wache hält. Vor uns aber dehnt sich, im Sonnenglast flimmernd, die von kaum einem Lüftchen bewegte Nordsee, nur am Horizont, wo Himmel und Meer in eins verschwimmen, legt sich ein feiner Nebel über die Wogen. Mit monotonem Rauschen klatschen die Wellen auf den Sand. Von der Düne her tönen plötzlich die Klänge des Hohenfriedeberger Marsches. In strammem Schritt rückt in endloser Reihe Bataillon auf Bataillon heran. Es ist eines jener Regimenter, das aus den Schützengräben der noch nicht zwei Meilen entfernten Front abgelöst, hierher marschiert ist, um sich den Genuß eines kühlen Bades zu verschaffen. Von Nieuport, von La Bassée und Ypres kommen sie hierher und erquicken den angestrengten Leib in den Fluten des gütigen Meeres.

In der Nähe des Kursaales liegt, deutlich markiert, eine Bombe im Dünensande, die in der Nacht zuvor von einem englischen Flieger geworfen wurde.

Im Gegensatz zu den anderen Küstenorten, wie Westende, Middelkerke, das früher vornehmlich von Deutschen besuchte Blankenberghe, und vor allem Zeebrügge, hat Ostende verhältnismäßig sehr wenig gelitten, obwohl es der Beschießung durch englische Überdreadnoughts nicht weniger schonungslos preisgegeben ist, als die vorgenannten Plätze. Man darf den Grund wohl darin suchen, daß in Ostende überwiegend englisches Kapital durch eine rationelle Zerstörung leiden würde. The War is business. Zwar erschien vor einigen Tagen eine englische Flotte von etwa 46 Schiffen vor Ostende, die ihre Granaten aber nur auf die Werft richteten. Durch Niederlegen des Leuchtturms, der den englischen Kanonieren als willkommenes Ziel diente, ist diese Gefahr erheblich verringert.

Durch die Straßen des von der Zivilbevölkerung zum großen Teil verlassenen Ortes führt uns der Weg zurück. In dem Estaminet vor uns streicht ein Matrose die Fiedel, Landstürmer singen dazu die heimatlichen Weisen. Vom Bahnhof her rückt ein neues Bataillon heran. In die Klänge der Musik fällt machtvoll der Gesang der Soldaten ein:

„O Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu'!" — —

Narren, die da glauben, ein solches Volk besiegen zu können.

* * *

Brügge. Ein Glanz aus mittelalterlichen Tagen liegt über der stillen Hauptstadt Westflanderns. Bruges la Morte nennen die Bewohner dieses Städtchen, in dessen Mauern Tausende von deutschen Malern, Tausende von deutschen Idea-

listen geweilt haben, um die Schönheit vergangener Jahrhunderte auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen. Durch die winkligen Gassen und um die hohen Giebelhäuser raunt der Wind, er flüstert uns Märchen und Sagen aus den Tagen Maximilians, dessen Gemahlin Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, ihr junges Leben in Brügges Mauern lassen mußte. In der Kirche unserer Lieben Frauen ruhen unter prächtigen Sarkophagen die irdischen Reste von Vater und Tochter. Der Anfang des 15. Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt von Brügges Blütezeit. Damals noch durch den Zwyn mit der Nordsee verbunden, war das Haupt der flandrischen Hansa neben Venedig und Ypern ein Mittelpunkt des Welthandels, in dem auch die deutsche Hansa ihre Stapelplätze hatte. Siebzehn kaufmännische Faktoreien hatten hier ihren Sitz. Die Zahl der Bewohner belief sich auf etwa 200 000. Johanna von Navarra, die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, sprach im Jahre 1302 bei ihrem Einzug in Brügge, als sie die Kleiderpracht und Üppigkeit der Bürgerinnen sah, die berühmten Worte: „Ich glaubte, allein Königin zu sein; hier aber sehe ich hunderte gleich mir." Der Dichter der Göttlichen Komödie gedenkt im fünfzehnten Gesang des Inferno voller Bewunderung der Deiche, die an der Küste zum Schutz gegen die Meerflut errichtet waren. Aber die Versandung der Küste und die Begünstigung Antwerpens durch Kaiser Maximilian den Ersten, der mit den stolzen Brügger Kaufherren in ewigem Hader lebte, haben der Blüte Brügges ein schnelles Ende bereitet. Heute liegt nur noch ein blasser Schimmer ehemaliger Größe über der toten Stadt, in deren alten Kanälen sich Türme und Dächer vergangener Jahrhunderte spiegeln. Es ist wie ein letztes Zittern der Herbstsonne über des versunkenen Sommers Pracht. In der Luft fliegen schon die weißen Fäden. Ferner Raben heiserer Schrei kündet des ewigen Winters Nacht. Erst der Krieg hat Brügge wieder aus dieser Totenruhe gerissen, es ist erfüllt von militärischem Leben. Lastautos rasen vorüber, in langen Zügen werden Pferde von jungen Rekruten zur Stadt hineingeführt, deren Straßen von Soldaten aller Waffengattungen wimmeln. Wir aber wandern abseits, tief, tief hinein in das Land der Romantik. Melodisch klingt das Spiel der neunundvierzig Glocken vom Belfried her, von dessen Höhe aus man bei klarem Wetter das Blitzen der Geschütze von Nieuport und Ypern deutlich sehen kann. Von den Fenstern des Stadthauses, eines zierlichen gotischen Baues, aus haben die Grafen von Flandern den Bürgern bei ihrem Regierungsantritt den Eid geleistet, die Gerechtsame der Stadt zu schützen. In der Cranenburg, an deren Stelle ein neues Gebäude getreten ist, hielten die von den Gentern aufgewiegelten Brügger Bürger den Kaiser Maximilian, trotz Reichsheer und Papstfluch, elf Wochen lang gefangen. Die Heiligblutkapelle birgt einige Tropfen vom Blute des Heilands, die Dieterich vom Elsaß 1150 aus dem heiligen Lande mitbrachte und der Stadt schenkte.

Auf den alten Kanälen, zwischen grauen Mauern und unter überhängenden

Bäumen, verträumen wir im Boot eine Stunde des Friedens. Nur ab und zu horcht das Ohr auf das dumpfe Rollen, das wie eine Drohung des Weltenschicksals aus der Ferne herüberdringt. Schon sendet die Abendsonne ihre schrägen Strahlen, als wir über die die Stadt einschließenden Boulevards zu dem Beguinenhof mit seinen weiß getünchten Häuschen und der Kapelle der heiligen Elisabeth gelangen. Jener feine Geruch, der das Nahen des Herbstes kündet, liegt in der sonnenklaren Luft, dann und wann rieselt ein Blatt von den Bäumen zu unsern Füßen. Am Minnewasser, in dem alten Hafen der Stadt, promenieren Brügges hübsche Bürgerinnen, sie bewundern mit scheuer Neugier die kräftigen Gestalten der Marinesoldaten und die meist von Schmutz starrenden Uniformen unserer Feldgrauen, denen heute eine Stunde der Erholung im stillen Brügge vergönnt ist. Auf dem Wiesenplan neben dem Lac d'Amour sammelt sich eine Menschenmenge an, die gespannt die Blicke zum Himmel richtet. Wir treten hinzu und bemerken in einiger Entfernung in beträchtlicher Höhe ein Flugzeug, das aber soeben in weitem Bogen seinen Kurs zur See hin nimmt. „Das ist ein Englishman, —" sagt der neben mir stehende biedere Familienvater; aus dem Tonfall seiner Stimme läßt sich erkennen, daß er nicht gerade in Liebe für Albions Söhne entbrannt ist, wie denn überhaupt die Stimmung der Bewohner den Ententegenossen nicht sonderlich günstig ist. Wenige Minuten später erkennen wir auch den Grund der eiligen Flucht des englischen Fliegers, denn in mächtigen Kreisen folgt ein deutsches Kampfflugzeug dem abziehenden Feind.

Ein reges Leben herrscht in den Abendstunden in den Hauptstraßen der Stadt, vor allem auf dem Platz vor dem Bahnhof. Spaziergänger, Offiziere, Soldaten, vorübersausende Autos — alles drängt sich durcheinander. Ein Marineposten präsentiert vor dem preußischen General, der soeben durch das Portal des Bahnhofs tritt. Die wenigen Gasflammen, die diesen erhellen, lassen das Dunkel, in welches der mächtige Bau gehüllt ist, nur noch unheimlicher erscheinen. Hunderte von Menschen harren in der Finsternis des D-Zuges von Ostende, der gleichfalls ohne jede Beleuchtung in die Halle hineindonnert. Nur die beiden Lichter der Lokomotive bohren sich wie die Augen eines hungrigen Wolfes in das Dunkel. So geht es hinaus in die Nacht. Die Sterne leuchten hernieder auf Flanderns heiligen Boden. Heilig durch das Blut unserer Braven, das hier geflossen ist. Erst in Gent bekommt auch unser Zug wieder Licht. Überall brennen mächtige Feuer im belgischen Land, und von Antwerpen her suchen die Scheinwerfer den Himmel ab. Deutsche Luftschiffe fuhren in dieser Nacht an Altenglands Küste, um den neidischen Vettern ihren eisernen Gruß zu entbieten.

Ernst Sartorius:
Die Universität Löwen.

Die deutschen Universitäten sind Veranstaltungen des Staates und unterliegen seiner Leitung. Wenn auch die jüngst entstandene Hochschule in Frankfurt am Main sich aus eigenen Mitteln unterhält, sogar in ihrer Einrichtung erheblich von den staatlichen Anstalten abweicht, ist sie darum doch nicht „frei". Abgesehen von England sind in den Vereinigten Staaten von Amerika die Universitäten meist kirchliche oder private Stiftungen, an keine staatliche Aufsicht gebunden.

Der 17. Artikel der belgischen Verfassung lautet: „Der Unterricht ist frei, jede Maßregel, die ihn beeinträchtigt, ist untersagt." Hiervon machte der belgische Episkopat schnell Gebrauch. Es trat 1834 eine freie katholische Universität ins Leben in Mecheln, 1835 nach Löwen verlegt. Hier bestand seit 1425 eine allbekannte Hochschule, welche in den Stürmen der französischen Revolution unterging, unter der kurzlebigen holländischen Herrschaft in veränderter Gestalt wieder auflebte und von der neuen belgischen Regierung aufgehoben wurde. Bis 1795 gehörte Belgien — mit Ausnahme des Fürstbistums Lüttich — zu Österreich. Das alte Löwen erschien der aufgeklärten Selbstherrschaft, dem Josephinismus, als die Hochburg der Dunkelmänner. Dabei blühte um diese Zeit dort der weltberühmte Physiker J. P. Minkelers, der Entdecker des Steinkohlengases und auch als Geolog von Cuvier geschätzt. Eigentlich kam es den österreichischen Staatsweisen, dem Fürsten Wenzel von Kaunitz und dem Grafen Karl von Cobenzl weniger auf die strenge Wissenschaft, als auf die Pflege der schönen Literatur an; man vermißte den guten Geschmack im Geistesleben der südlichen Niederlande. Weite Fortschritte machte damals die Französisierung des Landes, während das Vlämische immer mehr verkümmerte. Dieselbe Regierung, welche in Österreich geistige Kontrebande geflissentlich fernhielt, konnte sich nicht genug tun, in Belgien die Erzeugnisse der französischen Aufklärung in billigen Ausgaben zu verbreiten.

Gewiß ließ auch der wissenschaftliche Betrieb in Löwen viel zu wünschen übrig.

War es anderswo besser?

In dem einst so berühmten Leyden fehlte es an Räumlichkeiten, an einer zeitgemäßen Bibliothek. In der Philosophie ließ man Descartes unberücksichtigt, dagegen hallten die theologischen Hörsäle wider von ödem Wortgezänk. Seit Boerhaves Tod (1738) siechte die medizinische Fakultät dahin, auf dem Papier standen die klinischen Übungen.

Auch in Paris war am Ende des 18. Jahrhunderts die medizinische Fakultät nur noch ein Schatten früherer Größe.

Die Universitäten in Herborn, Rinteln, Duisburg waren kaum so ausgestattet, wie jetzt unsere großstädtischen Gymnasien.

Warum ließ sich in Belgien die Gründung einer von der Staatsgewalt unabhängigen katholischen Hochschule leichter als in Deutschland durchführen? In Preußen kannte man um 1830 nur eine gezügelte katholische Kirche mit betagten Bischöfen, frei von hochfliegenden Plänen. Ebenso in Süddeutschland. Die deutschen Katholiken, soweit nicht durch den Einfluß der größtenteils rationalistischen protestantischen Bildung der katholischen Weltanschauung entfremdet, befanden sich in einer wirtschaftlich gedrückten Lage und hätten zudem bei ihrer Ängstlichkeit den Begriff einer katholischen staatsfreien Universität kaum fassen können. Belgien hatte dagegen auch unter spanischer und österreichischer Herrschaft seine alten Freiheiten zu behaupten gewußt, zudem herrschte dort kein Protestantismus, aber vielfach Voltaire und die Enzyklopädisten, die aber im vlämischen Gebiet wenig Nachhall hatten.

Neben einer reichen katholischen Aristokratie bestand noch besonders im vlämischen Gebiet ein behäbiger, der Kirche treu ergebener, opferwilliger Mittelstand, wie kaum anderswo. Die innig mit der Volkssitte verquickte Religion war hier noch eine Macht. Hätte in Deutschland damals oder später eine katholische Universität zustande kommen können? Nein. In Deutschland wollte man katholisch, aber auch dem Protestantismus gegenüber tolerant sein, und diese anscheinend weitherzige Denkweise führte in vielen Kreisen zu einer erheblichen Abschwächung der streng kirchlichen Weltanschauung. Die philosophischen Systeme von Hermes und Günther, obwohl sie in redlichem Eifer der Verteidigung und Fortbildung der Kirchenlehre dienen wollten, führten schließlich doch zur Häresie. So erging es auch einem F. X. Baader, einem Frohschammer, Huber, Deutinger in München, Brentano in Würzburg, Knoodt in Bonn, Elvenich, Th. Weber in Breslau, Sengler in Freiburg. Selbst streng kirchliche Theologen, wie der Bonner F. X. Dieringer, waren kaum mit der traditionellen Theologie quellenmäßig bekannt. An katholischen Historikern fehlte es lange merklich, und der gefeierte Döllinger endete im Greisenalter als Widersacher der Kirche. Spärlich, zerstreut, ohne Gemeinschaftsgefühl waren die katholischen Mathematiker und Naturwissenschaftler, von den Medizinern gar nicht zu reden. In Bayern gab in der Philologie der Protestant F. Thiersch den Ton an. Zahlreicher waren schon die katholischen Juristen, allein sie kamen an den Universitäten wenig auf, und manche standen sogar später im Gegensatz zur Kirche. Seit 1863 wurde die Gründung einer katholischen Universität zu Fulda lebhaft erörtert, aber dabei blieb es, und kaum hatten die Regierungen nötig gehabt, ihren mächtigen Einspruch zu erheben. Auch der Plan mit der katholischen Universität in Salzburg kommt nicht zur Ausführung,

trotz hochmögender Gönner in Österreich. Hier wie in Deutschland befürchtet man, daß eine solche Anstalt dem Wettbewerb der staatlichen Hochschulen unterliegen, und diese dann eine bewußt antikatholische Richtung einnehmen würden.

In Belgien wurde das große Wagnis unternommen, und es glückte. Durch Breve vom 12. April 1834 hatte Papst Gregor XVI. die neue Gründung gutgeheißen. Schnell kam das nötige, seitdem ständig gewachsene Stiftungskapital auf. Sehnlichst wünschte die Stadt Löwen, daß die Anstalt von Mecheln dorthin verlegt wurde. Schon um des großen Namens willen gingen die Bischöfe hierauf gern ein (1835). Durch Vertrag wurde festgesetzt, daß die Stadt die Räume der früheren Universität, die von ihr in der Revolutionszeit käuflich erworbene Bibliothek, der botanische Garten, die Krankenhäuser, das noch vorhandene Geldvermögen der neuen Universität zum dauernden Nießbrauch abtrat. Als selbstverständlich galt die katholische Überzeugung bei allen akademischen Lehrern, die darum vor Antritt ihres Amts das Tridentinische Glaubensbekenntnis abzulegen haben. Gleiche Gesinnung ist für die Studierenden erforderlich. Ihre Anzahl, schon anfangs über 500, stieg von Jahr zu Jahr. Als Theologiebeflissene kommen nur solche in Betracht, die von ihren Bischöfen gesendet werden und schon in der Heimat theologische Studien betrieben haben. Die weltlichen Studenten unterliegen zwar keiner strengen Aufsicht, doch sollen sie um 10 Uhr abends zu Hause sein und das Theater meiden. Der Rektor magnificus, von den Bischöfen auf Lebenszeit bestellt und jederzeit abberufbar, muß Geistlicher sein, ebenso der Vizerektor, dagegen wird der Sekretär (Verwaltungsrat) den weltlichen Professoren entnommen. Der erste Rektor Peter de Ram (1835—1865), ein scharfsinniger, eifrig sammelnder Historiker, dessen Spürsinn nichts entging, was auf die alte Universität Löwen Bezug hatte, war zu seinem Amt vorzüglich geeignet. Er hatte in der Wahl der ersten Professoren eine glückliche Hand. Noch heute sind geschätzt die Theologen J. Beelen († 1884) und J. H. Wouters, Kirchenhistoriker († 1872). In dem Juristen L. de Bruyn († 1875) war die alte Schule von Cujacius und Godofredus verkörpert. Literarisch nicht über zwei Erstlingswerke hinausgekommen, suchte und fand er seine Kraft in einer ausgezeichneten Lehrtätigkeit; so hatte er eine auffallende Ähnlichkeit mit dem gleichzeitigen Gießener Pandektenlehrer J. E. von Loehr, dessen selbst ein so kritischer Kopf wie L. Bamberger noch an seinem Lebensabend mit Hochschätzung gedenkt. Die Namen der Brüder J. H. und A. N. Ernst sind mit der Geschichte der belgischen Gesetzgebung innig verknüpft. Großen Ruf als Mediziner hatten der Chirurg M. R. Michaux, der weltberühmte Th. Schwann († 1882), der Begründer der tierischen Zellenlehre, und der wenig schreibselige Victor François, dessen „Essai sur les gangrènes spontanées“ (1832) noch heute in der französischen medizinischen Literatur klassischen Ruf genießt. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer hatten auch tüchtige Vertreter, wie den Italiener G. M. Pagani della Torre, welcher nicht minder feinsinnig und gewandt war in

der Lösung schwieriger mathematischer Probleme, wie in ihrer Anwendung auf Technik und Industrie. Der hochbegabte Autodidakt J. H. Crahay mußte erst zehn Jahre Notariatsschreiber sein, ehe er 1817 ans Athenäum in Maestricht kam und dann hier wie in Löwen würdig in den Bahnen des genialen Physikers J. Gay-Lussac arbeitete. M. Martens machte sich als Erforscher der brasilianischen Pflanzenwelt bekannt. Aus Deutschland kamen der Philosoph Nikolaus Möller, ein Norweger, Freund und Gesinnungsgenosse von Schelling und H. Steffens, ein feiner Kenner der mittelalterlichen Geisteswelt, sowie sein Sohn Johannes, wohlbewandert in den mittelalterlichen Geschichtsquellen, Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften. Welchem echten Vlamen wäre aber der Name J. B. David († 1868), des unermüdlichen Vorkämpfers und gelehrten Erforschers seines Volkstums, unbekannt? Sein Andenken trägt die Davidstiftung (für vlämisches Schrifttum) in unsere Zeiten. Auch später bis heute fehlte es der Löwener Universität nicht an tüchtigen Gelehrten. Als gründlicher Kenner der Kirchenrechtsquellen bewährte sich der Holländer H. J. Feije, der geschickt sein reiches Wissen auch weiteren Kreisen in Zeitschriften zugänglich zu machen wußte. Als gelehrtes Rüstzeug werden bei Katholiken und Protestanten die „Dissertationes selectae ad historiam ecclesiasticam“, fünf Bände 1880—87, von B. Jungmann geschätzt. Um die christliche Archäologie hat sich E. Reussens verdient gemacht. Durch seine Schriften über die Reform des Strafrechtsverfahrens und den Sozialismus ist der an ausländischen Ehren so reiche J. Thonissen († 1891) noch immer nicht vergessen. Deutschen Nationalökonomen mutet der jüngst verstorbene Charles Perrin etwas seltsam an. Von einem Eingreifen der Staatsgewalt in das Wirtschaftsleben will er wenig wissen. Dagegen scharfsinnig und beredt, wie kaum ein anderer, hat Perrin den Einfluß des Sittlichen und der christlichen Lehre auf die Volkswohlfahrt dargelegt. Für den Ausbau der internationalen Schiedsgerichte, das Recht der neutralen Staaten hat auch außerhalb Belgiens der Name E. Descamps einen guten Klang. Im Handelsrecht sind A. Nyssens und im Staatsrecht der jetzige Staatsminister J. Van den Heuvel von Ruf. In der medizinischen Fakultät überwiegt wie an den meisten Hochschulen ein guter Durchschnitt. Die Stadt Mecheln schmückt das Denkmal des großen Zoologen P. Van Beneden († 1894), Mitglied der Berliner Akademie. Als tüchtiger Mathematiker glänzte L. Ph. Gilbert († 1892), dessen Arbeiten in Pariser und Brüsseler Akademieschriften zerstreut sind. Aus eigenen Mitteln gründete der Botaniker J. B. Carmy das Institut für Cytologie und Biologie (zuerst in Belgien), dem sich bald weitere Zweige für Embryologie, vergleichende Histologie, biologische Chemie usw. angliederten.

Von je her fanden die orientalischen Sprachen in Löwen eine gute Pflege. Eingehend beschäftigten sich Th. Lamy mit der Erforschung der syrischen kirchlichen Literatur und P. Colinet mit indischer Religionsgeschichte. Selbst bis nach Petersburg drang der Ruf von F. Nève († 1891), um die Aufhellung der alt-

armenischen Literatur verdient. Ch. de Harlez († 1899) war ein gründlicher Kenner der Zendstudien, aber auch des Sanskrit, Türkischen und Chinesischen. Sein Schüler W. Bang, ein Rheinländer und deutsch schreibend, hat sich um die Erforschung der finnisch-ugrischen Sprache verdient gemacht. Zur Erforschung der mittelalterlichen Kultur- und Kirchengeschichte haben A. Cauchie und P. Alberdingk Thym wichtige Beiträge geliefert, letzterer, ein eifriger Vlame, fast nur vlämisch, manchmal auch deutsch schreibend. Von den Altertumskundigen wird das dreibändige Werk von P. Willems über den Senat der Römischen Republik sehr geschätzt; auch ist er ein unermüdlicher Vorkämpfer für die vlämische Sache gewesen. Zu den besten belgischen Rechtshistorikern gehört E. Poulet († 1882 „Histoire politique interne de la Belgique"). Wohl kaum ein Belgier kennt das deutsche Schulwesen so gut, wie der Altphilolog F. Collard (geb. 1853). Ein tiefgrabender Forscher in der Wirtschaftsgeschichte ist V. Brants (geb. 1856), wie seine Arbeiten in den Sitzungsberichten der Belgischen Akademie der Wissenschaften dartun. Von Philosophen haben Ruf der jetzige Kardinal-Erzbischof Desirée Mercier zu Mecheln (geb. 1851) und M. de Wulf durch Forschungen über die Scholastik. Merkwürdigerweise hat es lange gedauert, ehe die romanische Philologie eine fachgemäße Vertretung fand; lange dauerte dieser Zustand auch an den übrigen belgischen, selbst französischen Hochschulen. Noch fehlt ein Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft, wie in Gent und Lüttich. Unstimmigkeiten zwischen der katholischen Weltanschauung und dem wissenschaftlichen Fortschritt haben sich bei den weltlichen Professoren bisher nicht ergeben. Dem ersten Rektor P. de Ram, einem Mann von weitem Blick, war die Wissenschaft Herzenssache.

Auch seinen Nachfolgern lagen Ketzerriecherei und ängstliche Bevormundung des wissenschaftlichen Betriebs fern. Noch nie hat ein Jesuit dem Lehrkörper angehört.

Die Eigenart der Löwener Hochschule bringt es mit sich, daß ihre Lehrer fast gar nicht wechseln (was auch sonst in Belgien und Frankreich wenig üblich ist). Sie erhalten ein auskömmliches, mitunter hohes Gehalt, sowie einen Teil der Kollegiengelder. Die Ruhegehälter, Witwen- und Waisenversorgung sind geregelt. Aus den Reihen der Hochschullehrer gingen öfter Staatsminister hervor. Wie anderswo werden auch hier die Vorlesungen durch Institute und Seminarien unterstützt. Das von dem erwähnten P. Willems neuorganisierte philologische Seminar nannte der jüngst verstorbene liberale Genter Historiker P. Fredéricq eine Musteranstalt. Hieran schlossen sich das historische Seminar mit paläographischer Abteilung und das Pädagogische Institut mit Übungsschule (das erste seiner Art in Belgien). In der Ecole orientale finden Übungen im Hebräischen, Syrischen, Arabischen, Sanskrit, Armenischen usw. statt. Seit 1882 besteht für Philosophie das Institut de St. Thomas mit besonderem Gebäude. Des biologischen Instituts ist bereits gedacht. Zu den alten Fakultäten kamen

später die Abteilungen für Landwirtschaft und für Baufach und Ingenieurwesen. Im Jahre 1884 entstand das Institut für Bakteriologie. Dazu kamen 1889 eine Schule für Brauerei und 1897 für Handels- und Konsularwesen. Im Jubiläumsjahr (1909) entstand durch die Freigebigkeit des Herzogs von Aremberg ein weiteres, reich ausgestattetes Institut für Chemie. Der juristischen Fakultät wurde 1893 die „école des sciences politiques et sociales“ angefügt. Hierher gehört auch die „Rechtsgenootschap“ (1885), welche praktische Unterweisung gibt in der Anwendung des Vlämischen für das gerichtliche Verfahren im Straf- und Bürgerlichen Recht.

Reichlich ausgestattet, gut verwaltet, an Kostbarkeiten und Seltenheiten nicht arm war die Universitätsbibliothek, durch den Krieg zum Raub der Flammen geworden. Natürlich hat auch jedes wissenschaftliche Institut seine Sonderbibliothek.

Nach mittelalterlichem Brauch bestehen in Löwen noch Bursen für die Studierenden. Die meisten wohnen in Privathäusern. (Weibliche Studierende sind in Löwen ausgeschlossen.) Das Collège du Pape Adrien VI. (eines Löwener Lehrers) umfaßt Philologen und Juristen, das Collège de St. Esprit Theologen, das Collège Marie-Thérèse Mediziner und Naturwissenschaftler, im Collège de Juste-Lipse finden zukünftige Gymnasiallehrer Unterkunft. Alle diese Kollegien haben viele Freiplätze; die Hausordnung ist nicht streng, einzelne Insassen haben sogar zwei Zimmer. Von den Studentenverbindungen verdienen Erwähnung „Taal-en Letterhievend Studentengenootschap Met Tijden Vlight“ (seit 1836), der „Vlaemsche Sprekersbond“ (1891), um der sozialistischen Propaganda im vlämischen Gebiet entgegenzuwirken. Ebenso unterhalten die Studierenden Fortbildungskurse für jugendliche Arbeiter. Von den noch bestehenden durch Löwener Hochschullehrer herausgegebenen Zeitschriften seien angeführt „La Cellule“ (1884 für Cytologie und Histologie), „Dietsche Warande“ (1867) für vlämische Literatur, „Revue agronomique“ (1892), „Revue néo-scolastique“ (1893), „Le Muséon Belge“ (1897 für klassische Philologie), „Revue médicale“ (1882), „Annalectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique“ (1864), „Leuvener Bijdragen“ (1896 für Germanistik). Wohl kaum eine deutsche Hochschule verteilte so sparsam den Titel eines Ehrendoktors, als Löwen. Von Deutschen wurden ausgezeichnet (1909) F. Hitze-Münster, L. Pastor-Innsbruck, der Verfasser der Papstgeschichte, der Reichstagsabgeordnete P. Spahn, W. Dörpfeld-Athen, W. Meyer-Lübke in Wien, G. Roethe-Berlin, A. Wiedemann-Bonn, die vier letzten Protestanten.

Die Löwener Hochschule ist ihrer Losung „Vetera augere novis“ treu geblieben und Justus Lipsius hat nicht zuviel gesagt:

„Salvete Athenae, Athenae belgicae,
O fida sedes artium et fructu bono
Lateque spargens lumen et numen tuum.“

In seiner Jubiläumsadresse (1909) hob der Rektor der Münster'schen Universität, H. Ermann, Protestant, hervor, daß Löwen durch die Angliederung der verschiedenen technischen Lehrgebiete sich vortrefflich den neuzeitlichen Bedürfnissen angepaßt habe. Seit dem Krieg hat Löwen seinen Betrieb einstellen müssen.

Professor W. Prosch: Wie England Verträge „hält", wenn sie ihm unbequem werden, und wie es die Freiheit der Schwachen „schützt".

Seit Jahrhunderten ist Indien die Hauptquelle des englischen Reichtums und lastet die Hand Englands schwer auf dem indischen Volk. Alle Versuche der Inder, die Fremdherrschaft abzuschütteln, sind bisher erfolglos gewesen. Mit Trauer, Abscheu und Ingrimm tragen sie das verhaßte Joch, streben und sehnen sie sich nach Freiheit. Das alles weiß England, aber weil es nicht auf den großen Reichtum verzichten will, welcher ihm aus seiner Herrschaft über Indien zufließt, fährt es fort, durch Waffengewalt und Gesetzgebung jede freiheitliche Regung im indischen Volk im Keim zu ersticken.

Ein ander Beispiel: Nach längerem Kampf zwischen England und dem Burenstaat Transvaal schlossen beide im Jahre 1881 den Friedensvertrag von Prätoria, welcher für Transvaal Unabhängigkeit unter englischer Suzeränität (Oberlehnsherrschaft) festsetzte, d. h. es sollte in allen inneren Angelegenheiten (Gesetzgebung und Verwaltung) ganz unabhängig sein, dürfte aber Verträge mit anderen Staaten nur mit Einwilligung Englands schließen. Im Jahre 1883 erschien in London eine Gesandtschaft Transvaals, um eine Änderung des Vertrags zu erwirken, und diese wurde von England, welches damals, als die Goldfelder Transvaals noch nicht entdeckt waren, dem Besitz des Landes noch keinen hohen Wert beilegte, gewährt durch Abschluß eines neuen Vertrags (1884), welcher den von 1881 ersetzen sollte. In diesem neuen Vertrag war von einer Suzeränität nicht mehr die Rede, sie war also aufgehoben. Wie völlig die englische Regierung sich dieser Aufhebung bewußt war, geht klar hervor aus folgenden Tatsachen: 1. In dem neuen Vertrag (von 1884) steht die Stelle: „Her majesty has been pleased to direct and it is hereby declared that the following articles shall be substituted for the articles of the convention ot 1881" (= „Ihre Majestät hat geruht zu bestimmen, und es wird hierdurch

erklärt, daß die folgenden Artikel an die Stelle derjenigen des Vertrags von 1881 treten sollen."). 2. Im englischen Parlament sagte Minister Balfour am 15. Januar 1896: „Transvaal ist in seinen inneren Angelegenheiten ein unabhängiger Staat." 3. Am 16. Januar 1896 erklärte Minister Salisbury im Parlament: „Die Buren sind unumschränkte Herren über ihre eigenen inneren Angelegenheiten."

Es ist ganz unfaßbar, wie es bei dieser klaren Sachlage einem englischen Ministerium später in den Sinn kommen konnte, ein Fortbestehen der englischen Suzeränität über Transvaal zu behaupten und ihm Reformen in Transvaal vorzuschreiben. Über das „warum" und „wie" dieser Unerhörtheit sagt das vortrefflich geschriebene Buch des englischen Burenfreundes Methuen: „War or peace in South Africa?" (= Krieg oder Friede in Südafrika?): Zehn Jahre nach Entdeckung der Goldlager waren in Transvaal ungefähr 100 000 Personen europäischer Geburt (meistens Engländer), während die Zahl der Buren des Landes kaum 70 000 betrug (bei beiden: Männer, Frauen und Kinder). Ein so massenhaftes Einströmen war den Eingeborenen nicht erwünscht. Viele der Fremdlinge hatten eine fragliche Vergangenheit. Die Buren sahen mit Besorgnis die Zeit kommen, wann die Fremden das Wahlrecht erlangen und das Burenvolk überstimmen würden, und erhöhten die Zahl der Aufenthaltsjahre, welche nötig war zur Erlangung des Wahlrechts. Die Fremden murrten hierüber, aber weder diese Verlängerung der Wartezeit noch andere von den Eingewanderten beanstandeten Übelstände verstießen gegen den Vertrag von 1884. . . . Die Buren glaubten in aller Ehrlichkeit, England liege auf der Lauer, sich Transvaals zu bemächtigen, und waren zum Widerstand entschlossen. Die inneren Schwierigkeiten wuchsen. Die Goldbergwerks-Industrie klagte über das Dynamit-Monopol, über die Eisenbahn-Transportkosten, über das Schulwesen, welches nicht für genügenden Unterricht in der englischen Sprache sorge, sie verlangte eine Änderung der Gesetze zur Erzielung eines reichen Angebots von Arbeitern und dadurch niedrigerer Löhne usw. Nach dem berüchtigten bewaffneten Einfall Jamesons in Transvaal, der von den Buren und der ganzen nichtenglischen Welt als Ausfluß der englischen Politik aufgefaßt wurde, begannen in Transvaal Vorbereitungen zur Abwehr des befürchteten kriegerischen Angriffs Englands. Die englische Presse in Transvaal setzte die Aufhetzung des englischen Volkes mit verstärkter Heftigkeit fort (ganz so, wie seit Jahren die englische Presse gegen Deutschland!), England wurde hingestellt wie ein Großstaat, welcher sich von 100 000 Buren verhöhnen und um sein Ansehen bringen lasse. Durch diese Hetzereien wurde der Haß des englischen Volkes erregt und es für den Krieg gegen die Buren gewonnen. — Der Vorschlag Präsident Krügers, die strittigen Punkte durch ein Schiedsgericht erledigen zu lassen, wurde seitens Englands (Bemerkung des Artikelschreibers: wohl in Voraussicht eines für England ungünstigen Ergebnisses) zurückgewiesen (!) unter dem Vorwand, es sei nicht an-

gängig, daß eine suzeräne (!) Macht (England) zwischen ihr und ihrem Vasallen (!) strittige Fragen durch ein Schiedsgericht entscheiden lasse. (Siehe Black Book C 8721 No. 7 Oct. 1897.) Selbst wenn die Suzeränität Englands über Transvaal noch bestanden hätte, was nicht der Fall war, hätte das doch nur die Wirkung haben können, daß Transvaal nicht ohne Englands Einwilligung Verträge mit anderen Staaten schließen durfte, aber um die handelte es sich ja nicht, sondern um durchaus innere Angelegenheiten Transvaals. Nach langen Verhandlungen, in welchen die englische Regierung immer drohender wurde, folgte dann Schlag auf Schlag: Rede des Kolonialministers Chamberlain in Birmingham, in welcher er den Präsidenten Krüger schmähte, — Telegramm des Statthalters in Kapstadt an die Regierung in London, welches in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken den Krieg Englands gegen Transvaal forderte, — Kabinettsrat in London mit dem Ergebnis, daß aus England und Indien Truppen nach Südafrika geschickt werden sollten, — Anforderung der englischen Regierung an das Parlament zur Bewilligung der Rüstungskosten, — Mietung von Schiffen für den Transport der Truppen nach Südafrika, angeblich weil das kleine Transvaal strebe, die englische Herrschaft in Südafrika zu stürzen!

In dieser verzweifelten Lage griff Transvaal zu dem einzigen Mittel, welches das drohende Verhängnis vielleicht noch abwenden konnte, es erklärte England den Krieg, weil die englischen Truppen zum Teil noch in England, zum Teil erst unterwegs, also mit den bereits in Südafrika stehenden englischen Truppen noch nicht vereint waren und das kleine Burenheer durch Überzahl noch nicht erdrücken konnten. Die englischen Feinde Transvaals jubelten über diese Kriegserklärung Transvaals, weil der Krieg nun endlich gekommen war, und sie durch die Kriegserklärung Transvaals einen Karnickel zu haben meinten, von dem sie sagen könnten, er habe angefangen, ganz so, wie England jetzt in die Welt hineinlügt, Deutschland sei der Urheber des Krieges, den England dadurch mitverschuldet und zum Ausbruch gebracht hat, daß es Frankreich und Rußland schon vorher die ermunternde Zusage seiner Helfershelferschaft machte.

Ein drittes und viertes Beispiel sind Ägypten und Marokko. Während der Regierung der Königin Victoria und ihres Ministerpräsidenten Gladstone (also in unserer Zeit) geschah 1882 die Besetzung Ägyptens durch England unter der feierlichen Zusage, sie werde nur vorübergehend sein. Seitens anderer Mächte, namentlich Frankreichs, ist England oft gemahnt worden, diese Verpflichtung zu erfüllen, aber vergebens. Englands Politik ist auch hier: Hier bin ich, hier bleib' ich! Den lästigen Einspruch Frankreichs gegen das Verbleiben in Ägypten hat es sich dadurch vom Halse geschafft, daß es Marokko der Unterjochung durch Frankreich auslieferte, und zwar trotzdem dasselbe England für dasselbe Marokko im Madrider Vertrag mit den anderen Großmächten gemeinsam für alle Zeit Souveränität vereinbart hatte!!

Diese Sache war so: Im Jahre 1880 ist in Madrid zur Regelung der Zustände in Marokko von allen Großmächten ein Vertrag geschlossen worden, welchem zufolge Marokko für immer ein souveräner Staat mit offener Tür für den Handel aller Völker bleiben sollte. Dieser Vertrag trägt selbstverständlich auch die Unterschrift Englands. Und was tat England vierundzwanzig Jahre später? Im Jahre 1904 schloß es mit Frankreich (Delcassé!) hinter dem Rücken der anderen Mitunterzeichner des Madrider Vertrages einen geheimen (!!) Vertrag, welcher den Madrider umstieß; denn in diesem Geheimen gestattet Frankreich England, in Ägypten zu tun, was ihm beliebt, und England gestattet Frankreich das gleiche für Marokko mit dem unbedeutenden Vorbehalt, daß die „offene Tür" noch dreißig Jahre bestehen bleiben müßte. — Dieser Handel ist eine Doppelverschuldung Englands: den Mitunterzeichnern des Madrider Vertrags gegenüber ein Vertragsbruch, und Marokko gegenüber die Gestattung, ja Bewirkung der Unterjochung eines schwachen, freien Staates (Marokko) durch einen starken (Frankreich). Daß den Marokkanern die Fremdherrschaft der Franzosen ebenso verhaßt ist, wie die englische den Ägyptern (und Indern), weiß England ebensogut wie die übrige Welt, aber die Herrschaft über Ägypten ist ein zu wertvolles Ding, darum: „was geht mich der (wenn auch von mir mitunterschriebene) Madrider Vertrag und die Freiheit der Marokkaner an, pounds and shillings gelten mir mehr, und wo die in Frage kommen, sind Vertragsverpflichtungen und Freiheit schwacher Völker — Nebensachen".

So bricht England unbequem gewordene Verträge, so vernichtet und verrät es die Freiheit schwacher Völker. Wenn aber ein erfolgreicher und darum unerwünschter Geschäftsmitbewerber (Deutschland) in einem Krieg, den England seit Jahren herbeigewünscht, unter der Hand vorbereitet und schließlich durch die Frankreich und Rußland gegebene Zusage der Helfershelferschaft zum Ausbruch gebracht hat, in alleräußerster Notwehr (noch dazu unter Verbürgung voller Integrität und Schadloshaltung) zur Rettung seines Daseins durch belgisches Gebiet marschiert, — ja, Bauer, dann ist das ganz was anderes. Frankreich hätte das wohl gedurft, England auch (sie hatten sich hierüber ja schon im Geheimen mit der belgischen Regierung verständigt!!), — aber Deutschland — nimmermehr; dann ist es vielmehr für das tugendhafte England, welches sich schwachen Völkern gegenüber nie um eingegangene Verpflichtungen kümmert, sobald sie seinen Interessen im Wege stehen, ein casus belli (Kriegsfall). Hintergedanke: „An dem Tage, an welchem Deutschland vernichtet ist, gibt es keinen Engländer, der nicht reicher wäre, als am Tage vorher. — Right or wrong, my country. (Zwei Stimmen aus England.) Dieser ganze Planet ist das Ausbeutungsgebiet für England allein, und wenn erst das Deutsche Reich zertrümmert und das deutsche Volk zugrunde gerichtet sind, dann blüht der Weizen Englands wie nie zuvor. Frankreich und Rußland sind zum Kriege gegen Deutschland gerüstet und entschlossen, eine so günstige Gelegenheit, ohne viel

Opfer Englands (!) Deutschland zu vernichten, kommt so bald nicht wieder, darum: Bündnis mit Frankreich und Rußland zum Vernichtungskrieg gegen Deutschland, wobei England noch die Welt glauben machen kann, es führe den Krieg aus lauter Edelmut, nämlich als Hüter der Verträge und Beschützer der Schwachen."

Der Verfasser hat sich auf die Darstellung der vier Beispiele Indien, Transvaal, Ägypten, Marokko beschränkt. Er hätte noch eine Anzahl ähnlicher Art aus der Geschichte Englands hinzufügen können, aber diese vier Proben genügen zur Kennzeichnung der widerlichen Heuchelei, welche darin steckt, daß dies selbe England, dieser neuzeitliche Pharisäer, sich nun aufspielt als Hüter der Verträge und uneigennütziger Beschützer der Schwachen, die es, wie die vier Proben zeigen, in Grund und Boden tritt, wo und wann sie seinem Eigennutz im Wege sind.

* * *

Nachschrift.

Der vorstehende Aufsatz wurde geschrieben vor der Landung der Ententetruppen in Saloniki. Zu seiner Ergänzung sei nachträglich darauf hingewiesen, daß die angeblichen Beschützer der Kleinstaaten also nicht unterlassen haben, die Neutralität Griechenlands zu verletzen, sobald ihnen das in den Kram paßte, — wie sie ja auch kein Bedenken gehabt haben, in den Jahren 1906—1913 die belgische Regierung erfolgreich zu verleiten, Hand in Hand mit ihnen zum Nachteil Deutschlands die Neutralität Belgiens in dem gegen Deutschland geplanten Kriege zu verletzen. (Siehe die in Brüssel deutscherseits entdeckten belgisch-englischen Staatsschriftstücke.) —

Dr. Paul Ostwald: Rußland und Finnland.

Von allen Ländern unter russischer Herrschaft gehen uns in diesem Weltkrieg die baltischen Ostseeprovinzen und Finnland innerlich am meisten an. Ihr Schicksal kann uns nicht gleichgültig lassen. Handelt es sich doch hier wie dort um weitvorgeschobene Bollwerke westeuropäisch-germanischer Kultur, gegenüber der orientalisch-moskowitischen. Hier wie dort gehen die Träger der moskowitischen Kultur im Vertrauen auf ihre große Masse mit der an ihnen bekannten Rücksichtslosigkeit und Brutalität gegen die sich in so großer Minderheit befindenden germanischen Kulturvertreter vor; vor allem hat der Mißerfolg auf den Schlachtfeldern Polens und Galiziens den Haß und die Rachsucht der Russen

entfacht. Doch während ein großer Teil der Ostseeprovinzen durch den Vormarsch unserer tapferen Truppen den Russen aus den Händen gerissen ist, während ihr vorläufiges Schicksal zum Teil entschieden ist, steht Finnland noch völlig unter der russischen Knute und muß Geißelhieb auf Geißelhieb über sich ergehen lassen. Ein richtiges Verständnis für dieses jetzt so gespannte Verhältnis zwischen Finnland und Rußland, eine richtige Beurteilung der damit für das Zarenreich verbundenen finnländischen Gefahr wird jedoch nur auf dem festen Grunde der Geschichte möglich sein. Versuchen wir deshalb, uns die Frage zu beantworten: wie standen bis heute Rußland und Finnland zueinander?

Finnland war bis weit in das Mittelalter hinein ein unbekanntes Land. Eine wirkliche Geschichte dieses Landes beginnt erst mit den Zügen des schwedischen Königs Erich des Heiligen (1156/57), der Finnland sich unterwerfen wollte. Aus diesen ersten geschichtlichen Zeiten hören wir nun auch von den Russen, die den Schweden das Land streitig zu machen suchten, und zwar von Nowgorod aus. Ständig unterstützten sie die Finnen in ihrem Kampfe gegen Schweden und das römisch-katholische Christentum. Doch blieben die Schweden siegreich, und am 12. August 1323 wurden zwischen Schweden und Nowgorod Vereinbarungen über die östlichen Grenzen Finnlands getroffen. Doch hörten damit keineswegs nun in Zukunft die russischen Absichten auf Finnland auf. Jede günstige Gelegenheit wurde vielmehr ergriffen, um dieses Land den Schweden zu entreißen und dem moskowitischen Staate einzuverleiben. Finnland blieb so ein dauerndes Streitobjekt zwischen Rußland und Schweden, dauernd fanden an den Grenzen die heftigsten Kämpfe statt. Doch alle Angriffe und Einfälle der Russen sollten Jahrhunderte hindurch ergebnislos verlaufen. Erst der Nordische Krieg und das siegreiche Vordringen Peters des Großen an die Ostseeküste sollten die ersten Stücke finnländischen Bodens unter russische Oberhoheit bringen. Im Nystadter Frieden 1721 trat Schweden von Finnland den südlichen Teil von Kerholm sowie einen Teil der Provinz Wiborg mit der gleichnamigen Stadt an Rußland ab. Aber schon 1741 führte die Kaiserin Elisabeth einen neuen Krieg um Finnlands willen mit Schweden. Die Russen waren auch diesmal im großen und ganzen siegreich und erlangten im Aboer Friedensschluß vom 7. August 1743 eine weitere Landabtretung. Rußland erhielt die Provinz Kymmegard mit Frederikshamm und den südlichen Teil von Savolak mit Willmanstrand. Der Saimasee wurde dadurch zu einem russischen Binnensee. Dieser Krieg Elisabeths ist aber, abgesehen von der Losreißung einzelner Landesteile, die von Anfang an zu Schweden gehört hatten, auch noch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Als nämlich im Anfang des Feldzuges den Russen nicht alles ganz nach Wunsch gegangen war und es sich wieder gezeigt hatte, daß die Finnen sich gegen eine russische Oberhoheit bis aufs letzte verteidigen würden, erließ Elisabeth ein Manifest an die Finnen ganz besonderen Inhalts. Es hieß nämlich darin, daß die Kaiserin kein fremdes Land gewinnen, sondern dazu beitragen wolle, daß das

„mehrerwähnte Fürstentum Finnland, sofern dasselbe gesinnt wäre, sich von der Gewalt und Jurisdiktion Schwedens zu befreien und loszumachen", zu einem freien, selbständigen Lande würde. Die Kaiserin versprach, den Finnen in dieser Richtung mit ihren Truppen helfen zu wollen; Finnland sollte in Zukunft „als Barriere und Grenze" zwischen Rußland und Schweden dienen.

Dieses Manifest Elisabeths ist für die russische Politik wegweisend geblieben. Von nun ab ging man in Petersburg zwei Wege, und man wählte zwischen ihnen je nach der Gunst der Umstände. Stellten sich einer völligen Unterwerfung des Landes zuviel Schwierigkeiten in den Weg, so lockte man die Finnen mit der Selbständigkeit ihres Landes. Mit Schweden unzufriedene Gemüter gab es sowohl im Adel wie bei den Bauern, und diese Mißstimmung gegen die Regierung in Stockholm wollte man auf diese Weise zunächst vergrößern. Die Finnen mußten innerlich von Schweden losgelöst werden. Daß dann ein selbständiges Finnland nicht anders als in Anlehnung an das Zarenreich denkbar und möglich war, war selbstverständlich.

Die Saat des Mißtrauens, die durch Elisabeth und ihre Nachfolger zwischen Schweden und Finnland gesät wurde, sollte denn auch immer mehr und mehr aufgehen. Man begann in Finnland nach 1742 doch daran zu zweifeln, ob die schwedische Regierung fähig sein würde, das Land auf die Dauer vor den Russeneinfällen zu schützen. So kam es, daß die Idee der Selbständigkeit Finnlands unter dem Adel und den Offizieren immer größeren Anhang fand. Zwei Adlige, Sprengporten und Jägerhorn, waren es vor allem, die diese Lostrennung von Schweden eifrig betrieben und eine große Anzahl Gleichgesinnter um sich zu versammeln wußten. Sie boten auch 1786 dem jüngeren Bruder des Königs Gustav III., dem Herzog Karl, Finnland als ein unabhängiges, unter russischem Schutz stehendes Großfürstentum an; doch wollte der Herzog nichts davon wissen. Sprengporten und Jägerhorn gingen nach dem Fehlschlag ihres Projektes dann nach Petersburg, und selbstverständlich wußte Katharina diese Männer trefflich zu ihren Zwecken zu verwenden. Weiteren Vorschub leistete diesen geheimen Wühlereien Rußlands nun die wenig geschickte Politik des Königs. König Gustav hielt nämlich die Gelegenheit für günstig, einen Krieg mit Rußland vom Zaune zu brechen, da das Zarenreich in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war (1788); er hoffte nämlich, die verloren gegangenen Gebiete Finnlands wiedergewinnen zu können. Am 12. Juli 1788 ließ der schwedische König in Petersburg ein Ultimatum überreichen, in dem er die Rückgabe des ganzen russischen Finnlands und Kareliens forderte. Katharina ging natürlich nicht darauf ein, und so begann der Krieg. War man nun in Finnland schon nicht sonderlich erbaut darüber, daß der König solche Kriegsgelüste zeigte und den Frieden brach, dessen das Land sich gerade nie allzuoft zu erfreuen gehabt hatte, so wurde der Ärger noch dadurch vermehrt, daß der Reichstag, den Finnland seit der im Jahre 1772 eingeführten Verfassung besaß, überhaupt nicht

gefragt worden war. Das alles war Wasser auf die Mühlen der Separatisten. Jägerhorn und andere wiegelten die Offiziere auf, den ungesetzlich begonnenen Krieg nicht weiter zu führen. Es gelang auch Jägerhorn, daß sie ihn mit einem Briefe an Katharina sandten und diese um Friedensverhandlungen baten. Wohlgemerkt aber war die Mehrzahl der Offiziere doch so schwedentreu, daß sie in diesem Briefe nichts von einem selbständigen Finnland erwähnten oder Katharinas Hilfe dazu erbaten. Jägerhorn benutzte aber seinen Auftrag dazu, um gerade Katharina hierfür zu gewinnen; er überschritt also seinen Auftrag, denn nur eine Minderheit der Armee wollte etwas von einer Trennung wissen. Während Jägerhorn nun aber noch in Petersburg weilte und man von seinen geheimen Umtrieben nichts ahnte, schlossen die Offiziere den Anjala-Bund, da sie nach ihrer Meinung „als redliche schwedische Männer würdig seien, die Möglichkeit von Verhandlungen zwischen zwei gekrönten Häuptern ausfindig zu machen; Vaterlandsliebe und Königstreue seien ihre Ratgeber". Dieser Anjala-Bund löste sich denn auch sofort auf, als Jägerhorns geheime Absichten kund wurden. Katharina war übrigens wenig auf seinen Plan eingegangen, da sie wohl wußte, daß die Armee nicht rußlandfreundlich war. Sie verlangte eine Erhebung der gesamten Bevölkerung zu Gunsten der Selbständigkeit. Diese aber hervorzurufen, war weder einem Jägerhorn, noch einem Sprengporten möglich. Gerade infolge der Aufdeckung der geheimen Machenschaften dieser Vaterlandsverräter gewann das Ansehen des Königs wieder von neuem, und das besserte sich auch weiterhin, je mehr das Kriegsglück sich den Schweden wieder zuwandte. Jägerhorn, Sprengporten und die andern mußten deshalb eiligst fliehen, um der Strafe zu entgehen. Nach einem glänzenden Sieg der Schwedenflotte und nach einigen für die Schweden glücklichen Gefechten zu Lande wurde 1791 der Friede geschlossen, der beide Teile im großen und ganzen im früheren Besitzstande erhielt.

Die Jahre 1808/09 sollten nun Rußland endlich an das Ziel seiner Wünsche bringen und das Schicksal Finnlands besiegeln. Schweden war schon 1805 der Frankreich feindlichen Koalition zwischen England, Österreich und Rußland beigetreten, und der König blieb auch weiterhin ein Feind Napoleons, obwohl Rußland im Frieden zu Tilsit sich der gegen England gerichteten Politik des Korsen anschloß. Rußland übernahm es infolgedessen, auf Schweden einen solchen Druck auszuüben, daß es sich auch gegen England wandte. Für den Fall einer Weigerung ließ sich schon in Tilsit der Zar Finnland von Napoleon zusichern. Doch alle Aufforderungen des Zaren Alexander I. an König Gustav IV. Adolf, das Bündnis mit England zu kündigen, blieben ergebnislos. Schweden hielt an England fest und wollte mit diesem Napoleon und Rußland trotzen. Infolgedessen rückten russische Truppen in Finnland ein im Februar 1808. Der Feldzug verlief unglücklich für das schwedisch-finnische Heer. Die Russen besetzten nach und nach fast ganz Finnland und drängten das die

Heimat und den schwedischen Boden verteidigende Heer Gustavs IV. immer weiter aus Finnland. Schweden mußte sich infolgedessen am 17. September 1809 zu dem Friedensvertrag von Frederikshamm entschließen. Hierin entsagte der König allen Ansprüchen auf die finnländischen Provinzen und betonte ausdrücklich, daß er niemals den Versuch machen wolle, zu Gunsten seiner früheren Untertanen irgendwelchen Druck auf die russische Regierung auszuüben. Als das schwedisch-finnische Heer am 8. Oktober 1809 in Umea aufgelöst wurde, entließ der schwedische General von Döbeln die Finnen mit folgenden, die traurige Lage so recht kennzeichnenden Worten: „Wenn ihr in eure Heimat zurückgekehrt seid, so übermittelt eurer Nation den Dank des schwedischen Volkes. Seid davon überzeugt, daß ihr, wenn ihr auch mit zerfetzten Kleidern, mit zerschossenen und verstümmelten Gliedmaßen heimkehrt, wenigstens die kostbare Zierde einer rechtschaffenen Kriegerseele mitbringt. Feinde des schwedischen Mutterlandes könnt ihr niemals werden, dessen bin ich sicher; aber bleibt auch stets Freunde Schwedens. Sollte die Macht der neuen Oberherrschaft euch an der Ausübung dieses eures Wunsches und Willens verhindern, so lasset das Mutterland eures Segens mit der stummen Sprache des Herzens und der Gedanken teilhaftig werden! Erinnert eure Kinder daran! Wir aber werden alsdann von Geschlecht zu Geschlecht euch segnen, euch hochachten!"

Was wurde nun aus Finnland unter der Herrschaft Rußlands? Am Hofe in Petersburg gab es eine starke Partei, die schon bei Beginn des russisch-finnischen Krieges stark dafür eintrat, daß Finnland zu einer russischen Provinz gemacht würde. Und in der Tat hat auch der Zar sich augenscheinlich anfangs mit dem gleichen Gedanken getragen. Da aber Alexander im allgemeinen doch sehr zu den liberalen Ansichten des 18. Jahrhunderts neigte, und da ferner bei einer völligen Einverleibung in Rußland ein starker Widerstand des ganzen finnischen Volkes zu erwarten war, so änderte der Zar seine Meinung. In einem Manifest vom 5./17. Juni 1808 erklärte er zwar ausdrücklich, daß er „die Provinz Finnland für ewige Zeiten mit dem russischen Reiche vereinigt habe, daß die Bewohner des nunmehr eroberten Finnlands von Stund an einen Platz unter den dem russischen Zepter unterworfenen Völkerschaften erhalten haben, daß von diesem Ganzen sie nur der Wille und Beschluß des Allmächtigen lösen kann", aber er gelobt doch auch andererseits, daß „die alten Verfassungsurkunden und Privilegien unverbrüchlich aufrecht erhalten werden sollen". Das hat der Zar denn auch gehalten. Am 22. März 1809 trat der Landtag zu Borga zusammen, zu dem die finnischen Stände ihre Abgeordneten gewählt hatten, und auf dem auch der Zar erschien. Finnland wurde als ein Großfürstentum anerkannt; der Zar war zugleich der Großfürst. Der Zar gab auf diesem Landtage folgende wichtige Erklärung ab, die als Finnlands Magna Charta zu gelten hat: „Wir Alexander I., von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen .... Großfürst von Finnland tun kund: nachdem

Wir mit Willen der Vorsehung das Großfürstentum Finnland in Besitz genommen, haben Wir die Religion und Grundgesetze des Landes, samt den Rechten und Privilegien, welche ein jeder Stand im erwähnten Großfürstentum für sich und alle Einwohner desselben überhaupt, Hoch wie Niedrig, bisher der Konstitution gemäß genießen, hiermit bestätigen und befertigen wollen: und geloben Wir, alle diese Vorteile und Gesetze fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft zu bewahren. Dieses nachdrücklichst zu bekräftigen, haben Wir diese Versicherungsurkunde mit Unserer eigenen Unterschrift versehen. Gegeben in Borga am 15./27. März 1809."

Die Nachfolger Alexanders I., die Zaren Nikolaus I., Alexander II. und Alexander III., haben an diesen Versprechungen den Finnen gegenüber so gut wie nicht gerührt. Alexander II. bestätigte am 15. April 1869 sogar eine neue Landtagsordnung. Hierin ist vor allem § 71 von allergrößter Wichtigkeit für die folgende Zeit. Er heißt: „Ein Grundgesetz kann nur auf Vorschlag des Kaisers und Großfürsten und mit Zustimmung sämtlicher Stände gegeben, verändert, interpretiert oder aufgehoben werden." Der Zar selbst gab folgende Zusicherung: „Indem Wir Unser Recht vorbehalten, so wie dasselbe sich in der Regierung vom 21. August 1772, sowie in der Vereinigungs- und Sicherheitsakte vom 21. Februar und 3. April 1789 zugesichert findet (die russische Herrschaft ändert aber nichts an den Dingen), und nicht durch ausdrückliche Worte in vorstehender Landtagsordnung verändert worden ist, wollen Wir diese Landtagsordnung als ein unerschütterliches Grundgesetz Allerhöchst genehmigen und bestätigen."

Auch in bezug auf die Wehrpflicht verdankt Finnland Alexander ein besonderes Gesetz vom 28. Dezember 1878. Hiernach wird der Grundsatz einer allgemeinen Wehrpflicht anerkannt, aber die Bedingung aufgestellt, daß Finnländer nur in finnländischen Truppen und unter dem Befehl finnländischer Offiziere dienen sollen. Außerdem wurden die meisten Paragraphen des Wehrpflichtgesetzes als Grundgesetze erklärt, so daß zu einer Veränderung, wie es in dem oben angeführten § 71 lautet, die Zustimmung des Landtages erforderlich ist.

Mit Beginn der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts nun bekam am Zarenhofe die großrussische und militaristische Partei die Oberhand. Vor allem machte sich das in der Besetzung der Gouverneurstellen bemerkbar. Es wurden jetzt Männer zu Generalgouverneuren Finnlands gemacht, die alles andere als dem Lande freundlich gesonnen waren. 1899 erließ der jetzige Zar dann ein Manifest, das vor allem dem Landtage seine Rechte nehmen und eine direkte, von der russischen Regierung ausgehende Gesetzgebung möglich machen sollte. Es heißt darin wörtlich: „Zur Abstellung dieser und zur Richtschnur für die betreffenden Institutionen im Kaiserreich und im Großfürstentum haben Wir es für ersprießlich befunden, eine bestimmte und unverrückbare Ordnung für ihre Tätigkeit fest-

zusetzen, sofern es sich um die Ausarbeitung und Ausfertigung von allgemeinen Reichsgesetzen handelt. Und indem Wir die geltenden Bestimmungen über die Ausfertigung solcher Gesetze, die ausschließlich Finnlands Bedürfnisse regeln, in Kraft belassen, haben Wir es für nötig angesehen, Uns selbst die nähere Bestimmung für die allgemeine Gesetzgebung des Kaiserreichs vorzubehalten."

So harmlos das alles aussieht, so hinterlistig ist es doch; denn nichts wird in dem Manifest über die Abgrenzung von finnländischen und Reichsangelegenheiten gesagt. Der Generalgouverneur kann also alles, was er will, als Reichsangelegenheit erklären, und damit ist dem Landtag die Macht genommen. Die Finnländer haben sich gewehrt und sich gesträubt, so sehr sie konnten. Sie haben an den Zaren, an den Generalgouverneur Abordnungen über Abordnungen geschickt. Alles war vergeblich.

Dieses Manifest vom Jahre 1899 ist die Haupthandhabe zur Russifizierung Finnlands geworden, und es dient im jetzigen Kriege dazu, dieses Land gewaltsam zu bedrücken, es seiner Freiheiten zu berauben und die Übergriffe des russischen Generalgouverneurs möglich zu machen. So kann Rußland dem Großfürstentum russische Gesetze aufzwingen, es kann Zeitungen verbieten, die Abgeordneten nach Sibirien verschicken, ja sogar das Wehrgesetz umändern und die waffenfähigen Finnländer im russischen Heere einstellen. Ob die Finnen das alles so ruhig hinnehmen werden? So treu sie sich sonst dem Zaren gegenüber bewiesen haben, so sind sie das doch nur gewesen, weil auch er ihnen die Treue hielt. Fest und unverbrüchlich halten die Finnen an ihren Gesetzen und an ihrer Verfassung. Es erscheint deshalb denn in der Tat nicht unmöglich, daß sie bei dem Zusammenbruche des Reiches ihrer Bedrücker die Gelegenheit zur Befreiung ergreifen werden. Dann aber ist, wie der schwedische Politiker Professor Kjellen kürzlich gesagt hat, auch Schwedens große Stunde gekommen. „Finnlands endgültige Selbständigkeit ist absolute Bedingung für die Sicherheit Schwedens in künftigen Zeiten," so denkt und fühlt man mit Kjellen in Schweden. Für Rußland steht daher Großes auf dem Spiel. Verlöre Rußland im Frieden die Ostseeprovinzen und Finnland dazu, so wäre es vorbei mit seiner Stellung an der Ostsee, und damit hätte es als europäische Macht ausgespielt.

Fritz Müller:
Weizen.

„Herr Mathias Zaggler zuhause?"

Oben krachte eine Diele. Am Treppenabsatz erschien ein dünnes, altes Bäuerlein:

„Red' net aso hochdeutsch, Gmoadiener — wos hascht?"

„A jeder muaß sag'n, was er an Troad hat, bis aufs letzte Pfund, verschtehst, Zaggler?"

„Tuan her, dein Wisch."

„Des is' koa Wisch, Zaggler — das ist ein vaterländisches Aufgebot, hat der Herr Bürgermeister gesagt, und es muß in eine jede Rubrike hineingetragen werden, das was da ist, hat der Herr Bürgermeister gesagt."

„An Woazen aa?"

„Alles Getreide — alles Troad, hat er g'sagt, da werd der Woazen scho' dazug'hör'n, Zaggler."

„Tuan her, dein — dein Zettel."

„Da, hascht'n, Zaggler — ja, und nacha hat der Bürgermeister no' was g'sagt —"

„Is' scho' recht, es werd scho' d'raufsteh'n auf dem Zettel!"

„Na, des steht net d'rauf auf dem Zettel — des soll i dir alloa sag'n, hat er g'sagt."

„Sag's — aber g'schwind — i hab net lang Zeit — i muaß auf'n Heubod'n."

„Ja, also wer z'weni' auf den Zettel schreibt, der hilft zu die Engländer, die wo uns aushungern woll'n."

„Dumm's Zeug."

„Ja, und der is' a Schand für's Deutsche Reich, hat er g'sagt."

„Dumm's Zeug."

„Ja, und der werd eing'sperrt."

„Ha?"

„Eing'sperrt wirst, hat er g'sagt."

„Was, eing'sperrt sollt' i wer'n, du damischer —"

„Na, na, Zaggler, nur wennst z'weni' 'naufschreibst, sonst net, hat er g'sagt."

„I schreib 'nauf, was recht is' — und recht is', was i mag — so, des kannst dei'm Bürgermeister sag'n — war no' schöner — mei' Woazen is' mei' Woazen — und da hat si' neamds 'nei'z'misch'n — und überhaupts, als ob's auf meine paar Feserln Woazen ankomma tät, des is' ja zum Lacha."

„Des is' net zum Lacha, Zaggler, — wenn des jetz' a jeder im Deutschen Reich sag'n tät, Zaggler —"

„I bin net a jeder, Gmoadiener, des kannst dir merka — i bin der Zaggler — und jetzt machst, daß d' weiterkimmst — i muaß auf'n Heubod'n. . . ."

— — — — — — — — — — — —

Der alte Zaggler turnte die steile Treppe zum Heuboden hinauf. Dabei redete er zu sich selbst.

„Dumm's Zeug — Troad is' Troad und koa Papier — der damische Bürgermeister tuat ja grad aso, als ob i mein' Woazen an die Engländer liefern taat — so was dumm's — herin bleib'n tuat er ja sowieso im Land — und ob er nacha da liegt oder da, des kann dem Bürgermeister ganz gleich sein — und vielleicht genga s' später do' noamal in d' Höh' mit die Woazenpreis' — nacha is' scho' besser, i hab' mein' Woazen no' da, anstatt daß er scho' g'mahl'n is', irgedwo — und überhaupts, den möcht' i erst kenna lerna, der wo dem alt'n Zaggler Vorschrift'n macha derfet weg'n sei'm Woazen — neidi' san's mir halt allemitanand', weil i in dem Johr den schönst'n und den meist'n Woaz'n g'habt hab' — jaja, des ist's, neidi' san's, und der Bürgermeister aa — mecht' net wiss'n, was der mit dem 'druckt'n Wisch taat, wenn er nur viertels soviel Woazen hätt' als wie i, und nur an halbert so schönen — mecht' net wiss'n. . . ."

Dann stand der alte Zaggler vor seinem Weizen. Still und andächtig stand er vor dem großen Körnerhaufen. Seine runden Greisenaugen glitzerten. Es kam ihn die Versuchung an, mit seinen dünnen Händen in die goldene erstarrte Rieselflut hineinzugreifen. Da raschelte etwas in seiner rechten Hand. Es war der Schein für die Bestandsaufnahme, den er mitgenommen hatte.

„Jesses der Wisch, der damische!" Er ließ ihn fallen. Dann bückte er sich zum Körnerhaufen herab. Aber da wurde es ihm seltsam schwindlig. War's der Korngeruch? Nein, das Alter war's. Es hatte ihn schon oft gepackt in diesem Jahr, dies plötzliche Schwindligwerden.

Er stolperte, schwang seine langen, dürren Arme ungewiß, wie zwei schlenkernde Dreschflegel, und fiel der ganzen Länge nach ins Korn. Nein, ohnmächtig ward er nicht. Nur ein bißchen dasig. Er hielt sich ganz still. So, jetzt konnte er wieder alles überdenken, jetzt wieder aufstehen. —

Aber er stand nicht auf. Es war ihm auf einmal sonderbar wohlig in dem Getreidehaufen. Langsam und sachte fühlte er den knochigen Körper tiefer in die weiche Flut sinken. Er hatte nichts dagegen. Nichts dagegen, daß die erstarrte Könerflut lebendig wurde, nachgab, aufquoll, über ihn rieselte, schmeichelnd an seinem harten Bauernkopf heraufstieg. —

„Mei' Woazen — o, mei' Woazen . . .", murmelte er und machte eine eckige, liebkosende Bewegung. Aber damit sank er noch tiefer.

„Mei' Woazen — bwbw!" Die sanfte Körnerflut war ihm über'n offenen

Mund gestrichen. Er stemmte sich fest und stand erschrocken auf. Was war das gewesen? Der Weizen hatte ihn ersticken wollen? Sein Weizen — ihn?

Aber brav und still lag der Körnerhaufen wieder da.

„Mei' Woazen — o, mei' Woazen . . ."

— — — — — — — — — — — —

In dieser Nacht und in den beiden nächsten geschah es, daß der alte Zaggler zu nachtschlafender Zeit den Ochsenschecken einspannte — so behutsam und so lautlos wurde der noch nie geschirrt — und mit einer dunklen Fracht ins Feld hinausfuhr. Kaum daß die Räder knarrten auf dem regenweichen Boden. Nur die Kathi, die alte Dienstmagd, wurde einmal munter. Schlaftrunken öffnete sie ihr Kammerfenster:

„Is' was los? Muaß i 'n alt'n Zaggler ruaf'n?"

„Halt's Maul, der bin i selm —"

„Soll i komma, Bauer?"

„Schlaf'n sollst — des da herunt'n geht di' nix an — hascht verschtand'n?"

Draußen ging der lichtlose Wagen nur noch an einem Hause vorbei, bevor er ins Felderfreie kam. Es war dem Bachhies'l sein Haus.

„Staad, Scheck, staad", flüsterte der alte Zaggler an des Ochsen Seite. Von der Seite sah er im Halbdunkel, wie das Maul aufging, um zu brüllen. Da hielt er es blitzschnell mit beiden Händen zu:

„Ob'st staad bist, du Malefiz — grad beim Bachhiaf'l tät's eahm einfall'n, dem Malefiz." Verwundert ließ es sich der Ochs gefallen und versparte sich das Brüllen für die Felder draußen.

Weit ging's hinaus. Spät und knapp vor Morgengrauen kam der alte Zaggler zurück. Sein Wagen war leer.

— — — — — — — — — — — —

„Das ist recht, Zaggler, daß du deinen Bogen selber bringst, bevor er abgeholt wird."

„Ja, Bürgermeister, da hascht'n — woaßt, i hab' net viel Zeit — adiä."

„Wart' nur, Zaggler, bis ich ihn ein wenig durchgesehen habe — du hast also nur Weizen, Zaggler, nicht wahr?"

„Ja, was halt d'raufsteht, also jetzt adiä."

„Zaggler!"

„Jesses, was gibt's denn no', Bürgermeister?"

„Zaggler, du weißt doch, warum das Getreide im ganzen Land beschlagnahmt und aufgenommen wird?"

„Jojo, sie red'n ja von nix ander'm im Dorf."

„Und ihr behauptet also auf diesem Bogen, daß ihr zwölf Zentner Weizen habt, zwölf Zentner, Zaggler!"

„Werd scho' so sei' — also jetz' adiä."

„Zaggler! Wo habt ihr den — den andern Weizen?"

„I hab' koan andern — laßt's mir jetz' endli' amal mein' Ruah."

„Zaggler, and're geben ihre Kinder gegen eine Kugel her fürs Vaterland, und ihr gebt nicht mal euren Weizen gegen teures Geld!"

„Aber i kann do net mehra hergeb'n, als was i hab, Bürgermeister, wenn i halt den andern ver — verkauft hab'."

„Zaggler, denkt an die Kinder uns'res Dorfes, die jetzt draußen auf den Schlachtfeldern —"

„Mei' Woazen san aa Kinder, Bürgermeister, — 'pflanzt hab' i 'n, g'arbeit' hab' i dran, g'ernt' hab' i 'n —, laßt's mir mein' Ruah."

„Zaggler, ihr habt noch was anderes vergessen auf dem Bogen!"

„Jesses, was denn no'?"

„Eure Unterschrift — hier, unterschreibt!"

„Also, in Gott'snammen, her mit der Feder, Bürgermeister."

Die Feder spritzte, die Feder sträubte sich. Zittrig und verbogen stand es doch auf dem Papier: Zaggler.

„Kann i jetz' endli' geh'n, Bürgermeister?"

„Geht, wohin euch euer — euer Gewissen gehen läßt, Zaggler."

„Mei' G'wiss'n is' mei' Sach', Bürgermeister, verschtand'n?!"

„Doch nicht ganz — auch die Feldschandarmen werden sich demnächst für dasselbe und für euren Weizenvorrat interessieren, Zaggler."

„Was hast g'sagt, Bürgermeister? D' Schandarmen, hast g'sagt — laß s' nur kemma — der alte Zaggler und sei' Woazen ham no nia an Schandarmen g'fürcht' — dessell' kannst dir merka, Bürgermeister!"

Als er die Straße weiterging, schwankte er. Nicht vom schlechten Gewissen gestoßen. Sondern das alte Schwindelgefühl hatte ihn wieder gepackt. Der Bürgermeister sah ihm nach. „Lump!" hatte er sagen wollen, aber „Armseliger Kerl!" kam heraus.

— — — — — — — — — — — —

Der alte Zaggler behielt recht. Als die Landgendarmen durch das Dorf gingen, um die Getreidebestände mit den Angaben in den Listen zu vergleichen, brauchte sie der Zaggler nicht zu fürchten. Zwölf Zentner Weizen waren in der Scheune, aufs Pfund genau zwölf Zentner. Und wie sie auch gerade in diesem Hause vom Keller bis zum Giebel suchten, nicht ein Weizenkorn fanden sie mehr.

— — — — — — — — — — — —

Wochen gingen in das Land. Alles ging im Dorfe das gewohnte Gleise. Nur daß beim Bachhiesel einmal erzählt wurde, man habe den alten Zaggler neulich an einem g'schlag'nen Werktag' heimlich in der Kirche knien seh'n.

„Was?" hieß es, „unser Nachbar, der Zaggler, in der Kirch'? Daß i net lach' — da müaßt's euch doch verschaugt ham."

„Verschaugt oder net verschaugt — wenn er in der Kirch' g'wes'n is', wo er no' nie war — ja mei', nacha werd er's halt scho' nötig ham, der Zaggler."

— — — — — — — — — — — —

Der alte Zaggler ließ jetzt oft die Arbeit plötzlich liegen. Es trieb ihn hinaus, irgendwohin.

Einmal klopfte er beim Bürgermeister an:

„Nix für unguat, Bürgermeister, aber i hab' g'hört, daß man's Gold umwechseln soll gegen Papier?"

Der Bürgermeister sah ihn merkwürdig groß an.

„Und da bring' i also nacha elfhundert Mark Gold."

„Schön, Zaggler — hier habt ihr einstweilen einen Schein, das Papiergeld geht euch übermorgen zu."

„Adiä, Bürgermeister."

„Adiö, Zaggler — es ist schade, daß man weder aus Gold noch aus Papier Brot backen kann. Findet ihr das nicht auch, Zaggler?"

„Jojo, sell' is' schad', — werd' aber scho' so sei' müass'n, Bürgermeister, weil d' Leut' sonst Goldstückln auf'n Acker zum Wachsen pflanzen taaten."

— — — — — — — — — — — —

Und dann war er noch einmal beim Bürgermeister.

„I mecht' wieder an Teil von dem Papiergeld bringa, Bürgermeister, des wo ihr mir neuli' eing'wechselt habt."

„Tut mir leid, Zaggler, aber zurückwechseln kann man's nicht mehr."

„I will's net umg'wechselt ham — i mecht's herschenk'n — für's Rote Kreuz, oder wie man's hoaßt, Bürgermeister."

„Das ist schön von euch, Zaggler — es wird den Verwundeten zugute kommen."

„Also nacha i's scho' recht."

„Den Verwundeten, Zaggler, nicht den — den Hungrigen."

„Ja mei', Bürgermeister, man kann net alles auf einmal ham — oans is' wichtiger als wie's andere."

— — — — — — — — — — — —

Von da ab ging der Zaggler nicht mehr zum Bürgermeister. Aber häufig sah man ihn draußen auf dem Hochmoor um die Felder streichen.

„Was er nur hat da draußen, der Alte?" sagten sie beim Bachhiesel.

Einer zeigte nach der Stirne.

„Ja mei'," sagte ein anderer, „er wird halt alt — lang wird er's kaum mehr damach'n."

Zu derselben Zeit ging der alte Zaggler über's Hochmoor. Es war eine weltverlassene Gegend. Und für gewöhnlich kam der Alte nur alle heiligen

Zeiten einmal herauf. Aber seit Wochen trieb es ihn da fast jeden zweiten Tag herum.

Scheu ging er dann in weiten Bögen um einen halb verfallenen Feldstadel. Aber hinein ging er nicht. Niemals. Es sah aus, als wollten seine langen Beine im Zickzack jedesmal ein neues Netz um diesen alten Stadel zieh'n und knüpfen. Und wenn das geschehen war, so ging er wieder heim.

Heute war es anders. Wieder hatte er sein unsichtbares Netz geknüpft. Wieder war er umgekehrt. Aber auf einmal hatte es ihn zurückgerissen. Spornstreichs war er über die Moorwiese gelaufen, schnurgerade auf den alten Stadel zu. Die Greisenaugen glitzerten, die Adern auf der lichten Bauernstirne schienen hochgeschwollen. Unregelmäßig hämmerte das Herz ihm unterm Kittel. Aus seinem Munde quoll es in die herb-süße Vorfrühlingsluft:

„Mei' Woazen — o, mei' Woazen . . ."

Und zehn Schritte vor der Stadeltüre wehte ihm die Erinnerung durch's Blut, wie er damals auf dem Boden so wohlig in der Weizenflut gelegen hatte. Deutlich schrillte ihm dasselbe Verlangen wieder durch den Sinn:

„Mei' Woazen — o, mei' Woazen!"

Da hatte er die Türe aufgestoßen. Muffig und feucht schlug es ihm entgegen. Er achtete nicht darauf. Über ein Brett und eine Stufe stolperte er — ah, da lag er ja, sein Weizenberg, sein gold'ner, großer Weizenberg!

Ein später Lichtbalken fiel durch die Oberlichte herein und zeichnete einen hellen Kreis auf den Weizenberg. Da — was war das? Der Lichtkreis rührte sich. Der Lichtkreis schien sich zu heben und zu senken.

Nein, nein, das war der Lichtkreis nicht. Das war der Weizen. Sein Weizen atmete. Sein Weizen war lebendig geworden. Sein Weizen krabbelte. Sein Weizen, der ganze Weizenberg, schien sich an ihm heraufzutasten: „Komm — komm zu uns . . . ."

„Jesses — der Wurm — die Maden — Jesses, mei' Woaz'n, mei' Woaz'n!"

Wieder wie damals schlugen zwei lange, dünne Menschenarme wie Dreschflegel in's Getreide, schlug ein alter, ausgemergelter Körper hin in den Weizen, der jetzt lebte und leise krabbelte und krabbelte . . . . . .

— — — — — — — — — — — —

Seit vielen Wochen war der alte Zaggler im Dorf verschollen. Niemand, der von ihm was wußte. Alles Forschen war vergebens.

Bis eines Tages schreckensbleiche Kinder vom Hochmoor in das Dorf heruntergestürmt kamen: In einem Stadel läge ein weißes Gerippe unter leeren Weizenhülsen.

— — — — — — — — — — — —

Karl Röhrig:
Der Deutschen Lied.

Deutschland, du bist neu erstanden
aus dem wilden Weltenbrand.
Haß und Feindschaft sind zu schanden,
und man preist in allen Landen
dich, mein schönes Vaterland.
Deutschland, Stolz erfüllt die Brust,
Freiheitsliebe, Heldenlust.

Deutscher Aar, breit' deine Schwingen
mächtig über Land und Meer!
Aus dem blut'gen Völkerringen
frohe Siegeslieder klingen.
Eisern steht die Wacht und Wehr,
daß kein Feind sich mehr erfrecht
wider unser gutes Recht.

Laßt uns unsre Fahne hissen
allerorten, schwarz-weiß-rot!
Wir sind jetzt der Welt Gewissen,
das die Völker hören müssen,
das der Lüge trotzt und droht.
Golden glänzt's am Himmelszelt:
Deutschland ist das Herz der Welt.

Heil dem Volke, Heil dem Kaiser,
treu vereint zu tapf'rer Tat!
Windet neue Lorbeerreiser,
immer treuer, immer weiser
baut des Friedens gold'ne Saat.
Deutschland, in des Sieges Kranz
blühe auf zu neuem Glanz!

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

II.

Bei der Herzogin von Terranova.

Der Abschied war schrecklich. Im Hof, in der Eingangshalle, auf den Stufen des Portals drängten sich die hundertundneunzig Duennas, alle Kavaliere und Pagen, Dienerinnen und Diener. Klagend schlugen sie sich die Brust, beteten zur Mutter Gottes, empfahlen die Tochter des hohen Hauses ihrem Schutz. Von Duennas gestützt, kamen Mencia und Inez die Treppe herunter, beide in Tränen gebadet. Mencia wollte schier verzweifeln; nicht nur verlor sie ihre Gespielinschwester, es war ihr heute verkündet worden, daß sie nach Las Huelgas käme. Sie hatte sich auch noch bedanken müssen, denn das allervornehmste, allerkostspieligste Nonnenkloster war ihr zugedacht worden. Nie würde sie Kinder bekommen; sie weinte in Strömen.

Mit herzbrechendem Schluchzen küßten die Schwestern sich zum letzten Mal. Auch die Herzogin zerfloß und wankte, ja, als die Tochter jetzt aus dem Portal heraustrat, der Wagenschlag und die Schutzvorhänge niedergelassen wurden, zuckte dem Herzog das Gesicht, er wischte sich die Brillen, seine Stimme versagte. Jetzt bedauerte er, daß er sich nicht zur Reise hatte entschließen können. Die Herzogin hatte nicht mitgedurft, nie ließ der Gatte sie aus den Augen.

* * *

In der kastilischen Ebene grünen die frühlingsfrischen Saaten, dazwischen liegen Strecken, unbebaut, vernachlässigt, mit wüsten Gräsern bedeckt. Ärmliche Dörfer, stille Städtchen mit hohen Barocktürmen, mit anspruchsvollen Klostergebäuden. Es stilisiert ein langsam sich windender Fluß mit seinen gelegentlichen Pappeln und Ulmen das ernst-einfache Gelände.

Auf der staubumwirbelten Landesstraße reiten Sancho Pansa-Gestalten auf Maultieren, Eseln und Pferden. Noch hüllen sie sich in ihre schwarzen Mäntel, denn der Wind bläst scharf; ihre hohen, hölzernen Sättel bedecken bunte Taschen, klassisch geformte Krüge hängen zu beiden Seiten.

Kreischend, knarrend, von weitem vernehmbar, schleichen die Ochsenkarren auf ungeölten, massiv hölzernen Rädern. Gelegentlich kommen Sänften, Kutschen, reitende Pfaffen, es kommt ein Zug nach Salamanca ziehender Schüler. Dann, ein grotesker Anblick, nahen sich mehrere große, verdeckte, auf Rädern rollende

Galeeren, zwanzig Pferde müssen sie ziehen. In ihnen wohnen, kochen und schlafen Reisende, um so der schlechten und kostspieligen Unterkunft der kastilischen Städtchen zu entgehen.

Mit aufgerissenen Augen sah Inez aus dem Fensterschlitz in die neue Welt. Ihre Duennas waren schon ein- oder gar zweimal gereist, mußten erläutern.

Dann hielt der Zug vor der Herberge, in der genächtigt werden sollte. Im großen Mittelraum entwich der Rauch durch ein Loch in der Wand, auf dem Herd brodelte ein knoblauchgewürztes Gericht. Maultiertreiber saßen in der raucherfüllten Dämmerung mit ihren Dirnen im aufgelösten Haar, bunte Glasketten um den Hals. In der Ecke spielte ein Greis die Guitarre, dazu sang ein blinder Knabe orientalisch klingende Gesänge mit schwermütig gedehnten Modulationen.

Die Wirtin hatte beim Nahen der ersten Kutsche, jener der Herren und Pagen, ihr bestes Kleid übergezogen und führte die Gäste die steile, enge Stiege herauf. Von den Dienerinnen der Donna Inez wurden die mitgebrachten Betten gerichtet, Fleisch und Geflügel wurde eiligst im Städtchen gekauft. Vorsorgliche Bestimmungen verboten dem Gastwirt, Nahrungsmittel zu führen, die übrigen Ortsbewohner sollten ebenfalls ihren Vorteil von den Reisenden haben. Kaum die notwendigsten Geräte wurden in der Fonda geliefert.

Lautes Gelächter der Maultiertreiber drang herauf in den von einem elenden Öllämpchen erleuchteten Raum. Bauern in Sandalen und rauhen Kniehosen kamen höflich, aber unbekümmert — waren sie doch Hidalgos —, um das vornehme Fräulein zu sehen, um von den Duennas Neuigkeiten zu erfahren.

Inez kauerte wie ein erschrockenes Vögelchen in der Ecke, auf dem mitgebrachten Teppich.

Der Weg führte über die Sierra Guadarrama; Landleute wurden herbeigeholt, um an den gefährlichsten Stellen die schweren Wagen zu stützen. Inez und die Duennas vergingen schier vor Angst, murmelten ununterbrochen ihre Rosenkränze herunter.

Madrid rückte immer näher, aber noch waren die nur teilweise angebauten Strecken überaus spärlich bewohnt. Dann erschienen Türme und Kuppeln in der Ferne, und alle riefen: „Madrid, Madrid!"

Dürftige Vororte, dazwischen stattliche Lusthäuser, von Pinien und Zypressen umgeben. Sie fuhren am Königlichen Park von Buen Retiro vorbei und durch das Alcala Tor. Jetzt waren sie in der Stadt. Auf dem holperigen Pflaster gingen die Maultiere Schritt, die Lachen spritzten, verwesende Tiere, Müllhaufen lagen überall umher, Unrat wurde aus den Fenstern geworfen, Schmutzkübel wurden auf die Straße entleert. Ein entsetzlicher Geruch! Angeekelt wandte sich Inez zu den Duennas: „Hier kann man ja nicht atmen."

Sie lächelten: „Das ist die Großstadt, das ist die Luft von Madrid. Nachmittags merkt man wenig. Es ist die gesündeste Stadt der Welt, andere

werden von der Pest und anderen schrecklichen Seuchen heimgesucht, niemals Madrid."

Jetzt bekreuzigten die Duennas sich heftig; der Wagen fuhr an einem sonderbaren Zug vorbei. Vorn ritten Offiziere der Heiligen Inquisition auf Maultieren, dann folgten Familiare zu Fuß, in ihrer Mitte zwei Männer mit hohen rot und gelben Mützen. „Sehe Euere Sennoria hin, das sind Encorocades, die führt man nach der Dominikanerkirche, um eine Predigt anzuhören. Es sind ganz schlechte Menschen, wahrscheinlich Juden. Dies ist ihre erste Vermahnung, gehen sie nicht in sich, so werden sie nicht die Corocamütze, sondern den Sanbenito tragen. Und dann bleibt meistens nur das Feuer übrig."

Überall sah Inez Kreuze, sie las die Worte — aqui matarono un hombre. (Hier hat man einen ermordet.) „Ja," meinte die Oberduenna, „das ist eben die Metropole. Vier- bis fünfhundert Morde kommen hier jährlich vor. So geht es eben in Großstädten zu."

Den hohen weiß oder farbig beworfenen, aus Backstein aufgeführten Häusern gaben die vergitterten Fenster ein lebloses Gepräge. Zwischen den Fensterläden sahen zahllose Frauen auf die Straße herunter, dort standen sie stundenlang in der Hoffnung, den Geliebten zu erblicken. Gelegentlich bewegte sich eine Hand.

Auf den Straßen waren fast nur Männer zu sehen, alle in schwarzen, meistens vertragenen Mänteln, alle hatten den Dolch zur Seite und das lange Schwert. Niemals zeigte sich ein spanischer Herr ohne sein Schwert; selbst zur Kommunion legten sie es nicht ab, trugen sie es doch, um die heilige Religion zu beschirmen. Ehe sie es sich des Morgens umschnallten, küßten sie die Klinge, schlugen damit das Zeichen des Kreuzes.

Sehr viele, auch die Jungen, waren bebrillt, das galt für vornehm und kleidsam.

Mühsam rollten die Wagen vorbei, es waren unendlich viele; mochte ein Edelmann noch so arm sein, er besaß eine Kutsche. Vor einem schwersteinernen Palast stauten sich die Wagen, die aussteigenden Herren kennzeichnete das rote oder grüne Kreuz am Mantel als Ordensritter von Alcantara oder Sant Jago. Sie machten Besuche, waren daher mit kostbarem Juwelenschmuck behangen. Im übrigen, wie alle anderen, schwarz gekleidet, mit dem weißgestreiften Zolillakragen, den weiten, schwarzen Taftärmeln, dem schwarzen Hut. Die kleinen, aber schöngewachsenen, schlanken Gestalten hielten sich vortrefflich; ihr Gang war langsam und leicht.

Im eifrigen Gespräch umstanden Müßiggänger die Kirchtüren, zweifelhafte Gestalten drängten sich mit Bittgesuchen an die vornehmen Leute heran.

In der Calle de Fuencarral fuhren die Wagen des jungen Ehrenfräuleins durch ein stattliches Tor in den Park von Monteleon. Am Ende der Schwarzpappelallee lag ein großer Palast, die Wagen hielten vor dem Portal, die Reise war beendet.

Der erste Kavalier ging herauf, um den Besuch zu melden, die anderen reichten den aussteigenden Damen ihren Arm. Es kam der Haushofmeister, es kam die Oberduenna; die alte Herzogin stand mit ihrem Gefolge oben an der mit gewaltigem Schwung aufsteigenden Treppe.

Durch eine Flucht von Prachtgemächern wurde der Gast geführt. In jedem Saal stand ein Thronhimmel, in den meisten hingen Familienbilder, von Coella, Pantoja de la Cruz und Velasquez gemalt. Entweder bedeckten gewirkte Bildteppiche die Wände, oder sie waren weißglänzend, marmorgleich geglättet. Es kam die große, berühmte Galerie, eine schönere war in keinem Privatpalast der Stadt zu sehen. Silberne Spiegel, silberne Tische mit silbernem Prunkgerät. „Hier steht ja nur eine ganz kleine Auswahl," flüsterte die Oberduenna zu der aus Fuentevero. „Wir besitzen allein sechshundert Dutzend silberne Teller, achthundert silberne Schüsseln." Die rotsamtenen Sessel waren mit Gold bestickt, herrliche, geschnitzte Schränke bargen Kostbarkeiten aller Art. Da gab es kunstvoll gearbeitete Gegenstände aus Bernstein, Kristall, aus Perlmutter und Korallen.

Am Ende des langen Raumes stand der Lehnstuhl des toten Hausherrn, er, der verstorbene Sohn der Herzogin, hatte den Titel: Herzog von Monteleon geführt.

Es kamen die Schlafzimmer; das der Herzogin von Terranova war als Witwengemach grau ausgeschlagen, mit grauem Bett, vollkommen schmucklos, war kein Spiegel, kein Schrank, kein Teppich oder Bild zu sehen. Noch viel trostloser hatte es ja im ersten Trauerjahr gewirkt, da war das verdunkelte Zimmer schwarz behangen, auf einer Matte am Boden saß die Witwe, durfte das ganze Jahr über die Schwelle nicht überschreiten.

Es folgte im lebhaftesten Gegensatz das Prachtzimmer ihrer ältesten Enkelin, der dreizehnjährigen Braut ihres Großoheims, des Prinzen Niccola von Pignatelli. Das Bett war mit grünem Goldbrokat bezogen, die silberbrokatenen Decken hatten breite englische Spitzen. Dicht daneben lagen die in weißem Damast gehaltenen Zimmer der zukünftigen kleinen Meninas, der Catilina und Maraquita, dann kam das mit karmesinrotem Samt ausgeschlagene Zimmer der Herzogin von Hijar, jüngsten Tochter der Herzogin von Terranova.

Den Abschluß der Schlafräume bildete das Gastzimmer der Donna Inez. Durchbrochene Sandelholzgitter trennten die Gemächer, nachts lagen Dienerinnen auf Matratzen vor jedem Bett der Herrschaft.

* * *

Am nächsten Tag wurde die Brautaussteuer dem Gast gezeigt. Je vier Kammerfrauen trugen einen schweren silbernen Korb herein. Es waren dreißig Körbe, in ihnen häuften sich die Röcke, die Mieder und Mäntel aus Seide, Brokat und Samt. Alle mit Gold und Silber bestickt, auf den Knöpfen leuchteten

Juwelen. Sechs Dutzend vollständige Kleider wurden ausgebreitet, die spitzenverzierte Wäsche füllte zehn Körbe, zwei Körbe vermochten kaum den Schmuck, die Menge der Ketten, Armbänder, Uhren, Gehänge und Gürtel zu fassen.

In der Ecke stand der Schneider und nahm die Bestellungen für die Hofdamenausstattung der Donna Inez entgegen; sie sollte dem Rang und dem Reichtum des Zuniga'schen Hauses entsprechen. Wohl wußte der Schneider, daß er jahrelang auf die Begleichung der Rechnung werde warten müssen, er wußte genau, wie schwer bei diesem goldstarrenden Adel bares Geld aufzutreiben sei. Traf hingegen in Cadix oder Sevilla die Silberflotte ein, so wurden die Schulden — Ehrensache — gewissenhaft beglichen. Gold- und Silbermünzen waren unglaublich selten; auch große Summen, selbst Pensionen der Königlichen Schatulle, wurden nach langem Warten, dem Gewicht nach, in Körben voll kupferner Quartos bezahlt.

Der Schneidermeister war, wie die meisten Handwerker Madrids, französischen Ursprungs; mit Verachtung sah er auf seine wenigen spanischen Kollegen herab. Arbeiten wollten sie nicht, dagegen spielten sie den Hidalgo mit Mantel und Schwert. „Es war ein böser Tag für Spanien," sagten sich die fremden Meister und Gesellen, „als die Mauren und Juden vertrieben wurden, ein guter Tag für uns Ausländer, die wir arbeiten und Geld verdienen wollen."

Claude Girard verneigte sich; wiederum durfte er einen vollständigen Satz Kleider mit genau angegebener Verzierung in Auftrag nehmen.

An diesem Nachmittag empfing Donna Brigida, die kleine Braut, Glückwunschbesuche. Morgens hatten die Lakaien die zugebundenen Briefchen, „nudillos" genannt, an den ganzen Bekanntenkreis herumgetragen.

Jetzt versammelten sich die glänzend geschmückten Damen des Hauses in der Galerie. Unzählige, grauverhüllte Duennas standen im Treppenhaus, in den Vorzimmern, um sich vor den Ankommenden zu verneigen. Draußen fuhren die ersten Kutschen bereits vor, man hörte die nahenden Schritte der Sänftenträger. Es öffnete sich die Tür, ein fratzenhaft häßlicher, in Brokat gekleideter Zwerg trat herein, beugte ein Knie, nannte einen Namen. Donna Brigida ging, klopfenden Herzens, aller Ermahnungen und Regeln eingedenk, den besuchenden Damen entgegen. Bei dieser alten Herzogin bis zum ersten Zimmer, bei jener anderen Dame nur bis zum zweiten Raum, bei der folgenden nur bis zur Schwelle der Galerie. Mit lebhaftem Interesse verfolgte Inez ihre Schritte, ihre Verneigungen, ihre dem Rang und Alter nach abgestuften Begrüßungsworte. Sie war beruhigt; genau so hatten in Fuentevero ihre Mutter und die Duennas sie belehrt.

Alle setzten sich wieder auf die Teppiche und Matten, gruppierten sich um die Feuerbecken. Sowie der Zwerg einen neuen Namen nannte, erhob man sich, um, an der Spitze die Braut, den Ankömmlingen entgegenzugehen. Als sich dieses vierzigmal wiederholt hatte, versagten Inez die Kniee, sie konnte nicht mehr. Mit den kleinen Meninas versteckte sie sich hinter den Falten des Vor-

hangs und sah herab auf den Park. Allerdings waren die Scheiben hinderlich; mit Erstaunen hatte sie bemerkt, daß in diesem Palast nahezu jedes Zimmer mit Glasfenstern versehen war. Das konnten sich auch nur die Terranova-Monteleon leisten. Eine wahnsinnige Verschwendung, und wie ungesund mußte es sein.

Immer von neuem nahte sich durch die Allee eine von zwei Männern getragene, mit kostbaren Stoffen ausgeschlagene Sänfte. Zwei Träger gingen hinterdrein, sie, wie der Lakai, der den Hut des vorderen, barhäuptigen Trägers hielt, in blau oder grün gekleidet. Im Schritt folgte jeder Sänfte die Kutsche, von vier mit den langen Zügeln angeschirrten Maultieren gezogen; in der Kutsche saßen zwei, meistens alte Kavaliere in verblichenen schwarzen Mänteln, und jeden Zug beschlossen mehrere Pagen und ein Stallmeister zu Pferd. Die Sänfte verschwand im Portal, wurde die Treppe heraufgetragen; oben angekommen, begrüßten vier kniende Pagen den Besuch, die Kavaliere hielten ihrer Dame den mantelbedeckten Arm entgegen und geleiteten sie, von den eigenen Pagen gefolgt, zu der Tür der Empfangsgemächer. Nur Damen überschritten diese Schwelle, kein fremder Mann hatte Einlaß.

Maraquita ergriff den Arm der Inez, tuschelte aufgeregt: „Siehst du diese Dame im pflaumfarbenen Damast? Sieh, jetzt geht sie ganz unauffällig mit meiner Mutter hinaus. Denk dir — gestern erzählten es sich die Duennas, ich habe es überhört —, an der Hintertür im Garten wartet Don Annibal, ihr Geliebter. Er ist mit uns verwandt. Da, hinter der Buchenhecke, so daß man es von hier aus nicht sehen kann, geht sie jetzt mit ihm auf seine Wohnung am anderen Ende des Parks. Ist es nicht merkwürdig, ist es nicht interessant!"

Dem jungen Mädchen flog der Atem. „Wir müssen auf ihre Rückkehr achten. Wie wird sie aussehn. Erregt und rot oder schweigsam und blaß? Wie ist einem nach der Liebe zu Mute?"

Catalina und Maraquita wurden von den Duennas abgerufen, um sich zu der Vorstellung umzuziehen. Donna Inez schloß sich an eine der vielen Gruppen, die in bunter Kostbarkeit, paradiesvogelartig auf dem Teppich saßen. Schwerlich hätten sich in irgendeinem andern Land so viele schöne Frauen beisammen finden lassen; fast alle mit feinen, regelmäßigen Zügen, die leuchtenden, dunklen Augen waren durch das brennende Rot der geschminkten Wangen, durch das Funkeln der Diamanten gesteigert. Die Luft war durchduftet.

Achtzehn Dienerinnen schritten herein, sie trugen große silberne Schüsseln mit in Goldpapier eingeschlagenen, verzuckerten Kastanien. Viele der alten Damen nahmen sich überreichlich; was sie nicht aßen, kam in Taschen, die innen von den Reifröcken herunterhingen. Darauf wurde geeistes Quellwasser gebracht, dann Schokolade in kleinen, auf goldgefaßten Achatschälchen ruhenden Tassen. Es folgten Limonaden aller Art, gefrorene Fruchtsäfte und Konfekt.

Lebhaft, ununterbrochen durchschwirrte leises Gespräch den Raum. Diese

Frauen lachten wenig und fast lautlos, dabei waren mehrere ihrer Witze, ihrer schlagfertigen Antworten wegen bekannt.

Immer wieder wurde die Entlassung der alten Herzogin Terranova beklagt, die Tätigkeit der neuen Camarera mißbilligend erörtert. „Es ist ja leicht, gefällig und liebenswürdig zu erscheinen, wenn kein Pflichtgefühl einen belastet, wenn kein Gefühl für die Würde des Königlichen Hauses einen beschwert!"

Die Herzogin Terranova verzog die Züge zu ihrem holzbildähnlichen Lächeln. „Steht die Königin, die Gott beschützen möge, jetzt nach Herzenslust am Fenster? Kann jeder Abenteurer der Gattin des katholischen Königs, den Gott beschützen möge, Zeichen geben?"

„Was," wurde erwidert, „kann man von einer aus Versailles und St. Cloud erwarten? Kann so eine die Vornehmheit unserer Königinnen auch nur verstehen!"

„Nun," entgegnete eine Palastdame, „immerhin ist die Deutsche, die Königin Marianna, schwerlich besser. Ganz gewiß will ich Donna Maria Luisa nicht durchaus in Schutz nehmen, dazu muß ich mich zu oft über sie ärgern. Aber mit der französischen Botschafterin spinnt *sie* nichts Heimliches aus! Die beiden musizieren viel zusammen, neulich tanzte die Königin ein Menuett, um nicht ganz aus der Übung zu kommen, während die Sennora Villars die Melodie dazu sang. Dann liest die Villars ihr die von Freundinnen aus Paris und Versailles erhaltenen Briefe, so einige von der Frau von Coulanges und der Frau von Sévigné vor. Hingegen heckt die Königin Mutter Marianne mit der österreichischen Botschafterin, der Grana, uns eine österreichische Thronfolge aus!! Und hat Donna Maria Luisa irgendeinen Pater Neidhart, irgendeinen Valenzuela-artigen Günstling uns aufgedrängt?" Die loyale Palastdame sah herausfordernd umher.

„Diese Botschafterinnen!" lenkte taktvoll die Hausherrin ab. „Daß wir uns das gefallen lassen! Daß tatsächlich die deutsche und französische es durchgesetzt haben, in den inneren Räumen der Königin, in ihren Wohnräumen empfangen zu werden. Es ist eine Schmach!"

Den jungen Frauen war dies gleichgültig, sie sprachen nur von dem bevorstehenden Stierkampf in der Plaza Mayor.

Seit zwei Jahren weilte der vornehme Glücksritter deutsch-schwedischer Abkunft, Graf Karl Johann von Königsmark, in Madrid. Sein Bruder war der Geliebte der Kurprinzessin von Hannover, er, Karl Johann, obwohl noch jung, kannte bereits alle Gestade und alle Höfe, war Mauren, Seeräubern und schönen Frauen gefährlich. Da er zu Ehren seiner Angebeteten zu kämpfen wünschte, ließ der König das Fest vor sich gehen. Seit acht langen Jahren hatte es keine Torrida gegeben, es hatten sich also die für dessen Zweck zurückgelegten Strafgelder schön angesammelt; die Kosten dieses Festes wurden auf siebentausend Dukaten eingeschätzt.

Wie im Traum wiederholte es sich Inez. Als Ehrenfräulein der Königin würde sie ein Stiergefecht erleben! Sie wiegte sich in Glücksahnung ein, der Abschiedsschmerz verblaßte von Tag zu Tag. Auch ihr Gewissen war frei, hatte doch der Beichtvater, wie die überaus fromme Herzogin von Terranova, sie über die Gott wohlgefällige Bedeutung ihres Hofamts belehrt. Rings umher schwoll das neue Leben, es tanzte ihr vor den Augen, es klang ihr in den Ohren. Sie lauschte den umherschwirrenden Gesprächen.

Unter den Damen befanden sich Verwandte all der sechs Herren, die zugleich mit dem Grafen Königsmark kämpfen wollten. Eifrig wurde über die verschiedenen Angebeteten der sechs Herren berichtet, jeder Kavalier würde die Farbe seiner Dame tragen. Man sprach über die Anzahl der begleitenden Dienerschaften, über die Livreen, über die Pferde. Es war schwer, die richtigen Pferde aufzutreiben, nicht alle brachte man an den Stier heran. „Don Adrian Sarmiento," erzählte eine junge Frau, „hat meinen Vater, trotzdem er ihm fremd ist, um seinen wertvollsten Hengst gebeten. Natürlich sagte Vater zu und nimmt keinen Heller, auch wenn das Tier draufgehen sollte. Ich brenne täglich drei Opferkerzen für das Pferd."

Mittelpunkt aller Augen, weit interessanter als die unbedeutende, kleine Braut, war Donna Elvira von Figuerra und Laso; um ihretwillen weilte der fremde Graf bereits zwei Jahre hier, ihr zu Ehren wollte er kämpfen. Sie hatte merkwürdig umflorte Augen und schmalgebogene Lippen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es erklingen Zymbeln und Kastagnetten; am Ende der Galerie wird ein Vorhang beiseite gezogen.

Zuerst die übliche Einleitung, die zur Laute gesungene Romanze. Ein halberwachsenes Geschwisterpaar macht seine Sache ganz gut. Dann folgt die etwas zurechtgeschnittene Tragödie des Guillen von Castro. (Seine herrlichen „Jugendtaten des Cid" hatte der Franzose Corneille auf das Schamloseste abgeschrieben!) Das Stück heißt: „La Tragedia por los celos", und die Rolle der Heldin, der unglücklichen Donna Margarita von Hijar, wird von ihrer Urenkelin, der kleinen Maraquita Hijar dargestellt. Ein gleichalteriger Vetter gibt den König Alfons von Aragon, der Donna Margarita von Jugend auf liebt.

Staatsgründe zwingen ihn zur Vermählung mit einer portugiesischen Prinzessin. (Diese wurde von Catalina Monteleon gespielt.) Bald wird die Königin gewahr, daß ihr hoher Gemahl noch immer an der Donna Margarita hängt. Um beide beaufsichtigen zu können, ernennt sie diese zu ihrer Ehrendame, warnt sie jedoch in einer großen Szene; erhöre sie den König, sei sie dem Tode verfallen.

Dann kommt eine Posseneinlage, ein Kampf zwischen Zwergen und Kranichen; Don Nicolo, der eben noch den König Alfons spielte, wirkt überaus komisch mit seinen langen, dünnen, rotbestrümpften Beinen, sein jüngerer Bruder gibt einen buckligen Zwerg.

Im zweiten Akt vergeht die Königin vor Eifersucht, hält die Untreue des Gemahls für bewiesen und ersticht die schöne Nebenbuhlerin mit einem Dolch. Sie macht das wirklich sehr gut, und ihrer heftigen Tirade folgt Beifall auf offener Szene.

Darauf muß man sich eine Waldlandschaft denken; der König jagt, sieht über sich (das erzählt er) einen Adler mit einer weißen Taube im Schnabel. Sein Herz schlägt wild und sagt ihm, dies sei ein Symbol seiner Königin und der unschuldigen Margarita. Er schießt nach dem Adler, aber dieser entfleucht, und die blutüberströmte weiße Taube fällt zu seinen Füßen nieder. Entsetzt schickt er einen Knappen nach Valencia, um die Geliebte zu warnen und zu schützen. Kaum hat dieser sich entfernt, naht sich ein Bote, meldet ihm, Margarita verzehre sich vor Sehnsucht, wolle und müsse ihn sehen. Verklärt preist der König sein Glück. (Erstaunlich, mit welcher Leidenschaft dieser dreizehnjährige Knabe die Liebesverse spricht!) Aber hinter der Szene zieht ein Landmann vorbei und singt die alte Ballade von der armen Donna Inez von Castro. Allen im Zuschauerraum ist sie bekannt, leise singen sie mit:

Wohin eilt Ihr, edler Ritter?
Wohin eilt Ihr, Unglücksel'ger?
Tod ist Euer treues Liebchen,
Selber hab' ich es gesehn.

Da bricht der König, verzweifelnd, zusammen.

Als Zwischenspiel tanzen vier kleine Mädchen eine Zarabanda.

Dritter Akt. Der König trifft verstört in Valencia ein, findet nur den entseelten Körper der Geliebten und jammert in langen und edlen Perioden um sein vernichtetes Glück.

Der Erfolg ist groß. Zwei Mütter, deren Töchter nicht hinzugezogen waren, bedauern jedoch die Wahl des Stückes, auch scheint ihnen die Begünstigung der theatralischen Begabung dieser frühreifen Maraquita bedenklich.

Die kleinen und halberwachsenen Mädchen setzten sich nun im Hintergrund der Bühne auf den Boden, während eine junge Dame, eine vornehme Andalusierin, zum Tanz in den Vordergrund tritt. Zur Seite sitzende Sklavinnen maurischen Ursprungs spielen hellklingende Zymbeln, die kleinen Fräuleins schütteln ihre Kastagnetten oder klatschen mit den Händen im Takt. Dann beginnt, ihre Brokatgewänder leise durchschauernd, die Tänzerin den uralten Tanz.

Erst gemessen, mit leise vor- und zurückgleitenden Bewegungen, während ihre blassen, dünnen Hände die Kastagnetten schlagen. Dann packt sie der Rhythmus, ihre Augen leuchten auf, sie bewegt die Hüften in unvordenklich alten, orientalischen Windungen, in convulsivisch erzitternden Schlangenlinien.

„Brava, Jesusa!" rufen im Takt die im Hintergrund Sitzenden, auch ihre Augen bekommen einen aufgeregten Glanz, ihr Kastagnettengeklapper erhält einen suggestiven, aufreizenden Ton. Donna Jesusa wird durchzuckt, durchglüht, immer

elektrischer, rascher, leidenschaftlicher werden die Bewegungen, sie werden kurz, fast taumelnd. Den zurückgeworfenen kleinen Kopf umflattern wirre Locken, ihr halb geöffneter, sinnlich-herber Mund hat ein ekstatisches Lächeln.

Es ist der ewig alte, maurische Liebestanz; jede Spanierin tanzt ihn als Kind, und herangewachsen auch noch im Freundinnenkreis. Die ans Lascive grenzenden Kurven, Biegungen, Zuckungen, die schmiegsamen Serpentinen und Windungen sprechen Geheimes, nicht in Worte zu Fassendes aus.

„Brava, Jesusa, brava."

Die jungen Frauen sind aufgewühlt, von Verlangen zerrissen, die noch nicht wissenden jungen Mädchen ahnen alles. Ihre Hände werden feucht, ihre Blicke verschleiert.

Eine letzte laute Steigerung der Zymbeln, ein letzter frenetischer Wirbel, dann, mit einem Ruck, hält die Tänzerin an, steht da, schlaff, mit fast geschlossenen Augen, mit entnervtem Lächeln.

„Brava, Jesusa, brava."

Der Vorhang wurde zugezogen, es legte sich der süß unheimliche Zauber; wieder waren es die vornehmen Damen von Madrid, in ihrer spanisch gemessenen Würde. Nur einige junge Frauen flüsterten sich merkwürdige Erfahrungen ins Ohr.

Es begann zu dämmern; der Pagengouverneur, weißgekleidet, um den Hals eine Goldkette mit großer Schaumünze, trat ein, schritt bis zur Mitte der Galerie, beugte das Knie und sagte mit lautschallender Stimme: „Gelobt sei das Hochheilige Sakrament." Alle bekreuzigten sich und erwiderten: „In alle Ewigkeit. Amen." Darauf kamen, zwei und zwei, vierundzwanzig leuchtertragende Pagen, beugten das Knie, stellten die brennenden Kerzen auf die Kabinette und Tische, schritten dann, von ihrem Gouverneur angeführt, wieder hinaus.

Es erhoben sich alle Damen, machten einander eine tiefe Verbeugung und murmelten einen Gruß.

In diesem Augenblick huschte, ruhig lächelnd, die Dame im pflaumfarbenen Damastkleid herein. Einige sahen sie, niemand schien sie zu bemerken. Wüßte der Gatte, wo sie gewesen, er ließe sie ermorden. Aber unter den hundert anwesenden Frauen würde keine verraten; Zueinanderhalten war Ehrengebot.

Während alle sich wieder auf den Teppichen niederließen, raschelten und rauschten die schweren, seidenen Gewänder, die brennenden Wachskerzen durchschimmerten den Saal.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Das Prinzip der Meistbegünstigung.

Kein Volk kann auf die Dauer des Schutzzolles entbehren. Wie politische, so muß jedes Land auch handelspolitische Grenzen haben. Diese festzulegen und die besonderen Handelsinteressen, die ein Teil der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen der Völker sind, zu regeln, ist die Aufgabe der Handelsverträge. Jedes Land ist bestrebt, vom Vertragsgegner die günstigsten Bedingungen durchzudrücken, mindestens aber nicht schlechter gestellt zu werden als andere Staaten. Das führte zum sogenannten Meistbegünstigungssystem. Stand die Frage, ob wir bei demselben verharren sollten, schon vor dem Kriege in Erörterung, so tritt sie unter dem Gesichtspunkte eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses Mitteleuropas in eine neue Phase. Tatsächlich weist die Meistbegünstigung zahlreiche Mängel auf. Sie birgt vor allem die Gefahr, daß wir sie auch solchen Staaten zugestehen, mit denen wir zwar keine Tarifverträge schließen, die aber an den Tarifsätzen, die wir unseren Vertragsstaaten zubilligen, erheblich interessiert sind. Andererseits werden wir bei gewissen Ländern, z. B. von England gegenüber seinen Kolonien, von Kanada gegenüber Frankreich tarifarisch differenziert. Immerhin aber kam es fraglich erscheinen, ob die Anwendung der Reziprozität nicht noch größere Mängel, insbesondere den Mangel der Stetigkeit der Zollsätze im Gefolge haben werde, und vornehmlich aus diesem Grunde trat früher ein Teil der Industrie und der Handel für das Meistbegünstigungsprinzip ein, obwohl führende Männer die Unhaltbarkeit schon seit langem erkannten. So sagte der spätere Handelsminister v. Möller als Reichstagsabgeordneter vor der Beschlußfassung über unseren Zolltarif von 1902 im Reichstage: „Von 1903 ab kann man die Meistbegünstigung in der bisherigen Weise nicht fortgehen lassen. Wo mehr als ein halbes Dutzend Handelsverträge abgeschlossen werden müssen, wird es unmöglich, nur deshalb, weil bei den Verhandlungen dem einen Staat eine Konzession gewährt ist, sie auch jedem der anderen Staaten zu gewähren. Jedem Staate gegenüber muß jede einzelne Position wieder verwertet werden. Das gleiche tut auch jeder verständige Kaufmann; er wird nicht, wenn er einem Kunden den Preis herabsetzt, ihn auch allen anderen Kunden gegenüber herabsetzen. So muß es auch der Staat machen." Der Staatssekretär von Posadowsky sagte ungefähr um dieselbe Zeit folgendes: „Ich gebe aber zu, daß jetzt, wo wir einen neuen Zolltarif geschlossen haben, wo wir im Begriff stehen, mit anderen Staaten auf Grund dieses neuen Zolltarifes in Tarifverhandlungen einzutreten, diese Aktion auch selbstverständlich eine Rückwirkung auf unsere Meistbegünstigungsverträge haben muß . . . ich glaube im allgemeinen, daß es notwendig sein wird, bei zukünftigen Vertragsabschlüssen die Frage der Meistbegünstigung wesentlich mehr zu individualisieren, individueller zu prüfen, als das bisher geschehen ist." Kurz danach, am 16. Januar 1903, also nach

Annahme des Zolltarifs, aber vor den Handelsvertragsverhandlungen, ward im Reichstage eine Resolution Speits angenommen, in der der Reichskanzler ersucht wurde, „das vertragsmäßig oder herkömmlich bestehende Meistbegünstigungsverhältnis mit allen denjenigen Ländern zu lösen, bei welchen die Erfahrung gezeigt hat, daß ein solches Verhältnis den deutschen Interessen nachteilig gewesen ist". Es ist aber gleichwohl in den neuen Handelsverträgen so ziemlich alles beim alten geblieben. Im ähnlichen Sinne, wie dargestellt, sprach sich auch Professor B. Harms, Kiel, auf der Generalversammlung des Bundes der Industriellen im Jahre 1911 aus: „die Handhabung der Meistbegünstigung in unserer Zeit sei zu einer wahren Farce geworden und habe mit ihrem ursprünglichen Charakter nichts mehr gemein". Der Berliner Nationalökonom Dr. Jastrow redet der Wiederherstellung des Systems der differenziellen Meistbegünstigung das Wort. Er wünscht, daß schon in die Friedensverträge eine Klausel aufgenommen wird, nach der die wirtschaftlichen Begünstigungen, die Deutschland und Österreich-Ungarn einander einräumen, von anderen Staaten auf Grund des Meistbegünstigungsprinzips nicht beansprucht werden dürfen. Professor Brentano, München, hat kürzlich im „Berliner Tageblatt" zur Frage der künftigen Handelspolitik, die in Wirklichkeit ein Teil der allgemeinen Politik sei, und durch die die jeweilig herrschende innere und äußere Politik bestimmt werde, Stellung genommen. Dieser überzeugte und anerkannte Freihändler schlägt vor: alle neutralen Staaten Europas sollten sich verbünden. Eine wirtschaftliche Annäherung der Völker, auch wenn sie Opfer fordere, diene stets dem Heile der Verbündeten; auch sei eine wirtschaftliche Fesselung um so notwendiger, je größer die Zweifel über die Haltung eines fremden Staates im Kriegsfalle seien. Man wundert sich, solche Worte aus dem Munde eines Freihändlers zu vernehmen. Aber Brentano sieht eben in dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsbunde, „in den er selbst das schutzzöllnerische Frankreich einziehen will, nur die letzte Etappe zur Verwirklichung allgemeinen Friedens und Freihandels". Damit wäre allerdings die Frage der Meistbegünstigung einfach und radikal gelöst. Indessen können wir nicht zur Abwechselung einmal Freihandelspolitik treiben. Für absehbare Zeit können wir weder den industriellen noch den agrarischen Schutzzoll entbehren. Die Zeiten des Freihandels sind längst vorüber. Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten hatten sich mit hohen Zollmauern umgeben, die teilweise fast Einfuhrverboten gleichkamen, und ein Ausbau des Systems der Vorzugszölle Englands zu seinen Kolonien, vielleicht gar eine englische Schutzzollpolitik steht in sicherer Aussicht, alles Gründe für uns, das Prinzip fallen zu lassen.

Nun fragt es sich, ob uns die früheren Vertragsstaaten, die Meistbegünstigung hatten, nicht mit Repressalien begegnen werden. Das ist zwar zu vermuten, darf uns aber nicht in Furcht versetzen. Selbst wenn England dem deutschen Kaufmann und den deutschen Waren die freie Betätigung entzieht, und selbst, wenn damit das letzte Stückchen Freihandel von der Welt verschwindet, so kann uns das nicht anfechten. Der Krieg hat gezeigt, daß man uns braucht, und daß die anderen Staaten gewisse deutsche Waren nicht nur deshalb kaufen, weil sie bei uns besser und billiger zu haben sind, sondern weil sie anderwärts überhaupt nicht zu haben sind. Diese Tatsache und diese Erkenntnis gibt uns bei den künftigen Handelsvertragsverhandlungen eine überaus günstige Stellung, die natürlich am Ende dieses Krieges

ausgenutzt werden muß. Wir beendigen diesen Krieg, wann es immer sein mag, nicht als niedergebrochenes Land, sondern bleiben ein elastischer, wohlorganisierter Arbeitsstaat mit hochentwickeltem Außenhandel. Da wir auf diesen angewiesen sind und sofort mit Rohstoffimport zu beginnen haben, allerdings auch sogleich mit verschiedenen der Welt unentbehrlichen Erzeugnissen wieder als Exporteure auftreten werden, so müssen wir auf Wiederherstellung geregelter Handelsbeziehungen zu kommen suchen. Gerade die Tatsache, daß das Ausland industriell ohne uns nicht leben kann, bietet die Gewähr, daß der Gefahr, die ängstliche Gemüter in einem auf Erschwerung unseres Absatzes gerichteten chauvinistischen Treiben erblicken, nicht die Bedeutung zukommt, die ihr beigemessen wird. Wir können dieser Gefahr auch begegnen, indem wir uns mit dem Schwerte in der Hand günstige Handelsverträge erzwingen. Jetzt haben wir das ungeheure Rußland an der Kehle, das für seinen gewaltigen Getreideexport keinen Ausweg hat. Wir können es nach Belieben zahlen lassen. Rußland muß fühlen, was es verspielt hat. Räumen wir unseren jetzigen Verbündeten Vorzugszölle ein, und würden wir sie gleichzeitig auf russisches Getreide ausdehnen, so bedeutet das den Ruin unserer Landwirtschaft. Diese Tatsache begründet ohne weiteres die erste und grundsätzliche Forderung: Weg mit der allgemeinen Meistbegünstigung alten Stiles, welche die einem besonderen Freunde zugestandenen Vorteile schließlich zum Allgemeingut machte, das jeder umsonst erhielt. Nie war die geschäftliche Lage des Deutschen Reiches so günstig, wie gerade jetzt. Es muß daher mit handelswirtschaftlichen Konzessionen künftig nach dem Grundsatze der Differenzierung verfahren werden.

Rundschau der Kriegsliteratur. V.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Albert Langen in München ist nunmehr auch der dritte Band von Eberhard Buchner: „Kriegsdokumente" erschienen, der eine Darstellung der Presse im Weltkriege in der Zeit von der ersten Besetzung Suwalkis bis zur Eroberung Antwerpens umfaßt. Wir haben bereits im Aprilheft dieser Zeitschrift auf die Bedeutung hingewiesen, die dieser Buchner'schen Sammlung von Äußerungen der zeitgenössischen Presse zukommt. Für den vorliegenden Band, der die Geschehnisse von Mitte September bis zum 10. Oktober 1914 verfolgt, sind noch mehr Zeitungen benutzt worden, als für die beiden früheren Bände, und mag die hier behandelte Zeit auch ärmer an großen historischen Schlagern sein als die in den ersten Bänden behandelte, so ist sie doch reicher an wertvollen und interessanten Einzelzügen aller Art. —

„Deutschlands Zukunft!" von Bruno Clemenz. In dieser, im Verlage von Curt Kabitzsch (Würzburg) erschienenen Schrift, die dem bekannten schwedischen Forscher Sven Hedin zugeeignet ist, gibt der durch seine „Kriegsgeographie" bekannte Verfasser einige beherzigenswerte Kriegslehren für die deutsche Jugend- und Volksbildung. Er geht von dem richtigen Standpunkte aus, daß Deutschlands Zukunft um so besser bestellt sei, je schneller und tatkräftiger wir die Folgerungen aus den jetzigen Weltereignissen ziehen. „Die Lehren der Kriegsgeographie bilden wirksame Anstöße zu nationalem Handeln! Sie sollen uns befähigen, als Ganzes, als Volk, als zu einem Staatsverbande gehörig, denken und handeln zu lehren! Die Kriegslehren sind ein wichtiges Volkserziehungsmittel, Erwecker und Erreger

für deutsche Aufgaben in der Welt." Am Schluß seiner Schrift, die eine ganze Reihe interessanter und lesenswerter Kapitel enthält, gibt Clemenz „Zehn Kriegslehren für Deutschlands Jugend", in denen er kurz zusammengefaßt hat, was die ernste Zeit, die wir jetzt durchleben, der heranwachsenden und den kommenden Generationen gelehrt hat. —

Als Sonderabdruck aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" erschien im Verlage von J. C. B. Mohr (Tübingen) eine Schrift über die „Internationale Verbindung der Gewerkschaften" von Dr. Adolf Braun. Der Verfasser gibt einen kurzen Einblick in die Entstehungsgeschichte dieser äußerst wichtigen Erscheinung der Sozialwissenschaft; er schildert, wie allmählich, trotz mancher Hindernisse, sich eine Verbindung zwischen den Gewerkschaften der verschiedenen Staaten entwickelt hat, die jetzt durch den Weltkrieg scheinbar vernichtet ist. Aber, sagt der Verfasser am Ende seiner Ausführungen, „so vieles auch der Krieg zerstört hat und noch zerstören wird, es wird, wenn der Friede zurückkehren wird, die Möglichkeit gegeben sein, die Internationale der Gewerkschaften anzuknüpfen an die unzerstörten und im Frieden zu neuer Wirksamkeit gedeihenden internationalen Einrichtungen der Gewerkschaften". Wenn es auch jetzt, wo die Welt noch in Flammen stehe, scheinen möge, als ob alles Internationale in diesem Weltbrande zugrunde gehen müßte, so sei es doch notwendig, wenn erst dieser Brand gelöscht sein wird, schnell wieder zu lernen, wirtschaftlich nüchtern zu denken. Geraume Zeit würde es allerdings erfordern, bis die Hemmnisse beseitigt sind; aber sehr bald „werden Handel und Industrie, Banken und Börsen, wie die Verkehrseinrichtungen Brücken geschlagen haben über die Klüfte, die der Krieg zwischen den Volkswirtschaften gerissen hat". Sind erst diese Brücken wiederhergestellt, dann werde auch die Gemeinsamkeit der Arbeiterinteressen wiedererstehen. —

Eine Reihe zum Teil interessanter Neuerscheinungen hat die Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin auf den Büchermarkt gebracht. Unter dem Titel „Der deutsche Sieg" vereinigt Hanns Withalm, der eine längere, teilweise recht sympathische Vorrede zu diesem Buche geliefert hat, Originalbeiträge einer Reihe bekannter Deutscher, wie Professor Dessoir, Ferdinand Gregori, Ludwig Haas, Wilhelm Kienzl usw. Im zweiten Teile des Buches hat Withalm zahlreiche Stimmen des feindlichen und neutralen Auslandes gesammelt und einander gegenübergestellt, unter denen sich neben wüsten Schimpfereien, amtlichen Auslandslügen u. ä. auch Worte von solchen Leuten finden, die unserer Sache Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Gesamtbild, das aus den Zeilen dieser Schrift spricht, läßt sich dahin zusammenfassen: der deutsche Sieg ist nicht so groß, weil er der der Waffen wird, sondern weil er der Sieg der Kultur ist.

Einen interessanten „Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte" gibt Marie Luise Becker, indem sie an der Hand von französischen und belgischen Theaterprogrammen nachzuweisen sucht, daß die französische Literatur in den letzten Jahren mit Vorliebe dem Publikum Greueldarstellungen geboten hat. Selbst die Schulbücher und Jugendschriften waren in Frankreich nicht unbeeinflußt geblieben von dieser Literaturrichtung, durch die infolge der ständigen Erzählung deutscher Greueltaten der Revanchehaß der Franzosen gegen ihre östlichen Nachbarn künstlich emporgezüchtet worden ist.

In demselben Verlage erschien schließlich auch noch eine Sammlung von Gedanken aus unserer großen Zeit, die von Wilhelm Franz unter dem Titel „Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals!" zu einer Art

Kriegskatechismus für das deutsche Volk zusammengestellt sind. Der Verfasser nennt weder den Namen desjenigen, der das betreffende Wort ausgesprochen hat, noch die Stelle, wo er die einzelnen Aussprüche gefunden, damit der Leser sine ira et studio mit eigenem Urteil den Wert oder Unwert eines jeden Gedankens nachprüfen kann. —

Unter dem Titel „Vom Kriege gegen die deutsche Kultur“ (Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.) schildert der Berliner Universitätsprofessor Dr. Oskar Fleischer den furchtbaren Krieg der Geister, der neben dem blutigen Kampfe draußen im Felde einhergeht. Er weist in dieser kleinen Schrift nach, daß es sich jetzt um den Austrag eines mehrtausendjährigen Gegensatzes zwischen der römischen und der germanischen Weltanschauung handelt. Die lateinischen Völker haben es nur bis zu einer „Zivilisation“ gebracht, wie der Verfasser ausführt, d. h. einer unvollständigen, vorwiegend politischen Geistesbildung, die zwar den Verstand und die formale Schöpfertätigkeit des Geistes schult, dabei aber die Kultur des Gemütes und der sittlichen Kräfte im Menschen vernachlässigt; diese römische Zivilisation ist jedoch nur ein Teil der Kultur. Das italienische, französische Volk und die übrigen romanischen Völker seien von dieser „Zivilisation“ völlig durchtränkt; selbst das englische Volk sei ihr zum Opfer gefallen, und lange Zeit seien auch wir Deutschen nahe daran gewesen, ihr zu unterliegen. Demgegenüber betont Fleischer die Überlegenheit der deutschen Kultur in ihrer Sittenstrenge, Geistesgröße und gemütvollen Art, Menschen und Dinge zu betrachten und zu behandeln. In dem jetzigen großen Kriege käme der Kampf zwischen diesen beiden Weltanschauungen zur endgültigen Entscheidung, der Kampf zwischen lateinischer Zivilisation mit ihrer Phrasen- und Lügenhaftigkeit, ihrem Selbstbetruge und ihrer rücksichtslosen Selbstsucht, und auf der anderen Seite der germanischen Kultur mit ihrer Sittlichkeit und Vollhingabe des Menschengeistes an seine höchsten Aufgaben. —

Als 17. Heft der in A. Marcus & E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden Sammlung „Deutsche Kriegsschriften“ erschien ein Beitrag von Professor Dr. A. Grotjahn: „Der Wehrbeitrag der deutschen Frau“, in dem zeitgemäße Betrachtungen über Krieg und Geburtenrückgang entwickelt werden. Mit eindringlichen Worten weist der Verfasser auf dieses höchst wichtige Problem hin, denn neben Wissen, Geld und Heeresgröße sei auch der Geburtenüberschuß eine außerordentliche Macht, die zu erhalten wir rechtzeitig anfangen müssen. Der Krieg hat selbstverständlich auch bei uns einen Rückgang der Geburtenziffern zur Folge gehabt, und viele Umstände werden vielleicht auch noch nach dem Kriege auf diese Frage einwirken. Um diesen hemmenden Umständen wenigstens etwas abzuhelfen, empfiehlt der Verfasser u. a. die Einführung einer Elternschaftsversicherung, Gehaltsabstufung nach der Kinderzahl und eine Reform unserer Erbschaftsgesetzgebung. Die Worte, mit denen Grotjahn seine beherzigenswerten Ausführungen schließt, dürften allseitige Beachtung und Billigung finden: „Den Willen zum Kinde in einem Maße zur Geltung zu bringen, daß der gegenwärtige Bevölkerungsauftrieb unseres Volkes bis in alle Zukunft erhalten bleibt, — das ist der Wehrbeitrag der deutschen Frau.“ —

Unter dem Titel „Politische Briefe über den Weltkrieg“ veröffentlicht Leopold von Wiese im Verlage von Duncker & Humblot (München) zwölf interessante Skizzen, die in der Zeit von Ende August bis Mitte November 1914 in der „Düsseldorfer Zeitung“ erschienen sind. Der Verfasser behandelt hier in außerordentlich ge-

schickter Weise die verschiedensten Probleme der inneren und äußeren Politik; neben „Krieg und Wirtschaft“ und „Sozialismus“ werden die ostasiatische und orientalische Frage kurz geschildert. Besonders lesenswert erscheinen die Skizzen, die der Verfasser über die pazifische Frage, d. h. über den Kampf um die Vorherrschaft im Stillen Ozean entwirft, und der Aufsatz über die viel beredete, oft sehr zu Unrecht getadelte „Diplomatie“.

In C. F. Amelang's Verlag (Leipzig) veröffentlicht J. v. Michaelsburg ihre Tagebuchblätter „Im belagerten Przemysl“. Die Verfasserin, die als Rote Kreuz-Schwester die beiden Belagerungen dieser Festung durch die Russen miterlebt hat, schildert hier in schlichter Weise das Leben in Przemysl während der schweren Zeiten der Abgeschlossenheit der Festung von der Außenwelt bis zur Übergabe und die erste Zeit nach derselben während der Russenherrschaft. Wenn uns die Verfasserin auch nicht hinaus in die Kasematten und in die Laufgräben zu führen vermag, so verdient doch die Art und Weise, in der sie uns die Stimmung in der Stadt, den Widerhall der Kämpfe im Herzen der Bevölkerung und das Leben und den Heldenmut der belagerten Bevölkerung vor Augen führt, anerkennend hervorgehoben zu werden.

*

Wenn auch nicht eigentlich zur Kriegsliteratur gehörend, so mögen doch an dieser Stelle drei Bücher Erwähnung finden, die Interesse und Beachtung verdienen.

Der bekannte Historiker Alfred Stern hat eine Reihe seiner „Reden, Vorträge und Abhandlungen“ in einem Bande zusammengefaßt, der bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (Stuttgart) im Verlag erschienen ist.

Es ist leider hier unmöglich, die reiche Fülle des interessanten und lesenswerten Stoffes ausführlich zu besprechen, die der Verfasser in vollendeter Form in diesen kleinen Arbeiten behandelt hat. Wir wollen jedoch nicht unterlassen, auf zwei dieser Aufsätze hinzuweisen, die uns besonders beachtenswert erscheinen. Es ist dies zunächst ein Vortrag über „Beaumarchais“, in dem Stern uns ein treffliches Bild von den krankhaften Zuständen in der französischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts entwirft. Und dann möchten wir noch auf die Abhandlung: „Gneisenau's Reise nach London im Jahre 1809“ aufmerksam machen, die manches Interessante aus den Jahren vor den Freiheitskriegen enthält, was nicht allgemein bekannt sein dürfte. —

*

Interessante Schilderungen aus dem bunten Leben und Treiben in der türkischen Hauptstadt gibt Max Rudolf Kaufmann, der unter dem Titel: „Pera und Stambul“ seine Eindrücke aus einem mehrjährigen Aufenthalte in Konstantinopel in diesen Blättern vereinigt hat. Da es leider nur wenigen vergönnt ist, die wundervolle Stadt an den Gestaden des Bosporus aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit eigenen Augen die Wunder zu schauen, die diesseits und jenseits der „Neuen Brücke“ den Fremden in Erstaunen setzen, so dürfte dieses Buch, das als Heft 5 der von Ernst Jäckh herausgegebenen „Deutschen Orientbücherei“ (Verlag Gustav Kiepenhauer, Weimar) erschienen ist, vielen willkommen sein, die einen Einblick in das Leben und Treiben in der Hauptstadt unserer Verbündeten zu gewinnen wünschen. —

Eine andere, sehr lesenswerte Reisebeschreibung veröffentlicht Johannes Mayrhofer bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Der Verfasser führt den Leser in eine andere südliche Gegend Europas,

die ebenso wie das Land unserer türkischen Waffenbrüder bisher von den deutschen Reisenden stiefmütterlich behandelt worden ist: „Spanien". Anschaulich und klar werden uns hier die Schönheiten des Landes geschildert, das den meisten nur als das Land der Stierkämpfe bekannt ist. Von den herrlichen maurischen Palästen, den unvergänglichen christlichen Domen wissen viele nur herzlich wenig. Und doch bietet die pyrenäische Halbinsel, wie die interessanten Wanderfahrten des Verfassers beweisen, manches, was auch den verwöhntesten Augen gefallen würde. Hoffentlich trägt das Mayrhofer'sche Buch dazu bei, daß — wenn erst einmal wieder Frieden auf Erden herrscht — sich der Strom unserer Vergnügungsreisenden, denen das deutsche Land nicht weit genug ist, und die daher ins Ausland fahren müssen, daß sich dieser Strom nicht mehr so stark an die Gestade von Nizza und Montecarlo oder nach Mailand, Florenz, Rom und Neapel ergießt, um dem treulosen Bundesgenossen im Süden die Taschen alljährlich mit deutschem Gelde zu füllen, sondern daß diese Reisenden jene zum mindesten ebenso schönen Gegenden Spaniens aufsuchen werden, das jetzt mit seinen Sympathien zum größten Teil auf Deutschlands Seite steht.

Literarische Rundschau.

Von Assaf Siffrin.

Trotz des Krieges läßt Heinz Herald ein Buch erscheinen, das er „Max Reinhardt, ein Versuch über das Wesen der modernen Regie"*) betitelt, ein Buch, das uns in diesen heißen Kampfestagen von einem der friedlichsten und sonnigsten Künste spricht: vom Theater. Es ist stark genug, um unsere Interessen, die von unserer politischen Zukunft erfüllt sind, einmal zu bannen und ein williges Ohr zu fordern; es erzählt von etwas, das auch zur Seele des Volkes gehört, und verdient unsere volle Aufmerksamkeit und Liebe, weil eine Zeit aus ihm spricht, weil sich viel von unserem eigenen Empfinden, das sich nur nicht ausgesprochen, darin widerspiegelt. Dieses Essai kommt zur Zeit. Die Periode der Entwicklung des modernen Theaters — als dessen stärkster Vertreter Reinhardt zu nennen ist — liegt hinter uns; die Zeit des Werdens dieses Künstlers ist vorbei; er hat einen Höhepunkt erreicht, wo er sich nur stofflich weiter expandieren kann, kaum noch künstlerisch. Und wie er so bewußt das geschaffen hat, was wir heute nicht missen können, wie er zu dieser Größe herangereift, und was er für das moderne Theater bedeutet, davon berichtet uns Heinz Herald in seiner lesenswerten Schrift.

Die umfangreiche — über die Person des großen Regisseurs hinausgreifende — Arbeit ist klar und übersichtlich gegliedert; sie geht von den Anfängen des Reinhardt'schen Theaters, von jener bedeutenden Aufführung des „Nachtasyl" im „Kleinen Theater" aus, wo die neue Art von Regie sich zu bilden und zu entwickeln begann; eine junge Schauspielergeneration schart sich um ihren Meister, und mit diesem überreichen Material erringt Reinhardt die großen Erfolge, anfangs auf dem Gebiete des Naturalismus — in den Bahnen Brahm's noch wandelnd —, später im Zeichen Shakespeares, wo er Ureigenes zu geben vermochte. Eingehend schildert uns der Verfasser den Werdegang des Theaters und sucht die Persönlichkeit des Regisseurs Reinhardt als Kulturfaktor klarzulegen. Dann folgt der dramaturgische Teil, den er mit großer Sachkenntnis — ein wenig

*) Verlag Felix Lehmann, Berlin.

zu sehr idealisiert — behandelt. Herald, der das Theater gut kennt, konnte R. bei der Arbeit beobachten, sah, wie die Werke auf der Bühne entstanden und wuchsen, und hat seine reichen Erfahrungen — die nicht oberflächlich zu nehmen sind — kritisch niedergelegt; sie sind interessant und belehrend, weil wir durch sie erfahren, welchen gewaltigen Anteil der Regisseur am Gelingen der Aufführung hat. Die Bühne erweitert die Kunst und verleiht dem Dichterwort die Möglichkeit der Ausdehnung und Steigerung. Herald nennt treffend „das Buch — das Drama in Kurzschrift". Das hat damals Gerhart Hauptmann auch empfunden, als er auf die Aufführung des — nach seiner eigenen Aussage — zum Lesen nicht geeigneten „Florian Geyer" bestand, weil das Bühnenwerk erst dann fertig wird, wenn der Vorhang über den letzten Akt fällt. Das empfanden wir bei allen Stücken, die wir im Hause R.'s sahen; und wie bewußt der Regisseur arbeitet, wie Licht und Aufbau, der gedämpfte Ton der Geigen und das Anschwellen der Menschenstimmen, wie das alles dazu dient, die Größe einer Bühnendichtung restlos wiederzugeben, das erzählt uns das Buch in anschaulichster Weise. Wie aus den gegebenen Verhältnissen heraus das Neue entsteht, nicht, weil etwas Neues an sich geschaffen werden mußte, sondern weil etwas Notwendiges noch fehlte, das zeigt uns folgender typische Fall, den uns Herald von der Entstehung der Kammerspiele berichtet: „Geprobt wurde ein ganz verhaltenes, nur auf innere strenge Wirkung gestelltes Stück, und in diesem Stück wieder die leidenschaftlichste, durchblutetste, dabei äußerlich ganz unbewegte Szene, die nur von einem Mann und einer Frau dargestellt wurde. Reinhardt sagte nach der Szene in seiner ruhigen Art zu den beiden Schauspielern: ‚Es war wundervoll für mich, aber leider sitzen die Zuschauer nicht, wie ich, auf der Bühne.'" So war Reinhardt zum Kammerspielgedanken gekommen, weil er allen Zuschauern das tiefe Gefühl zugänglich machen wollte, das er bei jener Probe außerordentlich stark empfand. Das heißen wir bewußte Ehrlichkeit des Künstlers — und das ist dem Verfasser gelungen, die klare künstlerische Zielbewußtheit an R.'s Arbeit darzulegen und zu zeigen, wie jedes große Theaterwerk, bis ins Kleinste durchdacht, Gestalt annimmt, Lebensatem erhält, und sich dann als der Reinhardt'sche Shakespeare, Reinhardt'sche Schiller oder Molière uns von der Rampe her kundgibt.

Schade, daß Herald die Regie Strindberg'scher Dramen nur nebenbei im „Alltagsdrama" behandelt; der „Lebende Leichnam", die „Gespenster" oder das „Friedensfest" haben vom Regiestandpunkt kaum etwas mit dem „Totentanz" oder „Wetterleuchten" zu tun. Man kann das eine restlos erschöpfen, ohne den Kern des anderen zu erfassen — was manche Aufführung wohl bestätigt. Mir scheint, daß gerade in der Behandlung Strindberg'scher Stücke Reinhardt sein starkes Können gezeigt hat, in der meisterhaften Zusammenfassung aller dem Regisseur nur zu Gebote stehenden Mittel. Licht und Schwüle, Musik und Dekoration sprechen bei keinem Dichter so stark mit — oder summen zum mindesten die Mollbegleitung des Düsteren — wie gerade bei Strindberg, und hierin hat R. stark Persönliches geleistet. — Nachdem Herald alle Faktoren gesondert — in der „Szene bei Reinhardt" — betrachtet hat, wäre es gut gewesen, sie in ihrer Gesamtheit, zusammengefaßt, und im besonderen auf den konkreten Fall der Strindbergregie übertragen, zu behandeln. Es ist kein Strukturfehler, sondern ein kleiner Mangel im Bau, der reichlich wettgemacht wird durch die wertvollen Bilder, die die eigenartige

Regie Reinhardt's sehr gut charakterisieren. — Eine Theaterepoche spricht aus dem Buch, — dem Erstlingswerk des vielversprechenden Verfassers — die sehr tief und bewußt in ihm lebt und mitschwingt, und diese Epoche unseren Nachfahren übermittelt zu haben, ist Herald's unstreitbares Verdienst.

*

Von den zeitgemäßen Schriften und Haßgesängen, die in erschreckend großer Zahl zur Welt gekommen, ist der „Krieg im Westen" von Bernhard Kellermann (Verlag S. Fischer) eins derjenigen Bücher, die wirklich der Liebe und Beachtung wert sind. Wir kennen den Dichter nur zu gut aus der sonnigen Zeit des Friedens her und wissen, daß es nicht der Krieg ist, der ihn zum Dichter macht. Er hat nur eine andere Weise angestimmt, die Weise vom Tod, die er der furchtbaren Tragödie abgelauscht hat.

Das Buch bildet die erste Sammlung der Aufsätze, die er als Berichterstatter im Westen dem „Berl. Tageblatt" zusandte. Die Berichte sind uns wohlbekannt, und wir haben sie so liebgewonnen, wie die persönlichsten Briefe eines Freundes, an dem wir innig hängen. In dem Buch haben sie den kleinen Schönheitsfehler des Gesammelten; sie scheinen wie die schönsten, losen Mosaiksteine, denen der Kitt fehlt, um sie zu einem Gesamtbild ohne Risse zu verbinden; aber leihen wir diesen Rißpausen, die durch die Zeitfolge bedingt sind, ein wenig der poetischen Schwerkraft, die wir beim Lesen allmählich in uns einsaugen, und wir kommen reichlich auf unsere Kosten. Wir machen dann in starker Resonanz die Ebbe und Flut dieses Sanggedichtes in Prosa mit und freuen uns am Schluß ob des schönen Geschenks, das uns ein Reicher aus der Fülle seines quellenden Empfindens gab. Wir freuen uns, daß wir ihn wiederfinden, ihn, der uns im Frieden den Sturm auf dem „Meer" besang und jetzt im Krieg denselben gegen die Menschheit losgelassenen Sturm auf dem „festen Land" beweint. Wir hatten uns schon gebangt um ihn, der sich in die Erde grub, daß er sich nicht im „Tunnel" verirre . . . . . und nun haben wir ihn wieder mit seiner Menschenseele, die weinen und bewundern, alles Leid so unendlich tief in sich einsaugen kann, daß man sich vom Weltleid befreit und fast erlöst dünken möchte.

Wir kennen seinen scharfen Beobachterblick, der das Unsichtbarste selbst bis auf das Mark durchbohren will, — und wo er nicht hineinzublicken vermag, frißt er sich fühlend mit pantheistisch inniger Ahnung hinein, bis die Seele des toten Dinges zu mystischem Leben erwacht; und wir fühlen mit und staunen, freuen und wundern uns, wie große Kinder, daß wir doch auch so märchenhaft empfinden können. Ja, er nennt das Ding beim rechten Namen, zielt so haarscharf, wie der Holzfäller mit der Axt die eingehauene Kerbe trifft; wir blicken in die geheimsten Falten seiner Seele, die er willig offenbart, und das macht den Schriftsteller so persönlich und zugleich so verständlich. O, wir leben auf einer gemarterten Erde, die in ihren Wehen liegt . . . . Kellermann gibt uns die Augen, um in diesen brodelnden Hexenkessel hineinzublicken, der unersättlich unsere jüngste Menschheit verschlingt. Jetzt erst empfinde ich die unsagbar traurigen Worte, die uns in einem Gefangenenlager ein junger Franzose mit tränenerstickter Stimme sagte, als er uns nicht glauben wollte, daß der Krieg noch manchen Monat währen würde: „impossible! à Dinant — ces vraies montagnes de morts" . . nun ist schon über ein Jahr seither ins Land gegangen — und wir können mit Keller-

mann, der uns diese Furchtbarkeit, diese Wut — ohne Haß —, die eisenfressende Zähigkeit meisterhaft schildert, nur trauern über das Riesengrab, das sich die Menschheit ohne Unterlaß gräbt.

Trotz der überreichen Sprache, die den Inhalt fast zu verschütten scheint, sind die Berichte von einer sachlichen Klarheit, der wir heute nicht allzuoft begegnen.

Aus allen Furchen und Büschen starrt der Tod; die sonnigsten kleinen Flecken Flanderns, deren Namen durch ihr Unglück unsterblich geworden sind, sind längst gestorben und träumen ihren blutigen Tagen nach — nichts als der Name und ein großer Friedhof sind ihr Überrest. — Und wir wandern gerührt mit unserem Führer durch die Wüstenei — die Heldentum geschaffen — und erfahren immer wieder etwas Neues.

Man wird nicht müde, diese Aufsätze zu lesen; sie haben nicht das Gleichmäßige und sich immer Wiederholende der sonstigen Berichte, sie sind immer wieder neu empfunden und neu erzählt. Kellermann's Buch gehört zweifellos zu den besten „Kriegsbüchern"; es ist eine große Symphonie, deren Eindruck wir uns nicht verschließen können; das uns neu erfüllt und aufrüttelt und mitreißt, bis wir die Empfindung haben, etwas Großes bewußt miterlebt zu haben. Darum wird dem Buch ein längeres Leben zu wünschen sein, als den Altersgenossen, die schnell und unreif zu einem Dasein gekommen sind. Und die Nachwelt wird sicher dieses Büchlein aus dem Wust der Bändchen und Broschüren, die wie Pilze aus der Erde hervorschossen und auf diese Zeit deuten, hervorholen und sich schaudernd der Wirkung hingeben, die diese Symphonie ausübt, diese Symphonie von „Heldentum und Tod" — ihrer Vorväter.

*

Im Verlage von Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin, ist eine Schrift: „Ägypten, seine staats- und völkerrechtliche Stellung" von Dr. Hermann Winterer, erschienen. Mehr denn je zuvor sind Europas Blicke auf das Nilland gerichtet. Sehnsucht und Bangen knüpfen sich an die zukünftigen Tage, an dem dort zwei riesenhafte Willen mit ungeheurer Macht und Zähigkeit aufeinanderprallen werden. Zwei mächtige Organismen, die sich im kalten Norden nicht zu fassen vermochten, eilen hinab in den warmen Süden, um dort auf afrikanischem Boden das Recht der Vormacht in Europa auszukämpfen. Neben Palästina, das den Schlaf der Sündenreinen schläft, liegt dieses Land, das von je gewacht und wachend gesündigt hat. — Es tut einem in der innersten Seele weh, zu denken, wie sehr dieses Land gelitten, wie die armen Einwohner, deren bescheidenes Leben ich oft auf ihrer Scholle beobachten durfte, hin- und hergeschüttelt und gemartert, fast die Besinnung verloren und froh waren, daß einer kam, der ihnen wieder Ruhe ins Haus brachte. Und dieser, der daherkam, war England, das den Zufall und das Glück beim Schopfe faßte.

Die rechtlichen Verhältnisse Ägyptens sind sehr kompliziert, und es ist schwer, aus der großen Anzahl von Firmanen und aus dem Wust von Verträgen sich eine klare Vorstellung zu machen. Dr. Winterer's Buch ist vor dem Kriege geschrieben und behandelt ausführlich die rechtlichen Verhältnisse Ägyptens, wie sie bis zum Beginn des Weltkrieges bestanden; es ist frei von allen Vorurteilen und aller Gehässigkeit, die manchem — auch Gymnasialprofessoren — den klaren Blick getrübt. Die Arbeit ist übersichtlich gegliedert und gibt in vier großen Abschnitten ein klares Bild von der rechtlichen Stellung Ägyptens zur Türkei, Ägyptens zu den Großmächten, Ägyptens zu England

und der englisch-ägyptischen Verwaltung. Mit Hilfe einer Anzahl von Werken, die selbst ein mühevolles Studium erfordern würden, beleuchtet der Verfasser von vielen Seiten das interessante Problem und erleichtert das Verständnis des Buches durch einen kurzen Abriß der ägyptischen Geschichte. Auf Grund all der Verträge und Firmane des Sultans — um die sich allerdings England nur wenig gekümmert hat — gelangt der Verfasser zur Auffassung, daß Ägypten ein Vasallenstaat der Türkei unter der Oberhoheit des Kalifen ist.

Wie bei dem Mutterstaat, der Türkei, so sind auch in Ägypten Finanz und Politik aufs engste miteinander verquickt, und durch einige Zahlen sind wir bald über die Schuldenfrage orientiert, die das Land um seine Unabhängigkeit brachte; indessen betont der Verfasser, daß England nur widerwillig nach Ägypten ging, und es nur dort blieb, weil die anderen Mächte nicht Zeit hatten, um über die Tragweite ihrer formellen Entsagung auf ihre Interessen nachzudenken. Und dieser heiße, brodelnde Kessel brauchte nun einmal eines kalten Gehirns, das dem Hexenspuk gründlich Ruhe gebot. Es mußte ein Staatswesen werden „with european heads and egyptian hands", wie Lord Cromer vorschlug; und weil die anderen ihre Köpfe zurückzogen, blieb England da und hat mit kolonisatorischer Meisterschaft wieder einen gesunden Organismus geschaffen. Das erzählt uns der Verfasser, er hält es sicher auch jetzt im Kriege aufrecht. Das kalte Hirn des Nordens mit den heißen Händen des Südens hat etwas Großes geleistet; das Land hat sich zum Fundament des Britischen Imperiums herausgebaut. Also dort liegt die wundschwache Stelle Englands.

Wir können viel von den politischen Geheimnissen lernen; dieses Buch, das nur juristisch sein wollte, ist wegen seiner allgemeinen, interessanten Darlegung einer der vielen Fragen, die noch der Lösung harren, mehr als eine Fachschrift; darum sei es empfohlen.

Musikalische Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Es war vorauszusehen, daß das deutsche Musikleben auch inmitten des Weltkrieges nicht daniederliegen würde: das Bedürfnis nach guter Musik ist viel zu tief eingewurzelt im deutschen Volke, um nicht gerade in dessen ernstester Schicksalsstunde mit ganzer Inbrunst aufzuflammen. In allen deutschen Großstädten finden Sinfoniekonzerte mit geringer Einschränkung der Termine statt, und wenn wirklich irgendwo das Musikleben eine Weile stocken mußte, so wurden die Konzerte doch zumeist nach kurzer Unterbrechung von neuem wieder aufgenommen. Selbst auf das Opernleben hat der Krieg im allgemeinen keine besonders üble und einschneidende Rückwirkung auszuüben vermocht. Die größte Anzahl der Provinzbühnen spielt „durch" wie in Friedenszeiten, und manche Hoftheater haben sogar Uraufführungen gewagt. Hier ist es vor allem die Stuttgarter Hofbühne, die ihren traditionellen Wagemut hinsichtlich neuer Opern auch in der jetzigen unharmonischen Zeit sich zu bewahren gewußt hat. Freilich handelt es sich diesmal um das neue Werk des Generalmusikdirektors Max von Schillings selbst, um sein Musikdrama „Mona Lisa", das in Stuttgart die Feuertaufe erhielt. Man muß Max Schillings, den Tondichter, und Max von Schillings, den Stuttgarter Operngeneralissimus, scharf von einander trennen. Es wohnt ein tragischer Zwiespalt zwischen diesen beiden Seelen in Schillings' Brust, ein starker Zwiespalt zwischen seiner re-

präsentativen, eleganten Kavalierspersönlichkeit und seinem Künstlertum, ein Zwiespalt, der seine Schatten auch auf das Schaffen dieses Musikers von hoher musikalischer Kultur wirft. Für mein Gefühl ist und bleibt Schillings' bisher ausgeglichenstes, weil zwangslosestes Werk seine heitere deutsche Zunftoper „Der Pfeifertag". Nicht die isoldenhafte Fieberleidenschaft der „Ingwelde", auch nicht das große Pathos des „Moloch", und darum erst recht nicht die veristische Siedehitze des „Mona-Lisa"-Stoffes sind Schillings' eigenster Natur gemäß, sondern seinem Wesen entspricht das festlich Heitere, das gebändigt Komische und das romantisch Feierliche. Es ist eine fast mimosenhafte Zurückhaltung in Schillings, dem Schaffenden, die von der temperamentvollen Dirigentenart des Stuttgarter Generalmusikdirektors seltsam absticht. . . . In diesem Nichtalleswagenwollen, in dieser allzu starren Selbsterziehung beruht der Widerspruch zwischen dem Menschen und dem Künstler Schillings; dieser Widerspruch erklärt auch den schwer verkappten Achtungserfolg, den das Musikdrama „Mona Lisa" errungen hat. Vor allem entbehrt das Buch der Beatrice Dovsky des echten, ursprünglichen Feuers: es berührt mehr wie ein anempfundenes Gefühlsprodukt. Die Sprache dieser Operndichtung atmet nichts von dem Fanatismus Savonarolas, nichts von der düsteren Dämonie, die in dem Prunkpalaste des Messer' Francesco del Giocondo ihr Wesen treibt. Geradezu trivial muß der Versuch genannt werden, in einem Vorspiel den Mona Lisa-Stoff modern umdeuten zu wollen: ein jungverheiratetes deutsches Ehepaar von heutzutage besucht auf der Hochzeitsreise das Certosa-Kloster und läßt sich von einem jungen, schwarzäugigen Mönch die Leidensgeschichte der Mona Lisa erzählen; besonders das Nachspiel, in dem dann die abenteuerlustige junge Frau des gealterten Ehemannes dem schönen Mönche heimlich eine Rose zur Erinnerung zuwirft, berührt geradezu wie ein kalter Wasserstrahl nach der überschwülen Erotik und Dramatik der eigentlichen Oper. Das Peinliche dieses Epiloges wird noch dadurch erhöht, daß es — wenigstens in der Berliner Aufführung, unter deren Eindruck ich stehe, — die gleichen Künstler sind, die im Vor- und Nachspiel die modernen Menschen und im Drama selbst die Renaissancegestalten darzustellen haben.

An und für sich betrachtet ist das Motiv des Rätsellachens der Mona Lisa, gewiß auch vom musikdramatischen Standpunkt, hochinteressant. Gerade die Musik müßte das Rätselwesen dieser durch Lionardo's Bildnis auf ewig unsterblich gewordenen Frau wundervoll umschreiben können, wenn diese Frauengestalt scharf herausgearbeitet wäre. Die Dichterin hielt sich aber lediglich an das Düstere, Furchtbare des Stoffes, an die Historie von dem Schrein, in dem ihr Gatte ihren Buhlen erstickt, und in den dann sie selbst den Gatten stößt. Ich mußte an eine Oper: „Das Schloß La Bretêche" denken, die ich vor Jahren in Frankreich hörte; auch in dieser, textlich nach einem Balzac'schen Roman roh gezimmerten Eifersuchtsoper handelte es sich um die Ängste, die eine Frau um ihren in einer vermauerten Tür verschmachtenden Liebhaber aussteht. Ich meine, gerade in unseren Tagen sollten wir uns davor hüten, wenn schon vielleicht nicht überhaupt all' diese romanischen Sensationsstoffe heranzuziehen, so doch davor, diese Stoffe in ausgesprochen italienischem Verismo-Stil zu verarbeiten. Wenn dabei wenigstens noch ein echter Verismo-Einakter zustande gekommen wäre, in dem sich das Drama mit atemraubender Schnelligkeit abgewickelt hätte! Dann hätte auch wohl Schillings eher die Stimmungskonzentration auf-

gebracht, die er so nur an gewissen Höhepunkten seiner Partitur im rein dramatischen Sinne erreicht hat; dann hätte seine Partitur nicht das Ungleichmäßige, nicht die mancherlei toten Punkte aufzuweisen brauchen, die jetzt leider darin vorhanden sind. So aber ist es ihm nicht völlig geglückt, eine einheitliche Kombination von Musikdrama im modernen Sinn und von Renaissanceoper im Stile der Intermedien aus der Zeit der Entstehung der Oper in Florenz zu schaffen; an letztere Stilgattung denkt man ein wenig, wenn die kleinen Ritornelle zur Laute ertönen, mit denen sich Mona Lisa's Gespielinnen ihre Bangigkeit von der Seele verscheuchen wollen. An gewissen Höhepunkten der Partitur, zumal am Schlusse des ersten der zwei Aufzüge des Werkes, nimmt des Komponisten Seele einen heißeren inneren Aufschwung. Die ihm eigenen seltsam harten modulatorischen Ausweichungen, das fast liturgische Pathos seines Rhythmus werden weicher; ja, er findet sogar Ansätze zur echten Kantilene, die zwar ihren Ursprung vom modernen Italien nicht verleugnet, aber gleichwohl eine persönliche Note hat. In solchen Augenblicken fühlen wir, daß in Schillings der Funke der echten Inspiration glimmt, ohne zur Flamme entfacht zu werden. Wir werden dessen auch in dem Überschwang des meisterlich instrumentierten Orchesters inne, das nur leider die Stimmen vielfach fast gänzlich deckt. Nur eine Künstlerin von absoluter gesanglicher Überlegenheit kann eine so schwere Partie wie die der Mona Lisa bewältigen, und auch die Rolle des Francesco verlangt einen Vollkünstler, der die Figur auch darstellerisch völlig erschöpft. Frau Kemp und Herr Forsell bildeten an der Berliner Oper ein solches einander ebenbürtiges Paar. Doch wird die, manches Große, Höchste erstrebende Oper sich nicht halten können, weil sie zu bewußt erarbeitet, nicht ursprünglich anmutet. . . .

Welch' Gegensatz dazu ist doch Richard Straußens neues Werk, seine Alpensinfonie! Wie ist hier jede Note von innen heraus erlebt! Es weht bei aller Weltberühmtheit ein Hauch von Tragik um die Gestalt von Richard Strauß. Tragisch ist die dauernde Umlauerung, der er ausgesetzt ist, tragisch die Sensation, zu der jede „Premiere" (dafür gibt es gerade in diesem Sinne Gott Lob kein deutsches Wort!) eines „neuen Strauß" aufgebauscht wird. Warum darf gerade ein Richard Strauß nicht schrankenlos schaffen, nicht unbehindert weiterbauen an seinem Lebenswerk, ohne an die niedrigen Instinkte eines großen Publikums (beileibe nicht „seines" Publikums!) zu denken? Man wagt es noch immer, und gerade im Lager der Musiker, an Straußens Erfindung herumzudeuteln. Man wirft seinen Themen und Motiven, so auch wiederum denen der Alpensinfonie, allzu große Einfachheit oder gar direkt Trivialität vor und vergißt dabei diesmal noch absichtlich, daß die allgütige, aber auch allgewaltige Mutter Natur in einem so echten Naturburschen wie dem Münchner und Gebirgler Strauß rein menschlich naive Empfindungen und darum auch eine ganz schlichte Thematik auslösen muß. Wer sich während der herrlichen Aufführung durch das Dresdner Hoforchester ganz auf das Werk selbst zu konzentrieren vermocht hat, dem klang daraus, zumal beim zweiten Anhören, eine tiefe Naturreligiosität entgegen, so meisterlich der Komponist auch die Gliederung und Steigerung dieser nächtlichen Gebirgswanderung in Tönen rein sinfonisch vorgenommen hat. Form und seelischer Gehalt decken sich vielleicht in keinem vorangegangenen Straußischen Werke so vollkommen, wie in der Alpensinfonie. Die Reife der Musik zeigt sich auch in der fast klassi-

schen Abklärung der Motive selbst und in ihrer prächtig angelegten harmonischen und kontrapunktischen Durcharbeitung. Daß die tonmalerische Schilderung des Wasserfalles, des Gewitters, der weidenden Herde usw. mit allen modernen Mitteln durchgeführt ist, besagt doch durchaus noch nicht, daß diese Tonmalerei der Endzweck Straußens war. Auf alle Fälle nimmt die Alpensinfonie in dem Lebenswerk von Richard Strauß eine sehr bedeutungsvolle Stelle ein, und nach wie vor muß uns Strauß als der bedeutendste lebende deutsche Musiker im Sinne der ursprünglichen Inspiration gelten. Freilich erfahren wir noch immer viel zu wenig vom Schaffen unserer übrigen lebenden Komponisten; der Notschrei, den ein Künstler von der Bedeutung eines W. v. Baußnern in dieser Hinsicht in einer Tageszeitung jüngst ausgestoßen hat, ist nur allzu berechtigt. Als jetzt Aug. Bungert, der Schöpfer der groß angelegten musikdramatischen Zyklen „Die homerische Welt" starb, verschanzte sich die Verlegenheit der musikalischen Welt hinter allerlei verwaschene Phrasen, statt (wie dies Lilli Lehmann tat) mutig an die künstlerische Pietät und Treue des deutschen Publikums zu appellieren, dem der Tod dieses ganz gewiß stark verkannten Künstlers gerade in unserer Zeit ein Ansporn bedeuten sollte, der Lebenden endlich mehr als bisher zu gedenken, statt seiner sogenannten Pietät mit einer Hand voll Nachrufs-Asche rein äußerlich Genüge zu leisten! Warum geht es denn auf dem Gebiete der Operette lebendiger zu? Warum konnte es kürzlich sogar ein Hoftheater (das zu Altenburg) wagen, mitten im Kriege eine (übrigens recht flotte) Operette („Der dumme August" von Dr. Decker und R. Gfaller) uraufzuführen? Warum wendet sich das Publikum auch sonst jedem neuen Werk seiner Operettenlieblinge, etwa Leo Falls übrigens außerordentlich fein gearbeiteter komischen Oper „Die Kaiserin" zu, und warum findet ein „Deutsches Opernhaus" nicht öfter den Mut, vergessenen und verkannten deutschen Opernkomponisten ein Asyl zu gewähren? Hoffentlich gibt mir recht bald eine Uraufführung der Oper eines Lebenden im Charlottenburger Opernhause die einzig mögliche Antwort!

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr 8308.) – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

^ubiläumT
OKtobsr 1915
pl-SlL 2 lV>
WT
^I^llD
^2l15l
l^ins äsutZclis lV!oki2t38c:lik'ift, li6k-2U5ßsßsbsn vokl
^u« Äem lnl«lt <lie»e« N«kt«:
Lll<ini8 un6 ei^ilbünlliss« I^nlei^elli'ilt
I'l.ns. vi'. I^u^viss ßti'in: Vi^r/iz H.-,!»'«
Lxlßllen« vi'. XlleMDl, WiiKI. s!<K. liat.
lil.!»/!' ^U8>i!iolc
v,. dlU^Wv l^tl'^emnnn, «. ä li.: Will-
LlinKini- (ieol'ss Hel lNl!,»! l^ne^ v: OeutzHyZ
UN<H Ü3tei-reicni3c!,. unz;«N8cke8 Kut«nl)8nll-
I.x?,uiienl <7n»el 8xi>l'«l,.vi, vvilk!, Ol>.s:,,t,
l<8l, un,;. 8lg»t38. !<,<'!,g!' u, O,, ^I'^!,,^! <ic8
i-ünß llvviscllen veut8l:KI°m^, i^wrr«ic!» un.!
Lxiolleni r^ineri- ^Illl'eüllt VON Ii< CM«-
Il^'l'j?. I^ie k'l'Äßo l'in«!' V!I'!8«Nl,st>!>'!>PN
^nn^lierunß ^vizeben veutscnlunc! un<! <»8l«r.
i-eion-I^nj;»''»
I
im lieuti^sn l^u8»!l,u<1
Lusson lt. ^«psdaell: Xl>n!«n8p!ßl ä«r VV«
5^3eni<nl,ü, OKluder 14l5—OKWder 1915
Dr. Hau» liüriß: Dl>8 Papsttum im W«llll-i
l)l. Ott« I'lnlini» »um««»: Di« l'»
< . >> ««FiKrün^i-ut?l,«f. vr. .luliu« Wo!
I>»' >vi!-!8cl,l>lt8Z>o!iU8cKe Vt-lllnKeiunß «!
liuilüni
widert Zimmermann: Inlozi«
l'l»n ^I»ria von ünde: Der ^,
l'!8NÜI' V<?r80Nl(>88eNY lül'iNNYl'UNßl?!! U>!8
li'N8t»nlinol>e!e!' Ilz^uoll
iinlleiicu 1>v: Ueäiodw
liodolt ^li«CN: I Kin <!sr Nppennol«r.
vorl- un<i Xi-i<?L38e«cnioKt8. <8cnli!38j
liimü'sfNÄnon
U83«NV
!8 mein<

P5SI8 p^o I^sft 2 K/IK.. PI-0 Qu2i-t2> (I !^«fts) 6 IV!!<.. pl-a 'l2^I-L2Nß (12 l-!sfls) 24 IV

Oktober 191.

Inhalt.

Lr!!»

Bildnis undtigcnlHndige Unterschrift 2r.
Exzellenz vc Kaempf. Wirll. Gel,.
Rat. Pmstdaü des Reichstage« ....
Prof. vrLudwi
Vierzig Jahre ,
Stein
'd und 2üd"
Ezzellenz Ne Kaempf, Wirkt. Geh, :Xat.
Präsident des Reichstages
Ein wirtschaftlicher Ausblick 12
Dt Gustav Stresemann, M. d. N.
Wirtschaftliche Verständigung 18
Bankier Georg Hermann Öoeiun
Deutsches und östcrrcichisäi-nnganfches
Notcnbankwescn. W
Exzellenz Josef Szterönni, Wirk!.
Geh. Rat, tonigl. ung. Staatssekretär
a. D., Mitglied des ung. ReielKtage-
Nie wirtschaftliche Annäherung zwischen
Deutschland, Österreich und Ungarn . . 33
Exzellenz Freiherr Alb recht von
R e ch e n b e r g
Die Frage einer wutschaftlichcn Annähe-
rung zwischen Teutschland und Osler-
rtich-Ungam 1?
Eberhard Kraus
Erstarrung und Umsturz im heutigen,
Rußland
Eugen B. Auerbach
Zihlenspiel der Weltgeschichte. Oktober
1415—Oktober 1915 . 66
.-»um. im W- . 7'
Vr Orlo Philipp N,e u ni a n,!
Die Freunaurerei und der Krieg . .
Geh. Negierungsrat Prof. vr Inline
Wolf
Die wirtschaftspolitische Verankern»!? i'.-
Bündnisses
Albert Zimmermann
Teil,ie «:
Frau Maria von Höbe
Der Antzemvtlt bisher verschlossene E
innerungcn ans meinem Konstantiiuiftelcr
Tagebuch
Noder ich Leu
Pagcntrenc. -- Ter qcprclllc Tod. —
O tehr' zurüll! — Erste Nacht. — ssasi-
uachtsnarren !0'^
Robert Misch
Z vi» der Eppcnhofer. Eine Dorf- uud
Kriegsgeschichte (Schlufz) >ü^
Rundschau:
Politische RnndsäMU (Vr W. Stein) . . .11«
Rundschau der ssriegslitemtur. II l. ,l)r lur.
Kurt Ed. Imberg) 118
Litcrarisck,e Rundschau (Hanna Gräfin von
Peswlozza 12.',

Eiw öeuHMonatWH
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertfünfundsünfzigster Band
40. Jahrgang : 1915 : Oktober-Dezember
Schlesische Buchdruckerei,
Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
». y. Vi««««!»». »«H»ld «»»«r. <KrM1ch«l>,^h»fzuchh»»dl, «nl«»» baMlxUch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
«l.«, ssrltz«. UbnlM« «»7»I». ?«c»b D^bw»d »uchhdlg, Int«rn<lt, Vuchhondl. Ott» ««ll.
Mr dl« Pr»»lnz«» <n Lchnxden u»d w Dünnnari: «««»« «h«. Ursin« !»»ch»,I««< <l»»»nH«««».
filr dl« 2chw«tz: «laden«, «nll»». «. V»chh»ndlu»«, Jürich I.
»«»er»l>»«rtr«w!>« für 8«ll<lnd: O.V. »»»«t»<»» und «»lin, <?»»«. Nultenh«k 26.

Inhalt des 155. Bandes:

Oktober / November / Dezember 1915

Seit«
Nndrülsy, Exzellenz Graf Iulius: Antwort an Herrn Luigi Luzzatti 147
Auerbach. Eugen A.: Zahlenspiel der Weltgeschichte. Oktober 1415 — Oktober 1915 ... 66
Na ssermllnn, 1^, M. b. R : Deutsch«österreichisch.mMrisä« Wirtlchaftsbeziehunge n 142
de Vra, vi Kurt: Innere und äußere Politik. Gedanken zum Weltkrieg 188
Nunscn, Marie von: Das Hoffräulcm Tonna Inez. Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches ^17, 357
Dllskaljuk, Orestes: Zur ukrainischen Franc 290
Dove, vi Heinrich, Geh. Iustizrat, Zweiter Vizepräsident des Deutschen Reichstages: Die Bewährung der deutschen Sozialpolitik im Weltkrieg 261
Duck, Siegfried: Völker- und Rassenprobleme im Weltkrieg. Eine Studie 174
Fadl, Said Memun Abul: Die Frauen des Islams und der Weltkrieg 171
Fridrichowicz, vi Engen: Ein amerikanischer Staatsrechtslehrer über die Ursachen, die Zwecke und die voraussichtlichen Ergebnisse des europäischen Krieges 316
Hansen, vi N.: Frankreichs industrielle Zukunft 324
Hendl, Ernst vom: Deutsche Botschafter in Paris 165
Höbe, Frau Maria von: Ter Außenwelt bisher verschlossene Erinnerungen aus meinem Kunstantinopelcr Tagebuch 98, 210
Hobcrg, Otto: Die Bulgaren 163
, , Die heutigen Anbaumoglichkeitcn in den Mittelmeerlanbern, insbesondere im Bagdadbahngebiet 183
Ientzsch. Legationsrat vi: Serbien 299
Kaempf, Exz. vi, Wirtl. Geh. Rat, Präsident des Reichstages: Ein wirtschaftlicher Ausblick . 12
Köhler, Werner: An der belgischen Küste 328
Kraus, Eberhard: Erstarrung und Umsturz im heutigen Nußland 57
Loewu, Georg Hermann, Bankier: Deutsches und österreichisch-ungarisches Notenbankwesen . . 20
Mella, Väslluez: Spanien« Stellung zum Weltkrieg, übersetzt von Nr G. Bender 279
Misch, Robert: I bin der Eppenhofer. Eine Torf. und Kriegsgeschichte. (Schluß) 109
Müller, Frilz: Weizen 350
Neumann, vi Otto Philipp- Die Freimaurerei und der Krieg 81
Osel, H, Zgl. Wiitl. Rat, Mitglied der bayr Kammer der Abgeordneten: Zum deutsch-österreichisch ungarischen Wirtschllftsbündnis 26?
Ostwald. vi Paul: Rußland und Finnland 343
Prosch, Prof. W.: Wie England Verträge „hält", wenn sie ihm unbequem werden, und wie es die Freiheit der Schwachen schützt 339
Rech enbcrg, <lzz, Freiherr Albrecht von: Die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Teutschland und Österreich-Ungarn 47
Reisch, vr Richard, o. ö. Professor an der Universität Wien, Direktor der k. k. prio. allg. osterr. Boden-Credit-Anstalt: Nach dem großen Kriege. Handelspolitische Betrachtungen . . 140
Rohland. Prof. vi P. ^Stuttgart:) El,emisa>tcchnische Tagesfragen 200
Rurig, vi Hans: Das Papsttum im Weltkrieg 70
Sar tor ins, Ernst: Die Universität Lumen 333
Stein, Prof. vi Ludwig: Ein Sieg der deutschen Diplomatie 133
„ „ . Vierzig Iahre .Nord und Süd" b
Stresemann.vi Gustav, M. b. R.: Wirtschaftliche Verständigung 18

Zeit«

Szter^nyi, Ezz. Iosef, Wirkt. Geh. Rat, tönigl. ung. Staatssekretär a... D., Mitglied
des ung. Reichstages: Die wirtschaftliche Annäherung zwischen Teutschland, Österreich und
Ungarn ., 33
Ungarns Verhältnis zu Österreich und zu Deutschland 153
Tcutenbcrg, Adolf: Ein holländischer Exminister über die europäische Lage 189
Wendlandt, vi Robert: Teutschlands Zivilisation — die Hoffnung der Zukunft 194
Wolf. Geh. Regierunasrat Prof. vi Julius: Die wirtschaftspolitische Verankerung des Bündnisses 83
Zimmermann, Albert: Trilogie 91
Die Wahrheit über Indien. Von einem Inder 272

Eeöicnte:

Friedrich, Hans: Blockade der englischen Küste. — Deutsche Luftschiffe über England ... 208
Leu, Roderich: Pagentreuc. — Der geprellte Tod. — O kehr' zurück! — Erste Nacht, —
Fastnachtsnarren 105
Röhrig, Karl: Ter Deutschen Lied 356

llunälckau:

zkriegs-Fraueiirundschau <Ulla Wolff-Franck) 239
Kriegssoziale Rundschau lErwin Stein, Berlin) 243
Kriegswissenschaftliche Rundschau (August Friedrich Krause) 236
Literarische Rundschau sHamm Gräfin von Pestalozza) 125, 233
Mass Cifftw 373
Musikalische Rundschau (vi Arthur Neisser) 377
Politische Rundschau (vi W. Stein) 116. 225
Volkswirtschaftliche Rundschau iTheodor Rudert) 246
Wirtschaftliche Rundschau (Paul Sorgenfrei) 127
, „ t-Kommerzienrat Friedrich Soemiecken) 250
(vi W. Stein) 36?
Rundschau der Kricgsliteratur. III. IV. V. <vr. iur. Kurt Ed. Imberg^ . . . 118, 227, 369
Teutsche Arbeit 255

Lll6belg«iben:

vi Kaempf, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Reichstages 2
Prof. vi Pansche. Geh. Regiemngsrat, ViMläsident des Reichstages 130
Vi Heinrich Dove, Geh. Iustizrat, Zweiter Vizepräsident des Reichstages 258

Schlesische Vuchdruckerei o. S. Säwttlaender, Breslau.

EmeöeuOeMmatWM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
E, F. Lteinacker. V«rth°ld Lutt«. VrMIcheK.ll.h»fbuchhandl. <l»l«» H basselbalch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. <l, Fr!tz«, Iildwlr!« »»z«!». ?«»b Dybwad Buchhdlg, Internat, Vuchhandl, Ott« ««».
ftr »I« Pr»»inzen in Lchweden und w DänemarK: »««»« «h». Urfius ?l«chk»l«««, «»>n>h«««n.
für dl« Tchweiz: «l«>«m. «nliau. u. »uchl>andlun« H«»«. P«u», gü»l« I.
«en«ral»«rtr«tuna für H»lland: W.P. »an«t»«u« un» «<>!,n. H««a, Vui!enh»I3c!.
4O. Jahrgang. Band 155. Heft 493. Oktober 1915

Professor Dr. Ludwig Stein:

Vierzig Jahre „Nord und Süd".

„Nord und Süd" sieht auf eine vierzigjährige Vergangenheit zurück. Paul
Lindau hat der Zeitschrift bei ihrer Begründung jene schöngeistige Note gegeben,
die ihm selbst eigentümlich ist. Als ich die Leitung der Zeitschrift Ende 1911
übernahm, trat ich sogleich mit einem neuen Programm hervor, das
unserer Zeit gemHß war. Das Interesse der Gebildeten hatte sich inzwischen
wesentlich verschoben. Deutschland wurde politisiert.
Diesem Zuge der Zeit folgend, habe ich wirtschaftliche und weltpolitische
Fragen in den Vordergrund gestellt, ohne die berechtigten Wünsche der gebil-
deten Familien nach schöngeistigem Lesestoff zu vernachlässigen. Für den
Bilderschmuck entschädigten die Bildnisse führender Männer nebst ihren eigen-
händigen Unterschriften, die jedes Heft von „Nord und Süd" eröffnen. „Nord
und Süd" wurde unter der neuen Leitung wesentlich ein politisches Organ.
Gleich das erste Heft des Iahrganges 1912 kündigte diese Wand-
lung an. Es brachte einen Beitrag des Präsidenten des Hansa-Bundes, Geh.
Rat Prof. Dr. Rießer, über den „Hansa-Bund für Gewerbe, Handel und Indu-
strie". Erzellenz Dernburg behandelte „Staats- und Wirtschaftsaufgaben>", Fürst
Lichnowsky eine aktuelle politische Frage, Erz. P. D. Fischer „Italien 1881—1911",
Ministerpräsident Luigi Luzzatti „Italien und Deutschland in Wissenschaft und
Wirtschaft", Staatsminister Sigurd Ibsen „Literarische Erotik", Erz. Sztersnyi
„Dualismus und Wirtschaftspolitik", Ministerpräsident Wekerle „Die Handels-
bilanz als Zeichen wirtschaftlichen Fortschritts", Erz. Wilh. Erner „Internationalis-
mus" und der damalige Nnterrichtsminister Graf Albert Apponyi „Internationale
Rechtsbildung". Was man damals „Kulturpolitik" nannte, war auf der einen Seite
ein Kampf gegen alle anarchistische Selbstheit und wildegoistische Eigenbrödelei, auf
der anderen ein Zusammenstehen und Zusammenarbeiten aller Kulturnationen für die
Gemeinbürgschaft der weißen Rasse. Daher kamen die Vertreter der verschiedenen
Richtungen zu Worte, zumal „Nord und Süd", seinem Programm getreu, keine
Parteipolitik, sondern eine über den Parteien stehende Kulturpolitik treiben
wollte. Unter Ablehnung aller subversiven Bestrebungen verfolgte die Zeit-

schrift beharrlich die Leitgedanken eines Kultur-Imperialismus, d. h. einer Herrschaft des westeuropäiisch-amerikanischen Kultursystems.

Viele von uns waren damals dem holden Wahn verfallen, als seien die ideologischen Beweggründe, die Gemeinsamkeit der Zivilisation, höher anzuschlagen, als die wirtschaftlichen Hintergründe. Wir wollten die neuen Paragraphen des noch ungeschriebenen Statutes unseres Kultur-Imperialismus mit Tinte, uicht mit Blut schreiben. Aus dieser Überzeugung heraus veranstaltete ich jene Reihe von Sondernummern, die „Nord und Süd" das heutige Gepräge verliehen. Im Iuni und Iuli 1912 kamen die englisch-deutschen und deutsch-englischen Verständigungshefte heraus, in denen vierzig der ersten Namen beider Länder (Balfour, Haldane, Bonar Law, Lord Weardale, Sir William Ramsan, Fürst Lichnowskn, Prinz Schönaich-Carolath, Graf von Schwerin-Löwitz, Graf Pcsadowskn, Graf Kanitz, Ernst von Gwinner, Geheimrat Rießer und andere) für eine deutsch-englische Verständigung von verschiedenen Gesichtspunkten und unter entsprechenden Vorbehalten warm eintraten. Diese Verständigungsaktion schloß sich der Reise Haldanes, deren politische Tragweite jetzt offenkundig ist, unmittelbar an. Nach der in dieser Zeitschrift von mir geprägten Formel: „Entspannung zwischen Dreibund und Dreiverband" sollten sich auch Rußland und Frankreich, wie es denn auch auf der Londoner Konferenz geschah, dem unablässigen Bestreben des Deutschen Kaisers nach Erhaltung des Weltfriedens ehrlich anschließen. Zu diesem Behufe diente die russische Sondernummer von „Nord und Süd" vom Dezember 1912, die vom damaligen Ministerpräsidenten Graf Kokowzew und dem inzwischen verstorbenen Grafen Witte eröffnet wurde.

Das Problem der „Neutralen" im Weltkriege war mir damals schon in seiner vollen Bedeutung aufgegangen. Rücksprachen mit sämtlichen Ministerprädenten und Ministern des Auswärtigen in den drei nordischen Staaten bereiteten Sondernummern von „Nord und Süd" für die skandinavischen Länder vor. Die schweizerische Sondernummer mit Beiträgen führender Deutschschweizer erschien Iuli 1913, die holländische im September 1913, während vor Belgien wegen der heiklen Lage seiner, wie sich jetzt aktenmäßig herausstellt, zu Gunsten der Entente-Mächte bereits preisgegebenen Neutralität geflissentlich Halt gemacht wurde. Dazwischen fällt unsere Kaiser-Iubiläumsnummer vom Iuni 1913, an welcher zwanzig hervorragende Männer des Deutschen Reiches die verschiedenen Auszweigungen deutscher Kulturleistungen während des verflossenen Vierteljahrhunderts dargestellt haben.

Als der Weltkrieg ausbrach, standen gar manche Zeitschriften, Monatsschriften zumal, vor der schicksalsschweren Frage: Sein oder Nichtsein? „Nord und Süd" entschied sich für Durchhalten, und es setzte mit einer Reihe von Kriegs-Sondernummern ein. Es behandelte im Februarheft 1915 die „westliche Schwerindustrie im Weltkrieg" (Direktor Müller von Gebrüder Stumm in Neunkirchen, Geheimrat Kirdorf, Gelsenkirchen, Geheimrat Beukenberg „Phönir"); im

Märzheft 1915 die östliche Schwerindustrie, im Aprilheft 1915 die Großindustrie, während das Ianuarheft 1915 den „Neutralen und der Weltkrieg" und das Dezemberheft 1914 „Krieg und Wirtschaftsleben" gewidmet waren (mit Beiträgen von Graf von Mirbach-Sorquitten, Geheimrat Wilhelm von Siemens, Georg Bernhard, Geschäftsinhaber der Diskonto-Gesellschaft Georg Waller u. a.). Den Auftakt zu diesen Kriegssondernummern bildete das Novemberheft 1914, an welchem Ernst Haeckel, Graf von Leyden, Graf Albert Apponyi, Erz. P. D. Fischer, Geheimrat Prof. Rud. Eucken, Erz. Karl Helfferich, Geheimrat Professor Waldeyer, Erz. Ernst Freiherr von Plener, Erz. Franz Klein, Graf Iulius Andrässy u. a. mitgearbeitet haben. Im Augenblick stehen die deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsprobleme im Vordergrund des politischen Interesses. „Nord und Süd" wird in einer Reihe von Nummern Fachmänner aus dem Reiche, aus Österreich und Ungarn zu Worte kommen lassen, um diese schwierigen Probleme von sachkundiger Seite unter den verschiedensten Gesichtspunkten zur Erörterung und Klärung zu bringen. Auch in diesem Betracht nimmt „Nord und Süd" keinen Parteistandpunkt ein, sondern es steht wohlwollend-neutral allen Lösungen gegenüber, die uns vor Überrumpelungen schützen. „Nord und Süd" bleibt auch bei seinem Eintritt ins neue Iahrzehnt dem Programm getreu: „Nicht das Zwiespältige soll nörglerisch herausgehoben, sondern das Einigend« soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden."

Irgendeine Iubiläumsveranstaltung verbietet sich in dieser schicksalsschweren Zeit, die ausnahmslos auf Allen lastet und wuchtet, von selbst. Wir eröffnen daher den 40. Iahrgang in jener stillen Arbeit des Tintenschützengrabens, der unsere Daseinsberechtigung darstellt, und untersuchen die Frage: „W oistdiewahre Freiheit zu Hause?", die wir in der Nummer 3765 der „Illustrierten Zeitung" vom 26. August 1915 angeschnitten haben.

Im Namen der angeblich durch die deutschen „Barbaren" gefährdeten Freiheit haben sich unsere Feinde zu einem Rütli-Schwur zusammengetan, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen. In unklaren Erinnerungsbildern an das vormärzliche Deutschland, das die Zielscheibe unserer eigenen Freiheitssänger war, wetteifern Montenegriner, Serben und Russen mit ihren westlichen Bundesgenossen, den europäischen Völkern jene Freiheit zu verheißen, die durch das Deutsche Reich bedroht sein soll. Die romanischen Freimaurer schwelgen insbesondere in der Ausmalung der Tyrannei, die von Potsdam ausgehen und alle freien Völker in ihrem Bestande gefährden soll. Zwar hat sich das Deutsche Reich seit vierundvierzig Iahren noch niemals an den Freiheiten anderer Völker vergriffen, während die Engländer indessen die Buren, die Franzosen die Marokkaner gewaltsam „befreit" haben; aber die künstlich genährte Legende von der Befreiung aller Völker, insbesondere der kleinen neutralen Staaten, vom Ioch des deutschen Bezwingers erweist sich nun einmal als zugkräftig und propagandistisch

wirksam, also wird sie nach der bewährten Methode ausgeschlachtet: Verleumde
nur kühnlich — es bleibt immer etwas hängen.
Wo ist denn die wahre Freiheit zu Hause? Etwa in moskowitischen Ländern,
wo die oberen Zehntausend alle Frei heiten, die unteren Millionen aber nicht
den leisesten Dämmer von Frei heit haben? Wo die befehlende Oberschicht nach
dem Wahlspruch des Assassinenordens lebt: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt",
während die Unterschichten knutokratisch niedergehalten und sibiriotisch gegängelt
werden? Für die Denkweise und die Gefühlswelt der „herrschenden" Kaste in
Rußland ist nichts bezeichnender als ein persönliches Erlebnis, das ich mit einem
russischen Hochgefürsteten vor zwei Iahrzehnten etwa in Paris hatte. Damals war
das „Bündnis" mit Frankreich für einen Großfürsten noch indiskutabel, denn die
Republik war ihm ein Greuel, die Marseillaise Hochverrat. „Mit wem," fragte
der hohe Herr, „soll man sich verbünden? Wer ist denn Herr in Frankreich? Da
regiert doch nur die Canaille! Wir werden uns doch nicht mit dem Abc dieses
revolutionären Abschaums einlassen?" Was dieses Abc sei? „^.vooat,
Lavarg, Coeotte! Für uns ist Frankreich die finanzielle Hilfsquelle, um
unser Land zu befruchten, also eine Art von ökonomischer Pumpstation. Daneben
amüsiert man sich in Paris, aber man nimmt es politisch nicht ernst. Selbst die
vielgerühmte »Freiheit in Frankreich ist leere Einbildung. Denn wer leitet die
öffentliche Meinung? Soldschreiber, Tintenfere, verkrachte Eristenzen, verächt-
liche Schmierfinken. Der wahre Meister in Frankreich ist in ruhigen Zeiten die
Gasse, in aufgeregten die Gosse. Nennen Sie das Freiheit, was diese Apachen
und Camelots hier auf den Boulevards für wenig Sous als Freiheit hinaus-
schreien? Bei uns in Rußland, da weiß ,man' erst, was wirklich« Freiheit ist."
Wer ist „man"? „Natürlich wir, die herrschende Klasse!" Und die anderen?
die 160 Millionen, wo bleibt deren Freiheit? Darauf der Großfürst: „Wenn
Sie in jubelnder Stimmung in aller Herrgottsfrüh über die Felder wandern:
fragen S i e danach, wieviel Ameisen und Gewürm Sie dabei mit ihrem freude-
beflügelten Schritt zertreten? Besuchen Sie mich in Rußland auf meinen Gütern,
dann werden Sie erst erfahren, was wahre Freiheit heißt!" Und als ich im
Banne dieser niederschmetternden Worte nach dem passendsten Ausdruck rang,
bestürmte mich der Großfürst mit der Frage, wann ich den besprochenen Besuch
bei ihm machen wolle, und da konnte ich mich nicht entbrechen, die eisige Abschieds-
antwort zu geben: „Kaiserliche Hoheit, erst nach der Revolution!"
Wo ist nun die Freiheit zu Hause? Im heiligen Rußland, wo sie das
Reservatrecht der wenigsten ist, oder im unheiligen Frankreich, wo sie in die
Zügellosigkeit der Gosse ausartet? Dort erfolgt die Knechtung der Massen von
oben herab, hier die Knebelung der Besten von unten hinauf. Dort Ukas, hier
Anarchie. Das ist nicht „die Freiheit, die ich meine". Aber auch das klassische
Land der Freiheit, jener einst geweihte Boden, auf welchem Albion die Habeas-
korpusakte und vor allem die ölkFU» Odart», als Hoheslied der Freiheit der

Menschheit vor Iahrhunderten vorgesungen hat, ist heute öde und wüst. Der
alte Freiheitsgesang ist zur trivialen Leierkastenmelodie herabgesunken. Seitdem
Kitchener mit Barnumkünsten und Zirkusspcißen klownartig um Kanonenfutter
auf Straßen und Märkten wirbt, ist es um die vielgerühmte englische Freiheit
geschehen. Es hat eine Zeit gegeben, da der Engländer Iohn Stuart Mill in
seiner Abhandlung „Ou lidert?" auf den kürzesten und knappsten Ausdruck ge-
bracht hatte, was man unter dem Wesen der Freiheit zu verstehen habe, so daß
der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus", Friedrich Albert
Lange, erklären konnte, das Büchlein Mills, das übrigens mehrfach in das
Deutsche übersetzt wurde, habe den Inbegriff dessen, was man unter „Freiheit"
zu verstehen habe, unüberbietbar zusammengefaßt. Der englische Parlamentaris-
mus galt als Höhepunkt jener politischen Freiheit, die sich besonders im Unter-
hause verkörpert. Aber wo blieb dieser Hort und Hüter der persönlichen Frei-
heit? Ein einziger Privatbrief des englischen Staatssekretärs Sir Edward Grey,
in welchem er in gewundenen Worten Frankreich Zusicherungen für den Fall eines
Krieges mit Deutschland unverbindlich gab, reichte aus, alle großen Überlieferun-
gen Englands in Scherben zu schlagen. Wo blieb die englische Freiheit? Die
HlLßu» Cd»i-t» — ein Papierfetzen, die Habeaskorpusakte — Makulatur. Was
in Rußland ein Mas, in Frankreich die Gasse, das besorgt in England die natio-
nale Massensuggestion durch die „geheime Diplomatie". Die Freiheit des ein-
zelnen wird unterbunden durch die Zwangsvorstellung des imperialistischen Schlag-
worts. Die Freiheit des englischen Bürgers wird nicht durch die Einführung
de? allgemeinen Dienstpflicht unwirksam gemacht, welche hoch und niedrig, reich
und arm, gelehrt und ungelehrt, blaublIltig und rotblütig gleicherweise umfaßt,
sondern durch Trommelwirbel und Werbelieder gelähmt, welche auf die Ein-
bildungskraft der unteren Klassen ebenso zündend wirken, wie sie die gesättigten
Klassen kalt lassen. Zuerst kämpfen die Engländer bis zum letzten Belgier und
Franzosen, zuletzt bis zum letzten englischen Dockarbeiter und „Mob".
Weder in England, noch in irgendeinem lateinischen Lande, vollends nicht
unter den Sarmaten ist die wahre Freiheit zu Hause, sondern einzig und allein
in jenem Rechtsstaat, der in seinem Reichstagswahlrecht das weitestgehende und
unbeschränkteste Wahlrecht der ganzen zivilisierten Erde seit vierundvierzig Iahren
sein Eigen nennen darf. Denn alle Freiheit hat ihre oberste Grenze an der ebenso
berechtigten Freiheit eines jeden anderen. Unser „Frei ist der Bursch" will kein
Vor- oder Sonderrecht zum Ausdruck bringen, sondern nur das bezwingende Wort
des Freiheitsdichters Schiller umschreiben: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist
frei, und würd' er in Ketten geboren." Nicht d e r Mensch, sondern derMensch
ist frei. Unsere Freiheitssänger der Befreiungskriege wie der vormärzlichen Zeit
haben immer nur die Freiheit innerhalb der Gesetzmäßigkeit, nie die Fessellosigkeit
verherrlicht, gemäß dem Dichterwort: „Des Gesetzes strenge Fessel bindet nur
den Sklavensinn, der es verschmäht."

Eine unbedingte Freiheit wäre in der Wüstenei vielleicht theoretisch denkbar,
aber in der Wirklichkeit und in einer „Umwelt" ist sie niemals durchführbar. In
seinem eigenen wohlverstandenen Interesse wird jedermann auf einen Teil
seiner angeborenen Freiheiten gern verzichten, sofern jeder andere auf die seinigen
mitverzichtet. Nur unter Einsiedlern und sektirerischen Büßern, die sich von
jeder Berührung mit der Mitwelt hermetisch abschließen, eben damit aber auch
auf alle Vorteile des menschlichen Zusammenlebens freiwillig verzichten, ist
schrankenlose Freiheit — freilich nur Menschen, nicht der Natur gegenüber —
durchführbar. Bei jedem Zusammenwirken mit seinen Nebenmenschen aber, auf
welche wir Kulturmenschen um so eher angewiesen bleiben, als wir unaus-
weichlich auf ein ä«, ut äe» gestellt sind, zumal nicht jedermann sein eigener
Schneider, Schuster, Koch, Zimmermann und Haarschneider sein kann, müssen
wir auf einen Teil unserer ursprünglichen Freiheiten verzichten, wenn wir anders
unser Eigenleben bewahren und unsere Lebensmöglichkeiten steigern wollen. Und
so bleibt denn das unsterbliche Wort Spinozas in ungeschwächter Geltung: „Der
vernunftgeleitete Mensch ist freier im Staatswesen, wo er nach den Regeln des
Allgemeinwillens lebt, als in der Einsamkeit, wo er sich selbst zu gehorchen hat."
Die schlimmste Form der Sklaverei ist und bleibt eben die Knechtschaft gegen sich
selbst, das hemmungslose Unterworfensein unter eigene Triebe und Begierden.
Die Regelung aller dieser Affekte unter Abstimmung auf das Höchstmaß der
in einem Rechtsstaat nebeneinander aufrechtzuerhaltenden Freiheiten aller
Staatsbürger ist das große Problem des Deutschen Reiches, dessen militärische
Organisation ein Marimum persönlicher Freiheit der Staatsbürger gewährleistet,
wobei die garantiert neutrale Schweiz mit ihrer föderalistischen Verfassung und
ihrer begünstigten geographischen Lage zum Vergleich nicht herangezogen werden
darf. Unter den rivalisierenden Großstaaten ist die wahre Freiheit nur im
Reiche heimisch. Die deutsche Freiheit, deren Widerspiegelung man in der aka-
demischen Freiheit unserer Hochschulen findet, im Gegensatz zu dem Prüfungs-
noten-System in Frankreich und der Abgeschlossenheit der „Oolleßes" in Eng-
land, ist der Scheitelpunkt der in einem Rechtsstaat stufenweise zu verwirklichen-
den Freiheit. Sie ist weder durch einen Befehl von oben aufhebbar, noch durch
ein Kommando von unten hemmbar. Sie ist die Freiheit innerhalb der Gesetzlich-
keit. Selbst der angebliche Erzreaktionär Hegel frönt einem förmlichen „Kultus
der Freiheit". Hegel sah in der Weltgeschichte nichts anderes als den Fortschritt
im Bewußtsein der Freiheit.
Die Orientalen, sagt Hegel, haben nur gewußt, daß einer frei ist, der
Despot, die griechische und römische Welt aber, daß einige frei sind; daß wir
aber wissen, alle Menschen an sich, das heißt, der Mensch als Mensch sei frei,
ist auch zugleich die Einteilung der Weltgeschichte. Die Vereinigung der Freiheit
und Notwendigkeit macht den Charakter der Weltgeschichte aus. Die Idee der
Freiheit und das bunte Gewirr der menschlichen Leidenschaften sind gleichsam

jene der Zettel, diese der Einschlag in dem ausgebreiteten Teppich der Weltgeschichte.
Ob und in welchem Umfange wir mit jenem Ausmaß von Freiheit, das wir im Deutschen Reiche mit seinem allgemeinen Wahlrecht genießen, zufrieden sind, das zu beurteilen ist unsere, nicht des Feindes Sache. .Unsere Feinde brauchen sich ihre Köpfe über die deutsche Freiheit nicht zu zerbrechen. Was hier noch zu erkämpfen ist, besorgen unsere Parteien desto zuversichtlicher, je weniger sich das Ausland hineinmischt. Alle politischen Parteien im Deutschen Reiche stimmen dem Ausspruch Gustav Schmollers zu, „daß die moderne Freiheit des Individuums und des Eigentums nicht wieder verschwinden könne", und Schmoller zählt mit gutem Fug diese Einsicht in die Unaufgebbarkeit der persönlichen Freiheit zu den wenigen gegen alle Anfechtung gefeiten Ergebnissen der Wissenschaft, über welche sich eine erfreuliche Einigkeit gebildet habe.
Wir haben im Deutschen Reiche volle Rede- und Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, Bewegungsfreiheit (Freizügigkeit), Religionsfreiheit und zu alledem einen Rechtsschutz, der uns das verbürgte und gesetzlich festgelegte Maß von Freiheit nach oben und nach unten gewährleistet. Wir kennen weder ein Machtgebot von oben, noch eine Willkür von unten, weder Knute noch Straße. Und das erst heißt wahre Freiheit.
Nicht in den Abruzzen ist die volle Freiheit zu Hause, wo das Recht des Stärkeren gilt und die Freiheit des einen durch überlegene Kraft, List oder Tücke des anderen gehemmt oder geradezu aufgehoben werden kann, sondern überall dort, wo Freiheit, wie im Deutschen Reiche, gleichbedeutend ist mit Gesetzlichkeit. Denn alle Freiheit hat Ungleichheit und alle Gleichheit hat Unfreiheit im Gefolge. Nicht in der Urwaldwildnis, sondern im geordneten Staatswesen mit seinem strengen Rechtssystem ist das Marimum menschlicher Freiheit durchführbar.
Unser Reichsgericht ist oberster Hort der „kompossibeln", das heißt der nebeneinander bestehenden höchstmöglichen Freiheit. Vor hundert Iahren schon galt das Wort: „II ? a äe» ju^e« Q Lerliu." Und da wir anerkanntermaßen das höchstentwickelte Rechtssystem der Welt haben, deshalb ist im Deutschen Reiche die wahre Freiheit zu Hause.
Im Geiste dieser deutschen Freiheit wird „Nord und Süd" unablässig bemüht sein, auch im nächsten Iahrzehnt, das uns ein völlig neues Europa auferbauen wird, weiterzuwirken.

Exzellenz Dr. Kaempf,
Wirkt. Geheimer Rat, Präsident des Reichstages:
Ein wirtschaftlicher Ausblick.
Das gewaltige Völkerringen, in dem sich Europa befindet, hat die wirtschaftlichen Verhältnisse der Nationen vor Aufgaben gestellt, die die Anspannung aller geistigen Kräfte erfordern.

Wie sich in Deutschland in dieser Beziehung der Übergang aus dem Frieden in den Kriegszustand gestaltet hat, ist in aller Gedächtnis. Daß im ersten Augenblick der Bestürzung der Gedanke, das Wirtschaftsleben durch ein allgemeines Moratorium zu unterbrechen, aufkommen konnte, ist erklärlich. Es wäre die einfachste Art gewesen, alle Verbindlichkeiten in der Schwebe zu erhalten. Aber es wäre auch die gefährlichste gewesen. Denn ein Moratorium wieder abzuschaffen, ist um vieles schwieriger, als es zu dekretieren. Die Länder, die zu der Maßregel des allgemeinen Moratoriums gegriffen haben, spüren schon heute das Mißliche dieser Maßregel. Deutschland hat darauf verzichtet, in der Not der ersten Bestürzung uach Staatshilfe zu rufen. Wenn jemals, so hat bei dieser Gelegenheit das Wort „Hilf dir selbst" Wunder bewirkt. Die bloße Tatsache, daß Organisationen der Selbsthilfe geschaffen wurden, bannte die Bestürzung. Gebrauch von ihnen wurde nur in geringem Umfange gemacht. Ietzt nach einem Iahr des Krieges sehen wir das Wirtschaftsleben sich in einem Umfange in normalen Verhältnissen bewegen, wie dies angesichts der Tatsache, daß Deutschland fast auf allen Seiten vom Auslande und dem internationalen Verkehr abgeschlossen ist, nur möglich sein kann.

Freilich ist das nur zu erreichen gewesen durch einen starken Eingriff in die Freiheit des persönlichen Handelns. Auf das, was man sonst unter freier Selbstbestimmung versteht, hat der Deutsche im Kriege in bezug auf das Wirtschaftsleben zum großen Teil verzichten müssen. Das aber ist das Große in dem Charakter des deutschen Volkes, daß er diesen Eingriff in die wirtschaftliche Freiheit, so unsympathisch ihm ein solcher Eingriff ist, trotz aller persönlichen Verluste in der Einsicht ertragen hat, daß nur auf diesem Wege die Sicherung der Gesamtheit des Wirtschaftslebens aufrecht erhalten und der Entwicklung nach dem Kriege die Wege geebnet werden könnten.

Noch ist der Krieg in vollem Gange und nimmt die Gedanken des ganzen Volkes in Anspruch. Das hindert aber nicht, daß die zukünftige Gestaltung unseres Wirtschaftslebens Gegenstand lebhafter Erörterung geworden ist. Wie wird sich der Übergang aus dem Wirtschaftsleben des Krieges in das des Friedens gestalten? Wie und in welchen llbergangsstadien werden wir wieder aus der Reglementierung von Handel und Wandel zurückkehren zur freien Entwicklung

unserer wirtschaftlichen Kräfte? Welche Möglichkeiten bestehen für die hohe Entwicklungsfähigkeit deutscher Industrien, die des Weltmarktes bedarf, diesen wiederzugewinnen und, was notwendig ist, auszudehnen? Welche Gruppierung unter den Mächten wird sich nach Friedensschluß ergeben und welchen Einfluß werden sie ausüben auf unsere industrielle Entwicklung?

Daß sich auf alle diese Fragen und ein Dutzend anderer, die sich aufdrängen, heute keine bestimmte Antwort geben läßt, ist klar. Vieles hängt davon ab, unter welchen Umständen der Friede geschlossen wird, ob und in welchem Umfange wir unseren besiegten Feinden wirtschaftliche und handelspolitische Verpflichtungen auferlegen können, und da dies Letztere jedenfalls der Fall sein wird, auferlegen wollen. Aber eines sollte man von vornherein von der Hand weisen, das ist der Pessimismus, der sich vielfach geltend macht. Man malt an die Wand einen wirtschaftlichen Vierverband, der nach dem Kriege die deutschen Erzeugnisse boykottieren und Deutschland wirtschaftlich einkreisen wird. Man gründe diesen Vierverband, er wird keinen besseren Erfolg erzielen, als der militärische und politische Vierverband, der vor uns und unseren Verbündeten nicht standhalten kann. Die wirtschaftliche und industrielle Tüchtigkeit Deutschlands und seiner Verbündeten wird eine Bresche in den Boykott legen, durch die die deutschen und österreichisch-ungarischen Produkte eindringen und sich den Sieg erzwingen werden. Man sehe nur, was hinter unseren Fronten durch „das Volk in Waffen" geleistet wird und geleistet worden ist. Man sehe nur, was in den Lazaretten von den Verwundeten und Genesenden an geschickten Arbeiten gefertigt wird, welcher Wissensdrang sich kundgibt, und man wird auf den Pessimismus verzichten und die Überzeugung gewinnen, daß wir nach dem militärischen auch den wirtschaftlichen Krieg gewinnen werden, selbst unter sonst ungünstigeren Verhältnissen.

Sind denn aber die Verhältnisse ungünstig? Mir scheint, der Kern einer glücklichen wirtschaftlichen Entwicklung ist durch die politische Konstellation gegeben. Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei werden nach dem Kriege wirtschaftlich zusammenhalten, wie sie es während des Krieges militärisch und politisch getan haben. Dieses Zusammenhalten ist nicht ein künstliches Produkt, sondern erwächst aus natürlichen Vorbedingungen. Die Türkei wird verjüngt und gekräftigt aus diesem Kriege hervorgehen. Alte Kulturstätten werden einer neuen Kultur eröffnet werden. Neue Absatz- und Betätigungsgebiete werden sich erschließen. Für Menschenalter hinaus werden hier Arbeit und Fortschritt ihren Platz finden, auch wenn man ganz von übertriebenen und chauvinistischen Plänen absieht. Österreich-Ungarn und Deutschland werden hier in engem Zusammenhalten mit der Türkei die Nächsten zur Arbeit sein. Dies ist ein naturgemäßes wirtschaftliches Programm, dem gegenüber das Boykottbündnis des Vierverbandes ein künstliches Werk ist, das schon dadurch den Keim des Zerfalls in sich trägt. Ob sich an Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei

später andere Staaten anschließen, kann augenblicklich dahingestellt bleiben, die Anziehungskraft wird groß genug sein.

Ob und inwieweit sich die Regierungen der drei verbündeten Monarchien mit den in Betracht kommenden Fragen bereits beschäftigt haben und ob sie zu bestimmten Ansichten gelangt sind, ist bisher nicht bekannt geworden. Um so lebhafter ist in wirtschaftlichen Kreisen die Behandlung der Frage gewesen. Das Verhältnis zur Türkei allerdings ist bisher am wenigsten besprochen worden, und doch wird dieses Verhältnis in Zukunft nur wenig zurückstehen hinter unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn.

Was aber letzteres anbetrifft, so sieht man trotz der vielfachen Beratungen in den wirtschaftlichen Verbänden hinsichtlich der Ziele und der Mittel noch nicht klar, weder hüben noch drüben. Der Grund liegt in der unzweifelhaften Schwierigkeit der Frage, er liegt in dem Umstand, daß man in Österreich und in Ungarn selbst nicht völlig im klaren ist, darin, daß die beiden Reichshälften verschiedene Interessen und deshalb wenigstens bisher verschiedene Meinungen haben, und endlich darin, daß die deutschen wirtschaftlichen Verbände ihre Beratungen als vertraulich bezeichnen. Selbst derjenige, der an ihnen teilgenommen hat, muß sich daher darauf beschränken, in der Öffentlichkeit von der Mitteilung über diese vertraulichen Verhandlungen abzusehen und sich lediglich des Materials zu bedienen, das bereits anderweitig in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

In Österreich-Ungarn ist die Frage der wirtschaftlichen Annäherung an Deutschland eine sehr alte. Einer der hervorragendsten österreichischen Volkswirte, Herr von Philippovich*), schildert ihre Entwicklung sehr anschaulich. Er teilt mit, daß er schon vor fünfzehn Iahren als Präsident der Gesellschaft österreichischer Volksräte das Ergebnis der Beratungen dieser Gesellschaft ungefähr wie folgt zusammengefaßt habe. Ein wichtiger Teil der Vertreter der österreichischen Produktionsinteressen in der Landwirtschaft und in der Industrie halte einen Wirrschafts- und Zollbund mit dem Deutschen Reiche für wünschenswert. Freilich sei bei allem Glauben an die Hebung der Konsumtion durch Verbilligung zahlreicher Verbrauchsartikel, an den Vorteil gemeinsamer Wirtschaftsbedingungen und gleicher Gestaltungen auf dem Gebiete der Verwaltung, des Verkehrs und des Rechtes, doch nicht an einen sofortigen Wegfall aller Zölle zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Deutschland zu denken. Er fügt hinzu,daß jetzt mehr als früher durch die Isolierung, welcher unsere Feinde, insbesondere England, uns aussetzen, Österreich-Ungarn und Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung aufeinander angewiesen seien. Es sei kein Geheimnis, daß jetzt während des Krieges Ausfuhrverbote, die für gewisse Waren erlassen worden, gegenseitig aufgehoben wurden für spezielle Bedarfsbefriedigungen. Ein intensiverer Verkehr

*> Eugen von Wilipftllvich: .Ein Wirtschafts- und Zollbunb zwischen Teutschland und Österreich-Ungarn". S. tzirzcl in Leipzig, 1915.

zwischen den deutschen und den österreichisch-ungarischen Wirtschaftsinteressenten werde manche Schwierigkeit hinwegräumen. Habe Deutschland den Vorzug einer ausgezeichneten Organisation der Massenproduktion, so stehe auf österreichisch-ungarischer Seite zweifellos die Fähigkeit, die feineren, individualisierten Waren mit künstlerischem Geschick zu schaffen. Er verweist endlich auf die Tendenzen, die den österreichischen Handelspolitikern in der Mitte des 19. Iahrhunderts stets vorgeschwebt haben, dem Einfluß deutscher Kultur auf die Entwicklung der Völker im Südosten Europas die Wege zu eröffnen durch die Vermittlung der Lsterreichisch-ungarischen Monarchie. Iedenfalls aber werde ein so großes Wirtschaftsgebiet mit seiner mannigfaltigen Verschiedenheit und der Größe seines Konsums in der Weltwirtschaft eine große Rolle spielen.

In seinen weiteren Untersuchungen kommt er zu dem Resultat, daß in der für eine Zolleinigung grundlegenden Frage, nämlich der Frage eines einheitlichen Zolltarifs nach außen, eine Übereinstimmung erzielt werden könne. Namentlich bestehen bezüglich der Agrarprodukte keine großen Schwierigkeiten. Was die Industrieprodukte und den internen Verkehr mit denselben zwischen den beiden Zollgebieten Österreich-Ungarn und Deutschland angehe, so bedürfe es eingehender Untersuchung. Nur das eine stehe fest, die österreichisch-ungarische Monarchie nehme heute dreimal soviel Industrieprodukte von Deutschland auf, als Deutschland von Österreich-Ungarn. Bei einer Zollunion (wie auch bei einem neuen Handelsvertrag) könne nicht die Rede davon sein, daß Österreich-Ungarn neue Erleichterungen biete, ohne Ersatz dafür zu finden. Daß eine vollständig unvorbereitete Aufhebung des bisherigen Zollsystems und Einführung völlig freien Verkehrs in Industrieprodukten für das österreichisch-ungarische Wirtschaftsgebiet eine Krisis bedeuten würde, sei unzweifelhaft. Damit ständen wir, sagt er, vor dem Problem, wie man über diese Schwierigkeiten hinwegkommen könne, um das große Ziel zu erreichen. Allerdings würde man für gewisse Industrien Zwischenzölle behalten müssen, aber diese würden im Laufe der Zeit abgebaut werden können, und auf dem Wege vorübergehender Zwischenzölle würde man schließlich das große Ziel erreichen können.

Anders lauten Stimmen aus Ungarn*). Der überwiegenden Mehrzahl nach gehen sie dahin, daß die reine Zollunion mit freiem Verkehr heute schon ganz außer Diskussion stehe, obwohl, wenn überhaupt von einer Zollunion gesprochen werde, diese das allein richtige sei. Nun werde die Zwischenzolllinie zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn als die vorderhand zu wählende Form bezeichnet. Hierdurch könnte der deutschen Landwirtschaft und der österreichischen Industrie der notwendige Zollschutz noch geboten werden. Dabei werde aber die Forderung der ungarischen Industrie, zwischen Österreich und Ungarn zu ihrem

*) Joses Sztelönyi: Wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, im .Iungen Europa" 1915. Heft 1.

Schutze ebenfalls eine Zwischenzolllinie zu errichten, nicht genügend beachtet, ja sogar ganz unterschätzt. Die größten Schwierigkeiten würden entstehen bezüglich der inneren österreichisch-ungarischen Gesetzgebung, der Aufteilung der Zolleinnahmen, bezüglich der Monopole und Verzehrungssteuern. Wie werde es möglich sein, über die Frage der Vereinheitlichung der Verkehrstarif-Politik und der Valuta-Verhältnisse hinwegzukommen? Angesichts aller dieser Schwierigkeiten kommen die aus Ungarn lautwerdenden Stimmen zu dem Resultat, das System der Vorzugszölle auf längere Dauer — natürlich mit dem Ausschluß der Inanspruchnahme derselben durch andere Staaten unter dem Titel der Meistbegünstigung — als ein geeignetes Mittel zu empfehlen, um auf diesem Wege fast alles das zu erreichen, was mit einer Zollunion nur unter den größten Schwierigkeiten, wenn überhaupt, erreicht werden könne. Man sei sich bewußt, daß diese Form mit gewissen Schwierigkeiten für den Abschluß von Handelsverträgen verbunden sei. Man glaube aber, daß sich hierfür eine Lösung finden lasse, wenn im Friedensinstrument dafür Vorsorge getroffen werde.

Damit komme ich zu der Auffassung der Frage in Deutschland. Allgemein geht diese dahin, daß versucht werden müsse, die wirtschaftliche Annäherung Deutschlands an Österreich-Ungarn herbeizuführen. Der alte Gedanke der Schaffung eines großen Wirtschaftskörpers im Herzen Europas wird von neuem in den Vordergrund geschoben und findet in der Waffenbrüderschaft der beiden Monarchien eine kräftige Stütze. Wenn die Verhandlungen in den verschiedenen privaten Wirtschaftskörpern, die sich mit der Frage beschäftigt haben, als vertraulich bezeichnet werden, so sind doch die Resultate mehr oder weniger in den gefaßten Resolutionen bekannt geworden. Diese aber gehen dahin, daß zw« überall die Annäherung als wünschenswert bezeichnet wird, daß aber bisher kein Weg angegeben wird, um praktisch zum Ziele zu gelangen. Die reine Zollunion wird fast allgemein abgelehnt, und in dieser Beziehung deckt sich die deutsche Auffassung mit der ungarischen. Mehr Anhänger findet die Zollunion mit Zwischenzöllen. Sie sei, so sagen ihre Befürworter, handelspolitisch am wenigsten gefährlich, auch deswegen, weil sie die Selbständigkeit der Handelspolitik der einzelnen Staaten nach außen nicht berühre. In dieser Beziehung nähert sich die deutsche Auffassung derjenigen Österreichs, aber sie findet lebhaften Widerspruch in Ungarn. Danach blieben die Vorzugszölle übrig, die von vielen Seiten lebhaft befürwortet werden. Die Befürworter verhehlen sich die Schwierigkeiten nicht, die sich aus Vorzugszöllen ergeben, und die hauptsächlich die Frage des handelspolitischen Verhältnisses zu anderen Staaten betreffen. Unser handelspolitisches System sei auf der Meistbegünstigung aufgebaut. Es sei zu befürchten, daß kein Staat uns die Meistbegünstigung zugestehen werde, wenn w i r ihm nur die beschränkte Meistbegünstigung — beschränkt durch den Vorbehalt der mit Österreich-Ungarn vereinbarten Vorzugszölle — gewähren würden. Die Nachteile, die sich aus einem solchen Verhältnis ergeben, seien nicht abzusehen. Die Befür«

worter der Vorzugszölle meinen, jeder Staat werde verstehen, daß bei dem innigen Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Vorzugszölle zwischen diesen etwas Naturgemäßes seien. Kein Staat werde sich daran stoßen. Darauf wird erwidert, daß in diesen Fragen nicht die Gefühls-, sondern lediglich die Interessenpolitik den Ausschlag gäbe. Die Befürworter meinen dann, daß in den Friedensverhandlungen mit den besiegten Staaten letzteren die Bedingung auferlegt werden müsse, uns trotz der Vorzugszölle die Meistbegünstigung zu gewähren*). Demgegenüber wird betont, daß selbst, wenn man soweit wäre, diese Frage zu diskutieren, es doch vom praktischen Standpunkt kaum denkbar sei, solche Politik zu betreiben. Nach dem Frieden müßten doch unsere Absichten dahin zehen, mit den anderen Staaten, auch mit den jetzt feindlichen, wieder in friedliche wirtschaftliche Verhältnisse zu gelangen. Es liege aber in der menschlichen Natur, daß ein Staat, dem die Bedingung auferlegt sei, uns die Meistbegünstigung zu gewähren, sie aber von uns nicht zu erhalten, dies als eine drückende Last betrachten werde, die abzuwälzen er alle Mittel anwenden müsse. Aber selbst, wenn man bei den besiegten Feinden dieses Mittel anwenden wolle, welche Möglichkeit sei vorhanden, ein gleiches bei den neutralen Staaten zu erreichen?

Wenn alle diese Gründe für und wider überblickt werden, drängt sich die Ansicht auf, daß zurzeit ein gangbarer Weg der engen wirtschaftlichen Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns auf dem Wege des Zollsystems noch nicht gefunden ist, und daß die Ansichten noch nicht soweit geklärt sind, um auf dem Wege der Zollunion oder der Vorzugszölle zu praktischen Resultaten zu gelangen. Wenn es auch nicht ausgeschlossen erscheine, unter dem Drucke hochpolitischer Notwendigkeiten die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge fast unüberwindlich erscheinen, so wird es doch gut sein, wenn sich die Öffentlichkeit mehr als bisher mit der Frage beschäftigt, welche Mittel und Wege, abgesehen von dem Zollsystem, es gibt, um, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch allmählich zu dem gewünschten Resultat zu gelangen. Dazu bietet das alte Wirtschaftsprogramm der österreichisch-ungarischen Staatsmänner und Handelspolitiker, das ich im Eingang erwähnt habe, die Handhabe. Was sie vor 60 Iahren nicht haben durchführen können, das ist jetzt herangereift. Die drei Reiche: Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei sind in ihren Geschicken zusammengekettet nicht durch Zufall, sondern bewußtermaßen. Wenn dies militärisch und politisch in dem jetzigen Kriege in die Erscheinung getreten ist, so ist die Zusammengehörigkeit nach dem Kriege eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Die Fülle der wirtschaftlichen Arbeit und Ausblicke, die sich eröffnen, ist so groß, daß sie die Unterstützung jedes der drei Reiche durch die beiden anderen zur Notwendigkeit macht. Deutschland hat ein

*) Iastrow: Tie mittel-europäische Zollannäheiung und die Meistbegünstigung. S. Hirzel, Leipzig.

vitales Interesse an dem ferneren Blühen und Gedeihen, an der Erstarkung der österreichisch-ungarischen Monarchie, nicht nur in politischer und militärischer, sondern in wirtschaftlicher und industrieller Beziehung. Deutschland und Österreich-Ungarn sehen in dem Osmanischen Reiche nicht nur ihren Bundesgenossen von heute, sondern ihren Freund der Zukunft, mit dem gemeinschaftlich sie die Kultur nach dem Osten tragen wollen. Diese Aufgabe schmiedet die Völker ebenso fest zusammen, wie dies ein Zollbündnis tun kann. Gelingt es daher nicht, die Hindernisse und Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich dem letzteren und der Gewährung von Vorzugszöllen entgegenstellen, — und das würde in erster Linie zu wünschen sein —, so ist die Interessen-Gemeinschaft der drei Reiche doch für die Zukunft gesichert.

Dr. Gustav Stresemann, M. d. R-.

Wirtschaftliche Verständigung.

In der Frage der deutsch-österreichischen Zollverständigung wird von verschiedenen Seiten davor gewarnt, Gefühlsmomente in Angelegenheiten hineinzutragen, bei denen lediglich das wirtschaftliche Kräfteverhältnis zweier Staaten und die Interessen ihrer industriellen Unternehmungen als ausschlaggebend zu betrachten seien. Sowohl von österreichischer, wie von deutscher Seite ist dieses allgemeine Bedenken erhoben worden, österreichischerseits ist es sogar in offiziöser Weise im Wiener Fremdenblatt geschehen, wobei man mit deutlicher Anspielung auf Persönlichkeiten, die nicht direkt an dem Wirtschaftsverkehr der beiden Länder interessiert sind, darum ersuchte, in erster Linie denjenigen das Wort zu geben, die mit ihren eigenen Interessen die Kosten einer etwaigen falschen Wirtschaftspolitik zu bezahlen hätten. Bei Verhandlungen, die in Deutschland stattgefunden haben, sind ähnliche Gedanken hie und da zum Ausdruck gekommen.

Ich vermag diese Bedenken nur teilweise als berechtigt anzusehen. Gewiß kann mit Recht darauf hingewiesen werden, daß das politische Bündnis zweier Staaten, deren Völker jetzt miteinander den größten Weltkampf aller Zeiten zusammen fechten, in erster Linie begründet werden müßte auf der Befestigung ihrer politischen, militärischen und kulturellen Beziehungen. Niemand, der wie wir alle ein Schulter an Schulter stehendes Deutschland und Österreich-Ungarn auch für die Zukunft wünscht, wird sich dem Wunsche entziehen, auf allen diesen Gebieten eine so weit als möglich sich erstreckende enge Annäherung aufs herzlichste zu wünschen, was insbesondere auch für das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn gilt. Aber selbst, wenn wir uns vorstellten, daß auf diesen Gebieten alles erreicht sei, was von den Verbündeten als wünschenswert empfunden wird, selbst wenn

der Gleichklang alles Empfindens, dieselbe straffe militärische und maritime Organisation uns verbände, würde ein solches Bündnis zerbrech«n können, wenn nicht wirtschaftliche Gegensätze ausgeglichen und an ihre Stelle ein wirtschaftliches Zusammenwirken gesetzt würde.

Man kann nicht auf dem Schlachtfelde zusammen bluten und sich nachher wirtschaftlich bekämpfen, mau kann nicht gemeinsam weltpolitische Aktionen diplomatisch vertreten und um einen Handelsvertrag feilschen zu dem Zwecke, die eigenen Interessen wie einem Gegner gegenüber durchzusetzen. Wenn deshalb in den Verhandlungen über die Frage einer deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverständigung Gefühlsmomente angeführt werden, so ist dies berechtigt, und diejenigen, die sie zum Ausdruck bringen, erkennen die Situation besser als solche, die es so darstellen wollen, als wenn man derartige große Zukunftsfragen ledig-lich durch Fragebogen an die Interessenten vorbereiten und an ihrer Verwirk-lichung verzweifeln müsse, wenn einzelne Interessengegensätze nicht überbrückt werden könnten.

Ein Wort auch zu der Frage, ob es berechtigt ist, daß Persönlichkeiten bei diesen Erörterungen mitwirken, die außerhalb des wirtschaftlichen Kampfes stehen. Niemand wird die große Bedeutung des Einzelunternehmers in der Volks-wirtschaft und sein Recht verkennen, in diesen Fragen zuerst gehört zu werden. Kleinlich würde es aber sein, wenn die Industrie nicht freudig begrüßen wollte, daß bedeutende Persönlichkeiten, auch wenn weder ihre eigene Unternehmung, noch ihre berufliche Tatigkeit sie direkt mit Wirtschaftsfragen in Verbindung bringen, ihre Ansichten zum Ausdruck bringen. Die in der Darlegung des Wiener Fremden-blattes zutage getretenen Befürchtungen sind jedenfalls in keiner Weise sachlich als berechtigt anzusehen.

Der wirtschaftliche Ausschuß, der große Beirat Deutschlands in handels-politischen Fragen, wird sich demnächst auch mit dem österreichisch-ungarischen Problem befassen. Die Frage der Zollunion oder des gemeinsamen Außenhandels-tarifs oder die Frage einer Vorzugsstellung Österreich-Ungarns und Deutschlands im gegenseitigen Verkehr wird hierbei beraten werden. Ob ein gemeinsamer Außenhandelstarif möglich sein wird — eine völlige Zollunion scheidet wohl aus den praktischen Erwägungen aus —, wird abhängig von dem Votum der Zoll-tarifsachverständigen, namentlich der früheren Unterhändler. Sollte man zu der Überzeugung kommen, daß eine gemeinsame Außenzoll-Linie nicht erreichbar ist, dann würde doch andererseits die Möglichkeit einer starken Vorzugs-stellung Österreich-Ungarns und Deutschlands im Verkehr miteinander durchaus gegeben sein, nur müßte Klarheit darüber bestehen, daß die Basis einer solchen Vorzugsbehandlung, nur auf Deutschland und Hsterreich-Ungarn beschränkt, für beide Länder zu schmal sein würde, und daß deshalb darüber hinaus der Weg gesucht werden müßte, auch andere Staaten in eine solche Vorzugsbehandlung hineinzuziehen, die auf alle

daran beteiligten Länder befruchtend einwirken würde. Das gilt insbesondere
auch von unserem türkischen Verbündeten. Nicht in dem Sinne, als wenn wir,
wie es englischen Aspirationen eigen ist, Gebiete wirtschaftlich ausschließlich be-
herrschen wollen. Die Erpansion der deutschen und österreichischen Industrie
nach Kleinasien würde aber durch ein« Vorzugsstellung wesentlich angeregt
werden; unsere Gegenleistung würde in der Förderung der wirtschaftlichen Ent-
wicklung der Türkei bestehen, der durch eine solche großzügige wirtschaftliche Ent-
wicklung und die dadurch herbeigeführte finanzielle Stärkung die Möglichkeit
gegeben werden würde, sich inneren Reformen und kulturellen Aufgaben in dem
Sinne zuzuwenden, in dem gerade ihre jungtürkischen Leiter dieses große Land
mit seiner hervorragend entwicklungsfähigen Bevölkerung gern führen würden.

Meine Stellung zu den mit der Frage einer Zollverständigung in Zusammen-
hang stehenden industriellen Einzelfragen habe ich in vielen Konferenzen indu-
strieller und kaufmännischer Kommissionen, in denen ich über diese Fragen mit-
beraten durfte, dargelegt und will in diesem Zusammenhange hierauf nicht ein-
gehen. Hier möchte ich vor allem nur zum Ausdruck bringen, daß die Frage der
deutsch-österreichischen Zollverständigung und ihre Übertragung auf andere Länder
nicht als Paragraphenwerk, sondern von dem Gesichtspunkt großer politischer
und wirtschaftlicher Entwicklungen betrachtet werden muß, um sie einer Lösung
zuzuführen.

Bankier Georg Hermann Loewy:

Deutsches und österreichisch-ungarisches Notenbankwesen.

Gern entspreche ich der Aufforderung des Herausgebers, über das obige
Thema einige Bemerkungen zu veröffentlichen, obwohl der mir zur Verfügung
stehende beschränkte Raum nicht im entferntesten ausreicht, um auch nur das
Wichtigste zu sagen, zumal in Deutschland selbst gebildetste Kreise über Bank-
wesen im allgemeinen und über Notenbankwesen im besonderen fast gänzlich un-
unterrichtet sind. Hoffentlich werden die Bestrebungen, nach dem Kriege aus
den Schulen manchen überflüssigen Ballast zu entfernen und deutscher Bürger-
kunde einen breiteren Raum im Unterrichte zu sichern, auch hierin Wandel
schaffen.

Zur Zeit der Gründung des Deutschen Reiches befand sich das deutsche
Notenbankwesen in einem desolaten Zustande, es gab ein getreues Bild der poli-
tischen Zerrüttung der deutschen Lande und der Buntscheckigkeit der deutschen

Landkarte. Im Iahre 1873 zählte man mehr als 140 verschiedene Sorten Papier-
geld und Banknoten innerhalb der Grenzen des neuen Deutschen Reiches').
Es zeugt von ungewöhnlichem Weitblick der damaligen Regierung und des Reichs-
tages'), daß sie aus dem auf dem Gebiete des Notenbankwesens herrschenden
Wirrwarr durch das Gesetz vom 14. März 1875') einen Ausweg fanden, der
sich in jeder Hinsicht glänzend bewährt hat. Das Bankgesetz vom 14. März 1875
ist mit Abänderungen vom 18. Dezember 1889'), 7. Iuni 1899°), 20. Februar
1906°) und 1. Iuni 1909') noch heute gültig; es beruht auf einer Vermittlung
des Zentralbank-Systems mit der in den damals bestehenden Verhältnissen wur-
zelnden Bankenvielheit. Es sollte zunächst eine Reihe von Iahren ein von den
wesentlichsten llbelständen befreiter Ubergangszustand geschaffen werden, um
sodann auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen eine Regelung herbei-
zuführen'). Ohne daß Zwangsmaßnahmen erforderlich waren, hat sich die Zahl
der im Iahre 1875 neben der Reichsbank bestehenden 32 sogenannten Privat-
notenbanken schnell vermindert; schon im Iahre 1877 bestanden nur noch 16,
und seit dem 1. Ianuar 1906 eristieren nur noch vier, die Bayerische Notenbank
in München, die Württembergische Notenbank in Stuttgart, die Sächsische Bank
in Dresden und die Badische Bank in Mannheim; durch Artikel 7 § 2 des Ge-
setzes betr. Abänderung des Bankgesetzes, vom 7. Iuni 1899 (RGBl. Seite 311)
ist es ihnen glücklicherweise unmöglich gemacht, die Reichsbank in ihren wichtigen
Funktionen zu stören, und auch sonst wesentliche Bedeutung zu erlangen, haben
sie kaum vermocht'). Während das Grundkapital der vier Privatnotenbanken
in Höhe von 55500000 Mark fast 31 Prozent des 180000000 Mark bettagenden
Grundkapitals der Reichsbank ausmacht, ergaben am letzten Friedens-Quartals-
Ultimo, dem 30. Iuni 1914, der Notenumlauf der vier Privatnotenbanken mit
153 369 000 Mark noch nicht 6V- Prozent des Notenumlaufes der Reichsbank
in Höhe von 2 406 580 000 Mark, die Guthaben auf Giro-Konto bei den vier

>) Vergl. Ad. Soetbeer, Deutsche Nankoerfassung. Erlangen 1875. Seite 5.

'») T«S «roßte Verdienst umMe Schöpfung de« Gesetzes vom 14. März 1875 haben Otto
Michaelis, damals Geheim« Regicrungsrat, Direktor der Finanzabteilung im Reichskanzleramt, der
der Verfasser des Gesetzentwurfes war, und Ludwig Bamberg«, damals nationalliveraler Reichs-
tllgsllbgeordneter, der der Hauptbefürworter jener Änderung des Gesetzentwurfes war, der wir die
Schaffung der Reichsbank verdanken.

') Neichsgesetzblatt Seite 177.

<) Reichsgeschblatt Seite 201.

') Neichsgesetzblatt Seite 311.

«) Reichsgtsehbllltt Seite 318.

') Neichsgesetzblatt Seite 515.

') Vgl. Richard Koch, Die Ncichsgesetzgebung über Münz- und Notenbankwesen. «. Auflage.
Berlin 1910. Seite'28 und 29.

') Die sächsische Van! allein hat wenigstens in ihrem beschränkten Kreise volkswirtschaftlich
nützliche Dienste von Bedeutung geleistet.

Privatnotenbanken in Höhe von 63 041000 Mark knapp 7V2 Prozent derjenigen
bei der Reichsbank in Höhe von 858 29« 000 Mark, und der Metallbestand bei
den vier Privatnotenbanken mit 68 223 000 Mark sogar nur 4 Prozent des-
jenigen bei der Reichsbank im Betrage von 1 630 600 000 Mark. Ist so die
Bedeutungslosigkeit der vier Privatnotenbanken im Frieden erwiesen, so wird
durch einige weitere Ziffern klar gezeigt, daß sie für den Kriegsfall vollständig
versagt haben. Während die Reichsbank in der Lage war, in der Woche vom
23. bis 31. Iuli 1914 der deutschen Volkswirtschaft neue Kredite von
1 482 173 000 Mark, also fast IV- Milliarden Mark, zur Verfügung zu stellen,
und dabei nur um 15 Prozent dieser Riesensumme sich ihr Barvorrat verminderte,
waren die vier Privatnotenbanken nicht in der Lage, mehr als 47 622 000 Mark
neue Kredite zu Verfügung zu stellen, und zwar zu 70 Prozent auf Kosten ihres
Barvorrates. Vielleicht sind die noch bestehenden vier Privatnotenbanken in Zu-
kunft berufen, gleich manchen ihrer früheren Kolleginnen in ihren Bezirken andere
volkswirtschaftlich nützliche Funktionen zn erfüllen; eine Eristenzberechtigung als
Notenbanken ist für sie nicht mehr vorhanden. Die gewaltige Zeit, die wir durch-
leben, wird hoffentlich partikularistische Tendenzen endgültig begraben, und in
absehbarer Zeit dürften dann die letzten Zeugen der früheren Buntscheckigkeit des
deutschen Notenbankwesens aus der Zeit der Zerrissenheit des Vaterlandes, ohne
daß ihnen jemand eine Träne nachweint, als Notenbanken zu eristieren aufhören.
Dann würde die Reichsbank auch theoretisch als alleinige deutsche Notenbank
zur Erfüllung all der Funktionen berufen sein, die sie de kacto schon seit langem
allein erfüllt.

Die Reichsbank ist eine ganz eigenartige juristische Person'). Ihr gesamtes
Grundkapital von 180 000 000 Mark ist von Privaten aufgebracht. Das Reich
hat keinen Pfennig eingeschossen und daher auch keinerlei Risiko, hingegen erhält
es vom Gewinne den Löwenanteil; in den Iahren 1913 und 1914 beispielsweise
hat die Reichsbank dem Deutschen Reiche Netto-Einnahmen von 34 694 873,72
Mark, bzw. 43 538 421,37 Mark gebracht, und seit ihrem Bestehen bis heute
hat das Reich aus den Gewinnen der Reichsbank eine Gesamteinnahme von
464 407 177,82 Mark, also fast eine halbe Milliarde Mark erzielt. Obgleich
eine derartige Summe für die Finanzen des Reiches nicht unerwünscht war, spielt
doch das pekuniäre Moment des Ertrages der Reichsbank eine sehr untergeordnete
Rolle. Die Reichsbank soll nicht nach den Grundsätzen eines Erwerbs-Institutes
geleitet werden, und deshalb ist auch der Einfluß der Hergeber des Grundkapitals,
der sogenannten Anteilseigners, auf die Geschäftsführung ein ganz minimaler.
Die Reichsbank dient allein öffentlichen, volkswirtschaftlichen Zwecken, sie ist,
wie das Reichsgericht in einem Urteil') ausführt, „ein verfassungsmäßiges Organ,

') Vgl. Holder, Natürliche und juristische Personen. Leipzig 1905. Seite 347.
') § 24 des Bankgesetzes vom 14. März 1875.
') Entscheidungen in Zivilsachen. Band 15 Seite 234 ff.

ein Institut des Reiches, zu dessen öffentlich-rechtlichen Zwecken sie besteht und
betrieben wird". Die Aufsicht und Leitung steht allein dem Reiche zu, die Rech-
nungen der Reichsbank unterliegen der Revision durch den Rechnungshof des
Deutschen Reiches, die Beamten der Reichsbank haben die Rechte und Pflichten
der Reichsbeamten. Die Reichsbank hat nach § 12 des Bankgesetzes die Auf-
gabe, „den Geldumlauf im ganzen Reichsgebiete zu regeln, die Zahlungsaus-
gleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu
sorgen". Diese Aufgabe zu erfüllen, ist die Reichsbank befähigt durch das ihr
gewährte Recht, Banknoten, d. h. Anweisungen auf sich selbst, die unverzinslich
und an den Überbringer bei Vorzeigung ohne Legitimationsprüfung zahlbar sind,
nach Bedürfnis ihres Verkehrs auszugeben, und durch die ihr erteilte Befugnis,
eine Anzahl von Geschäften zu betreiben, von denen der An- und Verkauf von
Edelmetallen, der An- und Verkauf von Wechseln (Diskontgeschäft), die Ge-
währung von Darlehen gegen Faustpfand (Lombardgeschäft), die Annahme von
Geldern im Depositen- und Giro-Verkehr die wichtigsten sind. Die Tätigkeit der
Reichsbank hat auf allen ihr zugewiesenen Arbeitsgebieten ungeahnte Dimensionen
angenommen. Einige Ziffern mögen zur Illustration dienen:
Die Anzahl der Zweiganstalten betrug:
im Iahre der Bankgründung 1876 : 208,
nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen im Iahre 1900: 330,
im letzten Friedensjahre 1913 : 488;
der durchschnittliche Notenumlauf betrug
1876: Mark 684 866 000,
1900: Mark 1138 651000,
1913: Mark 1958173 000;
die Umsätze im Giro-Verkehr der Privaten
1876: Mark 16 711245 214,
1900: Mark 135 159 940 709,
1913: Mark 287 090035 376;
die Einzahlungen für Rechnung des Reiches und der Bundesstaaten
1876: Mark 2 070 624 341,47,
1900: Mark 28 479 194 990,75,
1913: Mark 92 078 936116,66.
Die Reichsbank war während der 38 Friedensjahre ihres Bestehens in der
Lage, alle berechtigten Kreditansprüch« des Handels, der Industrie und der Land-
wirtschaft zu erfüllen, sie hat in unübertrefflicher Weise die ihr gesetzlich ob-
liegende Verpflichtung, die Geschäfte der Reichskasse zu besorgen, erfüllt, sie hat
durch ihre große Zahl von Niederlassungen, ihren vorbildlichen Giroüberweisungs-

verkehr, an dem nach dem letzten Iahresberichte 28 859 Firmen teilnahmen, durch den an 27 Großstädten stattfindenden Abrechnungsverkehr, dem sämtliche großen Banken und Bankfirmen der betreffenden Plätze angeschlossen sind, durch die in Berlin eingerichtete Austauschstelle für Schecks auf Provinzplätze und verschiedene ähnliche Einrichtungen den Zahlungsausgleich im gesamten Reichsgebiete zu erleichtern nicht nur erstrebt, sondern erreicht; die Reichsbankleitung hat niemals bei ihren Dispositionen privatwirtschaftliche Motive auch nur die geringste Rolle spielen lassen; die Reichsbank hat trotz der ihr bei Überschreitung einer bestimmten Grenze für ihre Notenausgabe auferlegte Steuer stets ohne Zaudern die der deutschen Volkswirtschaft nötige Notenmenge zur Verfügung gestellt.

Die unbedingte Sicherheit der Reichsbanknoten galt stets, abgesehen von der Höh« des sich aus dem Grundkapitale von 180 000 000 Mark und dem jetzt 80 550 323,62 Mark betragenden Reservefond zusammensetzenden Eigenkapitals, durch die Vorschriften über die Deckung der Banknoten und durch die vorsichtige Geschäftsführung der Reichsbank für absolut gewährleistet; die jederzeitige Einlösbarkeit der Reichsbanknoten in Gold war durch § 18 des Bankgesetzes festgelegt; im In- und Auslande erfreuten sich die Noten der deutschen Reichsbank unbegrenzten Vertrauens, so daß die Bestimmung des Artikels 3 des Gesetzes vom 1. Iuni 1909[1]), die den Reichsbanknoten die Eigenschaft eines gesetzlichen Zahlungsmittels gab, im Frieden nur formelle Bedeutung hatte; jedermann hatte auch vor Erlaß dieses Gesetzes Reichsbanknoten ebenso gern als Bargeld angenommen. So lag die Situation bis Ende Iuli 1914. Im Publikum hatte man ernstlich nicht an die Möglichkeit eines Weltkrieges gedacht, um so größer war die Bestürzung, als er in greifbare Nähe rückte. Die deutschen Behörden hatten zum Glück einen weiteren Blick gehabt; sie traf der Krieg nicht unvorbereitet. Die Reichsbanrverwaltung zeigte sich bei Kriegsausbruch der Situation durchaus gewachsen; ehe wir aber auf die Art, wie ihr dies gelang, eingehen, wollen wir das Notenbankwesen im verbündeten Österreich-Ungarn einer kurzen vergleichenden Betrachtung unterziehen.

Im Gegensatze zum Deutschen Reich« kannte Österreich-Ungarn von jeher nur ein einziges zur Notenausgabe berechtigtes Institut, die im Iahre 1816 gegründete Österreichische Nationalbank. Wechselvoll wie die Geschichte des österreichischen Staates ist die Geschichte der Österreichischen Nationalbank; die Iahre 1848, 1859 und 1867 sind mit ehernen Lettern in sie eingegraben. Im Iahre 1867 wurde der sogenannte „Ausgleich" zwischen den „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern" und den „Ländern der heiligen ungarischen Krone", d. h. zwischen Österreich und Ungarn geschlossen. Bis man jedoch zu einer Einigung über die Bankfrage gelangte, verging noch ein weiteres Dezen-

l) Rtichzgcjetzblllltt Seite 515.

Ai'um, und erst durch österreichisches Gesetz vom 27. Iuni 1878 (RGBl. Nr. 66)
und ungarisches Gesetz vom gleichen Iahre (Gesetzartikel XXV vom Iahre 1878)
wurde die Österreichisch-ungarische Bank (0»2trä1c-!NkßMr dank) gegründet.
Während die deutsche Reichsbank sich in Friedenszeiten, abgesehen von Fachkreisen, vollkommenster Unbekanntheit erfreute und die Diskussionen bei ihrer jedesmaligen Privileg-Erneuerung im großen und ganzen auf technische Einzelfragen im Kreise von Sachverständigen beschränkt blieben, schwand die Österreichisch-ungarische Bank fast nie aus den Debatten. Nicht wirtschaftliche Interessen, sondern rein politische Ursachen waren für die Bestrebungen, die auf das Auseinanderreißen der Österreichisch-ungarischen Bank in zwei getrennte Notenbanken für jede der beiden Reichshälften hinzielten, maßgebend; zum Glück für die Österreichisch-ungarische Doppelmonarchie sind sie stets erfolglos geblieben; die Privilegverlängerungen von 1887, 1899 und 1911 brachten zwar verschiedene, nicht unerhebliche Statutenänderungen, an der erprobten Gemeinsamkeit der Bank haben sie, obwohl sie dem dualistischen Prinzipe in sehr erheblichem Maße Rechnung tragen, nichts geändert. Die Österreichisch-ungarische Bank, deren heute gültigen Statuten auf dem österreichischen Gesetze vom 8. August 1911 (RGBl. Nr. 15?) „betreffend die Verlängerung des Privilegiums der Österreichisch-ungarischen Bank und des Münz- und Währungsvertrages, sowie die Ordnung der damit im Zusammenhange stehenden Angelegenheiten" und dem gleichartigen ungarischen Gesetzartikel XVIII vom Iahre 1911 beruhen, und ebenso langatmig und kompliziert wie der Titel dieses Gesetzes sind, ist eine Aktiengesellschaft mit 210 Millionen Kronen Grundkapital; das gesamte Grundkapital ist ebenso wie bei der deutschen Reichsbank von Privaten aufgebracht). Der Gewinn-Anteil und der Einfluß der Aktionäre der Österreichisch-ungarischen Bank ist zwar erheblich größer als der der Anteilseigner der Reichsbank, doch aber immerhin nicht groß genug, um einen unheilvollen Einfluß auf die Geschäftsführung ausüben zu können. Die der Österreichisch-ungarischen Bank erlaubten Geschäfte sind in den Statuten fest umgrenzt und im allgemeinen identisch mit denen der anderen großen Zentral-Noteninstitute. Allerdings ist der Österreichisch-ungarischen Bank als einziger moderner europäischer Notenbank auch die Hergabe von hypothekarischen Darlehen erlaubt, ein Geschäftszweig, der nach übereinstimmender Ansicht aller Sachverständigen für eine Notenbank durchaus ungeeignet ist; dennoch ist der Betrieb des Hypothekengeschäftes, obwohl durchaus nicht billigenswert, für die Österreichisch-

') Hauptsächlich bestimmend dafür, das Kapital von Notenbank« nicht aus Staatsmitteln zur Verfügung zu stellen, sondern es aus privaten Mitteln beschaffen zu lassen, war wohl die Annahme, daß gemäß den geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen (vergl. Artikel 46 der II. Haagcr Konferenz «I,» propriet« priv«« ns pent p»s et« «,ull»au««") dadurch das Vermögen der Notenbanken im Falle eines Krieges vor der Beschlagnahme durch den Feind geschützt sei. Ob aber nnse« Gegner in dem jetzigen Weltkriege sich an'derartige Bestimmungen gekehrt hätten, wenn es ihnen geglückt wäre, das Vermögen der deutschen oder österreichisch-ungarischen Notenbank in ihren Bereich zu erlangen, möge dahingestellt bleiben.

ungarische Bank ohne schädliche Folgen geblieben, da die Hypothekenbank-
abteilung von der Notenbankabteilung völlig getrennt ist, und das für den Er-
werb von Hypotheken erforderliche Kapital durch Ausgabe von Pfandbriefen
beschafft wird, so daß weder Noten noch Grundkapital in Hypotheken investiert
sind. Ebenso harmlos, wenn auch nach banktheoretischen Grundsätzen nicht zu
billigen, ist der Umstand, daß von dem Kapital der Österreichisch-ungarischen Bank
dauernd 60 Millionen Kronen in einem unverzinslichen Darlehen an den öster-
reichischen Staat festliegen. In ihren übrigen Bestimmungen entsprechen die
Statuten der Österreichisch-ungarischen Bank allen an eine Notenbank zu stellenden
Anforderungen und ähneln in vielen Punkten denen der Deutschen Reichsbank.
Analog den für die Reichsbank geltenden Bestimmungen liegt es der Österreichisch-
ungarischen Bank laut Artikel 1 ihrer Statuten ob, „für die Regelung des Geld-
umlaufes, die Erleichterung der Zahlungsausgleichungen und die Befriedigung
der kommerziellen, industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Kredit-
bedürfnisse zu sorgen". Die Bank hat diese Obliegenheiten stets in ausgiebigster
Weise erfüllt. Auch die Österreichisch-ungarische Bank hat, wenn auch nicht in so
enormem Maße wie die Deutsche Reichsbank, einen nie geahnten Aufschwung er-
lebt. Bei der Verschiedenartigkeit der Buchführung der beiden Institute lassen
sich vergleichende Ziffern nicht gut für die Geschäftsentwicklung in sämtlichen
Zweigen aufstellen. Um den Geschäftsumfang der Österreichisch-ungarischen Bank zu
illustrieren, seien aber immerhin einige Ziffern des letzten Friedensjahres erwähnt.
Im Iahre 1913 betrug die Anzahl der Niederlassungen 292, der durchschnittliche
Notenumlauf 2 349 55? 000 Kronen, die Anzahl der Girokonten-Inhaber 5761,
der Iahresumsatz im Giroverkehr 94 209 519 207,44 Kronen. Wenn man diese
wenigen Ziffern mit den von uns für die Deutsche Reichsbank angegebenen, ent-
sprechenden vergleicht, so springt sofort in die Augen, daß der Notenumlauf in
Österreich-Ungarn demjenigen in Deutschland ungefähr gleichkommt, der Giro-
verkehr, d. h. der bargeldlose Zahlungsausgleich, nur ungefähr ein Drittel des
deutschen ergibt, wodurch die gegenüber Deutschland in Erscheinung tretende
Rückständigkeit des Zahlungsverkehrs einerseits, und die gewaltige in Österreich-
Ungarn herrschende Kreditanspannung andererseits illustriert wird. Der Österreichisch-
ungarischen Bank ist nach ihren Statuten die Befugnis erteilt, über die Höhe
ihres Metallschatzes') hinaus 600 Millionen Kronen sogenannte ungedeckte
Noten steuerfrei auszugeben, während die Deutsche Reichsbank über ihren Bar-
vorrats hinaus 550 Millionen Mark, an den vier Quartalsletzten 750 Millio-

') In ihren Metallschatz rechnet die Österreichisch-ungarische Bank außer Gold und österreichisch-
ungarischen Scheibemünzen nach Artikel 84 ihrer Statuten auch von ihrem Vorrat cm in Gold zahl-
baren Auslandswechseln einen Betrag von 60 Millionen Kronen ein.

') Als Barvorrat für die Berechnung der Notensteuer gelten bei der Deutschen Reichsbank ge-
mäß § 9 des Bankgesetzes außer Gold und deutschen Scheidemünzen auch Reichstassenscheine und
Noten der 4 deutschen Privat-Notenbanken.

«en Mark sogenannte ungedeckte Noten ausgeben darf; bei Vergleichung der österreichisch-ungarischen und deutschen Bevölkerungsziffern und anderer in Frage kommender Momente wird man nicht behaupten können, daß das Notenkontingent der Österreichisch-ungarischen Bank relativ kleiner als das der deutschen Reichsbank ist; während aber die Deutsche Reichsbank im Iahre 4913 an 29 ihrer Ausweistage mit ihrem Kontingente auskam und es nur 19 mal überschritt, hatte die Österreichisch-ungarische Bank an sämtlichen 48Ausweistagen einen steuerpflichtigen Banknotenumlauf, sehr häufig recht beträchtlichen Umfanges, zu verzeichnen.
Für 40 Prozent der umlaufenden Noten der Österreichisch-ungarischen Bank muß nach den Statuten Deckung durch den Metallschatz vorhanden sein, während bei der Deutschen Reichsbank ein Barvorrat von 33V» Prozent des Betrages der umlaufenden Noten genügt. Die sogenannten ungedeckten, d. h. nicht bar gedeckten Noten, die bei der Deutschen Reichsbank durch Wechsel und Schecks mit mindestens zwei sicheren Unterschriften gedeckt sein müssen, dürfen bei der Österreichisch-ungarischen Bank auch durch kurzfristige Darlehen gegen Hinterlegung erstklassiger Wertpapiere gedeckt sein. Die Umsicht und Vorsicht, mit der die Geschäfte der Österreichisch-ungarischen Bank geführt werden, wird durch die Tatsache gekennzeichnet, daß bei einem durchschnittlichen Wechselumlaufe im Iahre 1912 von 922 471 000 Kronen und im Iahre 1913 von 89« 398 000 Kronen innerhalb dieser beiden Iahre nur ein einziger Wechsel von 14 158,60 Kronen notleidend geworden ist. Diese vorsichtige Geschäftsführung vor allem hat den Noten der Österreichisch-ungarischen Bank unbegrenztes Vertrauen innerhalb Österreich-Ungarns geschaffen, und obwohl die gesetzliche Verpflichtung, sie in Gold einzulösen, durch Artikel 111 der Bankstatuten suspendiert geblieben ist, haben die Österreichisch-ungarischen Banknoten auch im Auslande in Friedenszeiten den ihrer Münzparität entsprechenden Wert ebensogut wie die in Gold einlösbaren Noten anderer Notenbanken gewahrt. Durch ihr für andere Notenbanken vorbildlich gewordenes Devisengeschäft, das zu erläutern hier des beschränkten zur Vcrfüguug stehenden Raumes wegen unmöglich ist, hat die Österreichisch-ungarische Bank, wie die ihren Iahresberichten beigegebenen graphischen Darstellungen illustrieren, in unübertrefflicher Weise verstanden, die ihr in Artikel 1 ihrer Statuten auferlegte Verpflichtung zu erfüllen, „mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dafür zu sorgen, daß der im Kurse der ausländischen Wechsel zum Ausdruck gelangende Wert ihrer Noten entsprechend der Parität des gesetzlichen Münzfußes der Kronenwährung dauernd gesichert bleibt".
Haben wir nun gesehen, wie die Noteninstitute des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns, getragen von dem berechtigten Vertrauen des In- und Auslandes, ihren Volkswirtschaften Gewaltiges im Frieden geleistet haben, so gilt es nun noch, zu sehen, wie sie sich im Kriege bewährt haben. In Deutschland hat man wie militärisch, so finanziell, obgleich man den Frieden wollte, für den Krieg seit Iahren vorgesorgt. Sein im Iahre 1913 erschienenes hervorragendes

Werk über finanzielle Kriegsbereitschaft schließt Rießer') mit den Worten: „Nur dann, wenn sowohl die militärische wie die finanzielle Führung gleichermaßen auf der Höhe stehen, wird die deutsche Nation, die zweifellos zu allen Opfern in einem Kriege bereit sein wird, in dem ihre Ehre in Frage steht, den Feldzug siegreich bestehen und, was ebenso wichtig ist, bis in alle Konsequenzen durchführen können." Nun, da der Krieg gekommen und schon über ein Iahr währt, hat es sich erwiesen, daß unsere militärische wie finanzielle Führung gleichermaßen auf der Höhe steht. Ebenso großartig wie die Leistungen der Obersten Heeresleitung sind die Leistungen des Reichsschatzamtes und des Reichsbank-Direktoriums. Die Reichsbank hat dem Ansturm, der kurz vor und nach der Mobilmachung auf sie losbrach, kräftig standgehalten; sie hat eine gigantische Aufgabe doppelter Art, einerseits dem Reiche die für die Mobilmachung nötigen Gelder zur Verfügung zu stellen, andererseits den gewaltigen Bedarf des privaten Verkehrs an Zahlungsmitteln und Kredit zu decken, in unübertrefflicher Weise gelöst; die gesetzgeberischen Maßnahmen, die sie dazu befähigten, waren so wohl vorbereitet, daß sie schon in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August 1914 durch einstimmige Annahme zur Verabschiedung gelangen konnten. Durch diese neuen Gesetze') wurde in erster Linie die seitens der Reichsbank schon am 31. Iuli erfolgte Einstellung der Noteneinlösung legalisiert, eine Maßnahme, die unbedingt nötig war, um den Goldschatz, der in der Woche vom 23. bis 31. Iuli um über 103 Millionen Mark abgenommen hatte, vor weiterer Schwächung zu schützen; sodann wurden Schatzanweisungen und Dreimonatswechsel, die das Reich verpflichten, als bankmäßige Notendeckung zugelassen, eine Bestimmung, die weitgehende Kreditgewährung an das Reich ohne Beeinträchtigung der Sicherheit der Noten ermöglichte; ferner wurde die Notensteuer aufgehoben; endlich wurden für die Erteilung von Darlehen gegen Faustpfand (Lombard-Darlehen) selbständige Institute in den Reichs-Darlehnskassen gegründet, die die Reichsbank nicht nur entlasteten, sondern sogar dadurch, daß die von ihnen ausgegebenen Darlehnskassenscheine dem Barvorrate der Reichsbank zugerechnet werden können, die Reichsbank zur Erhöhung ihrer Notenausgabe befähigen. Die Reichsbankleitung war sich ihrer unsagbaren Verantwortung voll bewußt; sie hat der schweren Lage, die durch den Kriegsausbruch entstanden war, jederzeit Rechnung getragen, sie hat nicht nur des Reiches Bedarf in ausgiebigster Weise gedeckt, sondern auch in weitgehendstem Maße, soweit es mit ihren soliden Geschäftsprinzipien zu vereinbaren war, allen an sie herantretenden Kreditansprüchen Genüge geleistet. So gelang es, das in der ersten

') I. Rießer. Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung. Iena 1913. Seite 206.

') 1. Gesetz betr. die Reichstasscnschewe und die Banknoten (N. G. Bl. Seite 347). 2. Gesetz betr. Änderung des Münzgesetzes (R. G. Bl, Seite 328). 3. Gesetz betr. Änderung de« Bankgesetzes (R. G. Bl. Seite 327). 4. Darlehnskasfengesetz (R. G. Bl. Seite 340).

Erregung gestörte Vertrauen schnell wieder herzustellen"). Was die Reichsbank
während des Krieges geleistet hat, wird am besten durch einige Ziffern illustriert.
Die Reichsbank war in der Lage, ihren Notenumlauf, der am 23. Iuli 1914
1 890 895 000 Mark betrug, bis zum Iahresschluß auf 5 045 899 000 Mark, und
bis zum 31. August 1915, dem Abschlußtage der vorliegenden Arbeit, auf
5 564 335 000 Mark zu erhöhen; dabei hat aber keineswegs sich das Deckungs-
verhältnis etwa verschlechtert, sondern verbessert"); die Golddeckung der Bank-
noten beträgt heute nach dreizehnmonatlicher Kriegsdauer 43,3 Prozent, ihre
Metalldeckung 44,1 Prozent, und ihre Deckung durch Barvorrat gemäß § 17
des Bankgesetzes 48 Prozent, während eine Deckung von 33V3 Prozent durch
Barvorrat nach den gesetzlichen Vorschriften genügen würde. Während der ganzen
Kriegsdauer hat der Goldbestand für sich allein zur Aufrechterhaltung der gesetz-
lichen Bardeckung stets nicht nur ausgereicht, sondern diese Grenze fortgesetzt
bedeutend überschritten, so daß die anderen als gesetzliche Bardeckung zugelassenen
Werte, Scheidemünzen, Reichskassenscheine und Darlehnskassenscheine, über die
das die glänzende finanzielle Position Deutschlands beneidende feindliche Aus-
land sich oft aufgehalten hat, praktische Bedeutung nie erlangt haben. Diese
überraschend günstige Situation der Reichsbank ist vor allem herbeigeführt worden
durch die ständige Zunahme ihres Goldbestandes. Am 23. Iuli 1914 hatte die
Reichsbank einen Goldbestand von 1 356 857 000 Mark, bis zum 31. Iuli 1914
ging er auf 1 253 199 000 Mark zurück und stieg bis zum 7. August 1914 durch
die Überweisung des Reichskriegsschatzes und durch Zuflüsse aus dem Auslande
auf 1477 558 000 Mark; seitdem ist er von Woche zu Woche durch Zu-
flüsse aus dem freien Verkehr auf 2 092 811 000 Mark am 31. Dezember 1914
und auf 2 410 204 000 Mark am 31. August 1915 gestiegen. „Daß während einer
Kriegskrisis von solcher Schwere die Bevölkerung das in ihrem Besitze befindliche
Gold freiwillig zur Zentralnotenbank trägt und dagegen Noten fordert, steht in
der Münz- und Bankgeschichte aller Länder und Völker ohne Beispiel da und ist
ein überzeugender Beweis nicht nur für den unerschütterlichen Kredit der Reichs-
banknoten, sondern auch für die Stärke der im Lande vorhandenen Reserven an
Reichsgoldmünzen und für die wirtschaftliche Einsicht und Opferfreudigkeit unse-
res Volkes')." Was die Reichsbank bei der Begebung der ersten und der zweiten
Kriegsanleihe, die eine Gesamtsumme von über 13^/- Milliarden Mark bekannt-
lich ergaben, geleistet hat, was sie bei der Begebung der in diesen Tagen heraus-
kommenden dritten Kriegsanleihe, der ein ebenfalls glänzendes Resultat mit

!) Vergl. den Verwaltunasbericht der Reichsban! für das Iahr 1914 (Berlin 1915) und die
beiden amtlichen Denkschriften Mirtschaftliche'Maßnahmen aus Anlaß dcs'Krieaes". (Drucksachen de»
Reichstages Nr. 26/29 und 44).

«) Näheres hierüber stehe in meiner Abhandlung .Die Sicherheit der deutschen Banknoten".
Oktober-Heft 1914 von „Nord und Süd". Seite 49 ff.

>) Verwalnmasbericht der Reichsban! für 1914. Seite ?.

Sicherheit prognostiziert werden kann, leistet, wie sich der Giroverkehr der Reichsbank im Kriege entwickelt hat, welche kolossalen Umsätze sie für Reichs- und Staatskassen getätigt hat, wie sich ihre sonstigen Geschäftszweige gestaltet haben, darzulegen, würde hier zu weit führen. Zusammenfassend jedoch sei gesagt, daß jeder ihrer Kriegs-Viertelmonatsausweise ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Rcichsbank darstellt.

Über die Österreichisch-ungarische Bank während des Krieges zu referieren, ist erheblich schwieriger, da sie, die im Frieden gleich ihrer deutschen Kollegin regelmäßig Viertelmonatsausweise publiziert, seit dem 23. Iuli 1914 die Veröffentlichung von Ausweisen eingestellt hat. Die Bank befand sich vor Kriegsbeginn in besserer Situation als in den Vorjahren; ihr Metallschatz betrug, trotzdem durch die serbische Krise schon erhebliche Abhebungen stattgefunden hatten, noch am 23. Iuli 1914 1589,3 Millionen Kronen gegenüber 1532,9 Millionen Kronen am gleichen Tage des Iahres 1913; der nicht bargedeckte Notenumlauf betrug am 23. Iuli 1914 nur 540,5 Millionen Kronen gegenüber 839,7 Millionen Krcuen am 23. Iuli 1913. Mithin war gegenüber einem steuerpflichtigen Notenumlaufe von 39,7 Millionen Kronen am 23. Iuli 1913 eine steuerfreie Notenreserve von 59,5 Millionen Kronen vorhanden. Laut ihrer Statuten stand nach diesen Ziffern der Österreichisch-ungarischen Bank am 23. Iuli 1914 das Recht zu, noch 1843,4 Millionen Kronen Noten zu emittieren. Für einen Krieg mit Serbien hätte das überreichlich genügt; für den ausbrechenden Weltkrieg konnte es nicht ausreichen. Von allen Seiten begann ein Andrang zu den Schaltern der Österreichisch-ungarischen Bank; den Regierungen mußten die Mittel zurMobilmachung zur Verfügung gestellt werden; die Banken brauchten Devisen zur Bezahlung ihrer Auslandsverbindlichkeiten, die Sparkassen Barmittel zur Befriedigung ihrer stürmenden Einleger. Iede Kreditgewährung im Geschäftsverkehr hörte auf; so wuchs der Bargeldbedarf der Geschäftswelt. Zudem trat ein gewaltiger Angstbedarf an Barmitteln für Thesaurierungszwecke ein. Die Österreichisch-ungarische Bank war bestrebt, allen Wünschen, soweit als es ihr möglich war, nachzukommen; leider war sie in den ersten Tagen des Ansturmes aus einem rein äußerlichen Grunde gezwungen, Zurückhaltung zu üben. „In dem unzureichenden Banknotenvorrat, einem an sich fast lächerlichen technischen Mangel, dessen Folgen aber unübersehbar werden konnten, hat die mangelnde finanzielle Vorbereitung der Monarchie für einen großen Krieg ihren sichtbaren Ausdruck gefunden[1])." Die Notendruckerei der Bank wurde natürlich sofort zu äußerster Tätigkeit angespannt, und nach kurzer Zeit war diese Schwierigkeit überwunden. Die Österreichisch-ungarische Bank hat seitdem jedes berechtigte Bedürfnis nach Umlaufsmitteln bereitwilligst erfüllt. Da ihre Statuten sie in verschiedener Art an

[1]) Walther Federn, Österreich-Ungarns Geld- und Krcdirmesen^im Kriege. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 40 Heft 2, Tübingen 1914, Seite 838.

der Erfüllung dieser Aufgabe hindern konnten, wurde die Regierung durch Kriegsverordnung vom 4. August 1914 (RGBl. Nr. 198), bzw. Ungarischen Gesetzartikel I^XIII, ermächtigt, „außerordentliche Maßnahmen wegen der Geschäftsführung der Bank zu treffen und zu diesem Zwecke Abweichungen von dem geltenden Bankstatute zu verfügen". Auf Grund dieser Ermächtigung ist neben der Erweiterung der Zahl der zur Beleihung im Lombard-Verkehr zugelassenen Werte, und neben der Befugnis zur Ausgabe von Banknoten zu zwei Kronen, vor allem die Aufhebung der Bestimmung, daß die Noten zu 40 Prozent durch den Metallschatz gedeckt sein müssen, erfolgt. Hinsichtlich der vorgeschriebenen bankmäßigen Deckung der Noten jedoch, wonach sämtliche nicht durch Metall gedeckten Noten durch Wechsel und Lombard-Darlehen gedeckt sein müssen, ist, wie die Regierung ausdrücklich bekannt gab, keine Änderung eingetreten. Dank des unbegrenzten Vertrauens, dessen sich die Österreichisch-ungarische Bank in der Dopvelmonarchie erfreut, durfte eine so einschneidende Maßregel wie die Aufhebung der Bankakte gewagt werden; heute darf getrost gesagt werden, daß sie sich als unbedenklich erwiesen hat. Die Höhe des Notenumlaufes, man schätzt ihn auf fünf bis sechs Milliarden Kronen, und seiner Metalldeckung ist zwar nicht bekannt geworden, das aber ist evident, daß in Österreich-Ungarn die Banknoten heute ein so beliebtes und gern genommenes Zahlungsmittel sind, als im Frieden. „Als Zeichen voller Kraft der Zentralnotenbank ist es anzusehen, daß sie sich bemühte, die Zustimmung der beiderseitigen Regierungen zur Veröffentlichung ihres Iahresabschlusses zu erlangen, der natürlich interessante Einblicke in die Kriegstätigkcit der Bank gewährt haben würde. Die Regierungen haben Bedenken getragen, diese Genehmigung zu erteilen. Die Öffentlichkeit hat aber erfahren, daß die Bank trotz der Kriegsstürme von wesentlichen Verlusten nicht heimgesucht worden ist, und daß sie Moratoriumswcchsel in irgendwie beträchtlichem Umfange nicht mehr besitzt. In eingeweihten Kreisen besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Österreichisch-ungarischeBank sich in kräftiger Verfassung befindet und eine Leistungsfähigkeit und Stärke zu entwickeln in der Lage ist, welche dem Kaiserstaate die Gewähr dafür bietet, daß er in seiner finanziellen Kriegsführung jeder Probe gewachsen sein wird^)."

Glauben wir gezeigt zu haben, was die Deutsche Reichsbank und die Österreichisch-ungarische Bank ihren Ländern während des Krieges leisten, so gilt es nun, erwägend, daß der Krieg zwar notwendig, aber nicht ewig, zwar der Vater, aber nicht der Zweck der Dinge ist, Ausblick zu halten in die Zeit, wo die Waffen niedergelegt sein werden, Frieden in Europa wieder eingekehrt sein wird. Die Aufgabe der Notenbanken wird dann in erster Linie darauf gerichtet sein müssen, die frühere Bewertung ihrer Noten im Auslande wieder herzustellen, die Parität

') Hugo Härtung, Der Kriegszustand bei den Zentralnottnbanken. Nank-Archw XIV. Berlin 1915. Seite 157.

der Wechselkurse wieder zu stabilisieren, das Geldagio zu beseitigen. Nicht
Zweifel an der Sicherheit der Banknoten, sondern rein äußerliche Gründe, wie
Einstellung der Seeschiffahrt und Lähmung des Außenhandels der verbündeten
Zentralmachte, sind die Gründe für das Disagio ihrer Währungen, wovon
übrigens sämtliche kriegführenden Mächte mehr oder weniger betroffen werden.
Es wird daher den Zentralmächten, selbst wenn wir die nach den schon klassisch
gewordenen Worten: „Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter des
Krieges verdient, sie sollen es in Zukunft mit herumschleppen, nicht wir')", in
Aussicht stehende Kriegsentschädigung außer Betracht lassen, leichter als ihren
Gegnern fallen, ihren Notenumlauf wieder zu verringern, wobei nicht vergessen
werden darf, daß der vergrößerte Notenumlauf der Zentralmächte nicht nur zur
Versorgung ihrer eigenen Volkswirtschaften dient, sondern auch als fast alleiniges
Umlaufsmittel in den okkupierten Gebieten, die ein Areal von über 150 000
Quadratkilometern und eine Bevölkerung von über 15 Millionen Seelen haben,
fungiert. Wie aber das Ziel unserer Heeresleitung auf ein Höheres als die
Wiederherstellung des statu» c>uo ante gerichtet ist, so muß auch in wirtschaft-
licher und finanzieller Hinsicht ein Fortschritt erstrebt werden. Das politische
Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, das durch Iahrzehnte in
der Erscheinungen Flucht der einzige ruhende Pol geblieben ist, das sich in
diesem gewaltigen Kriege aufs glänzende bewährt und die verbündeten Völker
in nie geahnter Weise näher gebracht hat, darf auch wirtschaftlich nicht ohne
Folgen bleiben. Seit Iahrzehnten steht in Österreich und Ungarn das Problem
der Bankentrennung im Vordergrund der Debatten; der Krieg hat es zum Ver-
stummen gebracht. Die in den Statuten der Österreichisch-ungarischen Bank für
das laufende Iahr vorgesehene Beratung der Generalversammlung, ob die Er-
neuerung des Privilegs der gemeinsamen Bank nachzusuchen ist, erübrigt sich.
Es gibt niemanden mehr, der zwei getrennte Notenbanken für die beiden Hälften
der habsburgischen Doppelmonarchie wünscht. Soll aber wie bisher zwischen der
Österreichisch-ungarischen Bank und der Deutschen Reichsbank keinerlei nähere Be-
ziehung herrschen, sollen die Notenbanken der beiden verbündeten Reiche in keinem
anderen Verhältnis zueinander stehen, als zu den Notenbanken des jetzt feindlichen
oder neutralen Auslandes? Daß ein Giroverkehr zwischen der Reichsbank und der
Österreichisch-ungarischen Bank nach den von den Mitteleuropäischen Wirtschafts-
vereinen") seit Iahren angestrebten Methoden zu schaffen ist, erscheint mir un-
zweifelhaft. Findet aber die große Zeit auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht ein
großes Geschlecht, wird ohne Rücksicht auf alle verhältnismäßig kleinen Schwierig-
keiten eine wirklich nahe wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und
Österreich-Ungarn geschaffen, kommt man zu der Überzeugung, daß die Festigkeit

') Rede des ReichsschatzseKetärL Htlffmch m ber ReichLtaas-Sitzimg vom 20. August 1915.

') Vergl. I. Wolf, T°« Internationale Zcchlungewesm, Leipzig 1918.

unseres Bündnisses mit Österreich-Ungarn auch ein gewisses Maß gemeinsamer Wirtschaft, eine organische Verbindung, wie wir sie bisher noch nicht hatten'), bedingt, winkt uns als Ziel ein Zollverein zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, dann dürfen wir auch auf eine innige Annäherung der beiden Notenbanken hoffen, als, wenn auch fernes Ziel an eine gemeinsame Deutsch-Österreichisch-Ungarische Bank von unerschütterlicher Kraft und gewaltiger Größe denken.

Joses Szterenyi
Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages:

Die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Osterreich und Ungarn.

Ob eine wirtschaftliche Annäherung zwischen den Staaten der im Kriege Schulter an Schulter stehenden Zentralmächte stattfinden soll, kann eigentlich keine Frage mehr sein. Daß eine solche Annäherung stattfinden wird, muß als beschlossene Tatsache gelten. Denn die Annäherung ist ein Gebot der Notwendigkeit, für das Deutsche Reich ebenso, wie für Österreich und Ungarn. Das politische Bündnis der zwei Großmächte fordert die wirtschaftliche Annäherung gebieterisch; dieses Bündnis erheischt nach dem Kriege eine weitgehende Ergänzung, und da kann die Ergänzung in wirtschaftlicher Beziehung nicht fehlen. So wie es eine Gefahr für das politische Bündnis wäre, eine Form der wirtschaftlichen Annäherung zu wählen, welche die starke Bevorteilung des ohnehin stärkeren Teils zur naturgemäßen starken Benachteiligung der schwächeren Teile zur Folge hätte, könnte es für dieses Bündnis ebensolche Gefahr werden, wenn die wirtschaftlichen Interessen der drei Wirtschaftsgebiete innerhalb des Bündnisses keine entsprechende Lösung und Befriedigung fänden. Staatspolitik und Wirtschaftspolitik können heute voneinander nicht mehr getrennt werden, ja, sie erscheinen als Zwillingsgeschwister; sie stellen eigentlich die Siameser Zwillinge dar. Was ist denn die eigentliche Triebkraft des derzeitigen Weltkrieges und was brachte die Tripelentente trotz vieler divergierender politischer Interessen zusammen? Großbritanniens Neid wegen Deutschlands mächtiger wirtschaftlicher Entwicklung, wegen Deutschlands erpansiver Ausbreitung im Welthandel. Würden Englands weltwirtschaftliche Interessen hier nicht mitgespielt oder, besser gesagt, die Haupt-

') Val I. Wolf, Ein deutsch-osimle'chisch.uiMnscher Zollverbmid, Leipzig 1915, Seite 25.

rolle gespielt haben, wäre die Entente nie zustande gekommen, dann wären Frankreichs nationale Eitelkeit und Rußlands Balkanpolitik nie so zur Geltung gekommen; es hätte nie zu einer solchen Konflagration kommen können. Die Wirtschaftspolitik beherrscht heute jede Staatspolitik, abgesehen von vereinzelten Fällen der nationalen Empfindlichkeit und des staatlichen Prestiges. Liefern die Vereinigten Staaten von Nordamerika eben im jetzigen Weltkriege nicht den schlagendsten Beweis hierfür? Nach den wirtschaftlichen Interessen werden sich künftighin die politischen Allianzen gestalten. Wo wirtschaftliche Gegensätze ihren Ausgleich finden und wirtschaftliche Interessen gegenseitig befriedigt werden können, dort und in jener Richtung werden politische Annäherungen angestrebt werden und erfolgen. Selbst die stärksten politischen Gegensätze werden ausgeglichen werden können, wo es sich um einschneidende wirtschaftliche Interessen handeln wird. Und wenn dem so ist, kann es doch nicht fraglich sein, ob zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn eine wirtschaftliche Annäherung zweckmäßig oder notwendig ist? Das sich im Kriege bewährte politische Bündnis muß notgedrungen eine Ergänzung militärischer Natur erhalten; beide werden eine wirtschaftliche Ergänzung zeitigen, und zwar im wohlverstandenen Interesse beider Großmächte.

Ich gehe dabei gar nicht von den — meiner Ansicht nach übrigens nur vorübergehenden — wirtschaftlichen Erscheinungen des Krieges und dessen natürlichen unmittelbaren Folgen aus. Denn ich würde es als gründlich verfehlt bettachten, diese höchstwichtige Frage von dem Gesichtspunkte zu beurteilen, ob das Deutsche Reich seinen nach den feindlichen Staaten und deren Kolonien vor Kriegsausbruch gehabten Erport von rund vier Milliarden Mark ganz oder teilweise einbüßen wird, oder wo Österreich und Ungarn für ihren Ausfall derselben Natur von rund 700 Millionen Kronen Ersatz finden können? An und für sich, insbesondere für die erste Zeit nach Friedensschluß handelt es sich hierbei allerdings um tief ins Fleisch schneidende Interessen, aber es werden dies eben keine Fragen für die Dauer sein, denn einerseits ist doch der Sieg uns heute schon sicher, daher kann von Repressalien handelspolitischer Natur seitens der feindlichen Staaten keine Rede sein, andererseits aber ist die deutsche Industrie im überwiegenden Teil jeder Konkurrenz so stark überlegen, daß sie bei gleicher handelspolitischer Behandlung vorübergehende Stimmungen feindlicher Nationen nicht zu fürchten hat. Wo es sich um klingende Münze handelt, flauen solche Stimmungen sehr schnell ab, ganz abgesehen davon, daß die Schaffung nationaler Industrien bei der allgemeinen Geldknappheit, beziehungsweise bei den Geldbedürfnissen aller Staaten nicht so schnell vonstatten gehen wird, wie sich dies manche feindlichen Heißsporne vorstellen. Eine Weile wird es aber dauern, bis Deutschland seine durch den Krieg gestörten Erportorganisationen wieder herstellen kann, und als ganz belanglos darf die erwähnte Stimmung für die erste Zeit doch nicht hingestellt werden, so daß für die Eventualitäten der Übergangszeit doch ge-

sorgt werden muß. Hierzu bietet sich der nicht zu unterschätzende industrielle Import Österreichs und Ungarns, welcher sich in 1913 einschließlich des Imports aus Deutschland auf 3015 Millionen Kronen bezifferte; hierzu muß der bisherige Import der europäischen und asiatischen Türkei aus England, Frankreich und Italien in Mitrechnung gezogen werden, und schließlich muß doch mit einem in dieser Beziehung sehr mächtigen Faktor noch gerechnet werden, mit der Lösung der belgischen Frage, welche für das Deutsche Reich auch in handelspolitischer Beziehung nicht gleichgültig sein kann.

Und dann wird doch ein ansehnlicher Teil der deutschen Industrie unmittelbar nach Friedensschluß für den inländischen Bedarf vorübergehend viel stärkere Beschäftigung finden, wie in normalen Zeiten; was das aber bedeuten kann, dafür möchte ich nur das eine Beispiel anführen, daß, während die Gesamtausfuhr des Deutschen Reiches in 1913 insgesamt 10,8 Milliarden Mark betrug, die verschiedenen Kriegsindustrien — laut einer offiziösen Mitteilung — von August 1914 bis März 1915, also nur innerhalb acht Monaten, Werte von über zehn Milliarden Mark erzeugten, somit diese Überbeschäftigung auch in Bettacht gezogen werden muß. Damit im Zusammenhange steht noch die Steigerungsmöglichkeit des inneren Konsums in Deutschland, durch Verdrängung der Importe aus England und Frankreich, was bei dem stark ausgeprägten nationalen Gefühl des deutschen Volkes nicht fraglich sein kann.

Ich führte dies nur an, um den Beweis dafür zu erbringen, daß die große Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn nicht von diesem, mehr oder weniger vorübergehenden Gesichtspunkte beurteilt werden kann, sondern nur vom Standpunkte der Dauerhaftigkeit behandelt werden darf, denn unser Bündnis kann kein Verhältnis kurz befristeter Natur sein, soll es auch für die Zunkunft so stark sein, wie es sich in diesem Kriege zeigte. Dieses Bündnis bewährte sich im Frieden und im Kriege, damals als Gewähr für die friedliche Entwicklung, jetzt als Garantie der Sicherung einer friedlichen Zukunft; es ist zu einer absoluten Notwendigkeit für immerwährende Zeiten geworden, welches nur gestärkt werden kann, nie aber geschwächt werden darf. Von diesem Gesichtspunkte muß daher seine wirtschaftliche Ergänzung bettachtet werden, von diesem Gesichtspunkte möchte auch ich diese Frage behandeln und mich dabei ausschließlich mit den Lösungseventualitäten dieser Annäherung befassen, wobei ich jene Frage, ob eine solche Annäherung notwendig oder geboten erscheint, als in sich selbst hinfällig, einfach übergehe; dieser Frage haben weltgeschichtliche Zeiten und Ereignisse die Antwort erteilt.

Heute kann nur mehr jene Frage gestellt werden: wie soll die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn geschehen, welche Lösung soll und kann hierfür gewählt werden, welche Lösung gewährleistet uns

jene Grundbedingung, daß unser politisches Bündnis
wirtschaftlich gestärkt werde?

Mit dieser Frage möchte ich mich daher in meinen weiteren Ausführungen befassen, und nachdem ich mich in der prinzipiellen Frage der wirtschaftlichen Annäherung schon einleitend festlegte, kann ich der Untersuchung dieser Frage ohne die Befürchtung nähertreten, mißdeutet werden zu können, wenn die Ergebnisse meiner Untersuchung manchen Idealen nicht entsprechen sollten. Solche Fragen dürfen eben nicht nach idealen Zielen behandelt werden, sie müssen nach realen VerwirNichkeitsmöglichkeiten untersucht werden. Ausschließlich von diesem Gesichtspunkte will ich diese hochwichtigste Frage behandeln und mich von keinerlei Gefühlsmomenten beeinflussen lassen, denn seien diese noch so ehrenwert und wurzeln sie noch so tief in unseren Empfindungen, wenn die Durchführbarkeit fehlt und sie nicht auch feste wirtschaftliche Grundlagen haben, bleiben sie einfach Ideale ohne die geringste Hoffnung auf Verwirklichung.

Die Frage der wirtschaftlichen Annäherung — in Form einer Zollunion — reicht eigentlich in die vierziger, dann in die sechziger Iahre des vorigen Iahrhunderts zurück. Österreich wünschte sie damals, es hatte politische Zwecke damit. Ungarn war damals noch durch Zwischenzölle wirtschaftlich von Österreich getrennt. Wie in Österreich, wurde die Frage auch in Ungarn rein politisch behandelt, Ludwig Kossuth führte eine starke Preßfehde gegen eine Zollunion mit Deutschland. Dieselben Gründe wurden dagegen aufgeführt, welche Österreich dafür ins Treffen brachte. „Wenn wir auf unserem Anspruche auf Zolleinigung bestehen, so geschieht es, . . . weil Österreich eine deutsche Macht ist und nicht zugeben kann, daß eine gemeinsam deutsche Einrichtung ihm grundsätzlich verschlossen bleibe, und daß es von seinem Bundesgenossen als Ausland behandelt werde." Damit begründet später, als die Frage der Union noch immer nicht zur Ruhe kam, der damalige Minister des Äußern, Graf Rechberg, den österreichischen Standpunkt*). Vor dieser deutschen Überflutung fürchtete sich seinerzeit Kossuth, und aus diesem Grunde nahm er Stellung gegen den Beitritt Ungarns in den deutschen Zollverein im Iahre 1847.

Diese Stellungnahme wurde aber damals ebenso gegenstandslos, wie jene noch später Österreichs, denn Preußen widersetzte sich — ebenfalls aus politischen Gründen — dem österreichischerseits angeregten Beitritt. An Bismarcks Widerstand scheiterte der Plan; rein politische Motive leiteten auch ihn dabei, die entgegengesetzten Motive Österreichs, ganz abgesehen davon, daß er den Plan für „niemals durchführbar" erklärte, denn „eine ernsthafte, sachliche Behandlung im Detail wird darüber schwerlich einen Zweifel lassen"**).

Wiederholt tauchte die Frage der Zollunion in den achtziger Iahren des

') Graf Rechbergs Brief nn Graf Bismarck, 17. September 1864.

»') Graf NiLmcrrck an Graf Rechber», 8. September 1884.

vorigen Iahrhunderts auf, damals allerdings nicht auf rein politische Motive gestützt. Ietzt wurde sie durch den Weltkrieg wieder in den Vordergrund gestellt, aber wieder überwiegend mit politischem Hintergrund.
Die Erscheinungen und Ereignisse dieses entsetzlichen Weltkrieges lassen diese Anregung als natürlich, daher verständlich erscheinen, denn es gibt fast keines Gleichen mehr in der Weltgeschichte, wie Deutschland und Österreich-Ungarn in diesem Kriege nebeneinander stehen. Es ist leicht erklärlich, daß der Wunsch laut geworden ist, wenn wir militärisch so miteinander verschmolzen sein können, so sollten wir es auch wirtschaftlich sein.
Ob wohl „eine ernsthafte, sachliche Behandlung im Detail" eine Möglichkeit hierfür in der Form der Zollunion bietet?
Betrachten wir die Frage vorerst von politischem Gesichtspunkte. Hierauf scheint Bismarck gezielt zu haben mit seiner Erklärung — an welcher er, wie bekannt, bis zu seinem Ende festhielt —, daß er eine Zollunion zwischen Deutschland, Osterreich und Ungarn für „niemals durchführbar" hält. Mag man dem größten Staatsmann seines Iahrhunderts heute nachsagen, daß er in wirtschaftlichen Fragen nicht ganz einwandfreie Ansichten vertrat — sein Scharfblick und seine absolute Autorität in politischen Fragen kann nie bestritten werden.
Auch kann Bismarck nicht zugemutet werden, daß er dabei gegen Österreich-Ungarn eingenommen gewesen wäre, denn das widerspräche seiner ganzen Vergangenheit. Sagte doch der große Reichskanzler: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann*)." Worte, welche Kaiser und deutsches Volk im jetzigen Weltkrieg so mächtig in Wirklichkeit übersetzten!
Wie gestaltet sich nun eine Zollunion vom politischen Gesichtspunkte?
„Nicht der vollkommen freie Verkehr zwischen den zollvereinten Ländern ist die Charakteristik der Zollunion, sondern die einheitliche Zollgrenze und die einheitliche Zollpolitik gegenüber dritten Staaten. Die Zollunion verlangt also die Abdikation des selbständigen Verfügungsrechtes der einzelnen zollvereinten Staaten bezüglich der auswärtigen Handelspolitik. Die Feststellung des Zolltarifs, der Abschluß von Handelsverträgen, ja selbst die diplomatische Vertretung von Handelsinteressen ist nunmehr gemeinsame Angelegenheit der zollvereinten Staaten. . . . Der einzelne Staat der zollvereinten Länder abdlziert von seinem Rechte der souveränen
5
') Gedankt» und Erinnerungen, Seite 233.

Handelspolitik und unterwirft sich auch dem Willen der zollvereinten Länder. Der einzelne Staat des zollvereinten Gebietes ist handelspolitisch für dritte Staaten verschwunden und bildet einen Teil des als neues Individuum auftretenden Zollvereines*)."

Der deutsche Zollverein in seiner heutigen ideellen Form war nur möglich zufolge der Einheitlichkeit des Deutschen Reiches, ja, der Zollverein vor dem Reiche mußte notgedrungenerweise zum Reiche führen.

Die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn, die einzige dieser Art, ist nur zufolge gemeinsamer auswärtiger Vertretung der österreichisch-ungarischen Monarchie möglich, selbst hierbei war es immer eine ungarische Forderung, daß die eigene Staatlichkeit Ungarns beim Abschluß von Handelsverträgen entsprechend zum Ausdruck komme. Nun handelt es sich aber im Falle einer Zollunion zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn um zwei Großmächte. Ist es also wahrscheinlich, daß eine Großmacht von ihrer handelspolitischen Selbständigkeit, von der eigenen diplomatischen Vertretung ihrer Handelsinteressen abdiziere? Und wenn dies prinzipiell möglich wäre, müßten oder, milder gesprochen, könnten daraus keine Unstimmigkeiten im politischen Verhältnisse der beiden Mächte entstehen? Denn diplomatische Vertretungen haben doch nur Mächte und nicht Zollvereine, und die handelspolitischen Verhandlungen führen naturgemäß nur diese Vertretungen. Dies müßte im praktischen Leben zur scheinbaren Hintansetzung der einen oder der anderen Großmacht führen. Ob wohl dies schon an und für sich nicht den Keim von Unstimmigkeiten in sich tragen müßte?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß des großen Reichskanzlers „niemals ausführbar" sich in erster Reihe auf diesen Umstand bezog; sein politischer Scharfblick sah klar die politische Schwierigkeit. Doch möchte ich hierauf nur kurz verwiesen haben, wie auch auf die sich einer Zollunion gegenüber ergebenden staatsrechtlichen Schwierigkeiten.

Die Vertretung der auswärtigen Handelsinteressen beider Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie ist für Österreich in seinem Staatsgrundgesetze, für Ungarn in seinem Ausgleichsgesetz von 1867 geregelt. Im Falle einer Zollunion, bei welcher die handelspolitische Vertretung dritten Staaten gegenüber nicht durch die gemeinsamen Vertreter der Monarchie zu geschehen hätte, müßten diese Gesetze abgeändert werden, wozu in Österreich eine Zweidrittelmajorität des Reichsrates notwendig wäre. Die ungarische Gesetzgebung kennt keine qualifizierte Majorität; hier würde sich aber eine andere Schwierigkeit ergeben. Das ungarische Ausgleichsgesetz hält das freie einseitige Verfügungsrecht Ungarns in

') Lllex. Matlekovits, Neue Freie Presse 1913. 24. April.

wirtschaftlicher Beziehung für den Fall aufrecht, daß sich Ungarn und Österreich über die Regelung ihres wirtschaftlichen Verhältnisses von Zeit zu Zeit nicht einigen sollten. Nun ist aber eine Zollunion zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn von zehn zu zehn, oder von zwanzig zu zwanzig Iahren auf Kündigung doch nicht recht denkbar, wenigstens kann ich mir es nicht denken, daß Deutschland seine Handelspolitik auf eine solche Grundlage zu stellen bereit wäre. Demzufolge müßte Ungarn auch Österreich gegenüber abdizieren von seinem erwähnten freien Verfügungsrechte, denn der Wert einer Zollunion bestände doch für Deutschland nur darin, daß es die österreichischen und ungarischen Wirtschaftsgebiete in ihrer Gänze für die Union bekäme. Wer die Verhältnisse in Österreich und in Ungarn nur einigermaßen kennt, wird sich betreffs der Durchführbarkeit dieser Verfassungsänderungen keinen Illusionen hingeben; nur unnütze und vergebliche Kämpfe würden da in beiden Staaten der Monarchie heraufbeschworen werden, welche vom Standpunkte des politischen Bündnisses zumindest als sehr unerwünscht angesehen werden müßten.

Ich muß aber noch auf eine sehr wichtige staatsrechtliche Schwierigkeit verweisen: auf die Frage der gemeinsamen Zollgesetzgebung. Bei einer Zollunion ist es nicht anders denkbar, als daß die Zollgesetzgebung für alle zollvereinten Staaten gemeinsam sei. Es geht doch nicht an, daß über alle einschlägige Fragen drei Parlamente zu beschließen hätten. Wie kommt man aber über diese Schwierigkeit hinweg, wo die wirtschaftlichen Angelegenheiten in allen drei Staaten in die souveräne Kompetenz der Legislative gehören? Es wurde ein Zollparlament angeregt, eventuell mit einem Vetorecht zum Schutze der Minorität. Also wäre ein Majoritätsprinzip gedacht. Wenn die Anwendung dieses Prinzips überhaupt auch nur denkbar wäre, würde damit eine permanente Stätte für Unzufriedenheit geschaffen werden, und zwar nicht nur eventuell zwischen den beiden Monarchien, sondern auch innerhalb unserer Monarchie zwischen unseren beiden Staaten, und auch dies müßte eine schädliche Rückwirkung auf unser politische Bündnis ausüben, so daß der bekannte deutsche Reichstagsabgeordnete Georg Gothein über die Union sehr richtig sagt: „ja, sie könnte eher der politischen Freundschaft hinderlich sein"*). Für meinen Standpunkt in dieser Richtung ist es für mich sehr beruhigend, daß nicht nur ich staatsrechtliche Schwierigkeiten sehe, sondern auch deutsche Parlamentarier, wie Gothein, der an derselben Stelle sich diesbezüglich folgendermaßen äußert: „Vor allem sind es staatsrechtliche Schwierigkeiten, die einer Zollunion entgegenstehen." Zu demselben Resultate kam ein anderer hervorragender deutscher Fachmann, der Kgl. bayr. Wirkl. Rat und Abgeordnete H. Osel*"), so daß es der Wahrheit nicht entspreche, wollte man behaupten, daß Ungarn einer Zollunion im Wege

») Vossische Zeitung 21. Iuli 1915.

") Allgemeine Rundschau 29. Iuni 1915.

stehe. Gewiß nicht, denn Ungarn könnte mehr Vorteile daraus ziehen, abgesehen von seinen industriellen Interessen.
Die erste Bedingung einer Zollunion wäre natürlich der gemeinsame autonome Zolltarif, das Verhandlungsinstrument mit anderen Staaten.
Das Bedenken jener Schwarzseher, die da meinen, es wäre unmöglich, eine Einigung auf einen solchen Tarif zustande zu bringen, teile ich nicht. Gewiß gibt es auch da Schwierigkeiten, aber unlösbar ist diese Frage nicht, denn dort, wo es sich um Verwirklichung einer großen Idee handelt, müssen auf allen Seiten Opfer gebracht werden können, da darf es an mehr oder weniger kleinlichen materiellen Interessen einzelner Wirtschaftsgruppen nicht scheitern, das wirtschaftliche Gesamtinteresse jedes einzelnen Staates muß maßgebend sein. Nicht so optimistisch bin ich aber in der allerwichtigsten Frage der handelspolitischen Bewegungsfreiheit der geplanten Zollunion. Wie würde sich die Union in dieser Beziehung gestalten? Wäre dies nicht ein viel zu schwerfälliger Apparat, als daß eine ersprießliche Tätigkeit zu gewärtigen wäre? Man wolle nur bedenken, daß in jeder einzelnen Frage drei Regierungen zu entscheiden hätten, denn die Regierungen könnten ja ihr Entschließungsrecht keinem anderen Faktor überlassen. Was das aber bedeutet, dafür bieten uns die Erfahrungen unserer Doppelmonarchie hinlängliche Erfahrungen, wo wir es nur mit zwei Regierungen zu tun haben, und da haben wir ständige Kämpfe, um die wirtschaftlichen Interessen beider Staaten auszugleichen. Das Beispiel Österreichs und Ungarns in seiner handelspolitischen Schwerfälligkeit — welche aber eine unausweichbare Folge der Staatsform einer Doppelmonarchie ist — sollte zu einem noch schwerfälligeren Apparate doch nicht aneifern! Schon dieses Verhältnis allein müßte uns davon abhalten, als Form der wirtschaftlichen Annäherung jene der Zollunion zu wählen, denn wenn es zwischen Österreich und Ungarn in der Vergangenheit Streitigkeiten gab, waren es immer wirtschaftliche und handelspolitische Ursachen, welche dahin führten. Zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn dürfen aber solche Streitigkeiten nicht entstehen, denn sie könnten das politische Bündnis trüben.
Nicht unbedenklich ist auch die Frage der Z o llein n ah m en. Wie und nach welchem Schlüssel sollen diese geteilt werden? Nach dem Konsum, heißt es in einem Antrage, nach der Zollgrenze in einem anderen, nach der Bevölkerungszahl in einem dritten, die Kriegsentschädigung soll hier Vorschub für den sonst benachteiligten Teil leisten, so sagt ein weiterer Antrag. Wie leicht werden solche Anträge dahingestellt! Der Konsum als Basis wäre sehr annehmbar und auch gerecht. Aber wie diesen feststellen? Die Zollgrenze, da würde Österreich und Ungarn schön hineinfallen, und bei der Bevölkerungszahl Deutschland. Was für den einen Teil annehmbar wäre, gestaltet sich als eine Unmöglichkeit für den anderen, und von einer Kriegsentschädigung in dieser Beziehung kann überhaupt nicht gesprochen werden; wir können doch unsere wirtschaftliche Annäherung von der

Kriegsentschädigung nicht abhängig machen. Wieder muß ich auf das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn verweisen, auf den Umstand, daß es trotz aller Bestrebungen seit 1867 nicht gelang, für die Quote der gemeinsamen Ausgaben der Monarchie eine Berechnungsgrundlage zu vereinbaren. Mit Recht sagte mir jüngst ein sehr hervorragender deutscher Staatsmann, der noch dazu ein Freund der Zollunion ist, daß er diese Frage als eine der allerschwierigsten betrachtet, und vollständig teilt die Ansicht Osels, der in bezug auf diese Frage sagte: „Es darf bei den Völkern Österreichs und Ungarns ebensowenig wie bei dem deutschen Volke der Gedanke auftauchen können, daß die enge wirtschaftliche Verbindung eine Übermacht des einen Teils über den andern bringe; dieser Gedanke wäre natürlich auch politisch verhängnisvoll*)."

Nicht so schwer lösbar ist die Frage der Monopole und Verzehrungssteuern, aber gelöst muß auch diese werden. Monopole können zwar verschiedener Natur in den zollvereinten Staaten bestehen, wenn es auch nicht wünschenswert ist, aber prinzipiell kann es nicht ausgeschlossen werden. Diese kleine Unbequemlichkeit könnte kein Hindernis für eine Zollunion bilden. Die Verzehrungssteuern könnten durch das Überweisungsverfahren geordnet werden, wie wir hierfür zwischen Österreich und Ungarn die Lösung in einer sich ganz gut bewährten Form haben, und auch das System der Surtaten wäre anwendbar.

Auch sehe ich keine unüberbrückbare Schwierigkeit in der Schaffung eines einheitlichen Frachtrechtes und einheitlicher Frachtentarife, und dies umsoweniger, als die österreichischen und ungarisch«n Staatsbahnen auch auf dem Ertragswirtschaftssystem beruhen, wie fast ausnahmslos alle deutschen Eisenbahnen. Diese Einheitlichkeit muß aber geschaffen werden; sie ist eine der wichtigsten Grundbedingungen einer Zollunion, wie auch dieEln - heitlichkeit der wirtschaftlichen und finanzpolitischen Gesetzgebung, denn eine Zollunion mit verschiedenem Frachtrechte und Frachttarifen, mit verschiedenem Gewerbe- und Handelsrecht usw., ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Soweit aber möchte ich doch nicht gehen, daß ich die gleiche Steuergesetzgebung und soziale Fürsorge als Postulat einer Zollunion hinstellen würde. Einerseits beweist bei der Steuergesetzgebung eben der deutsche Zollverein, daß in den zollvereinten Staaten verschiedene Steuersysteme ganz gut möglich sind, andererseits die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn, daß dies auch in bezug auf soziale Lasten nicht unbedingt notwendig ist. Daß es vorteilhafter ist, wenn auch diesbezüglich eine Einheitlichkeit besteht, soll damit nicht bestritten werden.

Nun müßte aber die Frage der Form unserer wirtschaftlichen Annäherung prinzipiell geklärt sein, bis es zum Friedensschlusse kommt, denn das Friedens-

») Mmsche V°ll«zeitung 15. Juni 1915.

Instrument wird voraussichtlich wichtige handelspolitische Bestimmungen enthalten, dort müssen wir schon geschlossen dastehen. Ist es aber möglich, zwischen drei Regierungen in so wichtigen wirtschaftlichen Fragen, denen die Valutafrage noch angegliedert werden müßte, auch nur eine prinzipielle Einigung herbeizuführen? Ist es möglich, vorhergehend auch noch eine Prämisse zu erfüllen, ohne welche die Regierungen nicht einmal zu Verhandlungen eintreten könnten: die Einigung Österreichs und Ungarns über ihr gegenseitiges wirtschaftliches Verhältnis ab 1917? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Einigung zustande kommen wird, die Freude einer Zerspaltung werden unsere beiden Staaten ihren Feinden nicht gönnen, — aber Zeit erheischt dies doch, noch dazu viel Zeit. Nur offen dürfen solche Fragen nicht bleiben, geklärt müssen sie zumindest prinzipiell werden, sonst ergäbe sich eine viel zu große Reibungsfläche innerhalb des politischen Bündnisses, und statt dessen Festigung durch Angliederung wirtschaftlicher Interessen könnte daraus leicht eine Lockerung werden; nichts ist hierzu so sehr geeignet, wie wirtschaftliche Gegensätze.

Und damit komme ich auf die wirtschaftliche Seite der Frage zu sprechen.

Mit zwei Gebieten des wirtschaftlichen Lebens kann ich — vom ungarischen Standpunkte — gar bald fertig werden; es ist dies die finanzielle und agrarische Seite einer Zollunion. Freudig müßte Ungarn eine solche von diesen Gesichtspunkten begrüßen, denn Ungarn ist in der Förderung seiner Volkswirtschaft, ja selbst bei seinen staatlichen Investitionsbedürfnissen auf fremdes Kapital angewiesen. Diesbezüglich können wir aus einer engen wirtschaftlichen Verbindung mit Deutschland nur Vorteile ziehen. Zwar wird das Deutsche Reich nach Friedensschluß noch geraume Zeit seine freien Kapitalien für sich selbst benötigen, doch werden dort die Kriegslasten bei einem nationalen Einkommensüberschuß von jährlichen zehn Milliarden") verhältnismäßig rasch aufgebracht sein, trotzdem kann der deutsche Geldmarkt für uns von ganz bedeutendem Werte werden.

Ähnlich würde sich die Lage in landwirtschaftlicher Beziehung gestalten; auch diesbezüglich zeigen sich für Ungarn nur Vorteile aus einer Union, insbesondere wenn zu dem fast unbegrenzten deutschen Absatzgebiet noch deutsches Arbeitssystem, deutsche Kraft unserer Landwirtschaft zu Hilfe kämen. Ich gestehe es, daß ich auf letzteres viel größeres Gewicht lege; denn Absatzgebiet haben wir für unsere Mehrproduktion derzeit noch selbst in unserer Monarchie genügend, und es wird Iahre benötigen, bis wir zu einer ansehnlicheren Mehrproduktion gelangen, um den Bedarf Deutschlands auch nur teilweise decken zu können. Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für unsere Landwirtschaft sich ein sehr großes Gebiet der Entwicklung eröffnen würde, daß selbst die Bodenpreise eine ansehnliche Steigerung erfahren dürften, letzteres im Verhältnisse der Entwicklung der

') Helfferich: Teutschlands Vollswohlstcmd 1888—1913. Seite 122.

Landwirtschaft, welche eine unserer größten Aufgaben der allernächsten Zukunft bilden muß; denn es ist doch ein unhaltbarer Zustand, daß Ungarn mit seinem gesegneten Boden kaum etwas über die Hälfte der deutschen Weizendurchschnittsergebnisse hat; daß während eines dreißigjährigen Durchschnittes — 1885 bis 1913 — der Ernteergebnisse Weizen in Deutschland bei einer bebauten Fläche von 1 885 S69 Hektar eine Ernte von 32 854 466 Doppelzentner, Ungarn aber bei einer Fläche von 3 327 389 Hektar (also um 1 441 923 Hektar mehr) nur 41818 957 Doppelzentner (insgesamt nur um 8 964 491 Doppelzentner mehr) Ernte aufweist, das heißt, Ungarn müßte bei gleichen Erntedurchschnitten auf Grund der Daten des Iahres 1913 um 38 855 124 Doppelzentner mehr Weizen geerntet haben, als in Wirklichkeit, was bei den normalen Getreidepreisen vor Kriegsausbruch eine Erhöhung des nationalen Einkommens von über einer Milliarde Kronen ergeben würde.

Es würde zu weit führen, die Ursachen dieses Rückstandes der ungarischen Landwirtschaft hier zu erörtern, ich will es deshalb auch unterlassen. Ich beschränke mich hier einfach auf die abermalige Feststellung dessen, daß die ungarische Landwirtschaft aus einer Zollunion mit Deutschland nur Vorteile ziehen könnte.

Nicht so die ungarische Industrie, für welche eine Zollunion bei ihrem heutigen Bestande geradezu katastrophal wirken müßte, denn sie wäre nunmehr nicht nur dem Drucke der österreichischen Industrie ausgesetzt, welche sich naturgemäß umso stärker auf den ungarischen Markt werfen müßt«, sondern auch der deutschen, welche die Konkurrenz mit der österreichischen Industrie hier aufnehmen würde. Daß sie ihr überlegen wäre, kann nicht fraglich sein, trotz der Zwischenzölle, welche bis zu deren gänzlichen Abbau als ein Schutz für die österreichische Industrie gedacht wäre, — daß aber die unvergleichlich schwächere ungarische Industrie dabei — von einigen Zweigen derselben abgesehen — ganz unterliegen müßte, darüber kann kein Zweifel bestehen, dies wäre ein ganz natürlicher, unaufhaltbarer Prozeß. Ich möchte hier nicht viel mit Ziffern operieren, und es hieße auch Eulen nach Athen tragen, wollte ich einen Vergleich der ungarischen mit der deutschen Industrie aufstellen. Soviel möchte ich aber doch erwähnen, daß in Deutschland rund 40 Prozent der gesamten Erwerbsbevölkerung auf Industrie, Berg- und Hüttenwesen fällt, in Ungarn aber nur 14 Prozent, und daß diegesamte ungarische industrielle und gewerbliche Produktion derzeit nicht größer ist, als der Erport Deutschlands in der Eisen-, Maschinen-, Elektrizität s- und Terti lindustrie. Steht schon die österreichische Industrie der ungarischen gegenüber zumindest wie 8:1, so steht die deutsche wieder der österreichischen gegenüber etwa wie 5:1. Wie würde Ungarn in einer solchen Situation mit seiner kleinen Industrie dastehen!

Daß dabei an eine weitere Förderung einer Industrie nicht gedacht werden könnte, darüber kann nicht einmal mehr gesprochen werden.

Nun kann aber Ungarn von der Förderung, ich möchte es doppelt unter» strichen haben, von einer großzügigen Förderung seiner Industrie nicht Abstand nehmen, ohne die Gefahr zu laufen, seine vitalsten staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen opfern zu müssen. Denn die Landwirtschaft allein vermag die erfreulich zunehmende Bevölkerung von etwa ein Prozent jährlich nicht zu ernähren, sollte sie noch so intensiv gefördert werden; die Landwirtschaft kann die Lasten des Staates nicht ertragen, und hat Ungarn doch heute schon ein Iahresbudget von über zwei Milliarden Kronen, welches sich zufolge der enormen Kriegslasten unbedingt auf drei Milliarden stellen wird. Ohne entsprechende Industrie müßte Ungarn mit seiner Staats- und Volkswirtschaft zurückfallen in die Lage früherer Iahrzehnte; die Auswanderung müßte wieder enorme Dimensionen annehmen, der Steigerung und dem Eiporte der landwirtschaftlichen Produktion gegenüber müßte die Steigerung des industriellen Importes stehen — der schnurgerade Weg zur Verarmung der Nation. Worin findet es denn seine Begründung, daß der ungarische landwirtschaftliche Erport allmählich zurückgeht? Neben der geringen Entwicklung der Landwirtschaft in der Industrialisierung des Landes, in dem Anwachsen der Städte als natürliche Folge der Industrieförderung, und dieselbe Erscheinung in viel stärkerem Maße in Österreich. Dieselbe Ursache, daß der derzeitige deutsche Handelsvertrag in dieser Relation die an denselben geknüpften Hoffnungen nicht erfüllte; nicht Deutschland ist — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — Schuld daran — die Steigerung unseres eigenen und des österreichischen Konsums bildet die Erklärung dazu.
Mit der starken Förderung der Landwirtschaft muß daher parallel eine großangelegte Industrieförderung einsetzen, und in dem Maße, als deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist uns dabei zu Hilfe kommen wird, werden die Entfernungen immer geringer werden, welche die deutschen, österreichischen und ungarischen Wirtschaftsgebiete voneinander trennen.
Wenn auch nicht bestritten werden darf, daß wir auch Industrien haben, welche aus einer Zollunion nur Nutzen ziehen könnten, so muß doch demgegenüber festgestellt werden, daß diese Industrien verschwindend gering jenen gegenüber sind, welche der Konkurrenz der mächtigen deutschen Industrie nicht standhalten könnten. In derselben Situation ist in viel höherem Maße die österreichische Industrie, darum ist sie — mit verhältnismäßig wenigen ehrenwerten Ausnahmen — gegen eine Zollunion.
Ganz besonders möchte ich hier betonen, daß in der Beurteilung der Frage der Zollunion die österreichische und ungarische Industrie, ja sogar die österreichischen und ungarischenAgrarier, — mit den erwähnten Ausnahmen — absolut einig sind, und daß es nur tendenziöse Unterstellung ist, wenn behauptet wird — wie es leider schon geschah —, daß die Zollunion an dem Widerstand Ungarns scheitert.

Man möchte an manchen Stellen gerne Ungarn alles in die
Schuhe schieben. Das wird aber nicht gelingen, weil man in Deutschland
nur zu gut weiß, daßUngarnabsolutzuverlässigfürdasBünd-
nis ist, daß wir Ungarn es waren, die noch lange vor dem
Kriege die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen An-
näherung mit dem Deutschen Reiche anregten, und daß
Ungarn auch für die Zukunft die stärkste Stütze des Bünd-
nisses sein wird, denn für Ungarn bildet ein großes, mächtiges Deutsch-
land nicht nur jene Großmacht, welche mit einer starken österreichisch-ungarischen
Monarchie die größte Gewähr für eine friedliche Entwicklung der Nationen dar-
stellt, sondern für Ungarn ist dieses Deutschland auch die
stärkste Garantie für seinen nationalen Bestand. Dieses Un-
garn wird daher alles aufbieten, was das Bündnis mit Deutschland zu festigen
geeignet ist; es ist hierfür auch zu Opfern bereit.
Der Verwirklichung einer Zollunion aber stehen Schwierigkeiten im Wege,
welche nicht nur in Österreich, nicht nur in Ungarn, sondern auch in Deutschland
anerkannt werden. An der Tagung der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine zu
Berlin (23.—24. Iuli 1915) kamen diese Schwierigkeiten auch deutscherseits
zum Ausdruck, ja es wurde dort von berufener Seite hervorgehoben, daß die
Mehrheit der interessierten deutschen Kreise nicht für
eine Zollunion sei; die bisherigen Ergebnisse der Detailarbeiten des
deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes — welcher in Ungarn
übrigens nicht besteht —, „die sich auf die Mitwirkung fast aller größeren
deutschen Fachvereine und anderer zentraler Körperschaften stützten, lassen d i e
überwiegende Meinung der Interessenten über die Neu-
gestaltung unserer Handelsbeziehungen zu Österreich-Ungarn in ihren allgemeinen
Umrissen dahin erkennen, daß die Schaffung eines Zollvereins ....durchaus
untunlich und derzeit nicht erreichbar sei"*).
Zu demselben Resultat kam unter anderem die deutsche Schwerindustrie,
welche sich trotz der sich ihr zufolge ihrer großen Überlegenheit darbietenden Vor-
teile gegen die Zollunion aussprach und zwar aus Gründen, welche den Vertretern
dieser Industrie nur zur Ehre gereichen, ihr hohes Niveau kennzeichnen; sie be-
fürchten ungünstige Rückwirkungen auf das politische Bündnis, welches darunter
leiden müßte, wenn die deutsche Konkurrenz die österreichische und die ungarische
Industrie verdrängen würde; sie wollen keine Ursache von Mißstimmungen werden.
Nun ist aber die Zollunion nicht die einzige Lösung einer wirtschaftlichen
Annäherung, und mit Recht sagt Abgeordneter Gothein: „aber daß für das eine
(Festigung des Bündnisses), wie für das andere (Erhaltung der wirtschaftlichen
»") Frankfurt« Zeitung, 17. Iuni 1915.

Kraft der Monarchie) die Zollunion zwischen uns notwendig sei, ist nicht anzuerkennen. Ia sie könnte eher der politischen Freundschaft hinderlich sein"*).

Derselben Ansicht sind wir auch. Dieselbe Befürchtung hegen auch wir, und weil uns die Innigkeit unseres politischen Bündnisses als höchstes Ziel vorschwebt, und weil wir der Ansicht sind, daß die wirtschaftliche Annäherung nicht nach Gefühlen, sondern auf Grund gegenseitiger wirtschaftlicher Interessen gelöst werden muß, um sich wirklich als Stärkung des Bündnisses erweisen zu können, empfehlen wir als Form der Annäherung jene Lösung, welche auch der deutsche Mitteleuropäische Wirtschaftsverein als alternative Lösungsmodalität vorschlug, welche auch der Deutsch-Osterreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband nach „sachlicher Prüfung der Frage" beantragt; welche die österreichischen und ungarischen Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine als zweckmäßigste Form bezeichneten: die gegenseitige Vorzugsbehandlung, das System präferentieller Zölle auf längere Dauer, wie die Handelsverträge bisher abgeschlossen wurden, in einer Form, welche die Inanspruchnahme dieser Vorzugszölle auf Grund der Meistbegünstigung für andere Länder ausschließt. Um geschlossen nebeneinander für die Zukunft handelspolitisch tätig zu sein, sich gegenseitig in den wirtschaftlichen Interessen unterstützen und ergänzen zu können, beantragen wir, daß wir künftig bei allen handelspolitischen Vereinbarungen mit anderen Staaten stets im Einvernehmen vorgehen und Handelsverträge gleichzeitig abschließen sollen.

Und um die wirtschaftliche Annäherung weiter auszugestalten, empfehlen wir das Anstreben einer möglichsten Vereinheitlichung der wirtschaftlichen Gesetzgebung aller drei Staaten.

Ich verkenne die Schwierigkeiten des Systems der Vorzugszölle auch nicht. Aber ich halte sie für überwindbar, zumal sie nicht prinzipieller Natur sind. Allerdings hängt alles davon ab, wie dieses System in den Details durchgeführt werden soll. Da möchte ich wieder ganz besonders betonen, daß mir keine formelle Lösung vorschwebt, denn ich betrachte eine wirklich« wirtschaftliche Annäherung für eine unbedingte Notwendigkeit; dieser Lösung muß ernster Inhalt gegeben werden; wir müssen dem Deutschen Reiche für die Dauer die Möglichkeit bieten, in Österreich und in Ungarn allen industriellen Import sich zu sichern, auf welchen wir überhaupt angewiesen sind, wie wir denn auch dasselbe von Deutschland für unseren Erport verlangen, insofern wir die Importbedürfnisse Deutschlands decken können. Der Unterschied liegt darin, daß die deutsche Industrie bei uns fast alles ersetzen kann, was wir vom Auslande beziehen, wir aber den deutschen Bedarf nur in sehr beschränktem Maße.

") Vossischc Zeitung 21. Iuli 1915.

Bei dieser Lösung haben wir auch unseren dritten Bundesgenossen im Kriege, die Türkei im Auge. Bei einem präferentiellen System könnten wir auch die Türkei mitnehmen, und wenn dann der alte Kanalplan auch zur Verwirklichung käme, die Donau mit dem Atlantischen Ozean zu verbinden, dann würden wirtschaftliche Zukunftsmöglichkeiten entstehen, welche dem Deutschen Reiche und auch Österreich und Ungarn, ja auch der Türkeit wirklich zum Heile gereichen könnten.

Freiherr Albrecht von Rechenberg:

Die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Seit längerer Zeit ist die Schaffung einer mitteleuropäischen Zollunion von einer Reihe bedeutender Wirtschaftspolitiker als ein erstrebenswertes Ziel bezeichnet worden. Die trotz aller Verschiedenheiten doch im allgemeinen gleichmäßige Volkswirtschaft in den mitteleuropäischen Ländern hatte dieses Bestreben umsomehr gefördert, als das Bedürfnis sich immer mehr geltend machte, die beschränkten Wirtschaftsgebiete der einzelnen Staaten zu einem größeren Kompler zusammenzufassen. Trotzdem die Bedeutung des Zieles allgemein anerkannt wurde, waren die Schwierigkeiten, die sich gerade aus dem Vorhandensein verschiedener politisch getrennter Staaten ergaben, zu groß, als daß diese Bestrebungen für etwas anderes als für eine schöne und wünschenswerte, aber, wenigstens für absehbare Zeit, nicht erfüllbare Theorie angesehen werden konnten. Erst mit dem gegenwärtigen Kriege haben die Bestrebungen eine greifbare Gestalt gewonnen, aber auch gleichzeitig eine Beschränkung erfahren. Der seit mehr als einem Iahre währende Krieg, in welchem nicht allein die Heere Österreich-Ungarns und Deutschlands Schulter an Schulter kämpfen, sondern auch alle wirtschaftlichen Kräfte beider Monarchien gemeinsam arbeiten und sich gegenseitig zu ergänzen bemüht sind, haben es nahegelegt, von einer mitteleuropäischen Zollunion abzusehen und sich auf eine wirtschaftliche Annäherung der beiden durch den Krieg geeinten Länder zu beschränken, mit der Absicht, daß die während des Krieges notwendige Annäherung denselben überdauere und sich zu einer bleibenden innigeren gestalte. Daß die politische, insbesondere die innerpolitische, Selbständigkeit aller drei Länder, Deutschlands, Österreichs und Ungarns, dadurch keine Einbuße erleiden dürfe, ist von jedem für selbstverständlich erachtet worden.

Ebensowenig, wie wir es begrüßen könnten, wenn die Regelung unserer inncr-politischen Angelegenheiten von einer österreichischen oder ungarischen Zustimmung abhängig wäre, ebensowenig können wir es beanspruchen, auf die inner-politischen Verhältnisse Österreichs oder Ungarns einen Einfluß auszuüben.
Dieser richtige Gedanke hat selbst manchen dazu geführt, eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn als unmöglich zurückzuweisen, weil mit einer solchen notwendig eine Beschränkung der vollständigen Unabhängigkeit, insbesondere in der Gestaltung des Zollwesens, verbunden sein muß. Diese Folgerung ist nicht gerechtfertigt, denn auch die Vertreter obiger Ansicht werden nicht behaupten können, daß Deutschland oder Österreich-Ungarn vor dem Iahre 1914 in der Gestaltung ihrer Zolltarife unabhängig gewesen wären. Die bisherige Gestaltung des Handelsverkehrs mit dem Auslande beruhte bei allen Staaten auf einer Anzahl von Staats- und Handelsverträgen, welche regelmäßig zahlreiche Bestimmungen über Zölle enthielten, die Zollsätze festlegten oder ermäßigten, so daß jeder der vertragschließenden Teile an die Abmachungen gebunden war. Man braucht nur den deutschen Zolltarif mit den von Deutschland abgeschlossenen Handelsverträgen zu vergleichen, und man wird finden, daß die deutsche Unabhängigkeit im Zollwesen, sowie in vielen anderen Verhältnissen ganz außerordentlich beschränkt gewesen ist. Trotzdem hätte die deutsche Volkswirtschaft die Handelsverträge nicht entbehren wollen, denn der Beschränkung der Unabhängigkeit standen überwiegende Vorteile gegenüber.
Man wird dagegen einwenden können, daß die Handelsverträge in ihrer großen Mehrzahl zeitlich beschränkt waren und nach vorheriger Kündigung beseitigt werden konnten. Anders als mit einer zeitlichen Beschränkung wird sich eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn auch nicht begründen lassen, denn jedem Reiche muß es, falls es seine Selbständigkeit bewahren will, freistehen, nach vorhergegangener Kündigung und abgelaufener Kündigungsfrist von einem Verhältnisse zurückzutreten, welches ihm für seine Entwicklung nachteilig erscheint. Die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen beiden Monarchien ist deshalb dahin zu formulieren: Ist eine wirtschaftliche Annäherung, welche notwendigerweise die gegenseitige Bevorzugung im Handelsverkehr enthält, durch Abschluß eines zeitlich begrenzten und in seiner Erneuerung vom Unterbleiben der Kündigung abhängigen Vertrages möglich? Worin würde die Bevorzugung bestehen, und welche Folgen hat die Bevorzugung für die Volkswirtschaft beider Länder?
Das Bestreben, einerseits dem verbündeten Reiche eine Bevorzugung zu gewähren, andererseits dem eigenen Lande volle Freiheit in der Gestaltung seines Zolltarifs zu wahren, hat zunächst dazu geführt, eine bevorzugte Behandlung der deutschen Erzeugnisse in Österreich-Ungarn und eine analoge Behandlung der österreichischen Erzeugnisse in Deutschland als das Zweckmäßigste zu empfehlen. Es würden bei dieser Regelung z. B. den deutschen Erzeugnissen in Österreich und

Ungarn ein Zollnachlaß von 25 oder mehr Prozent, und den österreichischen und ungarischen ein ebenso hoher in Deutschland gewährt werden. Auf den ersten Blick erscheint dieser Vorschlag bestechend; bei näherer Prüfung muß er leider für unwirksam und für undurchführbar erachtet werden. Für unwirksam deshalb, weil das angestrebte Ziel, die wirtschaftliche Annäherung beider Länder, nicht erreicht wird. Wird von den nicht gebundenen und deshalb jederzeit änderungsfichigen Zollsätzen ganz allgemein ein Nachlaß gewährt, so ist es einleuchtend, daß der gewährte Vorteil hinfällig wird, wenn dem vertragsmäßig zugebilligten Zollnachlaß alsbald eine Erhöhung des autonomen Zolles folgt. Daß die beteiligten Regierungen immer imstande sein würden, ohne vorhergegangene vertragsmäßige Bindung den unzweifelhaft im Laufe der Iahre hervortretenden Bestrebungen nach Zollerhöhungen Widerstand zu leisten, ist nicht anzunehmen. Aus vielen Gründen, die zurzeit weder zu erörtern, noch zu übersehen sind, wird bald hier, bald dort eine Erhöhung der Zollsätze nicht ausbleiben. Wieweit diese Erhöhung gehen wird, läßt sich ebenso wenig übersehen. Tritt sie aber ein und ist sie entsprechend hoch bemessen, so wird der Vorteil, den die vorzugsweise Behandlung bringen soll, illusorisch gemacht, denn die Erhöhung wird sicherlich diejenigen Artikel treffen, für welche der bevorzugte Staat der Hauptlieferant gewesen ist. Die Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, wäre vielleicht dadurch zu vermeiden, daß die Zollsätze, von welchen der Nachlaß gewährt wird, in ihrer autonomen Höhe vertragsmäßig gebunden werden. Bei dem außerordentlich vielseitigen, fast alle Artikel umfassenden Handelsverkehr zwischen Deutschland und bsterreich-Ungarn würde dies aber voraussetzen, daß alle oder nahezu alle Zollpositionen beider Länder hinsichtlich der Höhe des Zollsatzes für die ganze Dauer des abgeschlossenen Vertrages festgelegt werden müßten. Die Unabhängigkeit im Zollwcsen, welche der Vorschlag einer vorzugsweisen Behandlung bezweckt, ist aber damit hinfällig geworden, außerdem wird ein wirtschaftlicher Anschluß beider Länder zum Ausgleich ihrer Produktion nicht erreicht.

Noch bedenklicher wären die Folgen für das Ausland. Wenn auch zurzeit der Handelsverkehr Deutschlands und Österreich-Ungarns mit den neutralen Ländern durch die kriegerischen Verhältnisse beschränkt ist, so wird er nach Beendigung des Krieges wieder einsetzen. Viele Länder haben einen vertragsmäßigen Anspruch auf Meistbegünstigung, der zuerst beseitigt werden müßte und erst nach Ablauf der Handelsverträge beseitigt werden könnte. Die sofortige Einführung einer vorzugsweisen Behandlung deutscher, bzw. österreichisch-ungarischer Erzeugnisse wäre deshalb unmöglich, wenn man nicht denjenigen Staaten, die einen vertragsmäßigen Anspruch auf Meistbegünstigung haben, dieselbe Bevorzugung wenigstens für die Dauer ihrer Verträge gewähren will. Gewährt man ihnen aber eine solche, so verliert naturgemäß die zwischen Deutschland und Hsterreich-Ungarn vereinbarte Bevorzugung an Wert. Außer den Staaten, die vertragsmäßig Meistbegünstigung verlangen können, gibt es aber noch einige, und

zwar für den Handelsverkehr außerordentlich wichtige, welche infolge ihrer eigenen Gesetzgebung die Meistbegünstigung für sich in Anspruch nehmen, widrigenfalls sie zu einer höheren Verzollung derjenigen Artikel gezwungen sind, welche aus den sie differenzierenden Ländern stammen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß irgendein größerer Staat eine differentielle Verzollung seiner Erzeugnisse bei der Einfuhr nach Deutschland oder Österreich-Ungarn hinnehmen wird, ohne Repressalien zu ergreifen. Dies gilt sowohl für diejenigen Länder, welche zurzeit mit uns im Kriege stehen, als auch für diejenigen, welche sich neutral verhalten. Man wende nicht dagegen ein, daß in einigen Fällen solche Bevorzugungen bereits eingetreten sind, z. B. in den Handelsverträgen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika mit Kanada und Kuba oder von Spanien mit Portugal. In diesen Fällen haben die nicht bevorzugten Staaten sich schließlich mit der Bevorzugung abgefunden, aber aus anderen Gründen, entweder, weil die Bevorzugung Waren betraf, die sie nicht oder nicht in nennenswertem Maße erportierten, oder weil der Handelsverkehr zwischen den bevorzugten Ländern nicht von erheblicher Bedeutung erschien, oder endlich, und dies ist wohl der Hauptgrund, weil der Handelsverkehr mit dem größeren der in Rede stehenden Gebiete ihnen zu wichtig erschien, um ihn durch einen Zollkrieg aufs Spiel zu setzen oder zu schädigen. Alle diese Momente treffen bei einer gegenseitigen Bevorzugung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht zu. Der wechselseitige Warenaustausch zwischen diesen beiden Ländern ist ein zu bedeutender, als daß sich andere Staaten ihre grundsätzliche Benachteiligung widerstandslos gefallen lassen könnten. Die unausbleibliche Folge eines derartigen Versuches wäre ein Zollkrieg mit allen übrigen Staaten. Deutschland und Österreich-Ungarn, welche soeben einen schweren militärischen Krieg ausgefochten hätten, würden sich einem neuen wirtschaftlichen Kriege aussetzen, den sie mit der ganzen übrigen Welt auszufechten hätten. Die wirtschaftlichen Opfer eines solchen Kampfes wären außerordentlich schwer, und weder Österreich-Ungarn noch Deutschland können meines Erachtens nach dem Kriege, so sehr sie sich auch genähert haben mögen, auf den Handelsverkehr mit der ganzen übrigen Welt verzichten; die Vorteile, welche sie aus ihrem Anschluß ziehen könnten, würden durch die Nachteile übertroffen, die sie durch die Schädigung ihres gesamten Auslandsverkehrs erleiden.

Ein Zollkrieg mit dem Auslande und die daraus entstehenden Nachteile werden durch einen andern in neuester Zeit aufgetauchten Vorschlag vermieden, nämlich durch den Vorschlag, Deutschland und Österreich-Ungarn vertragsmäßig durch eine Zollunion derart zu vereinen, daß für das gesamte Gebiet beider Reiche ein einheitlicher Außenzolltarif vereinbart wird. Dieser Vorschlag ist aus dem alten Gedanken der mitteleuropäischen Zollunion entstanden, aus dem Bestreben, eine Erweiterung des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes durch friedliche Assoziation von Staaten zu erreichen. Daß dadurch ein Zollkrieg mit dem Auslande vermieden wird, bedarf keiner besonderen Erörterung; die meisten Handels-

verträge enthalten bereits die Bestimmung, daß sie sich auf das vertragschließende Land und die mit ihm zollgeeinten Länder beziehen. Die politische Selbständigkeit der vertragschließenden Staaten wird nicht berührt. Bereits im alten Zollverein hatten die demselben angehörenden Staaten eine so große Selbständigkeit, daß der wirtschaftliche Anschluß wohl eine politische Annäherung herbeiführte, aber doch bei entscheidenden Fragen selbst kriegerische Verwicklungen nicht verhüten konnte. Der Abschluß einer Zollunion mit Österreich-Ungarn könnte nicht anders als im Wege eines Vertrages erfolgen, der zeitlich auf eine Reihe von Jahren begrenzt ist und nach einer festzusetzenden Frist von jedem der beiden Teile gekündigt werden kann. Fraglich ist es nur, ob die Verhältnisse beider Länder so analoge sind, daß eine Zollunion für jeden der beiden Teile vorteilhaft wäre, und wie die Nachteile, die aus einer Zollunion für manche Betriebsarten entstehen könnten, beseitigt oder durch entsprechende Vorteile ausgeglichen werden könnten. Denn die erste Voraussetzung einer derartigen Assoziation ist, daß keiner der Beteiligten durch ihren Abschluß in eine wirtschaftliche Abhängigkeit des andern gerät. Würde ein Land durch einen handelspolitischen Vertrag in ein Verhältnis zu einem anderen gebracht, daß es von letzterem wirtschaftlich ausgebeutet wird, so wäre ein solches Verhalten auf die Dauer unhaltbar; denn die wirtschaftliche Unterjochung kann sich ein Staat auf die Dauer ebensowenig gefallen lassen, als die politische. Deshalb ist der Endzweck einer Zollunion nicht der größere Erport von dem einen der zollunierten Länder nach dem andern oder umgekehrt, sondern die Vereinigung zweier Wirtschaftsgebiete zu einem einheitlichen und das damit verbundene im Weltverkehr ausschlaggebende wirtschaftliche Gewicht des zollgeeinten Gebietes. Mag man den Einfluß überlegener wirtschaftlicher Betriebe in dem einen oder in dem andern Lande noch so hoch in Anschlag bringen, so erweist es sich doch, daß die Vorteile, die aus der Schaffung eines größeren Wirtschaftsgebietes für alle Beteiligten entstehen, auf die Dauer die anfänglichen Nachteile überwiegen. So hat z. B. in früheren Zeiten der Anschluß Sachsens und Hannovers an den deutschen Zollverein erhebliche und nicht unberechtigte Bedenken auf preußischer, derjenige Bayerns ebensolche auf bayerischer Seite hervorgerufen; trotzdem waren die Vorteile aus der Zollvereinigung schließlich so große, daß keiner der beteiligten Staaten ernstlich daran denken konnte, aus dem Zollvereine auszuscheiden. Eine Zollunion stellt nichts anderes dar, als die Anwendung des modernen Prinzips der Assoziation, welches allein die große Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens im 19. Iahrhundert ermöglichte, auf Staaten. Eine derartige Anwendung läßt sich theoretisch auch ohne weiteres begründen, ihre praktische Durchführung begegnet aber Schwierigkeiten, die nicht zu unterschätzen sind. Wenn zwei Staaten sich zu einem Zollverein zusammenschließen, so behält trotzdem jeder seine eigene Finanzwirtschaft und kann nicht abwarten, bis die Früchte der Zollunion ihm in vollem Maße zugnte kommen, falls er durch den Anschluß, wenn auch voübergehend, in

seiner Finanzlage allzu große Einbuße erleiden würde. Aus diesem Grunde ist es erforderlich, die unmittelbaren Folgen einer Zollunion in ihrer Wirkung auf die verschiedenen Wirtschaftszweige einer Prüfung darauf zu unterziehen, ob sich verderbliche, wenn auch vorübergehende Folgen durch geeignete Maßnahmen vermeiden lassen. Was die Landwirtschaft anlangt, so importiert Deutschland in Fri'edenszeiten erhebliche Mengen wirtschaftlicher Produkte aus dem Auslande. An manchen dieser Erzeugnisse ist Österreich-Ungarn in hervorragendem Maße beteiligt. An anderen, insbesondere am Getreide, steht es vor anderen Ländern zurück. Wie die statistischen Feststellungen ergeben, ist aber der Ertrag der Anbaufläche in Österreich und insbesondere in Ungarn durchschnittlich ein erheblich geringerer, als in Deutschland. Unzweifelhaft ist es, da die Fruchtbarkeit des Bodens in Österreich und in Ungarn derjenigen Deutschlands nicht nachsteht, möglich, den Ertrag so zu steigern, daß die österreichisch-ungarischen Erzeugnisse an Stelle der bisher aus anderen Ländern von Deutschland bezogenen treten. Hierin liegt ein großer Gewinn für die Landwirtschaft unseres Bundesgenossen und keine Gefahr für unsere eigene. Es ist zwar von österreichischer und ungarischer Seite behauptet worden, daß die eigene Landwirtschaft sich in einer günstigen, einer Verbesserung nicht bedürftigen Lage befände, weil sie nahezu ihren ganzen Ertrag im Inlande absetze. Letztere Tatsache mag zutreffen. Unrichtig ist aber die daraus gezogene Folgerung einer in Friedenszeiten günstigen Lage der Landwirtschaft. Daß es sich damit nicht so verhält, ergeben die amtlichen Statistiken. Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß der durchschnittliche Ertrag des Bodens in Österreich und in Ungarn nicht so hoch gesteigert ist, als es seiner natürlichen Beschaffenheit entspräche. Dies kann nur darauf beruhen, daß Kosten verursachende landwirtschaftliche Verbesserungen nicht in gleichem Maße zur Anwendung gelangen wie in Deutschland. Wenn sie aber nicht zur Anwendung gelangen, so beruht dies darauf, daß die mit ihnen verbundenen Kosten sich bei dem gegenwärtig zur Verfügung stehenden Absatze nicht lohnen. An und für sich wäre dies für die Volkswirtschaft gleichgültig, wenn die landwirtschaftliche Bevölkerung bei ihrer bisherigen Betriebsart genügendes Auskommen für sich und für ihre natürliche Zunahme findet. Das scheint aber nicht der Fall zu sein; wenigstens ergeben die österreichischen und ungarischen Auswanderungsstatistiken eine sehr hohe Auswanderungsziffer, insbesondere der landwirtschaftlichen Bevölkerung, trotzdem gleichzeitig über einen zunehmenden Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern geklagt wird. Findet aber eine solche Auswanderung statt, trotzdem die landwirtschaftliche Produktion fteigerungsfähig ist, so kann dies nur darauf beruhen, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung in Österreich-Ungarn häufig nicht genügend und insbesondere nicht genügend lohnenden Absatz für ihre Erzeugnisse findet. Durch eine Zollunion würde hier Wandel geschaffen werden. Ähnlich wie mit den Bodenerzeugnissen verhält es sich mit denjenigen der Viehzucht und Forstwirtschaft, hinsichtlich welcher Österreich-

Ungarn bei fortschreitender wirtschaftlicher Entwicklung die bisherigen Lieferanten Deutschlands ersetzen könnten.

Schwieriger liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Industrie. In Österreich besteht eine bedeutende Industrie, und es ist ganz natürlich, daß die Regierung bestrebt sein muß, die Industrie ihres Landes vor einer empfindlichen Schädigung zu bewahren. Manche Industriezweige, z. B. die keramische und die Glasindustrie haben die deutsche Konkurrenz nicht zu fürchten. Einige werden selbst durch den Anschluß an Deutschland ihren Absatz erhöhen. Andere sind indes unleugbar Gefahren ausgesetzt, die zu verhindern oder abzuschwächen die Regierung mindestens solange bestrebt sein muß, bis im Laufe der Zeit der für ein einheitliches Wirtschaftsgebiet notwendige Ausgleich entstanden ist. Vorschläge verschiedener Art sind in dieser Richtung gemacht worden. Der wichtigste besteht in der Errichtung einer Zwischenzolllinie, welche den Ausgleich herbeiführen soll. Zunächst erscheint eine Zwischenzolllinie, auch wenn ihre Dauer zeitlich begrenzt sein sollte, mit dem Prinzipe einer Zollunion kaum vereinbar. Eine allzu sehr ausgestaltete Zwischenzolllinie würde die Vorteile einer Zollunion illusorisch machen; nach außen, weil eine allzu scharfe Trennung es unmöglich machen würde, die Anerkennung beider Staaten in ihren Beziehungen zum Auslande als eines einheitlichen Zollgebietes zu erlangen, nach innen, weil die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes, somit der Zweck der ganzen Zollunion, durch zu hohe oder zu viele Zwischenzölle vereitelt wird. Die Frage der Zwischenzölle ist nicht so sehr eine prinzipielle Frage, als eine Frage des Maßes. Ergibt es sich, daß die Zwischenzölle allzu zahlreich oder allzu hoch sein müßten, so kann von einer Zollunion zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht die Rede sein. Ein solches Gebilde würde den Beteiligten sicherlich nicht die erwarteten Vorteile, wohl aber zahlreiche Nachteile bringen. Zwischenzölle in beschränktem Maße, sowohl hinsichtlich ihrer Zahl, als auch hinsichtlich ihrer Höhe, würden eine Zollunion nicht unmöglich machen und die aus ihr zu erwartenden Vorteile wenig beeinträchtigen, vorausgesetzt, daß ihre Geltungsdauer eine beschränkte ist.

Als ein weiteres Mittel zur Förderung der Zollunion und zur Sicherung der österreichisch-ungarischen Industrien ist ferner die Ausdehnung der vorhandenen Kartelle, Syndikate usw. auf die Industrien beider Länder angegeben worden. Derartige Vereinigungen sind zurzeit sowohl in Deutschland, als auch in Österreich-Ungarn vorhanden. Vielfach greifen sie von dem einen Lande in das Gebiet des anderen hinüber. Sicherlich besteht auch eine Summe von Abmachungen, die in vollem Umfange nicht allgemein bekannt ist. Aber sicherlich erstreckt sich die Kartellierung nicht auf alle Industriezweige, und deshalb ist es fraglich, ob das angegebene Hilfsmittel bei allen Industrien angewendet werden kann. Ob und inwieweit es, ohne nennenswerte Nachteile zu verursachen, angewendet werden kann, könnte nur durch genaue Untersuchungen bei allen in Betracht

kommenden Industrien festgestellt werden; eine derartige Untersuchung würde den Rahmen der vorliegenden Abhandlung überschreiten. Iedenfalls kann eine Ausdehnung der Kartelle pp. bei einigen Industrien die Nachteile verhüten, welche sonst aus einer Zollunion entstehen können.

An dieser Stelle mögen noch einige Worte über die in Ungarn auftretenden Bestrebungen gesagt werden, welche die Neuschaffung ungarischer Industrien betreffen und sie von einem durch hohe Zölle auch gegen Österreich abgeschlossenen ungarischen Wirtschaftsgebiet erhoffen. Die ungarische Industrie hat in den letzten Iahrzehnten einen Aufschwung genommen. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß die reichen natürlichen Schätze des Landes nicht im vollen Maße ausgebeutet sind. Deshalb ist es ganz berechtigt, wenn ungarische Politiker den Ausbau der ungarischen Industrie als ein erstrebenswertes Ziel betrachten. Ol» dies aber lediglich durch Zollschutz erreicht werden kann, ist fraglich. Die natürlichen Hilfsquellen sind wohl vorhanden, aber es dürfte an dem lohnenden Absatz im Inlande fehlen. Wir haben schon früher erwähnt, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung Ungarns, welche den weitaus überwiegenden Teil der Konsumenten bildet, anscheinend nicht in genügendem Maße lohnende Beschäftigung findet. Auf diese Bevölkerung ist aber die ungarische Industrie, sowohl die gegenwärtige als auch die neuzuschaffende, angewiesen. Und selbstverständlich kann diese Bevölkerung Industrieprodukte nur in dem Maße kaufen, als sie für ihre Bodenerzeugnisse lohnenden Absatz erzielt. Der Errichtung einer Zolllinie zwischen Österreich und Ungarn, welche gegen die österreichischen Industrieerzeugnisse gerichtet ist, müßte notwendig eine Gegenmaßregel gegen die ungarischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse folgen. Dadurch verringert sich aber die Absatzmöglichkeit für den ungarischen Landwirt und damit auch seine Kaufkraft. Anders würde es sich gestalten, wenn durch eine Zollunion der lohnende Absatz ungarischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse gesteigert werden würde. Dann ist auch die Absatzmöglichkeit für Industrieerzeugnisse eine höhere geworden und dann würden sich alsbald Kapitalien finden, welche die natürlichen Schätze Ungarns in erhöhtem Maße ausnutzen und sich den wichtigen Umstand zunutze machen, daß Produktionsort und Absatzgebiet zusammenfallen.

Der Zufluß deutschen Kapitals nach Österreich-Ungarn zum Zwecke von Industrieanlagen wird ein nicht zu unterschätzender Vorteil sein, den Österreich-Ungarn aus einer Zollunion ziehen würde. Bekanntlich hat die Industrie des mit uns verbündeten Staates vielfach nur deshalb keine raschere Entwicklung genommen, weil genügende Kapitalien zu ihrem Ausbau nicht aufzutreiben waren. Wird eine Zollunion mit Deutschland abgeschlossen, so wird unzweifelhaft ein großer Teil des bisher im feindlichen Auslande tätigen deutschen Kapitals sich nach Österreich-Ungarn wenden und dadurch der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Reiches zugute kommen.

Eine weitere bedeutende Schwierigkeit der Zollunion liegt in der Notwendig-

keit der Aufstellung eines gemeinsamen Zolltarifs nach außen. Hier gilt es, auseinandergehende Interessen zu vereinigen und einen ausreichenden Zollschutz für die Erzeugnisse beider Staaten zu finden, ohne die Handelsbeziehungen zu den anderen Staaten zu gefährden. Sowohl Deutschland als auch Österreich, als auch Ungarn werden den Wunsch haben, den Beziehungen zum Ausland den eigenen Zolltarif zugrunde zu legen. Wahrscheinlich ist es, daß keiner der beiden Zolltarife der ausschlaggebende sein kann, sondern daß ein dritter wird aufgestellt werden müssen. Ob sich eine Einigung über diesen endgültigen Zolltarif erzielen läßt, ist kaum anders als im Wege von Verhandlungen festzustellen.

Die anderen Bedenken, welche gegen eine Zollunion erhoben worden sind, sind untergeordneter Natur. Die Verschiedenheit der inneren Abgaben für manche Produktionen läßt sich durch Übergangsabgaben beseitigen, ohne den Charakter eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes zu beeinträchtigen. Das Deutsche Reich zählte bei seiner Gründung eine nicht unerhebliche Zahl von Übergangsabgaben zwischen den Bundesstaaten. Noch heute bestehen solche, z. B. für Bier, und trotzdem ist niemals der Charakter des Deutschen Reiches als eines einheitlichen Zollgebietes bezweifelt worden. Die Verschiedenheit der Valuta bestand auch im Deutschen Zollverein; ihre Bedeutung wird vielfach übertrieben. Es ist einleuchtend, daß eine schlechtere Valuta als Erportprämie wirkt, aber nur solange, bis das der sinkenden Valuta alsbald folgende Steigen der Produktionskosten (Löhne, Lebensmittelpreise usw.) den Ausgleich herbeigeführt hat. Ie schärfer die Zolllinie zwei Länder von «inander trennt, umso später tritt der Ausgleich ein, je inniger die wirtschaftliche Verbindung ist, umso rascher wird der Ausgleich herbeigeführt werden. Bei einer Zollunion ist es fraglos, daß der Ausgleich in sehr kurzer Zeit vor sich gehen wird. Eine weitere Schwierigkeit ist in der Berechnung des Anteils an den Zolleinnahmen gefunden. Würde jedes der zollgeeinten Länder an seiner Zollauslandsgrenze die Zölle erheben und keinen Anspruch auf die in den anderen erhobenen Zölle haben, so könnte leicht eine finanzielle Schädigung des einen oder des anderen Teiles eintreten. Eine Verteilung der an allen Zollgrenzen erhobenen Zollbeträge nach irgendeinem zu vereinbarenden Maßstabe würde eine unerwünschte Konttolle des einen Staates in dem Gebiete des andern zur Folge haben. Ein Ausweg könnte in der Weise gefunden werden, daß derjenige Staat, durch dessen Gebiet ein größerer Teil der an seiner Grenze verzollten ausländischen Einfuhr geht, dem andern Teil einen entsprechenden Anteil seiner künftigen Zolleinnahmen zu vergüten hat. Nehmen wir z. B. an, daß nn der deutsch-österreichischen Grenze eine gewisse leicht feststellbare und für Österreich bestimmte Menge ausländischer Waren verzollt worden ist, so würde diese im einzelnen bekannte Menge von Waren nach dem deutschen Zolltarif eine leicht zu berechnende Summe ergeben, die in irgendeinem Verhältnis zu den Gesamtzolleinnahmen des Deutschen Reiches steht. Sagen wir, um nur eine Zahl zu nennen, acht Prozent. Dann würde

Deutschland der österreichischen Monarchie in jedem Iahre acht Prozent seiner Zolleinnahmen auszuzahlen haben. Selbstverständlich würde auch eine Gegen-rcchnung vorher zu machen sein für diejenigen ausländischen Waren, welche über Österreich-Ungarn in gleicher Weise zur deutschen Zollgrenze gelangt sind. Dieser Ausweg wäre wohl der geeignetste, um Auseinandersetzungen zu verhindern; denn eine Änderung der Zollsätze könnte wohl auf den früher gezahlten Zoll-bctrag, nicht aber auf die Verhältniszahl einen Einfluß ausüben.

Wenn man die Erwägungen über eine wirtschaftliche Annäherung zusammen-faßt, so dürfte sich ergeben, daß eine wirksame wirtschaftliche Annäherung beider Länder auf einem anderen Wege nicht zu erzielen sein wird. Ist keine Zoll-union möglich, so bleibt nichts anderes übrig, als den bisherigen, auf einem Handelsvertrag beruhenden Zustand aufrecht zu erhalten, eventuell mit denjeni-gen Änderungen, welche dem einen oder dem andern der vertragschließenden Teile zweckmäßig erscheinen und die Zustimmung des andern Teils finden. Die Schwierigkeit einer Zollunion liegt hauptsächlich in dem Schutze für die durch eine solche gefährdeten Betrieben und in der Aufstellung eines gemeinsamen Zoll-tarifs für das Ausland. Ob diese Schwierigkeiten zu überwinden sind, läßt sich nicht anders als durch Verhandlungen zwischen beiden Regierungen feststellen. Was von privater Seite in dieser Angelegenheit geschrieben wird, sowohl von den Gegnern als von den Anhängern einer wirtschaftlichen Annäherung, hat höchstens den Charakter eines schätzbaren Materials. Andererseits scheint der Zeitpunkt heranzurücken, wo eine für längere Zeit gültige Regelung der Handels-beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland nicht mehr zu vermeiden ist, mag diese Regelung, wie bisher, auf dem Handelsvertrag oder auf einem abgeänderten Handelsvertrag oder endlich auf einer Zollunion beruhen. In kurzer Zeit ist unser Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn abgelaufen, und ob er verändert oder unverändert erneuert werden wird, steht noch nicht fest. Infolgedessen ist er nicht ohne weiteres geeignet, um zur Basis für die Regelung der Handelsbeziehungen der verbündeten Reiche zum Auslande zu dienen. Der gegenwärtige Krieg wird aber zu irgendeinem Zeitpunkt durch einen Frieden ein Ende erreichen. Der Friedensschluß muß, da viele bisherige handelspolitischen Abmachungen durch den Krieg hinfällig geworden sind, irgendwelche Bestim-mungen auf handelspolitischem Gebiete enthalten. Die verbündeten Reiche Deutschland und Österreich-Ungarn sind aber nicht in der Lage, eine dauernde Gestaltung ihrer handelspolitischen Beziehungen zu den bisher feindlichen Staaten im Friedensschluß vorzunehmen oder vorzubereiten, wenn sie sich nicht zuvor dar-über einig geworden sind, wie sich die Handelsbeziehungen zwischen ihnen selbst in Zukunft gestalten werden.

Eberhard Kraus:
Erstarrung und Umsturz im heutigen Rußland.
Wir sind staunende und zugleich frohlockende Zeugen eines in der Geschichte einzig dastehenden Vorganges: unser übermächtiger und übermütiger Nachbar Rußland beginnt unter den deutschen Schlägen zusammenzubrechen, wie der Riese des Ardennerwaldes unter den Streichen Iung-Rolands. Das größte räumlich zusammenhängende Weltreich, das jemals gesehen ward, ist auf das schwerste getroffen und kann, wenn innere Erschütterungen das Werk vollenden, vielleicht schon in wenigen Iahren als wüster Trümmerhaufen vor uns liegen. Umwälzungen, Einstürze, Katastrophen, wie Rußland sie schon früher wiederholt, wenn auch erst als Ergebnisse vorausgegangener Niedergangszeiten zu erdulden hatte, können heute, in einer Zeit größter äußerer Machtentfaltung und hoher wirtschaftlicher Blüte, gleichsam über Nacht eintreten.
Hat man das alte, verträumt dahinlebende Deutschland wiederholt mit Hamlet verglichen, so gleicht das mit Ruten und Beilen zusammengebrachte Rußland dem Reich Richards des Dritten. In der Stunde der Not fehlte dem Zwingherrn selbst das Pferd zum Entkommen. Ein starker und böser Wille hat bald mit Gewalt, bald mit List einen himmelanstrebenden Trutzbau errichtet, dem aber die sichere Grundlage eines natürlichen Gleichgewichts fehlt, wie sie noch das schier unverwüstliche „Rußj" des Mittelalters mit seinem einheitlichen Volkstum, seiner grob sinnfälligen Kirchlichkeit und vor allem seiner primitiven Wirtschaftsweise besaß. Wird der ohnehin immer weniger ausreichende Unterbau der erdrückenden Last durch Abbröckelung seiner wichtigsten Stützen, der Anspruchslosigkeit, Schicksalsergebung und Treue des Kernrussentums, noch weiter geschwächt, so muß mit Notwendigkeit das Ganze ins Gleiten und Stürzen kommen. Hatten doch die ersten Ansätze zum russischen Einheitsstaat nicht einmal etwas Planmäßiges, Vorausschauendes. Man wird bisweilen fast an geologische Vorgänge erinnert. Zuerst sank das Tatarenreich in sich zusammen, und Ioann (volkstümlich Iwan) III., der Begründer der moskowitischen Macht, konnte, unbekümmert um die laute Entrüstung der Bojaren, darauf verzichten, mit seinem stattlichen Heerbann das heranziehende Heer der Schlitzäugigen anzugreifen, das gleichfalls dem Zusammenstoß lieber auswich. Er behielt recht; denn unmittelbar darauf brach nach Ermordung des Khans ein blutiger Zwist unter den Thronanwärtern aus, und der Druck aus dem Osten ließ völlig nach. Der deutsche Ritterorden wurde durch Polen und Litauer geschwächt, dann erschlaffte wiederum das Polenreich, und überall entstanden Breschen und Lücken, in die das sich lässig in die Breite rückende Moskowitertum leicht eindrang.
Vermutlich führen wir heute den letzten Krieg gegen Frankreich, aber noch

nicht den letzten gegen Rußland, es sei denn, daß die innere Zersetzung dort einen so raschen Gang nimmt, wie es vorhin als möglich hingestellt wurde. Seit den Zeiten Kaiser Karls V. haben uns die Angriffe Frankreichs dazu genötigt, unser Gesicht nach Westen zu kehren. So haben wir denn die merkwürdigen, in ihrer Art beispiellosen Vorgänge des Ostens wenig beachtet. Wie in einer Bruchzone des Ozeans verschwanden dort plötzlich unter Feuer und Dampf ganze Gestade aus dem Gesichtskreise und traten neue Gebilde des Erdinnern an die Oberfläche, in ihrer vulkanischen Glut bald erkaltend und erstarrend. So haben denn die Schichten politischer Entwicklung, die sich dort übereinander lagerten, tatsächlich etwas von den Erscheinungen der anorganischen Welt — es fehlen die Übergänge und Zusammenhänge.

Es ist eine bekannte Erfahrungstatsache, daß der aus den Tiefen des Volkes kommende Umsturz sich fast niemals gegen die rohesten und rücksichtslosesten Bedrücker, sondern eher gegen ihre zaghafteren Epigonen erhebt. Der heutigen russischen Regierung darf, ungeachtet ihrer zahllosen Mißgriffe und Unterlassungssünden, immer noch eher die Fähigkeit zu verständiger, maßvoller Reformarbeit zugetraut werden, als den empordrängenden buntscheckigen Massen. Die Regierung hat nur dadurch, daß sie jahrhundertelang jedes Ventil für das Entweichen der unter ihren Füßen rumorenden Dämpfe verschloß, völlig das allgemeine Vertrauen verscherzt. Man kennt sie wenig und setzt bei ihr daher immer nur die schlimmsten und verwerflichsten Beweggründe voraus. Nirgends wird giftiger, gehässiger, aufreizender geklatscht, als in Petersburg. Stürzt das schwerfällige, beschränkte, willkürliche Beamtenregiment, dann entsteht sofort ein leerer Raum. Der altrussische Landadel ist im Verschwinden begriffen. Die bürgerliche Selbstverwaltung hat im Innern des Reiches wenig geleistet, denn der russische Mittelstand ist wohl erwerbstüchtig und daher in seiner Art fruchtbar, aber zu jeder politischen oder auch nur gesellschaftlichen Organisation gänzlich unfähig. Erst in langer Zeitspanne könnte er seine Willensschlaffheit überwinden. Auf diesem Gebiet liegt die größte Schwäche des in mancher Hinsicht so rasch emporstrebenden modernen Rußland. Mit glänzenden Stadtverordnetenreden und geistreichen Lokalplaudereien wird noch keine gesunde Kommunalpolitik gemacht — noch weniger mit Dumareden, geharnischten Leitaufsätzen und boshaften Satiren eine gedeihliche Reichspolitik.

Wie ist es nun dahin gekommen, daß Rußland, dessen freie Städte Nowgorod und Pskow früher sogar ihren fürstlichen Lehensherren den Dienst kündigten, sobald sie mit ihnen unzufrieden waren, heute kein kräftiges und selbständiges Bürgertum mehr besitzt?

Viele Iahrhunderte hatten die Ahnen des heutigen russischen Volkes, die alten „Venedä" oder Wenden des Tacitus (ähnlich werden die Russen von Finnen und Esten noch heute genannt) an den Waldaihöhen und am oberen

Dnjepr gesessen, ohne daß die Welt auch nur das Geringste von ihren Taten hörte. Die Zuwanderung der schwedischen Waräger vom Stamme „Rohs" (die vermutlich anfangs als Landsknechte, dann als Eroberer über das Meer kamen) ließ in Nowgorod einen Normannenstaat entstehen. Schon im Iahre 865, kurze Zeit nach seiner Begründung, waren die Steppen des Südens durchmessen und erfolgte der erste Angriff auf Konstantinopel, während immer neue Waräger nachrückten und sogar normannische Seekönige (als letzter König Harald Hardrade von Norwegen, der 1066 in England bei Stampford Bridge fiel) das Land durchzogen und als Bundesgenossen oder Freier an russischen Fürstenhöfen weilten. Nicht einmal vier Iahrhunderte später liegt ein zerstückeltes und verkleinertes Rußland unter den Hufen der tatarischen Rosse, der ganze Süden ist verloren, auch die Zugänge zur Ostsee sind fast überall durch Deutsche und Schweden versperrt. Nach weiteren vierhundert Iahren stößt Rußland unter Peter dem Großen plötzlich zur Ostsee vor, noch im Laufe des gleichen achtzehnten Iahrhunderts unter Katharina zum Schwarzen Meer und zum Njemen. Aber das alles sind Erfolge der Regierung und ihrer großenteils erst vom Auslande eingewanderten Ratgeber; der Adel ist in den Hintergrund verwiesen, das Bürgertum zu einer geringgeschätzten Mittelkaste herabgesunken. Der Kolossalbau des russischen Weltreiches ist unter Katharina im wesentlichen »ollendet, denn der Stille Ozean ist schon unter Ioann (Iwan) dem Schrecklichen erreicht. Die Angriffe auf Konstantinopel beginnen natürlich sofort aufs neue.
Das ist in knappstem Rahmen die Geschichte eines Iahrtausends — ein Kreislauf, der sich nunmehr wieder auf absteigender Linie zu erneuern scheint.
Dem slawischen Geist liegen selbständige Antriebe, Empörung über unhaltbare, verrottete Zustände, gewaltsame Befreiung aus drückenden Banden im Grunde meilenfern; die Polen danken ihre Widerstandskraft auch mehr dem sehr stark mit germanischem Blut durchsetzten Adel („Szlachta" ist nichts anderes als das deutsche „Geschlecht") und der mächtigen Organisation der katholischen Kirche. Unter den Balkanslawen hatten nur die in ihrer natürlichen Bergfeste hausenden Montenegriner ihre Freiheit behauptet; die andern Stämme machten sich nach langer Knechtschaft bloß die Zermürbung der Türkenmacht durch die benachbarten Großstaaten zunutze. In Rußland hatten fast alle Aufstände früherer Iahrhunderte rückschrittlichen Charakter, die Usurpatoren oder Rebellenführer gaben sich für ermordete Zarensöhne oder Zaren aus — als letzter noch der Kosakenhetman Pugatschew unter Katharina II. In Behausung, Kleidung, Arbeitsweise, Vorstellungen befindet der russische Durchschnittsbauer sich heute noch im tiefsten Mittelalter, während vielleicht sein eigener Bruder, der den Winter als Wanderarbeiter in irgendeinem großstädtischen Betriebe verbringt, überzeugter Sozialdemokrat ist. Russisches Leben, russische Arbeit in der einförmigen, ärmlichen, unfreudigen Flachlandnatur erzeugen also einen bis zur Verknöcherung gehenden Beharrlichkeitssinn, die ungesunden Zustände in den

modernen Großstädten mit ihrem wirren Durcheinander von Rassen, Bekenntnissen, Ansprüchen und Gewohnheiten umgekehrt eine schwälende Unzufriedenheit, die durch den Einfluß von Zeitungen, Einflüsterungen, Hetzreden leicht zu offenem Aufruhr hochgeschürt werden kann. Und zwischen diesen äußersten Gegensätzen liegt nichts Verbindendes, Versöhnendes!

Die Fremdtümelei, die sich nicht in ernster, gewissenhafter Aneignung abendländischer Errungenschaften, sondern in oberflächlicher Nachäffung und gespreiztem Kokettieren mit Äußerlichkeiten kundgab, hatte nach der mit so tiefgreifenden Umgestaltungen verbundenen Ära Peters des Großen ihren Höhepunkt unter Katharina II. erreicht, die über den Kopf ihres beschränkten Sohnes Paul hinweg den beiden ältesten Enkeln Alerander und Konstantin (Nikolaus wurde erst im Todesjahr der Großmutter geboren) in dem Schweizer Frsd^ric C^sar Laharp« einen wegen seiner vorgeschrittenen Anschauungen aus der eigenen republikanischen Heimat als Revolutionär vertriebenen Lehrmeister gab.

Die im Iahre 1815 aus Paris zurückgekehrten Gardeoffiziere glaubten ganz im Sinne des Zaren zu handeln, wenn sie den in der französischen Hauptstadt eingesogenen Ideen möglichst weite Verbreitung gaben. Doch sank Aleranders I. Volkstümlichkeit rasch, als man erkannte, daß er nur ein Blender war. In Finland und dem neuerworbenen Kongreßpolen liebäugelte er mit verfassungsmäßigen Zuständen, seinem eigenen Volk aber, das den Staat begründet und damit auch die Nebenstaaten geschaffen hatte, verweigerte er jede durchgreifende Reform. Die Mißstimmung nahm solchen Umfang an, daß damals eigentlich ganz Petersburg revolutionär gesinnt war. Puschkin, der erste national zu nennende Dichter Rußlands, hatte schon als ganz jugendlicher Brausekopf Verse gemacht, die an radikaler Schonungslosigkeit sein Vorbild Byron weit übertrafen und — natürlich bis heute in Rußland nicht gedruckt werden dürfen! Eins dieser Epigramme behandelte das eine gekrönte Säule darstellende russische Iustiz-Wappen. Es lautet in freier Übertragung:

„In Rußland gibt es keinen Zar,
Auch der Gesetze sind wir bar.
In Rußland steht ein Saulenknauf
Mit einer hohlen Krone drauf!"

Der kläglich gescheiterte Versuch, nach Aleranders I. Tode und Konstantins Verzicht den nun 'den Zarenthron besteigenden Nikolaus I. durch eine Empörung von Garderegimentern zum Erlaß einer Verfassung zu zwingen, bewies die völlige Unreife der damaligen vornehmen Gesellschaft, an der aber die Regierung insofern die Hauptschuld trug, als sie seit Peter dem Großen die einschneidendsten Reformen ganz nach Willkür und Eingebung der gerade auf dem Thron sitzenden Monarchen und ihrer Staatsmänner, ohne jede Fühlung mit den Überbleibseln der gesetzgebenden Organe des Volkes durchgeführt hatte. Vergleichen wir damit

den Westen, so finden wir, daß die tiefgreifendste Umwälzung abendländischen Staatslebens, die Einführung des römischen Rechts und in seinem Gefolge auch der absoluten Herrschergewalt, sich namentlich in Spanien, Frankreich und Deutschland in einem gewissen Zusammenwirken der Monarchen mit dem führenden Adelsstande oder wenigstens einer Partei im Adel vollzog. Diese war damit einverstanden, die alten Freiheiten großenteils zu opfern, weil sie sich andererseits in wachsendem Maße als politisch und wirtschaftlich begünstigte Klasse fühlen konnte. In Rußland aber mußte der gesamte Adel wiederholt gänzlich entrechtet und in unwürdigster Weise behandelt werden, um den von der Krone geforderten Neuerungen freie Bahn zu schaffen. Nun wollte ein großer Teil des Adels sich schließlich dadurch zur Geltung bringen, daß erdieKrone übertrumpfte und auf dem einmal eingeschlagenen Wege noch viel weiter, bis an das Endziel abendländischer Entwicklung, ging. Unter Nikolaus I. konnte ein vom Fortschrittsgedanken ganz erfüllter Edelmann namens Tschaadäjew das Heil Rußlands nur im sofortigen Aufgehen im übrigen Europa erblicken, denn das russische Volk habe doch alles Gute und Nützliche immer nur entlehnt, niemals die Kulturwelt um eigene Gedanken und Schöpfungen bereichert. Dem Kaiser erschien es am geratensten, den Gefahren einer solchen nationalen Ohnmachtsanwandlung und Selbstzerfleischung dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ihren Urheber für geistesgestört erklären ließ. Bald aber setzte die Gegenbewegung der Slawophilen ein, unter denen die beiden Aksäkow und Chomjaküw die meiste Beachtung verdienen und beileibe nicht mit Strebern und politischen Geschäftsleuten wie Katküw und Leüntjew, den Vätern des eigentlichen Panslawismus oder richtiger (weil entschieden polenfeindlichen) Panrussismus, in einen Topf zu werfen sind. Sie gingen von dem an sich durchaus richtigen Gedanken aus, daß Fortschritte des Staatslebens wie der Bildung nach Möglichkeit aus den Überlieferungen und Anschauungen jedes Volkes heraus zu entwickeln seien und ihm nicht gewaltsam als ein seinen Bedürfnissen nicht angepaßtes Rüstzeug aufgezwungen werden dürften. Die Entwicklung sei früher trotz aller Rückschläge und Katastrophen eine folgerechte gewesen, der große Bruch mit der Vergangenheit erst durch Peter den Großen herbeigeführt worden. Inzwischen aber machte die revolutionäre Gärung, die hauptsächlich durch die geheime Verbreitung französischer Umsturzliteratur und der im Auslande gedruckten Schriften russischer Anarchisten erzeugt war, solche Fortschritte, daß nach Mitteilungen des Anarchisten Stepniak in seinem Buch „Underground Russia" während der Negierung Aleranders II. in öffentlichen Lokalen Geld für Attentate auf den Kaiserlichen Zug gesammelt werden konnte! Die Zahl der Sozialrevolutionäre und Anarchisten aus den besseren Gesellschaftskreisen ist noch heute nicht gering und in der Duma sitzen Fürsten und Grafen in den Reihen der Radikalen.

Ein Slawophiler, der wirklich folgerecht dächte und auch die

unausrottbaren Schwächen im Vo lks ch arakter rückhalt-
los und ehrlich zugäbe — ein solcher müßte freilich erst gefunden werden! —,
würde ungefähr folgendes Bild des russischen Werdeganges entwerfen.
Zunächst hätte der Slawophile zu der seit Alters überlieferten Darstellung
der russischen Urgeschichte zurückzukehren, nach der die Begründung und Aus-
breitung des Russenreiches ausschließlich das Werk der schwedischen
Waräger war — was gerade im neunzehnten Iahrhundert von den der slawischen
Richtung angehörenden Geschichtsschreibern bestritten worden war. Dann würde
er es besser verstehen, warum nach der Erschlaffung der Waräger durch Wohl-
leben oder Blutmischung in der weiten sarmatischcn Tiefebene wieder der alt-
gewohnte Schlendrian einkehrte, der die Herrschaft der Mongolen, dann der
Tataren (diese beiden Stämme der gelben Rasse sind eigentlich nicht sprachver-
wandt) ermöglichte, Nowgorod, den Ausgangspunkt der Warägerzüge, zu einer
eigenbrödlerischen Stadtrepublik machte, Kiew, Rußlands erste christliche Resi-
denz, in die Hände der heidnischen Bedrücker lieferte und damit erst der sprach-
lichen Trennung des kleinrussischen Stammes vom großrussischen Tor und Tür
öffnete. Der russische Südrand wurde ganz von den bisherigen Be-
wohnern geräumt, weil sie in ihrer weichlichen Kampfscheu gegen die
unaufhörlichen Angriffe der wilden Nomadenstämme wehrlos waren, die erst
weit später zurückgedrängt werden konnten, als sich nach den überraschenden
Vorstößen der kriegerischen Litauer und deren baldiger Vereinigung mit dem
Polenreich die Niederlassungen russischer Kosaken am Dnjepr bilden konnten.
Dagegen drangen im Nordosten russische Siedler unausgesetzt ganz friedlich gegen
das Gebiet der finnischen Stämme vor, durch Roden von Wäldern und Er-
weiterung der Ackerfläche sich neuen Stammesboden schaffend. Nun erst begann
sich hier auf neurussischem Boden wieder ein Kern für den Zusammenschluß des
russischen Volkes zu bilden — Moskau, erst Fürstenburg, dann Handelsplatz, zu-
letzt Sitz von Großfürsten, die sich durch ihre Geschenke und pünktlichen Tribut-
zahlungen die Gunst der Tatarenkhane erwarben und von ihnen schließlich mit
der Einsammlung der Tribute im ganzen nördlichen Rußland bettaut wurden.
Somit haben der Pflug und der wohlgefüllte Beutel pfiffiger fürstlicher Krämer
die Grundlagen dieses neuen Reiches geschaffen, das im Gegensatz zu dem Er-
obererstaat der alten Waräger ein echtslawisches war. Die Oberherrschaft der
Tataren brachte wohl unaufhörliche Kämpfe und Ausplünderungen mit sich, be-
rührte aber die Tiefen russischen Lebens nur wenig. Erst unter den Zaren, d i e
erobernd nach dem Osten vordrangen, begannen seltsamerweise
tatarische Einflüsse in merklicher Weise zunächst die Oberschichten des Volkes
zu erfassen, um dann die alten Sitten und Rechtsanschauungen gänzlich umzu-
gestalten.
Unter Ioann III. wird das noch zur Warägerzeit entstandene alte Gesetz-
buch, die „Rußkaja Prawda", die Körperstrafen nicht kannte und ganz

nach germanischer Art für alle schweren Vergehen eine „Wira" (das deutsche „Wergeld") festsetzte, durch den „Ssudsbnik" ersetzt, in dem zum ersten Male die von den Gerichten schon längst angewendeten Strafmittel der Knute und der Folter auch ihre gesetzliche Anerkennung finden. Ioann IV. (der Schreckliche) läßt die alte Staatsverfassung mit der „Bojärskaja Duma" (Bojarenrat) und dem „Semski Ssobür" (Landesversammlung) noch zum Schein fortbestehen, nimmt aber den Bojaren alle sonstigen Rechte und setzt, nachdem er den Hofstaat als „Opritschnina" (Absonderung) von der „Ssmschtschina" oder Landschaft getrennt und selber den Titel eines Zaren angenommen hat, als Oberhaupt der Landesverwaltung einen getauften Tatarenkhan, Ssimeün Bekbul^tow, mit dem Titel eines „Großfürsten von ganz Rußland" ein. Nach dem Aussterben des Hauses Rurik werden unter dem Zaren Boris Godun6w, dem Nachkommen eines tatarischen „Mursen", die bis dahin freien russischen Bauern zu schollenpflichtigen Leibeigenen gemacht. Nach den Wirren des Zwischenreichs gelangt das den Ruriks verschwägerte Haus Romanow auf den Thron, und die Landesversammlung gewinnt ihre alte Stellung zurück. Schon der zweite Romanow, Alerei, (Peters des Großen Vater) regiert ziemlich unumschränkt, hält es aber noch für zweckmäßig, sein die grausamsten orientalischen Strafen androhendes Gesetzbuch, die „Uloshsnje", von der Landesversammlung bestätigen zu lassen.
Nun erscheint schließlich Peter und macht mit allen waräigischen und altslawischen Überlieferungen (die beide in der Verwerfung eines despotischen Zwanges übereinstimmten) vollständig reinen Tisch. Seine „Geheime Kanzlei", die ein Heer der bösartigsten Angeber großzieht, mit Folter und Strick gegen Hoch und Niedrig wütet, macht jeder geordneten Rechtspflege ein Ende und läßt die berüchtigte „Sternkammer" der englischen Tudors zu einer Fürsorgeanstalt verblassen.
Die griechisch-orthodore Kirche hatte sich nur in Kiew im Kampf gegen die Iesuiten geistiges Leben bewahrt, und als Peter für seine neue Newaresidenz einen guten Kanzelredner brauchte, mußte er den zu Rom im Iesuitenkolleg gebildeten Theophan Prokopowitsch aus Kiew dorthin berufen.
Immerhin hatte auch die Kirche Moskaus wenigstens hohe Geistliche von praktischer Verstandesrichtung und durchgreifender Tatkraft hervorgebracht, wie den Patriarchen Philaret, den Vater Michaels, des ersten Zaren aus dem Hause Romanow, den Patriarchen Nikon, den Reiniger fehlerhafter Gebetbücher. Als Peter aber die Patriarchenwürde aufhob und den bis heute in Rußland fortbestehenden „Cäsaropapismus" einführte, würdigte er die Geistlichen zu bloßen Staatsdienern herab, ebenso wie er schon vorher alle Bojaren in die Zwangsjacke der neu errichteten Rangklassen hineinkarbatscht hatte. Erst Peter der Große hat die in Rußland bis dahin unbekannte Erscheinung des „Tschinowniks" geschaffen. Die Erstarrung der zwar einseitig entwickelten, aber früher keineswegs

ganz weltfremden und bildungsfeindlichen Staatskirche war somit das Werk des fortschrittlichsten aller Zaren.
Das Heer, das bis zu Ioann dem Schrecklichen in unfähigen Bojaren bevorrechtete Führer, seit jener Zeit in der Leibwache, den ausländischen „Feuerwerkern" und den Streichen bevorzugte Prätorianer gehabt hatte, wurde von Peter allerdings auf eine gesunde, breite Grundlage gestellt, erhielt aber großenteils ausländische Generale. Zur Zeit der zweiten Katharina und Pauls brachte Rußland endlich einen anscheinend ganz eigenwüchsigen Heerführer ersten Ranges hervor — Ssuwürow. Aber selbst dieser hatte wenig slawisches Blut iw den Adern, denn seine Vorfahren waren finländische Schweden namens Suvar gewesen.
Wie müßte also ein einsichtsvoller, wirklich unbefangen denkender Slawophiler seine Bettachtungen schließen? Er würde gewiß bei seiner Ansicht bleiben können, daß die Art, wie Peter der Große seine Reformen durchführte, Rußlands Unglück war, denn alles Slawische war fast bis auf den letzten Überrest ausgerottet und Ausländer waren es nun, die mit tatarischen Zuchtmitteln die ratlos, wenn auch nicht ganz widerstandslos aufheulenden Volksmassen in ein noch weit drückenderes Ioch als das bisherige hineinzutreiben hatten. Er würde mit Recht betonen, daß Peters System, Scharen von Ausländern heranzuziehen und zu bevorzugen, deshalb ein falsches war, weil sie in dem gestaltlosen Drunter und Drüber ihres neuen Wirkungskreises jeden Richtpunkt verlieren mußten, daß es daher richtiger gewesen wäre, unter Verwendung nur weniger Ausländer im Lande lieber Scharen von Russen zur Erziehung und Ausbildung nach dem Auslande zu schicken. Seinen ausländischen Lehrmeistern vermochte der Russe (damals ebensowenig, wie heute) nicht das geringste abzusehen, er konnte, wie Peters eigenes Beispiel zeigte, nur dann etwas Gescheites lernen, wenn er selber in die Ferne zog, um den Kursus mit dem Abc zu beginnen.
Tatsächlich beweist das heutige Iapan, daß bei der Zusammenschmelzung von Altem und Neuem ein solches Verfahren vorzuziehen ist.
Nun dürfte der hier in der Voraussetzung angenommene unbefangene Slawophile sich nicht andererseits für Peter dadurch einnehmen lassen, daß dieser Rußland einen so ungeheuren Machtzuwachs verschaffte, sondern er müßte zu der unumstößlichen Überzeugung gelangen, daß es der Beruf des Russenreiches nicht ist, Eroberungen zu machen und gereiftere, vorgeschrittenere Völker zu beherrschen. Ein weniger genialer und unternehmender Herrscher hätte sich im Westen vielleicht mit der Wiedergewinnung der noch zu Alerander Newskis Zeit zu Rußland gehörenden Newamündung begnügt, aber sich andererseits nicht, gleich dem sprunghaften, daher leicht entmutigten Peter, schon durch die ersten Fehlschläge aus dem Küstengebiet des Schwarzen Meeres, vor allem aber nicht aus dem kaum erreichten Persien vertreiben lassen, wo Rußland eine größere, aussichtsvollere Zukunft winkte, als an der Ostsee.

Was Peter trieb, war nichts anderes als Umsturz von oben her, die breiten Vvlksmassen verharrten in völliger Trägheit. Unter Nikolaus I. und Alerander III. war das Verhältnis das umgekehrte — wenigstens soweit die gebildeten und urteilsfähigen Volkskreise in Frage kamen.
Welches von den Gesichtern, die das heutige Rußland uns zeigt, ist nun das echte? Ist es das slawische, das tatarische oder das europäische? Das grauenhafte Tatarengesicht, das unsere unglücklichen ostpreußischen Landsleute in lähmendes Entsetzen bannte, wird wohl nach dem Kriege sich wieder mehr nach dem Osten wenden. Das slawische Gesicht hat schon lange keine unverfälschten Züge mehr und wird sich auch in alter Reinheit nicht mehr wieder herstellen lassen. Es bleibt also nur das moderne Rußland als Glied der europNschen Völker- familie, und tatsächlich hat die Entwicklung nach dieser Richtung die merklichsten Fortschritte gemacht. Rußland hat eine Verfassung, eine Volksvertretung, ist im Übergang zum bäuerlichen Privatbesitz begriffen, was will man mehr? Der wirtschaftliche Aufschwung, die Erstarkung der Staatsfinanzen, die Erneuerung von Heer und Flotte und anderes mehr vollzogen sich mit einer Raschheit, einer drängenden Gewalt, daß wir vermutlich schon nach zehn bis zwanzig Iahren nicht mehr imstande gewesen wären, die russische Übermacht zu brechen. Die merklich heranschwellende Gefahr der Zerbröckelung in nationale Sondergebiete wurde vorläufig noch mit dem der Regierung verbliebenen Reservefonds tatarischer Machtmittel abgewehrt. Allerdings — nur vorläufig!
Viel Erstarrtes gab es noch im Volkskörper, aber auch diese Verkalkungen mußten schließlich vom strotzenden Wachstum der übrigen Teile überwunden werden. Lächerlich ist es, daß sich drüben noch Überreste der alten Kastenabson- derung erhalten haben und in Moskau nicht bloß der „Lüwotschnik" (Klein- händler), sondern oft auch der „Kupsz" (Großkaufmann) äußerlich erkennbar ist. Lächerlich, daß sich die Kalenderreform bis heute nicht durchsetzen ließ. Äußerst bedauerlich und bettüblich, daß man die Kosaken noch immer auf europäischen Kriegsschauplätzen verwendet und diese Überreste der primitiven altslawischen Organisationskraft großenteils sogar in die regulären Kavalleriedivisionen ein- gliedert! Aber wenn man sich von den Fortschritten Rußlands überzeugen will, dann vergleiche man nur eine echtrussische Großstadt, wie Kiew, Charkow, Nishni Nowgorod, Saratow mit einer französischen (mit alleiniger Ausnahme von Paris), und man wird erstaunt sein, die Erstarrung eher im äußersten Westen Europas zu finden, als im Osten. Der Zustrom ausländischen Kapitals und die Rührig- keit der einheimischen Deutschen haben sich vereint, um hier wirklich Staunens- wertes zu schaffen — der Anteil des nationalrussischen Bürgertums an diesem Aufschwung ist wohl vorhanden, aber nicht sehr bedeutend.
Rußland hat die Periode innerer Lähmung wohl für immer überwunden und Gefahr droht ihm jetzt eher vom Umsturz. Der voraussichtlich für Rußland äußerst nachteilige und demütigende Friedensschluß wird in unserem Nachbar-

lande nicht den Eindruck erwecken, daß die begonnenen Neugestaltungen noch nicht zu voller Wirkung gelangt wären, sondern, daß sie gänzlich ungenügend seien und daher der ganze Aufbau des Staatswesens nichts tauge. Russische Reformen scheitern heute nicht mehr an rückschrittlichen Widerständen, sondern an der Maßlosigkeit und Unersättlichkeit der damit Beglückten. Auch ein Sieg des Umsturzes würde freilich, soviel Elend und Verwüstung er mit sich brächte, Rußland nicht aus der Reihe der europäischen Staaten streichen. Vielleicht aber ließe er an Stelle dieser unförmigen Landanschwellung, dieser geographischen Elephantiasis eine ganze Reihe europäischer Staatswesen entstehen.

Die Einsturzbeben und Neubildungen im Osten sind noch nicht abgeschlossen. Nach dem Kriege werden wir als unbeteiligte, aber doch nicht giünzlich unberührte Beobachter diese eruptiven Vorgänge voller Spannung verfolgen können.

Eugen V. Auerbach:

Zahlenspiel der Weltgeschichte.

Oktober 1415 — Oktober 1915

Und aber nach fünfhundert Iahren
will ich desstlbigen Weges fahren.
Chidcr.

Im allgemeinen kümmern sich selbstverständlich die Ereignisse der Natur und der Geschichte nicht um Zahlen. Wir Menschen sind an Maß und Zahl gebunden und betrachten daher notwendig alles von diesen Gesichtspunkten aus. Der Mensch ist nach dem alten philosophischen Satz das Maß aller Dinge; die Maus würde von sich aber wohl dasselbe sagen und ebenso der Elefant.

So haben wir auch den Begriff des Chiliasmus. Danach sollen tausend Iahre eine besonders große Umwälzung oder auch Erneuerung des ganzen Erdenlebens — die besonders Frommen meinen, auch des ganzen Weltlebens — zeitigen. Die Zahl Tausend ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß der Mensch auf der Grundlage der zehn Finger die Zahl 10 als wesentlich oder gar naturgegeben erachtete. Früher war die Grundlage die Acht, da man den Daumen nicht als Finger mitzählte. Daher mag es auch wohl kommen, daß noch heute in vielen Sprachen neu und neun die gleiche Bezeichnung haben. Auch der Engländer bezeichnet beim Fingersatz über den Noten den Daumen nicht wie wir als 5, sondern mit einem Kreuz. Die Zahl 1000 erklärt sich mühelos daraus: sie ist eben 10 zur Potenz drei erhoben.

Die Drei aber war bei allen Völkern schon lange vor dem Christentum eine heilige, mindestens außerordentlich bedeutungsvolle Zahl. Der Stammvater der

Griechen, Hellen, hatte drei Söhne, ebensoviel Noah, der zweite Stammvater der Menschen; heilige Handlungen mußten nach der Bibel dreimal wiederholt werden; den Pythagoräern war die Drei heilig; Aristoteles legte ihr besondere Bedeutung bei (Anfang, Mitte, Ende). Das Dreieck war bei den Indern und Ägyptern das Symbol der Menschwerdung von Göttern und die Grundlage einer auf drei Vokalen beruhenden Geheimlehre. Bei den Persern wurde die Drei mit Mithras in Verbindung gebracht. Für die Neuplatoniker, auch die neueren Philosophen ist diese Zahl wichtig. Wir rechnen nach drei Dimensionen der Zeit und des Raumes, wir kennen drei Funktionen des Verstandes, drei Steigerungsgrade, dreifach ist die Flucht der Zeit.

Die Dreizahl durchdringt auch vielfach unbewußt die neueren Verhältnisse: dreimal erfolgt das Aufgebot vor der kirchlichen Trauung, dreimal fordert das Gericht zum letzten Steigerungsgebot auf, dreimal muß Faust zum Teufel „Herein!" rufen, dreimal wird hoch oder hnrra gerufen, eins, zwei, drei zählt schließlich jeder Knabe, bevor er einen größeren Sprung unternimmt.

So erwartete man vom Iahre 1000 nach Christi Geburt ganz besondere Umwälzungen, die aber nicht erschienen sind.

Manchmal indessen scheint es, als ob die Zahl doch auf die Weltgeschichte Einfluß habe. Gerade jetzt tritt die Zahl 500 besonders auffällig in die Erscheinung.

Am 21. Oktober 1415 geschah die Erbhuldigung der Mark Brandenburg gegenüber dem Burggrafen von Nürnberg als dem nunmehrigen Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg. Zur selben Zeit war Huß in Konstanz verbrannt worden, er, der Vorläufer des Protestantismus, dessen mächtige Schirmherren die Könige von Preußen seitdem immer gewesen sind. Huß prophezeite am Marterpfahl schon Luther mit den Worten voraus: „Ihr bratet jetzt eine Gans (Huß ist das böhmische Wort für Gans), aber in hundert Iahren wird ein Schwan kommen, den werdet Ihr nicht töten können."

Fast genau an demselben Tage der Erbhuldigung, nämlich am 25. Oktober 1415, fand die Schlacht bei Azincourt statt. Im französischen Departement Pas de Calais wurde damals der englische König Heinrich V., der nur 14 000 Mann zu seiner Verfügung hatte, von dem Dauphin von Frankreich, der mehr als 50 000 Mann befehligte, angegriffen. Die Franzosen wurden aber damals unter Verlust von 10 000 Toten und vielen Gefangenen — darunter fünf Prinzen — gründlichst geschlagen. England, welches damals Irland nur zum geringsten Teile und Schottland überhaupt nicht beherrschte, siegte glänzend und verlor nur 1500 Mann. Diese Schlacht entschied den Feldzug. Nach nur noch geringen, aber auch für England siegreichen Kämpfen wurde auf Grund des Sieges von Azincourt am 21. Mai 1420 durch den Vertrag von Troyes dem König von England die Regentschaft von Frankreich mit der Maßgabe übertragen, daß nach dem Tode des französischen Königs dem englischen Könige und seinen

Nachkommen die französische Krone zufallen sollte. Bei seinem Einzuge in Paris wurde der englische König Heinrich V. damals vom Volke auf das freudigste empfangen; die versammelten Stände, das Parlament, die Universität und die Geistlichkeit nahmen diesen Vertrag durch lauten Zuruf an. Chastellain schreibt in der Chronik des Herzogs Philipp darüber: „Ooiuius »i 1« monäe eu«t äen e»tr« tnut reunuv«IIs et o»t»bl? su perpstuell« «t permkuadls fslieit^" (gleich als ob die Welt ganz erneuert und ewige und dauernde Glückseligkeit begründet worden wäre).

Auch der deutsche Kaiser Sigismund reiste damals mit Hilfe der 300 000 Dukaten, die ihm Friedrich von Zollern bezahlt hatte, durch Südfrankreich nach Paris, wo er als unbestrittener höchster Gebieter auf Erden auf das prächtigste empfangen wurde. Seine Bemühungen, damals schon Frieden zwischen England und Frankreich zu stiften, mißlangen ihm, auch sonst hatte er in England keinen Erfolg. Schon bei seiner Landung dort ging ihm der Herzog von Gloster mit entblößtem Schwerte — eine freventliche Ungeheuerlichkeit gegenüber einem Herrscher — ins Wasser entgegen und fragte ihn, ob er eine Gerichtsbarkeit in London ausüben wolle. Erst als der Kaiser dies verneint hatte, ließ man ihn an Land. Er wurde dann vom Volke in London so beleidigt, daß er sich nach Canterbury begeben mußte; aber auch von dort durfte er erst abreisen, nachdem er ein Bündnis mit England gegen Frankreich zugesagt hatte.

Also schon vor 500 Iahren kannten die Engländer im Prinzip die „Konzentrationslager" und die rechtswidrige Vergewaltigung von Ausländern.

Eine wundervolle Darstellung dieses Feldzuges findet sich in „Heinrich V." von Shakespeare. Darin stehen (poet». — propbeta) Sätze, die wie für die jetzigen Kriegshandlungen des Vierverbandes, besonders der Russen, geschrieben erscheinen.

Zunächst wird dort (I, 2) nachgewiesen, daß Englands König rechtmäßiger König von Frankreich sei. Der englische König droht (III, 3), „wie Gras zu mähen die holden Iungfrauen und die blühenden Kinder", „die reinen Iungfrauen sollen in die Hand der Notzucht fallen", „die blutigen Soldaten werden die Locken eurer gellend schreienden Töchter besudeln, am Silberbart ergreifen eure Väter, ihr würdig Haupt zerschmettern an der Wand, die nackten Kinder auf die Piken spießen"; die französischen Frauen sagen grad heraus, „dahin sei das Feuer der Franzosen, und sie wollen der Iugend Englands ihre Leiber bieten, mit Bastardkriegern Frankreich zu bevölkern" (III, 5). Die Engländer werden (III, 7) prophetisch bezeichnet als „einfältige Hunde, die blindlings dem russischen Bären in den Rachen laufen", „sie haben bloß Appetit zum Essen, aber nicht zum Fechten" (III, 7). Die französischen Heerführer nennen wieder (IV, 2) die Engländer „hungrige und arme Schar", die „kaum Blut genug in ihren kranken Adern hat, um jeden fränk'schen Säbel zu beflecken"; man brauche „nur auf sie zu hauchen, und der Dunst der französischen Tapferkeit

stürze sie (die Engländer) um". „Schon der überflüssige Troß und die Bauern würden genügen, dieses Feld von dem jämmerlichen Feind zu säubern." „Die Insel-Aser (Engländer) verzweifeln und sind bankerott." „Man solle ihnen erst Kost und frische Kleider und Fütterung für die mageren Pferde senden und dann mit ilmen fechten."

Der englische König gibt (IV, 6 am Schlusse) den Befehl, „jeden kriegs-gefangenen Franzosen zu töten", und wiederholt (IV, 7): „Auch wollen wir erwürgen, die wir haben, und nicht ein Mann, der in die Hand uns fällt, soll Gnad' erfahren"; er versichert (V, 2), „er liebe Frankreich so, daß er kein Dorf davon wolle fahren lassen", und nimmt sich vor, mit der französischen Königs-tochter „einen Iungen, halb französisch, halb englisch, zustande zu bringen, der nach Konstantinopel gehen und den Türken am Barte zupfen wird".

Es wird nun, sei es, daß dann für uns ehrenvoller Friede ist, wie wir herz-lichst wünschen, oder sei es, daß der Krieg noch fortdauert, wunderlich anzusehen sein, wie Engländer und Franzosen dann als „Verbündete" die 500. Wiederkehr des Schlachttages von Azincourt gemeinschaftlich feiern werden.

Der englische Festredner wird dann wohl mit Recht den Franzosen gegen-über auf folgendes hinweisen können: Elsaß und Lothringen gehörten seit dem Frieden von Mersen im Iahre 870 unbestritten zum Deutschen Reiche. Lothringen wurde erstmalig 1552 von den Franzosen besetzt, ihnen 1659 entrissen, 1670 von ihnen wiedererobert. Das Elsaß befand sich von 1681 bzw. 1697 ab unter französischer Herrschaft; im ganzen also beide rund 200 Iahre, während Dentsch-land über 900 Iahre lang diese beiden herrlichen Länder beherrschte.

Calais aber, unbestritten seit 840 zu Frankreich gehörig, befand sich vom 14. August 1347 bis 8. Ianuar 1558, also sogar noch etwas länger als 200 Iahre, unbestritten unter englischer Herrschaft.

Mit dem vollen Brustton der englischen Cantüberzeugung wird also der englische Festredner dann darauf hinweisen können, daß die eigenen Gründe, welche die Franzosen für die Wiederüberlassnng von Elsaß-Lothringen vor-bringen, auch dazu führen müssen, daß den Engländern Calais nun wieder zu überlassen ist, und zwar — echt englisch bescheiden — zusammen mit Boulogne, das zwar nur etwa sechs Iahre lang zu England gehörte, von dem aus aber vielfach, von Caligula bis auf den großen Napoleon, England durch Landheere bedroht wurde. Und zwar alles dies besonders, um dadurch die Nordsee mittels des Ärmelkanals, und somit den Ozean überhaupt den deutschen Barbaren-Boches für immer zu verschließen.

D'Annunzio, der in Wahrheit Rübchen heißt, ist als Festredner — und vielleicht auch anders — bereits verbraucht und kommt nicht in Frage. Aber die Zahlenironie der Weltgeschichte oder die prophezeiende Kraft des großen Dichters William Shakespeare hat für einen „vollwertigen" Ersatz schon gesorgt, nämlich in dem jetzigen englischen Minister Grey.

In Shakespeares Drama „Heinrich V." tritt (II, 2) nämlich ein hoher englischer Hofbeamter auf, der den König anstachelt, eine Majestätsbeleidigung nicht, wie der König will, zu verzeihen, sondern sehr hart zu bestrafen; eben demselben aber wird gleich darauf nachgewiesen, daß er, von französischem Gelde bestochen, sich in eine Verschwörung gegen das Leben seines eigenen Königs eingelassen hat. Er gesteht und wird dafür zum Tode abgeführt. Dieser echte Engländer führt aber bei Shakespeare auch den Namen Grey, und das ist wohl der grimmigste historische Humor, der sich denken läßt.

Wie nun vor 500 Iahren die Freiheit des Bekenntnisses gegen Rom durch die damals einsetzende Reformation begründet und ihr mächtiger Schirmherr, das Haus Hohenzollern, in die Stellung eingesetzt wurde, die es ihm ermöglichte, diese edelste Mission nun seit Iahrhunderten durchzuführen, so wird 500 Iahre später auch wieder durch einen Hohenzollern die Freiheit derMeere gegenüber England für immer erkämpft werden. Beide Errungenschaften aber werden zum Heile der gesamten Menschheit nun auch dauernd bewahrt bleiben.

Möge dann Chider, der ewig junge, nach 500 Iahren wiederkehrend, das Geschlecht der Hohenzollern und das unvergängliche deutsche Volk in der Freiheit der Meere, der Freiheit des Bekenntnisses und auch im ewigen Frieden auf Erden wiederfinden.

Dr. Hans Rorig:

Das Papsttum im Weltkrieg.

Es ist eine keineswegs einfache Aufgab«, über die Tätigkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche und seiner beratenden Körperschaft, der Kurie, im Weltkrieg ein auch nur einigermaßen objektives und vollständiges Bild zu entwerfen. Wir sind dabei mehr oder weniger auf die Presse und die wenigen Veröffentlichungen des Hl. Stuhles angewiesen. Da kommt neben den sehr spärlich erschienenen Schriftstücken in den ^ct2. ^«»tnliek« ßeäis vor allem der „Osservatore Romano", das vom Vatikan inspirierte täglich erscheinende Blatt, in Betracht. Die übrige italienische Presse ist zum Teil, was ja in der Natur der Sache liegt, in kirchlichen Angelegenheiten auch nicht immer schlecht bedient, sie ist aber doch mit größter Vorsicht zu benutzen. Trotzdem die Beziehungen des Hl. Stuhles zu Frankreich offiziell seit Iahren abgebrochen sind, sind doch die Iahrhunderte alten Beziehungen zwischen einflußreichen Kreisen dieses Landes und dem Vatikan noch immer sehr eng, so daß auch die französische Presse zuweilen gut bedient ist.

Trotzdem also die Quellen, aus denen man sich ein klares Bild über die Tätigkeit des Papsttums machen muß, oft recht trübe fließen, ist doch von seiten des Vatikans im Weltkrieg schon so vieles getan worden, was ein positives Ergebnis gezeitigt hat, daß man immerhin es wagen darf, schon jetzt eine Zusammenstellung dieser Tätigkeit zu geben.

Ohne Übertreibung kann man wohl behaupten, daß die Diplomatie der Kurie sich in den Iahrhunderten des Bestehens der Kirche anderen Diplomatien in vielen und oft äußerst wichtigen Fällen weit überlegen gezeigt hat. Gewiß ist seit den Zeiten der Reformation der Einfluß des Papstes in den Dingen der hohen Politik sehr gesunken, aber dennoch haben auch in den letzten Iahrhunderten viele kraftvolle Inhaber des Stuhles Petri sich Einfluß auf die Geschicke der Welt zu verschaffen gewußt.

In diesem Kriege spielt der Papst eine eigenartige Rolle. Plus X., der einfache Mann aus dem Volke, besaß für die Dinge dieser Welt nicht immer das richtige Verständnis. Während seines ganzen Lebens bescheiden und einfach, sah er sein Ideal in einem tugendhaften und frommen Leben. Als der Krieg ausbrach und wie ein Würgengel über blühende, bisher von friedlichen Menschen bewohnte Gefilde hinzog, brach sein Hlrz vor Kummer. Das war zuviel für seinen vom Alter schon angegriffenen Körper. Nach seinem Tode kam die Mitra auf das Haupt eines anders gearteten Mannes. Auch Benedikt XV., der aus der Familie der Marquis Della Chiesa stammt, sah mit schwerem Herzen auf das blutige Ringen, aber nicht untätig blieb er und bloßer Zuschauer; nicht allein mit Gebeten wollte er den bedrängten Völkern helfen; in vielen brennenden Fragen ergriff er energisch die Initiative.

Der Papst genießt als Oberhaupt der drittgrößten Religionsgemeinschaft der Welt, die sich dazu durch eine einzigartige Organisation und Disziplin auszeichnet, ein gewaltiges Ansehen. Sein Wort hat für Millionen unbedingt« Geltung. Schon sein Wunsch ist für Ungezählte Befehl. Diesen Mann auf ihre Seite zu ziehen, ist natürlich das Bestreben jeder kriegführenden Partei. Zwar sind die Zeiten vorbei, in denen der Papst das gefügige Werkzeug in der Hand einzelner war. Das Avignoner Eril hat dem Ansehen des römischen Bischofs schon damals, als der Begriff Religion ganz anders ausgelegt wurde wie etwa heute, wahrhaftig nicht genutzt. Wie gesagt, diese Zeiten sind vorbei. Die Diplomatie arbeitet heute mit anderen Mitteln. Ihre Fäden sind feiner gesponnen, ihre Wege führen um, ihre Mittel sind raffinierter.

Es ist auch nicht zu vergessen, daß der Papst einer der wenigen echt Neutralen ist und nach Lage der Dinge sein muß. Gewiß mögen auch seine persönlichen Sympathien mehr auf der einen oder anderen Seite liegen, das ist menschlich wohl begreiflich. Aber keineswegs darf er diesen Sympathien mit Worten oder Taten irgendwie Ausdruck verleihen, da jeder am Kriege beteiligte Staat katholische Bewohner zählt, und auch die sogenannten Neutralen, deren

Wünsche und Hoffnungen ja auch geteilt sind, dies übel vermerken würden. Und gerade Benedikt XV. scheint der letzte zu sein, der sich zu einer derartigen Handlungsweise verstehen würde. Vielleicht, daß der Papst vermöge seiner wirklichen Neutralität bei den Friedensverhandlungen, die ja doch einmal kommen werden, eine Mittlerrolle einnimmt.

In richtiger Erkenntnis der Stellung des Papstes und in kluger Voraussicht waren es zunächst, wie auch nicht anders zu erwarten, die Engländer, die sich beizeiten vorsahen. Im Dezember vorigen Iahres tauchten die ersten Nachrichten von der beabsichtigten Schaffung einer diplomatischen Vertretung Englands beim Vatikan auf. Es dauerte dann auch nicht lange, bis Sir Henry Howard, früher großbritannischer Gesandter im Haag und der einzige Katholik, der an der Spitze einer ständigen englischen Gesandtschaft im Ausland gestanden hat, im Vatikan sein Beglaubigungsschreiben überreichte, das von einer besonderen Mission, also nicht von einer dauernden sprach. Um das Neue und Eigenartige dieses Schrittes zu erfassen, muß man sich einmal die Beziehungen zwischen der englischen Regierung und dem Päpstlichen Stuhl im vorigen Iahrhundert vergegenwärtigen, Beziehungen, die durch außergewöhnliche Zurückhaltung seitens Englands gekennzeichnet sind, die nur durch den bei dem Regierungsjubiläum Viktorias und den Thronbesteigungen ihres Sohnes und Enkels gewechselten Höflichkeitenaustausch unterbrochen wurden. Der Bruch, den England mit seiner diplomatischen Vergangenheit der Kurie gegenüber gemacht hat, war zu einem Teil auch darin begründet, daß England gegen die damals noch in Rom anwesende Vertretung von selten der Zentralmächte — Preußen, Österreich und Bayern waren durch besondere Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl vertreten — ein Gegengewicht schaffen wollte, besonders da kein Staat der Entente eine Vertretung besaß, und da auch die Pforte beabsichtigte, einen eigenen Vertreter nach Rom zu senden, durch dessen Ernennung das Protektorat über die Katholiken im Orient, das sich Frankreich unter Napoleon III. angemaßt hatte, nicht nur tatsächlich, sondern auch formell beseitigt würde. Mitte Dezember hatte schon der Sultan den neuen Apostolischen Delegaten, Monsignore Dolei, der ein Handschreiben des Papstes überbrachte, feierlich ermpfangen, und zwar zum ersten Male ohne die Vermittlung der französischen Botschaft.

Überhaupt gab und gibt der Bruch Frankreichs mit der Türkei den Politikern zu denken, die Gewicht legten auf die Ausbreitung des französischen Einflusses mittels der Schutzhcrrschaft über die Christen und damit zusammenhängend der Schulen französischer Sprache im Orient, da sich in dem dortigen französischen Lehrkörper viele Iesuiten, Lazaristen, Assumptionisten, Schulbrüder und Schulschwestern befanden. Dem Bedauern über diese Wirkung des Bruches mit der Türkei gab zunächst vom kirchlichen Standpunkt aus der Schriftsteller Paul Bourget in der Öffentlichkeit Ausdruck. Es folgte ihm der Politiker Gabriel Hanotaur, früher Minister des Auswärtigen, der in einem Aufsatze im „Figaro"

die Frage von dem Standpunkt des politischen Einflusses im Orient untersuchte.
Die Regierung müsse versuchen, meinte er, mit Rom in Verbindung zu gelangen,
um die Verteidigung der französischen Mission im osmanischen Reich und den
Kampf gegen die deutschen Einflüsse in Rom und der katholischen Welt ins
Werk zu setzen. Hanotaur verwies auf die Erfolge, welche die Politik Wilhelms II.
im Orient von der Reise nach Palästina, angestrebt und erreicht habe. Seine
Aufforderung lautete dahin, in ehrlicher, öffentlicher Sendung einen gewandten
Vertreter Frankreichs mit dem Vatikan nach einem Mittel zur Rettung dessen
suchen zu lassen, was noch zu retten sei. Trotzdem der Boden für eine An-
knüpfung mit dem Vatikan infolge der seit Ausbruch des Krieges einsetzenden
Rückkehr zu den ehemaligen religiösen und kirchlichen Neigungen bei weiten repu-
blikanisch gesinnten Volkskreisen — es sei an die Neubelebung des Ieanne d'Arc-
Kultus erinnert — recht günstig war, ist kein entscheidender Schritt von seiten
Frankreichs beim Vatikan erfolgt. Dagegen hat man seit Beginn des Krieges
von französischer Seite aus mit allen Mitteln daran gearbeitet, den Papst aus
seiner Zurückhaltung in der Beurteilung der Kriegsereignisse herauszudrängen
und ihm als dem Oberhaupt der katholischen Kirche ein aktives Eingreifen darin
gegen Deutschland abzuringen, indem man von ihm in irgendeiner Form ein
förmliches Verdammungsurteil der „barbarischen" deutschen Kriegsführung er-
zielte. Mit diesem hätte man alsdann die ganze katholische Welt der neutralen
Staaten gegen Deutschland in Bewegung gesetzt. Zunächst dachte man von
seiten Frankreichs an nichts Geringeres, als an eine feierliche Enzyklika, die sich
mit dem Kriege befaßte und dabei jene Verdammung der deutschen Kriegs-
führung ausspreche. Als man sah, daß man sie nicht erzielen könne, nahm man
bescheidenere Formen ins Auge; eine feierliche mündliche Erklärung oder ein
Schreiben des Papstes an einen der französischen oder belgischen Kirchenfürsten.
Zu dem Zweck stempelte man den Kardinal Mercier mit derselben Unwahrhaftig-
keit, die diesen ganzen Feldzug der Lüge und Verleumdung gegen Deutschland
kennzeichnet, zu dem Märtyrer, der von deutscher Gewalttätigkeit in der freien
Ausübung seines prlesterlichen und bischöflichen Amtes behindert werde. Als
auch das nicht zum Ziele führte, wurde man ganz bescheiden, aber zugleich noch
verschlagener. Man schickte katholische Iournalisten aus, denen man fürsorglich
den Empfang beim Papste ebnete, damit sie mit geschickter Fragestellung von
ihm das verdammende Wort gegen Deutschland helmbrächten. Auch sie hatten
keinen anderen Erfolg, als erhabene Worte des Oberhauptes der Kirche zu
überbringen, die man in dem gewünschten Sinne zu deuten versuchte. Aber die
zuständige Berichtigung warf auch diese Deutelung wieder um. Ia, man mußte
es erleben, daß einer von ihnen, Latapie, der Sonderberichterstatter der Pariser
katholischen Zeitung „Werts", mit einer Antwort vom Papste zurückkam, die
mehr einer Rechtfertigung Deutschlands glich als einer Verurteilung.
In der Unterredung, die Latapie mit dem Papst hatte, er-

innerte dieser zunächst an seine verschiedenen Interventionen zu Gunsten des Friedens. Man kam auf die bekannten Punkte der „barbarischen" Kriegsführung der Deutschen zu sprechen, so auf Löwen und die Kathedrale von Reims, die angebliche Verhaftung des Kardinals Mercier, die Torpedierung der „Lusitama" und seine persönliche Stellung in Italien. Zu allen diesen Fragen nahm der Papst einen sachlich-objektiven Standpunkt ein. „Die Österreicher und Deutschen," so führte er aus, „bestreiten alle gegen sie erhobenen Anschuldigungen und schulden ihrerseits an. Die Deutschen erklären, die Bevölkerung von Löwen habe auf ihre Truppen geschossen. Sie erklären auch, daß die Franzosen einen Beobachtungsposten auf dem Turme der Kathedrale von Reims hätten. Andererseits haben die Vertreter von sieben Kongregationen Belgiens dem Kardinalstabssekretär erklärt, sie hätten keinen einzigen Fall von Gewalttätigkeit in ihren Kongregationen anzuführen. Was die Verhaftung des Kardinals Mercier anbetrifft, so ist er niemals verhaftet worden; er kann sich in seiner Diözese nach Belieben bewegen. Was die Torpedierung der „Lusitama" anbetrifft, so kenne ich keine schrecklichere Missetat; aber glauben Sie, daß die Blockade, welche Millionen unschuldiger Leben zur Hungersnot verurteilt, auch einem menschlichen Gefühl entspricht?" Zum Schluß der Unterredung kam der Papst auf seine eigene Stellung zu sprechen und äußerte seine Besorgnis wegen der Rückwirkung des Krieges auf Italien. Er wisse nicht, wie sich das Volk bei einem Siege oder bei einer Niederlage benehmen werde, er fühle sich nicht geschützt. Die Zukunft sei sehr dunkel. . .

Der Papst legte hiermit den Finger auf eine wunde Stelle: nämlich die Stellung des Papstes in rechtlicher Beziehung. Als die französische Besatzung im September 1870 aus Rom zurückgezogen war, wurde die Stadt am 20. September von italienischen Truppen besetzt, der Kirchenstaat wurde aufgehoben. Vergeblich protestierte Pius IX. am 2s. September gegen die Besitzergreifung Roms. Durch das sogenannte Garantiegesetz vom 13. März 1571 wurde dem Papst unter anderem der Besitz der Peterskirche, des Vatikan- und des Lateranpalastes, dazu ein Iahreseinkommen von 3V< Millionen Lire gesichert. Der Papst erkannte das Garantiegesetz, auf dem allein seine Souveränitätsrechte und der Schutz der Kurie beruhen, nicht an und hat auch von dem Gelde, das bisher schon auf eine sehr ansehnliche Summe gestiegen ist, noch nichts erhoben. Die Stellung des Papstes in politischer Beziehung ist also in jeder Hinsicht ungeklärt. — Eine katholische Zeitung behauptete jüngst, ein jeder Katholik habe das Recht und den Anspruch darauf, frei nach Rom gelangen zu können, schriftlich und mündlich ungehindert und ohne italienisches Veto dem Papste nahen zu dürfen, selbst wenn er keine andere Mission habe, als für sich und seine Angehörigen den päpstlichen Segen zu holen. Der Apostolische Stuhl, seine Einrichtung, seine Kirchen und Gnadenschätze gehören nicht Italien und dem Vierverband, sondern allen Katholiken der Welt. Tatsächlich liegt die Sache aber ganz anders. Der

Papst hat nur eine, wieder sehr beschränkte Möglichkeit des schriftlichen Verkehrs mit den Nuntien. Ieder andere Verkehr mit einer der Zentralmächte ist für ihn ganz unmöglich.
Das italienische Garantiegesetz enthält als Artikel 11 folgenden Satz: „Die Gesandten fremder Mächte beim Heiligen Stuhl genießen in dem Königreich alle Vorrechte und Immunitäten, die nach Völkerrecht den diplomatischen Agenten gebühren. Beleidigungen derselben werden ebenso bestraft wie Beleidigungen der bei der italienischen Regierung beglaubigten Gesandten. Den Gesandten Sr. Heiligkeit bei fremden Regierungen werden dieselben Vorrechte und Immunitäten in dem Königreich zugesichert, wie sie nach dem Gebrauch auf der Hinreise, am Aufenthaltsort und bei der Rückkehr den staatlichen Diplomaten zukommen."
Man sieht, daß die italienische Regierung in schlau berechnender Weise die Regelung des diplomatischen Verkehrs gänzlich in der Schwebe läßt. Die Zugeständnisse des Artikels sind nur im Hinblick auf die übrigen Mächte gemacht worden, die bei der internationalen Lage des Papstes gewisse Forderungen für den diplomatischen Verkehr mit ihm stellen mußten. In kluger Voraussicht der unbedingt zu erwartenden Verwickelungen und Schwierigkeiten und jedenfalls nach Rücksprache mit der Kurie, der natürlich alles an der Vermeidung eines Streites zwischen der italienischen Regierung und dem Heiligen Stuhl gelegen ist, haben die Vertreter Österreichs, Preußens und Bayerns beim Vatikan kurz vor Ausbruch des Krieges Rom verlassen und sich in Lugano niedergelassen. Wie diese ganze Angelegenheit gezeigt hat, ist der Papst nach italienischer Anschauung nicht in dem Sinne souverän, wie die Vertreter wirklicher Staaten, sondern von der jeweiligen Politik in der italienischen Regierung abhängig. — Daß Benedikt XV. aber auf die Lösung der römischen Frage in einem ihm günstigen Sinne hofft, wenn ein Frieden dem Krieg ein Ende gemacht haben wird, hat er am Schluß seiner Enzyklika gesagt.
Und gerade die Lösung der römischen Frage hat bisher den Quirinal davon abgehalten, ernstliche Schritte zu der Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen ihm und dem Vatikan zu unternehmen. Private Verhandlungen in dieser Beziehung haben zweifellos stattgefunden. Im September 1914 wurde die Frage von dem Ministerpräsidenten Salandra und dem seitdem verstorbenen Staatsmann Visconta Venosti geprüft. Auch hat der gegenwärtige Iustizminister Orlandi sich zu Anfang dieses Iahres eingehend mit den Garantiegesetzen beschäftigt. Es mag sein, daß die italienische Regierung damals lediglich die Frage prüfte, wie die Lage zwischen Italien und dem Vatikan im Kriegsfalle Italiens sich darstellen würde.
Am 20. Ianuar d. I. wurde im Haag halbamtlich folgendes mitgeteilt: „In maßgebenden Stellen ist nichts von der der holländischen Regierung durch das italienische Blatt „Secolo" zugeschriebenen Absicht bekannt, demnächst einen Gesandten beim Vatikan zu ernennen." Das war die erste Nachricht, die man hörte von

der beabsichtigten Wiederherstellung der im Iahre 1872 aufgehobenen niederländischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle.
Auf den diesbezüglichen, von katholischer Seite in der ersten Kammer ausgesprochenen Wunsch antwortete der Minister des Äußeren, daß die für eine solche angeführten Gründe — worunter die vom Papst entfaltete Tätigkeit für den Frieden obenansteht — für ihn nicht überzeugend seien. Die ständigen diplomatischen Vertretungen Bayerns und anderer Staaten beim Papst beständen schon seit langer Zeit, hätten also mit Friedensbestrebungen nichts zu schaffen. Und was Großbritannien und Irland betreffe, so sei es ihm nicht bekannt, daß dieses Reich einen diplomatischen Posten beim Vatikan errichtet habe. Aber die Beweggründe, welche die britische Regierung als kriegführende Partei zu dieser Maßregel möglicherweise geführt hätten, gälten für Holland als einen neutralen Staat nicht. Vielmehr sei er, der Minister, der Meinung, daß eine in diesem Augenblick in der auswärtigen Vertretung Hollands vorgenommene Veränderung zu Schlußfolgerungen führen könnte, welche dem Standpunkt der Regierung nicht entsprechen würden. Überdies sei er nicht in der Lage, sich ein Urteil über die Frage zu bilden, ob eine größere Möglichkeit dafür bestehe, daß die Friedensverhandlungen in Rom geführt würden, als an irgendeinem andern Platz. Diesen seinen Standpunkt verteidigte der Minister auch in der Sitzung der ersten Kammer am 9. Februar, wobei er noch bemerkte, daß er zwar persönlich kein grundsätzlicher Gegner der Wiederherstellung der Gesandtschaft beim Papst sei, daß ihm dies aber unter den jetzigen Umständen unmöglich sei. — Trotzdem aber kam schon Anfang Mai die niederländische Regierung mit einer Vorlage heraus, wonach eine zeitweilige niederländische Gesandtschaft beim Vatikan errichtet werden sollte. In der Vorlage hieß es, daß, wenn einmal die Zeit herannahe, in welcher die kämpfenden Völker krlegsmüde geworden seien, der Papst zur Anbahnung des Friedens eine hervorragende Rolle spielen könne, und daß es für Holland dann keineswegs gleichgültig sein dürfe, ob es dann an der Zentralstelle der Völkerversöhnung seine Stimme in die Wagschale legen könne oder nicht. — Von protestantischer und vor allem kalvinistischer Seite wurden zwar Einwendungen gegen die Vorlage gemacht, aber die Freisinnigen, Demokraten, Sozialdemokraten und Unionsliberalen standen der Vorlage wohlwollend gegenüber. Nachdem Monsignore Dr. Nolens, niederländischer Abgeordneter und Prälat, im Auftrage der niederländischen Regierung in Rom sondiert hatte, verabschiedeten Ende Iuni beide holländischen Kammern Ken ganzen Entwurf über die Errichtung einer zeitweiligen Gesandtschaft des Königreichs beim Heiligen Stuhl. Zum Gesandten wurde der frühere Minister für öffentliche Arbeiten, Dr. L. Regout, ernannt; ihm hatten früher hauptsächlich die Wasserbauten unterstanden. Als Besoldung wurden 12 000 Gulden im Budget des Auswärtigen vorgesehen.
Auch in der Schweiz wurde angeregt — so von dem Blatte „Die Ostschweiz" —, die Bundesregierung möge eine Gesandtschaft beim Vatikan er-

richten, wie es Holland tat, um über jede Friedeusaktion genau unterrichtet zu sein. Der „Bund" bemerkte dazu: „Darauf wird der Bundesrat schwerlich eingehen, er hat besseres zu tun, als Gesandtschaften zu errichten, wofür ein praktisches Interesse nicht besteht. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß Papst und Bundesrat sich nicht finden, wenn sie sich etwas mitzuteilen haben. Die Schweiz ist übrigens kein konfessionelles Staatswesen. Die Bundesbehörden haben nur Glauben und Gewissensfreiheit zu wahren. Es geht schon deswegen nicht an, daß der Bundesrat mit dem Oberhaupt einer einzelnen Konfession in besondere Beziehungen tritt." Bisher ist denn auch aus eine schweizerischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl nichts geworden.

Die hier dargelegten Bemühungen der einzelnen bis zu Beginn des Krieges beim Vatikan diplomatisch nicht vertretenen Regierungen Europas zur Errichtung von Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl beweisen jedenfalls schlagend, welche Bedeutung man allenthalben der politischen Stellung des Papstes zuschreibt. Im Folgenden wollen wir versuchen, einmal einen kurzen Überblick über die auf eigene Initiative erfolgte Tätigkeit des Papstes zu werfen, auf seine Bestrebungen und Bemühungen, das namenlose Elend und die Schrecknisse, die dieser Krieg im notwendigen Gefolge hat, nach Möglichkeit zu lindern und dem Völkerringen ein Ende zu bereiten.

Die erste derartige Handlung des Papstes war seine Anregung, das Los der Kriegsgefangenen nach Möglichkeit zu erleichtern. Am 24. Dezember veröffentlichte der „Osservatore Romano" einen Erlaß der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, der besagte, der Papst, der lebhaften Anteil an den Ängsten der vielen unglücklichen Kriegsgefangenen, sowie den Besorgnissen ihrer zahlreichen, jeder Nachricht von diesen Angehörigen entbehrenden Familien nehme und den einen wie den anderen jede mögliche Hilfe und Erleichterung durch die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel zu bringen wünsche, habe auf den Bericht des Monsignore Eugenio Pacelli, des Sekretärs der Heiligen Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, folgende Bestimmungen getroffen, in dem Vertrauen, daß der Episkopat und der Klerus die Anordnungen des Papstes weitherzig und sorgfältig ausführen und daß die Zivilbehörden andererseits diesem Werke der Menschlichkeit und Barmherzigkeit eine kräftige und wirksame Mitarbeit zuteil werden lassen. Die Bischöfe derjenigen Diözesen, in denen sich Kriegsgefangene befinden, sollen baldmöglichst je nach Bedarf einen oder mehrere Priester bezeichnen, die die in Frage kommende Sprache genügend beherrschen. Sollten sie keine in ihrer Diözese haben, so sollen sie solche von anderen Bischöfen erbitten. Diese Priester sollen sich mit allem Eifer sowohl dem geistigen, wie dem materiellen Wohl der Gefangenen widmen und versuchen, ihnen in den vielfachen Nöten zu helfen. Die erwähnten Priester sollen sich vor allem danach erkundigen, ob die ihrer Sorgfalt anvertrauten Gefangenen schriftlich oder auf andere Weise ihren Familien persönliche Nachrichten

haben zukommen lassen. Sollten sie dies nicht getan haben, so sollen die Priester sie anhalten, es sofort zu tun, zumindest auf einfachen Postkarten. Falls die Gefangenen aus Unwissenheit, Krankheit oder aus irgendeinem Grunde nicht imstande sein sollten, ihren Familien zu schreiben, so sollen die Priester es in deren Namen selbst tun und alles versuchen, damit diese Nachricht in die Hände der Empfangsberechtigten gelangt. — Manche Sorge ist durch diese wohlwollende Vermittlung zwischen den Gefangenen und ihren Familien, besonders in den ersten Kriegsmonaten, als die Organisation noch sehr im Argen war, verscheucht worden.

Bemühungen des Papstes um eine Waffenruhe während des Weihnachts- und Osterfestes waren leider nicht von Erfolg gekrönt, weil sich der Heilige Synod in Rußland dagegen erklärte. Dagegen fand der Papst überall günstige Aufnahme mit seiner Anregung des gegenseitigen Austausches der für den Militärdienst als untauglich anzusehenden Kriegsgefangenen. Gerade für diesen Schritt muß man dem Oberhaupte der katholischen Kirche besonders dankbar sein.

Zu Anfang des Iahres hatte der Papst sich auch, wie früher, unmittelbar an die Staatsoberhäupter gewandt mit dem Vorschlag, die Zivilgefangenen auszutauschen und zwar Frauen, Kinder, sowie Männer über 55 Iahre. Deutschland, Österreich-Ungarn und England sollen diesem Vorschlag eine günstige Antwort gegeben haben.

Auch ergriff der Papst mit Erfolg die Initiative wegen der Absendung von kr iegs gefangenen Rekonvaleszenten nach der Schw ei z und nach Spanien. Monsignore Marchetti, der frühere Auditor der päpstlichen Nuntiatur in München, traf Anfang Iuli als Vertreter des Heiligen Stuhles in Bern ein. Er wurde vom Bundespräsidenten Motta in längerer Konferenz empfangen. Seine Entsendung bezweckte neben einer im päpstlichen Auftrag geführten Sondierung für den Frieden, die Verhandlungen über die Hospitalisierung einer größeren Zahl verwundeter und kranker Kriegsgefangener aus Deutschland und Frankreich in der Schweiz durch persönliche Berührung mit dem Bundesrat zu erleichtern und womöglich zum baldigen Abschluß zu bringen. Gleichzeitig mit dem Vorschlag an die Schweiz hat der Papst einen ähnlichen Vorschlag an Spanien gemacht. Der „Correo Catalana" vom 13. Iuni sagt darüber: „Seine Heiligkeit hat mit der spanischen Regierung Verhandlungen angeknüpft, um 20 000 verwundete Kriegsgefangene in Spanien unterzubringen." Erläuternd sagt der „Correo", da die Schweiz hauptsächlich für Kriegsgefangene des Westens, für Deutsche, Österreicher und Ungarn, Belgier, Engländer und Franzosen in Bettacht käme, solle Spanien den Gefangenen des östlichen und des Dardanellenschanplatzes vorbehalten sein, den Russen, Serben, Montenegrinern einerseits, den Deutschen, Österreichern und Türken andererseits.

Die spanische Regierung scheint dem Vorschlag des Papstes wohlwollend gegen-
überzustehen.
Trotz der seit Kriegsbeginn recht schlechten finanziellen Lage des Heiligen
Stuhles hat der Papst auch zur Linderung der Not in den vom Kriege besonders
hart mitgenommenen Ländern beigesteuert. Um die Iahreswende schickte er den
Belgiern und Polen je 10 000 Franken, im Frühjahre an den Kardinal Mercier
und an den Fürstbischof von Krakau je 25 000 Franken zur Unterstützung der
belgischen, bzw. polnischen Bevölkerung. Später ließ er noch den durch den
Krieg notleidenden französischen Katholiken 40 000 Franken, und durch den
Nunzius Monsignore Frühwirt im August d. I. eine Spende von 10 000 Mark
für Ostpreußen zukommen.
Die Haupttätigkeit Benedikts XV. aber galt und gilt der
Wiederherstellung des Friedens. Schon in der Weihnachts-
ansprache vor dem im Thronsaale versammelten Heiligen Kollegium betonte der
Papst, er habe von Beginn seines Pontifikates die Größe seiner Friedensmission
als Nachfolger Christi nicht übersehen können. Er habe öffentlich und priva-
t i m keinen Weg unversucht gelassen, damit sein Rat, sein Wille und seine Sorge
um den Frieden gut aufgenommen würden. Fehlschläge hätten ihn nicht ent-
mutigt, und er werde seine Anstrengungen, das Ende des Krieges zu beschleunigen
oder dessen traurige Folgen zu erleichtern, fortsetzen.
Am 10. Ianuar d. I. verordnete ein päpstliches Dekret besondere Gottes-
dienste und Gebete um Frieden. Am 7. Februar fanden für die Katholiken
Europas vom Papst angeordnete Bußgottesdienste statt, am 21. März für die
übrige katholische Welt. Diese innerkirchliche Angelegenheit, die besonders in
Frankreich durch die Beschlagnahme, bzw. Verfälschung des von Benedikt selbst
verfaßten Friedensgebetes soviel Staub aufgewirbelt hat, können wir an dieser
Stelle übergehen.
Äußerst dankenswert, wenn auch ohne sehr merkbare Folgen, war der be-
rühmte Osterwunsch des Papstes an die Amerikaner. Am
5. April hatte Benedikt eine Unterredung mit Karl von Wienand, dem Vertreter
der „New-Iork World". „Senden Sie dem amerikanischen Volke und der ameri-
kanischen Presse," äußerte sich der Papst, „meinen Gruß und Segen und über-
mitteln Sie diesem edlen Volke meinen einzigen Wunsch: Arbeitet unablässig und
uneigennützig für den Frieden, auf daß diesem entsetzlichen Blutvergießen und
all seinen Schrecknissen möglichst bald ein Ende bereitet werde. Damit werdet
ihr Gott, der Menschheit und der ganzen Welt einen großen Dienst erweisen;
das Gedächtnis dieser eurer Tat würde unvergänglich sein. Wenn euer
Land alles vermeidet, was den Krieg verlängern kann,
in welchem das Blut vieler Hunderttausender fließt, dann kann Amerika bei
seiner Größe und seinem Einfluß in besonderem Maße zur raschen Beendigung
dieses ungeheuren Krieges beitragen. Die ganze Welt blickt auf Amerika, ob

es die Initiative zum Frieden ergreifen wird. Wird das amerikanische Volk
den günstigen Augenblick zu erfassen wissen? Wird es den Wunsch der gesamten
Welt erfüllen? Ich bete zu Gott, daß es so kommen möge. Betet und arbeitet
unermüdlich und einmütig für den Frieden; dies ist mein Osterwunsch. Mein
tägliches Gebet, alle meine Anstrengungen gelten dem Frieden. Ich setze meine
ganze Hoffnung für einen baldigen Frieden auf das amerikanische Volk, auf
den Einfluß und die Macht, über welche es in der ganzen Welt verfügt. Gerecht,
unparteiisch und jederzeit neutral in allen seinen Bemühungen, wird Amerika,
sobald der geeignete Augenblick zur Einleitung von Friedensverhandlungen ge-
kommen sein wird, der nachdrücklichsten Unterstützung des Heiligen Stuhles sicher
sein. Ich habe dies bereits Ihrem Präsidenten durch seine angesehensten Freund«
wissen lassen." —

Als der Papst sich bei seinen unablässigen Bemühungen, den vom Unglück
heimgesuchten Völkern den Frieden wiederzugeben, an den Präsidenten der Ver-
einigten Staaten als Führer einer gewaltig strebenden Nation als Verbündeten
für seine Friedensbemühungen wandte, horchte zweifellos die ganze Welt auf.
Aber zunächst waren die Vorbedingungen für diese Aktion damals noch keines-
wegs gegeben, und dann hatte Amerika sich durch den berühmten Notenwechsel
mit Deutschland, seine fortwährenden gewaltigen Munitionslieferungen und seine
allgemeine Verständnislosigkeit, mit der es uns und unseren Verbündeten gegen-
übersteht, manche Sympathien verscherzt, so daß es vielen für eine Vermittler-
rolle durchaus ungeeignet erscheint. In der letzten Zeit ist zwar eine merkbare
Besserung der Beziehungen zwischen uns und den Vereinigten Staaten eingetreten,
aber keiner weiß in dieser Zeit, in der ein folgenschweres Ereignis das andere
jagt, was der morgige Tag bringt.

Zweifellos hat der Papst auch mit allen Mitteln versucht, Italien von
seinem treulosen Schritt zurückzuhalten. Auch die Botschafter
Fürst Bülow und Freiherr von Macchio und der Abgeordnete Matthias Erzberger
scheinen Unterredungen mit dem Papst in diesem Sinne gehabt zu haben.

In den letzten Wochen hat der Papst eine immer intensivere Tätigkeit für
die Wiederherstellung des Friedens entfaltet. Am 29. Iuli veröffentlichte der
„Osservatore Romano" einen Aufruf des Papstes an die kriegführenden
Völker, in dem er sie beschwört, dem Blutbad, das seit einem Iahre Europa ent-
ehre, von nun an ein Ende zu machen. „Ihr, die ihr vor Gott und vor Menschen
die furchtbare Verantwortung für den Frieden und den Krieg tragt, hört auf
unsere Bitten, hört auf die väterliche Stimme des Stellvertreters des ewigen und
höchsten Richters," rief er aus. Weiterhin forderte der Papst zu einem direkten
oder indirekten Meinungsaustausch auf und lud die Friedensfreunde der Welt
ein, ihm die Hand zu reichen, um das Ende des Krieges zu beschleunigen.

Der Friedensaufruf des Papstes, diese Stimme echter Brüderlichkeit und
christlicher Nächstenliebe, blieb bisher ein unerfüllter Wunsch, weil gerade von

der Seite unserer Feinde immer wieder betont wurde und noch wird, daß der Kampf gegen Deutschland und seine Verbündeten bis aufs Messer fortgesetzt werden müsse. Trotz der Erfolglosigkeit dieser Aktion arbeitet der Papst weiter auf sein gestecktes Ziel hin. In letzter Zeit hat er besonders mit den Vereinigten Staaten, mit den Niederlanden und mit der Schweiz Fühlung zu nehmen gesucht. In Nordamerika arbeiten die dortigen Kardinäle. Sie wollen sogar auf Aufforderung des Papstes hin einen Friedenskongreß einberufen, an dem Kardinäle und Bischöfe teilnehmen sollen. Der Kongreß soll angeblich in der Schweiz zusammentreten und von den Vereinigten Staaten und von Holland unterstützt werden. Anfang September hatte Kardinal Gibbons eine Audienz bei Wilson und bei seinem Staatssekretär Lansing. Es handelte sich ebenfalls um eine Friedensaktion im Auftrage des Papstes.

Bisher hatte Benedikt XV. mit seinen Bemühungen um die Wiederherstellung des Friedens kein Glück gehabt. Die Zeit ist eben noch nicht da. Vielleicht aber wird ihm doch noch die Genugtuung, daß man sich seiner bei Friedensverhandlungen bedient oder wenigstens erinnert. Gewiß spielen bei der Tätigkeit des Papstes auch egoistische Motive eine Rolle, aber wenn der Vatikan einmal ein Weißbuch über seine Tätigkeit während des Krieges herausgeben wird — italienische Blätter wollten schon Anfang Iuni davon wissen —, so wird die Welt jedenfalls mit großer Dankbarkeit die rastlose Tätigkeit des Papstes Benedikt XV. anerkennen, die dieser entfaltet hat, um die Nöte und Sorgen dieses schrecklichsten aller Kriege nach Möglichkeit zu lindern und sich als ein würdiger Nachfolger dessen zu erweisen, welcher der rreueste Freund aller Mühseligen und Beladenen war.

Dr. Otto Philipp Neumann:

Die Freimaurerei und der Krieg.

Genau wie die Sozialdemokratie und der Katholizismus bildet die Freimaurerei eine internationale Gesellschaft. Der Krieg hat aber diesen internationalen Zusammenhängen den Garaus gemacht, mit der einen Ausnahme, daß der Katholizismus, weil er ein sichtbares Oberhaupt hat, nach dem Kriege den internationalen Zusammenschluß wieder schneller finden wird. Die Sozialdemokratie dürfte ihn am schwersten wieder erreichen. Bei der Freimaurerei liegen die Verhältnisse folgendermaßen. Schon von jeher bestand zwischen der romanischen und germanischen Freimaurerei eine tiefe Kluft, die auch durch Verbrüderungstage nicht ausgefüllt wurde. Die englische Freimaurerei ist lediglich Wohltätigkeitsorganisation, in Rußland gibt es keine Freimaurerei. In Österreich ist sie

verboten, nur Ungarn besitzt eine Großloge. Die romanische Freimaurerei in Italien, Frankreich, Spanien stellt sich dar in politischen Klubs, und wir wissen, daß besonders in Italien Freimaurer an der Kriegshetze beteiligt waren. Warnungen der deutschen Freimaurerei sind vergeblich gewesen. Die Beziehungen der deutschen Freimaurerei zur französischen waren schon seit 1870 abgebrochen. Der deutsche Großlogenbund, als die amtliche Vertretung der deutschen anerkannten Freimaurerlogen, hat nunmehr auch den Verkehr mit Italien, der übrigens stets sehr locker war, aufgehoben. Der größte Teil der romanischen Logen ist monistisch-atheistisch, während die deutsche Freimaurerei an den alten Landmarken von 1723 heute noch festhält. Danach ist verboten die Beschäftigung mit Politik. Nie sind daher in Deutschland die anerkannten Logen Parteigebilde gewesen. Sie haben sich nie in den Dienst der Politik gestellt, auch nicht der Kirchenpolitik. Sie halten am Gottesglauben, an der sittlichen Weltordnung und am Unsterblichkeitsgedanken fest, ohne diesen Bindungen eine dogmatische Auslegung zu geben. Eine atheistische Freimaurerei hat in Deutschland keinen Platz. Deshalb sind auch die Hohenzollern von Friedrich dem Großen an ihre Schützer gewesen, und vor allem hat Wilhelm I. auf dem Standpunkt gestanden, daß er die durch Dogmen unbeengte christliche Grundlage als Basis der deutschen Freimaurerei bezeichnete. Aber auch dort, wo in den deutschen Logen der christliche Standpunkt nicht als der alleinige gilt, tritt der Toleranzgedanke in den Vordergrund, der die andere Ansicht nicht nur duldet, sondern achtet. Neben ihm spielt, abgesehen von der Wohltätigkeit, der Humanitätsgedanke eine Rolle, den ganz besonders der Verein deutscher Freimaurer vertritt. Mit dem freimaurerischen Gedanken eng verquickt ist der Friedensgedanke, und wir wissen, daß dieser auch die anderen internationalen Organisationen beschäftigt. Hat doch die Sozialdemokratie dem Kriege den Krieg erklärt, und hat doch das Oberhaupt der katholischen Kirche sich ganz besonders mit Friedenskundgebungen beschäftigt. Bei dem äußerst lockeren internationalen Zusammenhang der Großlogen der Welt — eine Weltmaurerei eristiert äe taetc» nicht — haben sich die deutschen Freimaurer stets als, Patrioten gezeigt, von denen König Friedrich Wilhelm III. sagte: sie seien seine besten Untertanen. Vor hundert Iahren waren Stein, Blücher, Hardenberg, Schenckendorf u. a. m. Freimaurer. In den Logen und an ihren Altären wurde 1813 das heilige Feuer preußisch-deutschen Patriotismus' genährt. Fichte, der Freimaurer, war es, der die deutsche Freimaurerei, wie in seinen Briefen an Constant zu lesen ist, aus dem öden Kosmopolitismus rettete auf die nationale Bahn. Der uferlosen Weltschwärmerei eines R. Chr. F. Krause setzte Fichte die nationale freimaurerische Idee gegenüber. Die deutsche Freimaurerei hatte bei Kriegsbeginn Schritte ergriffen, um die entartete ausländische zurückzuhalten. Leider vergebens. Die Absage hätte früher erfolgen können, indes sind höher« Rücksichten maßgebend gewesen, sie erst zu verlautbaren, nachdem Italiens Abfall offenbar war. Kurz nach der Kriegserklärung Frankreichs hatten die französischen

Freimaurer die deutsche Freimaurerei eine dem Militarismus verfallene verruchte Sekte genannt. Der Gegensat z zwischen Krieg und Menschheitsideal klingt heute wie ein grausamer Hohn. Der Menschheitsbau, von dem die Freimaurer so Großes gehofft, hat dem Sturm nicht standgehalten. Aber eins hat der Sturm nicht vernichtet, sondern zur Flamme angefacht: die religiöse Grundlage deutscher Freimaurerei und ihren Patriotismus. Die vom Ausland so ganz verschiedene deutsche Freimaurerei bewahrt die innerlichen Werte des Menschendaseins, und wenn es wahr ist, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll, dann wird, wenn Friede ist, die deutsche Freimaurerei dort unverdrossen anfangen, wieder aufzubauen, wo sie aufhören mußte, als der Krieg ausbrach, an dem Bau innerlicher Werte. Vielleicht gelingt es ihr, die ausländische Freimaurerei davon zu überzeugen, daß nicht die Beteiligung an politischen Klubs, nicht die Wohltätigkeit allein die Aufgabe der Freimaurerei sein kann. Auch für sie wird der Krieg eine Prüfung sein, der Krieg, der nicht nur zerstört, der auch innere Werte schafft: Geduld, Demut, Ergebung in den Willen Gottes, den die deutsche Freimaurerei unter dem Bilde des Weltenbaumeisters verehrt, wodurch sie sich von der außerdeutschen Freimaurerei unterscheidet. Die deutsche Freimaurerei ist der heilige Wille Gottes, der lichte Gedanke einer Menschheitsverbrüderung, und deshalb muß die deutsche Freimaurerei, wenn der Krieg zu Ende ist, daran arbeiten, den Humanitätsgedanken zu pflegen, den auch der Schlachtendonner nicht zu zertrümmern imstande ist. Dann soll der Völkerhaß sich in Liebe wandeln. Durch Sturm und Drang zum Frieden. Dann wird auch der Krieg der Freimaurerei zum Segen werden.

Geh. Regierungsrat Prof. vi-. Julius Wolf:

Die wirtschastspolitische Verankerung des Bündnisses.

Zwei Momente, sonst für die Beurteilung der Frage, um die es sich hier handelt, wenig herangezogen, sind es vor allem, welche die möglichste handelspolitische Verflechtung Deutschlands und Österreich-Ungarns den Staatsmännern beider Reiche ersprießlich und erforderlich erscheinen lassen müssen: Einmal die slawische Gefahr in Österreich und Ungarn, die sich vor dem Kriege bereits energisch genug angedeutet, zu antideutschen Mehrheiten im Reichsrate geführt hat, und die durch den Krieg bei nüchterner Betrachtung, wie sie in diesen Tagen

trotz allen Schwungs der Zeit für diese Frage angezeigt erscheint, nicht als für
alle Zeit beschworen gelten kann, sodann die Rückständigkeit Österreich-Ungarns
auf dem Weltmarkt, die verhältnismäßige Langsamkeit des wirtschaftlichen Fort-
schritts daselbst seit Iahrzehnten, sein zu geringer Wohlstand, dessen Ursachen
tief liegen, und der doch kein Fatum darstellt, in welches Österreich-Ungarn sich
als unabänderlich zu schicken hat.
Deutsche gibt es in Österreich nach der Volkszählung von 1910 auf 1000
Einwohner nur 356, Slawen dagegen 436, die Deutschen sind also in der Minder-
heit, zudem, wie man weiß, politisch gespalten und zerklüftet. Mag letzteres
weiterhin für einige Zeit besser werden, neben den nationalen Gegensätzen bleiben
immer doch die Gegensätze der Weltanschauung und der letzten Ziele der inneren
Politik. In Fragen der äußeren Politik wird es freilich keine „itio iu parte»"
für sie geben. Die gleiche Sicherheit auf Seite der Slawen besteht nicht,
v. Liszt mag Recht haben, wenn er ausspricht: „Wie im Deutschen Reiche, so
hat auch in Österreich-Ungarn der Krieg das gewaltige Übergewicht bewiesen,
das der Staatsgedanke über nationale Sonderbestrebungen hat." Der Staats-
gedanke! Ob aber auch der „Bündnisgedanke"? Die Slawen in Österreich
sind, international gesehen, immer noch ein 3.
Liegen in Ungarn die Verhältnisse für die Magyaren, und damit für das
deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis günstiger, so sind zusätzliche Garantien
auch hier kaum überflüssig zu nennen. Zu 1000 Einwohnern der Länder der
Stephanskrone stellen die Magyaren 482, also wieder eine Minderheit, indes ge-
sellen sich ihnen als unbedingt bundcsfreundlich 98 Deutsche hinzu, welche mit den
Magyaren die Slawen und Rumänen in Schach zu halten vermögen für den
Fall, daß diese früher oder später eine dem Bündnis mit Deutschland minder
günstige Politik machen wollten. Ich glaube wieder nicht an die Wahrscheinlich-
keit einer solchen. Wer kann aber auch dort die Entwicklung auf lange Fristen
voraussehen?!
Iedenfalls verfügt Österreich-Ungarn über eine Anzahl zentrifugal gerichteter
Nationen und Stämme, die, wenn nicht heute, so morgen sich als Gegner des
Bündnisses aufspielen können, und jede Politik der Deutschen bei uns und jen-
seits unserer Grenzen wäte gewissenlos, die vor diesen unbestreitbaren Möglich-
keiten die Augen verschließen und durch die über alle Maßen erhebenden Er-
fahrungen des Krieges sich in dem Augenblick beherrschen lassen wollte, wo es
Entscheidungen zu fällen gilt, welche geeignet sind, die Entwicklung auf lange
hinaus zu binden.
Es ist auch, wie immer die Grenzlegung erfolgt, kaum anzunehmen, daß die
großpolnischen Bestrebungen sofort nach dem Kriege erlöschen werden. Dem
Staatsmann ist angesichts dessen die Frage gestellt, welche Gegenkräfte zur Ver-

fügung stehen. Eine solche „Gegenkraft" ist die handelspolitische Verschwisterung der zwei Reiche, als eine mögliche weitere Klammer für das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis. Iede Betrachtung der handelspolitischen Frage ist unvollkommen und einseitig, die an diesem rein politischen Gesichtspunkt vorübergeht. Mag die „hohe" Politik den Volkswirt nicht zu kümmern haben, die Entscheidung fällt selbstverständlich auch aus Gesichtspunkten, die jener angehören.

Ein zweiter Tatsachenkompler, der bei Neuregelung des handelspolitischen Verhältnisses der zwei Reiche dem Staatsmann« zu denken gibt und geben muß, ist durch die Ziffern bezeichnet, wonach der Volkswohlstand Österreich-Ungarns mit rund 100 Milliarden Mark zu veranschlagen ist (nach der Schätzung ungarischer und österreichischer Fachleute), während der deutsche etwa 350 Milliarden Mark beträgt. Läßt der Volksreichtum auch eine genaue Berechnung sicherlich nicht zu, so sind die Daten für den Vergleichszweck doch nicht ungeeignet.

Sie besagen, daß der Volksreichtum Österreich-Ungarns zwischen einem Drittel und einem Viertel des deutschen beträgt. Das ist auffallend wenig und hängt damit zusammen, daß der wirtschaftliche Fortschritt und die wirtschaftliche Erpansion in Österreich-Ungarn überaus viel langsamer sind, als bei uns. So kann man fast von einer Ausschaltung, ja Aussperrung aus der Weltwirtschaft sprechen, welcher Österreich-Ungarn je länger je mehr verfällt.

Etwaigen Zweifeln stehen auch hier Ziffern entgegen. Die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Ausfuhren im Verhältnis zu den deutschen war seit Anfang dieses Iahrhunderts die folgende:

	Ausfuhren	
	Österreich-Ungarns	Deutschlands
	Milliarden Mark	
1900	1,8	4,«
1913	2,3	10,1

In der Zeit von 1900 bis 1913 hat sich also der österreichisch-ungarische Erport um 0,7 Milliarden, der deutsche um das Achtfache, 5,5 Milliarden, gehoben. Auch wenn man die verschiedene Größe der Ausgangsziffern voll berücksichtigt, ist der Rückstand Österreich-Ungarns erstaunlich. Aber selbst diese Ziffern sagen noch zu viel. 1913 standen nämlich im Vordergrunde der österreichisch-ungarischen Ausfuhr folgende Produkt«: Zucker für 257 Millionen Mark, Holz für 134 Millionen, Eier für 117 Millionen, Felle und Häute für 73 Millionen, Braunkohle für 65 Millionen. Unter den industriellen Ausfuhren figurierten selbst die prominentesten mit ganz mäßigen Beträgen: Lederwaren, die die erste Rolle spielen, mit 50'/-, Glaswaren mit 38, Eisenwaren mit 28, Tonwaren mit 23 Millionen, Papier mit 22, endlich Möbel mit 18 Millionen Mark. Das sind Ziffern, die als industrielle Erporte eines Großstaates nicht erhebend wirken und

gerade für den wärmsten Freund Österreich-Ungarns die Frage dringlich machen, ob «s nicht einer Transformation der wirtschaftlichen Verhältnisse bei unseren Verbündeten bedarf, um die industrielle Leistungsfähigkeit Österreich-Ungarns auf eine sehr viel höhere Stufe als die heutige zu heben.

Der Rückstand Österreich-Ungarns im Außenhandel wird noch deutlicher, wenn man jene Märkte, wo die Umsätze weitaus die profitabelsten sind, ins Auge faßt. Im Iahre 1913 betrugen die Erporte

Österreich-Ungarns Deutschlands
Millionen Mark
nach sechs Staaten Süd- und Mittelamerikas
(Argentinien, Brasilien, Chile, Meriko, Peru,
Kuba): 33 663
nach drei Staaten Ostasiens (China, Iapan,
Niederländisch-Indien): 17 344
nach vier autonomen englischen Kolonien
(Australien, Neu-Seeland, Britisch-Süd-
afrika, Kanada): 5,5 20?

Gibt es beredtere Ziffern als diese? „Länder der Zukunft" sind hier vorgeführt, Gebiete von ungeheurer Entwicklungsfähigkeit, die aber doch auch schon eine sehr beträchtliche „Gegenwart" haben, auf welche im Maße ihres Könnens jede stärkere Industrie Europas Beschlag legt und legen muß. Die Ausfuhren Österreich-Ungarns dahin sind, an weltwirtschaftlichen Maßstäben gemessen, fast Null.

Woran liegt es, daß Österreich-Ungarn derart im Rückstande ist? Vielerlei Momente kommen in Betracht, die aber zum größten Teile ihren gemeinsamen Nenner in „zu hohen Produktionskosten" haben. Aber nur insoweit diese in „natürlichen" Verhältnissen begründet sind, gestatten sie dem Staatsmann und nötigen sie ihn, sich mit ihnen abzufinden. Soweit Gesetzgebung, Einrichtungen, Gewohnheiten und die Art der Betätigung das Minus der Leistungsfähigkeit begründen, unterliegen sie der Möglichkeit der Besserung. Daß diese in Österreich-Ungarn in sehr weitem Umfang vorliegt, leugnet kein Kenner der Verhältnisse, am wenigsten die Österreicher selbst. Der Schrift eines Österreichers, Verwaltungsbeamten und handelspolitischen Fachmannes ersten Ranges, mit der Industrie in engster Fühlung, ist die Äußerung zu entnehmen: „Der mächtige Flügelschlag des deutschen Unternehmungsgeistes soll uns wecken aus langjährigem Schlafe, soll unseren verrosteten Gesetzgebungen und Verwaltungsapparat wieder in Bewegung setzen, soll uns die Lebensfreude wiedergeben und den Mut zum frohen Schaffen, soll unsere Zukunft begründen in der wirtschaftlichen Arbeit." Eine jüngste Auslassung, die einen Finanzbeamten hohen

Ranges zusammen mit einem Volkswirtschaftslehrer, der auch die deutschen Verhältnisse genau kennt, zu Urhebern hat, besagt: „Ietzt ist die österreichisch-ungarische Volkswirtschaft an der richtigen Stelle in die weltwirtschaftliche Ordnung einzufügen, j e tzt ist mit dem Deutschen Reiche eine Arbeitsteilung und ein Güteraustausch herbeizuführen, der unserer Eigenart entspricht; jetzt ist für ein volkswirtschaftliches Bündnis mit dem Unternehmungsgeist, dem Organisationstalent und der Kapitalkraft Deutschlands eine Form zu finden, die das politische Bündnis womöglich noch fester macht."

Es besteht auch heute große Gefahr, daß Stimmen wie diese ungehört verhallen. Worauf sie steuern, das ist eine Zollunion oder ein der Zollunion nahekommendes Gebilde. Denn nur solche würden ein Hinüber- und Herüberfluten von Intelligenz und Kapital, von jenem Arbeits- und Unternehmungs-, ja Wagegeist, von dem die eine der beiden Volkswirtschaften erfüllt ist, in die andere gewährleisten.

Man fürchtet aber diesen Geist vielfach ebensosehr, wie man ihn an vereinzelten Stellen — nicht bei den schlechtesten! — drüben herbeisehnt.

Die Argumentation gegen die Zollunion ist die folgende: „Es ist auch s o gegangen, Österreich-Ungarn ist auch s o reicher geworden, als es war. Sein Volkswohlstand mag sehr viel langsamer gewachsen sein, als der deutsche. Aber er ist zustande gekommen ohne ein Hineingreifen, ein Hineinregieren deutscher Unternehmer nach Österreich-Ungarn hin. Proben seiner „Kriegsbereitschaft" hat er in den Zeichnungsergebnissen auf die Kriegsanleihen abgelegt. Einen Aufschwung wird die österreichisch-ungarische Volkswirtschaft nach einem siegreichen Kriege auch ohne Zutun deutscher Unternehmer nehmen. Die deutsche Organisationskunst und Arbeitsdisziplin in hohen Ehren. Vielleicht ist es aber eine überlegene Lebenskunst, die in Österreich und Ungarn neben die Arbeit die Beschaulichkeit und den Genuß setzt. Man rede auch nicht so leichthin von Umformung der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft. Die hohen Steuern sind einmal da. Auch natürliche Verhältnisse bedingen höhere Produktionskosten, so die Topographie des Landes, dem das Flachland in Österreich fast fehlt, die dementsprechend teureren Bahnlinien und höheren Tarife, die Entfernung von den zwei Hilfen, die Österreich und Ungarn besitzen — Trieft und Fiume — und die abseits vom Weltmeere liegen!" Auch von den östlichen Verbindungen, Asien? — möchte man in beiläufiger Gegenrede fragen. Und ist auch nach mittel- und südamerikanischen Häfen die Entfernung von Trieft größer, als von Hamburg oder Bremen?!

Indes man muß auch mit Stimmungen als Tatsachen rechnen. Und recht haben die Österreicher und Ungarn darm, daß eine Ungleichung der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft an die deutsche auf Kosten der Gegenwart, wenn auch zum Vorteil der Zukunft, der kommenden Generationen, vor sich gehen müßte.

Manche Anlagen würden vorübergehend vielleicht eine Entwertung erfahren. Profite von heute würden vielleicht herabgesetzt. Allerdings wird Österreich-Ungarn sich eine starke Position auf dem Weltmarkt kaum mehr zu erringen vermögen, wenn es die Gelegenheit verpaßt, sich mit Deutschland zu einem großen und mächtigen Wirtschaftskörper zusammenzuschließen. Ie langer es damit wartet, desto schwieriger wird das Unternehmen. Aber doch ist zuzugeben, daß auch bei verhältnismäßigem Abschluß vom Weltmarkt immer noch eine gedeihliche Entwicklung möglich ist, nämlich eine solche der Binnenwirtschaft, des Binnenmarktes. Das Wort Autonomie, das in den letzten Iahren kaum irgendwo besseren Kurs gehabt hat, als in Österreich, mag dann auch den kommenden Charakter der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft bezeichnen, als einer geschlossenen Volkswirtschaft, eines geschlossenen Handelsstaates. Man kann auch dabei leben! ° .-"

Dazu kommen die schwierigen staatsrechtlichen Verhältnisse in Österreich-Ungarn, die zumal von ungarischer Seite betont werden, und die besonderen Erfordernisse der ungarischen Industrie, nicht so sehr jener, die bereits da ist, wie jener, die man noch erwartet. Brentano, ein alter und bewährter Freund Ungarns, meinte allerdings kürzlich: „Die Ungarn möchten bekanntlich ihr Land am liebsten mit besonderen Zolllinien gegen Österreich umgeben; sie bedenken nicht, daß ein Absatzgebiet wie Ungarn für die Entwicklung moderner Großindustrie ebenso ungenügend ist, wie zur Zeit Friedrich Äst's Württemberg ein ungenügendes Absatzgebiet für die württembergische Großindustrie gewesen wäre."

Es ist aber, wie die Dinge liegen, ausgeschlossen, daß diese Beweisführung in Ungarn irgendwelchen Eindruck macht. Von dem Zollunionsgedanken gilt es also vielleicht Abschied zu nehmen. Eine andere, erst in jüngerer und jüngster Zeit zum Gegenstand der Diskussion gemachte Form der handelspolitischen Annäherung rückt damit in den Vordergrund.

Es war dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein vorbehalten, kurz nacb seiner Begründung das Schlagwort von der „Vorzugsbehandlung im Rahmen der Meistbegünstigung" auszugeben*). Wie die Dinge liegen, ist anzunehmen, daß solche Vorzugsbehandlung in der Tat die Form sein wird, in welcher die beiden Reiche einander näherrücken werden.

Der völkerrechtliche Charakter der Vorzugsbehandlung, bzw. die Präjudicien, über welche man verfügt, sind Gegenstand des näheren Nachweises durch mich schon vor einem Decennium gewesen. Die Bahn für die praktische Durchsetzung solcher Vorzugsbehandlung ist aber mit dem Hinfall des Frankfurter Friedeus freigeworden.

') Vergl. auch mein Schriftchen „Der Deutsch-österreichisch-ungarische Iollverband". Zweite vermehrte und verbesserte Iluflage 191b, Leipzig, A. Deichert.

Recriminationen gegen eine Vorzugsbehandlung, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sie sich gegenseitig gewähren, möchten von Rußland und den Vereinigten Staaten her zu fürchten sein. Die Vereinigten Staaten gewähren Fe aber selbst an Kuba und waren im Begriffe, sie mit Kanada einzutauschen, so daß sie längst in einem „Glashause" sitzen; sie werden sie auch wohl demnächst mit südamerikanischen Staaten tauschen. Rußland aber wird als der im Kriege voraussichtlich unterliegende Teil auch in den sauren Apfel jener Vorzugsvereinbarung der zwei siegreichen Verbündeten beißen müssen. Von England her ist ein Einspruch kaum zu fürchten, da es nach dem Kriege Vorzugsvereinlarungen mit seinen Kolonien treffen wird, derart, daß es sich weiterhin nicht lloß, wie bisher, Vorzugsbehandlung durch diese gefallen lä!ßt, sondern solche auch gewährt.

In weiteren Kreisen Deutschlands fürchtet man eine Störung des Überseehandels von solcher Vorzugsbehandlung Österreich-Ungarns, indem andere Überseestaaten einen Widerstand formieren. Es ist jedoch nicht einzusehen, welches wirklich erhebliche Interesse Ostasiens oder mittelamerikanischer Staaten oder der englischen Kolonien durch eine solche Vereinbarung gefährdet sein sollte. Diese Gebiete werden überdies mit und ohne Vorzugsbehandlung im Verhältnis Deutschlands und Österreich-Ungarns handelspolitisch ihre eigenen Wege gehen.

Übertriebene Hoffnungen sind an die Vorzugsbehandlung auch von seiten Deutschlands und Österreich-Ungarns für's erste freilich nicht zu knüpfen. Zumal über die Förderung, welche die deutschen Erporte nach Österreich-Ungarn hin durch sie erfahren werden, gilt es sich keinen Illusionen hinzugeben. Deutschland mag nach dem Kriege in der Lage sein, einen Teil der Importe, die Österreich-Ungarn bisher aus England, Frankreich, Belgien bezog, zu übernehmen. Fällt ihm ein Drittel bis die Hälfte derselben zu, so ist das bereits eine sehr hohe und ganz unwahrscheinliche Ziffer. Aber auch das wären für den Bereich der genannten Länder kcine 175 Millionen Mark gegenüber einer Gesamtausfuhr Deutschlands von 10 000 Millionen, also keine zwei Prozent. Österreich-Ungarn mag durch Vorzugsbehandlung in die Lage kommen, zumal von den Einfuhren, die bisher Rußland nach Deutschland tätigte, einiges zu übernehmen, genügende Produktion vorausgesetzt. Die Einfuhr Rußlands nach Deutschland war 1913 nicht weniger als 1424 Millionen Mark. Schon aus diesen Ziffern — von anderen, die in diesem Zusammenhang etwa auch gebracht werden könnten, zu schweigen — erhellt, daß der Vorteil Österreich-Ungarns aus Vorzugsbehandlung größer sein dürfte, als der Deutschlands.

Zu stärkerer Wirkung nach beiden Richtungen wären Vorzugszölle aber nur dann berufen, wenn sie beträchtlich genug sind, bzw. ihr Abban in angemessener Frist ins Auge gefaßt und vertraglich festgelegt würde.

Fast die Hälfte, genau 44 Prozent der in Deutschland eingeführten Waren unterliegen gegenwärtig der Verzollung. Die Höhe der Zölle vom Werte der verzollten Waren beträgt durchschnittlich 19 Prozent. Am höchsten sind die Zölle bei Rohstoffen der Industrie — 27 Prozent, und von Nahrungs- und Genußmitteln — 23 Prozent, von halbfertigen Waren dagegen nur 5 Prozent, und von Fabrikaten 15 Prozent. Für den Fall Deutschlands gilt es vor allem diese 15 Prozent ins Auge zu fassen. Bezügliche Ziffern für Österreich-Ungarn liegen nicht vor. Die Zölle mögen hier im Durchschnitt um ein Drittel höher sein.

Ein Abbau hier in längerer Frist, etwa bis auf die Hälfte der heutigen Sätze, in einer der Dauer des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn angepaßten Frist — der frühere Ministerpräsident Alerander Wekerle will dafür zwanzig statt der bisherigen zehn Iahre —, sollte nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Nur wäre es nötig, den Abbau von vornherein vertraglich festzulegen, um die Interessenkonflikte, die um die Höhe von Zollpositionen gehen und immer gehen werden, nicht jedesmal mit neuen Abbauverträgen neu aufleben zu lassen.

Ein solcher vertragsmäßiger Abbau der Vorzugszölle würde die zollpolitische Autonomie der Länder nicht in Frage stellen, keine einheitlichen zollgesetzlichen und administrativen Organisationen, wo man ihnen widerstrebt, erforderlich machen, und würde zumal auch die Finanzen Österreich-Ungarns, da die Einfuhr aus Deutschland dahin keine solche in mit Zöllen hoch belasteten Artikeln ist, wenig und jene Deutschlands doch auch erst in späterer Zukunft und mäßig berühren.

Auf der anderen Seite würden aber derart beschaffene Vorzugszölle für den Verkehr der zwei Staaten eine sehr viel breitere Brücke schlagen, als wir sie gegenwärtig haben, und die Garantie gegenseitiger Befruchtung in einem Maße in sich schließen, wie sie heute entfernt nicht besteht.

Insgesamt stellt das damit vertretene Programm eine sehr bescheidene, vielleicht unerlaubt bescheidene Forderung dar jenem Standpunkt gegenüber, den wieder ein Österreicher, der frühere österreichische Iustizminister Franz Klein, in einer kürzlich veröffentlichten Auslassung*) mit folgenden Worten entwickelt:

„An wirtschaftspolitischen Bedenken darf der staats-, weit- und kulturpolitisch unerläßliche Zusammenschluß nicht scheitern.

Von den Interessen des Volkes und Staates wesentlich abweichende Wirtschaftsziele kann es nicht geben. Die Privatwirtschaften dürfen nicht solche Ziele verfolgen, denn sie sind wie alles Einzelne im Staatsverbande den allge-

») In der von Franz v. Lißt hcraulgegebenen Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Leipzig.

meinen Zwecken untergeordnet und können nur soviel begehren, als jeweilig mit den Interessen von Staat und Volk vereinbarist. Es wäre unangebracht, die selbständigen, um die Gesamtinteressen unbekümmerten Wirrschaftsziele einzelner Gruppen von Privatwirtschaften gerade in dem Augenblicke hervorzukehren, wo viele Tausende anderer Privatwirtschaften ihre Ziele in der Form von Opfern an Gut und Blut dem Staate hingeben müssen und dies ohne Murren tun und ohne Gegenleistungen zu beanspruchen."

Klein mag hier die rein wirtschaftlichen Augenblicksinteressen etwas souverän abtun, — daß aber die Fragen der gesamtstaatlichen Eristenz und der kulturpolitischen, wie ökonomischen Entwicklung den Vorrang vor ihnen behaupten, kann auch der Geschäftsmann nicht leugnen. Fragen der staatlichen Eristenz stehen mit dem deutsch-österreich-ungarischen Bündnis für die Verbündeten auf dem Spiel. Und deswegen wäre eine engherzige Lösung der zollpolitischen Frage nirgends schlechter angebracht als hier!

Albert Zimmermann:

Trilogie.

Auf dem Marsch.

Mitternacht.

Das Regiment steht in rechtsabmarschierter Sektionskolonne auf dem Dorfplatz, mit den letzten Kompagnien bis weit in die Dorfstraße hineinreichend. Die sternlos-düstere Nacht hat den zwei-, dreitausend Männern die Augen weit aufgerissen — aber sehen kann niemand. Und doch — die brandgeschwärzten Häusertrümmer, zwischen denen sie seit der Dämmerstunde eine kurze Rast gehalten, sind in ihrem Gefühl — und die Öde und Verwüstung der unabsehbaren Gebreiten, die dahinter liegen und durch die sie tagsüber gezogen waren, schwingt in dem Rhythmus ihres Blutes mit. —

Nur vorn — an der Spitze der Kolonne, wo der Oberst die letzten Befehle ausgibt, irrlichtert eine Stallaterne und verschießt gelbgrüne Lichtpfeile, die in kurzer Entfernung in dem starren Dunkel zitternd stecken bleiben.

Ietzt verlischt auch dieses letzte Licht.

Die Kompagnieführer kommen zu ihren Abteilungen.

Sagen leise:
„Sprechen auf dem Marsch ist verboten. — Unnötige Geräusche sind zu vermeiden." — Dann: „Ohne Tritt — marsch! —"
Auf tausend Füßen schiebt sich die lange Menschenschlange vorwärts — aus der Finsternis ins Dunkel.
Wohin? —
Dem Feind entgegen! —
Die Augen brennen hinein in die Nacht. Himmel und Erde hängt sie zu — nimmt sie weg — macht aus dem All ein schwarzes, starrendes Nichts. Stumpf ist sie — leer — und hat tausend Gesichte: Fratzen — und lächelnde Engelsköpfe — und aus ihrem Innersten hervor grinst höhnend und gierig das Grauen.
Zäh bohrt sich der tausendgliedrige Menschenwurm in die bergtiefe Finsternis, die nimmer sich lüpfen will. —
Wohin? —
In die Schlacht! —
Die Sinne erahnen das brüllende Toben des Kampfes und beben ihm entgegen: Schreien können — wild und ungemäßigt! — Aber die Finsternis ist ohne Regung. — In ihrem dunklen Samt erstickt das harte Stampfen der schweren Sohlen. Und bricht der Wind von einem Baum am Wege einen verdorrten Ast, so schwingt der Schall nicht weiter. Die Laute ersterben in dem unerbittlichen Dunkel, das doch mit tausend Stimmen raunt und flüstert und geschwätzig erzählt. — Bitten kommen hergeweht aus der lautfeindlichen, nächtigen Finsternis — stille Mahnungen und hohe Worte, von Weh zerrissene Seufzer und starke, drängende Rhythmen — und zutiefst aus der schwärzesten Nacht — ein hohler, quälender, drohender Ton. —
Weiter! — Nur weiter drängt auf hastenden Füßen der Menschenzug.
Wohin? —
In den Sieg! — In den Tod! —
Stürmisch fliegen die Seelen dem großen Grenzenlosen zu — und flattern angstvoll wie aufgeschreckte Vögel in der finster gähnenden Leere. Überschäumend von Lust und Begeisterung schwingen die Seelen sich auf, ihrem väterlichen Urgefühl entgegen — aber die Finsternis reißt ihr Maul auf von der Erde bis zum Himmel — stiert sie an mit schwarz glühenden Augen — bannt sie mit grausigem Rätsel. —
Nicht stille stehn! — Nimmer zurück! — Vorwärts — und durch!
In die Schlacht! — In den Kampf! — In den Sieg! — In den Tod!
Aber wohin? —

Der Kampf.
Der Wald schläft mit leisem Atem — die Kiefernwipfel heben und senken sich sacht. — Zuweilen krächzt verschlafen eine Krähe. —
Da raschelt's und knackt's — Gestalten schieben sich vor — tastend — in verhaltener Spannung — bis der Saum des Waldes erreicht ist.
Fern am östlichen Himmel glimmt ein erster blaßgelber, hauchfeiner Schimmer — Morgenlicht! — Wonniger Schein! —
Dort drüben vor dem Licht liegt der Feind. In jener Richtung müßt ihr stürmen — der Sonne entgegen! —
Vorerst aber ist die eigene Grabenlinie zu erreichen. Darum vorsichtig vorwärtstappen! — Niederpressen das herrische, emporreißende Kraftgefühl! —
„Halt! — Wer da?"
Geflüsterte, hastende Frage und Antwort:
„Freunde! —"
Losung und Feldgeschrei.
Weiter! —
Da springt fern drüben ein greller grüner Blitz auf.
„Hinlegen!"
Und ein riesiger, bleicher Geisterfinger streicht tastend über das scheintote Feld. —
„Liegen bleiben! —"
Und plötzlich erzittert der Boden — und es grollt und rollt — immer näher heran — und saust und zischt — und krachend zerspringt ein mordgieriger eiserner Kegel in tausend und tausend Splitter und Funken. Und kaum ist der erste am Ziel seiner Bahn, so rast ein zweiter heran — und wieder eine dritter — ein vierter — ein sechster. —
Dann schweigt das Getöse.
Und höhnisch kriecht der blasse Geisterfinger über das zerrissene, wunde Land — bis plötzlich alles finster und still ist.
„Hnndel"
„Auf! — Vorsichtig weitertappen!" Niederpressen die jähe, strudelnde Wut! —
Endlich:
„Kameraden!"
Kameraden gegen den Feind! — Das eint ohne Worte. — Kameraden im stürmenden Kampf! — Das verbrüdert ohne Handschlag.
Dort — wo der lichte, zarte Schimmer über den Himmel zittert — davor

liegt der Feind! — Dahin tragt den Sturm! — Der Sonne entgegen erkämpft
euch den Sieg! —
Den Sieg! —
„Seitengewehr pflanzt auf! — Eng Fühlung halten nach rechts! —
Kriechen! — Vorwärts! —"
Niederpressen noch immer das stolze, herrisch^ stürmende Drängen —
kriechen! — Es lauert der Feind und tastet mit ängstlichem, blassen Geisterfinger
über das scheintote Feld. —
Aber vorwärts! — O weiter, nur vorwärts! — Wie weit ist's bis in den
Kampf! —
Der Kolben ist hart und gewichtig — er wiegt sich gut in der klammernden
Faust.
Weiter nur vorwärts! — Nur vorwärts! —
Die Muskeln zucken vor Überspannung — wann endlich werden sie sich
auswirken dürfen? —
Weiter nur vorwärts! — Nur vorwärts! —
Im Hirn wirbeln Eindrücke, Erinnerungen — wahllos emporgeworfen —
und mitgerissen in die Bahn eines maßlosen Gedankensturmcs: „ auf
Vaters Pfeifenkopf war das Bild eines Heiligen " „wie ihr Haar
goldig schimmerte " „Wille und Tod ". Denkfetzen strudeln
über das geistige Blickfeld — aber sie gewinnen nicht Form noch Gestalt —
sind Teil nur der hastenden, stürmenden Bewegung, die die Ganglien durchbraust
— gefesselt in ihr — zur Gemeinsamkeit, zur Einheit verbunden mit ihr —:
Vorwärts! — Heran an deu Feind! —
Wie weit ist's n o ch bis an den Feind? —
Da — von hinten, über die Köpfe weg, huscht es vor wie ein Schatten —
und plötzlich ist vorn — greifbar nah scheint es — wie von einer Riesenkamera
hingeworfen ein helles, lebendiges Bild: hügelige Erdwälle — man sieht die
Gewehre darauf liegen — dort ist ein Maschinengewehr eingebaut! — Dahinter
Köpfe. — Der Feind! —
Der Feind! —
Alle Sinne drängen zusammen in eins — stemmen gegen den niederpressen-
den Willen — in den Kehlen speichert sich ein Laut — an den umklammerten
Kolben hängt allein Leben und Zukunft. — —
Vorwärts! — Vorwärts! —
Um nicht zu sticken in ihrer Wut vor dem Kampf schufen die Wesen den
Schrei. —
Einer ist's, dem zuerst das Gebrüll den Schlund durchbricht — die Kiefer
auseinanderreißt, daß es hinausgrellt — — aber wie wenn ein Funke in

Gas springt — so tost es hervor aus tausend aufgeschleuderten Schlünden mit
erschütterndem Schwall. —
Einstürzen die Gewölbe und Wälle des niederpressenden Willens, frei
stürmt mit offener Stirn und Brust das Ich in den Kammpf — den Feind zu
zerschmettern, zu zerstören, zu zerstampfen.
Aber weit hinter dem Feind zittert ein lichter, hauchzarter Schimmer über
den nächtigen Himmel — über den schaurigen Kampf: Sonne! — Sieg! —
Das Gebet.
Geisternd wächst der frühe Morgen aus der Nacht. Eine Helle, von der
man nicht sieht, von wannen sie kommt, übermächtigt in lautlos erbittertem
Kampfe die Finsternis.
Von dem Schlachtfeld hebt sich's wie eine viel zu schwere, erdrückende Decke.
Und die Erde beginnt zu atmen.
Wie aufkeuchend nach dem tosenden Kampf, der über sie hingestürmt ist,
entringt sich den weiten Gebreiten in langen Stößen weißdampfender Hauch und
'wiegt sich in silbern schimmernden Schwade« in dem dämmernden Morgen-
schein. —
Aber an mehreren Stellen — wo eine Strohmiete stand oder eine einsame
Scheune — kräuselt schwarzer Qualm auf — gleichsam verlöschender Atem
der Nacht — und zeichnet gespenstisch« Figuren in die blassen, durchsichtigen
Nebelschleier. — Und am Rande des noch eng umzirkelten Blickfeldes rauchen
in dunklem Gewölle die Trümmer eines Dorfes auf, — da ist's, als verströme
die Nacht zum letzten Kampf mit dem bleichen, jungen Licht ihre düstere Seele. —
Auf die finstere, strudelnde Rauchwand zu schreiten Soldaten. Schreiten
so hin in breit ausgezogenen, verkrümmten Linien — in unregelmäßigen Ab-
ständen — in schwerem stampfenden Trott. Schreiten so hin — die massigen
Kämpfergestalten — ohne Schlaffheit zwar, doch ohne zielsuchendes Drängen in
den Bewegungen — aufgerichtet, doch nicht straff — wie unter den letzten Aus-
wirkungen einer Kraft, die sie vorwärts trieb, und die nun aufgehört hat. —
Weit vor ihnen — jenseits des brennenden Dorfes — hastet die Verfolgung
hinter dem fliehenden Feinde her — der Kampf ist vorbei — der Sieg ist er-
rungen! —
Der Sieg! —
Weit aufgerissen sind die Augen der Männer noch von dem Dunkel der
Nacht— und starr nach vorn gerichtet. — Was hinter ihnen liegt?
Noch pressen ihre Hände den Kolben — noch stampfen die Schritte: vorwärts! —

Da zerrt ein Signal ihre Nerven, gleichwie der Zügel dem Pferd ins
Gebiß reißt: Halt! — Das Ganze halt! —
Der Kampf ist vorbei — der Sieg ist errungen. — Halt — nun! —
Genug ist's des Vorwärts! — Der Sieg ist erkämpft! —
Der Sieg! —
Weit aufgerissen sind noch die Augen der Männer von dem Dunkel der
Nacht — nun blinzeln sie scheu in den sich lichtenden Morgen.
Gespannt sind noch die Muskeln und Sehnen — nun lösen sich langsam
die klammernden Griffe.
Der Feind ist geschlagen — der Sieg ist erstritten! —
Der Sieg! —
Und wieder schmettert Signal: Sammeln! —
Noch andere sind da — außer mir und dir? — Kameraden? — Freunde?
— Liebe Brüder? — Und wir sollen uns wiederfinden?
Wie seltsam unwirklich scheint alles Sein. — Wie Spuk, der überrascht
ist, stehen die Bäume am Wege.
Gibt's denn noch wen außer mir und dem Feind? — Ia — Kameraden,
die neben mir fochten! — Freunde, die den Schlag für mich auffingen! —
Wie zerkratzt und zerrissen die Erde ist. — Die Schußtrichter der Granaten,
klaffen gleich Wunden, von den aufgebrochenen Schollen wie mit dickem Schorf
überkrustet.
Sonderbar befangen werden die harten Tritte der Kämpfer — sie prüfen
fühlend vor jeder Erdschramme und treten behutsam darüber hin.
Und wie sie aufhören, nach vorwärts zu drängen, und seitwärts abbiegen,
um zueinander zu kommen, da streift ihr Blick das hinter ihnen liegende Schlacht-
feld; aber sie wenden den Kopf nicht zurück.
Und ernsthaft treten sie in Reih und Glied und suchen den gewohnten
Platz. Der Nebenmann ist noch nicht da. Er ist etwas seitab gekommen — hat
sich verspätet. Hier fehlt auch einer — hier zwei — dort mehr. Sie kommen
noch — gewiß — es kommen von allen Seiten noch viele her. — Ihre Plätze
bleiben ihnen offen, denn das ist so: unter Kameraden hat jeder seinen Platz,
der ihm gehört, und keiner will ihn davon verdrängen. Aber nun sind alle ein-
getreten, und noch immer sind viele Plätze frei. Trotzdem — sie kommen noch.
Und die neben solchen leeren Flecken stehen, achten besonders scheu und streng
darauf, mit keiner Bewegung dem Fehlenden seinen Platz zu schmälern.
Der Hauptmann tritt vor die Kompagnie — aber es ist gar nicht der Haupt-
mann, es ist ein Leutnant — und grüßt mit ernsten Blicken Mann für Mann.
Vor den leeren Plätzen verweilt er einen Augenblick länger, in seinem Auge
glüht eine dunkle Flamme auf, und er neigt leicht das Haupt, als stünde der
Fehlende da wie sonst, und er sage zu ihm: Brav — mein Freund — brav! —

Der Oberst schreitet heran — aber es ist garnicht der Oberst, es ist ein Major — und mustert die Reihen leuchtenden Auges. Vor den Lücken aber erlischt das Leuchten, geschliffener Stahl wird sein Blick, der durchdringen will bis in die Ewigkeit.

Dann kommandiert er rauh: „Zusammenschließen!"

Umständlich und schwer bewegen sich die Soldaten — und als sie die paar Schritte leeren Bodens mühsam besiegt haben, da stehen sie ermattet und zusammengesunken, und meinen doch unbegreiflich hoch gestiegen zu sein und heilig« Erde unter sich gewonnen zu haben.

Sie halten die Waffe fest umspannt und lehnen sich schwer darauf als auf eine Stütze.

So stehen sie stumm und unbeweglich — die siegreichen Streiter — und gegen sie an wogt der Sturm ihrer Taten, als wolle er sie mit seiner Wucht erdrücken.

Da ist es der Kommandeur, der mit veränderter, heller Stimme sagt:

„Kameraden — wir haben gesiegt!"

Und nun findet der heranwogende Sturm die Kämpfer bereit — sie werfen das losgerissene Herz ihm entgegen, und er zerschmettert es nicht, er trägt es empor! —

Wir haben gesiegt! — Durch das rätselnde Grausen der Nacht — durch Verhalten und Stürmen — durch die entkettete, wütende Ichsucht des Kampfes — durch Vernichtung und heiliges Blut. — Durch! — Zum Ziel! —

Langsam wenden sich jetzt die Männer, und umdunkelte Augen blicken zurück in die verstörte Weite — grüßend und segnend, ernst und beglückt.

Und wenden sich wieder — und helle Augen blicken voraus. — Fern hastet der Feind in wilder Flucht. Aber über dem Qualm der schwelenden Trümmer steht rein und gütig die Morgensonne.

Da fühlen die starken Sieger die Schwäche. Ihr Vorwärts und Rückwärts wird Aufwärts — und die tiefe Erschütterung ihres Wesensgrundes schwingt sich in zitternden Rhythmen davon an ein Unbegriffenes, Gewißempfundenes in brünstigem Gebet. —

Frau Maria von Höbe:
Der Außenwelt bisher verschlossene Erinnerungen aus meinem Konstantinopeler Tagebuch.

In meinem Tagebuch blätternd, aus längst vergangenen Zeiten — fällt mir ein Blatt entgegen mit der Aufschrift:
„I»Äl».i8 se NI6i2."
Vor mir liegt es als der Zeuge einer längst vergangenen Zeit; Erinnerungen erweckend an den jetzt entthronten Herrscher!
Es war einmal! Vorüber — alles! Versunken alle Herrlichkeit eines unumschränkten Willens eines einst allmächtigen Herrschers — versunken in ein Nichts.
Vor meinem geistigen Auge zieht vieles vorüber: Besuche unserer Majestäten, Besuche des jungvermählten Erzherzogs Rudolf, des Thronerben Österreichs, mit der damaligen Kronprinzessin Stefanie, Besuche im Harem bei schönen Türkinnen, in Liebreiz und Iugend prangend! Es ist mir, als erlebte ich heute all den Glanz wieder, sähe die strahlende Sonne, die den Bosporus mit goldigem Leuchten verklärt — den tiefblauen Himmel, die dunkeln, ernsten Zypressen auf dem so wunderbar schönen Kirchhof zu Egub. —
Erinnerung bleibt ewig jung — sie ist die Patina am Erz des Lebens — und diesen Erinnerungen möchte ich heute folgen — zugleich den Wunsch meiner Freunde erfüllend, ihnen wieder einmal von Konstantinopel etwas zu erzählen. Womit nun aber beginnen aus der Fülle der Ereignisse, die in den vielen dort verlebten Iahren an mich herantraten? Mit den Stunden, die ich durch meine Türkenfreundin Leila Hanoum genoß, und die mit ihren ernsten Gesprächen mit zu dem Schönsten gehören, was ich aus diesem seltsamen Lande mitnahm, es im tiefsten Herzen bewahrend, wie ein Heiligtum, an dem man nicht zu rühren wagt! — Oder soll ich erzählen von den herrlichen Festen, wie die Majestäten mit dem ganzen Glanz des Orients empfangen wurden, beginnend mit der Auffahrt der 24 vierspännigen Galawagen, in denen unser Herrscherpaar mit seinem Gefolge von Dolmabagdsche hinauf nach Iildiz fuhr? Das waren die Kaisertage vor 23 Iahren in Konstantinopel, und von ihnen sprach ich bereits im Oktoberheft des Iahres 1913, erzählte von dem Iubel, der Verehrung, die nicht allein in den deutschen, sondern auch in den Herzen der Muselmänner fortlebt. Nur eine kleine Episode ließ ich damals fort! — Heute will ich sie aus meinem Tagebuche hinausklingen lassen. Niemand kann es mehr unangenehm berühren. Die schönen, jungen Frauen sind meist dem unheilvollen „Verrem", zu deutsch der Lungenschwindsucht, erlegen, die so viele Opfer an Iugend und Schönheit in den Harems forderte. Die Alten traten längst jene

Reise an, von der es keine Wiederkehr auf diese Erde gibt — und der Herrscher? — träumt von der Vergänglichkeit aller irdischen Größen — verträumt den Rest seines Lebens im schönen Palais von Beglerbeg, in dem einst bei Eröffnung des Suez-Kanals die schöne Kaiserin der Franzosen — Eugenie — wohnte und den Sultan Abdul Asis bezauberte, so daß der stolze Herrscher sich bewältigt von soviel Schönheit und Liebreiz, der europäischen Sitte folgend, herabgebeugt haben soll, die feine Hand zu küssen, die ihm die Kaiserin beim Empfange reichte. Darob, so erzählten alte Türkenfrauen, sei der damalige Harem des Sultans so empört gewesen, daß eine junge Sultanin ihren goldgestickten Pantoffel ausgezogen und als Zeichen der Entrüstung der schönen Kaiserin vor die Füße geworfen habe! — Noch selbigen Abends sei diese Sultanin aus dem Harem entschwunden, und nie habe eines Menschen Auge sie wiedergesehen! — So berichtete die Fama damals. — Doch zurück zu der kleinen Episode, die ich erzählen will. Als der Besuch der Majestäten in Konstantinopel"angekündigt war, sollte das Schiff „Der Kaiser" die Herrschaften bis Dolmabagdsche führen, wo gelandet und umgeschifft werden sollte. Der Sultan aber sollte die hohen Gäste in Dolmabagdsche empfangen und dann, der Kaiserin den Arm gebend, sie zum Wagen führen und mit ihr in dem vierspännigen Galawagen Platz nehmen, um Ihre Majestät nach Iildiz hinaufzugeleiten. Diese Zeremonie des Empfanges aber stieß auf solche Schwierigkeiten, daß der damalige Botschafter in heller Verzweiflung war.

Der höchste Geistliche, der Scheik ul Islam, betrachtete es als eine Unmöglichkeit, daß der „Khalif" mit einer fremden „Dame" im offenen Wagen sich dem Volke zeige und mit ihr in der Galaequipage den Einzug halte! — Der Sultan als Khalif mußte sich fügen, wenn der Scheik ul Islam nicht umzustimmen war. Nach vielen Bemühungen des Botschafters gelang es endlich, daß das gewünschte Zeremoniell eingehalten werden sollte. —

Als nun unter dem schier endlosen Iubel der Bevölkerung in strahlender Sonne und Pracht der lange Zug der 24 vierspännigen Wagen mit den Galalivreen in Rot und Gold sich nach Iildiz hinaufbewegte, waren natürlich alle Gitterfenster der Harems von den Türkinnen besetzt, durch die sie herabschauten auf das, was sie noch nie gesehen — ihren Sultan an der Seite einer Dame, der Kaiserin von Deutschland! — So war es auch hinter den Gittern und Kafez des Haremspalastes des Sultans in Iildiz! — In Aufregung saßen die Sultaninnen und Prinzessinnen — rauchend und schwatzend — und schauten hinunter voller Erwartung auf den herannahenden Zug.

Doch plötzlich, als der Wagen des Sultans erschien — ging ein Raunen und Staunen durch den Saal, und die Prinzessinnen sprangen entsetzt von den Gitterfenstern zurück: „Yalandi, Malandi!" hieß es, zu deutsch: „eine Lüge ward uns gesagt — eine Lüge!" Denn neben dem Sultan saß nicht die alte Kaiserin „Augusta Viktoria", deren Photo die Prinzessinnen auf den Tischen im

großen Haremssaal hatten — sondern eine junge, schöne, lieblich lächelnde Kaiserin, die sich nach allen Seiten freundlich hingrüßend verneigte. — Es war ein unbeschreiblicher Aufruhr. Eine Lüge heißt das Gift der Seele bei den Türken, und die vergißt und vergibt man nicht leicht. Als die Beratungen wegen der Auffahrt des Sultans mit der Kaiserin stattgefunden und überlegt worden waren, wie es zu machen sei, hatten sich die Haremsdamen gedacht (niemand hat je erfahren, weshalb), die Kaiserin, die Viktoria hieß, sei die alte Kaiserin Augusta Viktoria, und sie hatten sich dabei beruhigt, daß der Sultan mit einer alten Dame und Kaiserin fahren und sich zeigen sollte, die der Photo ähnelte, die sie besaßen. Nun sahen sie plötzlich die junge, lieblich grüßende Kaiserin, und alles Reden, daß es keine Lüge und sie alle im Irrtum seien, war vergebens. Die Photo der Kaiserin Augusta Viktoria ward als Zeichen der Entrüstung sofort umgekehrt auf den Tisch gelegt, und was das Schlimmste war, der mächtige Herrscher, der Sultan konnte nichts erreichen, als alle Eultaninnen und Tänzerinnen streikten und das große angesagte Haremsfest, wozu so glänzende Vorbereitungen getroffen waren, Tänze eingeübt, Gewänder in alten Stoffen und Formen gearbeitet waren etc., im Augenblick abgesagt ward und nicht stattfinden konnte. Der Sultan war in allen Zuständen; die Majestäten durften es nicht erfahren — der Botschafter sah sich bereits seines Postens enthoben — unbeschreibliche Verwirrung herrschte. Nach dem Diner bei den Majestäten ward die Pause des Wartens, wo es nach dem festgesetzten Programm zum Haremsfest gehen sollte, länger und länger. Geschenke über Geschenke schickte der Sultan, die Zeit auszufüllen — in der Hoffnung, die erzürnten Damen umstimmen zu können — eine heimliche Nachricht nach der andern kam zu mir, da ich die Honneurs beim Haremsfest machen und als Dolmetscherin fungieren sollte, bis endlich die Weisung kam: „Empfang im kleinen Harem, da die Sultanin erkrankt sei!"
Seine Majestät hatte sich zu einem Bierabend seine Herren geladen, und nun sollte verschwiegen werden, daß wir gleich wiederkommen würden, kein großer Empfang sei, kein Fest stattfinde. Auf mein Fragen, als ich Ihre Majestät hineinführte, antwortete die junge, an der inneren Haremstür stehende weinende Sultanin nur : „Zorma, Zorma!" — zu deutsch: „Frag' mich nicht, frag' mich nicht! Ich bin traurig, mein Kopf schmerzt, sag es der Kaiserin." Ich übersetzte Ihrer Majestät, daß die Sultanin leidend sei und traurig, daß das große geplante Haremsfest mit den schönen Tänzen nicht stattfinden könne, worauf Ihre Majestät in ihrer freundlichen, gütigen Weise ihr Bedauern aussprechen ließ nebst der Hoffnung auf Besserung, und daß das Fest dann doch noch stattfinden werde.
Der Empfang war dann kurz! — Was folgte? Der Rest heißt Schweigen.
Nur noch dies, daß die Sultaninnen versöhnt und begeistert waren von der liebenswürdigen Kaiserin, ihr ihre Iugend vergaben, und daß auf ihrer aller Wunsch — dann der große Empfang — die Festlichkeit — zwei Tage darauf mit allem Glanz stattfand! —

Davon vielleicht ein andermal. Von den rhythmischen Bewegungen, den sogenannten Tänzen im Harem, die in langen, wallenden Gewändern so harmonisch wirken, diese jugendlichen, schlanken Tänzerinnen mit ihren langen, gelösten Haaren, den faltenreichen Geweben, die in weichen Schwingungen ihre Körper umschlingen, überflutet von den langen Haarwellen der bei den Türkinnen so gepflegten Haare, — ist wohl das Schönste mit, was man an edlen Bewegungen und Tänzen sehen kann. Und jetzt? Soll ich noch von meiner ernsten Freundin „Leila" erzählen? Dieser wunderbar schönen, ernsten Frauengestalt, bei der ich so gerne weilte, ihren Gesprächen und Erzählungen lauschend. Die Türkinnen nannten sie die „Pflicht", weil sie ihr ganzes Leben in den Dienst der Pflicht, Treue und Aufopferung für ihre Familie und Nebenmenschen gestellt hatte. Wie das kam? Ich will von ihr berichten, von Leila und ihrer Lebensgcschichte. Sie selbst erzählte sie mir, als sie, wie gewöhnlich bei meinen Besuchen, mit mir auf dem herrlichen Kirchhof Egubs saß — auf einem Teppich am Grabe des Paschas, ihres Vaters. Den Kopf, den feinen, kleinen Kopf zurückgelehnt an die dunkle Zypresse, die das Grab beschirmte, umweht von den weißen Schleiern über der dunklen Flechtenkrone, sehe ich sie noch vor mir, die dunklen, großen Augen in die Weite schauend und herab zu all der Herrlichkeit, die zu unsern Füßen sich ausbreitete vom Goldenen Horn bis Konstantinopel. Über uns der blaue Himmel, die strahlende Sonne, neben uns das Schweigen des Todes, die Grabmäler und Zeichen, die hier vom ersten Sonnenstrahle geküßt, vom letzten Abendrot beleuchtet unter süßduftenden Hecken und hohen Zypressen lagen. Vorüber! Alles, was der törichte Wahn eines Menschen einst ersehnte, sagte Leila, mit ihrer feinen Hand hinüber zeigend — über die Grabmäler, und mit ihrer weichen Stimme fuhr sie fort, den feinen Kopf dann auf die über ihren Knien verschlungenen Hände neigend: Vorüber, was hienieden erreicht und errungen ward, vorüber jeder Kampf, alles Streben irdischen Daseins! — Von allem bleibt nichts als Staub — und Vergessenwerden, wenn wir nichts schaffen konnten, was über die Ewigkeit hinausreicht. Treu sind wir Türken dennoch in Gefühlen und im Gedenken auch an unsere Toten und Vergangenes. Wir reden mit denselben — wir wissen sie uns nahe, wir weilen gerne bei ihnen nicht nur, wenn die helle Sonne ihre glänzenden Lichter durch das Laub der Bäume auf die Gräber wirft, alles in Glanz und Licht tauchend, sondern auch des Nachts, wenn dunkle Schatten gespensterhaften Nebeln gleich über unsere Gräber ziehen, wenn die Zypressen stöhnen und klagen — weilen wir gerne bei den toten Lieben. Viele, viele, die hier liegen, kenne ich, habe sie gekannt durch Erzählungen, ehe sie den ewigen Schlaf taten, so leben sie mit und in uns weiter.

Sieh, fuhr sie langsam fort, ihr in eurer großen Welt da draußen, in dem Hasten und Treiben, ihr habt nicht Zeit für die Lebenden, wie wollt ihr Zeit haben — für die Toten? — Man verspottet und schmäht unsern Harem, unser Innenleben, spricht von Freiheitsberaubung. Wir echten im Harem auf-

erzogenen Türkinnen fühlen nicht so. Wir sind froh und glücklich, abgeschlossen für unsere Lieben, für die Kinder, die Familie leben zu können — abgeschlossen von einer Welt voll Kampf und Ringen — in die nur die Mämner gehören. Unser Reich, unsere Welt ist das Haus. Mag eure Zivilisation besser sein, euch beglücken, wir entbehren sie nicht. Wir finden, wenn eine junge Menschenblüte hinaus muß in die Welt, Geld zu erwerben, wie unser armes, deutsches Kinderfräulein, die für die alte, arme Mutter zu sorgen hat — wir finden, der Hauch, der Schmelz in der harten Arbeit und Außenwelt verschwindet von der Frau. Das gehört den Männern bei uns. Nie wirst du außerhalb des Hauses eine Türkin um die Wette mit den Männern arbeiten sehen. Dafür sorgen wir aber für jede arme Frau, die nichts mehr im Hause leisten kann, und nie wird eine Sklavin fortgeschickt, weil sie alt und nicht mehr leistungsfähig. Das ist der besonders jetzt so geschmähte Harem! — Meine Mutter hatte schon recht, wenn sie zu Afifee sagte, die Bildung, fremdländische Romane lesen zu können, telegraphieren zu können, öffentliche Ämter zu bekleiden — solche Frau würde unsere Männer nicht glücklich machen. Du belächelst meine Ansichten, nicht wahr, sagte sie plötzlich, mich zärtlich anschauend. — Nein! erwiderte ich, aber du kennst eben die Außenwelt und unser Leben nicht: Unsere Iugend, die nicht heiratet, will etwas leisten und einen Beruf haben, vor allem leben! — Ich weiß, ich weiß, sie müssen ums tägliche Brot kämpfen, um ihre Unterhaltung, statt der Männer, die es für uns tun — und das ist traurig! — Sag, seid ihr da draußen glücklich? Wir hören so oft, wie Vater und Mutter nicht Zeit haben, sich um ihre Kinder und deren Erziehung zu kümmern, weil das Außenleben so große Anforderungen an sie stellt. Wir hören, wie sie auseinandergehen, der Mann seine Frau verläßt und umgekehrt, wie die Kleinen von fremden Fräuleins erzogen werden! Was bringen die an Bildung für Herz und Gemüt den armen Kleinen, die nur herausgeputzt meist zum Schekerli (Dessert) bei den Eltern für kurze Zeit erscheinen dürfen! — Wir eingesperrten Frauen aber, wie uns die zivilisierte Welt nennt, leben nur für unser Heim, den Vater unserer Kinder, für diese Kleinen selbst, lehren ihnen, daß alle Äußerlichkeiten nicht ein glücklich Heim und Elternhaus ersetzen können. Die Erinnerung an eine glückliche Iugend, bei der Mutter verlebt, die zieht mit dem Manne in die Welt — muß er hinaus — sie ist und bleibt ihnen immer und immer das Schönste und Köstlichste, was sie besitzen und was ihnen niemand rauben kann — die Erinnerung an die Liebe, die ihnen ward — im Elternhause — im geschmähten Harem. Alle Neuerungen sind nicht gut! Wir, diese Generation ist noch nicht reif dazu. Man sollte daher auch der guten Seiten eingedenk sein und bleiben, die unser abgeschlossenes Leben mit sich bringt. — Gewiß, Leila, darin hast du Recht, aber Theorie und Praris ist eben anders im Leben — jedes Land hat seine Sitten, und auch bei uns sind das nur schlechte Ausnahmen, von denen du gehört hast. Auch wir deutschen Frauen leben

für unser Heim, unsern Mann, unsere Kinder, geben ihnen die Erinnerung an Mutterliebe und das Elternhaus mit auf ihren Lebensweg als das köstlichste Gut, das sie besitzen. — Es gibt bei euch und bei uns Ausnahmefälle. Und jeder muß sein eigen Leben — leben — erwiderte Leila ernst. — Ich will dir heute das meine erzählen! — Sie seufzte tief, und ein wehmütiges Lächeln verklärte das bleiche Gesichtchen. Mit den großen, dunklen Augen mich liebevoll anschauend, lehnte sie das Köpfchen an die dunkle Zypresse, zog die weißen Schleier dichter um sich, warf mir ein Kissen auf den Teppich, damit ich bequemer sitzen könnte, blieb auf dem Grabe des Vaters sitzen, schlang den weißen Arm um den Turban des Grabsteins, ein wunderbar schönes Bild, das ich nie vergessen kann, und begann:

„Einfach, wie ich selbst, ist mein Leben, meine Geschichte. Du kennst das alte Geister-Palais, wie es im Volksmunde heißt, das große, graue Haus, wo Gespenster nachts ihr Wesen treiben sollen und das zwischen Therapia und Uenikeu — in Calender liegt. Dort wohnten meine Eltern. Mein Vater, ein reicher Pascha, hatte diesen Konak von den Seinen geerbt. Er war stolz, gut und gerecht. Meine Mutter Emineh war die schönste, sanfteste Frau und Mutter — nur in einem war sie hart, wenn man anderen Sinnes war, als sie. — Nichts ließ sie dann gelten, keine Vernunftsgründe hatten Einfluß auf ihr Herz, denn — außerdem war sie eine fanatische Türkin. Griechen, Armenier eristierten nicht für sie.

Mein Iugendgespiele war Assim Bey, der Sohn des Paschas, der in Uenikeu »ohnte. Als ich zwölf Iahre ward, nahmen wir Kinder Abschied voneinander, denn ich sollte von dreizehn Iahren den Iaschmak (Schleier) nehmen und durfte dann keinen Mann mehr sehen. Assim sollte zwei Iahre nach Wien und Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden. — Nach fast drei Iahren kam er zurück, schön wie ein Gott der Alten, klug wie der Prophet. Da ich den Iaschmak (Schleier) bereits trug, durfte ich ihn nie mehr sehen, als durch die Gitterfenster! Allabendlich im Mondenschein aber fuhr er an unserem Konak im Kaik vorbei, ganz dicht. Ich aber hatte dann, wie als Kind, zum Zeichen, daß ich ihn hinter den Gittern erwartete und gesehen, ein rotes Bändchen daran befestigt. Mein Assim wußte dann, daß ich seinen Liedern lauschte. Und wie schöne türkische Lieder sang er, von Liebe, Glück und seligem Wiederfinden! — Manchmal durfte ich auch mit dem Eunuchen und der Sklavin beim Mondenschein im Kaik vor das Palais des Erkhediven nach Emirghan fahren, wo Serenaden gebracht wurden und Hunderte von Kaiks mit schönen, jungen Frauen hielten, sowie Türken in ihren Kaiks. Assim wußte geschickt seinen Kaik dicht an den unsern zu bringen, und so sehr der Eunuch auch acht gab, die Sprache unserer Augen, die Glückseligkeit, die daraus von einem zum andern sprach, erriet und verstand er nicht. —

Mein Assim war sehr vorsichtig, aber doch hatte ich eines Abends verstanden,

daß Assims Vater bei dem meinen um mich werben würde! — Ich konnte die Nacht vor Aufregung und Seligkeit, aber auch vor Angst nicht schlafen. Meine Mutter hatte öfter gesagt, sie liebe Assim nicht, weil er kein echter Muselmann sei, da seine Großmutter eine schöne Griechin gewesen sein sollte, die der alte Pascha, sein Großvater, damals zur Frau genommen hatte. Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, war das Haupt unserer Familie und hatte mit über mich zu bestimmen." Sinnend fuhr Leila fort: „Es kam, wie es kommen mußte: — Mein Onkel und meine Mutter schlugen die Werbung aus und mit abschlägiger Antwort ward der Pascha, Assims Vater, entlassen! — Mein Vater hatte nachgeben müssen, mein guter, lieber Vater," sagte sie weich, — „wie hat er mit mir darunter gelitten!" —

„Ich liebte Assim von ganzem Herzen, meinen lieben Assim, den lieben Gespielen der Kinderzeit, und hoffte doch, alles überwinden und die Mutter gewinnen und überzeugen zu können, indem ich erklärte, nie einem andern als Assim angehören zu wollen! — Meines Onkels Hohnlachen darüber höre ich noch." — Leila erschauerte und sah finster in die Ferne. — „Tage, Abende vergingen, endlich kam Assim in seinem Kalk vorbei, und zum letzten Male sang er mir das süße Lied:

Willst du ein ganzes Herz,
So gib ein ganzes Leben."

Die Hand auf ihr Herz pressend, stöhnte Leila schwer: „Ich gab ein ganzes Herz — und er — sein ganzes Leben! — Der schrecklichste Abend meines Lebens kam dann:

Von ferne hörte ich den Gesang und die Stimme von Assims Bruder — klar und hell schien der Mond, man konnte lesen, alles erkennen. Es war schon spät, einsam der Bosporus, und da ich keinen Schlaf finden konnte, saß ich mit meiner Sklavin hinterm Gitterfenster, als wir wehmütigen Gesang und die Stimme des Bruders folgendes singen hörten:

„Wenn die Geliebte Assims, meines Bruders, mich hört, soll sie sich fügen und nicht klagen, sie soll auch nichts fürchten, denn niemand wird Rache üben von uns, um ihretwillen! — So will's der Tote, und der Wille des Toten ist heilig, heilig, heilig! —"

(Schluß folgt.)

Roderich Ley.
Pagentreue.
Zum Pagen sprach des Königs Grimm:
„Die keusche Königin, vernimm,
Hat meiner sich verdrossen!
Du hütest nächtens ihr Gemach;
Du mußt ihn kennen, ihrer Schmach
Wollüstigen Genossen!"
Der Page bleicht, der Page bebt:
„„Herr König, ungerecht erhebt
Ihr unverdiente Klage!
Die Kön'gin, ohne Falsch und Fehl
Bewahrte rein Euch Leib und Seel'!
Ich schwör's beim jüngsten Tage.""
„Dein Mund, mich frech zu täuschen, log.
Ich weiß, daß mich das Weib betrog,
Und Rache hab' ich beschlossen.
Ich weiß, daß sie mir Treue brach. —
D'rum nenne, Knäblein, ihrer Schmach
Wollüstigen Genossen!"
„„Verrat bestrickte Euer Ohr!
Euch liebt die Kön'gin, wie zuvor,.
Frei jeder Schuld und Schande.
Verleumdung, was Ihr grundlos glaubt!
Ich setze d'rob mein junges Haupt,
Herr König, Euch zum Pfände!!""
Zum Pagen sprach des Königs List:
„So geb' ich Dir bis morgen Frist
Zu Widerruf und Reue.
Dein Leben, wenn Du schweigst, ist mein! —
Doch soll Dein Tod mir Zeugnis sein
Von meines Weibes Treue!"
Verschlossen blieb des Pagen Mund.
Dem Schwur getreu, fiel todeswund
Sein Herz des Heukers Hieben.
„„Lebt wohl, vielarme Königin!
Geb' gern für Euch mein Leben hin,
Daß schuldlos Ihr geblieben!
Hab' Dank für all' Dein Lieben!!""

Roderich Ley
Der geprellte Tod.
Er hat dem Tod in mancher Schlacht
In's Angesicht geschaut,
Hat trotzig seinem Dräun gelacht
Und seinem Glück vertraut.
Und sanken nieder links und rechts
Die Helden Mann für Mann, —
Nur Ritter Ulrich des Gefechts
Wild brandendem Wogen entrann.
Beendet war der heiße Streit.
Zur Neige ging der Tag.
Und Freund und Gegner Seit' an Seit'
Zerschellt am Boden lag.
Verschont nur Ritter Ulrich blieb
Von wilden Kampfes Wucht,
Er wehrte mannhaft Stoß und Hieb
Und jagte den Tod in die Flucht.
„Spar', Sensenmann, Dir Fluch und Zorn!
Mein Wag'mut lacht Dir Hohn;
Mein Schwert und Schild, mein Speer und Sporn,
Sie spotten Deinem Droh'n!
Nicht beugt mich Schreck und List und Graus;
Du fängst mich nicht so schnell!
— Drum ruf' ich Dich zum letzten Strauß,
Dürr klappernder Knochengesell!"
Der Tod vernimmt's und nickt und grinst.
Sein hohles Auge loht:
„„Verweg'ner Bursche! Nie entrinnst
Du meinem Machtgebot!
Und blieb Dir auch des Glückes Gunst
In Feld und Fehde treu.
Vor Krankheit Deines Schwertes Kunst
Zerstiebt wie im Winde die Spreu!"" —
Schon fühlt sich Ulrich sicch und wund.
„Freund Hein, kommst Du mir so?
Ich sterbe gern auf blut'gem Grund,
Doch nicht auf faulem Stroh.
Willst haschen mich im Bett? Versuch'«!
Der Spaß sei Dir verwehrt!!" —
Und Ritter Ulrich grimmen Fluchs
Wirft sich in's gleißende Schwert.

Roderich Ley
O kehr' zurück!
Noch bebt auf meinen Wangen
Dein Odem wonnig — warm,
Noch hält mich fest umfangen
Dein weicher Rosenarm,
Noch brennt auf meinem Munde
Dein erster, heißer Kuß
Da sehnend jener Stunde
Ich neu gedenken muß.
Ich bin allein geblieben
Im öden, weiten Raum;
Doch will ich weiter lieben.
Und wär' es nur im Traum!
Und meine wirren Sinne
Durchzittert wilde Lust,
Qualvolle, süße Minne,
Von der ich nie gewußt.
Die Sorge bannt den Schlummer,
Und ruhelos zerreißt
Glücksel'ger Liebeskummer
Den hoffnungsfrohen Geist.
O kehr' zurück! Ertränke
Die Glut, die Du entfacht!
O kehr' zurück und schenke
Den Rausch mir einer Nacht!!
Erste Nacht.
Ich denke sehnend jener Nacht
In schweren, heißen Träumen,
Die Du zum ersten mal verbracht
In meinen stillen Räumen.
Da zagend nur Dein keuscher Fuß
Betrat der Schwelle Rand,
Und schweigend Du mir gabst zum Gruß
Leis zitternd Deine Hand.
Du senktest stumm in frommer Scham
Den Blick zu Boden nieder.
Und wie ein Schauer überkam
Es Deine jungen Glieder.
Halb war es Furcht und bange Scheu,
Halb Frohgefühl und Lust,
Und schwankend zwischen Glück und Reu'
Hob schwellend sich die Brust.
Ich zog empor Dein hangend' Haupt,
In's Auge Dir zu schauen.
Und, was ich mutlos kaum geglaubt,
Ietzt durft' ich ihm vertrauen!
Der Zweifel, der im Herzen schlief,
Wie welke Spreu zerstieb:
Dein tränenfeuchtes Auge rief:
„Ich hab' Dich lieb!"
Fastnachtsnarren.
Maskentreiben, Mummenschanz,
Gold und Flitter, Wein und Rosen,
Geigenlocken, Walzertanz,
Tollen, Lachen, Flüstern, Kosen!

Sang und Tanz und Spiel und Scherz
Und vergessen Gram und Sorgen.
Froh die Seele, leicht das Herz.
„Heut"' ist „heut'"! — Wie bald ist „morgen"!
Nie geahnte, sel'ge Lust
Schüttelt meine wirren Sinne,
Und, von der ich nie gewußt,
Süße, heiße, wilde Minne.
Und ich stürze mich hinein
In das wirbelnde Getriebe:
„Blondgelockte! Werde mein!
Schenk' die Gunst mir Deiner Liebe!"
Und begehrend spannt mein Arm
Tastend sich um's weiche Mieder.
Iäh durchzittert, schwül und war«,
Wonn'ger Schauer meine Glieder.
Fiebernd sucht mein durst'ger Mund
Ihrer Lippen Purpurquelle,
Trinkt sich satt und küßt sich wund,
Schlürft berauscht von gift'ger Welle.
Schon im Geiste träumend sah
Ich den Liebestempel offen.
Wähnte mich dem Himmel nah'
Und erfüllt mein töricht' Hoffen. — — — —
Doch des Schicksals grause List
Hat mein Sehnen schnöd betrogen!
Und am Arm des andern ist
Lachend sie davongezogen!

I bin der Eppenhoftr Robert Misch
Robert Misch:
I bin der Eppenhoftr.
Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.
(Schluß.)
Gerade wollten sie Fenster einschlagen, als sich die Tür langsam öffnete.
Ein alter Mann stand da, eine Laterne in der hoch erhobenen Hand.
„Hui s«t I»?"
„Von kmi!" antwortete der Lehrer, drängte den Alten schnell zurück und
drückte die Pforte hinter sich und dem Marl zu.
Der Alte zitterte an allen Gliedern vor den unerwarteten „Prussiens", die
ihn jedoch bald beruhigten; sie wollten ihm nichts Böses antun.
„Nur schlafen wollen wir und was zu essen haben," erläuterte ihm Moser in
seinem besten Französisch, das der Alte mit einigen fragenden Hsn's und
„I»Ialt-iI?" auch ganz gut verstand.
Aber er hätte nichts zu essen. Dabei schoß er tückische Seitenblicke auf
sie und die Tür, die der Marl denn auch gleich verschloß, den Schlüssel in
seine Tasche steckend.
Er sei nicht der Bauer, gab er dem Fragenden zur Antwort — ein zurück-
gebliebener Knecht nur. Alle seien sie entflohen, als die Prussiens schon vor
einigen Tagen hier gewesen seien.
„Viele Prussiens?"
„Oh — so einige hundert Mann."
„Und wovon leben Sie denn? Doch nicht von der Luft?"
‚Moi . . . moil öieu . . ." Er jammerte, daß er sich von den Kartoffeln
auf dem Felde ernähren müsse; und unten im Dorf gäben sie ihm auch etwas
Brot und Milch.
„Also sind im Dorf noch Leute?" eraminierte Moser weiter.
„Ia — einige wenige."
„Sicher hat der Kerl was zu essen da; nur will er's uns nicht geben," rief
der Lehrer ärgerlich.
„Halten's ihm das Pistol auf d' Brust, dem Hallodri! Dös wird scho
helf'n."
Blaß und zitternd starrte der Bauer die Soldaten und die Pistole an und
führte sie dann zu einem verborgenen Verschlag, in dem sich ein Rest Schinken,
einige Eier und ein halbes, rundes Weißbrotlaib befanden, wie es die Franzosen
backen.
„Ietzt bleibt nir über, wir müass'n den Pisang a wengerl bind'n und eini-
sperr'n." !

„Recht hast, Marl — sonst schreit er uns Leute herbei.
Der Bursch hatte sich unterdes umgesehen. In einer kleinen Kammer standen Bütten und Zuber, Waschgefäße des Hauses; daneben hing eine Wäscheleine.
Trotz dem jammernden Protestes des Alten, der wilde Flüche und Drohungen ausstieß, banden sie ihm Hände und Füße zusammen, wobei der junge Bauer eine besondere Geschicklichkeit entfaltete. Als das Schreien des Alten immer lauter wurde, stopfte ihm der Marl ein Tuch in den Mund und dann schleppten sie ihn in den Keller. Bei dem geringsten Schrei würden sie ihn totschießen, wurde ihm angedroht, und die ungeladene Pistole fuchtelte bedenklich vor ihm herum. Zur Vorsicht schlossen sie auch noch den Keller ab.
Dann hielten die beiden ein königlich Mahl, ließen einen kleinen Rest zum Mitnehmen übrig und legten sich zum Schlafen nieder. Der Marl hatte zwar zuerst wachen wollen, schlief aber schon nach einigen Minuten fest auf seinem Sofa ein. Nebenan auf dem Bett lag der Lehrer.
Ein erstes, schwaches Dämmern weckte ihn auf. Noch ganz benommen starrte er die matt blinkende Scheibe vor ihm an. Was war doch das? Wo befand er sich denn? Erst jetzt kam ihm ihre ganze ziemlich verzweifelte Lage zum Bewußtsein.
Nach den Himmelszeichen hatte er sich gestern ein ungefähres Bild der Richtung ihres Marsches gemacht, der sich nach Nordwest hielt. Also würden sie deutschen Soldaten wohl ostwärts begegnen. Aber in diesem gebirgigen und abgelegenen Waldwinkel konnten sie ebenso gut einer versprengten, durchs Land irrenden französischen Abteilung in die Arme laufen.
Wie fest der Marl schlief! Seine Wangen hatten sich gerötet; ein zufriedener Ausdruck lag auf seinen Zügen. Offenbar träumte er — vom Vaterhaus vielleicht oder der freien Alm mit ihren Bergen und dem blauen Himmel darüber.
Der junge Lehrer gedachte jenes letzten Sonntags da oben, in Gottes herrlicher Natur. Da lachte die Sonne — Frieden und Freude ringsumher!
Und alles das, was ihm seither begegnet, wildes Schlachten und Morden, Ge. fangenschaft, Verwundung, das Heulen der Geschosse, das Knattern der Salven und die stete Todesgefahr; all das erschien ihm nur wie ein wüster, quälender Traum. Doch ach — es war schwerlastende Wirklichkeit; und alles andere nur ein schöner Sehnsuchtstraum von Sommerlust, Liebe und Heimat, die so fern — so ferne lag.
Wenn sie jetzt die Vroni und ihr Vater so hätten sehen können! Wahrscheinlich würde man sie als vermißt oder gar tot melden, und Vater nnd Tochter litten bitteren Kummer.
Das gab ihm seine Spannkraft wieder. Durch — zunächst zu den deutschen Brüdern! Alles andere stand in Gottes Hand.

Er betete still. Manchen Philosophen hatte er schon auf dem Seminar heim-
lich durchstudiert, hatte sich vom starren Kirchenglauben seiner Vorfahren möglichst
losgelöst, aber war dabei immer ein gläubiges Gemüt geblieben mit dem Be-
dürfnis nach Hingabe an ein höheres Wesen. Wie Faust dem Gretchen, hatte
er der Vroni „seinen Gott" zu erklären versucht.
Und jetzt betete er fromm, doch ohne Händefalten und Worte, daß der
Himmel sie beide glücklich aus dieser Lage befreien und unversehrt in die Heimat
zurückführen möge.
Dann verspürte er starken Hunger und suchte, ob sich nicht noch etwas
Eßvorrat finden ließe. Glück muß der Mensch haben. In einer verborgenen
Ecke, hinter einem Kartoffelsack und großen Zwiebelrollen sorgfältig vor Späher-
augen verborgen, fand er eine Düte mit gemahlenem Kaffee und gestoßenem
Zucker dazu.
Kaffee! Seit vielen Tagen hatte er das ersehnte Labsal entbehren müssen.
Und der Marl würde sich nicht schlecht freuen! Als er das herrlich duftende,
heiße Getränk in zwei Gläser gegossen und vor dem Marl auf den Tisch gestellt
hatte, weckte er ihn endlich. Der junge Bursche lächelte noch immer mit halb-
offenem Munde und fuhr erschreckt auf:
„Sakra — was is denn? — Kruzitürk'n — a Kaffee! — Lehrer, ös könnt's
zaubern!"
Wie der lang entbehrte braune Labetrank schmeckte!
„Wir müass'n uns verkleid'n, Lehrer," sagte plötzlich der Marl. „Franzö'sch
red't Ihr ja wie a Parlewuh — und i mach's Maul net auf, wenn man uns
trifft. I spiel an rechten Depp'n. So werd'n ma schon weiterkomm'n."
„Hast recht, Marl! Dort in der Schlafkammer steht ein Schrank. Der
enthält vielleicht, was wir brauchen."
Eine Viertelstunde danach — der erste helle Tagesschein verdrängte langsam
den grauen Dämmer — schlichen vorsichtig zwei blaublusige französische Bauern
zum Gartenpförtchen hinaus. Ringsum das Schweigen der Nacht!
An einem Stecken, gestützt von der Freundeshand, schleppte sich der Marl
zum schützenden Wald fort, wo sie wenigstens vorläufig vor Späheraugen sicher
wnren.
Ein kleiner Fußpfad nahm sie auf. Dem Stande der Sonne nach führte
er gen Südost, also gerad' in der erwünschten Richtung. Aber der Marl biß
die Zähne immer schmerzhafter zusammen, je tiefer sie in den Wald eindrangen.
„Sakramost — 's geht net mehr! Dö verflirte Har'n überanand!"
Sie ruhten aus; dann begannen sie ihre Wanderung von neuem. Doch
immer langsamer und mühsamer wurde der Schritt des Burschen, seine Züge
immer schmerzverzerrter.
„Na, Marl — dann hilft das nir, dann steig auf meinen Buckel! Ein
Weilchen kann ich dich schon tragen."

Der Bursche sträubte sich erst, schließlich nahm er die dargebotene Hilfe an, da kein anderes Fortkommen blieb. Unter häufigem Ausruhen schleppten sie sich so eine halbe Stunde weiter.
Plötzlich sahen sie Rauch aufsteigen. Langsam und vorsichtig schlichen sie näher. Ein großer Kohlenmeiler tauchte vor ihnen auf, nicht weit davon eine hölzerne Hütte.
Leise pochten sie an, aber niemand antwortete. Die Hütte war leer, doch offenbar bewohnt. In einer Ecke brannte ein kleines Holzfeuer auf offenem Herd aus roten Ziegelsteinen. Allerlei Kleinigkeiten, Kleidungsstücke und Geräte standen und lagen so umher, als ob die Bewohner sie eben erst verlassen.
Deutlich hörten sie das Meckern einer Ziege. Dem Tone nachgehend, fanden sie einen Verschlag mit Handwerkszeug; und eine roh gezimmerte Tür führte von dort in einen kleinen Stall, in dem friedlich eine Kuh ihr Grünfutter zermalmte, die Ziege meckerte und ein kleines grauschwarzes Eselchen, erstaunt die Ohren spitzend, den Ankömmlingen entgegenblickte.
„Da legst di nieder!" rief der Marl lachend. „Als wann's grad' bestellt wär' für uns! Und a Packsatt'l is aa da. Ietzt kann i an vierbeinig's statt an zweibeiniges Pferd reit'n."
Der hölzerne Lastsattel, breit und bequem, wurde dem braven Eselein schnell aufgeschnallt. Und stolz ließ sich der Marl auf den Sattel heben.
„Wia'r a Frauenzimmer oder der Müller, wann er von der Mühl'n kommt!"
Futter für den Esel fand sich axch, dazu etwas Brot und Speck. Das packten sie in den Futtersack zu ihren aufgesparten Resten. Ein voller Milchtopf wurde in eine leere Weinflasche gefüllt; und dann machten sie sich schnell aus dem Staube, ehe der Besitzer heimkehrte.
So rasch das Eselein traben, der Lehrer nur laufen konnte, ging es vorwärts, immer durch dichten Wald. Aus ihren Vorräten stärkten sie sich; sog« einige mitgenommene Kartoffeln brieten sie mittags in der Asche.
Einmal erblickten sie ganz von weitem zwei Bewaffnete. Ob es französische Förster oder Gendarmen oder eine Schleichpatrouille waren, ließ sich nicht erkennen. Keinesfalls waren es deutsche Soldaten. Das Blitzen der Bajonette hatte sie rechtzeitig gewarnt. Schnell lenkten sie ihr Grautier von der Straße ab, in ein dichtes Gebüsch hinein.
Wenn jetzt das Eselein schrie, waren sie verloren. Moser hielt dem braven Grauen eine flache Hand voll Gerste vor. Das Eselein war mucksstill — die Männer gingen plaudernd vorüber. Von „Prussiens" hörte der Lehrer sie reden, und Dorfnamen glaubte er zu verstehen.
Von neuem machten sie sich auf den Weg. Aber nun fing es leise zu regnen an. Naß wurden sie und froren. Ihr knapper Eßvorrat ging auch zu Ende.
Zum ersten Male fing der Marl zu klagen an. Sein wunder Fuß schmerzt« ihn. Den Verband zu erne»»rn, traute sich Moser nicht. Verbandszeug besaßen

sie nicht mehr. Und irgendwohin mußte der Weg doch führen! Einmal sahen
sie einige Hütten mitten im Walde; doch machten sie aus Vorsicht einen weiten
Bogen darum und kamen nun ganz vom Wege ab.
Hügelauf und hügelab kletterte das geduldige Eselchen viele Stunden lang.
Aber plötzlich schien auch dessen zähe Kraft zu erlahmen — es stolperte, stolperte
immer wieder.
Auch Moser konnte nicht mehr weiter. Sie rasteten zwei Stunden in einem
dichten Gebüsch, dessen Zweige sie wenigstens vor dem leise rieselnden Regen
schützten. Die Nacht brach herein. Redlich teilten sie das letzte Stück Brot, das
sie sich noch aufgespart hatten — als „eiserne Ration". Zum Glück hatten sie
dem Esel eine Decke aufgeschnallt, die sich in der Köhlerhütte gefunden. Da
lagen sie nun alle drei, Tier und Menschen, eng und friedlich zusammengeschmiegt,
sich nach Möglichkeit aneinander wärmend. Auch der Lehrer fühlte seine Wunde
schmerzen. Mit dem Vorrücken der Nacht wurde es empfindlich kalt. Marl
schlief ein, aber Moser floh der Schlaf.
Am Morgen fütterten sie den Esel. Unten im Futtersack fand sich noch ein
vergessenes Ei — das teilten sie brüderlich. Dann ging's weiter durch das
bucklige Gelände, das allmählich steil nach unten führte. Der Hunger plagte
sie; den Durst hatten sie mit Quellwasser löschen können. Mechanisch trabten
sie weiter auf einem Pfade, auf den sie zufällig wieder stießen. Wohin führte er?
Durch die Stämme schimmerte es licht und grün. Vor sich sahen sie ein«
abschüssige Wiese mit einigen hölzernen Hütten — dahinter ein breites Tal, aus
dem ein Flüßchen und das weiße Band einer Landstraße heraufblitzten. Ganz
hinten Häuser — ein Dorf oder Flecken.
Nach kurzer Zwiesprache banden sie das Eselchen an einen Baumstamm.
Der Lehrer wurde zur Rekognoszierung vorgeschickt. Vorsichtig schlich er an den
Hütten vorüber. Sie waren unbewohnt. Da plötzlich — das Herz stand ihm
still vor Freude — ein Signal — ein wohlbekanntes deutsches Kompagnie-
signal! Gedämpft und langsam tönten die Klänge leise zu ihm herauf. Hurra —
gerettet!
So schnell ihn seine Beine tragen konnten, eilte er zum Marel zurück. Und
bald kletterte das Eselein, am spärlichen Herbstgras zupfend, die Wiese hin-
unter. Vor dem Dorf trafen sie den ersten Posten — zwei Pickelhauben.
Hochauf richtete sich der Lehrer, schwenkte sein weißes Taschentuch und rief
schon von weitem mit lauter Stimme:
„Hier gut Freund! Es lebe Kaiser Wilhelm und Deutschland!"
Zwei Gewehrläufe legten auf ihn an; und eine Stimme mit scharfem, nord-
deutschen Tonfall rief:
„Wer da?"
„Vizefeldwebel Moser — verwundet und aus französischer Gefangenschaft
in Verkleidung entflohen!"

Das gab ein Hallo in St. Vignon, wo ein vorgeschobenes norddeutsches
Regiment als Spitze der rten Division lag, als die Befreiten, der Marl hoch zu
Esel, ihren Einzug hielten; der Marl sein Taschentuch schwenkend und aus voller
Stimme brüllend: „Hoch Deutschland — hoch Preisten — hoch Bayern!"
Aus allen Häusern stürzten sie herbei, Soldaten und Offiziere. Und bald
war es wie ein Lauffeuer herum: zwei entflohene, verwundete Bayern sind da.
Nach eingehendem Verhör durch den Oberst und seinen Stab gab man
ihnen tüchtig zu essen und zu trinken. Der blondbärtige Regimentsarzt unter-
suchte und verband ihre Wunden.
„Tüchtige Leistung — besonders für den mit der zerschossenen Hachse!"
(Telegramm der Münchener Auskunftsstelle.)
Ioseph Eppenhofer, Wasinghofen.
Gefreiter Mar Eppenhofer vom rten bayrischen Reserve-Infanterieregiment
liegt im Hilfslazarett D. bei Metz; desgleichen der Vizefeldwebel Moser. Letzterer
hat Streifschuß an linker Rippe — beide in Heilung begriffen. Briefliche Nach
richt der aus französischer Gefangenschaft Entflohenen ist angekündigt.
-
Der Eppenhofer bekam einen Brief vom Marl. Der war seine zehn Seiten
lang. Da stand's ausführlich drin, w i e sie entflohen waren. Und der Moser
hätte ihm nun das zweitemal Leben und Freiheit gerettet und sei für „Zeit
und Ewigkeit" sein Freund und Herzbruder.
Erst las der Eppenhofer den Brief im Wirtshaus vor; dann bekam ihn
der Herr Pfarrer zu lesen und die anderen Honoratioren. Der Herr Pfarrer
kraute sich sachte hinter den Ohren und sagte treuherzig:
„Ich habe den Lehrer immer für einen braven Menschen gehalten."
Der Herr Gemeindevorsteher und Gevatter kraute seinen kurzgeschorenen
Schädel ebenfalls:
„Ia, was fang'n m'r dann mit'm G'moand'beschluß an?"
Der Eppenhofer sagte nichts als:
„Du Depp! — Den hab' l doch damals in Münka net abgeb'n."
„Ach so — dann freili . . ."
Ob es durch den Pfarrer oder durch den Eppenhofer selbst geschah, erfuhr
man nie; aber der Brief wurde zum Teil in der Rosenheimer Zeitung abge-
druckt, von wo er dann in Münchener und andere Blätter überging. Das
Zeitungsblatt trug der Eppenhofer stets in der Brusttasch« bei sich. Und wenn
ihn ein Händler besuchte oder ein fremder Bauer, dann las er es ihm Zeile
für Zeile vor.

Und dann rüstete sich der Eppenhofer zur Fahrt nach Lothringen, um den Marl im Lazarett zu besuchen. Die Vroni sollte ihn begleiten. Ehe es aber soweit war, kam eine Nachricht vom Marl, er hätte Heimatsurlaub bekommen und würde sich daheim erholen. Die Wunden seien fast geheilt, nur der Fuß sei noch ein bisse! steif. Drum wollten sie ihn nicht wieder in den Krieg lassen. Der Moser käme mit, und vorher würden sie unterwegs dessen alte Mutter be-suchen.
Wer jetzt etwas vom Eppenhofer wollte, der hatte es leicht. Noch nie hatten seine Leute so gute Tage gehabt. Allen sah er durch die Finger; und dem Franzi und der Traudl versprach er gar einen Acker gegen billigen Zins und die Aussteuer dazu. Dem Pfarrer gab er; fürs Rote Kreuz gab er; den Armen und Kranken gab er.
Und endlich war der große Tag gekommen. Natürlich mußte man sie von der Station heimholen. Die große Chaise und die Rosse wurden mit Schleifen in deutschen und bayrischen Farben geziert. Und der Eppenhofer steckte sein „Eisernes" an.
Als der Zug einlief, stand der Marl im Fenster und schrie „Iuhu" und „Hurra", daß alle Leute die Köpfe zu den Kupeefenstern raussteckten und lachten. Er kletterte mit Hilfe des Lehrers hinunter und stützte sich dabei leicht auf einen Stock. Vater und Sohn lagen sich in den Armen, und die Vroni busselte er auch ab.
Aber dann riß der Eppenhofer die Augen weit auf, als ein bayrischer Leut-nant in funkelnagelneuer Uniform mit dem Eisernen Kreuz auf ihn zutrat und ihm und der Vroni die Hand reichte.
„Herrgottsakra — Leitnant san's word'n, Herr Moser?!"
Die Augen der Vroni strahlten hell auf. Sie streichelte nur immer ganz leise des Geliebten Hand: „Hannes — Hannes!"
Eben pfiff der Zug und rollte zur Halle hinaus. Der Eppenhoser schnalzte mit der Zunge:
„Na, du deppete Dirn — gib ihm doch a Busserl, dem Herrn Leitnant Bräut'gam!"
Aber die größte Überraschung kam erst noch für den Eppenhofer. Die hatte sich der Marl vorbehalten. Langsam knüpfte er seinen grauen Mantel auf; darunter blinkte ebenfalls das „Eiserne" auf seiner Brust.
Da stieß — die ältesten Leute konnten sich des nicht erinnern, und dem Franzl, dem Kutscher, hat's niemand glauben wollen — da stieß der Eppenhofer einen „Iuchezer" aus und rief einmal über's andere:
„Ietzt san mir gar drei Kreuz' in der Famili — Vater, Sohn und Schwieger! — Na ja, i bin halt der Eppenhofer!"

Politische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Krieg und internationaler Nachrichtendienst.

Die Vergiftung der öffentlichen Meinung der ganzen Welt durch die Presse spielt in diesem Kriege eine bedeutende Rolle. Es gilt ja nicht nur, Deutschlands Ansehen zu untergraben, uns als die gewissenlosen Verräter jeden Rechtes, als die ruchlosen Störenfriede und die Urheber des großen Mordens hinzustellen, es handelt sich auch noch darum, die wenigen neutralen Staaten, die noch nicht auf seiten unserer Gegner stehen, in den Vierverband hineinzulocken.

Leider stehen wir diesem schamlosen Treiben so gut wie machtlos gegenüber. Die englischen und französischen Telegraphenagenturen Reuter und Havas beherrschen unumschränkt die Welt und haben in der Tat ein „Moratorium der Wahrheit" erlassen. Aber wie ein Moratorium die Schuld nicht aufhebt, sondern dem Schuldner nur eine Frist gewährt, so hoffen wir zuversichtlich auf den Tag, der die ganze Wahrheit ans Licht bringt.

Der Vater des internationalen Nachrichtenverkehrs und der Gründer des berüchtigten „Bureau Reuter" in London ist der Kasseler Bürgersohn Herbert Reuter, der im April 1915 durch Selbstmord endigte. Er hielt die Welt in Knechtschaft, so daß die Verdunkelung der Wahrheit durch die Engländer sogar den Franzosen unheimlich wurde. Deshalb forderte die französische Regierung im November 1900 einen Kredit von 130 Millionen Franken von der Kammer, zwecks Legung internationaler Kabellinien. In der Begründung dieses Gesetzentwurfes war ausgeführt:

„England verdankt seinen Einfluß in der Welt vielleicht mehr seinen Kabelverbindungen als seiner Marine. Es beherrscht die Nachrichten und macht sie seiner Politik und seinen Geschäften in wunderbarer Weise dienstbar. Von allen Punkten der Erde kommen die Depeschen in London an, und sie reden nur von dem englischen Handel, der

englischen Industrie und der englischen Politik. Die Kabel haben kräftig dazu beigetragen, den ganzen Verkehr Englands zu entwickeln. Der Geschäftsmann in fremden Ländern kennt nur den Kurs von London; — Paris, Lyon, Marseille, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg sind ihm unbekannt."

Mit treffenden Worten ist hier die Bedeutung der Alleinherrschaft über das Weltkabelnetz gewürdigt. Das Verdienst, sie zuerst erkannt zu haben, gebührt den Engländern. Sie haben es denn auch verstanden, ihr Kabelmonopol gründlich auszubeuten. Nicht nur ließen die enormen Gebühren die Aktionäre Vermögen verdienen, nicht nur hatte stets und überall die englische Geschäftswelt, da alle Nachrichten über London gehen mußten, großen zeitlichen Vorsprung; dieser wurde auch noch oft genug in skrupellosester Weise künstlich vergrößert; so wurde z. B. die Nachricht von dem Tode des Sultans von Marokko 36 Stunden zurückgehalten, und Verstümmelungen und Verspätungen waren an der Tagesordnung. In ausgiebigster Weise hat sich dann König Eduard VII. des Kabels und der Telegraphenbureaus bedient und Herrn Reuter und seine Leute in den Dienst der Einkreisungspolitik gestellt. Damit schmiedete er sich die Waffe, gegen die es für uns keine Wehr gibt.

Man wird nicht behaupten dürfen, daß die einsichtigen Männer und die Führer von Deutschlands Handel und Industrie blind gewesen seien. Immer und immer wieder erhoben sie bis in die letzte Zeit vor dem Kriege ihre Stimme und forderten dringend die Verbesserung des journalistischen Dienstes für unsere handels- und wirtschaftspolitischen und unsere weltpolitischen Interessen, für die Bekämpfung des internationalen Pressefeldzuges gegen deutsche Politik und deutsche Volkswirtschaft. Aber wie auf der «inen Seite die deutsche Regierung zögernd vorging und sich auch nicht dazu verstand, die zur Gründung eines deutschen Nachrichtenbureaus erforderlichen Mittel von drei bis fünf Millionen Mark zur Verfügung zu stellen, so stießen die deutschen Privatkabelgesellschaften überall auf englischen Widerstand, den aus dem Wege zu räumen und die Landungsrechte an den verschiedenen Küsten zu erwerben, Iahre in Anspruch nahm. So besaß Deutschland denn im August 1914 nur 5500 Kilometer Staatskabel und 38 000 Kilometer Privatkabel. Die Gesamtlänge des Weltkabelnetzes betrug dagegen 531691 Kilometer, von denen etwa 450000 Kilometer unter englischer Kontrolle stehen. Die erste Heldentat der

englischen Flotte war es denn bekannt-
lich, daß sie bei Ausbruch des Krieges
die Kabelstränge, die von der deutschen
Nordsee ausgingen, durchschnitt und
damit den Nachrichtenverkehr fast völlig
unterbrach.
Es hat natürlich auch vor dem
Kriege eine Art internationaler Rege-
lung des Telegraphenverkehrs gegeben.
Aber der bestehende allgemeine Tele-
graphenverein (union tMsßr»pbiyue
universelle), der am 17. Mai 1865
in Paris gegründet wurde, und dem
England 1876 beitrat, sah nicht ein-
mal einen Einheitstarif vor. Auch
hatten die Vertragsstaaten das Recht,
den telegraphischen Verkehr auf ihren
Linien jederzeit einzustellen. Bei Eng-
lands Übermacht ist der Telegraphen-
verein also praktisch bedeutungslos.
Gegen die Zerstörung der Kabel im
Kriege aber bietet auch der am 14.
März 1884 wiederum zu Paris ge-
schlossene „internationale Vertrag zum
Schutze der Telegraphenkabel" keinen
Schutz. Er galt nur für Fridenszeiten.
Wie in der Kabeltelegraphie, so
sind wir unseren Gegnern auch in der
drahtlosen Telegraphie weit unterlegen,
Sie verfügten Ende 1913 im ganzen,
einschließlich ihrer Kolonien, über 135
Funkenspruchstationen auf der Welt,
Deutschland dagegen nur über 20.
Gegen 900 Handelsschiffe unserer
Feinde gegenüber 253 deutschen waren
mit drahtlosen Stationen ausgerüstet.
Kriegs-, Marine- und Kriegsschiffs-
stationen sind dabei nicht gerechnet
Unsere Kauffahrteiflotte ist von den

Meeren verschwunden, Dampfer und Segler sind gekapert oder liegen in neutralen Häfen fest. Unsere drahtlosen Stationen in überseeischen Landern hat England leider auch zu vernichten vermocht. Die Verbindungen mit unseren Schutzgebieten in der Südsee, mit Süd-, Ost- und Westafrika sind unterbrochen. So sind wir von der Welt abgeschnitten.
Es besteht auch über die Funkentelegraphie ein in Berlin im Iahre 1906 geschlossener internationaler Staatsvertrag. Er betrifft aber nur den Austausch von Mitteilungen zwischen den verschiedenen Stationen und hinderte England nicht an der Zerstörung unserer Anlagen. Aber glaubt denn heute noch jemand in der deutschdenkenden Welt, daß ein völkerrechtliches Abkommen, ein Fetzen Papier, England je hindern würde, seine Macht zu gebrauchen, wo immer es ihm Vorteil bringt? Doch wird vielleicht die überlegene deutsche Technik uns eine gewisse Unabhängigkeit vom britischen Weltkabelnetze durch den Ausbau des Funkenspruchnetzes gewäihren können. Hier dürfen wir nicht rasten und nicht ruhen, wir müssen unsere Funkenspruchstationen mehren, technisch fördern und vor allen Dingen sichern. Nur hierdurch werden wir für die Dauer das Lügennetz unserer Feinde zerreißen können. Gegen Zerstörung können wir aber unsere Anlagen nur schützen, wenn wir stark sind und die Macht dazu haben. Stellen wir nach dem Kriege die zerrissenen Kabellinien wieder her, legen wir neue, bauen wir Funkentürme in der ganzen Welt, sie nutzen uns nichts, solange England die See und den Kanal beherrscht. Und deshalb hängt auch die Frage des internationalen Nachrichtendienstes, die zugleich von unabschätzbarer weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Bedeutung ist, eng mit dem uns von Bethmann-Hollweg gezeigten Kriegsziel zusammen. Wir kämpfen um die Freiheit der Meere, um einen Platz am Kanal als Basis unserer Flotte, als Ausgangspunkt unserer Seekabel. Unser künftiges Friedensziel aber kann man dahin zusammenfassen: So wie unser Wirtschaftsleben auf den organisierten Weltverkehr Einfluß suchen mußte, so muß auch der geistige Verkehr, der Weltnachrichtendienft, in universalem Sinne

deutsche Kontrolle erhalten.

Rundschau der Kriegsliteratur. III.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage Ullstein K Co. in Berlin hat soeben eine neue Sammlung von geschichtlichen Monographien zu erscheinen begonnen, die — unter dem Titel „Männer und Völker" — es sich zur Aufgabe gemacht hat, in kurzen Einzelschilderungen die Persönlichkeiten sichtbar zu machen, die im Dasein der Nationen durch die Kraft ihres Willens beherrschend hervortraten; sie will die politischen Gebilde darstellen, um deren Schicksal das ungeheure Ringen unserer Zeit geht. Die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller haben ihre Mitarbeit an dieser Sammlung zur Verfügung gestellt, so daß man mit Bestimmtheit hoffen kann, daß diese neue Sammlung einen weiten Leserkreis und die Beachtung im Publikum finden wird, die sie verdient.

Unter dem Titel: „Bismarcks Erbe" gibt der bekannte Historiker der Berliner Universität Professor Hans Delbrück eine ausgezeichnete kurze Skizzierung von Bismarcks Lebensarbeit, von den gewaltigen Erfolgen, die der Eiserne Kanzler auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik errungen hat. Interessant schildert der

Verfasser die schwierigen Kämpfe, die Bismarck meist auszufechten hatte, bevor es ihm gelang, die maßgebenden Stellen von der Richtigkeit seiner Absichten zu überzeugen. Alsdann beschreibt Delbrück, wie die Bismarckschen Ideen auch nach dem Rücktritte des Reichskanzlers fortgeführt worden sind. Am Schlusse seines Buches kommt der Verfasser auf die deutsche Kolonial- und Orientpolitik zu sprechen, deren Anfange bis in die Bismarck'sche Ära zurückreichen. Aber, wie Delbrück richtig hervorhebt, von dieser neuen Aufgabe, die die Idee einer deutschen Kolonial- und Weltp?litik dem deutschen Wesen stellte, „hatte Bismarck und Bismarcks Zeit noch keine Vorstellung und konnte sie noch nicht haben". Erst unter unserem Kaiser wurde diese Politik weiter ausgebaut, nachdem wir durch Schaffung einer Flotte die Möglichkeit erlangt hatten, dieser Politik im Notfall auch den nötigen Nachdruck zu verleihen. Als „die erste und wichtigste aller nationalen Forderungen, die wir bei dem zukünftigen Friedensschluß zu erheben haben," bezeichnet Delbrück die Schaffung eines großen Kolonialreiches, „eines deutschen Indien", das uns zur Weltmacht erhebt und zugleich eine der für uns schwersten sozialen Fragen zur Lösung bringt, nämlich „die Schaffung einer befriedigenden Tätigkeit für die aufsteigenden Söhne des Volkes, den Überschuß in der Intelligenz, der zu Hause keinen Arbeitsplatz findet".

Als zweites Werk erschien in der Ullstein'schen Bücherfolge „Die Welt des Islam" von Friedrich Delitzsch. Der bekannte Berliner Gelehrte behandelt hier die Religion und die Kultur des Islam, seine geschichtliche Entwicklung und ethischen Begriffe. Der Verfasser gibt dem Leser einen kurzen Abriß der religiösen Pflichten, die der Koran dem Gläubigen auferlegt, und die der Prophet Mohammed zum großen Teil der christlichen und jüdischen Religion entnommen hat. Das kleine Büchlein bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis des Glaubens und der Gedankenwelt, in dem unsere Bundesgenossen im Orient leben; es ist dazu bestimmt, das weitere Publikum in Deutschland über Religion, Sitten und Gebräuche der Mohammedaner

aufzuklären, Materien, über die leider bei uns noch viele völlig irrige Vorstellungen, selbst bei den Gebildeteren herrschen.

Auch das dritte Heft dieser Sammlung: „Das englische Gesicht", das aus den Beiträgen verschiedener Gelehrten besteht, reiht sich würdig an die beiden vorhergehenden Bücher an. Dieses Werk, welches uns England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte schildert, enthält folgende Aufsätze: Frischeisen-Köhler: „Das englische Volk und Kultur"; Iastrow: „Der englische Reichtum und seine Quellen"; Ed. Fr hr. v. d. Goltz: „Das englische Volk in Religion und Sitte"; Gustav Roloff: „Der englische Weltherrschaftsanspruch in Geschichte und Gegenwart" ;VeitValentin: „England als Beschützer kleiner Nationen", und Franz von Liszt: „England und das Völkerrecht".

Es ist leider an dieser Stelle unmöglich, dem reichen Stoff, der in diesen Aufsätzen enthalten ist, eine genauere Besprechung zu widmen. Hervorgehoben mag aber werden, daß sie alle völlig objektiv und rein wissenschaftlich geschrieben sind, „»w« ir», et »tuckio", was man, wie ich bereits früher hervorgehoben habe, jetzt leider recht häufig gerade England gegenüber vermißt.

Als vierter Band dieser Sammlung erschien kürzlich eine Lebensbeschreibung Moltkes aus der Feder des Generals der Infanterie A. v. Ianson.

Der Verfasser entwirft ein treffendes

Bild von dem Leben des großen Schlachtendenkers als Mensch und als Feldherr. „Eine großartige Veranlagung war in einem eigenartig bewegten Leben zu einem wunderbaren Können ausgereift. Immer blieb er derselbe, gleichviel, ob er wenig beachtet beiseite stand, oder ob ihm die größten Ehrungen zuteil wurden. Pflicht und Arbeitslust waren die Triebfedern seines Tuns."

Auch diese Schrift kann aufs wärmste empfohlen werden, zumal die Lehren dieses großen Feldherrn in dem Riesenkampfe, den wir heute auszufechten haben, fortleben und fortwirken und — wie wir mit Bestimmtheit zu hoffen berechtigt sind — uns einem neuen Sedan entgegenführen werden.

In Heft 14 der im Verlage von A. Marcus K E. Weber (Bonn) erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften' behandelt Professor Dr. C. A. Verrijn Stuart von der holländischen Reichsuniversität in Groningen in klarer und übersichtlicher Form die wesentlichsten Ursachen und Ziele des Weltkrieges. In dieser Arbeit, die den Titel: „Der Wirtschaftskrieg" führt, zeigt der Verfasser, daß es der ökonomische Gegensatz zwischen Deutschland und England und die von letzterem deswegen verfolgte Politik gewesen ist, die zum Kriege führen mußte; denn früher oder später war dieser bei der Konstellation der Weltpolitik unvermeidlich. Ferner legt Stuart dar, daß auch die Mittel der englischen Kriegführung und die von England verfolgten Kriegsziele zum größten Teil wirtschaftlicher Art sind. —

Ein bereits vielbesprochenes und ebenso sehr bestrittenes Thema behandelt Professor I. Iastrow in seiner Broschüre: „Die mitteleuropäische Zollannäherung und die Meistbegünstigung." (Heft 26 „Zwischen Krieg und Frieden", Verlag S. Hirzel in Leipzig.) Der Verfasser hält die Schwierigkeiten für unüberwindlich, die der Begründung eines wirklichen „Zollvereins" zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn nach Art des alten deutschen Zollvereins, wie er von verschiedenen Seiten vorgeschlagen ist, entgegenstehen. Er wählt daher den unbestimmten Ausdruck „Zollannäherung", die im wesentlichen darauf hinausliefe, daß die beiden europäischen Zentral-

mächte sich gegenseitig Bevorzugungen gewähren, an denen andere Staaten nicht teilnehmen. Damit man hierbei nicht mit den Staaten in Konflikt kommt, in deren Verträgen die sogen. „Meistbegünstigungsklausel" enthalten ist, so tritt Iastrow, der — nebenbei bemerkt — der freihändlerischen Richtung unter den Nationalökonomen angehört, dafür ein, daß man Ausnahmen von der Meistbegünstigungsklausel zulassen müsse. Dieses Zugeständnis sei das einzige Mittel, um in einer Zeit, die nun doch einmal auf schutzzöllnerische Politik angewiesen sei, Übertreibungen hintanzuhalten. —

Unter dem Titel: „Die neue Kontinentalsperre" veröffentlicht Professor Hermann Levy im Verlage von Iulius Springer (Berlin) eine interessante Studie über die wirtschaftliche Bedrohung Großbritanniens durch den deutschen U-Bootkrieg, die infolge der Veränderung der wirtschaftlichen Lage in England im Laufe des 19. Iahrhunderts weit gefährlicher für Großbritannien ist, als die von Napoleon I. im Iahre 1806 verhängte Kontinentalsperre. Wenn es auch erst nach dem Kriege möglich sein wird, ein vollständiges Bild von der tatsächlichen Wirkung der heutigen „Kontinentalsperre" auf die englische Volkswirtschaft zu gewinnen, so ist doch schon heute offenbar, daß ganze Absatz- und Bezugsmärkte dem englischen Handel bereits gesperrt und die noch offenstehenden durch unsere U-Boote gefährdet sind, daß der englische Handel und die eng-

tische Industrie doch mehr unter dem Kriege leiden, als man uns in englischen Nachrichten gern glauben machen möchte. Besonders ist aber auch die Nahrungsmittelversorgung, „welche den feinsten Nerv der englischen Volkswirtschaft berührt", bedroht, wie die Teuerung von Brotgetreide und Fleisch in England, trotz seiner „unbestrittenen" Seeherrschaft, bezeugt.

Einen recht phantastisch klingenden, zum Teil jedoch nicht ganz unausführbaren Vorschlag zur Niederwerfung Englands macht Theodor Springmann jun. in seinem Aufsatz: „Deutschland und der Orient" (Verlag von Otto Hammerschmidt in Hagen i. W.). Von dem Gedanken ausgehend, daß wir England nur in seinen Kolonien vernichten können, schlägt der Verfasser eine Wiederaufnahme des napoleonischen Projekts eines Zuges nach Ägypten und Indien vor, um dort die englische Weltherrschaft „an ihren Grundpfeilern" zu treffen. Der Verfasser tritt ferner für die Ausbreitung deutscher Kultur und deutscher Arbeit im Orient ein, für die Schaffung eines „deutschen universellen Kolonialreiches", dessen Panier Freundschaft, nicht Unterdrückung ist. —

Erwähnt mag auch das Buch: „Wir und die Anderen; auch ein Kriegskapitel" von R. F. Günther (Verlag Carl Georgi in Bonn) werden, mit dessen Tendenzen wir uns leider nicht ganz einverstanden erklären können; wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß auch der glühendste Patriotismus sich nicht zu einer subjektiven, alles verächtlich machenden Schilderung unserer Gegner verleiten lassen darf. Es ist stets ein besonderer Vorzug der Deutschen gewesen, daß sie die guten Seiten ihrer Feinde anerkannt und voll gewürdigt haben, ein Vorzug, den man bei der Mehrzahl unserer Gegner von heute vergeblich sucht. —

In einer im Verlage „Neues Vaterland" erschienenen Broschüre: „Deutschlands größte Gefahr" sucht Rudolf Gold scheid nachzuweisen, daß für uns die größte Gefahr von seiten Rußlands droht, und daß diese slawische Gefahr alle Kulturstaaten Westeuropas zusammenführen müsse zum gemeinsamen Kampfe gegen die asiatischen Horden. Aus diesem Grunde bezeich-

net es der Verfasser für völlig falsch, wenn von mancher Seite die Erbitterung zwischen Deutschland und England mit allen Feuern künstlich genährt und geschürt wird, während man „das eigentliche, ursprüngliche Ziel des Krieges" vergißt: den „Todesstoß gegen den russischen Zarismus, diesen letzten Hort der finstersten Reaktion in Europa". —

„Der Krieg und die öffentliche Meinung" betitelt sich eine Arbeit, die der Wiener Privatdozent Dr. Wilhelm Bauer im Mohr'schen Verlage herausgegeben hat. Der Verfasser legt die Bedeutung dar, die heutzutage der sog. „öffentlichen Meinung" zukommt, was man bei uns bisher übersehen zu können glaubte, und er weist mit Recht darauf hin, daß es nach dem Friedensschlusse Aufgabe der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung sein muß, „mit Aufklärung und Beeinflussung der ausländischen Publizistik einzusetzen, diese namentlich nicht nach unseren Wertmaßstäben einzuschätzen, sondern sich den Anschauungen der betreffenden Länder anzupassen"; denn dies ist „ein Teil der Rüstung wie alles andere, was man für einen künftigen Krieg vorkehrt und vorbeschafft". — '

Als sechzehnte der „Deutschen Reden in schwerer Zeit" erschien in Carl Heymann's Verlag die Rede von Prof. Rudolf keonhard: „Amerika während des Weltkrieges". Der Verfasser, der als Austauschprofessor jenseits des Ozeans gewirkt hat, legt die

Umstände dar, welche die Stellungnahme der Amerikaner im Weltkriege begründen. Die engen geistigen Beziehungen, insbesondere die Gemeinsamkeit der Sprache waren der Ausbreitung der Sympathie für England sehr förderlich. England hat es verstanden, diese Gefühle mit Hilfe der Presse zu stärken und zu verbreiten. Mit Recht sagt Leonhard, daß Deutschland alles vermeiden muß, was wie eine Bitte um amerikanische Hilfe aussieht, daß alle Bewerbungen um die Sympathie der Amerikaner verfehlt sind. Im klassischen Lande der Lynchjustiz, der Hotelbrände und der Eisenbahnunglücksfälle darf man keine Gefühlsschwäche erwarten. Nur energisches, selbstbewußtes Auftreten vermag den Amerikanern zu imponieren.

Sehr interessant ist eine wissenschaftliche Abhandlung von Dr. Mar Brahn, die im Verlage von Alfred Kröner in Leipzig bereits in zweiter Auflage erscheint. Der Verfasser zeigt unter dem Titel: „Friedrich Nietzsches Meinungen über Staaten und Kriege", daß dieser große Individualist sein Denken nicht auf das Individuum beschränkt hat, sondern auch viel über die menschlich« Gemeinschaft, über den Staat nachgedacht hat. —

Unter dem Titel: „Von England festgehalten" veröffentlicht Professor Dr. Albrecht Penck im Verlage von I. Engelhorns Nachf. (Stuttgart) seine Erlebnisse während des Krieges, bei dessen Ausbruch er gerade einem wissenschaftlichen Kongresse in Australien beiwohnte. Penck schildert uns, wie anfänglich vielfach eine sehr deutschfreundliche Stimmung zum Ausdruck kam, die aber mehr und mehr infolge systematischer Ausstreuung falscher Nachrichten durch die Presse erlosch. Alsdann beschreibt der Verfasser seine Rückreise, die zahlreiche peinliche Momente aufweist, und seinen unfreiwilligen zehnwöchigen Aufenthalt in London, währenddessen er Zeit und Muße fand, das Londoner Leben im Kriege zu studieren, von dem er dem Leser ein lebhaftes Bild entwirft.

„Eine Volkstumsstudie" nennt Dr. Hans Zimmer seine „Kaiser Wilhelm II. als Deutscher" betitelte Schrift, die soeben bei der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, in Berlin erschienen ist. In diesem hochaktuellen

Buche wird zum ersten Male der interessante Versuch gemacht, die Gesamtpersönlichkeit unseres Kaisers unter einem bestimmten, einheitlichen Gesichtspunkt zu betrachten und zu beurteilen — nämlich dem des deutschen Volkstums.

In einem „Volksbuche", wie es der Verfasser selbst bezeichnet, gibt Professor Dr. Benno Diederich unter dem Titel: „Preußens Aufgang" (Verlag von Georg Westermann in Braunschweig) eine kurze Geschichte von Preußens Aufstieg zur europäischen Großmacht zu Beginn des achtzehnten Iahrhunderts. In seinem Hauptteile enthält das Buch zusammenhängende Stücke aus Carlysle's „Geschichte Friedrichs des Großen" über die Regierung des spartanischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. und seines großen Sohnes Friedrichs II. bis zur „Affäre von Herstal", bei der der junge König zum ersten Male nach seinem Regierungsantritte zeigte, daß er absolut nicht gewillt sei, mit sich spielen zu lassen, sondern daß er verstand, seinen Willen durchzusetzen.

In seiner Einleitung gibt der Verfasser in dem Geiste von Carlysle's „Arbeiten und nicht verzweifeln" einen Überblick und Vergleich unserer Wahrheit mit der unserer Feinde, und in dem Schlußkapitel: „Der Weg und das Ziel" einen Ausblick in die Zukunft.

In Heft 52 der Iäckh'schen Sammlung „Der deutsche Krieg" veröffentlicht N. Goldmann unter dem Titel: „Der Geist des Militarismus"

einen interessanten Beitrag zu jenem Thema, über das seit Kriegsausbruch schon recht viel — man kann wohl sagen — „verbrochen" worden ist. Der Militarismus, den alle unsere Feinde zu bekämpfen vorgeben, und den auszurotten sich das „vierblättrige Kleeblatt" vorgenommen hat. Die Ausführungen des Verfassers sind umso bemerkenswerter, als er von Geburt Russe ist. —

„Deutschland lerne!" betitelt Kurt Engelbrecht eine Schrift, die soeben im Verlag der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, erschienen ist. Dem Verfasser kommt es bei diesem „Ruf an das deutsche Gewissen" darauf an, die Güter, die der Weltkrieg dem deutschen Volke eingebracht hat, unverlierbar zu machen, die innere Erhebung, durch die sich unsere deutsche Gegenwart auszeichnet, dauernd und für alle Zukunft wirksam zu gestalten. In der Einleitung gibt Engelbrecht dem Deutschen acht kurze kehren, deren Beherzigung uns der jetzige Weltkrieg mit seinen Erfahrungen einprägen sollte.

In der in A. Marcus K E. Webers Verlag (Bonn) herausgegebenen Sammlung: „Deutsche Kriegsschriften" erscheint als 15. Heft aus der Feder von Dr. Hans Wehberg eine Arbeit mit dem Titel: „Von Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht." Diese Schrift begnügt sich nicht mit einer Verteidigung der deutschen Seekriegsführung, sondern führt darüber hinaus den Nachweis, daß die Stellungnahme Deutschlands zu den Fragen des Seebeute-, Konterbande- und Blockaderechts usw. eine überaus fortschrittliche ist. Der Verfasser weist in den Kapiteln, die er den einzelnen Seekriegsmitteln widmet, nach, wie der Staatssekretär unseres Reichsmarineamts alles versucht hat, um mit humanen Mitteln den Gegnern gegenüber auszukommen. Erst als diese die Regeln des Völkerrechts dauernd außer acht ließen, greift auch er zu schärferen Mitteln, aber lediglich als Vergeltungsmaßregeln für diese Mißachtung des Völkerrechts. Am Schluß seines Buches weist Wehberg noch darauf hin, daß Deutschland stets für eine fortschrittliche Regelung des Seekriegsrechts eingetreten sei, wobei es allerdings auf den hartnäckigsten Widerstand von seiten Englands stieß. „Indem Deutschland für ein einheit-

liches Seekriegsrecht eintritt, kämpft es nicht nur für seine eigenen Interessen, sondern auch für diejenigen der gesamten Kulturwelt." —

In einer höchst interessanten völkerrechtlichen Studie „Der Lusitania-Fall" (Verlag von I. C. B. Mohr in Tübingen) weist der bekannte Würzburger Professor Christian Mcur er
nach, daß die Torpedierung der „Lusitania" „ein Akt gerechter Selbstverteidigung" war, da es sich um ein feindliches Truppen- und Munitionstransportschiff handelte, um ein Handelsschiff,, das „als Hilfskreuzer umgewandelt, auf die Liste der Kriegsschiffe gesetzt, in den Dienst der Marine gestellt und nicht zurückgewandelt worden ist". Diese Stellung des Schiffes, und nicht die allgemeine Humanität, von der die amerikanischen Noten gesprochen haben, muß als Ausgangspunkt bei der Rechtsfrage im Lusitaniafalle gewählt werden. „Aus den allgemeinen Rechten der Menschheit läßt sich kein Anspruch der Passagiere ableiten, daß ihr Schicksal von dem des Schiffes getrennt werde. Ieder Fahrgast muß sich wie über die technische Sicherheit so auch über die rechtliche Zuverlässigkeit des Schiffes, dem er sich anvertraut hat, klar werden."

Am Ende seiner Ausführungen gibt Meurer noch einige kurze Bemerkungen über die Neutralitätspolitik der Vereinigten Staaten, die in der Anklage gipfeln: Die Munitionslieferungen Amerikas haben längst aufgehört, ein den Neutralen nach dem Völker-

rechte erlaubtes „Geschäft" zu sein; sie lassen sich nur als „Kriegshilfe" bezeichnen. —

„Not kennt kein Gebot." Unter diesem Titel führt Geheimrat Iosef Kohler in einer bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Walter Rothschild in Berlin erschienenen Broschüre auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen über die Theorie des Notrechtes aus, daß Deutschland in Ausübung seines Notrechtes zu Kriegsbeginn die belgische Grenze überschritt und damit eine Pflicht gegen sich selbst und die ganze Kulturwelt erfüllte, unabhängig davon, daß Belgien seine Neutralitätspflicht durch die Vereinbarungen mit England bereits verletzt hatte. —

In „Perthes Schriften zum Weltkrieg" gibt ein unter dem Pseudonym „Severus" schreibender Verfasser eine dankbare Schilderung der italienischen Politik während des Weltkrieges. An der Hand des italienischen Grünbuches und unter Heranziehung des österreichischen Rotbuches beschreibt er „Zehn Monate italienischer Politik", zeigt er, wie der Krieg — um mit dem „Avanti" zu reden — von „einer frechen Minderheit von Narren und Gewalttätigen" gemacht wurde, wie die Leidenschaften des italienischen Volkes durch bezahlte Söldner des Dreiverbandes künstlich immer höher getrieben wurden, bis es schließlich kein Halten mehr gab, und bis unsere „Dreibundsgenossen a. D." sich in das, nach ihrer Meinung sichere Lager der Tripleentente schlugen, angeblich, um das „unerlöste Italien" zu erlösen aus der österreichischen Fremdherrschaft, in Wahrheit, um für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Zu spät werden die Italiener merken, daß sie sich dabei ganz gehörig die Finger verbrennen.

Die neueste Schrift von Georg Irmer: „Die Völkerdämmerung im Stillen Ozean" (Verlag von S Hirzel in Leipzig) richtet sich, wie sein bekanntes „Los vom englischen Weltjoch", in erster Linie gegen unsern gefährlichsten Gegner England. — Irmer, einer der besten Kenner der politischen Verhältnisse im Stillen Ozean, schildert uns. wie sich im Laufe von kaum 20 Iahren alles im fernen Osten gewaltig verändert hat, wie über Nacht der Stillt Ozean in die große Weltpolitik hineingerückt ist. Die Vorgänge dort draußen

sind auch für Europa beachtenswert.
Auch Deutschland habe einmal an die
Schaffung eines großen Kolonial-
reiches im Stillen Ozean gedacht; aber
„die gewaltige Völkerdämmerung im
Stillen Ozean" vernichtete unsere stol-
zen Hoffnungen im Keime. Amerika
verließ den Boden der Monroedoktrin
und wandte sich dem Imperialismus zu;
Iapan auf der anderen Seite des
Weltmeeres entwickelte sich vom Natio-
nalstaat zur Weltmacht des Ostens.
Der Verfasser zeigt fernerhin, wie auch
die englische Weltmacht im Stillen
Ozean offensichtlich immer mehr zu
einem bloßen „Schatten seiner Größe"
wird. Mit Recht weist Irmer darauf
hin, daß der Kampf zwischen den Ver-
einigten Staaten und Iapan nur eine
Frage der Zeit ist, die früher oder später
die beiden Rivalen im Stillen Ozean
mit Bestimmtheit gegeneinander auf
das Kriegstheater führen wird.
Seine Erlebnisse und Bettachtun-
gen, die er während eines Aufenthaltes
in Frankreich während des Weltkrieges
gesammelt, hat Eduard Behrens
unter dem Titel: „Das kriegerische
Frankreich" im Roselaui-Verlag (Mün-
chen) veröffentlicht. Dieses Buch, von
dem bereits die vierte Auflage vorliegt,
will „das kriegerische Frankreich als
ein Ergebnis geschichtlicher Notwen-
digkeit darstellen, — rein politisch als
das Resultat der Republik, allgemein
als den gestaltenden Ausdruck des
französischen Geistes überhaupt". Der
Verfasser zeigt, wie die unorganische
französische Politik ein Resultat der

unorganischen französischen Republik ist. Von besonderem Interesse sind ferner die persönlichen Erlebnisse des Verfassers in der Provinz und in Paris, die er im ersten Kapitel seines Buches schildert. —

Zum Schlusse sei noch die „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft" von Iacob Schaffner genannt, die bei der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, erschienen ist und einen kurzen Überblick gibt über die leider viel zu wenig bekannte Geschichte dieser Alpenrepublik.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Richard Serau schenkt uns zwei Bände Kriegsgeschichten „Blut und Eisen", „Sieg oder Tod"*) als einer, der dabei gewesen ist. Sehr viel gilt uns das heute, wo wir Tat und Gesinnung so ichrfürchten, daß sie hier an sich schon dem künstlerischen Werk eine Weihe zu geben vermag. Und wenn wir es zehnmal auch vergessen, weil wir's vergessen müssen bei der Wertung des Künstlerischen, so ist es uns doch plötzlich wieder gegenwärtig, und ohne Zögern möchten wir dem Dichter sagen: von dir ist es uns ein besonderes Geschenk; denn mitten im heißen Atem der furchtbar großen Wirklichkeit standest du. Der umrauscht nun auch uns; aus dieser Bilderfolge steigt er auf mit etwas wie ursprünglicher Wesenhaftigkeit. Die das zu wirken vermag, das ist die alte, uns schon vertraute Künstlerkraft, die aus dem Born einer unvergleichlichen Wirklichkeit sieghafter noch hervorgegangen ist. Was wir erleben, ja, das ist der Krieg, das sind seine Schrecknisse, seine blutigen, schauervoll leuchtenden Katastrophen. Aber weil ein Dichter sie sah, sind sie doch gezeichnet von überirdischer Schönheit. Schön ist das brennende Kirchlein, schön der Geschütze Grollen, schön die Ruinen und der männermordende Kampf, traurig, schmerzlich, beklemmend schön. Schöner noch und von befreiender Schönheit sind die Menschenherzen, die mitten in dieses Grauen gestellt sind und nun ihr Feinstes, Edelstes offenbaren. Hier bewährt sich der Dichter wieder in seiner Seelenkunde. Iede der Erzählungen erblüht zu einem Stückchen Herrlichkeit aus dem Garten der Menschenseele. Das zeugt vom Glauben des Dichters

an Welt und Menschen. Auch im Feind
findet er das Feine und Gute, für seine
Schändlichkeiten sucht er Gründe, oder
kann er keine ganz sühnenden erhaschen,
so sind sie ihm der dunkle Grund, auf
welchem sich die Leiden der Unseren
wie verklärt abheben. So stehen wir
denn auch in Andacht vor ihnen, die sie
Altäre und Opfer sind; in Andacht sind
wir auch vor dieser einzigen großen
Lebenswahrheit, die aus jeder Zeile der
Bücher uns fest ins Auge blickt. Zwei
der Erzählungen sind ertra in einem
Bändchen zu sinnvoller Zusammenstel-
lung vereinigt; es nennt sich „Sieges-
opfer"*) und wäre in seinem Taschen-
format geeignet, ein steter Begleiter zu
sein, hier wie im Felde.

Eine „Ballade vom deutschen Volk"
will Thea von Harbou mit ihrem
Kriegsroman „Der unsterbliche
Acker"**) geben. Und in hohem Maße
ist es ihr gelungen, in einigen Haupt-
gestalten und ein paar Bildern von
Massenszenen jene dunkle, schwere und
doch sieghaft starke Melodie festzuhal-
ten aus den hundert ersten Kriegstagen.

»") Rmh und Ittll, VerlllMnstlllt, Konstanz.
") I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nach-
*) G«org Müller, München 1914 u. 1915. folg«, Stuttgart und Berlin 1915.

Die Gestalten gehen und wirken lebendig vor uns; die Leidenschaften der Massen schlagen uns entgegen; auch die Dinge atmen eine Seele. Sehr glückliche und eigenartige Bilder liegen wie schöne Blüten auf dem epischen Strom, der wie Gesang einherrauscht. Dabei ist der Stil einfach. Das Gefühlsmäßige, das stark ist, unterliegt fast immer der strengen Beherrschung durch den Geist. Das Psychologische ist fein und wahr erspart; überraschend fast wirkt die überzeugende Macht einzelner Bilder aus dem See- und Landgefecht. Vielleicht ist gegen die Ballade, gegen die fortlaufende Handlung einzuwenden: das Zusammentragen der verschiedenen Geschehensmomente wirkt zu absichtsvoll, um reinen künstlerischen Genuß zu bereiten. Dann genieße man einfach die einzelnen Abschnitte, die für sich bestehen können und jedesmal eine kleine Vollendung sind.

Im Morawe K Scheffelt-Verlag beginnt eine Reihe von Kriegsnovellen mit dem ersten Band „Deutsche Sturmflut" zu erscheinen. Heinrich Goebel sammelt sie „als die fruchtbaren Keime zu einer neuen nationalen Kunst, als die wertvollsten Dokumente unserer Zeit, die weit tiefer als alle Chroniken und Berichte in das innerste Geschehen des heutigen Krieges mit seinem rätselhaften Medusenhaupt einzuführen vermögen". Sicherlich hat man den Eindruck einer neuen deutschen Kunst auch hier, neugeboren aus ganz aufwühlendem Erleben, wenn man sich in die Beiträge eines Hans Ostwald, Kurt Küchler, Paul Zech, Mar Iungnickel, Ernst Zahn vertieft. Neu ist sie im Stil, der für das Neue, Ungeheure den einzigen Ausdruck sucht; neu ist sie — und das ist das Schönste an ihr —, weil sie zum alten, schweren, einfachen, weichen deutschen Herzen wieder hinfindet. Diesen frischen Quell lassen auch Hermann Hesse und Franz Herwig hier aufschießen. Hier wird einer wieder jung und gut. Mit Verlangen erwartet man die weiteren Erscheinungen; sicherlich ist es die Kunst, die unsere Zeit am besten wiederzugeben vermag; denn sie ist Verklärerin, und das ist ja gerade das innerste Wesen unserer Zeit, daß ein Glanz, eine Klarheit durch sie fließt, die da heischt, gebannt zu werden von bebend andächtigen Händen. Im gleichen Verlag hat

Iulius Bab seine Sammlung von Kriegslyrik: „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht" um die beiden Bände: „Die lange Schlacht", „Neue Iugend"*) bereichert. Auch hier ist nie etwas Triviales, ist wirkliches Künstlertum; man sollte sich hier Trost und Freude in Erhebung holen. Im letzterschienenen Band „Neue Iugend" spricht im Gegensatz zu den vorhergehenden Sammlungen eine größere Einfachheit im Stil an. Was ich vermisse, und ich möchte Iulius Bab an dieser Stelle darauf hinweisen, da er ja einmal den Wunsch um Hinweise äußerte, sind die tief poetischen Kriegsschöpfungen von Margarethe Bruch. Ich bin bereit, sie mir.zu verschaffen und zu übersenden. Heft 5 beschließt die „Totenmesse für die Untergegangenen des deutschen Auslandsgeschwaders". Die letzten Seiten von Heft 6 sind dem Andenken der gefallenen Dichter gewidmet, die lebend in diesen Blättern aus ihrem Herzen zu den deutschen Herzen sprachen, wie ein Hans Schmidt-Kestner, Hugo Zuckermann, Walter Heymann.

Gertrud Prellwitz vereinigt ihre religiösen Vorträge zu einem Bande: „Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen**)?" Sie erwartet den Sieg von „der Kraft der Selbstverjüngung", von „der Kraft der Weltdurchdrmgung", von „der Kraft des Todes-

»] Verlag Vlormve u. Scheffelt, Berlin.

") Eugen Dlederichs Verlag, Iena.

erlebens", von „der Kraft des Gott-
erlebens", von „den strömenden Quellen
deutscher Mystik". Wogegen sie mit
heiligem Zorn kämpft, ist der Materia-
lismus, wofür sie mit heißem Werben
wirbt, ist die Innerlichkeit, deren Reich
nicht von dieser Welt ist. Beides tut
sie mit großem Schwung der Seele;
sie wird getragen von einem dem Geist
und der Form nach vollendeten Stil.
Ganz auf dem Boden der Wirklichkeit
stehend, nämlich auf dem Boden deut-
scher Erlebnisse, deutscher Gegenwarts-
und Zukunftsfragen, die alle kennen,
die alle Guten und Aufrichtigen in sich
bewegen, ist ihr Haupt der Sonne des
Ewigen zugewandt. Ihr Deutschland,
sein Sieg soll ihr zukünftig im Dienst
des Ewigen stehen, deutsches Einzel- und
Gemeinschaftsleben, deutsche Kunst und
Wissenschaft, deutscher Glaube zukünf-
tig in seinem Zeichen sich vollenden.
Es ist ein in seinem Ernst und tiefen
religiösen Erleben seltenes Frauenbuch;
die Einseitigkeiten seien der Prophetin
gerne nachgesehen, weil ihre „produk-
tive Wahrhaftigkeit" so groß und schaf-
fend ist.

In ähnlichem Geiste erklingt das
Buch von Dledrich Bischoff: „Von
Deutschlands neuem Glauben*)". Hier
ist auch ein Geist, der den Materialis-
mus verneint; der seinen Idealismus
dem realen Lebensgebilde einfügt, die-
sem seine Glückseligkeit erst mit jenem
zuspricht. Hier ist der Pfingstgeist;
hier ist ein männlich ernstes und schönes
Wegsuchen zur sozialen Vollendung.
Es sind mehr als feinste Anregungen, es
sind konkrete Vorschläge. Ieder, der
da ahnt, welche Aufgaben Deutschland
nach seinem Siege auf sozialpolitischem
Gebiete erstehen, sollte dieses Buch
eines Mannes, der selbst an verant-
wortlicher Stelle im praktischen Lebens-
kampfe steht, lesen.

Tony Kellen, ein neutraler Aus-
länder, durch langen Aufenthalt in
Deutschland mit deutschen Verhält-
nissen vertraut, hat sich das Verdienst
erworben, einen umfassenden und an-
regenden Überblick über „Die Arbeit
der Daheimgebliebenen*)" zu geben.
Das Buch, das ein Bild der Kaiserin
schmückt, sei allen gern empfohlen.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Paul Sorgenfrei.

Die deutsche Werkzeugmaschi-
nen-Industrie und der Krieg.

Die deutsche Werkzeugmaschinen-
industrie hat sich in diesem Kriege
glänzend bewährt. Dies zeigt
sich in einer Art Nebenkrieg, den hier
deutsche Technik und Fabrikation gegen
die Technik und Fabrikation unserer
Feinde führen.
Die deutschen Werkzeugfabrikanten
haben in dem letzten Iahrzehnt nicht
nur auf Bestellung, sondern auch auf
Vorrat gearbeitet, sind also sozusagen
zur amerikanischen Methode übergegan-
gen, so daß zu Beginn des Krieges,
als ein eminent großer Maschinenbedarf
seitens der mit Heeresaufträgen be-
ttauten Industrien eintrat, die Werk-
zeugmaschinenindustrie sofort in der
Lage war, aus ihren Lägern zu liefern.
Wenn man jene amerikanische Gepflo-
genheit berücksichtigt und außerdem be-
denkt, daß für die Herstellung der meist
so komplizierten Munitionsartikel nur
die mit den modernsten Präzisions-
maschinen ausgerüsteten Fabriken in
Bettacht kommen können, so kann man
erst richtig ermessen, welchen Dienst
Amerika mit seiner glänzend entwickel-

») Eugen Dieberichs Verlag, Iena 1915.
") August Lax, Verlagshandlung, Hildes-
Heim-Leipzig, 1915.

ten mechanischen Industrie unseren Gegnern, die ohnehin bereits in England und in einigen der nicht besetzten französischen Gebiete eine großartige Eigenindustrie besitzen, leistet!

Dieser Umstand rückt die sonderbare Neutralitätshaltung Amerikas in ein besonderes Licht. Iustizrat Dr. Waldschmidt hat dies in einem in „Nord und Süd" erschienenen Aufsatze betont, indem er sagt, der Zweck der Neutralität werde nicht erreicht, wenn in einem solchen Kriege, wo sich nicht nur die militärischen, sondern auch die volkswirtschaftlichen Kräfte messen, die Industrie eines neutralen Staates solche Machtmittel liefere.

Die englische Werkzeugmaschinenindustrie will sich jetzt auch die amerikanische Arbeitsmethode zunutze machen. Sie tut das aber weniger aus eigener Kraft, als vielmehr mit — amerikanischer Hilfe, denn vor einiger Zeit hat man nach England 3 0 00 Metallarbeiter aus Amerika kommen lassen. Das sind also ebenfalls „Hilfstruppen", die Amerika unserem Hauptfeinde zur Verfügung stellt, und zwar Truppen im wahrsten Sinne des Wortes, zumal gerade der Krieg mit England in der Hauptsache auf wirtschaftlichem Gebiete ausgefochten wird. Solche wirtschaftliche Hilfstruppen sind ebenso zu bewerten wie das gelieferte Kriegsmaterial und wie die Soldaten selber.

Deutschland ist allerdings auf keine derartigen Hilfstruppen angewiesen. Die deutsche Industrie hat vielfach die Methode angewandt, die der Amerikaner „Übertragung der Geschicklichkeit auf die Maschine" nennt, und die in der zahlreichen Verwendung von Arbeiterinnen ihren Ausdruck findet. Außerdem kommen hier noch für die Massenfabrikation die automatisch arbeitenden Drehbänke in Betracht, auf denen sich eine ganze Reihe von Arbeitsstadien hintereinander abspielt.

Der gegenwärtige Krieg hat bewiesen, daß die deutsche Werkzeugmaschinenindustrie der amerikanischen ebenbürtig ist. Für uns kommt lediglich die Unterstützung in Frage, die Amerika unserem schlimmsten Feinde, England, dadurch angedeihen läßt, daß es nicht nur Kriegsmaterialien, sondern auch Kriegsmaterialien a r b e i t e r dahin schickt.

Wir werden uns auch das zu merken haben!

In dem oben angeführten Aufsatze von Iustizrat Dl.. Waldschmidt bezeichnet derselbe als eine Lehre für die Zukunft noch die Forderung, daß schon im Frieden die militärpflichtigen Facharbeiter, die nicht eingezogen werden dürfen, bezeichnet werden, um den Fabriken ein ungestörtes Arbeiten im Kriege zu gewährleisten. Diese Forderung darf mit Recht erhoben werden und wäre etwa mit der „U n abkö m ml i ch k e i t" der Beamten gleichzustellen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückport» beiliegt.
«<rau«g«der und Ih«f«dlllt«ur: Pr»f. Di,. Ludwig Lt«in ln Verlln ^ ill. Lul,»w»!er dz. Telef»n Amt «ui^M Nr, 83U8.) - Verllntw»rU«ch«r «N^alll«ur! Nr. L, Inlu » V ruck in Vr«Illu. - »ll«In.V«r!r«wng für Ungarn:
«r!ll,ch« z. 5. tz»fbnchhandlun, c3, ««„!i<>.. Vud»velt V. D°r°i!ya.u,r,a 2. — Für den Inler»!«nl»ll «rantw»nlich: Heinrich Miilmann in V«5lau III. — Verlag und Druck der echlelilchen »nchdruckerei ». 2. 8ch»ttl»«nd«r, N.^8,, Vre»l»u III.

In8eraten-^nnakme
Verlaß, LrWlau III: kern«r ÄuroK äi« ?irm«: Nuäolk lilo«»« un<I äi«
b«ll2nnt8ll ^nnoncen-Nxpeäitionen.
ln»ertll»n8pr«»» pro 46 mm bf«it» 2«il« <kl,uäolk ^lo3»«'» Klormal-

^3^" lX^><^^^.
Geheimer Regierungsrat Professor Di PaaschÂ«,
VizeprÃ¤sident des Reichstages.

me ömHeMonlUMchl
^,!^.«»>,
B:grüntet von Paul Lindau
Ausgeber: Pwfeffor Dr. Ludwig Stein
Dxchd'uckerei,^ «/ Kunst- und Verlagsanstalt
^. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Berlin V.'. io Budapest Kopenhagen
«ichllo t:'„:.-l «i,U'Ich«i,»,huftuchh<>»!>I, <K»I«>> <i ß»N«ll«llch.
!'.'N 'v',' ü» . .1 Koüstantiliop^l
-, > -hV«lxn im» w I,>»i».al>.: «.-er,, <l!,l. NrN«» ««<>!»>««, «"v '«'„««.
.'^>.«,I, Nl«dN». »»,»^U. » «l'chl>o»i,iu''g Htl>». ^..,«». '^ü,,ch '.
4o. Jahrgang. Band 155. Heft 494. ^lvvru»ver 1915

..<
^
^ ^
>< ^
VlzeVrÃ¤iidcin des '.ieichÂ«ti^^.

EmeömOeMmMjM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
E. F. Ltelnack«. V«rlh»ld Lut!«r. ErM'ich«K.K.H»fbuchhondl. Er»l«» H tz»N«ll»lIch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. E. ssrltz«, I^Idi-ali-Ie ll»v»>«. ?»c»i Dybwaü Vuchhdlg, In!m>»t, Vuchhandl, Ol!» N«U.
ftr di« Pro»inz«, in Lchweden und w DänemarK: »«»»« LH». Urki«« Vlachf«!««, <l«ven!>««en.
fi!r die Lchweiz: »ll»dem. Nnilau. «. Buchhandlun« Herm. Pnur, Jürich I.
«enerlllvertretung f2r H»lland: W.V. »an«!»<lu« und K»I>n. H»«», Vui!enh»f36.
> >»
4c>. Jahrgang. Band 155. Heft 494» November 1915

Prof. Dr. Ludwig Stein.

Ein Sieg der deutschen Diplomatie.

Auf dem Balkan hat die deutsche Orientpolitik eine große diplomatische
Schlacht gewonnen. Die Vierverbändler erlitten nämlich in Sofia ihr
diplomatisches Tannenberg. Die dramatische Spannung ist bis zu ihrem
Höhepunkt gesteigert. Die Lösung kann nicht lange auf sich warten lassen. Mißlingt
das Saloniki-Abenteuer ebenso wie der Dardanellen-Mißgriff, dann ist der letzte
Trumpf der Verbündeten ausgespielt. Seit dem Oktober 1914 arbeitete die
deutsche Diplomatie beharrlich und unverdrossen in Bulgarien, weil ihr
damals schon die Einsicht rückhaltlos aufgegangen war, daß dort der Schlüssel
zur Lösung der Balkanfrage lag. Die Vierverbändler verlegten ihreu politischen
Schwerpunkt nach Bukarest, weil sie dort von einer mit Gold gepflasterten
politischen Straße Verheißungen erhielten, durch welche sie den Ministerpräsi-
denten Bratianu zu nötigen und den König Ferdinand zum mindesten einzu-
schüchtern hofften. Die deutsche Diplomatie hat es indes mit sicherem Instinkt
herausgefühlt, daß der politische Brückenkopf nicht in Bukarest, sondern in Sofia
zu errichten ist. Von Rumänien war für uns günstigen Falles ein zauderndes
Zuwarten zu erhoffen, was der deutschen Politik auch, dank der zähen Energie
des dortigen Gesandten, bis auf den heutigen Tag durchgreifend gelungen ist.
Völlig anderer Methoden bediente sich die deutsche Diplomatie in Sofia.
Hier genügte kein passives „tolerari posss", sondern es mußte ein aktives
„?I»o«t" geschaffen werden. Nach unsäglich schwierigen Verhandlungen mit
der verbündeten Türkei, die sich zu freiwilligen Gebietsabtretungen herbeiließ,
während die Vierverbändler nur versprachen, was ihnen nicht gehörte, gelang
es der deutschen Diplomatie, der englischen ein Paroli zu bieten. Freilich suchte
England, das die Führung der Balkanpolitik in die Hand nahm, durch Ent-
sendung eines außerordentlichen Gesandten nach Sofia, der als ehemaliger
Dragoman in Konstantinopel mit allen Salben gerieben und mit allen Wassern
gewaschen war, im letzten Augenblick die deutsche Diplomatie zu überbieten. Aber
er kam zu spät. Der außerordentliche Gesandte Englands leistete nichts Ordent-
liches, während der russische Gesandte Sawinsk», seiner lockeren Börse unge-
achtet, nichts Außerordentliches zuwege brachte. Die „Preußen des Ostens"

waren weder durch englisches Zuckerbrot zu bestechen, noch durch die russische Knute, die sich in der sarmatischen Ungeniertheit im befehlshaberischen Ton des Ultimatums drastisch widerspiegelte, zu bewältigen. Die Würfel waren schon gefallen. Die deutsche Diplomatie errang in Sofia i h r Waterloo.

Ein hervorragender bulgarischer Staatsmann, von Geburt Makedonier, äußerte sich kurz vor der Entscheidung dahin, daß Bulgarien sich unmöglich auf die Vierverbandsseite stellen könne, sondern mit den Zentralmächten und de« Türken auf Gedeih und Verderb gehen müsse, da man Bulgarien nicht gut zumuten könne, für seine eigene Sklaverei zu kämpfen. In diesem Zusammenhange verdienen die Worte des Russen Mereschkowsky besonders hervorgehoben zu werden, „daß die Freiheit von den echten Russen als gottlos, die Sklaverei hingegen als eine gottgewollte Einrichtung empfunden wird." Die Slawen, sagt Mereschkowsky, haben kein Vaterland. „Ich liebe die Freiheit mehr als das Vaterland. Da aber Slawe gleichbedeutend ist mit „Sklave", will ich lieber kein Russe sein. Rußland will erst ganz Europa, hinterher ganz Asien und zum Schlusse die ganze Welt verschlucken. Die vorgebliche „brüderliche Liebe" Rußlands für die unterdrückten slawischen Völker ist nicht etwa die Liebe eines Lebenden für einen ehrwürdigen Toten, sondern die Liebe eines Raubvogels für das Aas. Der doppelte Adler Rußlands möchte sich an der Leiche der ganzen Welt sättigen."

Sonderbare Gefühle müssen sich heute in der Brust des Bulgarenkönigs kreuzen. Die russische Gefahr, vor der er mehr als ein Vierteljahrhundert mit tiefem Bangen erfüllt war, scheint durch die deutschen Waffen in das Reich der Längstvergangenheit gerückt zu sein. Wie der deutsche Denker Hegel klarzumachen versuchte, daß Qualität in Quantität umschlagen kann, so haben die deutschen Waffen dargetan, daß kriegerische Qualitäten selbst die phantastischsten Zahlen zu überwinden vermögen. Die Furcht vor der russischen Überzahl ist gewichen. Der Bulgarenkönig steht in seiner Abschätzung und Bewertung des Erfolges deutscher und österreichisch-ungarischer Waffen hinter dem Vertrauen des Griechenkönigs Konstantin und des Rumänenkönigs nicht zurück. Der kluge, in allen Sätteln gerechte Ferdinand hat längst begriffen, daß er die großen Aufgaben Bulgariens, die er anläßlich seines 25jährigen Regierungsjubiläums und der Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen Boris im Ianuar 1912 begeistert geschildert hat, nur dann restlos für Bulgarien zu lösen vermag, wenn er den psychologischen Moment nicht verpaßt, sondern entscheidend eingreift, um seinem Lande aus diesem Völkerringen einen bleibenden Gewinn zu sichern. Für eine Statistenrolle ist weder das strebsame, arbeitsfreudige und militärisch ausgezeichnet geschulte bulgarische Volk, noch der König geschaffen. Der Alpdruck der russischen Übermacht ist auf der ganzen Linie der Balkanstaaten angesichts des bevorstehenden Zusammenbruchs im Schwinden. König Ferdinand wäre nicht der scharfsinnige Politiker, für den ihn nicht bloß sein eigenes Volk, sondern

auch alle Diplomaten der Welt halten, wenn er nicht das 30jährige Erinnerungs-fcst der bulgarischen Nation an die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien dazu benutzt hätte, jenes befreiende und erlösende Wort zu sprechen, das sein tatenfreudiges Volk von ihm mit Spannung erwartete. König Ferdinand hat sich in den letzten Monaten als Meister des Schweigens bewährt. Ietzt war die Stunde gekommen, in welcher er sich, wie in früheren Zeiten, als Meister des Wortes und der Tat erprobt hat.

Mit berechtigtem Stolz kann König Ferdinand auf seine Taten zurückblicken. Was er während seiner Regierungszeit für sein Land geleistet hat, das stempelt ihn zu einem Fürsten großen Stiles. Einige Zahlen mögen die Arbeit König Ferdinands für sein Land erhärten. Das Budget des öffentlichen Unterrichts ist von 1 895 000 im Iahre 1887 auf 24 916 000 im Iahre 1912 angewachsen, die Ausgaben für den Unterricht allein haben sich also während seiner Regierungszeit mehr als verzwölffacht. Anläßlich seines Regierungsjubiläums durfte er sich auch der Früchte freuen, die seine Kulturleistung für Bulgarien gezeitigt hat. Bei seinem Regierungsantritt gab es unter den Männer nur 17 Prozent, unter den Frauen vier Prozent, die lesen und schreiben konnten. Bei der letzten Zählung in Bulgarien aber gab es nur 2 v. H. Analphabeten. Das Eisenbahnnetz Bulgariens hat sich während der Regierungszeit Ferdinands von 440 auf 2130 Kilometer gehoben. Dazu tritt noch ein halbes Dutzend Häfen am Schwarzen Meer und an der Donau. Die Hauptstadt Sofia zählte 1887 nur 30 000 Einwohner, im Iahre 1912 war sie schon auf 112 000 angewachsen. Die Armee Bulgariens hat eine solche Höhe erreicht, daß man von ihr nicht mit Unrecht als der ersten des Balkans spricht. Die künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen des Königs haben dem ganzen Lande nach und nach ein erhöhtes kulturliches Gepräge verliehen. König Ferdinand legte in Sofia einen zoologischen Garten an, der den besten Anstalten dieser Art in Europa zugezählt wird. Nationalbibliothek und Museen sind ebenso seine Schöpfungen, wie die ausgezeichnete Kanalisation und das elektrische Bahnennetz. Seiner klugen Diplomatie ist es gelungen, Bulgarien im augenblicklichen Weltenringen eine wichtige Rolle zu verschaffen. Es ist kein geringer Ruhm für Bulgarien, daß heute die Augen aller Welt auf Sofia gerichtet sind. Durch das unbedingte Festhalten an seinem Ministerpräsidenten Radoslawow hat sich König Ferdinand das Vertrauen der Türkei nicht bloß, sondern auch der beiden Zentralmächte erworben.

König Ferdinand, der von der Sobranje am 7. Iuli 1887 gewählt worden ist und am 22. August als Fürst Ferdinand I. von Bulgarien seinen feierlichen Einzug in Sofia hielt, verdient das kennzeichnende Wort, das einst Stambulow geprägt hat. „Fürst Alerander," sagte er, „war ein Mann von größtem persönlichem Mute, doch fehlte es ihm an Politik. Das hat sein Ende bedeutet. Fürst Ferdinand vereinigt beides." Das prophetische Wort Stambulows hat sich be-

wahrheitet. König Ferdinand hat zu einer Zeit, da man an dem Thermometer der Zeitgeschichte noch nicht ablesen konnte, wie sich der Temperaturgrad zwischen den beiden Mächtegruppen gestalten werde, an seinem getreuen Eckart Radoslawow festgehalten, der mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit die antirussische Politik seines Meisters Stambulow in seiner 32jährigen diplomarisch-politischen Tätigkeit verfolgt hat.

Makedonien ist und bleibt das Stichwort, für welches die Bulgaren in Feuer und Tod gehen. Der Schwiegersohn Radoslawows, Dr. Theodor G. Anastasoff, der seit Iahren an der Berliner bulgarischen Gesandtschaft wirkt, veröffentlichte im August 1913 in unserer Zeitschrift eine Abhandlung, in welcher er folgendes ausführte:

„Schon im Iahre 1825 haben die Bulgaren mit Erfolg gegen die Griechen um die Selbständigkeit ihrer Kirche gekämpft. Durch den Firman von 1870 wurde die Errichtung des bulgarischen Erarchats bestätigt. Damals bestand die Bevölkerung Makedoniens ausschließlich aus Bulgaren, was wissenschaftlich einwandfrei nachgewiesen ist. Makedonien ist gewissermaßen die Wiege bulgarischer Kultur. Die bulgarischen Nationalheiligen Cyrill und Methodius, die Schöpfer des slawischen Alphabets, stammen aus Makedonien. Auch in der sogenannten strittigen Zone ist die makedonische Bevölkerung überwiegend bulgarischer Nationalität."

König Ferdinand und sein Ministerpräsident werden den heißen Wunsch des bulgarischen Volkes nach dem Wiederbesitz des von den Serben heimtückisch erschlichenen Makedoniens zu erfüllen wissen. Das schicksalsreiche Iahr 1913 hat den Charakter des Königs ebenso geläutert und gehärtet, wie Preußen ein Iahrhundert zuvor, 1813, aus der Asche wie ein Phönir hervorgegangen ist. Das hypnotische Hinstarren auf Petersburg ist endlich gewichen. Die politische Katharsis hat sich an ihm vollzogen. Mit Carlyle hielt König Ferdinand in seinen schwersten Stunden das beglückende Wort fest: „Arbeiten und nicht verzweifeln." Er hat an sich und an seinem Volke redlich gearbeitet; nun sind der König und Bulgarien entschlossen, Makedonien nicht zu erbetteln und zu erschleichen, sondern in ritterlichem Kampf zurückzugewinnen, wie es eines strebsamen und waffentüchtigen Volkes würdig ist. So bedeutsam also die Lebensarbeit des Königs Ferdinand für Bulgarien in der Vergangenheit gewesen sein mag, so steht ihm die entscheidende Leistung noch bevor. Die Losung lautet, wie einst für Ungarn: „Bulgarien war nicht, sondern es wird sei n."

Die feindliche Presse mag über die erfolgte Kriegserklärung den Chopinschen Trauermarsch für Bulgarien anstimmen. Wir anerkennen rückhaltlos, daß Bulgarien seine Neutralität von Anbeginn des Weltkrieges ab so aufgefaßt

und durchgeführt hat, daß die Zentralmächte und insbesondere die Türkei dem aufstrebenden und vorwärtsdringenden bulgarischen Volke Vertrauen entgegenbringen durften. Niemals hätte sich die Türkei zu Gebietsabtretungen mitten im Kriege entschlossen, wenn sie nicht von der Überzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß Radoslawow und König Ferdinand kein doppeltes Spiel treiben. Die Türkei wußte sich durch die vertraulichen Verhandlungen mit Bulgarien von Anfang an in ihrem Rücken gedeckt, und sie konnte daher in ihrem Widerstand gegen die Ententemächte um so erfolgreicher beharren, als sie sich vor bulgarischen Angriffen gesichert sah. Diese diskrete Leistung Bulgariens darf in ihrer Bedeutung für die politische Konstellation des Balkans nicht unterschätzt werden. Der Kriegsschauplatz wird in den nächsten Tagen über manches entscheiden. Die Logik der Tatsachen spricht eine viel deutlichere und härtere Sprache, als alles Künsteln und Deuten diplomatischer Feinkunst.

Wir verkennen nicht, daß es Bulgariens kluge Haltung war, die die übrigen Balkanstaaten bis zum heutigen Tage bei einer Neutralität mit mehr oder minder übel wollendem Unterton gegen uns beharren ließ. Bulgarien hat auf der eine? Seite Rumänien in Schach gehalten, und auf der anderen dem Griechenkönig Konstant^ gegen Vemselos starke Trümpfe in die Hand gegeben. Man darf die Psychologie Seite der politischen Suggestion im Diplomatenspiel nicht außer Acht lassen. Dem Sieger von Warschau und dem Bezwinger des russischen Festungsgürtels geht ein furchteinflößender Respekt voraus, dem sich zaghaftere Naturen zu allerletzt zu entziehen vermögen. Aber auch kluge Staatsmänner sind sich der Verantwortung bewußt, die sie ihrem Volke schulden.

Unsere Strategie kam unserer Diplomatie in so hohem Maße zu Hilfe, daß der ganze Balkan anfing, an unsere endgültige Überlegenheit und den entscheidenden Sieg der Zentralmächte zu glauben. Diesen Glauben einzuflößen, vermochte nur unsere Feldherrnknnst, aber ihn am richtigen Ort und im psychologischen Augenblick auszunutzen und geltend zu machen, das bedeutete den Sieg der deutschen Diplomatie. Von diesem Glauben an den endgültigen Sieg unserer Waffen sind jetzt die Könige von Griechenland und Rumänien ebenso durchdrungen, wie der tatenfreudige Bulgarenkönig. Es hat auch auf unserer Seite an Stimmen nicht gefehlt, die den Serben in ihrem wohlverstandenen Eigeninteresse anrieten, es angesichts der erdrückenden Übermacht nicht bis zum Äußersten kommen zu lassen. Man bot die Macht der Gründe auf, um Serbien vor der Tragödie des völligen nationalen Unterganges zu bewahren.

Da aber Serbien an die gleisnerischen Lockungen und Versprechungen der Vierverbändler glaubte, mußte die Macht der Gründe versagen, und die Gründe der Macht haben jetzt das unerbittliche, unentrinnbare Wort. Das Schicksal Serbiens ist besiegelt. Nach dem Fall Belgrads oder gar Nisch's vollzieht sich sein Verhängnis mit eherner Gewalt. Europas Schicksal wird auf dem Balkan entschieden. Dort hat der Weltkrieg seinen Anfang genommen, dort wird er zu Ende geführt. Der

Kreislauf des kriegerischen Geschehens ist der Schlange vergleichbar, die sich in ihren eigenen Schwanz beißt.

Die deutsche Diplomatenkunst hat diese« Gang der Ereignisse vorausgesehen, und darauf beruht ihre Überlegenheit. Seit der Tätigkeit des Botschafters von Marschall hat man eine großzügige deutsche Orientpolitik von langem Atem beharrlich verfolgt, deren Früchte wir jetzt erst zu ernten bekommen. Daß wir die Türken als Verbündete gegen alle Ränke Englands gewonnen haben, war der erste Meisterzug auf dem Schachbrett der Weltdiplomatie; daß wir ferner Bulgarien im richtigen strategischen Augenblick, dank unserer Siege über Rußland, zum Mitgehen fortgerissen haben, so daß wir uns in Nisch die Hände reichen und den direkten Weg nach Konstantinopel und weiterhin nach dem nahen wie dem entfernten Osten frei bekommen werden, das ist der zweite Magistrale Zug der deutschen Diplomatie. Wie vergiftete Ratten klettern die Vierverbandsdiplomaten verzweifelt an den Wänden empor. Die lendenlahmen Erklärungen von Viviani und Grey zeugen nicht bloß von Rat- und Kopflosigkeit, sondern geradezu von gleichgewichtsloser Direktionslosigkeit. Und wenn Diplomatenkunst heißt: kaltes Blut bewahren, stählerne Nerven haben, vor allem aber: einzusehen, um vorauszusehen, so hat die Orientpolitik der deutschen Diplomatie der englischen ein Sedan bereitet.

Die weltgeschichtliche Nemesis ist an der Arbeit, ihr unterirdisches Werk abgründig zu vollenden. Maß für Maß! Ihr wolltet uns einkreisen, jetzt seid ihr eingekesselt. Das Dardanellenabenteuer ist gründlich vorbeigeglückt. Aber dem Salonikiabenteuer steht ein noch vernichtenderes Fiasko bevor. Wir kannten bisher nur „Briefe, die ihn nicht erreichten"; jetzt wird die schadenfreudig-boshafte Welt Armeen kennen lernen, die sie, die Serben nämlich, nicht erreichten. Nikolai Nikolajewitsch ist mit Schimpf und Schande fortgejagt, Veniselos zum zweiten Male ruhmlos abgesägt, Delcasss verläßt wie eine Ratte das sinkende Schiff, Italien rückt und rührt sich nicht von der Stelle, trotz, oder vielleicht gar wegen der platonisch gebliebenen Kriegserklärung an die Türkei. Wenn das keinen Zusammenbruch der Ententediplomatie und keinen Triumph der unsrigen bedeutet, dann muß ich mich nach einer neuen Begriffsbestimmung des Wortes „Diplomatie" umsehen.

Die deutsche Diplomatie hat aber auch ein geschlossenes Volk hinter sich, dem „siegen oder sterben" im Blute liegt. Der kategorische Imperativ Kant's geht unseren Fahnen als unsichtbares Symbol, wie einst den Iuden die Feuersäule in der Wüste, voran, und dieser unbedingte Befehl heißt: „Du kannst, denn du sollst!"

Dieses „Sollen" ist unser Geheimnis. Die Engländer kennen nur das „Wollen", und daran werden sie scheitern, wir aber daneben und darüber hinaus das „Sollen", und unter diesem Zeichen werden wir siegen. Zu diesem „Wir"

gehören die österreichisch-ungarischen Waffenbrüder ebenso, wie die Türken und
Bulgaren. Das geflossene Blut für eine gemeinsame große Sache kettet und
bindet die Menschen mehr als das religiöse Bekenntnis. In den Kreuzzügen
mögen noch religiöse Beweggründe ebenso mitschwingend in Betracht gekommen
sein, wie im Dreißigjährigen Kriege, wenngleich man auch dort die wirtschaft-
lichen Untertöne nicht überhören sollte. In den Erbfolgekriegen mag noch das
dynastische Motiv ausschlaggebender Faktor gewesen sein, obgleich auch hier
Machtfragen unter der politischen Bewußtseinsschwelle mitgespielt haben mögen.
Seitdem aber, nach einem Worte Kant's, „Staaten einander nicht mehr heiraten
können", gibt es nur noch einen Grundbaß der Volksseele, der alle übrigen
mitklingenden Motive übertönt, und der ist der nationale. Vor der Refor-
mation stand die Religion ü b er der Nation; heute aber ordnet sich jede Religion,
auch die moslemische, dem nationalen Empfinden unter. Die Religionen haben
sich vertieft; sie sind von außen nach innen gedrungen; sie sind persönliches
Erlebnis geworden. Aber staatenbildende Macht und zusammenhaltendes Ein-
heitsband bilden heute nur noch nationale Ideale. Diese völkerpsycho-
logische Einsicht ist der deutschen Diplomatie am tiefsten aufgegangen, und darauf
beruht ihre geistige Überlegenheit. Die englischen Söldnerheere und Mischmasch-
völker kapitulieren vor dem deutschen Nationalgedanken. Es vollzieht sich an
England, dem Lande Herbert Spencers, das soziologische Fatum, weil es auf
seinen Nationalphilosophen Spencer nicht so gehört hat, wie wir auf den
unsrigen: Kant.
Wir bleiben nur im Bilde, wenn wir das Schachbrett für die diplomatische
Filigrankunst als Redefigur beibehalten. Es sind nur noch zwei Meisterspieler
auf dem Weltschachbrett übrig geblieben Delcass^ hat die Partie endgültig auf-
gegeben, währendsich Sasanow selbst ausschaltet und bei derRolle des diplomatischen
Kiebitz zu bescheiden scheint, zumal die „Nowoje Wremja" ihm vernichtend in
den Rücken fällt. Es bleiben als ebenbürtige Gegenspieler nur noch die englische
und die deutsche Diplomatie zurück. Bisher bot man von drüben nur eine ?arti«
r«mi«e an. Nach dem Fehlschlagen der Dardanellenoperation, die man durch
die angeblichen Oktoberstürme verschämt maskiert hat, und nach der erzwungenen
Rochade der beiden Türme Delcasss — Veniselos, vollends aber nach dem Verlust
des Springers in Saloniki, den wir dem König Konstantin und seinem geschlosse-
nen Heere mit unauslöschlichem Dank buchen werden, hat die Weltschachpartie
für die Engländer umso weniger Sinn mehr, als sie genau den Punkt kennen,
wo wir Schachmatt ansagen werden. Ein Meisterspieler läßt es nicht dazu
kommen, sondern er gibt die Partie beizeiten auf. Die Engländer treiben be-
kanntlich Politik mit dem Bleistift in der Hand. Sie werden uns kommen,
sobald sie ihre falschen Züge einsehen. Sie sind von dieser Stunde nicht mehr
weit entfernt. In Nisch wird die Glocke diesen fatalen Augenblick einläuten.
Die kriegerischen Ereignisse nehmen ein geradezu atemraubendes Tempo an.

Möge die englische Diplomatie kommen. Wir sind gerüstet. Iene deutsche Diplomatie, die uns den direkten Weg nach Konstantinopel erschlossen hat, wird sich auch dann als ebenbürtiger Partner erweisen, wenn es gilt, die neue Partie am Verhandlungstische zu beginnen. Haben wir die strategische Partie erst unbestritten gewonnen, so dürfen wir mit voller Zuversickft dem Beginn der zweiten Schachpartie, der diplomatischen, entgegensehen.

Dr. Richard Reisch,
o. ö. Professor an der Universität Wien, Direktor der k. k. priv. allg. österr. Voden-Credit-Anstalt:

Nach dem großen Kriege.

Handelspolitische Bettachtungen.

Während überall auf den blutgetränkten Schlachtfeldern im Westen und Osten, in den Alpen und an der Donau neue Kämpfe im Gange sind, während das Ringen um die Seele der Neutralen auf dem Balkan den Höhepunkt erreicht hat, ist in der Öffentlichkeit der verbündeten Zenttalmächte sowie der Ententestaaten bereits ein lebhafter Gedankenaustausch über die künftigen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden jetzt im Streite begriffenen großen Mächtesysteme im Gange. Besonders die Fragen der künftigen Handelspolitik sind es, die in hohem Maße die Diskussion beschäftigen. Allerdings nicht im Sinne einer Annäherung der beiden Mächtegruppen, sondern eher in dem einer fortdauernden Entfremdung. Wenn nach Clausewitz der Krieg eine Fortsetzung der Prlitik mit anderen Mitteln ist, dann dürfte nach den Vorstellungen, die jetzt die Diskussion über die handelspolitische Zukunft beherrschen, die Handelspolitik zunächst eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln werden.

Ist aber diese Anschauung gerechtfertigt? Wird der heute bestehende politische Gegensatz zwischen den verbündeten Zentralmächten und den Staaten der Entente tatsächlich auch in der künftigen Handelspolitik unvermindert fortleben und deren Gestaltung beherrschen? Die folgenden Ausführungen sollen ganz kurz die tatsächlichen Verhältnisse in Erinnerung rufen!

Die Ententepresse wird nicht müde, anzukündigen, daß nach dem Kriege erst recht ein Wirtschaftskrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn beginnen werde. Die Waren der Zentralmächte sollen boykottiert und durch hohe Differenzialzölle am Eintreten in die Staaten des Vierverbandes gehindert werden. Die Wertpapiere der Zenttalmächte sollen von den Börsen der Ententestaaten ausgeschlossen sein. Dagegen sollen sich die Ententemächte untereinander die größtmöglichen Erleichterungen des Warenverkehrs gewähren, ihre Banken

sollen sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammenschließen, ja sogar die Staatsschulden des Vierverbandes sollen gemeinsam verwaltet und eventuell in eine einheitliche Schuld konvertiert werden. Mehrere Agitationsvereine mit solchen Zielen wurden gegründet, und es finden Zusammenkünfte statt, an denen auch bekannte Staatsmänner teilnehmen, um diese Ideen in einem Programm festzulegen.

Pläne, wie die Vereinheitlichung der Staatsschulden, bedürfen keiner näheren Erörterung. Daß England aus Haß gegen Deutschland für allezeit die Haftung für die russischen und die Staatsschulden aller anderen verbündeten Staaten mitübernehmen werde, ist eine Ansicht, die von krankhafter Verwirrung des Denkens zeugt; es dürfte an den Garantien, die es während des Krieges für die Verbündeten übernimmt, genug haben. Auf den ersten Blick macht am ehesten die Drohung einen ernsten Eindruck, daß die Waren der Zentralmächte nach dem Kriege einer Sonderbehandlung unterworfen werden sollen. Stellen wir uns dies konkret vor. Es soll also England z. B. italienische Produkte günstiger behandeln als deutsche und dadurch Italien einen Ersatz für den Verlust des deutschen Marktes schaffen. Zu diesem Zwecke müßte vor allem England den Freihandel aufgeben und zu Schutzzöllen übergehen, und diese dann für deutsche Waren höher feststellen, als für italienische. Nun konkurriert aber Deutschland mit Italien auf dem englischen Markt in fast keinem Artikel. Die Ausfuhrartikel Italiens, Südfrüchte, Frühgemüse, Reis, Hl, Wein, sind keine deutschen Ausfuhrartikel, ebensowenig österreichische oder ungarische; wenn England die italienische Einfuhr begünstigen würde, wäre dadurch nicht Deutschland oder Österreich-Ungarn, sondern Spanien, Portugal, Griechenland, und vor allem wären die englischen Kolonien betroffen. Gerade diese sollen aber in England bevorzugt werden. Der wichtigste Grund für die Einführung der Schutzzölle wäre ja die Bevorzugung der Kolonien als Entgelt für die besonderen Begünstigungen, welche die englischen Waren in den Kolonien genießen! Oder ein anderer Fall: Rußland soll den französischen Waren Begünstigungen gewähren, von denen die der Zentralmächte ausgeschlossen sind. Soll auch England in Rußland ungünstiger behandelt werden, als Frankreich? Wenn aber England die gleichen Begünstigungen genießt, können die Waren jedes anderen Staates zollfrei nach England gebracht und von dort nach Rußland ausgeführt werden. England müßte also vorher zum Schutzzoll übergehen. Dies wäre auch die Voraussetzung dafür, daß es den russischen Waren Bevorzugungen gegen die Zentralmächte einräumen kann. Diese konkurrieren mit Rußland auf dem englischen Markte nur in einem wichtigen Artikel: Zucker. Gerade in diesem Artikel aber wollen die englischen Kolonien eine Vorzugsbehandlung erreichen, die deshalb nicht an Rußland und Frankreich gegeben werden kann.

Wo immer man die Sonde an diese Pläne ansetzt, gelangt man zu ähnlichen Ergebnissen. Der Versuch, das gegeuwärtige politische Machtsystem

mechanisch auf die künftige Handelspolitik zu übertragen, hält einer ernsten Kritik nicht stand. Der wirtschaftliche Zusammenschluß zwischen Staaten ist eben nur dort möglich, wo die natürlichen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Der gemeinsame Haß gegen einen Dritten kann diese Voraussetzungen nicht ersetzen. Deshalb soll durchaus nicht geleugnet werden, daß eine feindselige Handels- uud Wirtschaftspolitik der Ententemächte möglich und in höherem oder geringerem Maße sogar zu erwarten ist. Es sind aber auch zwei schwere Gegengewichte vorhanden: Das wirtschaftliche Interesse der Ententemächte an dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Markte und — der Sieg.

Es betrug vor dem Kriege für Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen in Millionen Kronen die

	Einfuhr aus	Ausfuhr nach
Rußland	2.000	1.000
England und Kolonien .	2.600	2.000
Frankreich	750	800
Belgien	440	500
Italien	600	600

Die in diesen Zahlen zum Ausdrucke kommenden geschäftlichen Interessen werden und müssen sich geltend machen. Im übrigen wird es Sache der Friedensverhandlungen sein, die Grundlagen für die Wiederherstellung der Handelsbeziehungen zu schaffen. Ieder neue Erfolg unserer Waffen wird uns diesem Ziele näherbringen!

Dr. Wassermann, M. d. R.:

Deutsch-osterreichisch-ungarische Wirtschaftsbeziehungen.

Es ist eine dankenswerte und nützliche Aufgabe, der sich „Nord und Süd" durch seine interessanten Aufsätze über die künftigen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland unterzieht. Nur eine Vertiefung des schwierigen Problems durch so hervorragende Sachverständige, wie sie zu Worte gekommen sind, vermag uns der Klärung näher zu bringen.

Ich bin der Meinung, daß die Fragen unserer künftigen Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie nicht auf die lange Bank geschoben werden dürfen, sondern daß sie während des Krieges einer Lösung zugeführt werden müssen.

Dieser furchtbare Krieg hat den Beweis erbracht, wie sehr Österreich-Ungarn und Deutschland, wenn sie ihre Machtstellung in der Welt behalten wollen, aufeinander angewiesen sind, und wie andererseits aus den politischen Verhältnissen heraus die Ergänzung dieses Bündnisses durch feste Beziehungen zur Türkei zur beiderseitigen Notwendigkeit geworden sind. Daran wird auch die Zukunft nichts ändern. Die russische Gefahr wird bleiben; hoffentlich wird die Kriegslage im Augenblicke der Friedensverhandlungen es ermöglichen, Rußland die fremdsprachlichen Provinzen abzunehmen und damit einen Grenzwall gegen das Moskowitertum zu schaffen. Aber selbst wenn dies geschieht, bleibt bei der Riesenausdehnung des russischen Reiches und bei der Möglichkeit — ja Wahrscheinlichkeit — eines verhältnismäßig raschen politischen und wirtschaftlichen Wiedererstarkens Rußlands die Gefahr neuer Zusammenstöße vorhanden. Die russische Politik ist zähe in der Verfolgung ihrer Ziele, und die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Eroberung Konstantinopels und der dem Drange nach dem Westen zugrunde liegende Landhunger Rußlands wird ihr dauernd die Marschrichtung vorschreiben. In den vortrefflichen Ausführungen des Mitgliedes des Ungarischen Reichstages Iosef Sztersnyi ist Mit Recht ausgesprochen, daß für Ungarn ein großes, mächtiges Deutschland nicht nur jene Großmacht darstellt, welche mit einer starken österreichisch-ungarischen Monarchie die größte Gewähr für eine friedliche Entwicklung der Nationen darstellt, sondern daß für Ungarn dieses Deutschland auch die stärkste Garantie für seinen nationalen Bestand ist. Den besten Beweis hat der Krieg in jener Zeit geliefert, als die russischen Truppen in den Karpathen standen und die Bedrohung Ungarns durch die russischen Horden nur durch den zähen, in der Kriegsgeschichte aller Zeiten unerreichten Widerstand der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen verhindert wurde. Ein siegreiches Rußland wird nicht nur Galizien erobern, um dort der ruthenischen Bewegung das Lebenslicht auszublasen, es wird vor allem auch das am Südfuße der Karpathen liegende Ungarn in seine Sphäre ziehen.

Ist so der Beweis der Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn für die Zukunft geliefert, so wirft sich alsbald die Frage auf: Welche Mittel gibt es, um dieses Bündnis enger zu gestalten? Diese Mittel liegen zunächst auf militärischem Gebiete. Zwischen den im Kampfe verbundenen Armeen werden im Wege abzuschließender Konventionen engere Verbindungen hergestellt werden müssen; dasselbe gilt für die Flotten. Wir haben ähnliche Entwicklungen beim Dreiverband gesehen.

Aus den politischen Bündnissen erwuchsen auch dort militärische Konventionen; die Generalstäbe traten in ständige Verbindung, die Feldzugspläne wurden gemeinsam durchberaten, und daran knüpften sich Abkommen über die Kriegsmarinen, die das Mittelländische Meer in ihren Kreis zogen. Die kommenden Zeiten werden auch nach dem Kriege nicht leicht sein. Die Völker

werden eine schwere Rüstung auch fernerhin tragen müssen, und eine kluge Staatsleitung wird vor allem auch in dem Zusammenwirken der beiderseitigen Armeen und Flotten im Frieden Sicherungen gegen neue kriegerische Verwicklungen suchen müssen. Die Militärkonvention müßte Vereinbarungen anstreben über die beiderseitigen Heeresstärken; angesichts der Zahl und Stärke unserer Feinde ist die volle Ausnutzung der Wehrkraft anzustreben. Dazu kämen Bestimmungen über Einheitlichkeit der Heeresorganisation und der Bewaffnung, über das Zusammenwirken der Generalstäbe, welche in dauernder Fühlung stehen müssen, endlich Bestimmungen über Sicherstellung der Lebensmittelversorgung der Länder und der für die Armeen erforderlichen Rohstoffe. Dasselbe gilt für die Kriegsmarinen der verbündeten Staaten.

Ich glaube, daß solche Fragen während des Krieges leichter zu lösen sind, als wenn erst der Frieden im Lande ist. Solange eine aus der festen Bundesbrüderschaft sich ergebende Begeisterung Regierungen und Völker beherrscht, ist man leichter zu Vereinbarungen, die auf gegenseitigen Konzessionen beruhen, geneigt, als wenn erst die breite Behaglichkeit der Friedenszeit jede einzelne Schwierigkeit sich auswachsen läßt.

Es kommt aber ein Zweites hinzu. Welche Fülle der Aufgaben erwachsen den kriegführenden Völkern nach dem Kriege!

Im Vordergrunde werden die militärischen und maritimen Sorgen stehen, und neben ihnen der finanzielle Wiederaufbau. Hier kommen angesichts der großen Kriegsausgaben Schwierigkeiten, die sich in ihrem ganzen Umfange heute auch nicht im entferntesten übersehen lassen, die aber den Regierungsapparat und die Parlamente für die dem Friedensabschluß folgenden Iahre in einer ungeahnten Weise in Anspruch nehmen werden. Dazu die Fragen der Kriegshinterbliebenen und -Invaliden, die großzügig nach neuen Gesichtspunkten gelöst werden müssen. Es genügt nicht, hier über die dringende Not des Lebens hinwegzuhelfen, hier muß nach neuen Grundsätzen das verbliebene Maß von Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit nutzbar gemacht werden. Die Wiederbeteiligung am Wirtschaftsleben, die Anpassung an einen Beruf muß ermöglicht werden, hierzu werden Betriebsmittel zu Verfügung zu stellen sein, es müssen Wohnungs- und Niederlassungsgelegenheiten geschaffen werden, alles Dinge, die eine weitschauende Gesetzgebung erfordern und in ihren Einzelheiten schwierigste Verhandlungen bedingen. Wohl rechnen wir damit, daß ein großer Teil dieser Kriegsausgaben im Wege der Kriegsentschädigung gedeckt werden kann, aber große Summen werden übrig bleiben, für die die Gesetzgebung, sei es durch Einführung von Monopolen, sei es durch neue Steuern oder Steuererhöhungen, in Anspruch genommen werden wird.

Dazu kommt das weite Gebiet der inneren Reformfragen, die nicht auf Iahre hinaus verschoben werden können; wenn die Millionen aus den Schützengräben zurückkehren, werden sie mit neuen Anschauungen in das Alltagsleben

eintreten, und gar manche soziale Frage muß ihrer Lösung entgegengeführt werden. Ich erinnere auch an die schwierige Lage des Mittelstandes, der wohl am meisten unter diesem Kriege leidet, seine Ersparnisse aufzehrt, dem eine staatliche Kreditgesetzgebung und andere Maßnahmen helfen müssen.
Nicht minder wichtig sind die Fragen der künftigen Zoll- und Handelsverhältnisse zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn; auch hier bin ich der Meinung, daß die große Stimmung der Blutsbrüderschaft unserer Heere zu nützen ist, und daß es falsch ist, die Verhandlungen auf die lange Bank zu schieben. Dieser Gesichtspunkt wird angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten und der Sprödigkeit der Materie doppelt richtig sein. Gerade in Verhandlungen, bei denen materielle Interessen eine große Rolle spielen, trägt die erwärmende Begeisterung des Augenblickes dazu bei, manche Klippe zu umschiffen, an der, wenn erst der Hochflut der Kriegsbegeisterung die Ebbe des Alltags gefolgt ist, das Schiff auf Grund geraten kann. Wer mit offenen Augen und realpolitischem Denken die Entwicklung verfolgt, wird nicht glauben können, daß mit dem Friedensschluß auch eine Zeit der Versöhnung eintritt, welche die Wiederaufnahme der alten Handelsbeziehungen in auch nur annähernd früherem Umfang zwischen den Feinden ermöglicht. Iahrzehnte werden ins Land gehen, ehe die Berge von Haß abgetragen sind, und an vielen Stellen der Erde wird es unmöglich sein, die zerrissenen Fäden der Handelsbeziehungen zwischen den Nationen wieder zu knüpfen. Gewiß, es gibt Notwendigkeiten für die Produktion, sich Rohstoffe in jetzt feindlichen Ländern wieder zu verschaffen, es gibt Notwendigkeiten für den Konsum, auf Fabrikate feindlicher Länder nach Friedensschluß wiederum zu greifen, aber daneben bleibt das große Gebiet, auf welchem der Vierverband suchen wird, Deutschland und Österreich-Ungarn als Lieferanten und Verkäufer auszuschalten und die dadurch freigewordenen Länder für die eigene Produktion und den eigenen Handel zu gewinnen. Die zähe englische Politik des Neides wird in der Bekämpfung der deutschen wirtschaftlichen Entwicklung auch mit dem Frieden nicht Halt machen. Schon heute lesen wir, wie überall im feindlichen Auslande sich Gesellschaften und Vereine bilden, mit der ausgesprochenen Absicht, die deutschen Waren zu boykottieren und durch Waren des Vierverbandes zu ersetzen. Das mag in dem beabsichtigten Umfange nicht gelingen, immerhin wird eine so große Schädigung der Zentralmächte übrig bleiben, daß sie sich nach Ersatzgebieten umsehen müssen. So werden sie genötigt sein, die eigenen gegenseitigen Handels- und Absatzbeziehungen auszubauen und möglichst eng zu gestalten. Es muß aber vor allem Ziel ihrer Politik sein, mit der Türkei, den Balkanstaaten, den Ländern des Islams, die sich heute von England, Frankreich und Rußland immer mehr abwenden, in möglichst enge Handelsbeziehungen zu kommen. Hier muß das Ziel sein, durch künftige Verträge den englisch-französischen und russisch-italienischen Einfluß auszuschalten und überall Österreich-Ungarn und Deutschland an deren Stelle zu setzen. Das sind

Selbstverständlichkeiten, über die kein Streit sein kann, aber der Weg zum Ziel ist ein weiter, und wer früh aufsteht, erreicht den Bergesgipfel zu guter Stunde.
Es liegt mir fern, auf die einzelnen Möglichkeiten hier näher einzugehen, die von sachverständigerer Seite in vielen Veröffentlichungen dargelegt und besprochen sind. Der Kernpunkt scheint mir zu sein, daß dieses künftige Wirtschaftsgebiet, dessen Träger Deutschland und Österreich-Ungarn sein, und an welches vorgenannte Interessensphären sich angliedern müssen, als ein innerlich Geschlossenes nach außen hervortritt, das kann aber nur geschehen, wenn man sich gegenüber Staaten, die sich an dieses Wirtschaftsgebiet nicht anschließen, gegenseitige Vorteile, Vorzugsstellungen, einräumt. Wird dies erreicht, so ergeben sich vor allem in den jungfräulichen Gebieten des Orients die unbegrenzten Möglichkeiten, und wir werden den Schaden, den uns böswillig unsere Feinde zufügen, reichlich ausgleichen können.
Ich komme zu dem Ergebnis, daß als Minimum die gegenseitige Vorzugsbehandlung erstrebt werden muß. Angesichts des systematischen Vorgehens unserer haßerfüllten Feinde muß die Sorge, daß wir uns durch eine solche Vorzugsbehandlung die Hände binden und uns alle übrigen Handelsverträge erschweren, in zweiter Linie stehen. Die Sicherheit, die in engen wirtschaftlichen Beziehungen der Freunde liegt, ist mehr wert, als die unsichere Hoffnung auf Vorteil, der uns aus Handelsbeziehungen zu unseren Feinden zufließt.
Österreich-Ungarn und Deutschland müssen in sich einig sein. Wir dürfen den Feinden nicht das Schauspiel biete», daß wir uns in den zoll- und handelspolitischen zukünftigen Gestaltungen in den Haaren liegen. Dies würde in das schwierige Stadium der Friedensverhandlungen ein höchst schädliches Moment der Unsicherheit und Schwäche hineintragen. Deshalb ist zu hoffen, daß die beiderseitigen Regierungen mit Energie und Verständnis die Lösung der Aufgabe vorbereiten und daß aus diesen Verhandlungen das zwingende nationale Bedürfnis ein befriedigendes Ergebnis herbeiführen wird.

Graf Julius Andrassy:
Antwort an Herrn Luigi Luzzatti.
Herr Luzzatti, früherer Premier Italiens, beschäftigt sich im „Messaggero" mit einem meiner Artikel, der in der „Ungarischen Rundschau" erschienen ist. Der Name Luzzattis und die scheinbare Objektivität des Artikels machen es mir zur Pflicht, darauf in einigen Worten zu antworten.
Er sagt, ich erhoffte vom Siege Deutschlands das Ende der maritimen Tyrannei Englands, wobei ich vergäße, daß die englische Vorherrschaft erträglich ist, während diejenige Deutschlands unerträglich wäre. Wenn man ihn hört, hat sich England vergrößert, ohne es zu wollen, und ohne Eroberungen beabsichtigt zu haben. Und es erhält die Überlegenheit seiner Flotte nnr zu Verteidigungszwecken aufrecht. Wenn man ihn hört, hat England niemals seine Gewalt mißbraucht, und es verdankt es nur einem Organisationstalent und einem politischen Sinn, die an das alte Rom erinnern, wenn es ihm gelungen ist, ein Weltteich auf dem Grundsaß administrativer Autonomie zu errichten. Und während er so schöne Elogen für England ausspricht, behauptet Herr Luzzatti, daß Deutschland nach der Hegemonie der Welt strebt, und daß es ihm nicht genügt, die erste Macht zu Lande und zu Wasser zu sein. Vielmehr — so sagt der italienische Erpremier ironisch — möchte Deutschland auch die erste Macht im Himmel sein. Das Deutsche Reich wird die Ozeane niemals befreien: es trachtet einfach danach, Großbritanuien zu verdrängen.
Nach meiner Ansicht ist das eine irrtümliche Auffassung. Es ist gewiß, daß England wunderbare Dinge vollbracht hat. Und jetzt, mitten im Kriege, leugne ich weder das politische Genie, das es durch die Gründung seines Weltreichs bewiesen, noch die Dienste, die die anglo-sächsische Rasse der Menschheit erwiesen. Das von ihm auf dem Gebiete der Autonomie und der politischen Freiheiten vollendete Werk hat nicht seinesgleichen. Aber alles das tritt hinter die Tatsache zurück, daß Großbritannien im Wesen ein Erobererstaat ist, und daß es auf dem Meere eine absolutere Herrschaft ausübt, als je ein anderes Land auf dem Kontinent oder auf den Meeren ausgeübt hat. Aber es hieße Englands Geschichte verkennen, wollte man gleich dem italienischen Staatsmanns behaupten, daß England niemals nach der absoluten Herrschaft getrachtet habe und niemals bestrebt war, eine Weltherrschaft aufzurichten. Wie die meisten englischen Geschichtsschreiber selbst anerkennen, hat die ausländische Politik Englands in ebenso bewußter wie konsequenter Weise an der Schöpfung dieses Weltteichs gearbeitet. Von Cromwell bis zu Eduard VII., über Chatham, Pitt, Palmerston und Beaconsfield, hat England stets eine imperialistische Politik verfolgt, indem es, wie Lord Rosebery jüngst sagte, sich bemühte, der ganzen

Welt den englischen Stempel aufzudrücken, im Interesse der ausschließlichen
Herrschaft nicht nur über die Ozeane, sondern auch über die überseeischen Länder.
Die maritime Vorherrschaft Englands ist nicht, wie Herr Luzzatti behauptet, das
Spiel des Zufalls und der natürlichen Entwicklung der Kräfte. Vielmehr ent-
springt sie der Tatsache, daß die englische Eifersucht immer rege war, und daß
sie der Reihe nach die Seemacht Spaniens, Hollands und Frankreichs zerstört
hat, wie überhaupt alle Flotten der europäischen Länder, die mit ihr hätten rivali-
sieren können. Trotz des ungeheuren Risikos, das es damit übernommen hat,
hat England die gegen Deutschland gerichtete Entente geschaffen, weil
es gefürchtet hat, daß Deutschland stark genug würde, um im Verein mit anderen
Mächten der englischen Flotte entgegenzutreten. Die maritime Vorherrschaft
Englands ergibt sich so wenig aus dem natürlichen Spiel der Kräfte, daß sie
sich in die mechanische Regel, die englisch« Flotte müsse den zwei größten Flotten
der anderen Staaten überlegen sein, verkörperte.
Herr Luzzatti fragt mich, welche Verbrechen auf dem Meere begangen zu
haben man England vorwirft. Er möge doch die Geschichte der maritimen Ge-
setzgebung, soweit sie sich auf die Rechte der Neutralen bezieht, nachlesen, und
er wird finden, daß darin überall von der Verteidigung dieser Rechte gegen den
Mißbrauch der Macht Englands die Rede ist. Alle Rechte der Neutralen auf
dem Meere mußten in heftigem Kampfe gegen Großbritannien erobert werden,
aber sie werden wegen dessen Vorherrschaft immer unwirksam bleiben.
Gerade die italienischen Staatsmänner sollten am besten wissen, mit welchem
Gewicht Englands Seemacht auf allen Staaten lastet. In den Berichten unserer
Diplomaten liest man, daß die italienischen Minister erklärt haben, daß sie unter
dem Drucke Englands weder zu unseren Gunsten Stellung nehmen, noch eine für
uns wohlwollende Neutralität beobachten konnten. Auf diese Weise erkennen
sie an, daß es England ist, welches Italien die Richtung seiner auswärtigen
Politik vorschreibt.
Welche Macht hat auf eine andere große Macht, die dem Anscheine nach
von ihr völlig unabhängig ist, einen so entscheidenden Einfluß? Welcher Staat
ist in der Lage, die Aktionsfreiheit in gleicher Weise abzutöten, ihn so zu beherr-
schen, ohne einen Bündnisvertrag mit ihm, ohne ein geschriebenes Recht, nur
durch den Zwang?
Wir Ungarn haben unter dieser Vorherrschaft nicht zu leiden gehabt, weil
wir keine Kolonien und kein nennenswertes Küstenland besitzen. Wir hätten
mithin keine Veranlassung, England, für das wir immer die größte Achtung
gehabt haben, zu bekämpfen, wenn es nicht unsere treuen Verbündeten angegriffen
hätte. Aber ohne, wie mir Herr Luzzatti vorwirft, vom I'uror ^«utouicu«
befallen zu sein, muß jeder wahrhaft Unparteiische anerkennen, daß es im Inter-
esse der allgemeinen Freiheit liegt, daß Deutschland aus diesem Kampfe sieg-
reich hervorgeht; daß Deutschland sich nicht vornimmt, Eroberungen zu machen

und seine Weltherrschaft aufzurichten, wenn es als eines der Ziele dieses Krieges
eine Beschränkung der Seeherrschaft Englands anstrebt.
Das Bild, das Herr Luzzatti von Deutschland zeichnet, ist genau so parteiisch,
wie dasjenige, das er von England gemacht hat. Wo sieht er denn diesen uner-
sättlichen Ehrgeiz Deutschlands? Die Geschichte der letzten vierzig Iahre beweist
gerade das Gegenteil seiner Behauptungen. Er möge doch einmal das Schicksal
Europas unter deutscher Hegemonie mit dem Schicksal vergleichen, das es zu
Zeiten der Louis' und der Napoleons hatte. Er möge die vernünftige Politik
Bismarcks mit der Ruhmespolitik Napoleons III. vergleichen. Er möge Paral-
lelen ziehen zwischen den Vergrößerungen und Kämpfen des Deutschen Reiches
seit dem Frankfurter Vertrage und den Vergrößerungen und Kämpfen Englands,
Rußlands und Frankreichs während der gleichen Zeit, oder mit den Kämpfen,
die Preußen für die Einigung Deutschlands ausgefochten hat. Wenn er genau
überlegt, wenn er sich nicht durch die Leidenschaft verblenden läßt, wenn er
objektiv zu sein versteht, so wird der Mann von Geist, der Herr Luzzatti ist,
schließlich zu der Erkenntnis gelangen, daß seine Anklage ungerecht und daß
Deutschland die gemäßigste der Mächte ist, die jemals die Hegemonie in Europa
ausgeübt haben. Er wird erkennen, daß Deutschland mit Eisen und Blut nur
in der Absicht gearbeitet hat, das große Werk seiner nationalen Wiedergeburt
und seiner Einigung zu verwirklichen, und daß es seither ein Faktor des Friedens
geworden ist. Die geographische Lage Deutschlands ist gleichfalls eine Bürg-
schaft für seine friedlichen Absichten. Es würde Selbstmord begehen, wenn es
danach trachtete, ein Weltteich zu begründen. Es hat zu viele eifersüchtige und
mißtrauische Nachbarn, die sich in ihrer Eristenz bedroht fühlen würden, wenn
es sich aggressiv zeigte. Seine Landgrenzen sind zu ausgedehnt.
Herr Luzzatti dürfte für seine Behauptung, daß Deutschland danach strebe,
England auf den Meeren zu verdrängen, schwerlich den Beweis erbringen. Er
behauptet, daß Deutschland eine so mächtige Flotte gebaut habe, nur um die
englische zu übertreffen. Solches steht aber im Widerspruch mit den Tatsachen.
Deutschland wußte sehr wohl, daß England immer mehr Schiffe als Deutschland
bauen wird. Deutschland konnte daher nicht daran denken, die englische Flotte
numerisch zu übertreffen: es wollte sich ihr nur nähern. Es wollte nur in der
Lage sein, seine überseeischen Kolonien, gegebenenfalls mit Unterstützung anderer
Mächte, zu verteidigen und zu verhindern, daß sie ohne Verteidigung der Willkür
Englands ausgeliefert würden. Es wollte nur die Möglichkeit haben, seinen von
Iahr zu Iahr beträchtlicher werdenden Handel gegen die anderen Seemächte zu
schützen. Es wünschte nur, daß niemand, England nicht ausgeschlossen, ohne
Gefahr seine Küsten angreifen und seine Flotte herausfordern könne. Zur Er-
härtung seiner Behauptung zitiert Herr Luzzatti einen deutschen Autor, aber er
ist wirklich arg hineingefallen. Es ist ja möglich, daß es deutsche Denker gibt,
welche glauben, daß die Aufgabe Deutschlands darin besteht, England auf dem

Meere zu verdrängen. Ich aber kenne keinen dieser Männer. Irmer, den Herr Luzzatti zitiert, gehört sicherlich nicht dazu, denn er sagt nur, wenigstens in der von Luzzatti angeführten Stelle, daß die Eisen zerbrochen werden müssen, die England Europa angelegt hat, daß es einen Befreiungskampf gilt, und daß das deutsche Volk über die Meere mit den fernen Ländern verkehren will. Das ist alles, was er sagt. Aber das ist in keiner Weise die Weltherrschaft, in keiner Weise ein maßloser Ehrgeiz und ist kein Hemmnis für die Bestrebungen anderer Völker.

Es ist im übrigen sonderbar, daß der alte Präsident des Conseil Italien die maritime Vorherrschaft Deutschlands so sehr fürchtet. Diese Besorgnis zu zerstreuen, würde es genügen zu berücksichtigen, daß dieses Land, das wenig Küste, aber eine lange Ausdehnung seiner Landgrenzen hat, und das über eine zahlreiche und stets kriegsbereite Armee verfügen muß, auf dem Meere nicht dieselbe Macht entfalten kann wie England, das nicht genötigt ist, Heere von Millionen von Menschen zu unterhalten, das die meisten Meerengen beherrscht, das sich schon seit langer Zeit der besten maritimen Stützpunkte in der Welt bemächtigt hat und das sich naturgemäß immer bemühen wird, selbst wenn es seinen letzten Schilling opfern müßte, seine Lage als erste Seemacht zu erhalten, die ja auch gleichzeitig seine beste Sicherung ist. Nein, die Vorherrschaft Deutschlands auf den Meeren, die derjenigen Großbritanniens entspräche, ist ein unrealisierbarer Traum, wenigstens noch für lange Zeit. Die Frage ist nicht, wer von beiden, England oder Deutschland, die Herrschaft über die Meere haben wird: es handelt sich darum, zu wissen, ob England in den Meeren unter Ausschluß anderer Staaten herrschen wird, oder ob sich ein gewisses Gleichgewicht herstellen wird.

Am Ende seines Artikels stellt mir Herr Luzzatti eine Frage: er möchte wissen, wie es kommt, daß „die edle magyarische Nation, die Iahrhunderte hindurch soviel gelitten hat, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erobern, sich heute gegen das edle Ideal wendet, für das ihre Vorfahren ehemals an der Seite Garibaldis gekämpft haben, als es sich darum handelte, Italien zu befreien". Ich habe darauf einfach zu antworten, daß unsere Handlungsweise sich ändern mußte, weil sich die Lage geändert hat, und daß das edle Ideal, welches der hervorragende italienische Staatsmann erwähnt, heute nur noch Eroberungsdurst ist und all sein Prestige verloren hat.

Unsere Lage hat sich von Grund auf verändert. Zur Zeit des politischen Erwachens Italiens war die ungarische Verfassung unterdrückt. In ungesetzlicher Weise, mit einem bloßen Federstrich, hatte man unsere Gesetze abgeschafft und der fast tausendjährigen Unabhängigkeit unseres Landes ein Ende gemacht. Ieder Ungar hatte moralisch das Recht, gegen die Feinde einer ungesetzlichen Regierung Partei zu nehmen, damit dieser Zustand aufhöre. Heute liegen die Dinge anders. Wir haben einen gekrönten König, der gehalten ist, die Gesetze des

Landes zu beobachten. Heute würde der Bürger, der die Feinde der Monarchie nicht als seine eigenen Feinde ansähe, nicht mehr einer ungesetzlichen Gewalt Opposition machen, sondern dem Willen der ungarischen Nation und seiner geachteten Verfassung. Übrigens handelte es sich damals für die Dynastie darum, über fremde Länder eine unnatürliche Herrschaft aufrecht zu erhalten, die sie nicht lange hätte beibehalten können. Heute handelt es sich darum, die territoriale Einigkeit Ungarns zu erhalten, sie nicht von dem Moskowitertum und dem Slawentum zerstören zu lassen und Österreich die Gebiete zu erhalten, die für den Seehandel der Monarchie unentbehrlich sind. Was damals ein Akt des Patriotismus sein konnte, würde heute undenkbar sein. Das Ausland hat durch die Erbitterung unserer politischen Streitigkeiten irregeführt werden können.
Es hat glauben können, daß die innere Uneinigkeit die Widerstandskraft des Landes vermindern würde. Es hat sich getäuscht. Ich bin ein Beispiel dafür. Wenige Männer haben dem gegenwärtigen Regime eine lebhaftete Opposition gemacht, als ich. Wenige Männer haben strenger als ich unsere innere Politik verurteilt. Wenige Männer haben die jetzige Regierung mit größerer Heftigkeit angegriffen, als ich. Und dennoch unterstützt niemand diese selbe Regierung mit mehr Energie, als ich es im gegenwärtigen Kriege tue. Die Pflicht ist es, das vitale Interesse des Landes, die uns allen unsere Haltung diktiert, und die die Ursache ist, daß die so oft gegeneinander geteilte magyarische Nation sich für die Verteidigung ihrer Eristenz geeinigt wiederfindet.
Die Sache aber, in deren Dienst sich das heutige Italien gestellt hat, ist eine ganz andere als die, für welche Garibaldis Legion gekämpft hat. Damals handelte es sich darum, Italien für das politische Leben neu erstehen zu lassen. Damals kam es darauf an, dem zerstückelten Italien ein seiner großen und glorreichen Vergangenheit würdiges Geschenk zu machen. Damals sahen alle Freunde der Freiheit seinen Kampf um die Unabhängigkeit mit sympathischen Augen. Damals machten das Haus von Savoyen und die italienische Nation gemeinsame Sache. Trotz der Niederlage von 1848 blieb es der nationalen Fahne treu und beging keine Felonie, als es Österreich-Ungarn 1859 angriff. Diese edle Sache war es, der Garibaldi sein ganzes Leben widmete. Heute will Italien ein fremdes Volk unterjochen, ein Volk, das mit all seinen Kräften seine Freiheit gegen die italienische Tyrannei verteidigt. Heute will Italien über Deutsche und Slawen herrschen und setzt sich so in Widerspruch mit dem Nationalitäten-Grundsatze, den es so laut proklamiert. Heute handelt es sich für Italien nicht darum, sich eine unabhängige nationale Eristenz zu verschaffen, sondern auf unsere Kosten jene vollständige nationale Einigung zu verwirklichen, welche weder Deutschland besitzt, noch Frankreich, noch England, noch Serbien, noch Rumänien, noch Bulgarien, noch Griechenland, und die im übrigen nur gerechtfertigt ist, wenn sie nicht in Widerspruch steht mit der Geographie, mit wirtschaftlichen Interessen und historischen Überlieferungen, und auf die Italien selbst zu Gunsten Frankreichs und

Englands verzichtet hat. In seiner jetzigen Lage kann Italien zeigen, wessen das italienische Volk auf dem Gebiete der allgemeinen Kultur und der Politik fähig ist. Und es hat alles, was es zu einem großen und glorreichen Leben braucht. Und das geeinigte Italien ist nicht in der Politik konsequent gewesen, wie einstmals Pismont es war, und wie es heute Bulgarien in der Frage Makedoniens ist. Im Gegenteil: es hat mit Österreich-Ungarn ein Bündnis geschlossen, es hat denjenigen die Hand gedrückt, die, nach seiner Aussage, Usurpatoren sind und seine Eristenz als Nation kompromittieren. Das ungarische Volk hegte für Italien heiße Sympathien, wegen seiner großen historischen Vergangenheit, der Schönheit seines Landes und der Tradition, die mehr als einmal in der Vergangenheit die beiden Völker einander genähert haben. Aber diese Sympathien konnten zur italienischen Nation nur, solange sie unsere Verbündete war, gehen. Diese Freundschaft, diese Sympathien haben das ungarische Volk zu Opfern und, im Notfalle, selbst zu territorialen Zessionen zu Gunsten des Verbündeten veranlassen können. Aber sie konnten es nicht verhindern, daß das ungarische Volk die Waffen ergriff gegen den eitlen Ehrgeiz eines unloyalen und feindlich gesinnten Volkes. In den italienischen Eroberungsplänen sollen wir einen Befreiungskrieg erblicken? Nein, die Welt sieht klar, daß Italien von keinem jener allgemeinen Gefühle geleitet wird, von keinem jener großen nationalen Interessen, wegen deren es keine mögliche Verständigung gibt, wovon die Ehre und die Zukunft einer Nation abhängen, die die Aussichten des Erfolges nicht wägen, sondern alles riskieren, die uns feindlich, ja gefährlich sein können, die aber doch immer verständlich und achtbar sind. Italien ist vielmehr von einem Ehrgeiz getrieben, der hätte gebremst werden können, und der es ihm nicht verbot, eine entgegengesetzte Politik zu erwählen. Das ist der Grund, weshalb der Kriegsschrei Italiens kein Echo gefunden hat, weder in dem magyarischen Herzen, noch in denen, die die Freiheitsliebe bei anderen verstehen.

Da der ehemalige Premier Italiens mir eine Frage gestellt hat, so sei es mir gestattet, auch meinerseits eine Frage an ihn zu richten. Wie kommt es, daß er mehrere Iahrzehnte hindurch eine tätige Politik getrieben hat, indem er sich auf Deutschland stützte, daß er als Chef der Regierung dem Bündnisvertrag mit Deutschland und Österreich-Ungarn treu blieb, wenn er die deutsche Gefahr so groß beurteilt, und wenn er von dem unersättlichen Ehrgeiz Deutschlands wirklich dasjenige denkt, was er in seinem Artikel darüber sagt.

Joses Szterenyi/)
Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages:

Ungarns Verhältnis zu Osterreich und zu Deutschland.

Das Verhältnis Deutschlands zu Österreich und Ungarn soll inniger werden. Viel inniger, als es vor dem Kriege war. So innig im Frieden, wie es sich im Kriege erwies. Es muß so werden, denn es ist ein Gebot der unbedingten Notwendigkeit, sowohl für Österreich und Ungarn, als für das Deutsche Reich. Unsere beiden Monarchien sind nun einmal für ewige Zeiten aneinander gekettet, jetzt müssen unsere Völker den staatlichen Zusammenschluß ergänzen, es muH zwischen uns eine starke Interessengemeinschaft entstehen, welche dann für alle Teile vom Vorteil sein wird. Da ist es von besonderer Bedeutung, daß wir uns und unsere Verhältnisse gegenseitig genau kennen lernen und bei der Beurteilung derselben alles vermeiden, was auf unser Verhältnis störend einwirken könnte. Wir müssen einander gegenüber mit voller Offenheit, ganz aufrichtig dastehen, alle drei Teile müssen von der Überzeugung durchdrungen sein, daß sie damit der Gemeinsamkeit einen Dienst erweisen.

Uns sind Deutschland und seine Verhältnisse ganz genau bekannt. In der Beurteilung derselben gibt es bei uns nur eine Stimme: die rückhaltlose Anerkennung seiner politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Größe und Überlegenheit, berufen, die führende Macht in Europa zu sein. Wir und unsere Verhältnisse hingegen sind in Deutschland vielfach unbekannt und werden gar oft verkannt, sowohl betreffs des Verhältnisses der beiden Staaten der Monarchie untereinander, als auch speziell jene der einzelnen Staaten in ihrem Verhältnisse zu Deutschland, und da besonders jenes Ungarns. Bei der Behandlung der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn treten solche Erscheinungen wiederholt zutage. Hieraus können Mißstimmungen entstehen, welche zu vermeiden wir alle bestrebt sein müssen, denen das im Kriege die Feuertaufe erhaltene Bündnis unserer Monarchien am Herzen liegt. —

*) Im Oktober Heft muß es im Artikel: „Die wirtschaftliche Aimäherung Mischen Deutschland, Österreich und Ungarn" von Wirkt. Geh. Rat Josef Szterönyi auf S. 35, Zelle 3 von oben heißen:
»welcher sich in 1913 außer dem bisherigen Imvortaus Deutschland von rund 900 Millionen doch noch auf etwa 730 Millionen Kronen bezifferte"
<nicht: welcher sich in 1913 einschließlich des Imports au« Deutschland auf 3015 Millionen Kronen bezifferte.!

Es werden selbst von ganz hervorragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Deutschlands gewiß absichtslos, aber zufolge nicht entsprechender Kenntnis der Verhältnisse, Behauptungen in die Öffentlichkeit gebracht, welche zu ganz falschen Schlüssen führen müssen, wodurch die öffentlich« Meinung Deutschlands unwillkürlich irregeführt werden kann. Muß es z. B. nicht tiefen Eindruck in Deutschland machen, wenn eine Persönlichkeit wie der hervorragende Rechtslehrer Prof. Dr. Karl Freiherr von Stengel sagt: „Allerdings werden die Slawen und Magyaren fürchten, daß ihre nationale Stellung durch eine wirtschaftliche Einigung mit dem wirtschaftlich stärkeren Deutschland werde gefährdet werden, und sich gegen eine solche Einigung mit allen Mitteln wehren," — oder weiter: „Obwohl Deutschland selbst ein großes Interesse an einem engeren wirtschaftlichen wie politischen Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn hat, so wäre es doch ganz verfehlt, wenn Deutschland in dieser Beziehung mit Angeboten und Anregungen vorangehen wollte, da dies namentlich die Magyaren nur in ihrer ablehnenden Haltung bestärken würde*)."

Oder müßte folgende Behauptung desselben Autors nicht zu ganz falschen Schlüssen in der deutschen Öffentlichkeit führen, wenn sie daselbst Verbreitung fände: „Hier kann nur darauf hingewiesen werden, daß es sich vor allem darum handelt, daß die Magyaren zur Einsicht kommen, daß ihre Bestrebungen, die Verbindung Ungarns mit Österreich immer mehr zu lockern und Ungarn schließlich von Österreich gänzlich loszureißen, verfehlt sind. . . . Ungarn ist daher im Interesse seiner Selbsterhaltung auf die innigste Verbindung mit Österreich angewiesen. Diese Tatsache dürfte der Weltkrieg auch den Magyaren zum Bewußtsein gebracht haben. In der Tat hat sich während des Krieges bei den Magyaren in ihrer Gesinnung gegenüber den Österreichern, wie auch gegenüber den Deutschen, ein Umschwung vollzogen. Ob dieser Umschwung ein dauernder sein wird, muß freilich erst die Zukunft zeigen**)."

Ungarn, beziehungsweise die Magyaren werden als Österreich und Deutschland gegenüber feindselig dargestellt, und nur der Krieg hätte in ihren Gesinnungen einen Umschwung herbeigeführt, ja, die Magyaren sollen Deutschland gegenüber mit den Slawen gleicher Gesinnung sein!

Und können unsere Annähernngsbestrebungen nicht nachteilig beeinflußt werden, wenn — ebenfalls absichtslos und aus Nichtkenntnis der Verhältnisse — die empfindlichste Seite Ungarns, seine Staatlichkeit, so behandelt wird, wie es

*) Zur Frage der wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung von Deutschland und Österreich-Ungarn. 1915. Seite 43—44.

") Daselbst, Seite 42.

unter anderem jüngst in einem deutschen Fachblatte geschah*), wo über Ungarn als „österreichisches Kronland", „österreichischer Einzelstaat", über die ungarische Nation als „österreichisches Volk" gesprochen und ferner gesagt wird, daß, wenn Ungarn mit Österreich wirtschaftliche Fragen zu erledigen hat, dies „eine innere österreichische Angelegenheit" sei?

Ähnliche Unorientiertheiten kommen leider sehr oft vor, ich verweise z. B. auf eine in Deutschland viel verbreitete Flugschrift neuesten Datums**), wo es unter anderem heißt: „Österreichs schwierige Lage ist durch die Verschiedenartigkeit seiner Volksstämme bestimmt, aber es hat verstanden, deren oft entgegengesetzte Interessen immerhin soweit auszugleichen und sie alle derart zu sammeln, daß der Staat heute in der Stunde der Gefahr nach außen als geschlossene Macht auftritt," ferner: „Auch hier zeigt sich wieder eine vollkommene Übereinstimmung in den Zielen deutscher, österreichischer und türkischer Politik" usw. Wenn auf der einen Seite in der deutschen öffentlichen Meinung falsche Begriffe über Ungarn und das Magyarentum Verbreitung finden, auf der anderen Seite hinwieder die ungarische Empfindlichkeit — wenn auch unwillkürlich — so gekränkt wird, da können sehr leicht störende Momente eintreten. Dies muß verhütet werden, dies möchte ich verhüten, indem ich der deutschen Öffentlichkeit in unsere einschlägigen Verhältnisse einen flüchtigen Einblick zu bieten versuche. Vorerst soll Ungarns Verhältnis zu Deutschland geklärt werden, hernach sein politisches, beziehungsweise staatsrechtliches Verhältnis zu Österreich.

Ungarn und das Magyarentum ist nicht nur nicht deutschfeindlich, sondern gerade im Gegenteil deutschfreundlich, und der wirtschaftlichen Annäherung mit Deutschland stehen wir nicht nur nicht feindlich gegenüber, sondern im Gegenteil: die erste Anregung zu dieser Annäherung, noch weit vor Kriegsausbruch, ging von Ungarn, vom ungarischen Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein aus, und, abgesehen von einer ganz kleinen Minorität, stehen sämtliche maßgebenden Kreise und Faktoren Ungarns, politische wie wirtschaftliche, auf dem Standpunkt, daß diese wirtschaftliche Annäherung ein Gebot der Notwendigkeit ist, welches wir Ungarn auf's eifrigste fördern müssen. Ungarn und das Magyarentum ist der großen Konzeption des Grafen Iulius Andrössy, welche zum deutschen Bündnisse führte, treu geblieben und wird es auch fürderhand treu bleiben, wie es in der Vergangenheit die stärkste Stütze in der Monarchie des Zweibundes war. Und das ist auch ganz natürlich. Für Ungarn und das Magyarentum kann es keinen größeren Feind geben als den Panslawismus, welcher für den nationalen Bestand des

*) Zollwarte. 1915. Nr. 11/12.

**) Franz Köhler: Der neue Dreibund. München 1915. Seite 30 u. 74.

Magyarentums die natürliche Gefahr bildet. Das Magyarentum kann
daher nie einer Gesinnung mit den Slawen sein, kann nie
eine politische Richtung mit dem Slawentum verfolgen;
seine natürliche Stütze muß es im Deutschtum suchen, wie es
denn auch innerhalb einer starten Ö sterrei chi sch-Un gar i-
schen Monarchie im Bündnis mit Deutschland die stärkste
Garantie für seinen nationalen Bestand und dessen
weitere Entwicklung erblickt. Die große Konzeption des deutschen
Bündnisses österreichischer- und ungarischerseits bestand eben in der richtigen
Auffassung der Lage des Deutschtums in Österreich und des Magyarentum«,
in Ungarn, diese beiden müssen die Grundpfeiler der Monarchie bilden. Dieser
Ausgangspunkt des siebenundsechziger Ausgleichs mußte durch das deutsche
Bündnis eine Rückversicherung erhalten.
Iede wie immer geartete Schwächung des Deutschtums in Österreich muß
aber notgedrungenerweise in ihren politischen Konsequenzen zur Schwächung der
Stellung des Magyarentums führen, daher hat Ungarn ein ganz besonderes
Interesse an der Stärkung des Deutschtums Österreichs; die engste politische
Interessengemeinschaft besteht zwischen beiden.
Es soll nicht verschwiegen werden, daß es in ungarischen politischen Kreisen —
innerhalb der achtundvierziger Unabhängigkeitspartei — eine Fraktion gibt, welche
diese Auffassung nicht teilt, ja gegen das deutsche Bündnis war, deshalb aber
nicht deutschfeindlich genannt werden darf; sie ist eben anderer politischer An-
sicht. Iedoch ist diese Fraktion an Zahl so gering und selbst in ihrer eigenen
Partei in verschwindender Minorität, daß im Verhältnisse der erdrückenden
Majorität der gesetzgebenden Körperschaften und der ganzen ungarischen Nation
über die von ihr vertretene Richtung kaum gesprochen werden kann. Hoffentlich
wird diese Fraktion durch den Krieg auch anders belehrt werden. Auch soll
nicht geleugnet werden, daß in früheren Zeiten im magyarischen Bauernvolke
eine sogenannte deutschfeindliche Gesinnung bestand, welche aber nicht die
Reichsdeutschen betraf, sondern darunter wurde ausschließlich Österreich ver-
standen. Dies geht aber in geschichtliche Zeiten zurück und hat mit der Gegen-
wart nichts zu tun, noch viel weniger mit der Zukunft.
Ungarn hat seine Kultur der großen deutschen Weltkultur entnommen; es
ist natürlich ernst bestrebt, sich eine nationale Kultur zu gründen, was ihm auch
vollkommen gelungen ist; dabei schöpft es noch immer aus der deutschen Kultur.
Die deutsche Sprache wird in allen—also auch staatlichen — Mittelschulen des
Landes, ja zum Teil auch in den Volksschulen obligatorisch unterrichtet, und das
Deutschtum Ungarns — die siebenbürgischen Sachsen, dieses biederste Volk aller
nicht magyarischen Völker des Landes, die Zipser Sachsen und die Schwaben
des südlichen Ungarns — ist mit dem Magyarentum verschmolzen, bildet einen

wertvollen Teil der politischen Nation. Achthundert Iahre werden es, daß die siebenbürgischen Sachsen aus der Pfalz nach Ungarn einwanderten und trotz ihrer geringen Zahl von 220 000 bis 230 000 Seelen, umringt von einer magyarischen und rumänischen erdrückenden Mehrheit, konnten sie sich in ihrer deutschen Volkstümlichkeit, ihren deutschen Sitten, in ihrem deutschen Glauben und in ihrer deutschen Sprache mit ihren deutschen Schulen als deutsches Volk in Ungarn erhalten. So wie Deutschland die natürliche Stütze des deutschen Österreichs und des Magyarentums Ungarns ist, bildet das Deutschtum in Ungarn den natürlichen Bundesgenossen des Magyarentums zur Sicherung des Bestandes der staatlichen Einheitlichkeit.

Kann da von einer Deutschfeindlichkeit die Rede sein?

Ungarn ist bestrebt, seine nationale Einheit zu wahren, aber ohne die Rechte seiner Nationalitäten zu schädigen, wie denn auch jede Nationalität des Landes ihre nationale Kirche und eigenen Schulen mit eigener Sprache gewahrt hat. Aber der Bestand und die Erstarkung der einheitlichen ungarischen Nation, des einheitlichen ungarischen Staates muß eben für Deutschland als absolute Grundbedingung gelten, denn nur so kann hier die slawische Überflutung aufgehalten, das Deutschtum in Österreich gestärkt und nur so die Österreichisch-Ungarische Monarchie erhalten werden. Dasselbe Interesse, welches das Magyarentum an der Anlehnung der Monarchie an Deutschland hat, hat das Deutsche Reich an der Erhaltung und Stärkung des Magyarentums und des einheitlichen ungarischen Staates. Eben der Krieg muß jedermann davon überzeugt haben, daß innerhalb der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ein nationales, einheitliches Ungarn die unbedingte Notwendigkeit darstellt und die stärkste Gewähr für die Aufrechterhaltung der Monarchie ist; es ist der natürliche Bundesgenosse des österreichischen Deutschtums und des Deutschen Reiches.

Iede Annäherung daher, welche das Bündnis mit Deutschland zu stärken geeignet ist, muß dem Magyarentum und Ungarn willkommen sein, so auch die wirtschaftliche Annäherung, für welche wir bereit sind, — wenn nötig — auch Opfer zu bringen. Daraus, daß wir als Form der Annäherung eine Zollunion von politischem und staatsrechtlichem Gesichtspunkte als undurchführbar halten, wie es auch deutscherseits von vielen hervorragenden Fachleuten gehalten wird, wie auch alle maßgebenden Faktoren Österreichs derselben Ansicht sind, darf nicht gefolgert werden, daß wir gegen die wirtschaftliche Annäherung wären. Nur diese Form ist nicht gangbar, jede andere Form findet in Ungarn den weitgehendsten Anhang. Nun darf aber das Wesen der Form nicht geopfert werden. Die Union ist nur eine Form, das Wesen ist die enge Verbindung selbst, welche wir ernstlich anstreben.

Und nun gehe ich auf das Verhältnis Ungarns zu Österreich ein, auf das
Gebiet, welches zu so vielen Mißdeutungen führt, zu Mißdeutungen, welche
ebenfalls nur auf Unkenntnis der Verhältnisse zurückzuführen sind.
Als Staatsgebilde steht die Österreichisch-Ungarische Monarchie in ihrer
dualistischen Form einzig und allein da. Unter einem gemeinsamen Herrscher,
der als Kaiser von Österreich eine ganz andere physische Persönlichkeit darstellt,
wie als König von Ungarn, bilden die Monarchie zwei an sich voneinander ganz
unabhängige, selbständige Staaten. Durch einen unlösbaren Vertrag, die
sogenannte pragmatische Sanktion, ist Ungarn für ewige Zeiten mit seinem
Herrscherhause und zum gegenseitigen Schutz mit Österreich unlösbar ver-
bunden, die beiden Staaten bilden eine Doppelmonarchie. Iede der beiden hat
ihre eigene, mit der anderen in keinerlei Conner stehende Gesetzgebung. Aus der
gegenseitigen Verteidigungspflicht entstand im Laufe der Zeit die Ge-
meinsamkeit des Heereswesens, und aus dem gemeinsamen Monarchen
folgt die Gemeinsamkeit der auswärtigen Vertretung. In diesen
beiden Angelegenheiten hat keiner der beiden Staaten Selbständig-
keit; diese werden gemeinsam verwaltet, und während sonst jeder der
beiden Staaten seine eigene, voneinander ebenso ganz unabhängige Regierung
hat, wie z. B. die Niederlande und Dänemark, bestehen für die gemeinsame aus-
wärtige Vertretung der Monarchie ein gemeinsamer Minister des Äußern, für
die gemeinsame Heeresverwaltung ein gemeinsamer Kriegsminister und für die
Finanzverwaltung dieser beiden gemeinsamen Angelegenheiten auch ein
gemeinsamer Finanzminister, welch letzterer auch die Verwaltung Bosniens und
der Herzegowina insolange inne hat, bis die Zugehörigkeit dieser Gebiete geregelt
sein wird. Die drei gemeinsamen Minister haben auf die inneren Angelegen-
heiten der die Monarchie bildenden zwei Staaten nicht die geringste Ingerenz,
die beiden Regierungen aber auf die gemeinsamen Angelegenheiten eine gesetz-
lich festgelegte Einsprache. Österreich hat seinen eigenen Reichsrat, mit seinem
Abgeordnetenhause und Herrenhause, Ungarn seinen Reichstag ebenfalls mit seinem
Abgeordnetenhause und Magnatenhause. Iede der beiden Regierungen ist ihrer
eigenen Gesetzgebung verantwortlich; für die erwähnten gemeinsamen Angelegen-
heiten besteht aber eine ganz spezielle parlamentarische Einrichtung, die sogenannte
Delegation, eine gemeinsame Kommission der beiden Häuser des österreichischen
Reichsrates und wieder separat eine gleiche Kommission der beiden Häuser
des ungarischen Reichstages. Die drei gemeinsamen Minister sind diesen Körper-
schaften, diesen parlamentarischen Kommissionen verantwortlich, denen legen sie
ihre Kostenvoranschläge und Berichte von Iahr zu Iahr vor, diese Delegationen
verhandeln abwechselnd in Wien und in Budapest dasselbe Material, die
gleichen gemeinsamen Regierungsvorlagen voneinander ganz unabhängig, bringen
ihre Beschlüsse jede für sich ganz selbständig, und sollten diese Beschlüsse von-
einander abweichen, z. B. die eine Delegation votiert einen Posten des Kriegs-

budgets, die andere hingegen nicht, so ist für solche Fälle vorgesehen, daß die beiden Delegationen hierüber, wenn auf schriftlichem Wege keine Einigung zustande gebracht werden könnte, ohne jedwede Verhandlung in gemeinsamer Sitzung abstimmen. Nie ist es aber noch dazu gekommen.

Die Ausgaben der solchermaßen gemeinsamen Verwaltung, also des gesamten auswärtigen Dienstes, der gemeinsamen Armee und Kriegsmarine, werden durch die beiden Staaten gemeinsam bestritten; hierzu dienen in erster Reihe die Zolleinnahmen der einheitlichen Zollgrenzen, während der restliche, durch diese nicht gedeckte Teil durch Österreich und Ungarn nach einem ebenfalls zeitweise (bisher von zehn zu zehn Iahren) zu vereinbarenden Schlüssel quotenmäßig zu decken sind. Kommt hierüber zwischen den beiden gesetzgebenden Körperschaften keine Einigung zustande, so bestimmt der gemeinsame Monarch die Quote; in diesem Falle aber immer nur für ein Iahr. Derzeit ist das Quotenverhältnis 63,6 Prozent für Österreich und 36,4 Prozent für Ungarn. Nebenbei sei bemerkt, daß außer der gemeinsamen Armee alle beiden Staaten ihre eigene Landwehr — in Ungarn „Honvsd" genannt — haben, deren Kosten jeder Staat ganz selbständig zu bestreiten hat.

Diese Grundbestimmungen der Verfassung sind im sogenannten Ausgleichsgesetz von 1867 niedergelegt, welches eine Vereinbarung zwischen Ungarn und seinem Könige darstellt und erst später in Österreich als Staatsgrundgesetz erbracht wurde.

Die wirtschaftlichen Angelegenheiten bilden zwischen Österreich und Ungarn keine grundsätzliche gemeinsame Angelegenheit, ja das ungarische Ausgleichsgesetz sagt in seinem Artikel 58 expressi» verbi«: „Die Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten folgt auch nicht aus der pragmatischen Sanktion, nachdem im Sinne derselben die Länder der ungarischen Krone, als von den anderen Ländern des Herrschers rechtlich selbständige Länder, durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Gesetzgebung verfügen und durch Zolllinien ihre Handelsangelegenheiten regeln könnten." Doch erklärte sich die ungarische Gesetzgebung in diesem Ausgleichsgesetze bereit, sich mit Österreich von Zeit zu Zeit in den wirtschaftlichen Angelegenheiten zu verständigen und ein Zoll- und Handelsbündnis zu schließen, wobei der Abschluß desselben „auf Grund gegenseitiger Verhandlungen so zu geschehen hat, wie zwei voneinander rechtlich unabhängige Staaten ähnliche Abkommen abschließen." Daß eine solche Vereinbarung zustande kommen muß, dafür besteht keinerlei Bindung; nur die Verpflichtung besteht, miteinander hierüber in Verhandlung zu treten und eine Einigung zu versuchen.

Bis 1850 hatten zwischen Österreich und Ungarn Zwischenzölle bestanden, in 1850 wurden diese beseitigt. Auf Grund des erwähnten Ausgleichsgesctzl.s kam zwischen den zwei Staaten der Monarchie ein Zoll- und Handelsbündnis zustande, welchem zufolge die beiden Staaten für die Dauer von zehn Iahren

ein gemeinsames Zollgebiet mit gemeinsamer Zollgrenze nach außen bilden und mit fremden Staaten gemeinschaftliche Handelsverträge schließen.

Dieses Bündnis wurde seit 1888 von zehn zu zehn Iahren immer erneuert, 1907 kam auf Grundlage des freien Verfügungsrechtes beider Staaten, unter Aufrechthaltung des freien Verkehrs auf völkerrechtlicher Basis ein Vertragsverhältnis zustande, welches die beiden Wirtschaftsgebiete in eine Zollunion vereinigt, mit einem Vertragszolltarif für die Union, wobei aber Ungarn einen eigenen mit dem Vertragszolltarife identischen unbefristeten autonomen Zolltarif hat, welcher während der Unionsdauer naturgemäß nicht in Anwendung kommen kann. Auch dieser Vertrag ist für zehn Iahre geschlossen und läuft Ende 1917 automatisch ab. Die handelspolitische Vertretung dritten Staaten gegenüber obliegt dem gemeinsamen Minister des Äußern. In allen handelspolitischen Fragen hat aber eine Einigung der beiden Regierungen vor sich zu gehen, der gemeinsame Minister des Äußern kann nur solche Verhandlungen führen, welche schon das Substrat solcher Einigung darstellen, ein unmittelbares Verfügungsrecht steht ihm nicht zu, ja das Ausgleichsgesetz verbietet den gemeinsamen Ministern jede wie immer geartete Einsprache in die internen Angelegenheiten der zwei Staaten, und die Handelspolitik bildet eine solche Angelegenheit.

Auch die Notenbank bildet keine grundsätzlich gemeinsame Angelegenheit der beiden Staaten; sie ist auf paritätischer Grundlage aufgebaut, auf Grund freier Vereinbarung der beiden Staaten gemeinsam, ebenfalls mit befristetem Ablaufstermin, dermalen auch bis Ende 1917.

Soweit das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn.

Also ein Staatenbund im strengsten Sinne des Wortes, bei welchem in den eigenen Angelegenheiten jedes Staates der eigene Wille zur Geltung kommt, in den verfassungsmäßig gemeinsamen oder vertragsmäßig einverständlich zu erledigenden Angelegenheiten aber zweierlei Willen zur Geltung kommen muß. Daß diese Struktur etwas kompliziert und schwerfällig ist, folgt aus dem Gebilde selbst. Daß hieraus oft Differenzen zwischen den beiden Staaten entstehen, ist eine nicht unnatürliche Folge des Verhältnisses, wie auch selbst in der glücklichsten Ehe Meinungsverschiedenheiten zutage treten, welchen man aber keine Scheidungsgründe zumuten darf; sie verschwinden so schnell, wie sie entstanden, und die friedliche Ehe besteht weiter. In mancher Ehe kommen solche Meinungsverschiedenheiten leider des öfteren vor und dies in der Regel dort, wo entweder der Ehevertrag nicht genug klar verfaßt wurde, oder Eifersüchteleien die Eheparteien quälen oder gar vermögensrechtliche Fragen auftauchen. Leider sind im Eheverhältnisse Österreichs und Ungarns alle drei Fälle vorhanden, und daraus konnten in der Vergangenheit Differenzen entstehen, welche auf den nicht recht eingeweihten Außenstehenden den Eindruck einer unglücklichen Ehe machen, während der Eingeweihte es ganz wohl weiß, daß auch dies nur Streitigkeiten

sind, welche, wenn auch nicht angenehm und wünschenswert, so doch nicht so gefährlich sind und wieder beigelegt werden.
Die Ausgleichsgesetze haben leider nicht ganz identische Terte in Ungarn und Österreich; daraus entstanden immer staatsrechtliche Differenzen. Diese dürft« der Krieg für ewige Zeiten gebannt haben, denn die Wucht, mit welcher wir unsere Pflichten der gegenseitigen Verteidigung im Kriege erfüllen, die Einheitlichkeit im Schutze der Monarchie lieferte die schlagendsten Beweise dafür, daß die staatliche Selbständigkeit Ungarns innerhalb der Monarchie keine Schwächung derselben bedeute, daß solche Tendenzen Ungarn fern liegen. Hiermit wird eine große Reibungsfläche ausgeschaltet, denn die größten Differenzen entstanden zwischen den beiden Staaten hieraus. Was daher im Ehevertrag unklar blieb, das korrigierte die Erfahrung, die Belastungsprobe der Ehe: der Krieg. Sie fiel glänzender, viel glänzender aus, als man auf der anderen Seite es erwartete, für Ungarn aber war das Ergebnis nur ein natürliches, ein absolut selbstverständliches, denn unsere Auffassung hierüber war nie eine andere; sie konnte keine andere sein. Auch von der gegenseitigen Eifersüchtelei waren die beiden Eheparteien nicht verschont. Selbst diese Krankheit scheint überstanden zu sein, denn Ungarn sieht in der Forderung der österreichischen Landwirtschaft keine Tendenz gegen die ungarischen agrarischen Interessen, und in Österreich kam man zu der Überzeugung, daß die ungarische Industrieförderung keine Tendenz gegen Österreich hat, ja man anerkennt die Notwendigkeit dessen, daß sich auch Ungarn eine entsprechende Industrie schaffe, ohne welche das Land seinen staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben nicht gerecht werden, ja seinen Verpflichtungen der Monarchie gegenüber nicht nachkommen könnte.
Und schließlich kommen noch die vermögensrechtlichen Differenzen, einerseits die von Zeit zu Zeit festzustellende Quote, andererseits die bisher von zehn zu zehn Iahren geregelten wirtschaftlichen Vereinbarungen. Daß da Differenzen entstehen können, wer würde dies bestreiten? Sie entstanden in der Vergangenheit und sind auch nicht ausgeschlossen für die Zukunft. Daß sie aber nicht so tief einschneidend sind, wie die Außenstehenden es glauben, beweist eben die Vergangenheit, in welcher es nie zu einem Bruch kommen konnte, und wieder der Krieg, wo alles, aber alles zurückgestellt wurde, was unsere Einigkeit auch nur im geringsten beeinflussen könnte. Daß aber auch diese Gegensatze nicht so gefährlich sind, als mancherseits angenommen wird, dafür liefert jener Umstand vielleicht den schlagendsten Beweis, daß die neuen wirtschaftlichen Ausgleichsvcrhandlungen zwischen den beiden Staaten jetzt im Kriege eingeleitet wurden, was gewiß nicht geschehen hätte können und wäre, wenn die geringste Gefahr einer Spaltung bestünde.
Woher stammt die Verbreitung jener irrigen Ansichten, als ob in Ungarn Trennungsabsichten bestünden und dergleichen?

Der Ausgleich von 1867 befriedigte einen Teil der ungarischen Nation nicht. Die überwiegende Mehrzahl der Nation steht auf der Grundlage des Ausgleichs. Die mit demselben Unzufriedenen scharten sich in eine „Achtundvierziger Unabhängigkeitspartei", deren Grundprinzip eine verfassungsmäßige Änderung des Ausgleichsgesetzes ist, aber auch da nicht eiue Lostrennung von Österreich, daran denkt in Ungarn kein nur halbwegs vernünftiger Mensch, am allerwenigsten politische Faktoren.

Zwar strebt diese Partei einen stärkeren Ausbau der staatlichen Selbständigkeit Ungarns an, aber immer im Rahmen der Monarchie, nicht im Gedanken gegen die Monarchie. In Verfolgung ihres Programmes wünscht diese Partei auch eine Zolltrennung oder zumindest eine Zwischenzolllinie zwischen Österreich und Ungarn, um den wirtschaftlichen Interessen des Landes kräftigeren Schutz gewähren zu können. Diese Forderung wird übrigens vom größeren Teile der ungarischen Industrie auch befürwortet, ohne Unterschied der politischen Parteistellung; eine Forderung, die aber, abgesehen von der prägnanteren Geltendmachung der staatlichen Selbständigkeit, ausschließlich wirtschaftlicher Natur ist und mit einer Lostrennungstendenz nichts zu schaffen hat. Demgegenüber stehen die siebenundsechziger Parteien — und wir sind die überwiegende Mehrheit — in dieser wirtschaftlichen Frage auf dem Standpunkte, daß die Zollunion zwischen Ungarn und Österreich auch mit Rücksicht auf politische Gesichtspunkte insolange aufrecht zu erhalten sei, als die wirtschaftlichen Interessen des Landes auch auf dieser Grundlage befriedigt werden können. Und sie können es werden.

Die wirtschaftliche Annäherung mit dem Deutschen Reiche, welche wir alle ehrlich anstreben, bestärkt uns in unserem Standpunkte, wie der Krieg jene Auffassung rechtfertigte, daß die Österreichisch-Ungarische Monarchie eine Notwendigkeit darstellt; würde sie nicht schon bestanden haben, so müßte sie heute geschaffen werden. Mit dieser Auffassung, welche — mit ganz geringen Ausnahmen — das ganze Land und vorallererst das ganze Magvarentum beherrscht, ist die Zumutung einer Deutschfeindlichkeit unverträglich, die Österreichfeindlichkeit unmöglich. Der Krieg brauchte in den Gesinnungen Ungarns und des Magyarentums keinen Umschwung herbeizuführen; diese Auffassung hatte schon vorher bestanden, und der Krieg bestärkte uns nur darin.

Otto Hoberg:
Die Vulgaren.
Wieder einmal ist Bulgarien, das in den letzten Iahren des öfteren die
gesamte öffentliche Meinung Europas beschäftigte, dem Mittelpunkt unseres
Interesses nähergerückt. Daß dieses aufstrebende Land das Schwert mit Kühn-
heit zu führen vermag, hat es zur Genüge bewiesen. Wer erinnert sich nicht
jener Tage, da die Bulgaren gegen die Türken, die von jeher im Orient als gute
Soldaten gelten und gefürchtet sind, Wunderdinge verrichteten, und Sofia ein
Angelpunkt der europäischen Politik geworden zu sein schien. Haben wir nicht
alle, als dann der jähe Absturz kam, mit Achtung auf das kleine Land der Bul-
garen geschaut, auch als es von der Presse des Dreiverbandes überfallen, ver-
leumdet und angegriffen wurde?
Noch brannten die alten Wunden und schmerzte der tief verletzte Stolz,
als der Bulgare begann, zäh und rastlos wieder aufzubauen, und kaum ein
Iahr war vergangen, da stand das erstaunte Europa vor der Tatsache, daß
die kriegerischen Ereignisse mit ihrem schroffen Umschwung das Emporblühen
Bulgariens wohl hemmten, aber niemals zu hindern vermochten. Konnte doch
Bulgarien, um seine Volkswirtschaft von neuem zu heben, bereits nach einem
Iahr seit Beendigung des letzten Krieges eine Anleihe von einer halben Milliarde
abschließen. Ein Bild von den Triebkräften und der Widerstandsfähigkeit des
Landes zeigt ein Blick in das bulgarische Volksleben.
Was zunächst den Volkscharakter anbelangt, so ist der Bulgare im allge-
meinen fleißig und strebsam, selbst unter den größten Entbehrungen versucht zum
Beispiel der im Ausland lebende Student rastlos sich Bildung und Wissen anzu-
eignen. Der bulgarische Bauer ist tätig und ohne besondere Bedürfnisse; wie
dem Städter, genügen ihm auch Brot und Zwiebeln zum Mittagsmahl. Hart
und streng gestaltet auch der Bulgare, der es nicht nötig hätte, sein Leben: ohne
ein Bett zu besitzen, schläft er auf harten Decken, ißt kein Fleisch, kleidet sich ein-
fach. Peinlichste Sparsamkeit ist meistens ein Kennzeichen des Bulgaren, der
durchweg ein Vermögen erringen möchte. Ernst und nüchtern ist seine Denkungs-
art. Vom Alkohol berauschte Leute sind selten. Stolz ist er auf des Landes
Vergangenheit, und er ist ebenso von tief wurzelnder Vaterlandsliebe erfüllt, wie
er im Grunde genommen mißtrauisch gegen alles Fremde ist. Liebe und Achtung
bringt er seines Königs starker Persönlichkeit entgegen.
In Bulgarien leben nur drei Prozent Analphabeten; besitzt doch das Land
mehr als 5000 Schulen, so daß jedes Dorf seine Elementarschule hat. Um den
genannten Prozentsatz richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß z. B. Italien
etwa 60—70 Prozent Analphabeten und Rußland über 90 Prozent hat.

Die Kirche spielt im Volksleben der Bulgaren eine große Rolle und erscheint als ein vom Bulgaren durchaus als notwendig betrachtetes Attribut seines Volkstumes. An der Spitze steht der bulgarische Erarch, der vor dem Balkankrieg mit Rücksicht auf die mazedonischen Bulgaren in Konstantinopel residierte und jetzt in Sofia seinen Sitz hat. Der Bulgare bekennt sich zur orthodoren Religion, d. h. als orthodor bezeichnet sich die griechisch-katholische Kirche, die aber in Bulgarien als eigene Landeskirche konstituiert ist, so daß man am richtigsten von einer „bulgarisch-orthodoren" Kirche spricht. Man kann sich einen Bulgaren nicht anders denken, als zu dieser orthodoren Kirche gehörig, weshalb auch Minister und hohe Würdenträger an der Wasserweihe teilnehmen und Lichter zum Osterauferstehungsfeste tragen. Trotzdem spielt die Geistlichkeit — Priester können z. B. nicht in die gesetzgebende Versammlung gewählt werden — im politischen Leben keine Rolle.

Das Leben des Volkes verläuft eintönig. In der Musik wiegen die schwermütigen Weisen vor, die den Stempel einer vielhundertjährigen Knechtschaft tragen. Alles in allem bilden die Bulgaren ein starkes und vorwärtsdringendes Volk, das, von kraftvoller Hand geleitet, dazu berufen erscheint, eine wichtige Rolle auf dem Balkan zu übernehmen. Ihrer Abstammung nach sind die heutigen Bulgaren die Nachkommen der alten Donaubulgaren, die wiederum einen Zweig jener finnischen Völkerfamilie bilden, der seine Sitze an den Ufern der Wolga gegen Ende des fünften Iahrhunderts verließ und unter Zurücklassung zahlreicher Stammesangehörigen in den Steppen Südrußlands nach Mösien am Unterlaufe der Donau vorrückte. Mit den damals am rechten Donauufer sitzenden Slawen vereinten sie sich und bildeten so bereits gegen Ende des neunten Iahrhunderts ein einiges Volk. Von den besiegten Slawen nahmen die eingewanderten Sieger im Laufe der Iahrhunderte nicht nur die Sprache, sondern infolge der Vermischung auch körperliche Wahrzeichen an. Von Byzanz aus erfolgte bald darauf ihre Bekehrung zum Christentum. Die Pomaken, d. h. die mohammedanischen Bulgaren bilden nur einen geringen Bestandteil der Bevölkerung.

Wie die Dinge heute stehen, kann Bulgarien mit Recht erwarten, daß seine nationalen Ideale diesmal erfüllt werden, und daß das ihm angetane Unrecht im weitesten Maße gutgemacht werden wird. —

Ernst vom Heydt:

Deutsche Botschafter in Paris.

„laut cuiuprsuäre e'ent tnut p»,räouuer!" Seit einigen Iahren ist es
zu einer Art Sport geworden, in Gesellschaften, Klubs und am Stammtisch über
unsere Diplomatie herzufallen. Ohne diesen Vorurteilen ein gewisses Maß von
Berechtigung absprechen zu wollen, glauben wir doch, daß die Ansichten anders
lauten würden, wenn den Kritikern Gelegenheit geboten worden wäre, unsere
Diplomaten an der Arbeit zu sehen. Die Herren vom Stammtisch sollten be-
denken, ein wie schweres Handwerk das der Diplomaten von heute ist, und daß
sie in ihrem Urteil gelinder auftreten und manches verstehen würden, was sie
heute aus Mangel an eigener Erfahrung einer scharfen Kritik unterziehen. Ein
langer Aufenthalt im Ausland und freundschaftliche Beziehungen zu den Ver-
tretern des Deutschen Reichs haben es uns ermöglicht, einen Einblick in die
Arbeitsweise der beiden Diplomaten zu gewinnen, welche hintereinander das
deutsche Reich bei der Regierung der französischen Republik vertreten haben.

Es ist im allgemeinen verständlich, daß die Auslandsdeutschen im Laufe der
Zeit Sympathien für diejenigen Länder gewinnen, in welchen sie leben und in welchen
sie sich eine dauernde Eristenz gegründet haben. Auf die Gefahr hin, einige von
unseren Pangermanisten strengster Observanz in althergebrachten Ideen zu stören,
müssen wir konstatieren, daß viele in Frankreich lebende Deutsche im Laufe der
Jahre es fertig gebracht haben, mit den Franzosen ein leidlich gutes Verhältnis
herzustellen, das sich öfter zu einem wirklich freundschaftlichen ausgebildet hat.

Nach dem Kriege 1870/71 war während langer Iahre die Position der
Deutschen in Frankreich eine wenig angenehme, aber in den großen Zentren
wie Paris, Bordeaur etc. ließ sich's leben; aber eigentlich besser wurden die
Zustände erst nach der Weltausstellung von 1889, um sich steigernd bis
4900 zu der Möglichkeit einer Verständigung auszubilden. Die 1900er Aus-
stellung wurde von den Deutschen geradezu vor einem Fiasko gerettet, denn in-
folge der Mißstimmung zwischen Frankreich und England, aus Anlaß des Trans-
vaalkrieges, kam sozusagen kein Engländer nach Paris, während die Deutschen
in dichten Heerscharen Paris überschwemmten; in gewöhnlichen Zeiten würde der
Franzose lebhaft gegen diese neue Invasion protestiert haben, aber hier war er
Geschäftsmann genug, um zu fühlen, daß das deutsche Geld gut zu nehmen war,
und daß diese deutschen Besucher den Erfolg der Weltausstellung schließlich
garantierten. Das französische Ohr gewöhnte sich an die ihm bis dahin entsetzlich
erscheinenden deutschen Laute, und man konnte von 1900 ab ruhig in jedem
öffentlichen Lokal deutsch sprechen, ohne sich unangenehmen Bemerkungen oder

auch nur mißbilligenden Gesten auszusetzen. Die Iahre 1900 bis 1904 waren Iahre friedlichen Zusammenlebens zwischen Deutschland und Frankreich, und erst 1904 brachte mit dem Beginn der Marokkoschwierigkeiten einen Stimmungsumschlag in Frankreich, der sich von Iahr zu Iahr verschärfte, um uns schließlich den Weltkrieg zu bringen, welcher seit vierzehn Monaten ohne bestimmte Aussicht auf ein baldiges Ende ganz Europa zugrunde richtet. Vielleicht ist es heute noch zu früh, um objektiv zu beurteilen, von welcher Seite der Anstoß zu dieser Verschärfung der Situation ausgegangen ist; die Delcass6'sche Minierarbeit ist nicht zu unterschätzen, aber ihren vollen Erfolg hat sie unserer Ansicht nach erst erreicht, als wir uns nicht dazu entschließen konnten, die uns von Rouvier, dem Ministerpräsidenten in dem Iahr 1904/1905, zu einem Verständnis gereichte Hand anzunehmen. —

Zu jener Zeit war Fürst Radolin deutscher Botschafter in Paris; durch seine polnische Abstammung und durch seine Frau, eine geborene Gräfin Oppersdorff, in deren Adern Talleyrandsches Blut fließt, war Fürst Radolin in ganz natürlicher Weise für Frankreich günstig gestimmt; es lag in seiner Politik, jeder Annäherung mit Frankreich, die ohne Schädigung deutscher Interessen sich anbahnen ließ, die Hand zu bieten. Dies entsprach auch dem ganzen Ton des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich in den Iahren nach der 1900er Ausstellung. Auch dem Reichskanzler Fürsten Bülow, der lange Iahre an der Pariser Botschaft tätig gewesen, und dessen ganzes Temperament einem Verständnis mit den lateinischen Rassen nicht abhold war, mußte eine Annäherung mit Frankreich nur sympathisch erscheinen; aber hinter den Kulissen führte mit energischer Hand ein Mann die deutsche Auslandspolitik, dem eine Verständigung mit Frankreich als der Schrecken aller Schrecken erschien, und dem der Franzmann immer noch als der erbfeindlichste aller Erbfeinde vorschwebte, an dessen Niederhaltung jeder deutsche Staatsmann mitzuarbeiten genötigt wäre.

Alle großen Finanziers Frankreichs, welche eine erste politische Rolle in ihrem Lande gespielt haben — wir nennen Rouvier und Caillaur —, neigten einer Annäherung an Deutschland zu, nicht aus besonderer Liebe für uns, sondern aus purer Berechnung; als Finanzleute, die das Für und das Gegen aufzuwiegen wissen, waren sie bei ihren Erwägungen zu dem Resultat gekommen, daß es für ihr Land vorteilhafter sein würde, sich mit dem östlichen Nachbar z« verständigen, selbst auf Kosten nationaler Revancheideen, als bis in die fernste Zukunft Gewehr bei Fuß zu stehen. Aus diesen Ideen heraus bot der Ministerpräsident Rouvier dem Deutsch«n Reich, durch Vermittlung seines Gesandten in Paris, jede irgendwie praktisch durchführbare Konzession in Marokko an; er opferte den deutschen Ansprüchen seinen Minister Delcasss, und er war geradezu empört, als ihm auf all sein Entgegenkommen von deutscher Seite mit dem Verlangen einer europäischen Konferenz in Algeciras geantwortet wurde; er bat alles getan, um dieses Unglück von uns abzuwenden; aber — die Konferenz

kam und mit ihr ein Schlag ins Gesicht für Deutschland. — Der deutsche Gesandte konnte nicht anders, als, seiner bisherigen politischen Linie getreu, täglich und stündlich für eine direkte Verständigung mit Frankreich einzutreten, und es war ein schwerer Schlag für ihn, als er schließlich alle seine Bemühungen scheitern sah; es muß nach zehn Iahren jedem Unparteiischen überlassen bleiben, zu beurteilen, welche von den beiden Richtungen die für die deutschen Interessen vorteilhaftere gewesen wäre.
Fürst Radolin war der erste Botschafter in Paris, der nach dem 70er Kriege wieder ein Haus ausmachte; unter seinem direkten Vorgänger, dem Grafen Münster, späterem Fürsten zu Dernburg, lag das Botschaftshotel ziemlich verwaist da; der alte Herr liebte Pferde und Iagd sehr, erfüllte seine Rolle als deutscher Gesandter mit peinlichster Genauigkeit, aber die Repräsentation war nicht das, was er am meisten schätzte. Beim Fürsten Radolin verkehrte infolge seiner Familienbeziehungen zum ersten Male wieder das ganze Faubourg St. Germain, und seine gewinnende Art machte für jeden Franzosen einen Besuch in der Deutschen Botschaft zu einer angenehmen Erinnerung; aber damit begnügte sich der Gesandte nicht. Auch die pursten Radikalen und Sozialisten, wie Pelletan und Viviani, waren mit ihren Damen regelmäßige Gäste der rno se I^ille und dokumentierten durch ihre Anwesenheit, daß sie die Deutsche Botschaft als einen innerpolitisch neutralen Boden betrachteten.
Der Mißerfolg seiner Politik ging dem Fürsten Radolin sehr zu Herzen, und seine plötzliche Abberufung dürfte eine der schmerzlichsten Perioden seines Lebens gewesen sein; an wärmsten Dankesbriefen für geleistete Dienste von hoher und höchster Stelle fehlte es nicht; aber das sind doch nur Pflästerchen auf eine große Wunde, deren Heilung Iahre bedarf.
Seinem Nachfolger, Erzellenz von Schoen, ging der Ruf voraus, daß auch er versuchen werde, sich mit Frankreich zu verständigen. Galt er doch als der Urheber des letzten Marokkoabkommens, das von deutscher Seite als eine wirkliche Konzession an den versöhnenden Geist betrachtet wurde, der in beiden Ländern eine Annäherung wünschte. Freiherr v. Schoen gab sich redliche Mühe, die Steine aus dem Wege zu schaffen, welch« ein glattes Durchfahren des deutsch-französischen Verständniswagens immer von neuem hinderten. Aber für jeden Klarsehenden war es von vornherein ausgeschlossen, daß das neuaufgenommene Werk gelingen könnte; dazwischen lag die ganze Hintertreppenpolitik Eduards VII., sein enges Zusammenarbeiten mit Delcasss und Clemenceau. Caillaur, der vorübergehend das Zepter in Frankreich in Händen hatte, und dem es mit der größten Mühe gelang, das Kongo-Abkommen mit uns zusammenzuschmieden, verschwand mehr und mehr von der Bildfläche, und den Revanchehelden blühte in der Person des Präsidenten Poincars eine neue Kraft; Poincar6 wurde gegen den wohlwollenden Senator Pams durch den Bund aller Nationalisten zum

Präsidenten gewählt, und damit war das Schicksal der französisch-deutsch«n Beziehungen für immer entschieden. Die Rolle des russischen Botschafters Iswolski in Paris nahm täglich an Bedeutung zu, und nach jedem Besuch Poincarss in Rußland — erst als Ministerpräsident, sodann als Präsident der Republik — genügte eine einfache Lektüre der gouvernementalen Blätter, wie „Temps", „Echo de Paris", „Matin", um festzustellen, daß die französische AuSlandspolitik immer mehr in russischem Fahrwasser segelte.

Erzellenz v. Schoen gab sich redliche Mühe, diesen Tendenzen entgegenzuarbeiten, aber der Wasserschwall war nicht aufzuhalten; die Zeitungen verpesteten die öffentliche Meinung seit Iahren durch eine regelrechte Attacke gegen alles, was deutsch ist und denkt; das kleinste Ereignis im entferntesten Weltall fand in gewissen französischen Blättern eine gehässige Auslegung zu Ungunsten Deutschlands. Aber bis zum letzten Augenblick kämpfte der deutsche Botschafter gegen die russisch gesinnte Kamarilla in der Umgebung des Präsidenten Poincars, und noch 24 Stunden vor dem Kriege hoffte er, durch direkte Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten Viviani, dessen stramm sozialistische Tendenzen eine friedliche Beeinflussung erhoffen ließen, die Katastrophe zu vermeiden. Aber die Würfel waren gefallen. Der fürchterlichste aller Kriege war durch den Willen eines halben Dutzend Menschen entfacht, deren Andenken durch die spätere, vorurteilslos urteilende Geschichtsschreibung mit Sicherheit gebrandmarkt werden wird. —

Diese Ereignisse waren stärker als alle menschlichen Kräfte und persönlichen Bestrebungen. Die Einsetzung aller persönlichen Intelligenz war nicht imstande, die Katastrophe zu vermeiden. Aber es muß offen gesagt werden, daß die beiden letzten Botschafter, welche die Ehre hatten, Deutschland bei der französischen Regierung zu vertreten, ihr Bestes und Letztes aufgeboten haben, um eine Weltkatastrophe zu verhindern.

Zum Schluß dieser Ausführungen wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Erzellenz v. Schoen es verstanden hat, während der relativ kurzen Zeit seiner Eristenz als Kaiserlicher Gesandter sich das volle Vertrauen der deutschen Kolonie in Paris zu erwerben; bei allen Feierlichkeiten war er — gleichwie sein« Vorgänger — zugegen, und speziell Kirche und Schule erfreuten sich seiner regen Sympathie.

In verschiedenen Zeitungen haben wir nach Ausbruch des Krieges und auch seither das Urteil gehört, daß er es nicht verstanden habe, die in Paris und Frankreich lebenden Deutschen rechtzeitig auf die Gefahr aufmerksam zu machen; wir müssen festlegen, daß man bis zum 31. Iuli mittags selbst in eingeweihten Kreisen an einen brüsken Kriegsausbruch nicht glaubte, politische wie finanzielle Kreise hofften immer noch auf eine Beilegung der sich allerdings täglich häufenden Schwierigkeiten — und es wäre unverantwortlich seitens eines

deutschen Botschafters gewesen, wenn er seinen Landsleuten verfrüht angeraten haben würde, Haus und Hof, oder seit langem innegehabte Stellungen zu verlassen — jedenfalls auf Nimmerwiedersehen. Als die Katastrophe unvermeidlich erschien, hat es der Vertreter des Deutschen Reiches an nichts fehlen lassen, um im Bereich der Möglichkeit die in Paris lebenden Deutschen zum Verlassen des plötzlich ungastlich gewordenen französischen Bodens zu veranlassen.

Adolf Teutenberg:

Ein holländischer Exminister über die europaische Lage.

Es ist in Deutschland wohl noch in guter Erinnerung, daß von Holland aus eine erste gerechtere Beurteilung dessen zu uns herübergelangte, was man unter „Militarismus" zu verstehen hat. Diese Beurteilung kam aus der Feder des früheren holländischen Ministers S. van Ho Uten, der in zwangloser Folge erscheinende „Staakundige Brieven" (staatswissenschaftliche Briefe) herausgibt (bei H. D. Tjeenk Willink en Zoon, Haarlem), die in Holland sehr gelesen sind. Van Honten stellte damals unsern Feinden zum Kummer fest, daß nicht die Institution des Militarismus an sich, sondern höchstens der Gebrauch, der von ihr gemacht werde, unterscheidende Merkmale von Volk zu Volk an sich trage, und er sagte, daß „England sich sehr zu Unrecht über „Militarismus" erhaben" dünke. „Im Gegenteil hat Englands Seemacht, und im besonderen auch sein Seekriegsrecht, Iahrhunderte hindurch dem ausgesprochenen Zweck gedient, die Macht anderer seefahrenden Staaten zu brechen und ihrem Handel wie ihrer Schiffahrt Schaden zuzufügen. Dahingegen ist Deutschland bis auf unsere Tage immer das Schlachtopfer des französischen Militarismus gewesen, in dem Sinne, daß Frankreichs Streben stets und bis aufs Iahr 1870 mit guten Erfolgen darauf gerichtet war, Deutschland daran zu hindern, durch Einswerdung zu seiner vollen Kraftentfaltung zu kommen. Und Frankreich ivurde in diesem Streben regelmäßig von Rußlands Seite unterstützt . . . ."

Ich habe diesen Mann, der schon zu Anfang des Krieges, mitten in dem alles übertönenden Geheul der Deutschlandhasser, so gerecht zu urteilen wagte, in seiner Wohnung im Haag besucht und bin bei dieser Gelegenheit in den Besitz der sämtlichen Kriegsbriefe des Politikers van Houten gekommen. Es sind sehr durchdachte Aufsätze von gepflegtem Stil, die einen diplomatischen Praktiker und einen von der Allmacht des Völkerrechts überzeugten Theoretiker in eigentümlicher Mischung zeigen. Die Beurteilung der Dinge betont in keiner Weise den

deutschen Standpunkt, aber ebensowenig den französischen oder englischen oder russischen — eher den europäischen. Aber gerade ihrer nationalen Unvoreingenommenheit wegen liest man diese Briefe mit Interesse. Denn diese Unvoreingenommenheit verheißt dem Deutschen jene Wahrheit, die von unsern Feinden so gründlich und überlegt gefälscht wird.

In der Tat räumt van Honten, der uninteressierte Neutrale, mit mancher Lüge auf. So vor allem stellt er fest, daß „Frankreich sich nnr aus Revanchelust Rußland angeschlossen habe", daß diese Revanchelust „eine wesentliche Ursache der Furcht und Unruhe, die Iahrzehnte lang auf Europa lastete, gewesen" sei, daß „selbst die Ausbreitung des französischen Kolonialbesitzes in Tonkin, Tunis und Marokko die alte Wunde nicht heilen konnte", daß „Frankreich den Preis, den es England für die Mitwirkung am Revanchewerk angeboten, wohl nicht mehr werde zum zweiten Male zahlen wollen" usw. Wird durch diese Aufdeckung eine der tiefsten Mächte, die zum Kriege trieben, gekennzeichnet nnd der französischen Phrase, die mit dem Worte „europäische Freiheit" politischen Stimmenfang in größtem Stile betreibt, der Garaus gemacht, so reißt die weitere Feststellung, daß Englands Aushungerungskrieg ein „ebenso großer wie inhumaner Fehler" sei, unserm schlimmsten Feinde die heuchlerisch« Maske ab

Bemerkenswerter als diese Feststellungen ist, was van Honten über den Widersinn der Entente-Bündnisse und -Ziele aussagt. Diese Zusammenbringung der Mächte müsse, meint der Erminister, die erste und sicherste Folge haben, „England als Seemacht eine noch allmächtigere Stellung zu verschaffen". Und diese Tatsache, meint er weiter, werde „auf Frankreichs spätere Haltung gegenüber seinem jetzigen Bundesgenossen nicht ohne Einfluß bleiben" können. Van Houten erwartet darum, daß „die sogenannte Entente, soweit sie ein Zusammenwirken von Frankreich und Rußland mit England als Militärstaat zur See ist, mit dem Friedensschluß aufhören wird". Eine weitere Unnatürlichkeit in dem politischen Zusammenspiel der Vierverbändler erblickt der holländische Staatsmann in dem Zusammengehen gegen Konstantinopel. „Ich fürchte keinen Widerspruch zu finden," schreibt er, „wenn ich behaupte, daß weder das englische Volk, als es sich zum Kriege bewegen ließ, noch das französische, als es sich aus Revanchelust an Rußland anschloß, auch nur von ferne daran gedacht haben, daß die Eroberung Konstantinopels für Rußland als Preis für dessen Teilnahme an der Erniedrigung Deutschlands könnte ausbedungen worden sein. Es wäre eine geradezu tolle Ironie der Geschichte, wenn nun Frankreich und England, die Bundesgenossen aus dem Krimkrieg, Arm in Arm zu Felde ziehen würden, um Konstantinopel für Rußland zu erobern, so daß, wer so etwas prophezeit haben würde, vermutlich mehr Gelächter als Entrüstung wachgerufen hätte, denn man hätte solchen Propheten nicht ernst genommen." Man weiß, daß diese „Ironie der Geschichte" Ereignis geworden ist. Aber man weiß auch, daß dieses Ereignis

eine theatralische Vorspiegelung ist, die mittlerweile ein etwas sehr grotesk-komisches Gesicht angenommen hat

Sehr ernsthaft zu lesen sind die Vorschläge, die van Honten zur Reform des Seerechts macht. Die Abschaffung des Kaperrechts, die er in einer besonderen Broschüre zu Anfang des Krieges forderte, ist ihm ungenügend erschienen, nachdem besonders auch das seefahrende Volk der Niederländer Englands Gewaltherrschaft zur See so empfindlich hat zu spüren bekommen. Die Unantastbarkeit des privaten Eigentums zur See werde illusorisch, wenn jede Macht, wie England es jetzt tue, den Kontrebandebegriff nach Belieben ausdehnen und damit jedes Land von der Lebensmittelzufuhr einfach abschneiden könne. Deshalb tritt der Holländer für absolute Freiheit der Meere, d. h. für eine durch eine internationale Seepolizei gewährleistete freie Benutzung der Meere für alle Zeiten und in allen Lagen ein.

Man sieht, daß holländische Wünsche sich mit deutschen in diesem Betracht begegnen! Es wäre erfreulich, wenn die Gemeinsamkeit dieser Ziele auch in anderen Dingen zu Gemeinsamkeit führen würde, die den stammverwandten Nachbarvölkern ja eigentlich gemäß ist!

Said Memun Abul Fadl:

Die Frauen des Islams und der Weltkrieg

Mit zu den wichtigsten Fragen im Orient gehört jetzt die des Einflusses des Krieges auf die mohammedanischen Frauen. Es haben sich mit dieser Frage schon sehr viele Reformatoren und Schriftsteller, sowohl orientalische, wie auch europäische, befaßt. Bei den letzteren aber trug sehr viel ihre mangelnde Kenntnis des orientalischen Familienlebens mit dazu bei, daß sie die Grundlagen der notwendigen Reformen nicht angeben konnten. Von den orientalischen Schriftstellern sind viele konservativ und glauben, daß ihre Religion Änderungen des Bestehenden nicht gestattet. Die jetzige Umwertung aller Werte ist ihren Begriffen fremd.

Der jetzige Krieg aber, der die sämtlichen Nationen des Islams aufgerüttelt hat aus ihrem Halbschlaf, und der zur Entfaltung der grünen Fahne des Propheten wieder alle Herzen begeistert hat, hat durch das deutsche Vorbild nicht nur den Männern des Orients den rechten Weg gezeigt, sondern auch sein« Frauen darüber aufgeklärt, was ihnen fehlt und wie sie Heilung erlangen können.

Wir können in dieser Beziehung ruhig von den „Segnungen des Krieges"
sprechen, an dem nicht nur die türkischen, sondern alle mohammedanischen Frauen
teilhaben werden. In Zukunft werden die Frauen des Islams wieder, wie es
in den ersten Iahrhunderten des Islams der Fall war, — wir nennen hier nur
Chadidscha, Meslema, Umrh Salama — sich mit geistigen, wissenschaftlichen
Arbeiten beschäftigen und an allen Ereignissen und Forderungen der Zeit Anteil
nehmen. Der Krieg ist für unsere Frauen zum Prüfstein und zur Schule ge-
worden und ein Ansporn zum Fortschritt. Bisher haben die islamischen Frauen
es als Scl)ande betrachtet, ihre Namen in den Zeitungen veröffentlicht zu sehen.
Ietzt findet man nicht nur in jeder Zeitung, sondern fast sogar in jeder ihrer
Spalten eine Reihe solcher Namen; Namen von Frauen, die sich in hervorragender
Weise betätigen. Gestern noch waren im Orient die Frauen für das soziale Leben
überhaupt nicht vorhanden, ihre Hilfe war nicht erwünscht, — und heute gehen
sie auf in sozialer Hilfstätigkeit und verrichten staunenerregende Leistungen.
Nicht nur in den großen Städten, sondern auch an kleinen Plätzen haben sie
Lazarette mit hunderten von Betten gegründet, wo die Verwundeten aufs liebe-
vollste von ihnen gepflegt und gewartet werden, Nähstuben und Kinderhorte
haben sie errichtet, und kaum ein Gebiet gibt es, auf dem man sich nicht ihrer
Mitarbeit bedient. Ihr ganzes Volk haben sie sich durch ihre Opferfreudigkeit
verpflichtet. Wo Mittel fehlten, die anders nicht aufgebracht werden konnten,
gaben sie gern und willig ihren Schmuck dahin. Ich will hier ein kleines Bei-
spiel erwähnen, das ich vor kurzem in der türkischen Zeitung „Tanin" las. Eine
junge Bäuerin, die kurz vor Ausbruch des Krieges geheiratet hatte, nahm die
geringen Mittel und Gegenstände ihrer persönlichen Aussteuer und brachte sie
zu der drei bis vier Stunden entfernt liegenden Gouvernementsstadt, wo sie alles
dem Roten Halbmond zur Verfügung stellte. Es ist ergreifend, wenn man
bedenkt, daß es die Aussteuer, die sicher der größte Stolz ihres jungen Lebens
gewesen ist, war, die diese arme, unwissende Frau dahingab. Ein Zeichen, wie
sehr große Ausbreitung der nationale Opfersinn bereits gefunden hat. Rührend
ist es auch, die Briefe der Angehörigen an ihre verwundet in den Lazaretten
liegenden Verwandten zu lesen. Selten trifft man da nutzloses Iammern und
Klagen. Vielmehr spricht fast überall großer nationaler Stolz aus den Schreiben
und Dank für die Verteidigung des Landes und der Religion. Man sieht immer
deutlicher, wie sich das Erwachen des vaterländischen Bewußtseins ausbreitet,
und Bri'efe aus den armen, ungebildeten Schichten der Landbevölkerung zeigen,
daß hoher Sinn und Feinheit des Empfindens nicht nur das Vorrecht der Ge-
bildeten ist.

Toleranz gegenüber den Feinden, Opfersinn für das eigene Land, Helden-
mut bei Männern, bewundernswürdige Werke der Menschenliebe bei den
Frauen — kann man da wohl noch fragen, auf welcher Seite der Kämpfenden
die Kultur und auf welcher die Barbarei zu finden ist?

Vergleichen wir nun die orientalischen mit den europäischen Frauen, so werden wir sicher finden, daß sie ungebildet, ignorant und rückständig sind. Von Kindererziehung und Hauswirtschaft wissen sie selten etwas. Es ist dies nun aber nicht ihre Schuld oder die Schuld der mohammedanischen Religion, sondern die Schuld der Männer, die den Geboten des Propheten ungehorsam waren und die Gesetze über Heirat und Ehescheidung mißbrauchten. Aus Eifersucht kerkerten sie die Frauen zwischen ihren vier Wänden ein, gaben ihnen keinerlei Rechte und erschütterten so das Fundament des Familienlebens und löschten das Glück des Ehestandes aus.

Aus Erfahrung kann ich aber sagen, daß in den letzten Iahren ein großer Umschwung hierin eingetreten ist und daß nicht nur die Frauen die Trostlosigkeit ihrer Lage erkannt haben, sondern daß diese Erkenntnis auch vielen Männern gekommen ist. Viele Versammlungen werden jetzt schon von Frauen besucht, und ich habe z. B. bei einem Vortrag, den ich über Frauenleben der Vergangenheit und der Gegenwart hielt, gesehen, daß viele der anwesenden Frauen weinten.

Die Voraussetzung der Hebung der äußeren, d. h. sozialen Stellung der Frauen in der Türkei ist natürlich, wie es auch bei den Kulturmächten Europas gewesen ist, die Hebung der seelischen Fähigkeiten. Um an dem äußeren Leben der Nation regen Anteil nehmen zu können, bedarf die Frau des Verständnisses für das Große und Ganze, das sich im Staate verkörpert. Für die Mohammedanerin ist dieses Ergreifen an und für sich leichter, da Staat und Religion so unauflöslich und innig seit Verkündung der islamischen Lehre miteinander verbunden sind. Wie sehr auch gerade jetzt in diesem Weltkriege der einfachen Frau aus dem Volke voll und ganz klar wird, um was es sich handelt, können wir aus einem jüngst in der türkischen Zeitung „Tanin" veröffentlichten Brief einer Mutter ersehen, der an ihren bei den Dardanellenkämpfen verwundeten Sohn gerichtet ist. Er lautet:

„Mein Sohn!

Ich habe Deine Karte vom 29. April 1331 bekommen, und da mein Herz voll Mutterliebe für Dich ist, war ich über die Nachricht sehr betrübt. Und doch freue ich mich, daß Du Deine Wunden bei der Verteidigung Deiner Religion und Deines Vaterlandes empfangen hast. Denn nur dann wird der Islam in der Welt Dauer haben, wenn wir ihn uns wieder erkämpfen. Wer in diesem Heiligen Kriege stirbt, erwirbt sich dadurch das ewige Leben, und die Überlebenden werden auf Erden gesegnet sein. Für den guten Kampf, den Du gekämpft hast, mein Sohn, sage ich Dir meinen Dank und spreche Dir meinen Glückwunsch aus. Gott gebe den mohammedanischen Soldaten Kraft, Glauben, Geduld und Festigkeit und vernichte den Feind, damit er nicht sein böses Ziel erreicht. Amen.

In unserer Familie geht alles gut. Alle lassen grüßen, und Du sollst nicht

un I V u >i 5 ! 'l V

traurig sein. Durch diekleine Wunde in Deinem Arm sind die
Leiden vieler Hunderttausende von Mohammedanern
gerächt. Lebe wohl. Gott schütze alle Mohammedaner
und befreie sie von dem Ioch ihrer Unterdrücker.
Kaissari, den 7. Mai.
Deine Mutter Culsnm."

Es sind also unsere Erwartungen, daß es mit der Hebung der sozialen Stellung der Frau in der Türkei ziemlich rasch vorwärtsgehen wird, bis zu einem gewissen Grade vollauf berechtigt, da die geistigen Voraussetzungen vorliegen.

An die deutschen Frauen aber richte ich die herzliche Bitte, auch ihren türkischen Schwestern ihre hilfreichen Hände zu bieten und ihnen Gelegenheit zu geben, deutsches Frauen- und Familienleben kennen zu lernen. Ich weiß, es wird ein dankbares Gebiet sein, und sie werden gelehrige Schülerinnen finden. Möge das Beispiel des Präsidenten der deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz, der vor kurzem in Konstantinopel Vorträge über das Wirken des deutschen Roten Kreuz hielt, recht bald Nachahmer finden.

Siegsried Dyck:

Völker- und Rassenprobleme im Weltkrieg.

Eine Studie.

Unter nationalistischer Flagge gingen unsere Gegner in diesen Krieg. Die slawische Welt rief Rußland, Frankreich rief die romanische Welt auf: zu einem Kampfe gegen die Germanen. Und gleich zu Anfang des Krieges suchte jeder unserer Gegner durch die Entflammung der nationalen Leidenschaften, des nationalen Hasses, den Krieg zu einem Volkskrieg zu gestalten. Die Serben wiegte man in Großmachtträume und zeigte ihnen darin Großserbien vom Mittelmeer bis zur Adria, in dem sie herrschten. Den Polen versprach man ein Großpolen, das — mit voller Autonomie — sich unterm Schutze des Zarenreiches in seinem Volkstum selbständig entwickeln könnte, den Italienern ein Großitalien, das alle italienischen Sprachgebiete umfassen sollte. Und selbst Iapan schützte vor, daß es die Interessen der gelben Rasse den germanischen Eindringlingen gegenüber wahren müßte. So schien der Krieg in seinen Anfängen, als Nationalitäten- und Rassenkampf, Scheidewände zwischen Nationalitäten, Völkergruppen und Rassen aufzurichten. Und die Massenausweisungen, Mißhandlungen und Internierun-

gen von Deutschen in Frankreich, England und Rußland, die Massenflucht derjenigen, die noch vor Ausbruch des Krieges sich retten konnten, weist gleichfalls auf eine schärfere Betonung nationaler Gegensätze hin, die auch in Deutschland — bei Beginn des Krieges — durch Ablehnung von fremdem Wort und fremder Art bemerkbar wurden.

Und doch hat dieser Krieg vielleicht gerade recht viel auch zu der Verwischung nationaler Gegensätze und zur Vermischung verwandter Stämme beigetragen.

Zunächst in Österreich-Ungarn und in Deutschland.

Dort zeigte sich, daß eine gemeinsame Kultur starke Anziehungskraft ausübt, so daß die Polen, Tschechen, Serben, Rumänen und Italiener der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Polen und Elsässer des Deutschen Reiches sich in ihrer überwältigenden Mehrheit nicht von den nationalistischen Lockungen betören ließen, sondern sich als treue Bürger ihres Staates bewährten.

Die Parole unserer Gegner übte nur außerhalb der Zentralstaaten auf ein paar wenig kräftige Staatsgebilde, auf Serbien, Belgien und zuletzt Italien eine Wirkung aus, in letzterem auch nur auf eine Minderheit des ganzen Volkes, die allerdings — aktiver als die Mehrheit — bestimmend für die Haltung des Landes wurde.

Wenn wir nun den inneren Ursachen der Erscheinung nachgehen, die diese Annäherung der Nationalitäten innerhalb der Zentralmächte zuwege gebracht haben, so finden wir sie — neben einer gemeinsamen staatlichen Kultur — in den verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen — trotz aller scheinbar ausgeprägten Nationalität — die verschiedenen Nationen zueinander stehen. Die Verwandtschaft zwischen Germanen, Slawen und Romanen ist ja uralt. Sie gehören alle einer Rasse an: der kaukasischen, und die Sprachvergleichung hat ergeben, daß ihre Sprache im indo-germanischcn Sprachstamm eine gemeinsame Wurzel hat. Auch später sind noch in großem Umfang Blutmischungen vorgekommen.

Bei den Nationen, die ein staatliches Band umschließt, erscheint die Blutmischung durch Heiraten am nächsten liegend, doch ist sie bei der seßhaften Bevölkerung weit seltener als man annehmen könnte, da in der engen Heimatsgemeinschaft, wo Sitte, Herkommen, Gewohnheiten und materielle Interessen Schranken ziehen, das nationale Band auch in der Diaspora sich stark erweist. Häufiger ist die Blutmischung bei illegitimen Verbindungen in den zweisprachigen Gebieten, die durch Heimlichkeit des Verkehrs und Verantwortungslosigkeit des Vaters gefördert wird. Die „Unehelichen" bilden somit schon einen wesentlichen Bestandteil der Mischrasse. Den größten Einfluß auf die Blutmischung aber haben von jeher die Kriege und die Wanderungen der Völker ausgeübt.

So haben die römischen Eroberungskriege den nationalen Charakter der Völker wesentlich verändert. Während die Römer ihre Heere im Ausland kämpfen ließen, die Männer römischen Blutes im Lande also fehlten, füllte sich Italien mit fremden Nationen, die als Gefangene kamen, Sklaven wurden, dann Freigelassene und römische Bürger, oder die sich als Händler in römischen Städten niederließen und die als Feldherren und als Söldner in den Heeren Roms zuletzt weit überwogen. So hat Rom an andere Völker römisches Blut abgegeben — die Rumänen halten sich ja heute noch für echte Römersprossen, obwohl sie eine Mischrasse skythisch-römischen Blutes sind —, hat aber dafür fremdes Blut aufgenommen. Besonders stark war der römische Bluteinschlag in den ersten römischen Eroberungszügen in Südfrankreich und Spanien; die späteren, in denen zum großen Teile schon Germanen in den Legionen kämpften, haben jedoch schon der Blutmischung eine andere Richtung gegeben, obwohl der sprachliche Einfluß der Römer noch immer groß blieb, da die römische Sprache Heeres- und Verwaltungssprache war und in dialektischer Veränderung Verkehrssprache wurde.

Von mindestens gleich großem, wenn nicht größerem Einfluß aber mußten die Germanenzüge nach dem Westen werden, die durch starke Volksvermehrung und durch die Völkerwanderung bedingt waren. Die Züge der Kimbern und Teutonen, Helvetier, der Goten, der Vandalen und Langobarden haben Italien, — namentlich Oberitalien — deutsches Blut in breitem Strome zugeführt. Die Siedlung der Langobarden in Oberitalien gibt noch heute dem Volke dort seinen Charakter, zu dem auch die Hohenstaufenzüge beigetragen haben dürften. Es ist kein Zufall, daß gerade die Oberitaliener, die Piemontesen, Lombarden und Venetier, Italiens leistungsfähigste Soldaten sind.

Und auch Frankreich — der Name deutet schon darauf hin, daß dort die Franken einst ausschlaggebend waren — hat der Zug der Westgoten nach Spanien, haben die Siedlungen der Normanen an der Nordküste und die Besitznahme von Nord- und Ostfrankreich durch Franken und Bnrgunden germanisches Blut in reichem Maße zugeführt.

Wie stark ihr Bluteinschlag in Norditalien und in Frankreich ist, läßt schon die Häufigkeit des Langlopfes und des Blondhaares erkennen. Auch der massigere, kräftige Körperbau der Norditaliener, der französischen Lothringer, der Bretonen und der Bevölkerung der von uns besetzten Nordostprovinzen Frankreichs: Flandern, der Champagne etc. gibt sichere Merkmale.

Es ist also ein falsches Etikett, wenn Franzosen und Italiener von einem Kampfe der Romanen gegen das Germanentum in diesem Kriege sprechen. Aus früheren Eroberungskriegen der Germanen sind beide Völker — schon vorher Mischrasse: in Italien aus den verschiedenartigsten Völkern, Römern, Sabinern, Etruskern, Griechen, Iuden, Persiern, Galliern und Germanen, in Frankreich aus einer kelrisch-römisch-germanischen Rasse stammend — mit germanischem

Blute so stark durchsetzt, daß es in großen Landesteilen vorherrscht. Und es ist wahrlich nicht der schlechteste Teil des Blutes, der im heutigen Italien und Frankreich deutschen Ursprungs ist. Nicht nur die heutige Generation der Norditaliener und Nord- und Ostfranzosen bezeugt das, die beiden Staaten militärisch, geistig und wirtschaftlich die besten Kräfte gab, sondern auch die Vergangenheit, in der einst, in der Blütezeit der Renaissance, die Städte Oberitaliens die Welt beherrschten und Venedig, Genua, Pisa und Florenz zu Trägern einer neuen Kulturperiode wurden.

In England hat man kürzlich zwar auch einmal den Versuch gemacht, verwandtschaftlichen Beziehungen nachzuspüren, die das Angelnland mit unseren Gegnern im Westen verbinden sollten, aber der Versuch ist wohl von niemand — weder in England selbst, noch in Frankreich, Italien oder Deutschland — ernst genommen. Es ist ja nicht ganz richtig, wenn man in unseren Vettern jenseits des Kanals reine, nur durch ihre insulare Lage zu einer anderen Entwicklung gedrängte Germanenstämme sieht, aber — wenn eine Verwandtschaft zwischen ihnen und Franzosen und Norditalienern, wie zwischen diesen und Deutschen besteht, so ist es neben dem deutschen Blut, das in allen vier Nationen nachweisbar ist, besonders das keltische, das zwischen den heutigen Engländern und Franzosen eine Blutsverwandtschaft schnf. Es ist eigentlich bemerkenswert, daß nach der Römerzeit, in der auch fast ausschließlich germanische Hilfsvölker in Britannien unter den Adlern der römischen Legionen kämpften, größere Invasionen nur noch deutschen Stämmen gelangen. Die Siedlung der Angeln und Sachsen, der Dänen und Normanen, hat England Iahrhunderte hindurch mit Unternehmungsgeist, Tatkraft und Tüchtigkeit erfüllt, hat sein geistiges und wirtschaftliches Schaffen befruchtet, Handel und Industrie, Kolonisations- und Organisationsfähigkeit belebt und es befähigt, die Herrschaft auf den Inseln an sich zu reißen und über's Meer hin auszudehnen. Freilich kommt in Politik und Erwerbsleben Englands auch seines Blutes anderer Teil, der Kelten kalt berechnendes Wesen, zum Durchbruch und zur Geltung.

Wie dem auch sei, den Deutschen und Deutschösterreichern sind diese Gegner im Westen alle blutsverwandt, und darum ist es eine willkürliche Konstruktion, wenn sie Scheidewände auf Grund der Abstammung errichten wollen.

Im Osten müssen wir zwei Gruppen scheiden: Slawische Völker und Völker mongolischer Rasse.

Die Slawen sind uns, wie erwähnt, nicht rassefremd, da sie gleich uns Kaukasier sind und mit uns den gleichen Sprachstamm haben. Aber von denen, die sich für Slawen ausgeben, sind nicht alle Slawen, namentlich die Russen, die

sich als slawische Vormacht aufspielen, sind keine Slawen ihrem Blute nach. Mit den Slawen verbindet uns, wie mit den Gegnern im Westen, auch Blutsver-Wandtschaft aus geschichtlicher Zeit. Im Nordosten Deutschlands hatten in der Völkerwanderung Slawen die dort ansässigen Germanenstämme verdrängt; als später dann in der norddeutschen Tiefebene von neuem germanische Kolonisation einsetzte, wurden die Slawen nicht vertrieben, sondern unterworfen. Bei stetig nachdrängender germanischer Siedlung, die die Grundlinien zwischen dem Herrentum des Siegers und der dienenden Stellung des Besiegten allmählich verwischte, kam es zu starken Blutmischungen; bis heute dort, wo einst Wenden, Sorben, Litauer (bei denen es zweifelhaft ist, ob man sie zu den Slawen rechnen darf) und Polen die breite Bevölkerungsbasis bildeten, das deutsche Blut vorherrscht. Im Nordosten Deutschlands ist jedoch auch in der, ihrer Sprache nach deutschen Bevölkerung der slawische Bluteinschlag immer noch ein recht starker.

Die Slawen (Polen, Ukrainer, Letten) würden also an der Ostgrenze Deutschlands ebensowenig einen Kampf gegen das Germanentum führen, wie an der Ostgrenze Österreich-Ungarns; oder ebensowenig, wie an der Westgrenze Romanen den verbündeten Zentralmächten gegenüberstehen.

In beiden Gruppen haben Kriege und in ihrer Folge Siedlungen den Charakter der Völkerfamilien geändert, so daß auf der einen Seite romanisch-keltisch-germanische Mischvölker gegen Deutsche kämpfen, während auf der anderen Seite eine germanisch-slawische Mischrasse unsere Grenzen im Osten verteidigt.

Unter den Angreifern im Osten sind nun sicherlich — mehr oder weniger unfreiwillig — auch Slawen, obwohl man bei genauerer Untersuchung finden wird, daß man auch bei diesen von reinem Blute schwerlich reden kann, daß also der von Rußland zwischen Slawen und Germanen konstruierte Rassengegensatz in Wirklichkeit nur in Nüancen der Blutmischung besteht, soweit er überhaupt vorhanden ist. Aber daß gerade die Russen, die sich — wie bereits erwähnt — nur fälschlich zu den Slawen zählen, die Rolle der slawischen Vormacht für sich in Anspruch nehmen, ist angesichts der Tatsache, daß sie ethnographisch zu den Finno-Tartaren gerechnet werden müssen, grotesk. Sie gehören weit mehr als zu den Slawen zu einer anderen Gruppe unserer Gegner, zu den Mongolen. Bei der großen Völkerwanderung mag ein Teil der asiatischen Volksstämme, die durch die Hunnenzüge in Bewegung kamen, in die Wohnsitze nach Osteuropa gedrängt sein, in denen wir die Russen bei ihrem ersten geschichtlichen Auftauchen (862—879) finden. Die Unterwerfung durch die Mongolen im 13. Iahrhundert und die Eroberung des Moskowiterreiches durch die Tartaren im fünfzehnten führten neue Ströme mongolischen Blutes den Russen zu. Zugegeben mag werden, daß in den Kämpfen mit den Slawen auch eine slawische Blutbeimischung erfolgte; der eigentliche Russe aber zeigt noch heute mehr den finno-tartarischen als den slawischen Gesichtstyp und Körperbau und die mongolischen Charakter-

eigenschaften. Die Sprache ist nicht beweiskräftig für die Zugehörigkeit der
Russen zur Völkerfamilie der Slawen, da, wie sich das auch sonst ergibt, der
Eroberer häufig die Sprache kulturell höher stehender unterworfener oder benach-
barter Völker annimmt.

Obwohl von Rurik, dem Waräjer, bis zu dem Holstein-Gottorper Nicolaus
diese Finno-Tartaren die Erweiterung ihrer Herrschaft fast nur der Führung
durch Herrscher deutschen Blutes zu danken haben, (das auch im russischen Ge-
schlecht der Romanow nicht geringen Anteil daran hatte), und obwohl die Nach-
kommen der Schwertritter aus den baltischen Provinzen (also Deutsche) Rußland
einen großen Teil seiner besten Staatsmänner, Verwaltungsbeamten und mili-
tärischen Führer gegeben hat, verbindet uns Kaukasier mit diesen Mongolen-
abkömmlingen so wenig eine Blutsverwandtschaft, wie mit den Iapanern.
Instinktiv haben das die Germanen, zum Teil wohl auch die Slawen, gefühlt,
indem sie von den Russen sich sonderten und an ihrer Nationalität, trotz aller
Drangsalierung und aller wirtschaftlichen Lockungen, festhielten. Die Russi-
fizierungsversuche haben weder bei den Deutschen, noch den Polen oder selbst den
Ukrainern Erfolg gehabt.

Die deutschen Siedler in Rußland haben sich meist in geschlossenen Kolonien
angesiedelt und im allgemeinen rein gehalten von dem ihnen völlig rassefremden
Blut.

Wo uns verwandtschaftliche Bande mit anderen
Völkernverknüpfen, dahatinlebendigerWechselwirkung
ein Austausch stattgefunden, da haben wir für deutsches
Blut Kulturerrungenschaften eingetauscht. Italien gab uns
in der Renaissance die künstlerische, strenge Formenschönheit im Gewand der Zeit;
Frankreich hat den Persönlichkeitswert, der in den Herrenmenschen der Renais-
sancekultur nur vereinzelt Geltung fand, verallgemeinert und ihn zum Menschen-
rechte umgeprägt; England fügte diesen Gedanken in feste Form, indem es den
Staatsgedanken ummodelte, mit der Freiheit des Einzelnen die Organisation ver-
band und für das Recht des Individuums, selbst mitbestimmend, am Wohl der
Allgemeinheit mitzuarbeiten, feste Normen fand. Der Slawe aber gab uns
Arbeitshände und Anpassungsfähigkeit; er schmiegte sich dort, wo der deutsche
Bluteinschlag bestimmend war, uns an.

Rußland jedoch nahm von uns: Führer, Arbeit, Unternehmungs-
geist und Früchte unserer Arbeit und — gab uns nichts. Vom Russen
trennt uns eine tiefe Kluft des Wesens und der Weltanschauung. Der trägen,
stumpfen Masse dieser Asiaten fehlt — auch heute noch — der Schaffenswille.
Nur eines Herrschers harte Faust vermag die Willens-

losen zu bewegen. Deshalb vermag der Deutsche dort auch nur
alsHerr zu er i stieren, im Volk versinkt, erstickt er und muß rettungslos
zugrunde gehen. Und ebenso vermag der Russe den Deutsch«», nur als Herrn zu
ertragen; wer vom Herrensitz heruntersteigt, der ist verloren. Er wird zertreten.
Das ist letzten Endes auch der Grund, weshalb die kultu-
relle Entwicklung in Rußland so wenig deutsches Ge-
präge zeigt, obwohl der Russe deutschem Wissen und deut-
scher Bildung viel zu danken hat. Unsere Kultur ist die Kultur
eines Herrenvolkes, der gegenüber sich der Sklavensinn der Mongolenabkömm-
linge instinktiv feindselig verhält. In seiner Gesamtheit zeigt das Russenvolk
noch heute den gleichen Widerwillen gegen westliche — nicht nur deutsche —
Kultur, wie vor 200 Iahren die Bojaren, denen Peter der Große die Äußerlich-
keiten europäischen Wesens mit Strick und Knute aufzwingen mußte. Heute sind
die Bojaren äußerlich europäisiert, innerlich aber blieben sie, was sie waren; der
russische Muschik aber hat sich weder äußerlich noch innerlich geändert.
Wie wesensfremd uns noch heute selbst Rußlands geistige Führer sind, das
läßt uns ihre Literatur erkennen. Die Passivität des Volkes
spricht aus ihr, statt des energischen Willens überall ein „Nitschewo"; ein
„So ist es, wir ändern's nicht," deshalb: „Es macht nichts!" Auch da, wo ihre
Wildheit unvermittelt hervorbricht und den Schein einer Aktivität erweckt, ist sie
ohne Ziel und Plan, wenn nicht ein herrischer Wille ihrem Zerstörungstrieb die
Richtung gibt. Ihr Wesen ist den halbtartarischen Orientalen, von denen sie
(aus Byzanz) im Reichtum weichlichen Prunk, ein Sybaritentum, und im übrigen
eine stumpfe Ergebung in ein unabwendbares „Kismet" übernahmen, viel ähn-
licher als uns.
Wenn wir die Frage wieder aufnehmen, ob der Krieg eine schärfere Tren-
nung oder eine Annäherung der Völker bringen wird, dann war es nötig, die
Momente zu betonen, die früher zu einer Blutmischung geführt haben, die Gegen-
sätze, wenn auch nicht ganz zu tilgen, doch zu überbrücken vermochte: Kriege und
Eroberungszüge. Wir sehen solche Blutmischungen zwischen Romanen, Kelten,
Germanen, Slawen, sehen jedoch die instinktive Abneigung, die sich einer Rasse-
mischung zwischen Germanen und Finno-Tartaren (Russen) entgegenstellt. Die
Nutzanwendung dürfte sich für die Zentralstaaten zunächst im Inneren ergeben.
Die Sturmflut des Krieges, die Millionen Männer von ihrem Herde, ihrer
Heimat löst, sie durcheinanderwirbelt und auf kurze oder längere Zeit ln fremdes
Land wirft, bringt es mit sich, daß sich die nationale Abgeschlossenheit im Lande
selbst nicht aufrechterhalten läßt; die Volksbestandteile lernen einander besser
kennen und achten. Das fördert die Annäherung, und die große Völkerwanderung

unserer Zeit, in der die zeugungsfähigen Männer, von einer Grenze zur anderen herüber und hinübergeworfen, Wochen- und mondelang in Garnisonen, Quartieren und Lazaretten liegen, bringt in den mit Truppen belegten Gebieten, die der zeugungsfähigen, kräftigen Männer schwer entbehren, eine rasche Annäherung zustande. Legitime und illegitime Beziehungen mit ihren Folgen für die künftigen Generationen entspringen dieser Annäherung und wirken auf eine Vermischung der Nationalitäten innerhalb des Staatsgebietes der Zentralmächte hin, auf eine Verschmelzung zu einer einheitlichen Nationalität.

Aber auch über das deutsche und österreichisch-ungarische Staatsgebiet hinaus muß sich bei einem langen Kriege, in dem die Millionenheere auf fremdem Boden stehen, diese Annäherung geltend machen. Zwar kann man den heutigen Krieg nicht ganz den kriegerischen Wanderungen jener Zeiten gleichstellen, in denen hinterm Heer der Troß des ganzen Volkes zog, der Eroberer mit Weib und Kind vom Land Besitz nahm und so, seine Eigenart dem fremden Lande für Generationen aufprägend, sein Blut ihm einimpfte; doch wirkt schon automatisch die ungeheure Zahl der Männer im Sinne einer Nationalitätenmischung mit. Mag auch die Prostitution einen Teil der Menschenkeimsaat unfruchtbar machen, mag auch die eiserne Disziplin der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere Gewaltsamkeiten unterbinden, — man lebt in einer Zeit, in der im Kriegsgebiet ein „morgen" niemand sicher ist, viel rascher und ungebundener als in Friedenszeiten. Der gewaltige Naturtrieb, der selbst im Frieden den Lebenstrieb des Individuums ausschaltet, um neues Leben zu schaffen, ist heute, wo sich das Erleben der Menschen auf eine kurze Zeitspanne zusammendrängt und die Zusammenhänge von Sitte und Gewohnheit der Heimatgenossen gelockert sind, gewaltiger denn je. Die Annäherung der Geschlechter, die durch die Konvention nicht mehr gehemmt ist, vollzieht sich rascher. In Stunden werden Iahrzehnte hindurch genährte Vorurteile ausgerottet. Der Naturtrieb, der heute nicht Leben genug schaffen kann, um die verlorenen Leben zu ersetzen, hat freie Bahn.

Die psychologischen Momente wirken heute sicherlich in gleicher Stärke wie die rein physischen, das Resultat aber ist eine Nationalitätenmischung im Inland und im besetzten feindlichen Ausland. Nach dem Kriege kommt dann in eroberten Gebieten auch der wirtschaftliche Einfluß des Eroberers hinzu, der die Ansiedlung seiner Staatsangehörigen dort erleichtert.

Die Folgen dieser Blutannäherung treten nicht sofort zutage, wächst das Geschlecht, das ihr entsprossen, doch erst in mehr als zwanzig Iahren heran. Die Zeit unmittelbar nach dem Kriege mag denen recht geben, die die Verschärfung nationaler Gegensätze zwischen den heute feindlich einander gegenüberstehenden Völkern erwarten, denn die Wunden, die der Krieg aufreißt, sind hüben und drüben zu schwer und schmerzhaft, um rasch zu verharschen. Aber wir müssen weiterblicken.

Zerstörtes wird wieder aufgebaut — nicht wie es war vielleicht —, doch der Verwüstung Spuren tilgt die Zeit. Auch die wirtschaftlichen und persönlichen Beziehungen werden wieder angeknüpft werden und allmählich die Widerstände überwinden. Die Blutauffrischung aber, die die Vermischung deutschen Blutes mit den Nationen des indogermanischen Sprachstammes herbeigeführt hat, wird dazu helfen. Sie führt im Denken und Fühlen eine größere Übereinstimmung herbei, die das gegenseitige Verständnis erleichtert, und sie belebt von neuem die alternden Kulturvölker im Westen, gibt ihrem Schaffen neue Antriebe.

Wie einst die Völkerwanderung in der Zerstörung einer alten, absterbenden Kultur schon Keime neuer Blüten aussäte, die früher oder später zur Entwicklung kämen, so wird der Weltkrieg, die Völkerwanderung des zwanzigsten Iahrhunderts, die Völker Westeuropas neu befruchten. Mit Naturnotwendigkeit schlägt Blutsverwandtschaft die Brücke zu neuer Annäherung, und gleicher Eifer auf geistigem Gebiet, das gleiche Streben in Kunst und Wissenschaft, die gleichen hohen idealen Ziele festigen sie. Vielleicht mußte der Krieg kommen, um uns neue Entwicklungs-Möglichkeiten zu bringen, in denen, der Blutsannäherung des Krieges folgend, das deutsche Volk in friedlicher Durchdringung mit seinem Wesen einst ganz Westeuropa erfüllt und eint, um eine feste Mauer gegen die Finno-Tartaren des Moskowiterreiches zu bilden und sie zurückzudrängen an die Grenze Europas. Sie sind, das sollte man sich gegenwärtig halten, nicht nur politische und wirtschaftliche Gegner, sondern uns wesensfremde Feinde einer schaffenden, indogermanischen Kultur. Ihre Aufgabe, als die der Zwischenstufler, mag es sein, am Ural und darüber hinaus nach Asien einen Schutzwall zu bilden gegen die mongolische Rasse und mongolische Gefahr. In Europa sind sie gefährlich und kulturfeindlich.

Otto Hoberg:

Die heuligen Anbaumdglichkeiten in den Mittelmeerländern, insbesondere im Bagdadbahngebiet.

Wenn uns das Schicksal oder die Sehnsucht nach Süden führt, in die Länder des alten mar« «lau««!», näher einem heiteren Himmel und den Wiegen der Menschheit zu, pflegt neben den Resten einer fast sagenhaften, gewaltigen Kultur den Norden eine ihm fremde Welt mit klaren, wundersamen Formen, mit reinen Profillinien und bunten Farben eigenartig zu berühren und ihn mit staunender Bewunderung zu erfüllen. Das charakteristische Landschaftsbild der Mittelmeerländer nimmt ihn gefangen, das durch Boden und Vegetation nicht verhüllt, jede Geländestufe und jede Farbe der

einzelnen Gesteine grell und weithin sichtbar hervortreten läßt, während bei uns
die Landschaft in den sanften Linien und den monotonen Farben der Pflanzen-
decke verschwimmt. Diese auffallende Erscheinung, die den Mittelmeerländern
das eigene Gepräge gibt, ist nun bei näherer Untersuchung darauf zurückzuführen,
daß der Humus im Laufe der Iahre von den früher zum größten Teil bewaldeten,
jetzt aber kahlen Bergen in die Tiefe gespült ist, wobei hervorgehoben werden
muß, daß gerade im Mittelmeergebiet die Nachteile der stattgefundenen Entwal-
dung ungleich größer sind, als in den Ländern gleichmäßiger Niederschläge. Und
diese Tatsache erklärt sich aus den nachstehend entwickelten Gründen.
Zunächst muß gesagt werden, ?aß sich die Verwitterung im weiteren Sinne
aus zwei Vorgängen zusammensetzt: aus mechanischer Zertrümmerung und chemi-
scher Zersetzung. Erstere zerspaltet das Gestein in kleinere Stücke, ohne seine
Substanz zu verändern; letztere wandelt die Gesteinssubstanz chemisch um. Beide
Vorgänge arbeiten zusammen, aber doch in verschiedenem Maße. Ie gleichmäßig
feuchter und wärmer das Klima ist, desto mehr überwiegt die chemische oder eigent-
liche Verwitterung; je trockener, kontinentaler und kälter, desto mehr die mecha-
nische Zertrümmerung. Denn Feuchtigkeit und Wärme und die damit verbundene
starke Vegetation sind die Bedingungen der chemischen Umwandlung, die desto
schwächer wird, je mehr diese fehlen, während die mechanische Zertrümmerung
wesentlich das Werk heftiger Temperaturschwankungen ist und ganz besonders
durch den Frost gefördert wird.
Mitteleuropa, und in noch höherem Maße die feuchtwarmen Tropengebiete,
erfreuen sich starker chemischer Verwitterung. Daher entwickelt sich bei uns ein
mächtiger Gehängelehm, der Höhen und Tiefen überzieht, die Formen
ausgleicht und einen dichten Pflanzenwuchs ernährt. Polwärts dagegen und
aufwärts im Gebirge tritt infolge der abnehmenden Wärme immer mehr die
Zertrümmerung in den Vordergrund. Nackter Fels und roher Gesteinsschutt
überwiegen hier in der Landschaft. Dasselbe ist in der Wüste der Fall, wo zwar
nicht die Wärme, aber die Feuchtigkeit mangelt und die Temperaturschwankungen
groß sind; hier ist die Bodenbildung ebenfalls sehr geringfügig oder fehlt ganz;
die Zertrümmerung dagegen ist lebhaft.
So bildet das Mittelmeergebiet auch nach dieser Hinsicht den Übergang
zwischen der Wüste und der immer feuchten Zone Mitteleuropas. Die Bildung
des Verwitterungsbodens ist, wenn auch lebhafter als in der Wüste, doch weit
schwächer als in unserer Heimat, da einem großen Teile des Iahres die Feuchtig-
keit fehlt und die Vegetation viel weniger dicht ist. Da die mechanische Ver-
witterung die chemische in den Mittelmeerländern überwiegt, wird die Zertrüm-
merung augenfälliger, ohne jedoch das Maß zu erreichen, wie in der Wüste, im
Hochgebirge oder der Polarzone. Sehr stark ist dagegen die Abtragun g des
losgelösten Materials, sowohl in Staubform durch den Wind in der langen

Trockenzeit, wie durch die wütenden Regen in der nassen Zeit; sie ist umso größer, als den dort besonders starken Winden und Regengüssen keine so dichte Pflanzendecke entgegenwirkt, wie dies bei uns oder in den Tropen der Fall ist. Nur wer die Wirkung der Gewittergüsse in den Gebirgen am Mittelmeer, so führt einer der besten Kenner der Mittelmeerländer, Prof. Dr. A. Philippson (Das Mittelmeergebiet), u. a. aus, und die riesigen Staubwirbel beobachtet hat, die im Sommer über die Brachfelder dahinziehen, kann sich eine Vorstellung von der Intensität der Bodenzerstörung im dortigen Klima machen.

Infolge dieser Umstände haben wir im Mittelmeergebiet eine nur langsame Bodenbildung, und die entstandene Verwitterungskrume ist der Gefahr schneller Zerstörung ausgesetzt, wenn sie ihrer Vegetationsdecke beraubt wird. Daher sind auch die Nachteile der Entwaldung, wie oben gesagt, hier so ungleich größer, als in den Gebieten gleichmäßiger Niederschläge. In vielen Fällen wird der Boden in überraschend kurzer Zeit abgespült, und nackter Fels tritt zutage. Wo dies nicht geschieht, wird der Boden wenigstens so geschwächt, daß sich nur noch Buschwald entwickeln kann. Feuer, Art und Ziegen tun dann das übrige, um völlige Kahlheit der Gehänge herbeizuführen, zu der das üppige Leben in den Ebenen, die sich von der Beraubung der Hänge ernähren, in scharfem Gegensatz steht. Nur wo Ackerbau unmittelbar an Stelle des Waldes tritt, vermag er diese Vorgänge aufzuhalten, denn auch er schützt den Boden vor Abttagung durch den dichten Stand der Ackerfrüchte, durch Feld- und Terrassenmauern, die den Boden halten. Besonders charakteristisch ist der Terrassenbau im Gebirge und in hügeligen Gegenden. Ganze Ortschaften sind öfters, ;. B. im Libanon, von Getreidefeldern umgeben, die künstlich angelegte Terrassen, die das kostbare Erdreich nicht wegschwemmen lassen, bedecken. Ähnlich wurde und wird noch heute in Palästina gearbeitet.

Tritt dann aber einmal eine Zeit des Kulturrückganges, der Vernachlässigung ein, wie sie kaum einem Lande erspart bleibt, liegen die Felder jahrelang brach, so verschwindet auch hier der Boden — oft genug spurlos! Während in Mitteleuropa der Boden auch in Zeiten der Vernachlässigung in wenig verminderter Fruchtbarkeit dem Lande erhalten bleibt, fällt er in den südlichen Mittelmeerländern einer raschen Abttagung und Fortführung anheim, die sich zu einem „Fliehen des Bodens" steigert, wenn der Mensch es unterläßt, ihn durch die Kultur, durch Bepflanzung, schützende Ummauerung usw. an die Erde zu schmieden. Wie schnell sich diese Vorgänge z. B. in Nordafrika abgespielt haben, geht aus einer Mitteilung Vischers (A Iourney from Tripoli acroß the Sahara to Lake Chad, G. I. 1909) hervor, der an Stellen im W. Sofedjin, die zu Nachtigalls Zeiten noch mit Gärten bestanden waren, nur noch steinigen Schutt fand. Der einmal entflohene Verwitterungsboden bedarf langer Zeit zu seiner Erneuerung, umsomehr, als mit ihm die dürftige Vegetationsdecke gewichen ist, die ihm den Halt gegeben hatte. „So ist," wie Philippson sagt, „jeder zeitweilige

Kulturrückgang im Lande der Sommerdürre gleichbedeutend mit dauerndem Kulturrückgang, mit dauernder Bodenverminderung."
Wohl nirgends ist der Gegensatz der heutigen kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse gegen die früheren schärfer ausgeprägt, als in den Gestadeländern des östlichen Mittelmeeres. Ein Vergleich des jetzigen Tripolitaniens mit der römischen Tripolitana der ersten Iahrhunderte unserer Zeitrechnung muß geradezu niederschmetternd wirken. Das Land, das einstmals viele Millionen Scheffel Getreide und ungeheure Mengen Öl nach Rom lieferte, das noch bis in das elfte und zwölfte Iahrhundert hinein reich an wirtschaftlichen Gütern war, in dem Weinbau und Fruchtbaumkultur betrieben wurde, verödete nach dem Einbruch der ackerbaufeindlichen Araber überall da, wo der Nomade den Bauern verdrängte, wo die Vegetationsdecke durch die Viehherden noch mehr gelichtet wurde. Die Niederschläge, so schreibt Dr. Ernst Vatter (Tripolitanien, Grundzüge zu einer Landeskunde), „wurden nicht geringer, aber sie flossen jetzt oberflächlich schnell ab und rissen die während der Trockenzeit gebildete dünne Verwitterungskrume, die der Wind vielleicht noch nicht weggeführt hatte, mit sich fort. So mußte sich der Gegensatz verschärfen zwischen den Regionen der dauernden Abtragung des Verwitterungsbodens, also vorwiegend den Höhen, und denen der Aufschüttung derselben, also den Depressionen und Hohlformen, in welch letzteren die Verwitterungsprodukte aber auch nicht der Kultur gewonnen wurden, sondern dauernd der Einwirkung von Wasser und Wind, dauernder Umlagerung und Wanderung unterworfen waren. Immerhin wird es leicht sein, diese letzteren Regionen dem Anbau zurückzugewinnen." Für die Möglichkeit eines weitgehenden Aufschwungs sprechen sich fast alle Kenner Tripolitaniens aus. Nach Ansicht der vom italienischen Kolonialminister Bertolini ernannten Kommission, die sich nach der Okkupation mit der Untersuchung der Boden- und Wasserverhältnisse in Tripolitanien beschäftigt hat, wären durch Bewässerung mindestens 21 000 Hektar unbebautes Land für den Ackerbau zu gewinnen. Aber auch ohne künstliche Bewässerung könnten ungeheure Gebiete für Wiesen und Obstbau verwendet werden. Auch die Olivenkulturen sind noch einer bedeutenden Erweiterung fähig. Untersuchungen über die Bodenverhältnisse in der Cyrenaila dürften jedenfalls noch weit günstiger lauten, als die über Tripolitanien. So dürfte die landwirtschaftliche Zukunft Libyens — vorausgesetzt, daß man die Auswanderung nach dort lenken könnte — als vielversprechend bezeichnet werden.
Für die Umwandlung eines solchen Landstriches, der einstmals Kornfelder trug, in eine Steppe und auch eine steinige Wüstensteppe ist die Annahme einer Klimaänderung, besonders einer Verringerung der Niederschläge, nicht notwendig, sie erklärt sich zwanglos aus der Natur des Bodens im Mittelmeergebiet und der Einwirkung des Menschen auf ihn. (Vergl. auch Uatduinienlx, Rapport nur uue lllinniou «eieutit. eil ^ripolitaine, Xonv. ^reuives <te» Illisn. ««ieutit.
X (1902), XII (1904), XIII (1906).

Auch hinsichtlich Palästinas trifft man häufig auf die Ansicht, daß das
Klima innerhalb der historischen Periode sich verändert habe, und glaubt, für die
frühere große Fruchtbarkeit des Landes günstigere natürliche Bedingungen an-
führen zu müssen. Man kann jedoch aus in Frage kommenden Angaben der
Bibel schließen, daß die heutigen klimatischen Verhältnisse den damaligen genau
entsprechen, abgesehen davon, daß in den klimatischen Erscheinungen eines Landes
innerhalb weniger Iahrtausende nirgendwo Veränderungen eintreten, die den
Anblick eines Landes so grundlegend verändern könnten. Im Gegenteil, die Bei-
spiele von Gaza, Iaffa, Beirut und andere beweisen, daß infolge der unveränder-
ten Voraussetzungen trostlos aussehenden Stätten in wenigen Iahrzehnten die
frühere Fruchtbarkeit wiederzugeben ist, — wenn der Mensch es will.
Strecke um Strecke der Bagdadbahn wird trotz des Krieges von der türkischen
Regierung abgenommen, und mit Riesenschritten geht der mit deutschem Gelde
erbaute Schienenweg von Konstantinopel bis Basra seiner Vollendung entgegen.
Da nunmehr auch der Tag nicht fern ist, an dem der Hafen Alerandrette nach
Eröffnung des Bagtschetunnels mit Aleppo und dessen Hinterland verbunden
sein wird, ist es von besonders hoher Bedeutung, sich über den Wert uralter und
zu neuem Leben bestimmter Provinzen klar zu werden, die ihrer demnächstigen
Erschließung durch den deutschen Bahnbau harren. Es läßt sich wohl mit Ewald
Banse („Auf den Spuren der Bagdadbahn", Weimar 1913) sagen, daß in erster
Linie Südostanatolien, Nordsyrien und Mesopotamien als Kernlande der
Bagdadbahn unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen, wobei man nicht ver-
gessen darf, daß schon vor diesem Kriege in jenen drei Gebieten kein europäischer
Staat ein wirtschaftliches Übergewicht besaß, Deutschlands Einfluß aber durch
den Bau der diese Landstriche mitten durchquerenden Bagdadbahn fest begründet
ist. Im übrigen wird Nordsyrien zusammen mit Nordmesopotamien noch weit
mehr als Südmesopotamien (und auch als das ihm an Bedeutung gleichstehende
Nordwestanatolien) dem Weltmarkt erschlossen, da nämlich Südostanatolien
bisher nur weite und nicht immer gefahrlose Karawanenwege zum Mittelmeer
hatte, die die Waren erheblich verteuerten.
Man hat gerade im Hinblick auf die gewaltigen Änderungen im wirtschaft-
lichen Leben Mesopotamiens, das sich in alter Zeit einer hohen Kultur rühmen
konnte und heute nicht viel mehr als eine Wüstenei ist, auf eine Klimaverimderung
hingewiesen, die auch die Ausführung von Bewässerungsplänen hinfällig erscheinen
ließe. Daß jedoch gewichtige Stimmen gegenteiliger Ansicht waren, beweist das
Projekt des englischen Wasserbauingenieurs Sir William Willcocks, das dieser
vor fast zwölf Iahren bekanntlich auf Veranlassung der türkischen Regierung
zur Erschließung der jetzt noch ganz unfruchtbaren mesopotamischen Steppe aus-
gearbeitet hat. Der Geograph Iohannes Rein, der den Eintritt der erwähnten,
vom Menschen unbeeinflußbaren Klimaimderungen bestreitet (Scobels Geogra-
phisches Handbuch, Bd. II), sieht den Grund für die unwiderlegliche Verödung

Mesopotamiens (und auch weiter Landschaften zwischen Siwas und Kaisarie in Kleinasien) darin, daß die Menschen es verlernt hätten, die von den vorhergehenden Geschlechtern errichteten Bewässerungs- und anderen Kulturanlagen instand zu halten und etwa auftretenden Anforderungen entsprechend weiter auszubauen. In dem Augenblicke, wo des Menschen Hand und Geist die Anlagen wiederherstelle, müßte sich auch die frühere Schöpferkraft der Natur dort zeigen und ein reiches Pflanzenleben an Stelle der jetzigen Öde und Leere setzen.
Also auch hier die gleiche Folgerung Reins für Mesopotamien, wie die des Mathuisieulr für Nordafrika. Damit stimmt neuerdings genau überein das Ergebnis einer Abhandlung des bekannten österreichischen Orientalisten Universitätsprofessor Prälat Dr. Alois Musil über „die Anbaufähigkeit der arabischen Provinzen der Türkei" (Österreichische Monatsschrift für den Orient. März-Iuniheft 1914), das hier wiedergegeben sei: „Man hat in den letzten Iahren viel vcn einer Austrocknung der arabischen Länder geschrieben und diese Austrocknung als Folge der Veränderung der klimatischen Verhältnisse geschildert, ohne auch nur einen einzigen historischen Beweis für die Richtigkeit dieser Hypothese beizubringen. Seit wir die Geschichte der arabischen Länder kennen, herrschte dort das gleiche Klima wie heute, und wenn sich die dortigen Kulturverhältnisse änderten, so wurde dies nicht durch die tote Natur, sondern nur durch den Menschen allein verschuldet." Soweit Musil und die überwiegende Meinung. Einen Überblick über die verschiedenen Ansichten gibt Brückner „Klimaschwankungen seit 1700" (Wien-Olmütz 1890), der die Frage ebenso wie Hann (Handbuch der Klimatologie, 3. Aufl., Wien 1908, Bd. I) offen läßt.
Übrigens wird von Forschern (Rohrbach „Im vorderen Asien" S. 111) behauptet, daß die mesopotamische Steppe nicht so unfruchtbar sei, wie sie aussähe, da man dort zuweilen auf kleine Felder mit Gerste stieße, die die Beduinen besät hatten, nachdem sie den Boden vorher mit der Lanzenspitze etwas aufgeritzt hatten. Nach den fachmännischen Untersuchungen von H. Auhagen (Beiträge zur Kenntnis der Landesnatur und der Landwirtschaft Syriens. Berlin 1907, S. 53 ff.), ist sogar die Ansicht irrig, daß Syrien nur vermittels Bewässerungsanlagen in früheren Zeiten die reichen Erträge hervorgebracht hätte, da nach seinen Ermittlungen in Syrien, wie früher, so auch jetzt, der Anbau landwirtschaftlicher Früchte in besonderer, dem Landescharakter angepaßter Form geschieht, der Boden aber nicht der Bewässerung bedarf. Um dem Boden die Feuchtigkeit bis kurz vor Beginn der Regenzeit zu erhalten, muß nur durch entsprechendes Lockern der Oberfläche verhindert werden, daß die Feuchtigkeit vom Grundwasser mit Hilfe der Bodenkapillarität bis an die der Sonnenbestrahlung ausgesetzte erhitzte Bodenoberflciche steigt.
Die Bewässerungsarbeiten in der Koniaebene, durch deutsche Ingenieure und deutsche Kapitalien glücklich beendet, bieten bereits ansehnliches, urbar zu machendes neues Kulturland, aber noch gewaltige Landstriche harren in der

Türkei ihrer Erstehung zu alter, märchenhafter Fruchtbarkeit und Reichtum.
Nach den Willcocks'schen Berechnungen würde die unbedingt nötige Kanalisierung des Wilajets Bagdad, die in eine Euphrat- und eine Tigrissektion zu teilen wäre, 150 Millionen Mark Gesamtkosten für den Bau in Anspruch nehmen, wogegen der jährliche Reingewinn aus den dabei gewonnenen 221 000 Hektar mehr als 26 Millionen Mark betrüge. Ungeheure Mengen Baumwolle und Getreide hätte die Bagdadbahn zu befördern, die in erster Linie mit ihrer weitschauenden Verkehrspolitik nach dem Kriege der Türkei unter den Staaten den Rang sichern wird, der ihr vermöge des natürlichen Reichtums und der günstigen geographischen Lage ihres Landes zukommt.

Dr. Kurt de Bra:

Innere und äußere Politik. — Gedanken zum Weltkrieg.

Leopold von Ranke, Deutschlands größter Historiker, hat stets hingewiesen auf die engen Beziehungen, welche zwischen der inneren Entwicklung der Zustände eines Staates und den auswärtigen Verhältnissen desselben Staates zu seinen Nachbarstaaten obwalten, Beziehungen, die in ihrer Wichtigkeit oft von doktrinären Politikern, die nur Sinn für innerpolitische Lagen hatten, übersehen worden sind. Ranke vermochte an dem hervorstechenden Beispiel der französischen Revolution zu zeigen, wie eng verschlungen nach Ursache und Wirkung die Tatsachen der inneren und äußeren Politik sich damals geordnet haben, wie insbesondere die Ausbildung der Schreckensherrschaft der Iakobiner im Innern in einem merkwürdig bestimmten Verhältnis zu den Ereignissen an den Grenzen stand.

Aus der Staatengeschichte, die überall die enge Beziehung zwischen äußerer und innerer Staatslage aufweist, ergibt sich ganz von selbst für jede ihrer Verantwortung bewußte Staatspolitik die Aufgabe, auf das peinlichste das Verhältnis von innerer und äußerer Politik zu beachten. Dieses Verhältnis nun ist gar nicht so einfach zu bestimmen.

Das Hauptgebot der äußeren Politik ist die Selbsterhaltung des Staates inmitten seiner Rivalen und Konkurrenten — die Selbsterhaltung im biologischen Sinne des Kampfes ums Dasein. Diese einfache Wahrheit läßt nns das Er-

lebnis des Augenblicks so kraß vor die Seele treten, daß uns nahezu Schrecken erfaßt und fast Grausen erfüllt. Vom Standpunkt der auswärtigen Politik ist eben der Staat reiner und nackter Selbstzweck, den nichts in der Wahl der Mittel behindert.
In der inneren Politik dagegen kommen ganz andere als diese bloß biologischen Motivierungen in Betracht — hier ist das Feld für ideale Mittel und Zwecke. Ich brauche ja nur die soziale Frage zu nennen, um das zu erhärten. Die soziale Frage als sittliche Frage hat die Gewissen aufgepeitscht und ist die Kernfrage der inneren Politik geworden.
Vom Standpunkt der inneren Politik stellt sich der Staat dem Individuum nicht als Selbstzweck, sondern als erfahrungsmäßig unerläßliches Hilfsmittel für Verwirklichung der ewigen Ziele der Menschheit dar.
So verschieden sich nun der Staat seinem Wesen und seiner Aufgabe nach darzustellen scheint, selbstverständlich gibt es doch eine Gemeinsamkeit, welche die scheinbar so grundverschiedenen Auffassungen des Staates, die von der inneren Politik her und die von der äußeren Politik her bestimmte Auffassung aneinanderbindet, es ist der Wert des Staates für die Menschheit und ihre Entwicklung.
Von der Idee der Menschheit und ihrer Heraufführung empfängt der Staat seine letzte Einheit und seinen bleibenden Wert.
Aber wir müssen uns darüber klar werden und klar bleiben, daß die schöne Einheitlichkeit des letzten Zieles erst in der fernsten Ferne zu wirken vermag, wo sich Realität und Idealität schneiden. Für jetzt tun wir gut, die beiden Felder öes Staates in all der Getrenntheit, wie sie sich unserem Auge noch bietet, zu betrachten und uns zu fragen: Was kann die innere Politik tun, um im Interesse der äußeren Politik, die mit der machtvollen Selbsterhaltung des Staates zusammenfällt, zu wirken? Es konnte zunächst scheinen, als ob die umgekehrte Frage wichtiger wäre: Was kann die äußere Politik tun, um im Interesse der inneren Politik, die mit der sozialen Wohlfahrt der Volksangehörigen und ihrer Stärkung im menschheitlichen Ewigkeitssinn zusammenfällt, zu wirken? Es könnte scheinen, als ob die Ziele der äußeren Politik im Verhältnis zu denen der inneren Politik primitive wären. Aber die Zeitereignisse in all ihrer Bedrohlichkeit zwingen unsere Aufmerksamkeit gewaltsam auf den ersten Punkt: Was kann die innere Politik für die äußere Politik tun?
Es ist wie mit dem Verhältnis von Seele und Leib. So unzweifelhaft das Seelische an Wert das Leibliche überragt, so gibt es doch bestimmte Zeitpunkte der Lebenszeit, meist Krisen, die entstanden sind durch Überanstrengung des Nervensystems, wo der Geist zu seiner Selbsterhaltung nichts anderes tun darf und kann, als den Körper, die unentbehrliche Grundlage des Seelischen, zu kräftigen und all seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf dessen Stählung zu richten. Die Bauart des leiblich-seelischen Organismus bringt das so mit sich.
Eine solche Krise ist jetzt über den staatlichen Organismus der Deutschen

hereingebrochen, und die innere Politik — die Seele — kann nichts anderes tun, als für die auswärtige Politik — den Körper — zu sorgen.

Wir alle — das müssen wir zugeben — haben uns des Fehlers schuldig gemacht, daß wir die Wichtigkeit der äußeren Politik gewaltig unterschätzt, wenn nicht gar geleugnet haben. Unsere Interessen waren so von den Ereignissen der inneren Politik in Anspruch genommen, daß wir uns viel zu wenig um die äußeren Staatenbeziehungen gekümmert haben. Der Weltkrieg öffnet uns jetzt gewaltsam die Augen und zeigt uns, daß unsere gesamte innere Politik sich zunächst einmal ausschließlich nach den Bedürfnissen der auswärtigen Politik richten muß. Erst müssen uns einmal die Mittel der auswärtigen Politik — und das gewaltigste Mittel der auswärtigen Politik ist der Krieg — das biologische Eristenzminimum sichern, das Staat und Volk nötig haben. Erst dann vermag die innere Politik in Kraft zu treten mit ihrer Bemühung, das obere Stockwerk des Menschen, seine Beziehung zur Idealität, auszubauen.

Was die bedrohte Lage unseres Vaterlandes zurzeit anbetrifft, so scheint es mir besonders in dreifacher Beziehung wichtig zu sein, das Verhältnis von innerer und äußerer Politik zu beleuchten und klar zu erfassen. Was uns not tut, ist bewußte europäische Kulturpolitik im Innern — im Interesse der äußeren politischen Eristenz unseres nationalen Staatswesens. Diese menschheitliche Kulturpolitik ist in dreifacher Hinsicht besonders geboten:

1. In der Polenfrage muß ein ganz anderer Kurs eingeschlagen werden, nicht etwa nur während des Krieges und zu kriegerischen Erfolgszwecken, sondern grundsätzlich und dauerhaft. Wir brauchen die Polen fortan gegen die Russen, und wen man braucht, den hat man auch danach zu behandeln. Unsere ganze Polenpolitik im Innern muß also in eine neue Weise übergehen.

Die Zeit ist gekommen, da man zugeben muß, daß die absolutistische Staatskunst des 18. Iahrhunderts, die Länder und Völker mechanisch zerteilte, wie man Schokoladentafeln durchbricht, keinen schlimmeren Fehler begangen hat, als Polen, das letzte Bollwerk gegen asiatische Barbarei und russische Knuten-Wirtschaft, zu zertrümmern. Wenn man geglaubt hat, daß mit dem Iahre 1870. in dem das deutsche und das italienische Volk ihre lang ersehnte staatliche Einheit erlangten, die Zeit und die Macht des Nationalitätsprinzips abgelaufen sei, so hat man sich darin gründlich getäuscht. Wenn schon kleine und unentwickelte Völker von einem kräftigen Gefühl zu dem Versuch der Schöpfung eines nationalen Staates hingerissen werden, wie der Balkan zeigt, was kann man da erst von einem Volke erwarten, das in einheitlichem Raume 18 Millionen Menschen zählt, das eine einheitliche Sprache, Religion, Geschichte aufweist, das einen gemeinsamen Nationalbesitz an Gütern der Literatur, der Erinnerungen, der Pietät für große Persönlichkeiten sein Eigen nennt?

Besonders sollte man den fünfundzwanzig Millionen Kleinrussen oder Ukrainern, denen das Zarentum Sprache und alles gemeinsame Bewußtsein einer

Volkskultur zu nehmen gesucht hat — man vergleiche nur das Leben des bedeutendsten kleinrussischen Dichters Gogol —, wiederum eine staatliche Form geben, die sie unabhängig von Moskau machte. Man kann eben nicht genug unterscheiden zwischen dem Großrussentum, dem noch von der mongolischen Unterjochung her das asiatische Barbarentum im Blute steckt, und den vielen anderen Völkern slawischen, litauischen und mongolischen Geblüts, die Rußland bewohnen. Die Großrussen machen nur die Hälfte der Bevölkerung des Riesenreiches aus. Wie eine Riesenschlange hat der Zarismus alle möglichen Völker und Volksstämme übergeschluckt, aber sie nicht zu verdauen vermocht. Es ist Zeit, daß der Leib des Riesentieres aufgeschnitten wird. Vielleicht gelingt es, noch einiges heil aus dem Innern herauszubekommen. Im Namen der europäischen Kultur kämpfen jetzt Deutschland und Österreich gegen Rußland und für die unterdrückten Nationalitäten. Das muß auch in der inneren Politik besser als bisher zum Ausdruck kommen. Vor allem muß der Deutsche sich hüten, den russischen Panslawismus zu verwechseln mit der Sache des Slawentums überhaupt. Selbstverständlich kämpfen wir als Europäer gegen den Panslawismus, insofern dieser nur der Versuch des Zarismus ist, mit Hilfe dumpfer Volksinstinkte alles unter seine Knute zu bringen. Nicht aber kämpfen wir gegen das Slawentum als solches. Polen, Tschechen, Ruthenen, Bulgaren haben innerlich nichts mit dem durch Iahrhunderte währende Zarenwirtschaft verdorbenen Großrnssentum zu tun. Alle diese Völker haben den sehnlichsten Wunsch, dem Joch des Russentums zu entrinnen. Und deutsche Aufgabe ist es, den kleineren slawischen Völkern europäische Kultur zu vermitteln und ihre Volksindividualität gegen das Versinken in das öde Chaos des Echtrussentums zu schützen. Es ist ein Glück, daß diese historische Sendung des Deutschtums infolge des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland und Deutschland, der Gott sei Dank die ganz unnatürliche Freundschaft zwischen Mitteleuropa und Asiens Vorposten zerreißt, wieder stark ins Bewußtsein der Deutschen treten wird.

2. Auch in der Dänenfrage erheischt das Interesse der äußeren Politik ein ganz anderes Verfahren, als das bisher von unserer inneren Politik beliebte. Wir dürfen nie vergessen, daß die Dänen ein hochgebildetes Germanenvolk darstellen. Die Dänen sind unsere Blutsverwandten; zahlreiche Fäden haben die Kulturen der beiden germanischen Völker früher stets verbunden. Auf dem Gebiete der Organisation der Volksbildung stehen die Dänen heute so hoch und unerreicht da, daß wir Deutschen nichts besseres tun können, als in dieser Beziehung in die dänische Schule zu gehen. Die Dänen sind unter den Nordgermanen diejenigen, die uns geographisch am nächsten stehen. Wenn wir Einfluß auf die Norweger und vor allen Dingen auf die Schweden gewinnen wollen, welche letzteren durch Finnland und gegen Petersburg vorgehend uns viel nützen können, dann ist der nächste Weg, sich mit Dänemark gut zu stellen. Denn die drei nordischen Völker fühlen sich nun einmal, trotz aller Krakeel-

geschichten, wie sie in den besten Familien vorkommen, als bluthafte Einheit, und
für fanskandinavische Gedankengänge ist im Norden stets Verständnis da. Und
weil der russische Bär so ungestüm im Nachbarhaus?, das früher dazu gehörte,
in Finnland brummt, deshalb haben gerade in den letzten Iahren auch »an-
germanische Vorschläge, wie sie schon Björnson aussprach, und in Schweden be-
sonders Sven Hedins dreibundfreundliche Reden viel Anklang gefunden. Die
offenbare Tatsache, daß die gesamte, teilweise so vorzügliche skandinavische Lite-
ratur (Iacobsen, Ibsen, Björnson, Lagerlöf!) erst in Deutschland den genügend
geräumigen Resonanzboden fand, hat viel zur Verbreitung von Sympathie bei-
getragen. Aber jedenfalls führt der Weg zum Herzen der nordischen Völker über
Dänemark. Eine vernünftige innere Politik hat dafür zu sorgen, daß jede Ver-
schärfung vermieden wird, und daß Deutsche und Dänen ihrer alten Blutsver-
wandtschaft und Kulturgemeinsamkeit wieder von Herzen können froh werden.
Dann werden auch unserer äußeren Politik im Norden schöne Siegespreise
winken, wenn es gelingt, Deutschland als Vorkämpfer germanisch-europäischer
Kultur im Norden darzustellen.

3. Worauf uns schon unser Gegensatz gegen Rußland hinweist, das muß
unserer inneren Politik immer mehr betonter Leitsatz werden, nämlich bewußte
liberale europäische Kulturpolitik. Nur dann kann unsere auswärtige Politik
auf die Dauer Erfolg haben, wenn es ihr gelingt, alle Kräfte des deutschen
Volkes im Innern zu entfesseln und auszunutzen, wie das nur der Liberalismus
mit seinem grundsätzlichen Vertrauen in die Fähigkeit jedes einzelnen Volks-
angehörigen zu tun vermag. Unser Einfluß auf das Ausland muß sich geradezu
verzehnfachen, wenn das deutsche Staatswesen eine der deutschen Volkskultur
würdige liberale Politik im Innern treiben wird.

Nicht als ob es wünschenswert wäre, daß wir englische oder französische
Zustände restlos kopierten. Im Gegenteil! Wir wissen jetzt ganz genau, daß
die westeuropäischen Staaten weder so liberal noch so demokratisch regiert werden,
wie sie sich den pharisäerhaften Anschein geben, daß England von einer geschickt
verbundenen Adels- und Reichtumsclique geleitet, Frankreich von einer reinen
Geldbourgeoisie gelenkt wird. Der deutsche Volksgeist kann der Welt jetzt ein-
mal zeigen, was wahrhafte liberale Volksgesinnung in der Einrichtung des
modernen Staates zu leisten vermag. Was schon unsere konservative Regierung
an sozialer Gesetzgebung Wertvolles geschaffen hat, wie ganz anders wird das
vertieft und gesteigert werden und als lebendiges Vorbild vor ganz Europa sich
erweisen können, wenn eine bewußt liberale und europäische Kulturgesinnung
das angefangene große Werk vollenden wird. Ein Zugeständnis mußte man auch
unserer bisherigen konservativen inneren Politik machen: sie war längst nicht
so reaktionär, wie sie sich selber gab und wie es für ganz Europa den Anschein
hatte; Beweis ist die soziale Gesetzgebung, die das vorbildliche deutsche Beamten-
tum in altbewährter Gewissenhaftigkeit durchführte. Nun denn, wenn die

westeuropäische Politik längst nicht so fortschrittlich war, wie ihre Larve versprach, wenn die deutsche Politik längst nicht so reaktionär war, wie es stets hieß, was für eine schone und würdige Aufgabe erwächst da dem Deutschland nach dem großen Weltkriege, nämlich die Aufgabe, der Wahrheit die Ehre zu geben und bewußte fortschrittliche Kulturpolitik im Sinne des deutschen Menschheitsvolkes zu treiben. Wird die Aufgabe bewußt ergriffen von unserer inneren Politik, dann kann unserer äußeren Politik daraus nur reicher Segen erwachsen; denn überall, wo ein Volk sich die Fortschritte der Kultur wird aneignen wollen, wird es sich von selbst und mit fröhlicher Sympathie dem deutschen Volke anschließen.

Insbesondere scheint mir die Aufgabe der deutschen inneren Politik die zu sein, einmal der Welt zu zeigen, wie man gleichzeitig liberale und soziale Politik machen kann, die man solange in falschen Gegensatz zu einander gebracht hat. Wenn der Deutsche zeigt, daß er das Ideal der Freiheit, das er erstrebt, nicht so flach versteht, daß er es sich in materieller und wirtschaftlicher Beziehung erschöpfen lassen will, daß er vielmehr Freiheit als das Lebenselement begreift, das er in der tiefsten Beziehung seines Seins braucht, in Fragen der Religion und Sittlichkeit, daß er sogar wirtschaftliche Gebundenheit gern ertragen will, wenn ihm klar gemacht wird, daß nur so Freiheit im höchsten Sinne der Persönlichkeit jedem einzelnen Volksangehörigen gewährleistet werden kann, dann hat Deutschland der Weltkultur jenen Dienst erwiesen, den höchst wahrscheinlich die Vorsehung von ihm erwartet.

Schon jetzt hat der Krieg in seinen Anfängen unserer künftigen inneren Politik das Gesetz ihres Handelns vorgeschrieben. Einem Volke, das in so einmütiger, herrlicher Begeisterung in allen Schichten zur Verteidigung des Vaterlandes angetreten ist, kann man unmöglich die politische Reife in irgendeiner Beziehung absprechen. Das allgemeine Wahlrecht z. B. konnte keine glänzendere Rechtfertigung erleben als jetzt, da es sich als selbstverständliche Beigabe zu der allgemeinen Wehrpflicht wundervoll darstellt. Der ganze unerhörte Aufschwung in Gesinnung und Glauben unseres Volkes kann nur denen recht geben, die stets ein liberales Vertrauen in die Fähigkeit jedes einzelnen Volksangehörigen zur richtigen Selbstentscheidung gesetzt haben. Der üble Kastengeist, das gefährlichste Gift im Organismus unseres Volkes, ist verschwunden. Der Geist aus der Zeit der Freiheitskriege ist neu erstanden — ein Volk, ein Sinn, ein Ziel. Und dieses einheitliche deutsche Volksempfinden wird und muß so bleiben.

Wir fassen zusammen: Selbst wenn die grundsätzlich liberale innere Politik nicht ihre sich selbst genügende Selbstrechtfertigung in sich trüge, dann müßte schon die Rücksicht auf die äußere Lage, schon die Gründe der äußeren Politik unsere deutsche innere Politik zwingen, eineu liberalen, kulturfortschrittlichen Kurs jetzt und in Zukunft zu segeln. Die deutsche Staatspolitik hat, wie nachgewiesen, alle Ursache, nicht allein alles reaktionäre Wesen, sondern auch allen

reaktionären Anschein fortan zu meiden. Wir sprechen das nicht aus, um im großen Moment die Einheit des Nolksempfindens durch wohlfeile Parteipolitik zu zerreißen, sondern weil die Lehre, die die Zeit selbst schon ausspricht, im Interesse des deutschen Volkes nicht deutlich genug ausgesprochen werden kann. Es hat sich erwiesen, daß eine deutsche Staatspolitik, die im Innern und Äußeren national, liberal und sozial ist, kurz kulturfortschrittlich im Sinne des europäischen Zentral- und Menschheitsvolkes der Deutschen, gleichzeitig diejenige Politik ist, die unserem Volke am ehesten seinen berechtigten Rang unter den Weltvölkern sichert und unserem Vaterland die von der Vorsehung gewollte Rolle als vorbildliches Kulturland anweist. Nicht allein den Prinzipien der Gerechtigkeit entsprechend, sondern auch den meisten politischen Erfolg versprechend erweist sich jetzt für Deutschland eine aufrichtig liberale Kulturpolitik. Möge unser Volk und Land diesen Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik ergreifen und begreifen!

Dr. Robert Wendlandt:

Deutschlands Zivilisation — die Hoffnung der Zukunft.

Seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist es fast unmöglich, «ine Vorstellung von der Sache von deutscher Seite in der amerikanischen Press« zu erhalten. Sehr wenige Zeitungen besitzen die Unparteilichkeit, der Kriegslage in deutscher Beleuchtung angemessenen Raum zu geben, und obwohl einige taugliche Berichte über die deutsche Sache erschienen sind, waren sie ihrem Charakter entsprechend meistenteils akademisch. Daher habe ich versucht, die Sache derartig darzustellen, daß sie sich an die Amerikaner in erster Reihe wendet. So tief berührt mich die Frage, daß ich, wenn es möglich wäre, dem ganzen amerikanischen Volke sagen möchte, was ich von dem deutschen Volke weiß und über das deutsche Volk empfinde in diesem seinem größten Kampfe um die Erhaltung seiner Zivilisation.

Meine Vorfahren waren Engländer, die nach Amerika zur Zeit der Kolonisation kamen. Mehrere von ihnen dienten während des Revolutionskrieges im amerikanischen Heere. Dies erwähne ich, nicht, damit es vom geringsten Einfluß auf jemand sei, sondern einfach, um zu zeigen, daß ich vielleicht einer von den wenigen englischer Abstammung bin, die Zuneigung für Deutschland in diesem Kampfe haben — für ein Land mit der größten Zivilisation, die je auf dieser

Erde entstanden ist. Ich lese viel über das Deutschland Goethes und Schillers, über deutsche Wissenschaft, deutsche Industrie und Wirtschaft aus der Feder vieler Schriftsteller, die in denselben Artikeln die deutsche Regierung und das, was sie deutschen Militarismus nennen, anklagen. Sie sagen im wesentlichen, daß es in diesem Kriege zur Vernichtung der deutschen Regierung und des deutschen Militarismus käme. Mit anderen Worten, sie schlagen vor, der Russe soll den Deutschen lehren, wie er Sauberkeit und Gesundheitspflege zu üben habe; der Lateiner soll ihn gesunden Verstand, Charakterfestigkeit und Wahrhaftigkeit, der Iapaner Ehrlichkeit lehren, der Engländer soll ihn in diplomatischer Geschicklichkeit unterrichten, ihn zum Christentum bekehren und freisinnig machen. Das ist es im wesentlichen, was sogenannte Schriftsteller in amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften dem amerikanischen Volke tatsächlich sagen. Selbst einige Leute deutscher Abstammung drücken diese Ansichten aus. Wenn ich viel ^>on dem dummen Zeug lese, das über Deutschland in jüngster Zeit geschrieben morden ist, scheint es mir, daß viele Schriftsteller, die man als Leute von unbestrittenem gesunden Verstand und Scharfsinn angesehen hat, das Unterste zum Obersten gekehrt und jeden Sinn für Maß und Ziel und Besonnenheit verloren haben, wenn sie sich mit dem gegenwärtigen Kriege beschäftigen. Wie schon gesagt, sie loben den deutschen Fortschritt und verdammen das, was den deutschen Fortschritt möglich gemacht hat.

Was ich an dem deutschen Volke bewundere, ist seine Ehrlichkeit, Charakterfestigkeit, soliden Eigenschaften, Ordnungsliebe und die Fähigkeit, eine richtige Regierung einzusetzen. Die Tatsache, daß man in Deutschland so viele Regierungs- und soziale Probleme gelöst oder fast gelöst hat, ist nur wegen seiner starken Regierung möglich gewesen. Wir hätten nicht das neue Deutschland der Wissenschaft und Industrie, des Fortschritts und Handels haben können, wenn nicht Staatsmänner wie Bismarck gewesen wären, die das Werk aufbauten. Alles, was Deutschland erreicht hat, würde ohne eine starke Regierung und die Fähigkeit, diese durch sein Militärsystem zu schützen, völlig unmöglich gewesen sein. Es deucht mir auffallend, daß man diese Tatsache übersehen kann.

Was ich jüngst in einer amerikanischen Zeitschrift über die gegenwärtige Lage las, scheint mir ebenso seltsam wie das andere Geschwätz zu sein, das ich aus englischen Federn gelesen habe. Um den Sachverhalt in jenem Artikel kurz zusammenzufassen: Die Überlegenheit der englischen Regierungsform über die deutsche — England ein liberales, demokratisches Land, das aus 400 000 000 patriotischen Bürgern besteht. Das ist der Gesichtspunkt des Verfassers, und auch der geläufige. Aber, laßt mich fragen, wie groß ist unter diesen 400 000 000 der Prozentsatz der des Schreibens und Lesens Unkundigen? Mit Ausnahme von Kanada und Australien, wie ist die Lage der eingeborenen Bevölkerung seiner Kolonien? Indien, die hauptsächlichste seiner Besitzungen, führt jährlich durchschnittlich etwa 100 000 000 Scheffel Weizen aus. Wieviel Prozent der ein-

,-

geborenen Bevölkerung haben je Weizen gegessen? Welcher Prozentsatz davon^ verglichen mit anderen Teilen der Welt, stirbt durch Teuerung und Hungersnot; wieviel Prozent davon sind weniger unwissend, seitdem sie unter der englischen Herrschaft steht? Und weiter, wieviel Prozent davon sind im geringsten Grade besser daran, als sie waren, seitdem sie unter der englischen Herrschaft ist?

Nun das englische Heer — woraus bestehen Unteroffiziere und Gemeine? Sind es patriotische englische Bürger, die zur Verteidigung ihres Landes angeworben sind? Sind es nicht vielmehr Mietlinge allerlei Farben, Religionen und Nationalitäten, manche davon blutdürstige Wilde, die sich für einen dürftigen Monatssold anwerben ließen, da es die leichteste Art für sie ist, sich damit durchzuschlagen? Entlassen sie daheim in England Freiwillige, die sich zum Dienst im englischen Heere meldeten? Von anderm Gesichtspunkt aus, was für ein Bursche ist durchschnittlich der Tommy Atkins? Das Beste an ihm ist das, was von deutschem Blut in seinen Adern ist. Dies hat ihm eine Grundlage gelassen, auf der sich ein besserer Stoff hätte entwickeln können, als er gegenwärtig ist. Ist er jetzt wohl erzogen, gut vorgebildet, kriegstüchtig, verständig, patriotisch? War sein persönlicher Fortschritt ein Wunder in diesem Zeitalter? Er hat gute Eigenschaften; aber er ist roh, gemein, selbstsüchtig, herrschsüchtig; sicher fehlt es ihm gar sehr an all den Eigenschaften, die die Kultur gibt. Er glaubt, daß der goldene Stein, der ihm in England im Namen der Freiheit ausgehändigt wird, echt sei. Er macht zwar gewisse Konzessionen, aber er hält sie für Freiheiten. Wir müssen das englische System und die englische Regierung nach der Frucht beurteilen, die sie trägt, und wir müssen das deutsche System und die deutsche Regierung mit demselben Maße messen. Aus dem Iahrbuch der Englischen Enzyklopädie 1913 erfahren wir, daß der Prozentsatz der des Schreibens und Lesens Unkundigen in Deutschland ein sehr kleiner Bruch von einem Prozent ist. Aus der Ausgabe der „New-Iork Nation" vom 2. April 1914 erfuhr ich, daß Deutschland seinen Reichtum in zehn Iahren verdoppelte — etwas Bedeutendes, dem kein anderes Volk nahekommt. Wir wissen, daß sich jeder deutsche Bürger gegen Not für seine Familie durch Versicherung zu einem Minimum von Kosten schützen kann, die kein anderes Land unter keinem andern System erreicht. Wir wissen, daß er eine körperliche, sittliche und geistige Erziehung besitzt, die jedem andern Volke überlegen ist. Wir wissen, daß Deutschland im Verhältnis zur Volksmenge und zum Flächeninhalt für sein Volk mehr hervorbringt und besser sorgt, als irgendein anderes Land. Vor einer Reihe von Iahren erfuhr ich, daß das durchschnittliche Lebensalter in Deutschland größer als in irgendeinem andern Lande sei, daß der Deutsche alle anderen Völker an Brustumfang und körperlicher Entwicklung übertrifft.

Nun in betreff der Frage des Patriotismus — war je die Welt Zeuge von einem Schauspiel wie diesem, da der Deutsche Kaiser die Mitglieder des Deutschen Reichstages zu sich in das Königliche Schloß lud und ihnen den Schrift-

Wechsel zwischen den Regierungen der verschiedenen Nationen bezüglich des gegenwärtigen Krieges vorlegte? — und von seiner Ansicht über die Lage gab es keine einzige abweichende Stimme. Hat jemals die Welt ein Schauspiel gesehen wie die Einmütigkeit des deutschen Volkes — Männer, Frauen und Kinder — darin, daß in diesem Kriege die Gerechtigkeit auf seiner Seite sei, und seine Bereitwilligkeit, jedes Opfer für sein Vaterland zu bringen — Hab und Gut, Leben, alles, was es besitzt? Beweist dies durchschnittliche Meinungsverschiedenheit oder allgemeine Unzufriedenheit mit der Reglerungsart, die es besitzt? Oder, um nicht zu weitschweifig und langweilig zu sein, wenn wir einen Baum nach der Frucht beurteilen, die er trägt, so deucht es mir, daß Deutschland mehr als einem der Völker, mit denen es Krieg führt, der Vorzug gegeben werden muß.
Hierzu möchte ich eine Anführung aus einem Artikel über den „Reichtum Deutschlands" in der „New-Iork Nation" vom 2. April 1914 hinzufügen: „Das deutsche Vermögen wird auf 99 000 000 000 Dollar geschätzt, und ein Zehntel davon gehört dem Staat — das heißt, dem Volke — hauptsächlich in Gestalt von Eisenbahnen, Bergwerken, Gebäuden, Fabriken und Kanälen. Aus diesem Besitz, der der Regierung gehört, wird ein beträchtlicher Prozentsatz der Einkünfte zu Geld gemacht, und dadurch die Steuerlast für das Volk vermindert. Eine Fortsetzung dieses Verfahrens würde die deutsche Regierung mit der Zeit in eine Lage bringen, wo keine Steuern vom Volke eingezogen zu werden brauchen."
Was nun die Frage der Regierung betrifft, so ist der Anspruch auf das Wahlrecht, wenn richtig verstanden, so gerecht wie in keinem andern Lande verteilt. Als Beweis dafür gab es in Deutschland bei einer Bevölkerung von «6 000 000 soviel wie 12 000 000 eingetragene Wähler. In welchem Lande ist dieser Prozentsatz jemals registriert gewesen? Selbst in unserm eigenen Lande? Die richtige Ordnung der Regierungsmaschinerie wird durch das Gleichgewicht zwischen den Vertretern der verschiedenen Klassen und Interessen-Verbände angezeigt. Deutschland hat 110 sozialistische Abgeordnete in seiner vertretenden Körperschaft, und eine verhältnismäßige Vertretung für Reichtum, Arbeit und verschiedene religiöse Parteien wird wie in keinem andern Lande erhalten.
Wieviel Prozent von Englands 400 000 000, will ich fragen, bieten sich freiwillig zum Dienst in Englands Heeren an? Ist der Prozentsatz, selbst in Kanada oder Australien, groß? Ist er in der Heimat groß? Andererseits kann man sich nicht vorstellen, daß es auch nur wenige Deutsche in jedem Lande und Klima gibt, die nicht bereit sind, jeden Dienst, der in ihrer Macht steht, ihrem Vaterlande zu erweisen? Ich glaube, Deutschland könnte (wenn es möglich wäre, nach Hause zu kommen) ein Heer zusammenbringen, das allein in Amerika größer ist, als die Zahl der Kriegsfreiwilligen in England aus seinen 400 000 000.
Beweist dies einen Mangel an Patriotismus, Sympathie oder Zufriedenheit mit der Regierung des Vaterlandes?

Nun gibt es noch eine Frage, die sehr viel besprochen wird — englische
Schriftsteller schreiben die Ursachen des Krieges Deutschland oder dem deutschen
Militarismus zu. Dank dem gesunden Sinn des Deutschen und der Unter-
haltung eines zur Verteidigung tüchtigen militärischen Materials, zu
stark vor 1914, um angegriffen zu werden, hatten wir vierundvierzig Iahre
lang in Europa Frieden mit Frankreich, das in der ganzen Zeit
Rache predigte und durch seine Presse und aus anderen Quellen
das deutsche Volk beleidigte. Während dieser Frist gab es eine Reihe von Zeiten,
da Umstände und Interessen deutsche Bündnisse unverletzt gehalten haben würden.
Zur Zeit des Russisch-Iapanischen Krieges hätte es leicht, dank Rußlands Un-
fähigkeit, zu helfen, Frankreich zu Boden schlagen können; oder es hätte sicher
und leicht sowohl Rußland, als auch Frankreich angreifen können, hätte es die
Absichten gehabt, die man ihm gegenwärtig beilegt; oder hätte es nicht Belgien
zur Zeit des Burenkrieges erobern können? War es nicht während eines Zeit-
raumes von vierundvierzig Iahren mit all den kleinen angrenzenden Völkern
im Friedenszustande? Und es würde noch heute mit Belgien im Friedensznstande
sein, wenn nicht die englischen Umtriebe gewesen wären. Aber Deutschland
war nicht nur vor dem Kriege vierundvierzig Iahre im Friedenszustande, sondern
sein tüchtiges militärisches System und sein Bürger-Militär haben besonders
Frankreich im Friedenszustande erhalten. Lest die französische Geschichte vor
den vergangenen vierundvierzig Iahren. Hatte seine Regierung jemals so feste
Beständigkeit? Machte es je zuvor solche verhältnismäßigen Fortschritte auf
allen Gebieten, wie während der letzten vierundvierzig Iahre? — und nach
meiner Meinung verdankt es dies gänzlich dem großen Schutzmann gerade über
der Grenze, der es sich gut benehmen ließ. Und wie der Fortschritt der Bundes-
genossen Deutschlands durch seinen Schutz möglich gemacht worden ist, so sehr
ist das militärische System (sein tüchtiges Bürger-Militär) angeklagt worden.
Endlich möchte ich darüber schreiben, was die deutsche industrielle Entwick-
lung für die ganze Menschheit getan hat. Nehmt nur einen Gegenstand: Zucker.
Was würde heute der Preis für den Konsumenten in irgendeinem Teile der Welt
sein, wenn man abrechnet, was deutsches Unternehmen für die Industrie getan
hat!
Wie steht es um Englands Verhältnis zum Frieden der Welt? Rechnet
man seine Umtriebe während der letzten hundert Iahre ab, so hätten die meisten
unglückseligen Kriege abgewendet werden können. Wir brauchen nur den Krim-
krieg, den Russisch-Türkischen, den Russisch-Iapanischen Krieg so gut wie das
gegenwärtige Weltunglück zu erwähnen; dies alles verdanken wir der englischen
internationalen Politik und Intrige. Auch ist Englands Einmischung in die
Angelegenheiten anderer Völker nicht auf Europa beschränkt geblieben. Kein
anderes Volk hat jemals versucht, sich mit amerikanischen Angelegenheiten zu
befassen. Seine Ränke wahrend des Bürgerkrieges entsprangen dem Bestreben^

eine Spaltung im Volke herbeizuführen. Ohne wirkliche Freundschaft für einen
Teil, war es sein Ziel, es zu trennen, um es zu schwächen. Die Amerikaner
sollten sich des Zwischenfalles von Sackville im Oktober 1888 als einer Er-
klärung englischer Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten erinnern. Sie
sollten nicht die venezolanische Streitfrage vergessen, oder neuere Dinge — die
angewandten jingoistischen englischen Methoden, um das amerikanisch-kanadische
Gegenseitigkeitsverhältnis aufzuheben, und unsere gespannten Beziehungen zu
Iapan noch vor dem letzten Winter, als Präsident Wilson einen persönlichen Appell
an den amerikanischen Kongreß richtete, das Freizollverhältnis zu wider-
rufen, weil diplomatische Gründe es erheischten. Es wird daran erinnert, daß
kurz nach der Aufhebung des Verhältnisses unsere Reibung mit Iapan aufhörte.
Niemals können wir internationalen Frieden haben, bis man auf englische Ränke
ein drohendes Auge richtet. Dies kann nur eine andere Macht tun, die eine Flotte
baut, die groß genug ist, England zu zwingen, auf seine eigenen Angelegenheiten
zu achten. Es ist nicht schwer zu zeigen, daß es der internationale Unruhstifter
gewesen ist. Dies sind Behauptungen; aber wenn ich mich auf Einzelheiten ein-
lasse, kann ich sie beweisen.

Wie schon bemerkt, bin ich englischer Abstammung; dennoch habe ich eine
starke Zuneigung für das deutsche Volk und glaube, daß Deutschland, wie sehr
es auch von den Alliierten an Männern und Mitteln übertroffen wird, nahe
daran ist, diesen Kampf zu gewinnen, und daß die größte Zivilisation, die je
auf dieser Erde entstanden ist, zur ununterbrochenen Verbesserung nicht nur derer,
die das deutsche Vaterland lieben, sondern auch für die ganze Menschheit bewahrt
werden wird. Deutsche Aufrichtigkeit, Sittlichkeit, wissenschaftliche und kultu-
relle Entwicklung, beschützt von einer starken, nur durch ihr Bürger-Militärsystem
möglichen Regierung, werden russische Roheit, französische Hysterie und mangeln-
des Gleichgewicht, englische politische Gaunerei und Arglist fortgesetzt im Zaume
halten und dem allen einen Hemmschuh anlegen, und infolge des verständigen
Patriotismus und der persönlichen Kraft seines Volkes für jede Pflicht, die
von ihm gefordert wird, wird es diesen Kampf gewinnen.

Professor Dr. P. Rohland, Stuttgart:
Chemisch-technische Tagessragen.
Die chemisch-technischen Tagesforderungen bewegen sich
in der jetzigen Kriegszeit nach der Richtung, daß alle Rückstände der
Industrien, wenn es irgend geht, in irgendeiner Weise
nutzbar gemacht werden.
Auch die Bierbrauereien haben ein Abfallprodukt, das noch in viel
größerem Umfange als bisher nutzbar gemacht werden kann; es sind das die
Heferückstände, die noch sehr wertvolle Stoffe enthalten. Es gibt noch
sehr viele Brauereien, auch in Deutschland, die diese Rückstände unverwertet
lassen und sie mit den Abwässern fortleiten. Und in den Abwässern bilden
sie deren gefährlichsten Teil, weil sie leicht in Fäulnis, die mit üblem
Geruch verbunden ist, übergehen; sie können zwar nach meinem „Kolloidtonreini-
gungsverfahren" geklärt und gereinigt werden, aber besser ist ihre technische
Verwertung.
Nach einem Verfahren von P. Dönhoff, das sich besonders für kleinere
Brauereien eignet, wird die abgepreßte Hefe mit Abdampf gekocht und dabei
ein Präparat von folgender Zusammensetzung erhalten:
Wasser 71,9 "/.
Protein 14,0 "/,.
Fett 0,12°/°
Stickstoff-freie Ertraktstoffe 11,7 '/«
Asche 2,2 °/°-
Diese gekochte Hefe erwies sich als ausreichend haltbar und hat sich bei
der Schweinemast ausgezeichnet bewährt. Für mittelgroße und größere
Brauereien empfiehlt es sich aber, einen H efe tro ck en apparat, wie ihn die
Maschinenfabrik MarOschatzin Dresden liefert, zu verwenden.
Hierbei sind zu 100 Kilogramm Trockenhefe notwendig: ca. 625 Kilogramm
dickflüssige Naßhefe mit 83 Prozent Wassergehalt oder ca. 400 Kilogramm ab-
gepreßte Naßhefe mit ca. 73 Prozent Wassergehalt. Die Dampfkosten für 1w
Kilogramm Trockenhefe bettagen je nach Wassergehalt ca. 1,10—1,70 Mark.
Es gingen bisher noch jährlich für viele Millionen Mark dieser Abfall-
produkte, Hefe, Faßgeläger und Trub verloren, da es noch nicht gelungen war.
sie trotz ihres Reichtums an wertvollen Nährstoffen in geeignete Dauerform zu
bringen.

Der
chemischen Analyse nach enthält reine Tro
ckenh <
:fe:
Wasser
9,70
V,
Mineralstoffe
7,95
V.
davon Phosphorsäure
4,15
/»
(d. i. 52,20 °/° der Mineralstoffe)
Eiweiß
53,37
Lecithin
1,48
Fett
1,00
°/°
Kohlehydrate u. sonstige Ertraktivstoffe
27,98
V.
100,00
Das
Trockenprodukt aus Faßgeläger und Trub en
chält:
Wasser
7,80
"/
Mineralstoffe
9,36
V«
davon Phophorsäure
3,60
V.
(d. i. 38,42 V» der Mineralstoffe)
Eiweiß
50,80
V«
Lecithin
1,24
V.
Fett
1,52
V.
Kohlehydrate u. stickstoffreie Ertraktivstoff
e 30,52
0/
100,00
°/
Die Gärungserreger sind vollständig abgetötet.
Dies« Abfallprodukte enthalten nun gerade die Stoffe, die den Haupt-
bestandteil der menschlichen und tierischen Nahrung bilden, Eiweiß, Kohlehydrate,
Fett, phosphorsaure Salze, und zwar in konzentriertester Form. Ein
Kilogramm Trockenhefe hat den Nährwert von drei Kilogramm Fleisch.
Bei der Viehfütterung muß diesem Umstand Rechnung getragen werden, und
die Trockenhefe mit anderen Futtermitteln vermischt werden. Professor Dr. Cluß-

Wien hält die getrocknete Bierhefe für ein vortreffliches Nahrungsmittel,
Genußmittel, für ein diätetisches und Heilmittel mit prophylaktischer
Wirkung; nach ihrer chemischen Zusammensetzung steht sie dem Fleisch am nächsten;
sie ist der gegebene Fleischersatz. Im Preise stellt sich diese Nährhefe zu
mittelgutem Rindfleisch ungefähr 1:2,9, zu Rindfleisch bester Qualität
1:4,3; ferner ist sie verwendbar bei der Pferdefütterung als Hafer-
ersatz. Hafer kann bis zur Hälfte durch Trockenhefe ersetzt werden.
Der Firma Haaf u. Gen. ist es gelungen, aus Hefe ein fleischähnlich
schmeckendes, entbittertes Nährmittel, das Hacosan herzustellen, das im Nähr-
wert nahezu der vierfachen Menge Fleisch entspricht; Hacoferin ist ein eben-
falls aus Hefe hergestelltes Kraftfuttermittel.

So kann auf verhältnismäßig einfache Art und Weise ein Abfallprodukt
nutzbar gemacht werden. Es sind aber noch recht viele Brauereien in Deutsch»
land und Österreich, die diese Rückstände in die Abwässer laufen lassen. Auch
das preußische Landwirtschaftsministerium hat ein Rundschreiben an
die deutschen Brauereien erlassen, in denen diese aufgefordert werden, daß die Hefe-
rückstände, nachdem es gelungen sei, diese in ein haltbares, außerordentlich nähr-
stoffreiches und bekömmliches Futter für die tierische Ernährung überzuführen,
tunlichst vollständig zur Herstellung getrockneter Futterhefe Verwendung finden
sollen. Dasselbe gelte für Trub und Hopfentreber. Die aus den Abfallprodukten
der Brauereien hergestellten eiweißreichen Trockenfutterarten sind für die Er-
haltung der Produktionsfähigkeit des inländischen Viehbestandes von ganz
besonderer Bedeutung. Die Mengen, um die es sich hierbei handelt, sind be-
achtenswert. Die deutschen Brauereien könnten eine Menge von 16 000 Tonnen
dieses wertvollen eiweißreichen Futters im Werte von 5000000 Mark auf
den Markt bringen; dazu kommen 4000 Tonnen Trockentrub im Werte
von 800 000 Mark und 12 000 Tonnen getrocknete Hopfentreber im
Werte von 960 000 Mark. Es handelt sich also um einen Gesamtwert von reich-
lich 6 500 000 Mark.
Und, wie schon erwähnt, braucht nur eine geringe Menge dieses Futters
den anderen Futtermitteln beigemischt zu werden, um erstere zur vollen Wirkung
zu bringen.
Da wir keine Schweröle zur Gewinnung von Benzin besitzen, so
müssen wir uns nach anderen leicht verbrennbaren Gasen umsehen. Benzol
können wir aus dem Steinkohlenteer herstellen.
Es steht uns aber auch noch der Spiritus zur Verfügung.
Für die Gewinnung des Alkohols stehen uns zahlreiche Hilfsquellen zu
Gebote. In solcher Zeit, wie der jetzigen gerade, müssen auch die folgenden
Abfallprodukte unserer Industrien nutzbar gemacht werden.
So kann Äthylalkohol aus Holzabfällen, aus den Abwässern der Zellulose-
fabriken, aus den Abwässern der Preßhefefabriken, aus Rübenmelassesyrup, aus
Mohrrübenabfällen usw. gewonnen werden. Allerdings ist die technische Her-
stellung des Alkohols aus Zellulose noch mit Schwierigkeiten verknüpft. Diese
Industrie hat nach mehreren Iahren nur etwa 60 Hektoliter reinen Alkohol dar-
gestellt.
Die Zellulose der Sägespäne wird in Stärkezucker verwandelt; durch
die Fermentation des letzteren erhält man Alkohol. Um 1500 Kilogramm Säge-
späne in Zucker zu verwandeln, braucht man 400 Liter Wasser und 81 Kilo-
gramm Schwefelsäure; als Ferment dient Bierhefe.
Die Herstellungskosten sind billig, aber der Nachteil besteht darin, daß die
Apparate durch dieSäure und denAlkohol orydiert und angegriffen werden.
Dieser Übelstand macht sich auch bei der Verwendung des Alkohols als Betriebs-

mittel der Motoren bemerkbar und bedingt deshalb gewisse Vorsichtsmaß-
regeln bei der Verwendung von Alkohol als Motorenbetriebsstoff.
Äthylalkohol gehört zu den Substanzen, die die Orydation der Metalle, z. B.
des Eisens, beschleunigen; es gibt nun eine Reihe von Stoffen, welche die Oxy-
dation des Eisens verlangsamen bzw. aufheben. Hierzu gehören alle Lösungen,
die Hydrorylionen besitzen, wie Hydroryde und Salze, die infolge
Hydrolyse alkalisch reagieren; allerdings muß die Konzentration der Hydrorylionen
einen bestimmten Wert haben, damit die rostschützende Wirkung eintreten kann.
Diese orydationsverhinderndc Wirkung der Lösungen, die Hydrorylionen enthalten,
bezieht sich aber merkwürdigerweise ganz allein auf das Eisen. Alle übrigen
unedlen Metalle, wie Zinn, Zink, Kupfer, Blei, selbst das in chemischer Hinsicht
dem Eisen sonst so nahestehende Aluminium, werden von solchen Lösungen orydiert
und angegriffen.
Eine rostschützende Wirkung üben noch aus Alkalichromate und
Bichromat e, auch Chromichlorid*), obwohl ihre Lösungen Wasser-
stoffionen enthalten, die sonst die Orydation beschleunigen.
Vielleicht ließe sich unter diesen Stoffen einer finden, del in kleinen Men-
gen dem Alkohol zugesetzt, seine orydationsbeschleunigende Wirkung verlangsamt
bzw. aufhebt, ohne sich mit dem Alkohol chemisch zu verbinden.
Bei Verwendung von größeren Mengen von Benzol und Spiritus für die
Motoren der Automobile könnten wir uns aus) später bezüglich der Benzingewin-
nung vom Ausland unabhängig machen. Die Ausnutzung der Ablauge der Zellu-
losefabriken zur Spiritusherstellung ist durch steuergesetzliche Maßnahmen
zurzeit in Deutschland unmöglich; es könnten aber für zehn Millionen Mark
jährlich gewonnen werden.
Mit Erstaunen haben wir in letzter Zeit gelesen, daß in Lüttich, Namur und
anderen Festungen unsere 42 Zentimeter-Mörser enorme Zerstörungen an den
Forts hervorgerufen haben. Da erhebt sich nun die Frage, ob die Schutz-
mauern und Decken aus Beton oder, wie früher, aus Ziegelsteinen und
Kalkmörtel hergestellt werden sollen.
Aus der kolloidchemischen Konstitution des Zements**) bzw. Betons ergibt sich,
daß eine Betondecke eine große Spannung und Sprödigkeit besitzt,
die durch einen Anstoß oder Anwurf leicht zerstört wird. Das hat
aber nicht nur ihre teilweise, sondern ihre vollständige Zerstörung zur Folge.
Anders verhält sich eine Decke oder Mauer aus Ziegeln mit Kalkmörtel. Dies«

*) Vergl. P. Rohland über die Oxydationiverzögenmg de« Eisens durch Chr»michl»rid.
St. f. Elektr»chemie 22. 1909.
") Veigl. P. R»hland. Der Eisenbet»n. H»ll»idchem. und physichem. Untersuchungen.
O. Spam«. Leipzig 1912.

ist nicht so dicht gefügt wie eine Betondecke, die infolge ihrer koagulierten Kolloidstoffe des Zements eine hohe Dichtigkeit besitzt.
In die porösere Decke oder Mauer aus Ziegelsteinen mit Kalkmörtel wird auch ein 42 Zentimeter-Geschoß zwar ein großes Loch schlagen, aber keine vollständige Zerstörung hervorrufen können, wie man das aus den in den Zeitschriften erschienenen Abbildungen leicht ersehen kann. Ganz besonders reiner Beton ohne Eiseneinlagen ist der Gefahr der vollständigen Zertrümmerung ausgesetzt. Beim Auftreffen des Geschosses entstehen auch mit dessen Schwere wachsende große Zug- und Schubspannungen, denen zu widerstehen reiner Beton nicht imstande ist. Es treten bedeutende Risse auf, so daß es der nachfolgenden Erplosion ein leichtes ist, das Bauwerk völlig zu zerstören. So haben z. B. die Geschosse der in Belgien tätigen österreichischen 30,5 Zentimeter-Haubitzen sich in 2,5 Meter starke, reine Betondecken nur 50 Zentimeter eingebohrt und doch die durch die auftretenden Risse gelockerten Decken durch ihre Sprengwirkung zerstört. Auch die Vereinigung von stark armiertem Eisenbeton mit Stahlpanzertürmen hat keinen großen Nutzen; denn die Stahlplatten werden, so groß sie auch sein mögen, durch einen Treffer vom Eisenbetongemäuer abgehoben oder zertrümmert. Ferner bietet sich der Sprengkraft der Geschoßfüllung in den Trümmern des Eisenbetons die reichlichste Betätigung. Das ungünstigste Material für den Unterbau ist Betonmaterial mit Eisen armiert, das zerrissen wird, und nicht nur die innerhalb, sondern in weitem Umkreis auch die außerhalb des Baues liegenden Mannschaftentötet. Aber Beton mit sehr feinen Eiseneinlagen verhält sich besser.
Am besten schützt eine Erdumhüllung Betonwerk und Eisenbetonwerk vor der vollständigen Zertrümmerung, da die lebendige Kraft des auftreffenden Geschosses durch die Arbeit des Hineinbohrens in die Erd e, die ja keine Spannkraft und Sprödigkeit besitzt, zum größten Teil verloren geht, ehe das Geschoß auf den darunterliegenden Beton trifft.
Vielleicht ist es möglich, durch Zusätze, z. B. von hydraulischem Kalk, Traß oder Asbest, einen weicheren, zäheren, nicht springenden Beton herzustellen, der von den Geschossen glatt durchschlagen wird, ohne daß eine vollständige Zertrümmerung eintritt. Allerdings wird durch solche Zusätze die 3 ug - und Druckfestigkeit des Betons herabgesetzt.
Ferner: durch die Presse lief kürzlich die Nachricht, daß in Frankreich ein neues Sprengmittel, Turpin genannt, erfunden worden ist, das so enorm «rplosibel wäre, daß der gefühlvolle französische Präsident Poincars Bedenken getragen hätte, seinen Gebrauch zu gestatten; es ist übrigens schon früher dargestellt worden.
Wenn auch bei dem Bombenwerfen unserer Flieger und Zeppeline Versager noch vorkommen mögen — die französische Spreng- und Zünd stoffindustrie kann nicht mit Stolz und Befriedigung auf die letzten Iahre zurückblicken.

In Frankreich hat die Frage nach dem geeignetsten Pulver das allgemeine Interesse infolge einiger höchst verderblichen Erplosionen stetig in Erregung gehalten. Hunderte von Menschenleben und Millionen Kapital sind in den letzten Iahren durch Pulvererplosionen vernichtet worden. Bekannt ist die Erplosion des Linienschiffes „Liberts", die am 25. September 1911 auf der Reede von Toulon erfolgte und zahlreiche Opfer forderte. Die Ursache der Erplosion bestand in Selbstentzündung des Pulvers. Die Versuche ergaben, daß das französische Pulver nicht lagerbeständig war, und die vorhandenen Vorräte mußten vernichtet werden. Das französische 2- (Boulanger) Pulver ist reines Schießwollpulver, mit Essigäther gelatiniert.

Eine weitere chemisch-technische Aufgabe liegt auf ganz anderem Gebiet; es ist das die Reinhaltung unserer Bäche und Flüsse von städtischen und Fabrikabwässern, schon wegen etwaiger Seuchengefahr, die durch die zahlreiche Einlieferung von Gefangenen noch erhöht wird.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen Flüsse, in denen nicht vollständig, nnr mechanisch durch Emscher oder Kremerbrunnen geklärte oder auch ungereinigte landwirtschaftliche Abwässer mit organischen Fabrikabwässern, Abwässern von Rohzuckerfabriken, Preßhefefabriken, Bierbrauereien usw. im Vorfluter zusammentreffen.

Dann bilden die kolloiden Substanzen der Fabrikabwässer das Nahrung s-substant für die zahlreichen Mikroorganismen, Bakterien usw., die aus den städtischen und landwirtschaftlichen Abwässern stammen; es entsteht ein biologischer Prozeß, der mit einem üblen Geruch verbunden ist. Die Vermehrung der Bakterien ist auch hier eine sehr schnelle und große, so daß, wenn seuchenerregende Bakterien auftreten, die Verbreitungs- und Ansteckungsgefahr' sehr groß ist. Auch Pilzwucherungen von Sphärotilus und Leptomitus treten auf, die zu Fäulnisprozessen Anlaß geben.

Darum sollten gerade jetzt unsere Flüsse und Bache so sauber wie möglich gehalten werden; häufig sind kleine Bäche infolge Anlagerung von festen Bestandteilen aus städtischen und Fabrikabwässern so verschlammt, daß sie beim Auftreten von Seuchen eine große Gefahr bilden.

Als Auftraggeber für solche gemeinnützige Zwecke sollten in erster Linie die Gemeinden in Betracht kommen, und solche Arbeiten als Notstandsarbeiten ausgeführt werden.

Da die Seefischerei zurzeit daniederliegt, so würde eine tunlichst große Reinhaltung unserer Bäche und Flüsse, die jetzt oft nur wenig und geringwertige Fische enthalten, auch unserer Binnenfischerei zugute kommen, und damit wieder ein sehr schätzenswertes Nahrungsmittel in größerer Menge gewonnen werden können.

Eine andere chemisch-technische Frage, die jetzt besprochen zu werden verdient, ist der Bezug von Kaolinen aus England.

Englands Kaolineinfuhr nach Deutschland betrug:

im Iahre	Tonnen zu 1000 K3
1907	102 534
1908	115 482
1909	106 417
1910	105 336
1911	110148
1912	143 706
1913	118 203

Der Wert dieser Einfuhr betrug in 1000 Mark:

1907	3 794
1908	4 273
1909	3 938
1910	3 898
1911	3 965
1912	5 174
1913	4 256

Deutschland dagegen hat überhaupt nur

in den Iahren	Tonnen zu 1000 Kz >
1912	37 850
1913	42 058

ausgeführt.
Der Wert dieser Ausfuhr betrug in 1000 Mark:

1912	1311
1913	1403

Es werden also drei bis vier Millionen Mark für Kaolin nach England ausgeführt, wenn man den Betrag für unsere Gesamtausfuhr abzieht.
Wir haben es aber wirklich nicht nötig, Kaolin aus England zu beziehen; es ist dies nur Überschätzung eines ausländischen Produkts, wie das auch mit englischen Stahlfedern, Stahlwaren und Tuch waren etc. geschehen ist.
Abgesehen von Böhmen sind in Deutschland in Sachsen und Bayern Kaoline in genügender Menge vorhanden und stehen an Plastizität den englischen nicht nach, wenn sie diese nicht übertreffen.
Mit Hilf« meiner Methode*), der Bestimmung der Adsorptionsfähigkeit gegenüber kompliziert zusammengesetzten Farbstoffen, wie den Anilinfarbstoffen, läßt sich die Qualität eines Kaolins leicht feststellen. Der Grad der Adsorption«-

') Vergl. Wochenblatt für Papierfabnlation 1913 und 1914.

fähigkeit eines Kaolins gegenüber einem solchen Farbstoff ist auch der Grad seiner Verwendbarkeit in der keramischen Industrie und in der Papierfabrikation. Denn diese Adsorptionen basieren auf der Menge von Kolloidstoffen, die der Kaolin in Berührung mit der Lösung bildet; und von der Menge der gebildeten Kolloidstoffe hängt wiederum der Grad der Plastizität und die Adhäsions - energie an der Faser ab. Ersterer bestimmt den Wert eines Kaolins für die keramisch« Industrie, letzterer seinen Wert als Füllstoff für die Papierfabrikation. Und die auf Grundlage dieser Methode angestellten Versuche haben ergeben, daß unsere deutschen Kaoline, besonders die aus Sachsen, um einen zu nennen, z. B. der Kaolin vom Kaolinwerk Spergau, Magdeburg, die Qualität der englischen nicht nur erreichen, sondern diese sogar übertreffen. Wenn englische Kaoline die deutschen an Weißheit überragen sollen, so kann auch dies bei uns durch sorgfältigere Schlemmerei mit reinem, einwandsfreien Wasser erreicht Verden.

Bezüglich der Nomenklatur der verschiedenen Kaolinarten dürfen wir uns nicht auf die englischen Vorschläge einlassen. Die Engländer schlagen die Bezeichnung „Kaolinit" für kristallisiertes Aluminiumhydrosilikat in seiner reinsten Form der Formel ^I-O,, 2 ZiO-, 2 H-O entsprechend, vor, sie wollen „Kaolin" den von primärer Lagerstätte stammenden weißbrennenden Ton, den geschlemmten Kaolin „cd in «,«!», 5" und die amorphe Tonsubstanz „<Ü 1 uvi t" nennen.

Unsere deutschen Bezeichnungen reichen aber vollständig aus: der aus der Grube kommende Kaolin heißt Rohkaolin, der gereinigte: geschlämmter Kaolin oder einfach Kaolin, und die Tonsubstanz Aluminiumsilikat.

Übrigens auch bezüglich anderer Produkte befindet sich England in wirtschaftlicher Hinsicht uns gegenüber im Nachteil; wir beziehen Rohprodukte aus England, die wir auch anderswoher beziehen können, während England fertige Produkte einführt, die es aus Deutschland beziehen muß. Schon jetzt macht sich in England und auch in Amerika der Mangel an deutschen Fertigprodukten fühlbar, z. B. an Farb st 0 ffen, wie den Anilinfarbstoffen, die in solcher Vorzüglichkeit nur in Deutschland hergestellt werden können, obwohl der erste Anilinfarbstoff, das Mauvein, in England von Perkin hergestellt worden ist, dann aber die Anilinfarbstoffindustrie, dank dem Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Technik, nach Deutschland herübergewandert ist, an optischen Instrumenten, Rohzucker, Drogerien und Chemikalien usw. England versucht diese und noch andere Fertigprodukte auf dem Umwege durch die neutralen Länder zu beziehen.

Schließlich: eine weitere, zeitgemäße chemische Tagesforderung liegt auf pädagogischem Gebiet.

Es wird sich empfehlen, Anordnungen zu treffen, daß die Hörsäle und

chemischen Laboratorien von Angehörigen der Länder, die im Kriegszustand mit Deutschland befindlich sind, vollständig frei bleiben.
Trotz mannigfacher Anregungen und trotz einiger Beschränkungen waren diese auch noch in letzter Zeit von Angehörigen dieser Länder auf verschiedenen Hochschulen und Techniken stark besucht. Es mag wohl auch vorgekommen sein, daß diese Ausländer vor den deutschen Studenten bevorzugt worden sind; der Deutsche steht gern bescheiden zurück, während der Ausländer sich mit Vorliebe an den Professor herandrängt.
Den Dank dafür, daß die Vertreter dieser Nationen in Wissenschaft und innerer Kultur auf deutschen Hochschulen — besonders die Iapaner — gefördert worden sind, haben sie dadurch abgestattet, daß sie über Deutschland herfielen.
Es werden also wohl auch nach dem Friedensschluß die Studierenden der mit Deutschland Krieg geführt habenden Länder von den deutschen Hochschulen vorläufig ausgesperrt bleiben!

Hans Friedrich:

Blockade der englischen Küste.

Vor Mitternacht. Ich kann nicht schlafen.
Wie von Schmerz gekrampft ruht meine Hand . . .
Ietzt geh'n unsere Boote wohl aus dem Hafen . . .
O, wie ich dich hasse, Engelland!
Es tropfen in Ewigkeit die Minuten;
Sind draußen Stunden voll Arbeit, vielleicht voll Weh .. .
Und mein Herz fleht in heißen Gluten:
Verschlinge Englands Schiffe die See!
Und so wie ich einer, fühlen alle . . .
Wir wissen, unsere Boote halten Wacht.
Wir aber träumen nicht nur von Englands Falle,
Wir wünschen und hassen die halbe Nacht.
Wir liegen und warten — stumme Wächter,
Ein ganzes Volk — und wir suchen den fremden Strand.
Einst Hort der Freiheit, nun ihr Verächter!
O, wie wir dich hassen, Engelland!

Hans Friedrich

Deutsche Luftschiffe über England.

Wir sind die fliegenden Boten.
Wir orgeln, England, dich wach
Und setzen den Hahn, den roten,
Dir auf Mauern und Türme und Dach.
Wir sind des Schicksals Schwingen.
Wenn unser Fittich sirrt.
Hört ihr im Ohr es euch klingen:
Daß London zittern wird?
Das Wort Nostradamus', des Alten,
Aus lange verschollener Zeit,
Wir werden über euch walten,
Daß recht er geprophezeit! . . .
Ein neuer Tag will dämmern.
Sein Morgen schwimmt in Blut.
Kanonenglocken hämmern.
Wenn ihr noch im Bette ruht.
Wir aber wollen euch deuten
Die Zeit, die ihr anderen schuft.
Aus uns'rer Propeller Läuten
Vernehmt, wie sie euch ruft!
Seht ihr die Brände, die roten?!
Euer Inselfrieden ward Tand.
Wir sind des Schicksals Boten.
Hüte dich, Engelland! —

Frau Maria von Höbe:
Der Außenwelt bisher verschlossene Erinnerungen aus meinem Konstantinopeler Tagebuch.
Schluß.
Namenlose Angst erfaßte mich, ich hob das Gitter, hielt meinen Kopf, bog mich hinaus. — Näher kam der Gesang:
„Niemand wird Rache üben, um deinetwillen, kein Leid wird den Deinen werden, so will's der Tote, heilig ist der Tote, heilig der Wille des Toten, heilig die Pflichten der Lebenden!" Ietzt, jetzt kam der Kalk langsam näher, und auf dem Boden desselben lag — tot und bleich — erwürgt, die rote Schnur neben ihm, mein Assim." — Leila bedeckte ihr liebes Gesicht mit beiden Händen, durch deren Finger langsam große Tränen tropften — und sprach leise: „Sein liebes Gesicht war friedlich und so schön, sein Bruder sang leise weiter, während der Kalk im hellen Mondschein, dessen Strahlen zum letzten Male meinen Assim küßten, vorüberglitt — heilig! heilig sei der Wille des Toten! Ich aber fiel ohnmächtig in die Arme meiner Sklavin. Als ich nach Wochen aus schwerem Fieber erstand, war ich die junge, hoffende Leila nicht mehr. Etwas in mir war zerbrochen — vielleicht war es das Herz? Mein Vater hatte sein Leben lang der Treue und der Pflicht gelebt! — Ich war seine echte Tochter! Treue habe ich Assim bewahrt, sie ist der stille Segen, der allen Lebensverhältnissen Sicherheit und Dauer gibt. Treue mildert selbst das Weh des Scheidens — sie ist aber auch der feste Anker für alle Pflichten, und die Pflichterfüllung allein machte mir mein ferneres Leben erträglich. Ernst und streng blieb ich, und statt Leila nannte man mich bald die „Pflicht". — Der Onkel, der all dies Leid über mich gebracht, ich habe ihn nie wiedergesehen, als das eine und letztemal, da er im Sterben lag, einsam, verlassen und allein. Um einen Trunk Wasser bat er, ich gab ihm den Labetrunk nicht und schied von ihm, der meinen Assim gemordet, mit den Worten: „Verschmachte, Mörder!" — Wohl folgten mir seine irren Augen und baren um Vergebung; hart bin ich geworden durch ihn, der mein Leben vergiftete, ich konnte nicht vergeben! — Seine Frau aber habe ich bis zum Tode gepflegt! —
Nun weißt du meine Lebensgeschichte, sie ist so einfach und doch so schwer zu tragen gewesen! — Glück! Glück ist eine Blume zum Zerpflücken — ihre Blätter — hat ins Meer hinausgewirbelt — wildes Wetter! Kennst du unser türkisches Gedicht vom Glück?" — „Ich kenne es nicht," antwortete ich, bewegt. — „Höre es," sagte Leila — und leise begann sie:

„Wer kann dich fassen, wer kann dich halten,
Wer kann den Pfad dir, du Glatte, gestalten,
Lichtsalamander und gleißende Schlange,
Wehe mir, wenn ich dein Rasten verlange!
Selig und herrlich dein flüchtiges Kommen,
Süßes Begrüßen und Abschied genommen —
Rasches Begehren und schleichendes Sehnen,
Iauchzend Beginnen und Ende mit Tränen —
Überall schweifst du in tausend Gestalten,
Wer kann dich fassen, wer kann dich Halten?"
Sie hatte geendet, wir schwiegen beide, leise rauschte der Wind in den
Zypressen über unsern Häuptern das ewig alte Lied vom Werden und Vergehen.
Still war es um uns her, und Leila fuhr fort: „Still ist es seit jenem großen
Leid, das Menschenhärte mir zugefügt, in mir und um mich herum geworden —
o, so unheimlich still oft. Anderer Leiden aber sind die meinen, anderer Freuden
suche ich zu teilen, in treuer Pflichterfüllung suche ich Frieden und Befriedigung!"
Was mußte dies treue, stolze Herz gelitten haben! Leilas Augen, die eine
so wunderbare, beredte Sprache führten, waren durch Tränen verschleiert. Ich
aber fühlte, daß jedes Wort zuviel sein würde, und so streichelte ich leise ihre
lieben Hände, dankte für ihr Vertrauen, das ich durch Schweigen zu ehren
wissen würde! Bewegt schwiegen wir beide. Sie lehnte einen Augenblick nur,
wohl überwältigt von den schmerzlichen Erinnerungen — ihren Kopf an meine
Schulter — gleich aber richtete sich Leila dann auf, und ihr liebes Gesicht hatte
wieder den strengen Ausdruck, der ihm meist eigen war.
„Die Schatten beginnen sich im Tale zu zeigen, die Sonne neigt sich zun»
Scheiden, ich muß heim. Du weißt, daß keine Türkin nach Sonnenuntergang
draußen bleiben darf." Langsam erhob sie sich, breitete sorgsam den Gebetteppich
über des Vaters Grab und sagte: „Es ist spät, wir dürfen nicht so lange die
Toten stören! Sieh, nach rechts und links neigen sich um uns die Grabsteine und
Erinnerungszeichen — hinfällig geworden vom Zahn der Zeit. — Unwissende
nennen es Nachlässigkeit, daß wir es so lassen, und nicht die Steine wieder
gerade rücken und in Ordnung stellen. — Warum wir es nicht tun, wissen wir
wohl. Wir wollen nicht die Ruhe unserer toten Lieben stören — mit ihnen ver-
fällt nach außen das Grab, wie innen der Leib verfällt, wir halten nichts auf.
Staub — Staub — alles" Geblendet schloß sie einen Augenblick die leuchtenden
Augen, da die Sonne kosend mit ihren letzten Strahlen ihr feines Haupt umwob.
Wehmütig und leise fuhr sie dann noch fort: „Wie oft haben die Bäume,
jene rosigen Iudasbäume, von denen die Sage geht, sie verloren alle Blätter
und erglühten in Scham, als euer Christus verraten ward, wieder hier geblüht

und sind wieder entblättert, verblüht, wie viele Herzen hatten heiß geschlagen
und sind verstummt. Vorbei! vorbei! alles! Es gibt keine Wirklichkeit, als das
Sein des Augenblicks! Und doch sollte soviel Leben und Sterben, soviel Glück
und Schmerz, soviel Kraft und ernstes Ringen wertlos sein? Alles verrinnen,
wie der ungezählte Tropfen zum Meere rinnt?"
„Nein, Leila! Das glaube ich nicht; die Geschicke der Erdenmenschen, ihr
Lieben, Leiden und Kämpfen, wird geprüft werden auf Wert oder Unwert einst
für die Ewigkeit!" —
„Möchte es so sein," sagte Leila leise. — Fröstelnd zog sie ihre Schleier
um sich, rosig angehaucht von der sinkenden Sonne, schritt sie langsam mit mir
vom Friedhofe; die düstern Zypressen stolz, hoch, ungebeugt über uns und Stille,
heilige Stille rings um uns her. —
„Geh' heim! Allah geleite dich," — sagte sie leise — „dein Pascha
wartet — und meiner wartet die „Pflicht"."
Alles erschien mir so groß und erhaben bei diesem Abschied. Alles um mich
und in mir, als wäre die ganze, schöne Welt — die Pracht da unten ein einziges
gottseliges Amen. Die Pflicht wartete ihrer, wie sie es ruhig sagte, als etwas
Selbstverständliches. Dies junge Leben ganz abgeschlossen in sich — glücklich
dadurch, daß sie andere beglückte. Welch geheimnisvoller Zauber strömte von
dieser Leila, dieser einfachen Türkin aus und umgab ihr selbstloses, stilles Leben
mit jenem Glanz, der unmerklich auf ihre Umgebung überging und ihr die Herzen
derer in Dankbarkeit zu eigen gab, denen sie ihre Dienste, ihr Leben weihte.
Frei und glücklich war sie geworden, unabhängig von allen Unvollkommenheiten
des äußeren und materiellen Lebens, so stand sie inmitten der stillen Welt ihres
Herzens — hoch, hoch erhoben durch die Liebe, die es beseelte und erwärmte —
für andere. In ernstes Sinnen versunken, fuhr ich heim, vorbei an den weißen
Palästen der blühenden Pracht der herrlichen Natur, die mir auf beiden Seiten
des Bosporus entgegenlachte, verklärt vom Abendrot, von jenem Abendrot, das
es nur in seiner Farbenpracht im Orient gibt, und das in der Erinnerung selbst
die trübsten grauen Wolken durchleuchtet mit unvergänglichem Zauber. Leila
hat mich gelehrt, daß des Herzens Größe Selbstvergessen ist. Alle Großtaten,
selbst die, die die Geschichte verewigt, alle Aufopferungen, die wir bewundern
und hochstellen, wurzeln auf diesem Boden. Alles, was Begeisterung und Edel'
sinn durch einzelne oder Völker ins Leben riefen, beruht mehr oder weniger auf
Selbstverleugnung der eigenen Gefühle und Interessen. Das Herz ist nur groß,
wenn es sich selbst vergißt, wenn es im fremden Wohl und Wehe aufzugehen
weiß. So war das Herz Leilas, der einfachen Türkin, deren Andenken aber in
mir fortlebt und leben wird, dankbar für das, was sie mir gab — für alle Zeit!
Wunderbar sind die Fügungen des Himmels. Lange, lange Iahre liegen
zwischen einst und jetzt, und doch gibt es einen Zusammenhang im Leben, ein

Wiederaufleben, ein Erinnern an längst Vergangenes. So erhielt ich vor einigen Wochen einen rührenden Brief aus Stambul — von der Nichte jener Leila Hanoum, deren Lebensgeschichte ich soeben erzählte! — Es ist eine einfache, kleine Kindergeschichte, aber weil sie so einfach, menschlich und rührend ist, will ich davon einiges hier zum Schluß noch folgen lassen:

Stambul, den .... .

„Ob du dich wohl doch der kleinen Seme erinnerst, der Tochter des Paschas und Bruders deiner Freundin Leila Hanoum," so fragte mich in dem Briefe die schöne Naemi, die Tante der kleinen Senie, und fuhr dann fort:

„Vorgestern hat sie ihre Mutter, die bei ihrer Geburt starb, heimgeholt zu sich. Meine geliebte Kleine starb an derselben Krankheit, dem schrecklichen Verrem (Schwindsucht), dem ihre Mutter erlag. Welch kluges, herziges Geschöpfchen ging von mir! Sie war mein Alles jetzt auf der Welt, ein teures Vermächtnis unserer geliebten Leila Hanoum. Erzählen möchte ich dir darum noch von ihren letzten Tagen auf Erden, von diesem reinen Kinderglauben, an dem, wie du weißt, die Türken hängen, wie an einer Offenbarung! Als Senie am Tage vor ihrem Tode unruhig im Bettchen sich hin und her bewegte, fragte ich sie, warum sie nicht still läge, da sie doch wisse, wie ihr Husten sie wieder quälen würde, und eilte zu ihr, um den kleinen Körper mit Kissen zu stützen. Da bat sie: „Liebe, liebe Tante Naemi, schilt mich nicht, ich bete für Vater und das Vaterland." Und dabei schaute sie mich mit ihren leuchtenden, großen Kinderaugen bittend an, schlang das magere Ärmchen um mich, sich fest an mich schmiegend. Ich fühlte das kleine Herz klopfen, und der Sonnenstrahl, der durch unsere Gitterfenster fiel, übergoß mit rosigem Licht das bleiche Gesichtchen. „Die herrliche Sonne, sieh sie nur," sagte leise und mühsam den Husten unterdrückend die Kleine, „es ist die neu aufgehende Sonne über unserm Vaterlande. Baba (Vater) sagte mir beim Abschied, als er in den Heiligen Krieg zog, bete, Senie, bete, daß Allah uns zum Siege verhelfe, und daß die Sonne aufgehe hellleuchtend über unserem neu erstehenden Vaterlande! — Darum betete ich vorher, Tante Naemi," fügte sie leise hinzu, denn ein Hustenanfall folgte den letzten Worten, daß die hellen Angsttropfen auf der weißen, klaren Stirn perlten. Gehorsam nahm sie „Saleb", unsern Hustenttank, den du kennst, lehnte sich erschöpft zurück und fragte angstvoll: „Werde ich Vaters Sieg erleben, Tante? Vater ist der größte General, nicht wahr? Wir müssen siegen!"

„Das ist er, mein Kind," antwortete ich, „und Allah hilft der gerechten Sache." „Auch dem lieben Deutschen Kaiser und den vielen Söhnen, die im Felde sind? Gib mir des Kaisers Bild, Tante Naemi, und Vaters." Mit ihren zitternden Händen faßte sie die Bilder und streichelte leise darüber hin. „Senie betet für euch," flüsterte sie. „Allah wird dir helfen, du guter Kaiser, zum Siege. Vater sagte doch, dem guten und gerechten Kaiser, der nicht den schrecklichen Krieg

gewollt hat, und dem wir als Verbündete helfen, dem wird auch Allah helfen. Dazu müßten wir aber alle brav beten! — Traurig und ernst sieht aber der große Kaiser auf diesem Bilde aus, Tante, anders wie auf unsern früheren Bildern. Ist es, weil er den großen Heiligen Krieg zu führen hat?"

„Ia, meine Senie, es ist aber auch, weil dem Kaiser im Herzen seines Herzens um jedes Opfer eine Wunde gerissen wird, denn der Herrscher liebt auch als Mensch seine Untertanen und jeden Kämpfenden, die Leben und Blut für ihn und das Vaterland lassen, darum erfüllt trotz aller Siege ein großes Weh sein edel Herz."

„Der gute Kaiser! So gut ist er, Tante?" und sie hielt die bunte Photo ihres Vaters in glänzender Uniform mit den vielen Orden, dem ehrlichen, guten Gesicht, aus dem die treuen Augen so ähnlich denen seiner Tochter Senie sie anschauten, neben das ernste, schlichte Bild des Kaisers in feldgrauer Uniform — beide ab und zu streichelnd. Heiß stiegen mir die Tranen vom Herzen in die Augen beim Anblick dieses jungen, hinwelkenden Lebens, das mit solcher Kinderliebe, solchem festen Kinderglaub en an dem Siege für's Vaterland hing! — „Erzähle mir, liebe Tante, vom Vater, vom Kaiser, vom Kriege draußen! Hat Vater weiter die bösen Russen im Kaukasus geschlagen? Drang Vater weiter siegreich vor? O, Allah, schütze ihn!" und die zitternden Händchen faßten nach ihrer Tisbe (Rosenkranz der Türken), und leise sagte sie: „Das macht mein Gebet, Tante, und du mußt beten helfen, alle, alle! Dann will ich auch ruhig liegen und schlafen!" Gehorsam legte die Kleine dann ihr Köpfchen zurück, — sitzend in den Kissen, ein Bild des Iammers, liegen konnte sie ja schon seit Wochen nicht mehr, dazu reichte der Atem der kranken Lungen nicht mehr hin. Plötzlich öffnete sie die Augen wieder und fragte ängstlich: „Glaubst du, daß ich den Sieg noch erlebe und mitfeiern kann, Tante? Aber sag' mir die Wahrheit! Du glaubst es nicht, seitdem dir der große Haikim (Arzt) leise neulich sagte: Senie hat das Verrem (zu deutsch: Lungenschwindsucht) von ihrer Mutter geerbt, und dafür hilft kein Mittel! So leise der Haikim es dir auch sagte, ich hörte es doch."

„Nein, das hast du falsch verstanden," rief ich entsetzt, „du warst im Fieber." — „Ich hörte gut," antwortete die Kleine. „Mutter hat auch gehustet, bis das große Blut kam, erzählte mir Eschreff!" — „Eschreff ist eine Sklavin und versteht nichts von Krankheiten." Im selben Augenblick, als ich versuchte, die Kleine zu trösten, ertönte auf dem Korridor das laute Tambourin der Stiefmutter Senies, der zweiten Frau des Paschas — (du kennst sie noch nicht) — sie tat es öfter mit ihren Buben, ohne Rücksicht auf das kranke, leidende Kind. — Senie zuckte zusammen, und eine Falte legte sich, schmerzlichen Ausdruck dem kleinen Gesichtchen gebend, zwischen ihre Augenbrauen, als sie mich bat: „Ich mag die rauschende Musik nicht — sag' du es doch, Tante! Liebe, liebe Tante Naemi, nicht wahr, du bleibst bei mir bis zum großen Siege, bis ich zur Mutter gehe!" — Große Tränen fielen aus den lieben Augen auf die mageren Händchen, und das

Weh, das mein Herz zusammenkrampfte bei dem Versprechen: „ich bleibe immer und immer bei dir, — mein Kind!" — läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Für tiefempfundene Gefühle ist die Sprache zu arm! — Wie oft hatte die reiche, harte, zweite Frau des Paschas mir schon die Türe gewiesen, wie bangte ich, daß es die hinsterbende Kleine nicht erfahre, die bleich in den Kissen saß, und erschöpft flüsterte sie: „Ich will dir noch einmal sagen, was Vater unter des großen Kaisers Bild schrieb;" — dann faltete sie die Händchen und sagte so laut und feierlich, als ihre kleine, schwache Brust es noch erlaubte: „Herz und Geist vereint ist die Vollkommenheit menschlicher Größe auf Erden — so ist unser Verbündeter — der große Kaiser." Langsam, von Husten unterbrochen, sprach sie dann mühsam weiter: „Allah, schütze du Vater und ihn!" — Dies Kind war ein Engel schon auf Erden, das fühlte ich, fühlte aber auch, daß es bald von mir gehen, eingehen würde von allem Leid, zu ewigem Frieden! Erschöpft hatte es die Augen geschlossen — die Hände gefaltet über den beiden Bildern, saß sie in den Kissen, mühsam atmend. Nur ab und zu zuckte es über ihr Gesichtchen, wenn die lärmenden Buben draußen, vereint mit der kreischenden Stimme der Mutter, türkische Lieder zum Tambourin sangen. Die feierliche Stille des nahenden Todes um und in mir, setzte ich mich, in tiefster Seele bettübt, leise an das Bettchen der Kleinen. Die untergehende Sonne zitterte über den lieblichen, unschuldsvollen Zügen und küßte zum letzten Male die geschlossenen Augen, die nicht mehr den siegreichen Vater sehen sollten, küßte die reine Stirne — da ging plötzlich ein Ruck, ein Beben durch den kleinen Körper, helle Blutstropfen sickerten aus Senies Munde. — Es war vorbei! — In den gefalteten Händchen hielt sie noch des Vaters und des Kaisers Bild — leise legte ich einen Schleier über sie — fester ihre Händchen um ihre teuersten Güter noch im Tode schlingend! — So ward sie begraben — die Bilder nahm sie mit ins Grab! — Für mich aber, das weißt du, nahm sie alles aus der Welt mit, was mir Freude, Licht und Leben war! — Die harte zweite Mutter hatte kein Wort des Trostes — des Mitleids für meinen Schmerz, und zwei Tage darauf verließ ich den großen Konak und ging zum Roten Halbmond, wo ich pflege und meine Hilfe jenen gebe, die für das Vaterland und den Sieg fechten und leiden. —

Seme fand Frieden; sie ist erlöst von allem Erdenleid, sie ließ uns den reinen, festen Kinderglauben, der auch der Türken Glauben ist und bleibt, an den großen Sieg unserer gerechten Sache, denn Allah erfüllt die Bitten reiner, unschuldiger Kinderherzen. — Für mich aber liegt in dem Heimgange meines kleinen Engels eine Welt von Schmerzen. Nie mehr werde ich in die lieben, klaren Kinderaugen schauen, die so oft in Liebe auf mir geruht. Geschlossen sind sie auf ewig. — Nie mehr wird der kleine Mund rufen nach Tante Naemi — er ist stumm für ewig. — Nie mehr die kleine Hand die meine umfassen — sie ist kalt und starr — nie mehr! Nie — Allah schickte es — Allah ist groß — Allah wird mir tragen helfen, und wenn der große Sieg kommt und von den Minarets

verkündet wird in Stambul, dann wird mein Herz in stiller Wehmut fühlen, daß meiner Senie Gebete dazu geholfen haben! —"

So endete der Brief meiner lieben Türkenfreundin, die mir oft den Anfang eines türkischen Liedes gesagt hatte, dessen Anfangsstrophen lauteten:

Ein jeder klammert sich voll Glutverlangen
An eines heißgeliebten Menschen Sein,
Umsonst ist doch sein werbendes Umfangen,
Im tiefsten Innern bleibt der Mensch allein —
Wohl die Gefährten hat uns Gott gegeben.
Sein Leben muß ein jeder selber leben! —

Meine Türkenfreundin aber, das weiß ich, wird Gutes weiterwirken, solange sie lebt, denn sie hat ein starkes Herz, das vor allem ein reines Herz ist. Dem Neid und Mißgunst fernblieb, des Herz ist ein fühlendes, das, indem es andere beglückt, selbst nur glücklich sein kann! — Ihre Treue wird der feste Anker sein für alle jene Pflichten, die sie als heilige Lebensaufgabe anerkannte. Überall, wohin sie Allah — ihr Gott — stellt, wird sie Segen verbreiten!

Für heute schließe ich mit meinen Türken-Erinnerungen. Vielleicht, wenn sie gefallen, ein andermal mehr.

Das Hoffrüulein Donna Inez Marie von Bunsen

Marie von Bunsen:

Das Sosfraulein Donna Inez.

Roman aus der Nerfallz«it des spanischen Reiches.

Vorwort.

Während ich ein Vierteljahr lang in Spanien umherwanderte, kamen mir ausführliche Schilderungen des absterbenden siebzehnten Iahrhunderts in die Hände. Französische und englische Diplomaten und Reisende beschrieben staunend die Seltsamkeit dieser verarmten Verfeinerung, den orientalischen Einschlag dieser verknöcherten, hochmütig verschlossenen Welt.

Was in „Donna Inez" unglaubwürdig erscheint, kann in diesen Briefen und Memoiren, wie in spanischen Quellen nachgelesen werden.

Die Verfasserin.

I.

Schloß Fuentevero.

Es sind die achtziger Iahre des siebzehnten Iahrhunderts. In der kastilischen Ebene liegt das Städtchen Fuentevero; vor den strengen Umrissen, vor der blauen Sanftheit der Sierra Guadarrama erhebt sich die Masse weißgetünchter Häuser, aus ihrer Mitte ragt ein Kastell. Dies ist der Palast des Don Alfonso von Zuniga und Cardenas, Herzogs von Casarubias, vielfachen Granden von Spanien.

Im Palast läutete eine Glocke; durch die geweißten Gänge huschten unzählige alte Frauen, die Duennas. Sie trugen nonnenartige Witwentracht, graue Kleider mit langen Ärmeln, mit Überwurf und Kopfschleier aus gefälteltem weißen Leinen. Von allen Seiten kamen die grauen Schemen; hundert und neunzig Duennas gehörten zum Schloß, allein hundert und sechzehn wurden nach dem Tode des alten Herzogs übernommen, und einige hatten schon unter dessen Eltern gedient. Gehalt wurde ihnen nicht gegeben, nur eine knappe Verköstigung; dünn und ergeben huschten sie vorbei.

Dann folgten junge Dienerinnen in bunten Kleidern, es kamen die herzoglichen Töchter, Donna Mencia und Donna Inez, mit den sechs ihnen zugeteilten Duennas.

Im Dämmerschatten der Kapelle strahlte Farbenfeuer durch frühgotische Fenster, erleuchtete den n'esengroßen Goldaltar — der selige Herzog, einstige Vicekönig von Meriko, hatte ihn gestiftet. Das Farbenfeuer brannte auf die übereinandergetürmten, buntbemalten, pathetisch-realistischen Heiligengestalten.

Plärrendes Gemurmel erfüllte den Raum, möglichst rasch wurde der Rosenkranz heruntergebetet.
Donna Inez dachte unterdessen an die Heilige Theresa; gestern hatte der Abate ihr und der Mencia aus deren Leben erzählt. Als Kind wollte sie mit ihrem Bruder ausziehen, wollte Heiden bekehren, Märtyrerin werden und so die ewige Seligkeit erlangen. Aber der Oheim hatte die beiden eingeholt und brachte sie nach Hause. Die Eltern ahnten nicht, daß ihre Tochter eine berühmte Heilige werden würde. Eltern, so sagte sich Inez, merken so etwas nie, und nachher, wenn es zu spät ist, bereuen sie ihr mangelhaftes Verständnis. Es wäre doch wundervoll. Heilige zu werden. Den Heiligen Franziskus von Borgia nennt man nur den Santo Duque, ich würde die Santa Duquesa heißen. Man würde mein Eckzimmerchen Wallfahrern zeigen und mein Kruzifir an der Wand verehren.
Der Rosenkranz war beendet. Böse murmelte die Oberduenna zu ihrer Nachbarin: „Auch heute liegt die Herzogin noch zu Bett, statt, wie es sich gehört, dort an den Altarstufen zu knien und mit uns zu beten." Sie erhob sich, unter der weißen Binde ihre Stirne runzelnd, führte sie die Töchter in das Schlafgemach der Mutter.
Große gewirkte Bildteppiche hingen an den Wänden, das Lager aus vergoldetem Kupfer war mit Elfenbein und Ebenholz verziert, eine vergoldete Balustrade zog sich umher, und Stufen führten herauf. Unter der Seidendecke lag die Herzogin auf spitzenbedecktem Kissen; ihr gescheiteltes Haar wurde durch ein kirschrotes Taftband gehalten, ihr feines Hemd war mit rosa und gelben Blumen bestickt. Eine schöne, matte, blasse Frau.
Mencia und Inez küßten ihr die Hand, setzten sich in einer Ecke auf den Teppich. In Reihen saßen dort die Dienerinnen und bestickten kunstvoll mit bunter Seide die Wäsche der Herrschaft. Die Stickereien des Casarubias'schen Hauses waren berühmt, waren eine Überlieferung aus alter Zeit. Als das maurische Malaga von den katholischen Königen erobert wurde, suchte die Königin Isabella sich die schönsten Iungfrauen aus, verschenkte sie als Aufmerksamkeit an fremde Königinnen und Fürstinnen, auch an die ersten Damen ihres Hofs. So war eine vornehme, kunstverständige Maurin nach Fuentevero gekommen, war bald bekehrt worden und hatte einen MudHar (Spanier maurischen Ursprungs) geheiratet. Ihren Kindern wurde zwar die Freiheit geschenkt, doch aus Anhänglichkeit blieben sie im Dienst des herzoglichen Hauses. Von ihnen stammten auch die herrlichen Altarbehänge, wie die Stickereien auf den zwanzig Thronhimmeln des Schlosses.
Ietzt knieten die zwei ersten Dienerinnen vor dem Lager. Die Herzogin erhob sich, streckte ihre Kinderfüße ihnen entgegen. Gelbliche Seidenstrümpfe wurden angezogen, wurden mit seidenen, spitzengeschmückten Strumpfbändern umschlungen, darüber kamen hackenlose Schuhe aus weichem, durchbrochenem

Leder. Die Herzogin stützte sich auf den dargebotenen Arm der Dienerin und schritt die Stufen herunter, eine dritte Dienerin kam mit einer silbernen Räucherpfanne, es qualmten die wohlriechenden Pastillen; sie beräucherte umständlich und lange ihre Herrin. Dann bespritzte eine junge Magd diese durch die Zähne, durch die beinah geschlossenen Lippen mit einem feinen Sprühregen von betäubend duftendem Orangenblütenwasser. Eine Schale mit roter Schminke wurde gereicht, die Herzogin bemalte sich die Wangen, das Kinn, die Nasenlöcher, Ohrläppchen, die inneren Handflächen, die Fingerspitzen und die Schultern. Auf die übrige Haut verrieb man Eiweiß, in dem Kandiszucker zerschmolz, und weiße Schminke. Die feinen Augenbrauen wurden verlängert, so daß sie sich fast trafen; in das Haar flochten die Frauen Seidenbänder und Perlen.

Nun wurden die rauschenden Röcke herbeigeschleppt. Erst wurde der Reifrock umgebunden, darüber kam ein weißer mit kostbaren Spitzen besetzter Rock, dann ein schwerer Rock nach dem andern; sie waren aus Seide, aus Samt, aus Brokat, ein jeder war mit Goldborten oder Goldspitzen geschmückt. Den elften Rock bedeckte ein ganz einfacher aus schwarzem Taft. Die Herzogin sah ihn prüfend an

„Ist er nicht vertragen?"

„Gewiß nicht. Euere Herzogliche Gnaden haben ihn erst vor fünf Tagen angelegt, zu morgen ist der neue fertig."

In einer großen Schildpattschale wurde der Schmuck vorgelegt und geprüft. Handlange Ohrringe aus grobgefaßten Smaragden wurden eingezogen, um den Hals kam eine Kette aus Diamanten und Chrysoprasen, vom Gürtel hingen Uhren, Miniaturen, Spiegel, Medaillen, Reliquien, Rosenkränze mit Schleifenrosetten, zu denen zweihundert Ellen Seidenbändchen verarbeitet wurden. Den Schluß bildete der braune, bis zum Boden hängende Karmeliterinnengürtel. Er hatte viele Knoten, diese waren mit Iuwelen geschmückt und gemahnten die Herzogin an fromme Gelübde und Wünsche. Der erste Knoten galt dem ersehnten Erben, der zweite der Genesung ihrer Mutter, der dritte einer Karfreitags-Begegnung mit Don Domingo de la Vega. Damals, nicht lange nach der Geburt des zweiten Kindes, war sie krank vor Liebe, glaubte sterben zu müssen, wenn sie im Klrchengedränge nicht einige Worte von seinen Lippen vernähme.

Donna Mencia und Donna Ine; saßen unterdessen auf dem Teppich in der Ecke; Inez flüsterte eindringlich zu ihrer anderthalb Iahre älteren, aber willensschwächeren Schwester.

„Mencia, denkst du es dir nicht wundervoll, zu entfliehen und in der Wüste Heiden zu bekehren Wir beide wollen nachts durch die kleine Tür vom Orangengarten entschlüpfen. Maria Carmen besorgt uns den Schlüssel und trägt unser Bündel. Viele Kleider brauchen wir ja nicht bei den Heiden. — Wahrscheinlich finden wir dann einen grasenden Esel am Weg, den besteigen du und ich dann

abwechselnderweise. Meine drei Goldrealen werden gut zwei Iahre ausreichen, und in zwei Iahren haben wir gewiß schon ein Dutzend Mauren bekehrt. Wahrscheinlich beschränken wir uns am besten auf Heidenmädchen, vielleicht macht es sich auch mit kleinen Knaben. Und zwei Dutzend Bekehrungen genügen entschieden, um eine Heilige zu werden."
Mencia hörte schweigend zu, zermalmte mit ihren weißen Zähnen kleine Scherben der tönernen, wasserkühlenden Bucaros. Der herbe Geschmack, das leise Knirschen war so angenehm; die Duenna verbot es ihr, tat es jedoch selber, auch die Herzogin und die Muhmen. Ietzt hatte Mencia den letzten Rest heruntergeschluckt und schüttelte den Kopf.
„Nein, ich will keine Heilige werden. Die bekommen keine Kinder gewiß nicht, nenne mir eine! .... ich will eine ganze Menge bekommen, so etwa fünf Knaben und vier Mädchen."
Inez seufzte, sah ihre Schwester traurig an, fühlte sich vereinsamt.
Draußen wurde an der Türfläche gekratzt; die Stimme des Dieners meldete: „Soeben ist der Vorreiter Ihrer Erzellenz der Frau Herzogin von Terranova angekommen. Ihre Erzellenz werden in etwa zwei Stunden eintreffen können."
Am flachen Steinportal öffneten sich die gewaltigen, mit eisernen Knaufe« beschlagenen Türen. An der Schwelle wartete der Herzog. Er war ernst und steif; unter kohlschwarzen Brauen prüfte er die Menschen.
Schon von weitem sah man den rasch sich nahenden, staubaufwirbelnden Zug, die fünf mit je sechs Maultieren bespannten Karossen. Daß es die Fuhrwerke einer Standesperson waren, sah man an den vier Ellen langen Zügelleinen zwischen jedem Tier; der Aufzug nahm eine ganze Wegstrecke ein. Auf dem vorderen Maultier ritt der Kutscher, knallte mit der Peitsche in der Luft, spornte, schon heiser geworden, durch Schreie an. Im vollen Lauf, mit halsbrecherischer Geschwindigkeit nahte sich der erste Wagen. Lakaien ließen die Stufen herunter, zogen große lederne Vorhänge heraus, auf daß beim Aussteigen kein Damenfuß sichtbar würde.
Aus dem mit Damast ausgeschlagenen Raum trat die Herzogin von Terranova, eine harte, häßliche Sechzigerin, mit vollendeter Haltung. Der Hausherr ging ihr die drei Schritte entgegen, verbeugte sich tief, half ihr jedoch nicht beim Aussteigen, denn diese Ehrenbezeugung kam nur einer Königin und einer Botschafterin zu. Aus den anderen Kutschen eilten die Kavaliere und Pagen herbei, die Herzogin stützte sich auf den mit seinem gerollten Mantel bedeckten Arm des ersten Hidalgo, schritt, von ihren Duennas und Ehrenfräuleins gefolgt, die Stufen herauf. Am Portal bedankte sich der Hausherr für die ihm widerfahrene Ehre und ging vor dem Gast hinein. Dadurch legte er das Schloß der Fremden zu Füßen, es gehörte ihr.

Oben, am Eingang zu den Prunkgemächern, stand Donna Beatrir mit ihren Töchtern. Inez war das Patenkind des Gastes, und die gefürchtcte ehemalige Oberhofmeisterin der Königin besah sich das zierliche Geschöpf. „Um ihretwillen," sagte sie mit ihrer gehackten Stimme, „war es mir besonders zu tun."
Die Eltern wechselten einen überraschten Blick; Inez stotterte die ihr vom Abate beigebrachte, schwungvolle Begrüßung.
Unter seiner reich bemalten und geschnitzten Balkendecke erstreckte sich der Eßsaal, rings umher zogen sich vergoldete geschweifte Anrichten, sie waren mit erlesenem Silbergerät bedeckt.
Die beiden Herzoginnen und Inez saßen auf einem über den Marmorplatten ausgebreiteten Teppich. Als Patenkind wurde der Sechzehnjährigen, als sei es ein Geburtstagsfest, die Ehre zuteil, mit den Eltern zu speisen. Sie freute sich an den ungewohnten, scharfgewürzten Fleischgerichten, an den aromatischen Süßigkeiten. Die Damen tranken in Schnee gekühltes Quellwasser, der Herzog, obwohl er aus seinen Besitzungen vorzüglichen Wein erhielt, nahm heute wie immer nur ein Glas Wein zu sich.
Er saß allein am Tisch. Oft hatte Inez, mit der Duenna vorbeigehend, ihn durch die geöffnete Tür beim einsamen Mahl erblickt; starr und hochmütig saß er, lautlos, grübelnd, da, nahm sich bedächtig von den zwei Gerichten des täglichen Mahles. Aber heute sprach er lebhaft und witzig zu dem, vom großen Bausch ihrer vielen Röcke umgebenen, unten auf dem Teppich sitzenden Gast.
Inez war es oft erzählt worden — ihre Patin, Donna Iuana von Aragon und Cortes, habe nicht nur den gewaltigen Reichtum ihres Ahnen, des Fernande; Cortes, ererbt, auch seine Tatkraft. Zudem sei sie die geistvollste Frau im Land. Als Camarera Mayor hatte sie vor allen Damen den Vortritt, hatte Einfluß bei den Konzilen, konnte ihrem Patenkind von entscheidendem Nutzen sein. Ietzt war sie eine gefallene Größe; zum ersten Mal seit dem Bestehen der Monarchie hatte man es gewagt, hatte einer Oberhofmeisterin den Dienst gekündigt. Hier in Fuentevero und anderswo war man empört gewesen: In vorbildlicher Weise hätte Donna Iuana ihres Amtes gewartet, auf die Launen einer achtzehnjährigen kleinen Französin (mit welchem Hohn wurde das Wort gesprochen!) konnte und durfte die Herzogin von Terranova nicht eingehen.
Inez bettachtete sie mit scheuen Blicken, errötete, denn jetzt wandte die .Herzogin ihr fahlbräunliches Gesicht und sah sie an: „Du trägst doch immer feste Stiefel? Sonst bleiben die Füße nicht klein."
»Ia, Frau Herzogin."
„Deine Brust wird doch ordentlich geschnürt? Sonst bekommst du einen schwellenden Busen."
»Ia, Frau Herzogin."

Die Miene wurde wohlwollender. „Ihre Haut ist glatt," sagte sie zur
besorgt lauschenden Mutter, „auch die Haltung ist nicht übel."
Diener brachten silberne Schüsseln, Tücher, mit feinster Durchbrucharbeit
verziert; man wusch sich die Hände, stand auf und verbeugte sich tief.
Spätnachmittagssonne im Garten; hinter Buchsbaumhecken blühen die Obst-
bäume, duftet der Flieder. Steinerne Vasen, Bänke aus orange und grün
schillernden Kacheln stehen an der Taruswand, zwischen ihnen ziehen sich Schwert-
lilienbeete. Vom Tarusdunkel heben sich die hellgelben, helllila, dunkelvioletten
Töne.
Die Herzogin von Terranova ging mit ihren Gastgebern langsam auf und
nieder, im Hintergrund folgten die Töchter und einige Duennas. Die Ober-
duenna war wieder einmal schlecht gelaunt, blickte feindlich auf die Fremde und
zischte zu ihren Untergebenen: „Hier in Fuentevero ehrt man sie, wie das hoch-
heilige Sakrament; in Madrid weiß jeder Wasserträger, daß sie ihren Vetter,
den Don Carlos von Aragon, erdolchen ließ. Diesen kommenden Mai sind es
zehn Iahre, daß man die Leiche an den Stufen von San Placida fand. Darauf-
hin erbte sie Terranova. Sie konnte sich das und noch mehr erlauben, der all-
mächtige Don Iuan, der seinen Halbbruder, den Konig, den Gott beschützen
möge, und das Reich beherrschte, Don Iuan, dieser Sohn der Dirne Maria
Calderon, war ja ihr Vertrauter."
Mit fiebernden Augen, bewundernd und verschüchtert wie ein Hündchen, be-
trachtete Inez den Gast.
Von ihr, der Inez, hatte man unterdessen gesprochen.
„Schickt sie an den Hof," sagte die große Herzogin. „Mit sechzehn Iahren
kann man noch zur Vollendung die Hofsprache, den Hofton erlernen. Nachher
ist es zu spät."
„Ich hasse und verachte Madrid," versetzte der Vater.
„Schön, bleibt Ihr als einziger Grande auf dem Land."
„Nicht als einziger; noch zwei andere leben auf ihrem Besitz, leben nicht
als Höflinge, sondern als Herren."
„Von unseren achtundneunzig Granden sind es also drei! Gut, bleibt Ihr
auf Fuentevero, laßt Inez jedoch nach Madrid, an den Hof. Wenn es dort
auch jetzt, Gott sei's geklagt, drüber und drunter geht; sie gehört hin. Euere gute
Mencia kann ja nach Las Huelgas (es bleibt doch das lohnendste Kloster!). Inez
verspricht eine Schönheit zu werden, wendet es daran!"
Der Herzog runzelte die Brauen; natürlich hatte auch er schon daran
gedacht, aber des ältesten Sohnes noch unbezahlte Equipierung als Cavalier des
Vicekönigs von Peru hatte neuntausend Dukaten gekostet, der Abate des jüngeren,
erst vierzehnjährigen Sohnes schrieb ihm soeben aus Salamanca, Don Estevan

habe seiner Geliebten, der nur zu bekannten Catarina einen ganzen Kleidersatz — zehn goldgestickte Röcke, Mieder und Ärmel mit Diamantknöpfen vom Madrider Schneider bestellt. Die Hofdamenausstattung verzehrte ein Vermögen, jedes Ehrenfräulein führte im Schloß eigene Wirtschaft, hatte fünf Dienerinnen, benötigte eines beträchtlichen Iahreszuschusses. Er wiegte den Kopf: „Ich habe eine große Familie, vier Kinder!"
„Eben deswegen! Aber lieber Freund, eine bessere Anlage gibt es doch nicht. Wer macht die großen Heiraten? Immer ein Hoffräulein oder eine Menina. Nicht wegen des Zehntausend-Dukaten-Hochzeitsgeschenks der Majestät, sondern natürlich wegen der Anwartschaft auf die fetten Posten, auf die Gouverneur- und Viceköniglaufbahn. Ich habe ja," sie lächelte bitterbös, „wenig Grund, dem Hof wohlzuwollen, aber meine beiden Enkelinnen, die Maraquita und die Catalina, habe ich zu Meninas ernennen lassen. Man freute sich, auf so wohlfeile Art die mir angetane Schmach zu sühnen. Es wäre mir sehr angenehm, wenn diese Kinder — sie sind erst elf und zwölf Iahr alt — unter den erwachsenen Hofdamen eine Freundin hätten. Clara Penneranda ist vor einer Woche gestorben; natürlich bewirbt sich alle Welt um die freigewordene Stelle, aber der König hat noch keine ernannt."
Ietzt verstand das Ehepaar den Anlaß des unerwarteten Besuches.
Zehn Tage später rief man Inez in den vom Genueser Cambiaso prächtig mit Göttern und Göttinnen ausgemalten Saal. Hier wurden Ehepakten geschlossen, Glückwünsche und Condolenzen entgegengenommen. Es mußte ein feierlicher Anlaß sein; unbehaglich schlug ihr das Herz.
In schöngesetzten Worten, denn er hatte stilistisch-literarischen Geschmack, gab der mit der Mutter unter dem Thronhimmel sitzende Vater der Inez Wichtiges kund: In ihrer fürsorgenden Güte hätten die Eltern beschlossen, ihr die glänzende Auszeichnung einer Ehrenfräuleinstelle bei der Königin, die Gott beschützen möge, zu erwirken. Zwar hätten sich sechzehn der größten Häuser um den eben freigewordenen Posten beworben, doch sei, dank den Bemühungen des Almirante von Kastilien, die königliche Wahl auf sie, Inez, gefallen. „Ieder spanische Edelmann, das weißt du, trotz deiner Iugend, ist seinem König, den Gott beschützen möge, dem Herrscher der zweiundzwanzig Reiche, blindlings und bis zum Tod ergeben. Das gleiche empfinden unsere Frauen und Töchter. — Hier ist die Ernennung," er reichte ihr das kunstvoll beschriebene Blatt. „Von jetzt an bist du „Sennoria", von jetzt an darfst du die höchststehenden Granden mit „Ihr" anreden. Es wird dir das beneidete Glück zuteil werden, unter den Augen Ihrer Majestät, die Gott beschützen möge, zu leben, ihr eine treue und gewissenhafte Dienerin zu sein."

Die Lippen der Sechzehnjährigen zitterten, ihre Knie wankten. Sie hatte
nichts gemerkt, geahnt .... all ihre Vorsätze .... all ihre Traume. Sie-
sah mit unstetem Blick zum Vater empor.
„Würdet Ihr mir gnädigst Bedenkzeit gewähren?" murmelte sie mit blassen
Lippen.
Die Herzogin wurde rot vor Angst, der Vater sah dem Kind streng und
starr in die Augen.
Es ist aus, sagte sich Inez, begrub ihre Hoffnungen, dankte gehorsamst und
küßte ihren Eltern die Hand.
Nachts schlüpfte sie aus dem Bett, schlich leise am Lager der Duenna, an
den auf Mattatzen am Boden schwer schlafenden Dienerinnen vorbei, stieß die
Fensterläden auf und sah hinaus. Sie konnte nicht schlafen, ihr war vor Auf-
regung wirr im Kopf. Ietzt murmelte sie im kühlen Mondlicht den Rosenkranz
und betete: „Allerheiligste Mutter Gottes, verzeih mir, daß ich nicht eine Heilige,
sondern ein Hoffräulein werde." Sie war nicht sicher, ob das Gebet erhört
würde, sie hatte Angst.
Hart und weiß fiel das Mondlicht in den vor ihr liegenden Ehrenhof des
Schlosses. All die überreichen, spätgotisch-plateresken Skulpturen der Bogen-
hallen, der Galerien erschienen dem entnervten Kind wie Spukgestalten. Dort
ballte ein sich windender Dämon die Faust, hier reckten sich Männer mit wild-
kreischendem Mund, mit quellenden Augen, mit aufgedunsenem, hängendem Leib.
Hier sträubte sich eine Greisin, die Hände unsichtbarer Gewalten umfaßten den
dürren Leib, hier schleiften Teufel ein verzerrtes junges Weib an den Haaren,
hier stampfte in wilder Wollust eine Fratze auf einer zusammengebrochenen
Gestalt.
Es waren die ihr von Kindheit auf wohlvertrauten steinernen Gestalten,
aber in dieser unheimlichen Mondnacht lebten sie, sahen sie höhnisch an, schüttelten
sich in gellendem Lachen.
So würde es im Fegefeuer zugehen. Der schmächtige Mädchenkörper wurde
naß und kalt, schlotternd klammerte sich Inez an die marmorne Brüstung.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Krieg, Diplomatie und Politik.

Das Wesen der Politik ist das Streben nach Macht. Dieser Satz gilt für die äußere und für die innere Politik. Die Träger der erfteren sind die Staatsmänner von Beruf, die Diplomaten. Sie müssen in hohem Maße die Kunst des Verhandelns beherrschen, die sie befähigt, einem gemeinsamen Standpunkt möglichst nahe zu kommen, ohne der Würde und dem Ansehen des von ihnen vertretenen Staates das geringste zu vergeben. Ist es nicht möglich, die einander widerstrebenden Interessen der Völker, wenn nicht auszugleichen, so doch im Wege friedlicher Verhandlung einander zu nähern, geraten die Verhandlungen auf einen toten Punkt und versagt die friedliche Politik, so bleibt nur die Politik der Gewalt, der Krieg. So ist praktische Politik entweder Verständigung oder Vergewaltigung, und der Krieg ist, wie der alte preußische Geueral v. Clausewit z sagte, eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Seit alters waren es neben den Mitgliedern der regierenden Häuser nur wenige Männer, denen die hohe und wichtige Aufgabe des Verhandelns von Staat zu Staat zufiel, und sie liebten es, ihre Tätigkeit mit dem Nimbus der Unnahbarkeit zu umgeben und ihre Vermittlerrolle mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu bedecken, den zu lüften den Zeitgenossen nur selten vergönnt war. Ietzt lassen die Veröffentlichungen der in den belgischen Staatsarchiven gemachten Funde auch den Laien einen interessanten Blick in das Getriebe der hohen Diplomatie tun, sie werfen grelle Schlaglichter auf die Fäden, die sich von Kabinett zu Kabinett spinnen, und zeigen recht eigentlich die gewaltige Bedeutung der Tätigkeit der Diplomaten. Cs ist selbstverständlich, daß ein vorzeitiges Aufdecken der eigenen Karten unter allen Umständen zu vermeiden ist, dennoch aber wird man den Wunsch aussprechen müssen, daß die

Geheimniskrämerei in Fragen, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein der Völker und um das Leben von Hunderttausenden handelt, in gewissem Umfange wenigstens ihr Ende findet. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Kabinettsregierungen, und aus dem Wunsche, mehr Einblick in die hohe Politik zu erlangen, ist der Vorwurf des Versagens, der unserer Diplomatie gemacht worden ist, zu verstehen. Natürlich kann es nicht die Aufgabe der zünftigen Diplomatie sein, einen Krieg um jeden Preis zu vermeiden. Die Diplomatie ist „die Kunst, die öffentlichen Angelegenheiten zwischen den Staaten gut zu führen", und den einzigen Maßstab bildet der Erfolg. Ihn erstreben in erster Linie die internationalen Staatsverträge. Zwar hat sich das Völkerrecht als „papiernes Recht" ohne irgendwelchen Wert erwiesen, wie Landgerichtspräsident de Niem es in einem Aufsatze in der „Deutschen Iuristen-Zeitung" treffend nannte; das Recht unseres Volkes aber ist die freie Betätigung seiner

Kräfte und, wenn heimtückische Widersacher es daran hindern wollen, deren Niederkämpfung durch die Gewalt der Waffen. Deshalb werden wir der Staatsverträge auch künftig nicht entbehren können. Es ist aber ungeheuer schwer, jede Maßnahme, jede internationale Vereinbarung vorher auf ihren Erfolg hin abzuschätzen. Dazu gehört nicht nur eine gründliche Kenntnis des internationalen Rechts, sondern auch eine tiefe Einsicht in die verwickelten Beziehungen der Völker zueinander, wie sie durch den wachsenden Verkehr bedingt wurden. Man hat vor dem Kriege geglaubt, daß das Netz der internationalen Handelsbeziehungen jeden Krieg unmöglich machen müßte. Gerade das Gegenteil ist eingetroffen. Zahllose Reibungsflächen haben sich gebildet, geschäftlicher Neid und Mißgunst auf Deutschlands Erfolge auf dem Weltmarkte sind erwacht, und dies allein drängte, wie wir heute wissen, unseren gefährlichsten und ernstesten Gegner und Konkurrenten zum Kriege. Darum hätte keine, auch nicht die geschickteste Diplomatie die letzte große Abrechnung mit England vermeiden können. Dennoch aber wird man fordern müssen, daß bei künftigen Verträgen die breite Öffentlichkeit nicht mehr mit kargen Worten und kurzen Andeutungen abgespeist wird, und daß ferner mit der Führung der diplomatischen Geschäfte Männer betraut werden, die ein volles, auf langjährige Erfahrungen begründetes Verständnis für die regelmäßigen Beziehungen der Völker untereinander nachweisen können. Hierzu gehört, wie erwähnt, nicht nur gründliche historische Schulung und Rechtskenntnis, sondern auch tiefes Wissen in allem, was in das Gebiet der Nationalökonomie gehört. Vor allem aber ist es erforderlich, den Vertretern des Volkes, den Wirtschafts- und Berufsgruppen, das Recht und die Möglichkeit zu geben, sich eine eigene Meinung zu bilden und ihr Ausdruck und Geltung zu verleihen.

Einen wichtigen Punkt bildet dabei die Frage unserer Auslandsvertretungen, die, was kein Geheimnis ist, den an sie mit Fug zu stellenden Anforderungen keineswegs gerecht geworden sind, weder im Hinblick auf die hohe Politik, noch in der Handelspolitik, die doch auch ein Teil der Gesamtpolitik,

und heute nicht der unwichtigste, ist.
Nach dem hoffentlich nicht mehr allzufernen Friedensschluß wird der Verkehr zwischen den Staaten mit verdoppelter Wucht einsetzen, und alsbald erwächst unserer Diplomatie in dem Abschluß neuer Handelsverträge eine Aufgabe von gewaltiger Bedeutung für unser gesamtes künftiges Wirtschaftsleben.
Die Forderung eines „geschlossenen Wirtschaftsstaates", mit anderen Worten der Gedanke, uns mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, gehört ins Reich der Träume. Dann wäre letzten Endes jede äußere Politik und alle Diplomaten überflüssig. Aber die Staaten wohnen nicht leicht beieinander, wie die Gedanken, sondern iu harter Wirklichkeit stoßen sich die sachlichen und wirtschaftlichen Interessengegensätze im Raume. Eine neue, wohlgeschulte Diplomatie muß aus der alten bisherigen hervorgehen.
Wollen wir nach außen starke Politik treiben, so muß innerliche Einigkeit das Rückgrat bilden. Sie hat oft gefehlt. Nun erwachsen uns aus den Erfahrungen des Krieges große innerpolitische Aufgaben. Der Kampf der Parteien wird wieder aufleben, aber er soll vornehme Formen zeigen und die Person des Gegners achten. Alle religiösen Fragen müssen künftig ausschalten, und ebenso wenig darf die monarchische Grundlage unsrer Staatsverfassung auch nur noch Gegenstand einer Erörterung, geschweige einer Parteidoktrin sein. Vor allen Dingen aber muß die Vergewaltigung der Mln-

derheit in wirtschaftlichen Fragen, die leider nicht abgeleugnet werden kann, ein Ende nehmen. Es muß künftig mehr auf eine wirtschaftliche Verständigung hingearbeitet werden. Das kann vornehmlich durch weiteren Ausbau und tiefere Organisation der bereits bestehenden Wirtschaftsgruppen geschehen. Zwar lassen sich entgegengesetzte Interessen nicht ausgleichen; da wir aber in einem Wirtschaftsstaate leben und unsere Kraft auf wirtschaftlicher Grundlage beruht, so müssen die «inen innerpolitischen Gegensätze, die durch die eigene Lebensauffassung, durch Familienüberlieferung, durch äußere Beziehungen und Zufälle des Schicksals mit bedingt werden, nicht mehr wie oft bisher den Maßstab der Wertung bilden. Ohne Ansehen von Stand und Kaste sollen die beruflichen und wirtschaftlichen Organisationen zur Beratung der Regierung herangezogen werden und gleichmäßig Beachtung finden. In welcher Form dies geschieht, ist, wenn auch nicht gleichgültig, so doch nicht entscheidend. Äußere und innere Politik hängen eng zusammen und können nicht getrennt werden. Sollen unsere leitenden Männer erfolgreiche äußere Politik treiben, so müssen sie durch das Bewußtsein getragen werden, daß in allen Punkten das Volksganze hinter ihnen steht.

Rundschau der Kriegsliteratur. IV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Von der im Ullstein-Verlage herausgegebenen Sammlung „Männer und Völker", deren erste vier Bände wir im vorigen Heft besprochen haben, ist inzwischen als fünfter Band erschienen: „Ägypten in Vergangenheit und Gegenwart" von Georg Steindorf f.

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Nillandes im Altertum, über Land und Leute jenes Gebietes, das von jeher eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen berufen war, gibt der Verfasser eine interessante Schilderung von der Entwicklung Ägyptens seit dem Feldzuge Napoleon Bonapartes, von der daran anschließenden Wiedererweckung des ägyptischen Altertums in den ersten Iahrzehnten des 19. Iahrhunderts, der englischen Besetzung in den 80er Iahren, die angeblich nur eine vorübergehende sein sollte, und der allmählichen Ausdehnung

der britischen Herrschaft im Niltal durch Eroberung des Sudans. Ein besonderes Kapitel widmet Steindorff dem Suezkanal; seine Ausführungen über die Entstehung desselben bieten viel Interessantes, insbesondere folgende Äußerung von Muhammed Ali, die der Verfasser Seite 126 zitiert: „Wenn ich den Kanal anlege, so beschenke ich Ägypten mit einem Bosporus, und das ohnehin schon reichlich begehrte Land würde zum Gegenstand ehrgeiziger Bestrebungen werden, die für mein Werk und für meine Nachkommen gefährlich sein würden." Die Geschichte hat dem ägyptischen Fürsten leider allzu recht gegeben.

Mit Recht sagt der Verfasser am Schluß, daß trotz der Englandfeindlichkeit des größten Teils der ägyptischen Bevölkerung diese doch keinen ernsten, allgemeinen Aufstand gegen die englischen Eindringlinge wagen wird, bevor nicht die türkischen Heere den Suezkanal überschritten hätten, um das Nilland zu befreien; dies sei aber für den neuen Dreibund eins der wesentlichsten Ziele; denn „in Ägypten, am Suezkanal und am Nil ruht eine der Hauptsäulen der englischen Weltmacht".

Im Verlage von Karl Curtius (Berlin) veröffentlicht I>r. Theodor Thomsen „Einige Kapitel zur Auswärtigen Politik". Die neue Folge,

die uns vorliegt, enthält zunächst zwei Aufsätze zu den amerikanischen Noten in der „Lusitania"-Angelegenheit. In den beiden anderen Aufsätzen beschäftigt sich Thomsen mit der Frage, welche Maßnahmen im Kriege erlaubt sind und welche nicht. Er weist mit Recht darauf hin, daß alle völkerrechtlichen Abkommen über Kriegsrecht zweiseitige Verträge sind, und daß die Kontrahenten an die dort niedergelegten Regeln nur solange gebunden sind, als auch der Gegenkontrahent sich an den Vertrag gebunden fühlt und danach handelt. Im letzten Aufsatz: „Gibt es ein Kriegsvölkerrecht?" widerlegt Thomsen die von Professor Niedner in einem Vortrage gemachten Ausführungen über diese Frage und kommt zu dem Ergebnis: „Der alleinige Leitstern für die deutsche Kriegsführung und Politik ist das Recht und die Pflicht, ungebunden durch irgendwelche Regeln des sogenannten Kriegsvölkerrechts, innerhalb des eigenen freien sittlichen Urteils mit voller Freiheit rücksichtslos alle uns zu Gebote stehenden Kriegsmittel anzuwenden, zum Schutze unseres Volkes, zur Besiegung unserer Feinde, zur Erreichung unserer berechtigten Kriegszwecke, zur möglichst baldigen Gewinnung des Friedens, den wir brauchen, und auf den wir ein Recht haben."

Von der in A. Marcus K E. Webers Vertag (Bonn) herausgegebenen Sammlung „Deutsche Kriegsschriften" sind folgende vier neue Hefte eingegangen:

In Heft 7 schildert Dr. W Prenzel: „Charakter und Politik des Iapaners". Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, daß die Politik eines Volkes ein Produkt seines Charakters ist, daß also, wer das politische Leben eines Landes verstehen will, zunächst das Wesen seiner Bewohner kennen lernen muß. In diesem Sinne gibt Prenzel dem Leser zunächst ein anschauliches Bild von dem Leben des Iapaners in der Familie, als Freund und als Bekannten. Alsdann beleuchtet er das grundlegende Verhältnis des Iapaners zum Shintoismus und seine durch diesen stark beeinflußte Stellung als Staatsbürger und Politiker. Das Buch dürfte zur Klärung mancher Züge unserer gelben Feinde beitragen, die bei ungenauer Kenntnis von Land und

Leuten des fernen Ostens unverständlich erscheinen.

Von den Bundesgenossen der Japaner, den Engländern, gibt Professor Dr. A. Schröter in Köln in einer Reihe von Aufsätzen, die in Heft 11 zusammengefaßt sind, eine treffliche Charakterisierung, die in streng objektiver Weise einen außerordentlich interessanten Einblick in die Seele unseres Hauptgegners im jetzigen Kriege gewährt.

In einer Schrift „England und Ägypten" (Heft 13) versucht Dr. Marimilian von Hagen, auf Grund eines eingehenden Quellen- und Literaturstudiums, die Geschichte der Besetzung des Nillandes durch die Engländer klarzustellen. Der Verfasser zeichnet hierbei scharf den Unterschied zwischen der langsam, aber ständig vorwärtsschreitenden Politik Englands und derjenigen seines damaligen Nebenbuhlers in Ägypten, Frankreichs, dessen Haltung in der ägyptischen Frage stets schwankend war und schließlich im entscheidenden Moment völlig versagte. Vor allem aber schildert von Hagen die Rolle, die Bismarck in diese» weltgeschichtlich so bedeutsamen Ringen um den Besitz des Nillandes und damit des Suezkanals gespielt hat. Der Verfasser gibt ein klares Bild von diesem Musterbeispiel Bismarck'scher Realpolitik, das bisher nur wenig bekannt war, aber um so interessanter ist, als es mit seiner bescheidenen, aber doch tatkräftigen Kolonialpolitik in engem Zusammenhange steht.

Als 1ß. Heft der „Deutschen Kriegs-schriften" erschien „Die Mobilmachung der Seelen" von Dr. Ernst Schultz«-Großborstel. Der Verfasser betont hier den gewaltigen Gewinn, der Deutschland daraus erwuchs, daß aller Kleinsinn bei Ausbruch des Krieges verschwand, so daß an Stelle gegenseitigen Mißtrauens jener hohe Gemeingeist trat, der uns stets in der Geschichte die gewaltigen Erfolge sicherte. Auch unser Verhältnis zu den Feinden wird einer Prüfung unterworfen, wobei der Verfasser ganz offen darlegt, daß der Krieg auch seelische Gefahren mit sich bringt, deren wir uns bewußt bleiben müssen, und daß wir die Zauberkraft der sittlichen Werte für unsere heutige und künftige Stellung zum neutralen und feindlichen Ausland nicht vergessen dürfen.

Eine neue Sammlung: „Flug-schriften für Österreich-Ungarns Erwachen" wird vom Verlage Strache in Wernsdorf (Böhmen) herausgegeben. Im ersten Heft schreibt der bekannte Wiener Gelehrte Prof. Dr. Friedr, Freiherr von Wieser über „Die Lehren des Krieges". Er beweist, daß, wer auch immer Urheber des Weltkrieges genannt werden mag, keiner aus eigener Kraft vermochte, die Welt wirklich in diesen ungeheuren Krieg zu stürzen. Was sie alles getan haben, konnten sie nur tun, weil ungeheure Volkskräfte zum Kriege bereitstanden. Alsdann untersucht der Verfasser die Kräfte, die auf gegnerischer Seite zum Kriege drängten, und erbringt den Nachweis, daß, was immer der Krieg den Zentralmächten an äußeren Werten zerstören mag, seine innere aufbauende Kraft so gewaltig ist, daß sie alle Verluste aufwiegt.

Im zweiten Heft behandelt der Prager Historiker Prof. vr. Dttokar Weberdas Verhältnis zwischen „Österreich und England" und zeigt, Haß auch Österreich gegenüber die englische Politik stets eigennützig gehandelt hat. Interessant ist der Nachweis, daß von dem Augenblicke an, da Eduard VII. vergeblich versuchte, Kaiser Franz Iosef von seinem Verbündeten abtrünnig zu machen, die feindliche Stimmung in England gegen die Donaumonarchie immer mehr zunahm, bis sie schließlich im vergangenen Iahre zum Kriege führte.

Auch im Verlage von Puttkammcr
A Mühlbrecht in Berlin erscheint unter
dem Titel „Zeitspiegel", herausgegeben
von Karl Mühlbrecht, eine neue
Sammlung zwangloser Abhandlungen
zum Verständnis der Gegenwart. Es
liegen bisher drei Hefte derselben vor.
Prof. Albert Osterrieth ver-
sucht in seinen „Zeitgemäßen Betrach-
tungen über die „deutsche Kultur", den
in mehrfachem Sinne verstandenen
Kulturbegriff zu klären, und gelangt
hierbei zur Unterscheidung von zwei
höheren Kulturstufen, nämlich der Stufe
der Erzeugung großer Kulturleistungcn
auf dem Gebiete der Literatur, Kunst,
Wissenschaft, Technik, der politischen,
sozialen und wirtschaftlichen Organi-
sationen und der in der Entwicklung
noch höheren Stufe, die durch die seeli-
sche Verfassung eines Volkes mit alter
Kulturtradition bedingt wird. Auf
Grund eines geschichtlichen Überblickes
legt der Verfasser alsdann dar, wie in-
folge einer besonderen Ungunst der
Verhältnisse die Ausbildung einer
eigenartigen deutschen Volkskultur
Iahrhunderte hindurch hintangehalten
und erschwert wurde, so daß Deutsch-
lands Kultur noch nicht die Reife auf-
weist, wie die der älteren Völker, die
früher zu einer Sammlung und Ver-
schmelzung der verschiedenen Volks-
bestandteile gelangten. Zum Schluß
sagt Osterrieth, daß die Erhebung des
deutschen Geistes im gegenwärtigen
Kriege unserem Volke die Zukunft einer
hohen Kulturblüte verheißt.
Im zweiten Heft: „Die Völker und

das Meer im Lauf der Iahrtausende" gibt Prof. Arthur Böthlingk eine beachtenswerte und interessante Anleitung zur Weltgeschichte auf geographischer Grundlage. Wie alle höhere Kultur sich im Anschluß an Flußläufe entwickelt hat, so ist die Entwicklung und damit das Schicksal der Völker und Staaten wesentlich durch ihre Beziehungen zum Meere und damit zur Weltstraß« bedingt. Schließlich wird dargelegt, wie England seine Seegewalt und damit seine Weltherrschaft begründet und, um diese zu erhalten und zu befestigen, die Welt in Flammen gesetzt hat.

Als drittes Heft erschien aus der Feder von Valerius v. Smialowßkn ein Leitfaden zur „Weltpolitik". Gleichsam als Friedensbedingung fordert der Verfasser die Schaffung moralischer und materieller Sanktionen für eine wirkliche Weltmacht, „eine große Staaten-Konzentration in der Mitte der drei alten Weltteile". Der Verfasser entwickelt dann des weiteren seine etwas recht utopistisch klingenden Ideen über die künftige Organisation der Welt, auf die wir an dieser Stelle nicht genauer eingehen können.

Interessante „Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914" veröffentlicht der Holländer M. P. C. Valter im Verlage der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Berlin). Der Verfasser hebt besonders hervor, daß die britische Regierung, die sich so gern als Beschützer der kleinen Staaten aufspielt, seit Kriegsbeginn gerade einen auffälligen Mangel an Ehrfurcht vor den Rechten und Lebensinteressen kleiner Staaten an den Tag legte und „allgemeine und besondere Interessen von allerhöchstem und moralischem Wert den eigenen militärischen und politischen Zwecken geopfert hat." Insbesondere geißelt Valter auch noch den Verrat, den England an der weißen Rasse verübt hat durch Hinüberspielen des Krieges in die anderen Erdteile und durch die Verwendung farbiger Engländer auf den europäischen Kriegsschauplätzen.

Einen wertvollen Beitrag zur politischen Lage bildet ein Sonderheft, das von der im Verlage von I. U. Kern in Breslau erscheinenden „Zeitschrift für Völkerrecht" herausgegeben wird

und sich „Der ‚Lusitania'-Fall im Urteil« von deutschen Gelehrten" betitelt. Vorausgeschickt ist eine eingehende Darstellung des Sachverhalts aus der Feder des einen der beiden Herausgeber der Zeitschrift, Professor Dr. Fleischmann, der aus zahlreichen, teilweise nicht allgemein bekannten Einzelzügen ein Bild zu geben sucht, in der richtigen Erkenntnis, daß nicht wenige Urteile und Verurteilungen auf Vorurteilen beruhen, die aus einer ungenügenden Kenntnis des Tatsachenmaterials herauszuwachsen pflegen.

Alsdann folgen die Beiträge von einundzwanzig hervorragenden Gelehrten und Kennern des öffentlichen Rechts. Es ist natürlich ganz unmöglich, an dieser Stelle alle Ansichten einer genauen Prüfung und Kritik zu unterziehen; es mag nur hervorgehoben werden, daß sie trotz einiger Abweichungen im einzelnen in der Beweisführung zu einem Beweisergebnis kommen, das den Standpunkt der deutschen Regierung rechtfertigt.

Schließlich sei noch der Urkundenanhang erwähnt, der den gesamten Notenwechsel für die Beurteilung des Falles in der Fassung der amtlichen Veröffentlichungen abdruckt.

Im Hinblick auf die Wichtigkeit und das Interesse, das der „Lusitania"-Fall unzweifelhaft auch nach dem Frieden haben wird, ist diese Veröffentlichung der Ansichten bedeutender Gelehrter sehr zu begrüßen. —

Im Verlage von Dr. Walther Rothschild in Berlin veröffentlicht der be-

kannte Münchener Nationalökonom Georg v. Mayr eine sehr lesenswerte Studie: „Volkswirtschaft, Weltwirtschaft, Kriegswirtschaft", in der er darauf hinweist, „daß ein Bedürfnis der Ausgestaltung einer Kriegswirtschaftslehre im Rahmen der Wirtschaftswissenschaften besteht". Denn der jetzige Krieg hat mehr als alle früheren Kriege dargetan, eine wie große Rolle dem wirtschaftlichen Momente sowohl als Kriegsursache, wie in der Ausgestaltung der Kriegsfolgen zukommt. — Professor Nr. Iuli us W o lf behandelt in zwei bei A. Deichen in Leipzig im Druck erschienenen Vorträgen die bereits oft erörterte Frage: „Ein deutsch-österreichischer Zollverband". Der Verfasser, der Vizepräsident des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Deutschland ist, führt aus, daß ein engerer Zusammenschluß der beiden Zentralmächte politisch und wirtschaftlich wünschenswert sei, selbst „wenn Österreich-Ungarn uns nur einen Bruchteil dessen bieten kann, was wir verlieren, und wir selbst Österreich-Ungarn die ihm verlorengehenden Absatzgelegenheiten nur zum Teil ersetzen können". Wolf weist darauf hin, daß zwei Möglichkeiten in Betracht kommen: Vorzugsbehandlung und Zollunion. Erstere habe man bisher für unmöglich erklärt, weil Artikel 11 des Frankfurter Friedens das Recht der Meistbegünstigung für „ewige Zeiten" zugesprochen habe. Dieses Bedenken falle jetzt fort. Einen weit festeren Zusammenschluß biete jedoch eine Zollunion mit einem Zollparlament an der Spitze. In dieser Zollunion sieht der Verfasser das Mittel, „Österreich-Ungarn .... aus der wirtschaftlichen Isolierung zu heben, in die es zu geraten droht, und die sich in passiver Handelsbilanz und schwächer werdender Erportkraft ausspricht".

Von „Perthes' Schriften zum Weltkrieg" sind Heft 7 und 9 neu erschienen. Heinrich Scholz gibt eine interessante Untersuchung über den „Krieg und das Christentum" und kommt zu dem Ergebnis, daß das Christentum nicht gegen den Krieg ist, „sofern er das letzte menschliche Mittel zur Herstellung eines besseren Lebens ist", daß aber der Krieg nicht „ohne Christentum" sein sollte. Wenn in dem jetzigen Kriege manches vorkäme, was mit dem Christentum unvereinbar wäre, so träfe

die Schuld hierfür einzig und allein England.
Das neunte Heft der Perthes'schen Sammlung enthält einen besonders wertvollen Beitrag zur Kriegsliteratur, dessen Titel vielleicht viele zuerst abschrecken mag, in der Annahme, in dem Buche «ine rein dogmatische Abhandlung über die „Philosophie des Krieges" zu finden. Aber im Gegenteil; das Buch ist für das weitere Publikum bestimmt, und seine Lektüre kann allen aufs wärmste empfohlen werden. Unter dem Titel: „Philosophie des Krieges in Umrissen" hat Heinrich Gomperz acht volkstümliche Vorträg« veröffentlicht, die er zu Anfang des Iahres an der Wiener Universität gehalten hat. Auf eine äußerst sorgfältige und glückliche Auswahl der Quellen gestützt, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Rolle zu beleuchten, die der Krieg im Leben der Völker und der gesamten Menschheit spielt, sowie die Wirkungen, die er auf den Einzelnen ausübt, und die Anforderungen, die er an sie stellt. Die Tendenz, die Gomperz in diesen Vorträgen zum Ausdruck bringt, hat er selbst dahin zusammengefaßt: „ruhiges, nicht durch Haß und Ungerechtigkeit getrübtes, zuversichtlich-entschlossenes Eintreten des Einzelnen für das Ganze, zu dem er gehört".
Die Ausführungen des Verfassers über Krieg und Frieden, in denen er „zwei notwendige, in gewisser Weise vielleicht sogar gleichberechtigte Lebensformen der Menschheit" sieht, werden

sicherlich in weitesten Kreisen reges Interesse finden. —

„Zehn Iahre deutscher Kulturentwicklung vor dem Kriege 1914/15" betitelt sich eine Broschüre, die Erich Dombrowski im Verlage Unesma G. m. b. H. in Leipzig erscheinen läßt. Der Verfasser gibt hier eine zusammenfassende Darstellung des Iahrzehnts vor dem Weltkriege. Er schildert in kurzen Zügen die Entwicklung Deutschlands auf außen- und innenpolitischem, sozialwirtschaftlichem, religiösem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete und sucht nachzuweisen, wie das deutsche Volk in dieser Zeit einen körperlichen und „geistig-seelischen" Erneuerungsprozeß durchgemacht hat, der es befähigt, den jetzigen großen Entscheidungskampf des Deutschen Reiches um seine Eristenz so glänzend zu bestehen. Der Verfasser versucht ferner, den tieferen Gründen nachzugehen, warum gerade die Masse der Unbemittelten, soweit sie sich zur sozialistischen Weltanschauung bekennt, so einmütig und entschlossen in den Krieg gezogen ist- —

Einen kurzen Überblick über die Geschichte unserer östlichsten Provinzen gibt die Broschüre von Margarete Adam: „Ostpreußens Schicksal", die in der vom Verlage I. H. Schutz in Köln herausgegebenen Sammlung: „Patriotische Schriften" erscheint. Die Verfasserin gibt eine anschauliche Schilderung von dem Schicksal, das diese Provinz im Laufe der Iahrhunderte erfahren hat, bis zu den Tagen, da unser Hindenburg die plündernden und sengenden Russen wieder über die Reichsgrenzen trieb.

Unter dem Titel „Auf Patrouille" veröffentlicht Franz Mahlke bei der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Berlin), eine Auswahl aus den Feldpostbriefen unserer tapferen Truppen an der Front, sowie einige zeitgemäße Gedichte von Rud. Presber, Walter Flere, Karl Bröger, Hans Gerd Haase, Victor von Kohlenegg und aus eigener Feder,

Schließlich sei auch noch eine Schrift genannt, die auf Veranlassung der Großloge für Deutschland entstanden und bei Friedrich Andreas Perthes (Gotha) erschienen ist. Sie enthält vier Aufsätze von Robert Richter, August Messer, Paul Eberhard t und Eugen Wolfsdorf,

die alle vier das von der Großloge gestellte Thema: „Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit als Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft" unabhängig voneinander behandelt haben. Gerade in der jetzigen ernsten Zeit wird sich mancher gern und mit Interesse mit dem obigen Thema befassen.

In der Sammlung: „Der deutsckc Krieg" (Heft 38) veröffentlicht Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt unter dem Titel: „Von Waterloo bis Antwerpen" eine beachtenswerte Schrift über England. Lehmann-Haupt, der mehrere Iahre als Professor an einer englischen Universität gewirkt hat, sucht in dieser Arbeit eine Erklärung für den in den letzten hundert Iahren vollzogenen Wandel in den deutsch-englischen Beziehungen von der Waffenbrüderschaft auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance zur blutigen Feindschaft und Teilnahme am Weltkriege auf seiten von Deutschlands Feinden. Seiner Ansicht nach reicht die „Mißgunst und Scheelsucht gegenüber der deutschen Konkurrenz nicht aus", um diesen Wandel zu erklären, „vielmehr spielte dabei das ganz England beherrschende Hirngespinst von dem beabsichtigten deutschen Überfall, der — unprovozierten — ..Oeriullu invasion" in Großbritannien eine entscheidende Rolle". Da diese „fire Idee" ihren Ursprung habe in der den Durchschnittsengländer kennzeichnenden völligen Unkenntnis deut-

schen Wesens und Strebens, so ergebe sich für uns Deutsche nach Niederringung Englands „die Notwendigkeit, die Engländer .... für die Zukunft zu näherer Bekanntschaft mit deutschen Anschauungen und deutscher Denkweise zu zwingen".

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Ein Buch, das dem tiefsten Wünschen der Daheimgebliebenen, die Seele des Kämpfers zu begreifen, in vollendeter Weise entgegenkommt, ist das von Erich Everth: „Von der Seele des Soldaten im Feld*)". Hier lebt der Soldat, wie er Abschied nimmt bei seiner Ausreise, wie er draußen in einem vorherrschenden Körpergefühl, starker Gesundheit, großer Freiheit sich befindet, wie tiefernster Gleichmut sein Lebensstil ist, wie Gehorsamspflicht ihn entlastet, wie er gewertet ist und wie er selbst sich und den anderen wertet, wie er den Tod erlebt, wie er Gott sucht oder sich selbst, wie Gemeinsamkeit und Tat ihm zwei wunderbar stützende Pfeiler sind. Wer ihn in diesen Blättern versteht, dem wird vieles zum Troste gereichen; die Schrecken der Ferne, die die der Daheimgebliebenen sind, reichen sicher nicht an die Große, die Erhabenheit derSchrecken desSchauplatzes, aber sie zu überwinden, fehlt uns manches, was sie draußen haben. Wer ihn in diesen Blättern leben sieht, der richtet sich das Wesentliche dieses Lebens, das schlechthin das Gute, Vorbildliche ist, zu einem Beispiel für sich selbst auf; er will hingehen — in den ihm zugefallenen Daseinskreis — und das gleiche tun. Das ist die starke und verehrungswürdige Tendenz des Buches, das kostbares Neues hinstellt und nicht zögert. Altes zu verwerfen: es ist ihm um die innere Gesundung der deutschen Menschen heilig zu tun. Und daher sollte es jeder Deutsche lesen und in sich bewegen.

Der zweite Band der von Heinrich Goebel gesammelten Kriegsnovellen „Ost und West*)" erfreut künstlerisch und menschlich durch fein pointierte Erzählungen von Herbert Eulenberg, Paul Zech, Eva Gräfin von Baudissin, Kurt Pabst, Erich Osterheld, Frida Schanz, Mar Iungnickel, F. Schrönghamer-Heimdal, Fr. W. von Hstsren, Fritz Reck-Malleczewen, Richard Serau. Die Sammlung verspricht, sehr wertvoll zu

werden als Dokument einer durch das
große Erleben sich verjüngenden deut-
schen Novellenkunst. Sie sei als Quelle
schönster Bereicherung warm empfohlen.
Eine Sammlung schon veröffent-
lichter Gedichte veranstaltet Kurt
von Örthel mit seinem Bändchen:
„Und laßt die lieben Toten spre-
chen !"**). Eine Fülle echter und
warmer Empfindungen umfängt uns
hier; nichts ist verstandesmäßig kon-
struiert, es ist Quellen. Aus einem
Herzen, das schnurgerade zur Sache des
Vaterlandes sich erhebt, das in den
starken gemeinschaftlichen Gefühlen, die
heute im deutschen Volk umgehen, klopft,
das dankesvoll dem Unsagbaren, das
draußen geschieht, entgegenschlägt, das
chrfürchtend sich das Todeserleben
draußen zum eigenen Erleben macht,
quillt es. Und deshalb werden diese
Gedichte vielen etwas sein, nein, allen
Denn keiner ist ausgeschlossen von einer
Kunst, die als Mittelpunkt die warme
Beseelung hat. Mit dem Prunk und
Schwung der Worte, mit dem die Verse
einhergehen, sich heben, werden sie sich
gut zum Vortrag eignen; so fügt sich
alles zu ihrer Wirkung auf die Vielen,
auf alle, die das Erleben unserer Tage

») Eugen Diedcrichs Verlag, Jena.
') Momwe u. Scheffelt Verlag, Berlin.
") Verlag: Kilfsbimd für vaterländische
Arbeit, Berlin-Friedermu.

als Gabe und Aufgabe, ihnen verliehen, ihnen gestellt, empfinden.

Als einer, der in der Ferne die deutsche Sache mit seinem Herzen trägt, spricht Mar Dauthendey in seiner Gedichtsammlung zu uns: „Des großen Krieges Not*)'. Er ist eben ganz fern, und deshalb überwiegt der Ton des wirren, heißen Schmerzes bei ihm. Vom Ausbruch des Krieges in der Südsee überrascht und noch immer dort festgehalten, bricht immer wieder der Schrei des Gefangenen hervor. Aber daß trotz Ferne und Gefangenschaft diese Gedichte deutscher Krieg und deutscher Sieg sind, das wirkt menschlich besonders ergreifend und froh. Sie sind der Gruß eines deutschen Bruders. Sie sind in ihrer Formen- und Ausdrucksschöne, in ihrer edlen und starken Bildhaftigkeit eine neue feine Gabe des Dichters. In den „Liedern der Trennung", die sich an den größeren Abschnitt „Des großen Krieges Not" anschließen, erreicht der Lyriker eine so packende Ursprünglichkeit und Einfachheit, daß wir ganz still und glücklich und dankbar vor ihm sind, so etwa vor diesen Versen:

„O, oft am Tag
Muß ich die Hand
Ans Herz rasch legen.
Auf stillen Wegen
Trifft ein Stein
Die Brust.
Mir wird bewußt:
Ich bin allein.
Weit von der Liebsten
Und vom deutschen Sonnenschein."

Neben den Kriegsgedichten aus weiter Ferne Gedichte aus dem Feld, Wilhelm Klemm's „Gloria!"").
Sie sind sehr bedeutend und sehr schön, das letztere mit Ausnahme von dem einen und anderen, wo die unabgerundete Form, der unveredelte realistische Ausdruck zu absichtlich scheint. Wer das Feld erleben will unter dem Blickpunkt des Ewigen, in den großen kosmischen Zusammenhängen, der vertieft sich in dieses Buch, und er wird eine erhabene, tröstliche Feier erleben. In diesen Gedichten glüht die Liebe zum schönen Leben, zur schönen Welt, klingt die Versöhnung mit dem Tode, so er unvermeidliches Schicksal wird, weint der Schmerz um den gefallenen Freund; schreitet die Ehrfurcht vor allem, was ist, und wie es ist. Dem Buch sind

Holzschnitte von Professor Walter Klemm beigegeben, sie vervollständigen es zu einem erlesenen Genuß.

Aus dem „Kriegserleben der Heimat" schöpft Adele Gerhard ihre Novelle: „Der Ring des Lebendigen*)". Es ist ein warm zu begrüßendes Unterfangen, in die Seele der Daheimgebliebenen zu leuchten; es hilft, die Zusammenhänge mit den Kämpfern zu festigen, hilft damit zu einem fruchtbaren Wiedervereintsein des deutschen Volkes. Es müßte denen draußen wohltun zu wissen, wie schwer wir jetzt unser Leben nehmen, wie wir es zu leben trachten unter ihren Augen. Adele Gerhard zeigt sich als berufene Verweserin und Verkunderin unserer seelischen Verfassung. Sie handelt im Mittelpunkt ihrer Erzählung eins der tiefsten Probleme der weiblichen Psyche ab, die Frage nach der Berechtigung des Sinnenglückes, während sie draußen sterben, und die nach der Bedeutung des im Mutterschoß Keimenden, Werdenden, während sie draußen vergehen. Die Dichterin gibt eine Lösung in großzügigem Sinne. Das Bedeutendste an der Erzählung bleibt das Philosophische, Psychologische.

Abseits vom Krieg, aber mit dem Ernst seiner Weltanschauung wohl zu

*) Albert Langen Verlag, München.

**) Albert Langen Verlag, München.

») George Westcrmann Verlag, Vraunschweig.

ihm passend ist der Roman von Hans Schrott-Fiechtl: „Das Federl am Hut*)". Eine tüchtige Frau und hart und ehrlich kämpfende Mutter, ein Sohn, der sich durchringt, sind die Hauptgestalten des Buches, das um sie beide viele Momente des wahrhaft Ergreifenden zu kränzen weiß. Es ist ein gutes, liebes Buch, ein Stück Deutschland, wenn es. dabei auch Tiroler Heimatsbuch ist.

Eine Weltanschauung, wie die harte und holde Zeit des Krieges sie wohl bilden mag, hat Rudolf Haas in seinem Roman: „Matthias Trieb!")" niedergelegt. Der Repräsentant dieser Weltanschauung ist der verbummelte Student der Medizin, der schließlich in seinem Heimatort das freiwillige Sanitätswesen organisiert und so nach verschwendeten Iahren die der Allgemeinheit nützende Tat wirkt. Zum Schluß verlassen wir ihn, wie sein Genius ihn zu neuen, ihm selbst noch verschleiert in der Zukunft liegenden Taten drängt. So geht Matthias Triebl in einem gewissen inneren Sinn den Weg des Faust, den Weg von der Tiefe zur Höhe durch des Strebens Mühseligkeit; was ihn aber hier wie dort auszeichnet, ist der heilige Lebensrausch, wie ihn die Romantiker besaßen. Und diese Romantik, verankert in der sozial-ethisch bestimmten Richtung der Seele, darf als Wirkung dieser Zeit angenommen werden. Denn nicht wahr, wir wollen das Beste aus uns herausholen und nützen, und dazu ist uns das Herz groß vom wunderreichen Leben, das uns in seinen Ring aufgenommen hat. Das Buch hat Stellen hinreißender pantheistischer Stimmungen. Wen alte Engen noch bedrücken, mag hier frei zu werden suchen.

Walter Friedemann's noch vor dem Kriege entstandener Roman: „Pendelschlag*)" hat mit seinem leitenden Gedanken von der Unverlierbarkeit jeglichen Kampfes in Menschenbrust, von der Unwandelbarkeit im ewigen Wandel der Geschlechter gerade heute lebendige Geltung. Denn heute stellen wir uns geschichtlich ein, zerbrechen einen Teil des Tempels unseres Individualismus, erfassen wir Wahrheit und Wert organischer Entwicklung. Heute suchen wir, wie Wolff Longino es hier endlich nach vielen Scheiterungen tut, möglichst unsere inneren Vor-

aussetzungen als Grund, Maß und
Grenze unserer Wirkungsart innerhalb
der Allgemeinheit zu nehmen. Die
Komposition des Buches, das den jun-
gen stürmenden Helden aus Unkenntnis
seiner inneren Bedingungen durch
Schmerz, Enttäuschung, Menschenspott
fast bis zum Verbrechen führt, um ihn
dann langsam über einer mittelalter-
lichen Chronik heranreifen zu lassen zur
Einfügung in sich selbst und damit auch
in die Umwelt, hat viel Schönheit;
nicht allein mit diesem Gang des Hel-
den, auch darin, wie sie ihm den alten
Landsmann mit seiner geschichtlich
orientierten Lebenskunst gegenüber-
stellt und den Vater, diesen Repräsen-
tanten der alten Zeit, der Zeit um
70/71, mit ihrer ernsten nationalen
Sorge, die Geist und Herz ganz er-
füllte, und die dann das dieser Sorge
ledige heranreifende Geschlecht in seinem
Individualismus nicht verstehen und
nicht recht billigen konnte. Es ist ein
Buch der Erziehung, die erst Elternhaus
und Schule übernehmen, dann das
Leben, und als solches darf sich in hohem
Maße das Interesse unserer Zeit ihm
zuwenden. Nach seinem Problem, wie
nach den künstlerischen Feinheiten, die
es einrahmen und ihm eine sichtbare
Hülle geben, ist es bedeutend.

') Grethlem u. Co. Verlag. Leipzig
") L. Staackmllim Verlag, Leipzig.
»1 »Vita- Deutsches VeilaMaus. Nerlin-
Charlottenbmg.

Rundschau

Kriegswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Kriegs schilderungen und Kriegserzählungen.

Die Berührung mit dem Kriege, diesem gigantischen, unerhörten Völkerringen, ist für uns Daheimgebliebenen nicht bedeutend. Seine Not und sein Iammer, Blut und Tränen, die er Tausenden unserer Volksgenossen gebracht hat, haben jedem von uns wohl auch ans Herz gegriffen, und wir haben uns erschüttern lassen von dem Anblick manches Kriegsbeschädigten, dem wir auf der Straße begegnen. Was der Krieg ist, wissen wir damit aber nicht, von seinem Grauen, seinen Schrecknissen, von den tiefsten seelischen Erschütterungen, mit denen er unsere Brüder an der Front Tag für Tag und Stunde für Stunde überschüttet, erleben wir wenig. Weil man im Feuer gestanden, im Sturm mitgestürmt, im Schützengraben in schwarzer Nacht auf der Lauer gelegen haben muß, um zu ahnen, was der moderne Krieg ist.

Dieses Erleben des Krieges vermögen auch die zahlreichen und oft interessanten Zeitungsschilderungen unserer zahlreichen Kriegsberichterstatter nicht zu vermitteln. Wir wissen, daß ihre Darstellungen — besonders die aus dem gewaltigen Auftakt dieses furchtbaren Völkerringens — farblos und unlebendig waren und keinen Begriff von dem wahren Geschehen gaben. Daß nicht immer die Schuld am Können dieser Männer lag, sondern an den Verhältnissen, unter denen ihre Berichterstattung sich vollzog, wissen wir wohl, und mancher von ihnen hat wenigstens in einer Schilderung der Folgen und Nachwirkungen des modernen Krieges ein anschauliches Bild von dem wütenden Morden selbst zu geben versucht.

Einer der Besten unter ihnen: Paul Schwed er, hat die Berichte, die er in zahlreichen deutschen Zeitungen veröffentlichte, unter dem Titel: „Im Kaiserlichen Hauptquartier" bei Hesse und Becker, Leipzig, erscheinen lassen. Der erste Teil des Buches führt uns an das Donauknic nach Semlin und bringt Schilderungen aus dem ersten Kriegstanze vor den Toren Belgrads, während die andern drei Teile interessante, lebendige Berichte aus dem Leben hinter der Front

in Belgien und Frankreich enthalten.
Wir dürfen selbstverständlich in diesem Buche nicht die gewaltige, erschütternde Schlachtensymphonie suchen, wie der Soldat im Schützengraben sie erlebt, dem das Platzen der Schrapnells und das Pfeifen der Kugeln täglich« Musik ist; in ihm hören wir mehr das dumpfe Gedröhn, wie es der Beobachter hinter der Feuerlinie vernimmt, und die Ferne, das Gefühl der Sicherheit haben der Musik das Nervenaufpeitschende, das Gräßliche genommen, lassen sie nur noch in ihrer Gewalt und Größe empfinden. Manchem Leser, der den Schwedischen Kriegsberichten in den Tageszeitungen gern begegnet ist, wird das hübsch ausgestattete, mit 50 Bildern geschmückte billige Buch eine willkommene Gabe sein.
Mit einem ungeheuren Aufwand an technischen Mitteln vollzieht sich das gewaltige Ringen nicht bloß auf und unter der Erde, sondern auch auf dem Wasser, unter dem Wasser und in der Luft. Den Krieg zur See und den Krieg in der Luft behandeln zwei andere, gleichfalls im Verlage von Hesse und Becker in Leipzig erschienene Bücher: „Der Seekrieg 1914/15. Schiffspost- und Feldpostbriefe, sowie andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen", herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D. — und: „Der Luftkrieg 1914/15. Unter Verwendung von

Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen", dargestellt von einem Flugtechniker. Beide Bücher geben fesselnde, übersichtliche Darstellungen der bisherigen Taten und der vielseitigen Aufgaben unserer See- und Luftstreitkräfte. Das Bild, das vor unsern Augen sich auftut, wird besonders farbig und lebendig durch die zum Abdruck gebrachten Feldpostbriefe und Berichte von Augenzeugen, die uns mitten in die großen Ereignisse der gegenwärtigen Zeit hineinführen. Ieder Band ist mit etwa 50 Bildern geschmückt — teilweise nach seltenen photographischen Aufnahmen —, die den Wert der Bücher noch erhöhen.

Bei weitem wertvoller als die zahlreichen Darstellungen unserer berufenen Berichterstatter hinter der Front haben sich die noch zahlreicheren Schilderungen der nicht berufenen, unserer Soldaten, erwiesen. Sie sind es fast allein, die uns mitten hinein führen in das Leben des Krieges und oft bewirken, was kein Journalist vermag: uns Daheimgebliebenen den Krieg zum Erlebnis werden zu lassen. Unter dem Titel: „Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein" veröffentlicht Oberleutnant a.D. Wilhelm vonTrotha im gleichen Verlage Kriegserlebnisse und Schilderungen aus den ersten Kriegsmonaten — eigene und fremde, wie es sich schickte, „um Lesern vor Augen zu führen, wie ein solcher Riesenkampf sich abspielt". Immer aber sind es Erlebnisse von Kämpfern, denn „niemand kann dies lebendiger schildern wie einer, der selbst mit in vorderster Linie gekämpft hat". Wir erleben die Tage der Mobilmachung in Hannover und die Erregung, die Belgiens Neutralitätsbruch auslöste, die Kämpfe um Lüttich und die Schandtaten des belgischen Pöbels. Wir marschieren mit in Brüssel ein, wohnen der Einnahme von Namur bei, erleben den hinterlistigen Überfall von Löwen und ziehen, nachdem wir eindrucksvolle Bilder von der Belagerung Antwerpens geschaut haben, mit unsern Truppen in die alte Scheldestadt ein und dringen bis ans Meer mit ihnen vor. Das lebendig geschriebene, von frischem, fröhlichem Soldatengetst erfüllte Buch ist ein lohnender Lesestoff, der wohl geeignet erscheint, uns die Schwere und Größe des Krieges ebenso vor Augen

zu führen wie das Heldentum unserer tapferen Truppen.
Mitten hinein in das Leben an der Front, in den vorstürmenden Kampf der offenen Feldschlacht, wie in das Liegen und Lauern, das Ausharren und Dulden im Schützengraben an beiden Fronten, im Westen wie im Osten, führt eine wertvolle Sammlung von Feldpostbriefen und Mitteilungen von Augenzeugen, die Karl Quenzel unter dem Titel: „Vom Kriegsschauplatz", (Leipzig, Hesse und Becker) hat erscheinen lassen. Auch aus diesem Buch schluchzt und jubelt, stammelt und berichtet blutvolles Erleben, das uns mitten in die kriegerischen Ereignisse hineinführt. Eingeleitet wird das Buch durch einen Brief Richard Dehmels, der bekanntlich als Kriegsfreiwilliger selbst im Felde steht und seinen Kindern auseinandersetzt, was der Krieg für die Kultur der Menschheit bedeutet. Auch dieses Buch ist mit zahlreichen guten Bildern nach Originalaufnahmen geschmückt.
Der letzte Abschnitt der Quenzelschen Sammlung: „Freud und Leid im Felde" läßt uns Blicke tun in das tägliche Leben unserer Feldgrauen. Noch besser gestattet dies eine andere Sammlung desselben Herausgebers im gleichen Verlage: „Wir Barbaren".
Freude und Leid, Ernstes und Heiteres von der Front bringt er in buntestem Gemisch in Augenblicksbildern von köstlicher Frische und Lebendigkeit. Nicht die kriegerischen Ereignisse — obwohl diese auch nicht fehlen —, mehr

das tägliche Leben unserer Tapferen, die Offenbarungen ihres tiefen und reichen Gemütes stehen im Vordergrunde der Darstellung. Glücklich hat die Auswahl den Nebenzweck erreicht, nachzuweisen, daß „wir Barbaren" doch Menschen sind mit Herzen wie die Kinder, mit einem treuen und festen Gemüt in Not und Tod.

Damit auch der Humor zu seinem Rechte komme, hat Dr. I. K. Ratislav in seinem Büchlein: „An der Front" (Leipzig, Hesse und Becker) Anekdoten und Begebenheiten zumeist heiteren Charakters gesammelt. Dieser Humor, aus dem Leben geboren, ist himmelweit verschieden v?n den rohen Soldateskaspäßen früherer Zeiten und offenbart so recht die Tiefe und den Reichtum der deutschen Volksseele. Der Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, vor allem jenen Volks- und Soldatenhumor festzuhalten, der Sache des Augenblicks ist, und so handelt es sich in diesem hübsch ausgestatteten Büchlein nicht um blöde und faule Witze. Der Begriff Humor ist vielmehr weiter gefaßt, so daß, wie der Sammler in seinem Vorwort ausdrücklich hervorhebt, „jene an sich unscheinbaren, aber in ihrer Gesamtheit bedeutungsvollen Zeugnisse, die die Stimmung und Siegeszuversicht unseres Heeres im rechten Lichte erscheinen lassen, hier aufgenommen wurden". Das Buch wird manchem über bange Stunden hinwegzuhelfen vermögen, in denen er wartend harrt auf Nachricht von seinen Lieben im Felde, die in Not und Tod kämpfen für deutsche Art und deutschen Herd.

Noch schweigen zum größten Teil die, von denen wir die stärkste und unmittelbarste Vermittlung des Erlebnisses des furchtbaren Völkerringens zu erwarten hätten: unsere Dichter. Das will nicht sagen: wir hätten Mangel an Kriegsromanen und Kriegserzählungen. Flinke Finger sind immer bereit, die Gunst der Zeit — im Handelsleben Konjunktur genannt — auszunützen. Aus der Fülle der Kriegsromane scheint nur einer bis jetzt über den Durchschnitt emporzuragen: „Die eiserne Freude" von Nanny Lawprecht. (Egon Fleische! Li Co., Berlin.) Die Verfasserin, die uns in einigen wohlgelungenen Romanen in das Leben und in die gewitterschwüle Luft des

Grenzlandes eingeführt hat, das die ersten bittersten Kämpfe des gegenwärtigen Krieges sah, weiß die von heißem Feueratem erfüllten Tage der Mobilmachung, wie das schwüle, bange Erwarten vorher ebenso plastisch in knappen, scharf umrissenen Bildern vor uns hinzustellen, wie die Tage und Nächte der blut- und flammenerfüllten Kämpfe um Lüttich. Der brennende Sturmatem der Ereignisse ist auch in ihrem Buche. Er offenbart sich in der stürmenden Hast der Ereignisse, die in dramatischen, oft wild überflammtcn Bildern sich folgen, wie in dem knappen, abgerissenen, zerhackten Stil, und wir vermögen uns nicht loszureißen von dem wild bewegten Gemälde dieser ersten Kriegstage. Gegen den Schluß aber beginnt die Handlung und Darstellung zu erlahmen, und es erweist sich, daß der Sturmatem einer solchen erregten und glühenden Darstellung wohl möglich ist für den Auftakt oder besondere Teile einer Erzählung, nicht aber für einen ganzen Roman. Der stillere Schluß fällt gänzlich ab. Trotz alledem gehört „Die eiserne Freude" zu den wenigen Büchern des Krieges, die uns seine Ereignisse zu Erlebnissen werden lassen.

Stärker als auf dem Gebiete des Romans macht naturgemäß auf dem der Novelle das wahrhaft dichterisch« Schaffen sich bemerkbar. In der kurzen Erzählung, in der Skizze, die Augenblicksstimmungen und Augenblickshandlungen von Ewigkeitswert festhalten, können wir des großen Gesichtskreises,

der festen Verankerung in der Ver-
gangenheit, wie der Vorausdeutung in
die Zukunft entbehren. Stärker als das
Typische kommt in ihnen das Indivi-
duelle zum Ausdruck. Eine der besten
kleinen Sammlungen solcher „Novellen
aus dem Weltkrieg" ist die von Carl
Busse unter dem Titel „Feuer-
schein" im Verlage von Eugen Sal-
zer, Heilbronn, herausgegebene. Außer
zwei Erzählungen von Busse selbst, von
denen die letzte: „Trittchen" zu den
besten des Weltkrieges überhaupt ge-
hört, bringt das Bändchen Beiträge
von Beyerlein, Strobl, Hammer und
Fritz Döring. Eine ähnliche Samm-
lung ist die bei Hesse und Becker, Leip-
zig, erschienene: „Der Leutnant
erzählt . . .". Sie ist zwar reich-
haltiger, doch steht ein großer Teil der
<n ihr enthaltenen Erzählungen nicht
auf der künstlerischen Höhe der Busse-
schen Sammlung.

Wir finden unter ihnen eine von
Kurt Küchler: „Revanche", die
als Auftakt in eine eigene Sammlung
von „Geschichten aus dem großen
Kriege" einführt, die dieser Dichter
unter dem Titel: „Feuertaufe"
bei Hesse und Becker hat erscheinen
lassen. Mit virtuoser Kunst meistert
der Hamburger Schriftsteller mancher-
lei Saiten, und er weiß in wirkungs-
vollen Farben darzustellen. Geht seine
Psychologie auch nirgends in die Tiefe,
und ist auch die Charakterisierung seiner
Menschen nicht immer so scharf um-
rissen und knapp und voll Plastik, wie
man sie wünscht, so zeichnet seine Er-
zählungen doch ein warmer Ton aus,
und Freund wie Feind, Mensch wie
Tier, Kampf und Not und Tod werden
uns menschlich nahe gebracht.

Blick für die kleinen und kleinsten
Menschlichkeiten unserer Feldgrauen,
«in warmes, herzliches Mitempfinden
mit ihren kleinen Leiden und Freuden
und ein goldener Humor, der auch über
Not und Blut und Tod verklärenden
Schimmer zu breiten weiß, offenbart in
seinem Büchlein kleiner Erzählungen,
die er unter dem Titel: „Die
Schnutenorgel und andere
Feldzugsg«schichten von der
Wart he und Weichsel" bei
Wilh. Gottl. Korn in Breslau ver-
öffentlicht hat, der Breslauer
Lehrer Felir Ianoske. Die
Anspruchslosigkeit, mit der er selbst

auf dem Titelblatt sich schlicht als Landsturmmann bezeichnet, ist auch seinen Erzählungen und Plaudereien eigen. Sie wollen gar keine literarischen Kunstwerke sein und sind durch das warme und starke Empfinden, das sie schuf, geklärte und geläuterte menschliche Dokumente und echte Dichtungen geworden. Die Freude am Kleinen und Unscheinbaren, das doch so ungeheure Wichtigkeit besitzt für die großen Zusammenhänge des Lebens, und eine an den Märchendichter Andersen gemahnende Kraft, die toten Dinge der Umwelt von innen heraus lebendig zu machen, verleihen diesen schlichten Erzählungen einen Wert, der sie hoch über manchen anspruchsvoll auftretenden, die gleiche Eigenart als schmückenden Flitter sich umhängenden Roman emporhebt.

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

In der großen, alles Denken und Fühlen auf einen Punkt fest richtenden Arbeit der Frauen für Kriegsfürsorge haben sie doch noch Zeit gefunden, sich zusammenzufinden zu einer Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der in den langen Iahren seines an Kämpfen reichen Bestehens im Wesentlichen einer Friedensarbeit diente. Der Feier des fünfzigjährigen Iubiläums der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins

war diese Festversammlung gewidmet, und Leipzig, die Stätte, wo werktätige, einsichtsvolle Frauen diesen Verein ins Leben riefen, war ausersehen, die Frauen aus allen Gauen Deutschlands als Abgesandte zu dieser Feier zu begrüßen. Wahrlich, ein echt deutsches Fest, in echt deutscher Zeit! Deutscher Mut, deutsche Ausdauer, deutsches Organisationsgenie und deutsche Pflichttreue haben diese Etappe der Frauenbewegung durch alle Evolutionen, die sie durchzumachen hatte, begleitet und bis zu ihrer heutigen Bedeutung geführt. Was damals in bescheidenen, schüchternen Anfängen gesät wurde, ist emporgewachsen zum breitausladenden, kraftstrotzenden Baum, dessen reiche Frucht in der Frauenarbeit und ihrer segenbringenden Ernte für unsere heutigen Lebensaufgaben prächtig gedieh. Wir haben an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen, mit welchem Ernst, welcher Energie, welcher Verinnerlichung die deutschen Frauen die Fürsorgearbeit in diesem Kriege, den Größenwahnsinn und gemeiner Neid uns aufzwangen, ausübten. Wie sie in heiligem Eifer sich dem Werke der Wohlfahrt widmeten, unermüdlich und opferbereit stets neue Hilfsquellen erschlossen, und so, wie sie das erste Kriegsjahr durchgehalten, treten sie in das zweite ein. Entschlossen, ihre Kräfte zu verdoppeln, zu verzehnfachen und dem teuren Vaterlande zu dienen. Überall wird die alte Tätigkeit fortgesetzt, neues begonnen, und überall wirkt und wertet der Gedanke, sich dem weltbewegenden Werke, zu dessen Ausführung wir berufen sind, nützlich zu erweisen; wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun, und einig und einheitlich reift die Arbeit heilvollen Zielen entgegen. Die Frauenarbeit darf sich freudig und stolz mit in diese gewaltige Abrechnung einstellen lassen. Gern und dankbar blickt man von ihrer heute erreichten Höhe zu den Anfängen zurück, mit denen vor nunmehr fünfzig Iahren der Grundstein gelegt wurde zu dem ragenden Bau der Frauenbewegung, deren Anerkenntnis und Bewunderung die Sitzungen im Festsaale des Städtischen Kaufhauses zu Leipzig demonstrierten. Wir lassen hier den uns darüber zugehenden Bericht folgen: „Vertreter der Regierung und der

Stadt begrüßten die Delegierten der deutschen Frauenvereine und das aus allen Teilen des Reiches zahlreich eingetroffene Frauenpublikum. Die einzige Frau, der es vergönnt war, dem Iubeltage des „Deutschen Frauenvereins" beizuwohnen, zu dessen eifrigsten und tatkräftigsten Begründerinnen sie gehörte, die greise Frau Henriette Goldschmidt, nahm den Ehrenplatz in der Versammlung ein. Um sie scharten sich die heutigen Führerinnen und Vorsitzenden der Frauenvereine, unter denen Dr. Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine, und Frau Professor Bohn, Königsberg, die trotz ihres hohen Alters es sich nicht hatte nehmen lassen zu erscheinen, bemerkt wurden. Fräulein vr. Käthe Windscheidt, als Leipzigerin, machte den von Nah und Fern herbeigeeilten Frauenbündlerinnen, von denen die meisten eine angesehene Stellung innerhalb der Frauenbewegung einnehmen, die Honneurs. Die Leipziger Studentinnen waren durch eine Abordnung vertreten.

Der Vortrag von Beethovens „Die Himmel rühmen" durch einen von Adelheid Bauermeister geleiteten Gesangschor eröffnete die Feier. Darauf begrüßte die Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Helene Lange, die Ehrengäste und Mitglieder. Den Gruß der Regierung brachte Regierungsrat Ayrer. Für die Stadt Leipzig bewillkommnete der Zweite Bürgermeister Dr. Weber den Frauentag und betonte, daß ohne die dentsche Frauen-

bewegung, die es verstand, auch die einfache Frau in ihrem Pflichtbewußtsein zu heben, es den Behörden nicht möglich gewesen wäre, die Organisation der Kriegshilfe so erfolgreich durchzuführen, wie es geschehen sei.

Im Namen des Rektors der Universität sprach sodann Geh. Hofrat Prof. Dr. Bruns, der auf die Vorteile hinwies, die aus der akademischen Bildung den Frauen erwachsen. Frau Helene Lange, die den Vorsitz der Versammlung führte, erläuterte hierauf in sehr interessanten Ausführungen die deutsche Frauenbewegung der letzten fünfzig Iahre: „Die Frauenbewegung sei unzertrennlich von der Geschichte des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Seiner Gründung im Iahre 1865 durch Luise Otto und Auguste Schmidt in Leipzig war das geistige Ringen der vierziger Iahre vorangegangen. Luise Ottos soziales Empfinden entzündete sich an der Not der erzgebirgischen Klöpplerinnen, der um ihre Daseinsberechtigung ringendtn Schneiderinnen. Hinzugetreten war die Mittelstandsfrage, die wirtschaftliche und seelische Not der Mädchen aus den Kreisen des Bürger- und Beamtentums. Dazu kam das eigentlichste und tiefste Problem: die Hebung der ganzen Stellung der Frau in der Gesellschaft, ihre Eingliederung in die Arbeit von Gemeinde und Staat. Diese Probleme beschäftigten den sich bald über ganz Deutschland in Ortsgruppen ausdehnenden Verein. Es dauerte lange, bis kleine Erfolge kamen, denn die Zeit war der Frauenbewegung nicht günstig. Weder die liberalen Politiker, noch die führenden Männer des neuen Deutschland, noch die Sozialpolitiker hatten Verständnis für die letzten Ziele der Frauenbewegung, der kulturellen und sozialen Entwicklung der weiblichen Persönlichkeit. Erst die neunziger Iahre, in denen sich der Typus neudeutschen Lebens in seiner Bestimmtheit durch Industrie, Weltwirtschaft, Bevölkerungszunahme und technische Entwicklung entschied, brachten mehr sachliches Interesse und richtigere Beurteilung der Probleme der Frauenbewegung. Auch in die Arbeit der Frauenbewegung traten neue und vielgestaltige Probleme ein: Schutzfragen, Lohnfragen, Ausbildungs- und Organisationsfragen, die Rückwirkung der Frauenarbeit auf

die Männerarbeit, die Bedeutung der Frauenarbeit für die Familie. Die Berufsorganisationen, die Organisationen für einzelne Arbeitsgebiete wurden gegründet. Der lange Kampf um die Frauenbildung brachte nach Errichtung der Gnmnasialkurse endlich die Öffnung der Universitäten und die Reform der Mädchenbildung. Der Kampf um die Leitung ist noch nicht beendet. Geringer war der Einfluß der Frauenbewegung auf die Erwerbsgebiete der breiten Volksschichten; hier waren wirtschaftliche Faktoren ausschlaggebend. Deshalb suchte die Frauenbewegung den Arbeiterinnen den schweren Konflikt zwischen Beruf und Mutterschaft zu erleichtern. Es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß die Frauenbewegung nur Interesse für erweiterte Berufstätigkeit habe, die hauswirtschaftliche Ausbildung der Frau gehört zu ihrem Programm wie die Entwicklung der Hausfrauenorganisation in Stadt und Land. Eine Erweiterung des weiblichen Wirkungskreises ist die soziale Arbeit in Gemeinde und Staat. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein wandte ihr stets seine besondere Aufmerksamkeit zu; wie die von ihm in Frankfurt a. M. begründete Zentrale für die Gemeindeämter der Frau feststellte, bekleiden bereits 12 000 Frauen in Deutschland Gemeindeämter; viel mehr noch arbeiten in der Kriegsfürsorge. Anknüpfend an die Leistung der Frau in der Familie, die immer der Kern ihrer Kulturleistung sein wird, fordert die deutsche Frauenbewegung

höchstmögliche Entfaltung und freie soziale Wirksamkeit der weiblichen Kulturkräfte als Anteil der Frau am inneren Bau jenes größeren Deutschlands, auf das wir nach dem Frieden hoffen."

Im weiteren Verlaufe der Sitzungen erfolgte die Geschäftsberichterstattung der Vorsitzenden und Schriftführerin, Frau Helene Lange und Frau Traun, an die sich ein Vortrag von Frau Altmann-Gottheiner, Mannheim, anschloß über:„DasProblemderFrauenberufsarbeit" in und nach dem Kriege. Aus dem sehr interessanten Material sei hervorgehoben: „Als eine der interessantesten Erscheinungen dieses Krieges ist anzusehen, daß er die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern verschob. Nicht so rasch und geräuschlos hätten sich die Umwälzungen auf dem Arbeitsmarkt vollziehen können, wenn Deutschland nicht schon seit langem die Frau in seinen Arbeitsorganismus einbezogen hätte. Die deutsche Landwirtschaft hat schon in Friedenszeiten zum großen Teil auf den Schultern der Frauen geruht. Viereinhalb Millionen, nahezu die Hälfte aller Landarbeiter, sind Frauen. Die Wichtigkeit dieser Tatsache zeigte sich schon bei Kriegsausbruch in der Einbringung der Ernte durch die Frauen. Ietzt liegt ein Iahr deutscher Landwirtschaft hinter uns, in der sie durch Frauen-, Kinder- und Greisenarbeit in voller Ausdehnung aufrecht erhalten wurde. Weit weniger rasch hat sich das Eintreten der Frau in die von den Männern verlassenen Posten auf anderen Gebieten vollzogen. Erst als die deutsche Industrie und der Handel mit bewundernswerter Anpassungsfähigkeit die zu Beginn des Krieges auftretende Arbeitslosigkeit überwanden, begann auch in der Industrie die Vertretung der Männer durch Frauen einen größeren Umfang anzunehmen. Allein im ersten Halbjahr 1915 nahm die Zahl der Arbeiterinnen um eine halbe Million zu. Besonders stark war diese Zunahme in der Rüstungsindustrie, die Anfertigung von Munition, besonders die Herstellung von Granaten, wird heute fast ausschließlich von Frauen besorgt. Im Handel hatten die Frauen anfänglich unter großer Arbeitslosigkeit zu leiden, bis sie nach und nach in die Posten der ins Feld gerückten Männer traten, selbst in Betrieben, die ihnen sonst ver-

schlossen waren, wie Banken und Vcr-
sicherungs-Gesellschaften. Besondere
Nachfrage herrscht nach gut ausgebilde-
ten Kräften. Auch die Post- und Eisen-
bahnverwaltungen haben sich zur Mehr-
einstellung von Frauen im Schalter-
und Außendienst entschließen müssen;
die Briefträgerin und die Straßenbahn-
schaffnerin sind schon typische Erschei-
nungen im Straßenleben der Groß-
städte.
In den höheren Berufen war das
Frauenschicksal sehr verschieden. Die
Künstlerinnen und die Privatlehrerin-
nen ohne Eramina haben sehr gelit-
ten; günstig gestaltete sich dagegen die
Lage für wissenschaftlich gebildete Leh-
rerinnen, die selbst in den Knaben-
schulen an die Stelle der fehlenden Leh-
rer traten, für Ärztinnen und Zahn-
ärztinnen, die in Krankenhäusern die
Stellungen der Assistenzärzte erhielten,
und für die sozialen Berufsarbeiterin-
nen. Dieser Vorrat an gut ausgebil-
deten Frauen war für unsere Volks-
wirtschaft ein Glück. Mit dem Frie-
densschluß werden aber auf dem Ar-
beitsmarkt aufs neue schwierige
Verhältnisse eintreten, die wir heute
schon ins Auge fassen müssen. Viele
heute auf verantwortunasvollem Posten
stehende Frauen müssen sich klar
machen, daß sie diese wieder den beim-
kebrenden Männern abtreten müssen.
Deshalb tollten die Frauen, die Krlegs-
vertretungen übernommen haben, schon
beute aus ihrem reichlicheren Verdienst
Ersparnisse für die vielleicht arbeits-
lose Übergangszeit machen. Auch die

Berufsorganisationen und Kriegsfürsorgeeinrichtun-
gen müssen für diese Zeit besondere Mittel bereitstellen, damit die Frauen, die während des Krieges die Aufrecht-erhaltung der deutschen Volkswirt-schaft ermöglichten, nicht bei seinem Ende in Not geraten . . ."

Diese Anregungen wurden beifäl-
lig aufgenommen und fanden verdiente Beachtung.

Der am nächstfolgenden Tage von Frl. Margarete Trenge, Berlin, ge-haltene Vortrag: „Die Dienstpflicht der Frau", konnte sich eine allgemeine Anteilnahme nicht erobern. Der Ge-genstand ist so vielfach behandelt wor-den, daß sie kaum etwas Neues hinzu-zufügen vermochte. Die obligatorische Ausbildung der Frau auf hauswirt-schaftlichem Gebiete blieb der letzte Sinn der Vorschläge, die für diesen Gegenstand gemacht wurden, und wird es wohl auch über den Krieg hinaus bleiben.

Kriegssoziale Rundschau.

Von Erwin Stein, Berlin, General-sekretär des Vereins für Kommunal-wirtschaft und Kommunalpolitik.

Die Frage der Kriegerheim-stätten.

Vor einigen Monaten hat sich in Deutschland ein Hauptausschuß für Kriegerheimstätten gebildet, der in der Öffentlichkeit für seine Bestrebungen wirbt. Der Grundgedanke der Arbeit dieses Ausschusses ist der: Das Reich dankt seinen Verteidigern, indem es je-dem deutschen Kriegsteilnehmer oder seiner Witwe die Möglichkeit eröffnet, auf dem vaterländischen Boden ein Fa-milienheim auf eigener Scholle (Krie-gerheimstätte) zu erringen.

Die Kriegerheimstätten sollen, ge-mäß den Lehren dieses Läuterungskrie-ges, das deutsche Boden- und Sied-lungswesen auf das Ziel hinleuken, einen körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchs zu sichern, die Wehr-kraft des Volkes zu erhöhen und die Erträgnisse des heimischen Bodens zu steigern.

Gelingt es, diesen Gedanken durch-zusetzen, so haben wir in der Tat einen wundervollen Weg gefunden, den Ver-teidigern unseres Vaterlandes zu dan-ken. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Frage der Kriegerheimstätten nur ein Teil der so überaus großen

und bedeutsamen Wohnungsfrage ist. Demgemäß werden auch viele Volkswirtschaftler, Iuristen und Hygieniker der Meinung sein, daß eine großzügig durchgeführte Reform des Realkreditwesens, des Bauwesens, der Miet- und Wohnunasverhältnisse ähnliche Ziele, wenn auch auf größerer Grundlage, erreichen könne.

Der Gedanke, Kriegerheimstätten zu errichten, ist sogar bereits übers Meer getragen worden. In einem Leitartikel der in Brasilien erscheinenden „Deutschen Post" heißt es: „Die Ausführung dieses Planes wird möglich sein, wenn der Wille des ganzen deutschen Volkes, der opferbereite Dankcswille, hinter diesem Gedanken steht. Eine große deutsche Organisation hat sich der Sache bereits angenommen, und wir haben ja schon oft in dieser Zeit mit Staunen gesehen, was deutsche Oraanisationskraft zu leisten vermag. Möge ihr, wie manche Kriegstat, auch dieses schöne Friedenswerk gelingen!

Alle Gemeinden, Dörfer und Städte, sollen ihren Kriegern zum Selbstkostenpreise Land überlassen. Dieses Land soll dem Krieger ohne Anzahlung nur mit der Verpflichtung zur jährlichen Rentenzahlung überwiesen werden. So bleibt das Land Eigentum

der Gemeinde; aber der Inhaber hat es für sich und seine Erben in unkündbarem Besitz. Die Höhe der jährlichen Rente bleibt unverändert, solange der Besitzer lebt. Bei einem Besitzwechsel wird der Bodenwert entsprechend neu festgesetzt. Was der Besitzer in das Land hineingesteckt hat, muß dabei in Rechnung gestellt werden. Um unbemittelten Invaliden den Bau eines Hauses auf diesem Lande zu ermöglichen, ist es nötig, ihm Darlehen zu verschaffen, deren Verzinsung sie besonders in den ersten Iahren nicht zu sehr belasten darf.

Und wenn das deutsche Volk seinen Kriegern Dank zollt, sollten wir Deutschen in Brasilien an diesem Danke unbeteiligt bleiben?

Auch für uns bluten unsere Brüder! Unser Handel, unsere Kultur leben oder sterben mit dem deutschen Heere!"

Wie sich die Träger des Gedankens die Durchführung des Planes denken, ist aus der folgenden kurzen Darstellung ersichtlich. Ieder deutsche Kriegsteilnehmer hat im Rahmen dieses Gesetzes einen Anspruch auf eine Heimstätte im Reich oder in seinen Kolonien. Unter den Bewerbern sollen die ortsangehörigen Kriegsbeschädigten, Witwen und kinderreichen Familien zuerst berücksichtigt werden.

Die Kriegerheimstätten sind entweder:

Wohnheimstätten: Kleinhäuser mit Nutzgärten, die allen Kriegsteilnehmern verliehen werden können, oder Wirtschaftsheimstätten: gärtnerische oder landwirtschaftliche Anwesen von geeigneter, nach Bodenart und Bodenpreis verschiedener Größe, di? nur Bewerbern mit entsprechender Vorbildung und angemessenem Betriebskapital verliehen werden dürfen.

Bestehender Besitz kann in Kriegerheimstätten umgewandelt werden.

Die Heimstättenversorgung soll geschehen durch ein Heimstättcnawt, das dem Reichsamt des Innern ein- und untergeordnet und in geeigneten Bezirken durch Heimstätten-Amtwärter vertreten wird. Diese sollen die Auskunftserteilung und Vermittlung jeder Art bei Begründung, Ausführung und Bewirtschaftung der Heimstätten bewirken und jeden Mißbrauch mit ihnen verhindern. Das Reich soll die Ausgabe von Heimstätten an gemein-

nützige Vereinigungen übertragen können. Weigern sich öffentlich-rechtliche Verbände oder sonstige gemeinnützige Vereinigungen, die Ausgabe von Kriegerheimstätten zu bewirken, obwohl sie im Besitz von geeignetem Gelände sind, so ist das Reichsheimstättenamt berechtigt, dieses Gelände zwecks Gründung von Kriegerheimstätten zu enteignen. Eine Veräußerung der Kriegerheimstätte ist nur mit Genehmigung der Ehefrau zulässig. Die Rente kann nur gesteigert werden, wenn der Besitzer die Kriegerheimstätte freiwillig aufgibt, sie nicht selbst bewohnt und bewirtschaftet, oder wenn nach dem Tode beider Eltern das jüngste Kind großjährig wird. Für die Steigerung ist nicht der für die Heimstätte gebotene Preis allein maßgebend, sondern es muß eine allgemeine Steigerung des Bodenwertes in der betreffenden Gegend nachweisbar sein. Der Heimstättenausgeber hat bei allen Verkäufen das Vorkaufsrecht. Die Kriegerheimstätte kann durch privatrechtliche Forderungen nicht in Zwangsversteigerung gebracht werden; sie ist unteilbar und durch Erbqang nur auf einen Erben übertragbar. Zur Beibringung der Kosten und Schaffung eines Reservefonds für etwaige Verluste erhebt das Reich eine Ödlandsteuer von zwei Prozent auf alles Privatland, das seit mehr als fünf Iahren nicht unter dauernder forstwirtschaftlicher, landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Kultur gehalten worden ist, und zwar nach dem Werte, den der Eigentümer selbst angibt, der

aber zugleich die Grundlage des Enteignungspreises bildet, wenn das Land für Kriegerheimstätten benötigt wird.
Unter den Wegen, die zu den Kiriegerheimstätten führen, wird der unter Benutzung von Baugenossenschaften besonders gangbar erscheinen. Kommen Genossenschaften dieser Art auch nur für einen Teil der Bevölkerung in Frage, so ist doch anzunehmen, daß diese Organisationen in der Errichtung von Kriegerheimstätten viel leisten können. Aus dem Kreise Blumenthal wurde 1909 von sachkundiger Seite berichtet, daß dort durch die von Landrat Berthold geschaffene Baugenossenschaft — allerdings in Verbindung mit rühriger privater Bautätigkeit — ein völlig genügendes Angebot geschaffen ist, so daß in den letzten zehn Iahren von einer Wohnungsnot nicht die Rede sein konnte. Am 5. Iuli 1913 aber hatte der Altonaer Bauverein schon 1728 Wohnungen zu verwalten, in denen ungefähr 9000 Personen lebten, also über fünf Prozent der Einwohner jener Stadt.
Voraussetzung für eine großzügige Lösung der Kriegerheimstätten-Aufgaben ist allerdings die Durchführung eines Reformprogramms in der städtischen Siedelungspolitik; der Städtebauer des Verbandes Groß Berlin, Fritz Beuster, hat in dieser Hinsicht wichtige Maßnahmen vorgeschlagen: Errichtung von Kreis-, Bezirks- und Landessiedelungsämtern, in denen alle behördlichen Geschäfte auf dem Gebiete des Siedelungswesens, wie Bebauungsplanwesen, Baupolizei, Erschließung und Ansiedelung, Wohnungsaufsicht und Wohnungsfürsorge, Wohnungsstatistik und Wohnungsnachweis, öffentliche Beratung und Auskunftserteilung, Tarwesen, alle Maßnahmen auf boden- und verkehrspolitischem und finanziellem Gebiete einheitlich zusammengefaßt werden. Die Absicht des Beuster'schen Vorschlages geht hauptsächlich dahin, die bisherige Zersplitterung auf dem Gebiete des Siedelungswesens zu beseitigen und alle Geschäfte in einer Zentralstelle zusammenzufassen.
Auf die richtige Schulung der Beamten dieser Verwaltungsorganisation legt Beuster sehr großen Wert. Im Interesse der Dezentralisation des Siedelungswesens und zu Gunsten des Kleinwohnungs- und Kleinhauswesens

sind von Reich, Staat und Gemeinde gemeinsam Geldmittel bereit zu stellen für den Ausbau des Klein- und Schnellbahnnetzes, für die Erschließung öffentlichen Geländes als billiges Bauland und für die Förderung des RealkreditS durch Unterstützung wirtschaftlich gesunder Selbsthilfeunternehmungen des Hausbesißes und durch Übernahme der öffentlichen Bürgschaft für nachstellige Hypotheken auf Kleinwohnungs- und Kleinhausbauten jedermanns in fest begrenztem Rahmen.

Die jährlichen Belastungen des Reichs schätzt Beuster zunächst für Finanzierung der Siedelungsbanken usw. auf 20 Millionen Mark aus Anleihemitteln, für Ansammlung eines Reichsbürgschaftsfonds und dergleichen auf fünf Millionen Mark aus Mitteln des Ordinariums, für Unterstützung der gemeinnützigen Bautätigkeit gleichfalls auf fünf Millionen Mark aus Mitteln des Ordinariums. Die jährlichen Belastungen der Einzelstaaten zusammen sind nach seiner Ansicht etwa ebenso hoch und diejenigen der Gemeinden zusammen etwa doppelt so hoch anzunehmen. Ein sehr wichtiger Gedanke dabei ist, daß die Mittel für das Kleinwohnungswesen aus denjenigen Geldquellen geschöpft werden müssen, die von den Spargroschen des kleine« Mannes gespeist werden. Beuster bofft auf diese Weise jährlich für den Kleinwohnungs- und Kleinhausbau 800 bis 900 Millionen Mark flüssig zu machen, nämlich 150 Millionen von den Hypothekenbanken, 465 Millionen von de»

Sparkassen, 165 Millionen von den privaten Versicherungsgesellschaften, 40 Millionen von den Landesversicherungsanstalten, 90 Millionen von der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte und 40 Millionen Mark von den Gewerkschaften und Angestelltenverbänden.

Die Durchführung solcher Pläne erfordert aber Zeit, manches Iahr nach dem Kriege dürfte bis zum Gelingen eines solchen Werkes vergehen. Zur Abwehr der nach dem Kriege zu erwartenden großstädtischen Kleinwohnungsnot empfiehlt Beuster die sofortige Vorwegnahme folgender Maßnahmen aus seinem Reformprogramm: Verkehrliche und bauliche Erschließung öffentlichen Geländes als billigen Baulandes und Unterstützung der Baugeld- und Hypotheken-Beschaffung für die Ansiedelung hierauf, beides im Rahmen des Programms durch Gründung entsprechender Gesellschaften auf privatwirtschaftlicher Grundlage.

Auch der deutsche Verein für Wohnungsreform ist gegenwärtig im Vorgehen zur Erzielung größerer reformatorischer Maßnahmen nach dem Krieg begriffen. (Vcrgl. Reicksarbeitsblatt 1915, S. 671.) In einer Entschließung, welche der Vorstand und Hauptausschuß dieses Vereins kürzlich faßten, wird gesagt, daß ernsthaft mit der Gefahr einer Kleinwohnungsnot in vielen Teilen des Reichs, wesentlicher Mietssteigerungen und großer spekulativer Ausschreitungen auf dem Grundstücks- und Wohnungsmarkte nach Beendigung des Krieges gerechnet werden müsse. Es seien daher bereits jetzt durchgreifende Maßregeln zu treffen, um diesen Gefahren vorzubeugen.

Als Hauptgebiete, auf denen vorzugehen sei, sind in den Beratungen des Vereins vorläufig folgende ins Auge gefaßt worden: Die Beschaffung billigen Landes. Hier wird vor allem an die planmäßige Heranziehung des in öffentlichem Besitze befindlichen, für Siedlungszwecke entbehrlichen und geeigneten Geländes und an die Herstellung eines entsprechenden Katasters gedacht. Die Geldbeschaffung, besonders durch unmittelbare Reichshilfe, ferner durch Heranziehung gewisser über regelmäßige große Iahreseingänge verfügender Kapitalsammlungsstellen zur Kapitalhergabe für den Kleinwohnungsbau und durch den Ausbau der

Einrichtung der Reichs- und Staatsbürgschaften. Die Ausgestaltung des Lokalverkehrs. Die Umänderungen und Ergänzungen der staatlichen und kommunalen Verwaltungsorganisation (Wohnungs- und Siedelungsämter usw.), Abbau der öffentlich-rechtlichen Hindernisse einer billigen und dezentralisierten Ansiedelung (Ansiedelungsgenehmigung, kommunales Bauverbot, allzu hohe Straßenkosten, pfandrechtliche Bindung der Grundstücke, Residenzpflicht der Beamten, bessere kommunale Organisation der Vorortsgebiete, Zuschuß des Staates für jede Ansiedelung einer unbemittelten Familie zur Dekkung der Schul- und Kirchenlasten). Besondere Maßregeln zur Linderung der Wohnungsnot der kinderreichen Familien.

Alle Reformarbeit fördert die Vorbereitungen für die Schaffung von Kriegerheimstätten. Die Frage steht erst im Anfang ihrer Entwicklung, erfährt aber sicherlich alle Unterstützung durch die dazu berufenen Behörden und weite Kreise unseres Volkes.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Theodor Rudert.

Internationales Geld als Grund-Vorbedingung eines dauernden Friedens.

Wenn dem bestehenden Gesetz nach mindestens der dritte Teil unserer Banknoten in Gold gedeckt sein soll, s»

ist es bekanntlich nicht etwa der
Zweck dieser Bestimmung, damit ein
Reservekapital zu schaffen für den Fall,
daß bei einer Liquidation des Gesamt-
umlaufs die übrige Deckung, bestehend
in Wechseln incl. Schatzanweisungen
und in Schecks, sich als wertlos erwiese,
denn erstens ist der Fall einer Gesamt-
liquidation für ein modernes Zentral-
Noteninstitut pure Hypothese, zweitens
würde sich bei der Strenge der Ankaufs-
bedingungen niemals ein so ungeheurer
Prozentsatz der Wechsel etc. als völlig
wertlos erweisen (sie brauchen bekannt-
lich nur wieder in Noten, deren Rück-
fluß den Umfang der theoretischen
Gold-Verbindlichkeit vermindern würde,
eingelost zu werden), drittens würde
einen durch Wechsel etc. entstehenden
Ausfall das Gold gar nicht decken
können, weil es den für seine eigene
Rechnung ausgegebenen Prozentsatz der
Noten zu decken hat, also „schon ver-
geben" wäre, — mit der Frage der
geschäftsmäßigen Sicherheit hat somit
die Einrichtung der Golddeckung abso-
lut nichts zu tun.
Hieraus folgt, daß auch der „innere
Wert" unserer Banknoten gar nicht
eigentlich von der Golddeckung abhängt;
er wäre, unter der selbstverständlichen
Voraussetzung ordnungsgemäßer Ge-
schäftsführung (und der Gefahr eines
gewaltsamen Eingriffs in dieselbe durch
Staat oder Feind unterliegt gerade
das Gold, nicht auch der Wechsel!), bei
null Prozent Golddeckung genau der
gleiche wie bei hundert Prozent, wenn
nicht der zufällige Umstand hinzukäme,
daß das Gold im internationa-
len Verkehr bisher das einzige ge-
setzliche Zahlungsmittel ist. Da ha-
ben wir den Zweck der Golddeckung:
Rücksichtnahme auf einen eventuellen Be-
darf nach dem im internationalen Ver-
kehr noch privilegierten Zahlungsmittel;
und sei es eine für den einzelnen Pri-
vaten völlig auf dem Papier stehende
Rücksicht, wie sie zur Tatsache geworden
ist seit dem Augenblick, wo ausgerechnet
für die Zeit der Gefahr und des Be-
darfes das Recht auf Umwechslung der
Noten in Gold aufgehoben werden
mußte!
Die Golddeckung schafft also wenig-
stens den Schein, daß alle Noten
„so gut wie Gold" seien, obwohl sie
nur zum kleineren Teile überhaupt
Gold vertreten, und schmuggelt sie auf

die Art sozusagen ein in den internationalen Verkehr. Man erkennt aber nach dem oben Gesagten ohne weiteres, daß die Noten es eigentlich gar nicht nötig hätten, so schamhaft aufzutreten; daß die Vorzugsstellung des Goldes im internationalen Verkehr zwar unbedingt Berücksichtigung erheischt, solange sie eristiert, dagegen eigentlich jeder inneren Berechtigung entbehrt. Würden durch Übereinkunft, etwa gelegentlich der Friedensverhandlungen, die Banknoten auch international zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben (was lediglich ein besonderes, einheitliches System der Ausgabebedingungen, das hier nicht näher geschildert werden kann, zur wünschenswerten — nicht einmal unbedingt nötigen — Voraussetzung hätte, und was im übrigen auch endlich eine gemeinsame Recheneinheit ermöglichte), so würde man des Goldes — anders als eventuell noch rechnerisch — sogar überhaupt nicht mehr bedürfen: man würde international die im Besitz von Goldgeld verkörperten Kaufrechte durch Zwangsumtausch des Metalls in bloße staatliche Goldquittungen, d. h. auch grundsätzlich uneinlösbar gewordene Goldnoten, aufrechterhalten können, um daraufhin das für Rechnung des Staates eingegangene Gold zum allgemeinen Besten an die Industrie zu verkaufen, seiner natürlichen Bestimmung als Schmuckmaterial zurückzugeben — ein für alle Teile im vollsten Sinne des Wortes glänzendes Geschäft!

Wäre wohl eine Befolgung dieses

Vorschlags tatsächlich durchzusetzen? — Sicher ist soviel, daß man gar keine andere Wahl haben wird, wenn man beabsichtigt, wirklich einen dauernden Frieden zu schaffen, denn die Tragweite der eventuellen Maßnahme ist ganz unvergleichlich größer, als sie sich dem ersten Blick des Laien darstellen mag! Erreichen würde man nämlich nicht nur den endgültigen Wegfall aller Valuta-schwierigkeiten und -Rivalitäten, erreichen auch nicht nur die Möglichkeit einer schlechthin phänomenalen Vereinfachung des gesamten Zahlungsverkehrs und der Rechtspflege durch Entbehrlichwerden jedes Lieferungskredits, auf Grund von Spezialanregungen des Verfassers, erreichen würde man nicht einmal nur die ersehnte Möglichkeit, ohne Kehrseite nach Belieben Diskontkredit zu gewähren, resp. über beliebige Barmittel auch für Auslandzahlung zu verfügen; erreichen würde man mit einem Wort gesagt nichts Geringeres als vollkommene finanzielle und insofern zugleich wirtschaftlich-soziale Selbständigkeit jedes einzelnen Staates.

Was dies bedeutet? — Nun jedenfalls bedeutet das Gegenteil, die bisherige Zwangslage der Staaten, nicht mehr und nicht weniger als die Endursache ihrer bewaffneten Zusammenstöße; man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welch ausschlaggebende Rolle das Angewiesensein auf Erschließungskapital, resp. Konzessionen dafür, ferner auf Zollvergünstigungen (Absatzgebiete), Zolleinnahmen und Anleihen, sowie schließlich das Angewiesensein auf Kriegsentschädigung resp. Kriegsbeute für die Beziehungen der Staaten zu einander spielt! Was letzteren Punkt betrifft, so sind territoriale Erwerbungen ja im wesentlichen nur Mittel zum Zweck, denn persönliche bzw. nationale Empfindlichkeiten und Aspirationen spielen, wenigstens zwischen modernen Großmächten, für den Ernstfall nur noch die Rolle des Vorwandes respektive Mittels zum Volksbetrug. Handgreiflich offenbart sich die Rolle der genannten wirtschaftlich-sozialen Momente zwar nur heute im Krieg, w» all die diesbezüglichen Rivalitäten mit einem male in der furchtbarsten Weise akut geworden sind, und eine allseitig auch nur halbwegs befriedigende Lö-

sung ohne jene ganz neue Voraussetzung schlechthin nicht abzusehen wäre; latent aber, chronisch, liegen natürlich auch im sogenannten Frieden (der eigentlich nur ein Krieg mit etwa« zahmeren Mitteln ist, es jedenfalls i n Zukunft sein würde!) die Dinge nicht anders. Es ist also nicht zu viel gesagt, wenn man geradezu die Notwendigkeit, überhaupt noch eine militärische Rüstung aufrechtzu erhalten, ausschlaggebend auf jede Zwangslage zurückführt, denn w i e wenig sie allerseits dem innersten Wünschen und Fühlen entspricht, beweist wohl zur Genüge der Umstand, daß man sogar unter so drohenden Verhältnissen, wie sie vor Ausbruch des Weltkrieges herrschten, sich allen Ernstes mit der Frage ihrer Überwindung beschäftigt hat.

Aber wieso sollte eine vollkommene wirtschaftlich-soziale Aktionsfreiheit jedes einzelnen Staates wirklich das Ergebnis sein? Könnte nicht nach wie vor jeder Staat nur soviel Geldes produzieren, wie er dank vorhandenem Realkapital und geleisteter Arbeit diskontfähige Wechsel zu produzieren vermöchte? Ganz gewiß; aber damit wäre nur der Spielraum für int ern ational zu verwendendes Geld erschöpft. Da die Noteninstitute keinerlei metallischer Einbuße, der gegenüber eine Entlastung durch Gesetz unwirksam bliebe, mehr ausgesetzt wären, könnte nichts in der Welt die einzelnen Staaten hindern, auch auf Grund beliebig langfristiger und sogar unsicherer, ja

selbst schließlich wirklich uneingelöst bleibender, Wechsel Noten ausgeben zu lassen und ihnen den Charakter als gesetzliche Zahlungsmittel für den inneren Verkehr zu verleihen! Einzige Voraussetzung wäre, daß die betreffende Kreditgabe nach vernünftigen, rein gemeinnützigen und natürlich durch Gesetz geregelten Grundsätzen erfolgte, z. B. Rückhalt in unverschuldeter Notlage, Schaffung von Arbeitsgelegenheit und Lösung großer Kulturaufgaben bezweckte, sowie daß man jede unnötige Unvermitteltheit in der Vermehrung des Geldangebots vermiede, weil eine solche ein Nicht-Schritthalten-können des Angebots der Kaufobjekte, also ein Steigen der Preise, und in diesem jetzt einzig noch möglichen Sinne eine Geldentwertung bedingen würde.

Zu letzterem Punkte ist jedoch zu bemerken — wir tun es, um bei der Gelegenheit noch eine ganz kurze Skizze der sich eröffnenden Einzelperspektiven zu bieten —, daß ein vollständig unwahrscheinlicher Grad solch ungünstiger Wirkung dazu gehören würde, um die geradezu erdrückende Gewichtigkeit in Rechnung kommender Gegenmomente aufzuwiegen: 1. Wegfall der Abgaben, durch die nach bisherigem System die betreffenden Ausgaben, soweit sie überhaupt möglich waren, gedeckt werden mußten; L.Wegfall der mit Aufbringung der Abgaben verbundenen Betriebsspesen und Reibungen; 3. Abziehbarkeit des Golderlöses von den auf genanntem Wege zu machenden Ausgaben; 4. Kraftersparnis, also Produktionssteigerung, größten Maßstabes durch analoge und sonstige Vereinfachung auf den verschiedensten Gebieten; wahrscheinlicher Gipfelpunkt dieser Entwicklung: die Abrüstung; 5. enorme Kraft- und Geldersparnis durch vorbeugend-gesundende Wirkung möglich werdender „ganzer Arbeit" im Bereich des Fürsorgewesens einschließlich seiner organisatorischen Zweige (Nachweiswesen, Ausbildungswesen, Abwechslungsermoglichung); 6. erhebliche Ersparnis dadurch, daß nur Kredit, nicht, wie in großem Umfange bisher, glatte Schenkung nötig wäre (auch nicht die spekulativ selbst bezahlte

des Versicherungswesens); 7. Erleichterung des gewöhnlichen (keine Geldvermehrung erheischenden) Kredits durch Geldvermehrung, also entsprechende Selbstregulierung der Geldausgabe; 8. Erleichterung von Produktion, Absatz und Lohnverhältnissen durch erhöhte Kaufkraft der Abnehmer und Kapitalkraft der Unternehmer („befruchtende" Wirkung des Kredits);
9. Selbstregulierung — innerhalb gewisser Grenzen — jeder abnorm aufsteigenden Preisbewegung durch den an sich bestehen bleibenden, nur sozusagen entgifteten Faktor der Konkurrenz, und erhöhte Möglichkeit regulativer Eingriffe des Staates im Bedarfsfalle; 10. Rückwirkung der geschaffenen Atmosphäre allseitiger persönlicher Sicherheit, also ermöglichten Vertrauens und Selbstvertrauens, auf Leistungsfähigkeit und sittlich-kulturelle wie auch physische Gesundheit bzw. Normalität, wodurch für die „spezifischen" Heilmittel, die man auf dem Gebiete bisher anwendete, und soweit sie sich nicht glatt erübrigen würden, erst die Vorbedingung rechter Wirksamkeit geschaffen wäre.

Diejenigen Leser dieser Zeilen, welche der Anregung beipflichten und für Näheres Interesse haben, oder welche die Sache durch kritische Meinungsäußerungen fördern wollen, werden gebeten, sich brieflich an den Verfasser zu wenden. (Adresse: Berlin-Halensee, Friedrichsruher Straße 17.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Kommerzienrat Friedrich Soennecken, Vorsitzender der Handelskammer Bonn.

Vorschläge für die Errichtung eines Reichs-Werbeamtes.

Wir führen gegenwärtig einen Doppelkrieg: Einmal gegen die Feinde unseres blühenden Welthandels, zum andern gegen die Verleumder unserer Kultur. Unsern Welthandel lahmzulegen, war die ausschlaggebende Ursache, welche die Engländer zum Kampfe gegen Deutschland bestimmte. Die Schädigung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu dem Auslande wird unsern Gegnern dadurch besonders erleichtert, daß sie unsere Handels- und Nachrichtenwege fast völlig gesperrt haben. Die Presse der ganzen Welt wird von unsern Feinden dazu mißbraucht, in der breiten Masse des Volkes die Meinung zu befestigen, daß die Schuld an dem Weltkriege allein auf Deutschland falle. Nebenher wird als Schreckgespenst Deutschland als das Land des „Militarismus" bezeichnet, endlich — und das ist es, was gegenwärtig die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt — wird Deutschland als ein Land mit „barbarischen" Sitten und ebensolcher Kultur bezeichnet. Die Folgen zeigen sich überall. Durch die Beherrschung der Nachrichtenwege werden selbst die glänzendsten Erfolge auf den Schlachtfeldern und hinter der Front in unserem wirtschaftlichen Kampfe dem Auslande nicht nur verschwiegen, sondern statt dessen Niederlagen verkündet. So kann sich die Wahrheit über die wirkliche Lage unserer militärischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse im neutralen Auslande nur allmählich Bahn brechen, während dies in den feindlichen Ländern mit allen Gewaltmitteln ver-« hindert wird. Daraus ergibt sich, daß Deutschland nicht nur um die Grenzen seines Reiches zu kämpfen hat, sondern auch um sein Ansehen in der Welt. Es muß gleichzeitig seine Erfolge im wirtschaftlichen Verkehr mit der Welt zu behaupten suchen und — das ist eigentlich der höchste und schwerste Kampf — es muß kämpfen um die Anerkennung seiner Kultur, d. h. um die unumwundene Anerkennung seiner technischen, industriellen und wissenschaftlichen

Leistungen. Für die unbedachte bereit-
willige Aufnahme Studierender aus
dem Auslande auf unsern Hochschulen,
mit der wir Anerkennung zu erhalten
hofften, haben wir seit Ausbruch des
Krieges bei Feinden und fast allen
Neutralen nur zynischen Hohn und
giftige Verspottung geerntet.
Um den Ausgang des politischen
Kampfes sind wir unbesorgt. Der ge-
genwärtige Stand unserer kriegerischen
Erfolge läßt uns das beste hoffen.
Ebenso kann es sich hinsichtlich der ge-
gegcnwärtigen Unterbindung des deut-
schen Welthandels nur um eine vor-
übergehende Erscheinung handeln. Nach
allen, auch durch die Statistiken bewie-
senen Erfahrungen hat sich das deutsche
Wirtschaftsleben in der ganzen Welt
dadurch zu höchster Blüte entwickeln
können, daß bei uns, aus der allge-
meinen Kultur der Deutschen entsprin-
gend, die Einsicht besteht, daß ein
dauernder Erfolg im wirtschaftlichen
Verkehr mit dem Auslande nur durch
die Anpassung an die Wünsche der Be-
steller, die Güte der Leistungen und der
ihnen zugrunde liegenden ingeniösen
Erfindung und Bearbeitung, wie nicht
minder durch eine angemessene, nicht
übervorteilende Preisstellung zu erzielen
ist. Auch im Lande selbst haben seit
Ausbruch des Krieges deutsche Finanz-
wirtschaft, Industrie und Landwirtschaft
in gegenseitigem Zusammenwirken eine
Tätigkeit entwickelt, die volkswirtschaft-
en

lich den besten strategischen Leistungen auf dem Schlachtfelde an die Seite gestellt werden kann. Es ist unmöglich, ein Land von solcher wirtschaftlichen Kraft vom Weltmarkte auszuschließen, wie England und seine Sippschaft es wollen. Das erkennen nicht nur die Engländer selbst, sondern auch Deutschenhetzer von der Art des Westschweizers Georges Verlane, der als llberfranzose erst vor kurzem noch in einem Mailänder Briefe beklagte, daß seit Ausbruch des Krieges der Deutsche dem Franzosen die besten Märkte fortnehme, wie er z. B. gegenwärtig den italienischen Markt allein behaupte. Industrie und Handel werden gewiß auch diese Krise mit der ihnen innewohnenden zichen Lebenskraft überstehen und im Konkurrenzkampf mit ausländischen Erzeugnissen auch für die Zukunft Sieger bleiben. Wie Handel und Industrie ihre Organisationen für den Weltverkehr einrichten, wird beiden selbst überlassen bleiben müssen. Einrichtungen privater, auf Selbsthilfe gestellter Art, die in allen Fällen beiden gleichmäßig dienen sollen, werden sich nach ihrem Wesen und nach ihrer Entwicklung in dem letzten Halbjahrhundert unvermeidliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Seit ungefähr 50 Iahren haben sich bekanntlich die Handelsverhältnisse dadurch wesentlich geändert, daß sich die Fabrikanten direkt um den Absatz ihrer Erzeugnisse im Lande bemühten, daß sie selbst reisten oder reisen ließen, um auch sicher zu sein, daß ihre Erzeugnisse dem Zwischenhandel an allen Orten bekannt wurden. Dadurch wurde die Tätigkeit der sogenannten Kommissionsgeschäfte ausgeschaltet, deren Vertreter mit großen Musterkoffern die Händler besuchten, um die von ihnen geführten zahlreichen Artikel anzubieten. Seitdem aber haben sich auch diese Verhältnisse teilweise grundsätzlich verschoben, da sich die Industrie oft über den Zwischenhandel hinweg — leider zum großen Nachteil dieses im Handelsverkehr unentbehrlichen Standes — mit dem Verbraucher direkt in Verbindung setzt. Im Erporthandel ist man zu diesem Brauche nur bei der Großindustrie übergegangen, obwohl auch diese der vermittelnden Persönlichkeiten, also gewissermaßen des Zwischenhandels bedarf. Der Handel mit allen übrigen gewerblichen Erzeugnissen muß

sich in der Ausfuhr immer noch des Zwischenhandels, und zwar meistens des Zwischengroßhandels bedienen. So stehen sich auf diesem Gebiete im Welthandel Fabrikanten und Händler als Konkurrenten in ähnlicher Weise gegenüber, wie es auf dem Kontinent der Fall ist. Aus diesem Grunde paßt für die Vertretung beider Interessenkreise keine unverantwortliche private Vereinigung, weil die Wahrung unbedingter Unparteilichkeit zu schwierig ist, ganz abgesehen davon, daß schon die erforderliche Organilation des Ganzen unüberwindliche Schwierigkeiten persönlicher und finanzieller Art in den Weg legt, während diese Organisation zur Vertretung der Handelsinteressen des Reiches schon in unsern Konsulaten besteht und vom Reiche unterhalten wird.

Eine Werbearbeit für die deutschen Gesamtinteressen, nicht nur für die Interessen von Industrie und Handel, sondern für die allgemeinen Kulturinteressen, kann nur allein Sache des Reiches sein, weil es sich hierbei um Aufwendungen von solcher Höhe handelt, die nicht anders als von der Allgemeinheit eines Landes geleistet werden können. Diese Werbearbeit soll also nicht materiellen Interessen der Nation oder eines einzelnen Erwerbsstandes dienen, sondern in erster Linie der Anerkennung unserer Gesamtkultur. Es gilt nicht bloß, die bisher bestandenen Verhältnisse gegenüber den Bemühungen des feindlichen Auslandes für die Zukunft zu sichern, sondern in der Haupt-

sache bei den Völkern des Erdballes die Anerkennung des hohen Standes unserer Kultur zu erreichen. Um die gebildeten Stände des Auslandes über die deutsche Kultur sachgemäß aufzuklären, was ja nur indirekt die Interessen der Weltwirtschaft, von Handel und Industrie, berührt, müssen neue einschneidende, auf rein politischer Grundlage ruhende Mittel angewandt werden. Wie notwendig diese staatliche Aufklärung sowohl künftig in Feindesland als jetzt schon in neutralen Ländern ist, zeigen die unflätigen Verunglimpfungen deutschen Wesens und deutscher Art in fast allen Ländern. Es ist bedauerlich, daß es uns trotz unserer hohen Kultur nicht gelungen ist, ein diesem Zustande entsprechendes, die leidenschaftlichen Stürme eines Krieges überdauerndes Ansehen im Auslande zu behaupten. Auf die tieferen Gründe dafür will ich hier nicht weiter eingehen. Nur das steht fest, daß hier ein großer Fehler gemacht wurde, dessen schwere Folgeerscheinungen uns erst seit Ausbruch des Krieges voll zum Bewußtsein gekommen sind. Wir haben uns in allzu großer Bescheidenheit mit unserer Leistungsfähigkeit und unseren Erfolgen im Welthandel genügen lassen und nicht bedacht, daß zur Erhaltung dieser wirtschaftlichen Errungenschaften auch das Ansehen und die Achtung des Auslandes vor den kulturellen Qualitäten des Volkes gehört. Hier muß für die Zukunft gründlich Wandel geschaffen werden.

Wodurch ist dies zu erreichen? Wie man in allen Dingen von andern lernen kann, selbst von unsern Feinden, und wie wir auch bereits von unsern feindlichen Nachbarn auf manchem Gebiete gelernt haben, so gibt es auch für uns Deutsche bezüglich des neu einzuschlagenden Weges bereits vorbildliche Muster, und wir brauchen nur die Bahn des feindlichen Auslandes zu gehen, die uns allen, ohne die Mittel im einzelnen aufzuzählen, bekannt ist. Wir wissen, wie unsern Feinden keine Mittel zu groß, keine Wege zu schwierig waren, für ihr Ansehen, für ihre Kultur zu werben.

Die Abwege unserer Feinde allerdings wollen wir nicht gehen. Es ist ein« Schande, daß es den Feinden möglich war, selbst bei den Gebildeten ihres Volkes so völlig falsche Vorstellungen über die deutsche Nation zu er-

wecken. Diese Art Werbetätigkeit bleibt selbstverständlich bei uns ausgeschlossen. Unsere Aufgabe muß lediglich sein, jedes erforderliche moralische Mittel anzuwenden, um die Höhe unserer Kultur für die ganze Welt ins rechte Licht zu stellen. Wie der Kaufmann für di« Sicherung und Hebung seines Geschäfts beständig bemüht bleiben muß, die Vorzüge seiner Leistungen seinem Kundenkreis bekanntzugeben, so auch der Staat. Deutschland darf nicht darauf verzichten, der Welt mitzuteilen, wieviel Gutes in seinem Volke vorherrschend ist un» welche Kraft für die Schaffung praktischer und ideeller Werte für das vielgestaltige Leben der Kulturwelt in ihm tätig ist. Wer wollte leugnen, daß die Kultur eines Landes an sich schon der größte Werbefaktor ist, nur muß sie nachdrücklich und augenfällig genug in die Erscheinung treten. Zu diesem Zwecke muß von seiten des Reiches viel mehr als bisher geleistet und im Auslande die Macht der Presse so viel als möglich in seine Dienste gezogen werden.

Über das geistige Leben eines Volkes unterrichten an erster Stelle seine Druckwerke auf dem Gebiete von Literatur, Wissenschaft und Kunst. Warum sollten nicht diese Kulturzeugnisse, die Tageszeitungen nicht ausgeschlossen, in den Hotels, besseren Kaffeehäusern, Gesellschaftsräumen usw. des gesamten Auslandes aufliegen? Außer in der betreffenden Landessprache müssen unsere hervorragendsten illustrierten und anderen Zeitungen und Zeitschrif-

<en auch in deutscher Ausgabe
vertreten sein. Da die Verleger
diese Opfer nicht bringen können,
so muß der Staat sie übernehmen,
damit die Repräsentanten deutscher
Kultur an keiner Stelle, wo Gebildete
der Welt verkehren, fehlen. Als selbst-
verständlich muß es bezeichnet werden,
daß alle diese Repräsentanten in einer
würdigen Form erscheinen, d. h. in
«inem Gewande, das gegen die besten
Leistungen der andern Länder nicht zu-
rücksteht. Deshalb müssen alle für diese
Zwecke verbreiteten Zeitschriften in der-
jenigen Schrift gedruckt werden, die den
fremden Völkern geläufig und vertraut
ist, damit sie allen unseren Veröffent-
lichungen nicht wie einer fremden, un-
verstandenen Sache gegenüberstehen.
So unwichtig diese winzig kleinen Buch-
staben als Formalsache manchem auch
erscheinen mögen, sind sie doch von aller-
größter Wichtigkeit, und nur Laien und
diejenigen, die grundsätzlich am alten
kleben, können noch an dieser Tatsache
zweifeln. Wie man im einzelnen schon
den inneren Wert einer Sache daran
erkennt, wie sie äußerlich erscheint, so
muß auch das, was völkisch kulturell in
die Erscheinung treten soll, den Ein-
druck eben dieser hervorragenden Kul-
tur machen. Das trifft bezüglich der
Schrift bei der Benutzung derjenigen
Schriftart zu, die in der ganzen gebil-
deten Welt als die zweckmäßigste und
deutlichste gilt: bei der einfachen, klassi-
schen Antiquaschrift. Wir dürfen keine
Schrift verwenden, die dem reinen
künstlerischen Blick als Rückstand er-
scheint, also nicht die Frakturschrift mit
ihren durch nichts als durch Gewohn-
heit und das ewige Gleichmaß über-
lieferter behördlicher Vorschriften ge-
stützten wirren Formen. Die Schrift
darf dem Auslande nicht ein fremdes,
ihm ungewohntes und abstoßendes Ge-
bilde sein, wenn wir Anspruch auf ihre
Beachtung erwarten wollen.
Diese unbedingt notwendige For-
derung an die äußere Gestaltung aller
Veröffentlichungen hat man bei den bis
jetzt vorliegenden Drucksachen und Zeit-
schriften, die schon ähnliche Ziele ver-
folgen, entweder aus Unwissenheit,
Voreingenommenheit oder Gleichgültig-
Zeit gänzlich unbeachtet gelassen. So
liegt mir eine Zeitschrift in einem der-
artig minderwertigen typographischen
Gewande vor, in dem sie, die fürs Aus-

land bestimmt sein soll, von einem gebildeten Ausländer nie und nimmer gelesen werden wird. Wieder eine ander« Zeitschrift hat einen Titel gewählt, dessen verworrene, bäurisch grobe Schrift bei den Ausländern mit Recht das Gefühl für barbarisches Empfinden des Volkes, das solche Schriftleistungen duldet, aufkommen läßt. Ein solcher Mißgriff ist umso mehr zu bedauern, als diese Zeitschrift inhaltlich und nach dem hohen Ziel, das sie sich gesetzt hat, einer besseren Titelschrift würdig wäre, da sie sich zur Aufgabe stellt, „Deutschlands moralische, wissenschaftliche, gewerbliche und technische Kultur in der Welt zu demjenigen Ansehen und Einfluß zu bringen, die unserm Volke gebühren". „Das kann ich ja nicht lesen," sagte ein gebildeter Ausländer zu einem Kaufmanne, der ihm einen deutschen Kriegsbericht in einer unserer bedeutendsten Zeitungen zum Lesen reichte. Konnte dieser Kriegsbericht mit seinem wichtigen Inhalte allein wegen seines typographischen Gewandes den Ausländer nicht fesseln, wo doch die Aufmerksamkeit aller damals lediglich nur auf die kriegerischen Ereignisse gerichtet war, so kann man ein ungefähres Bild davon gewinnen, wie unsere Veröffentlichungen im Auslande wirken, wenn nicht auf ihre äußere Ausstattung aus praktischen Gründen die größte Aufmerksamkeit verwandt wird. Darum sollte in Zukunft im Interesse des Reiches bei allen Veröffentlichungen mit peinlichster Sorgfalt auf die Anwendung der Weltschrift

wie auf die allerbeste Ausführung geachtet werden, sowohl was das Papier, als auch den Druck und die sonstige äußere Ausstattung betrifft, von der die vielgenannte neuzeitliche futuristische Kunstpflege selbstverständlich ausgeschlossen sein müßte.

Wer unsere deutschen Schriftverhältnisse genau kennt, und wer die Bedeutung einer Weltschrift für ein Wcltpolitik treibendes Staatswesen richtig einschätzt, dem leuchtet ohne weiteres ein, daß unsere sogenannte deutsche Schrift mit dem Deutschtum, auf das wir stolz sind, nichts zu tun hat und für diese Zwecke nicht verwandt werden darf. Rühmen wollen wir uns nur solcher Eigenheiten, die einen Vorzug gegenüber dem Auslande aufweisen, oder die in sich selbst die Klarheit und Wahrheit tragen, welche die Deutschen sonst in allem verehren. Hätte Deutschland schon vor Iahren die in vorstehendem beschriebene Werbetätigkeit nach Inhalt und Form aufgenommen, so hätten die Waffen der Lüge und Verleumdung, deren sich unsere Feinde in diesem Kriege in ohnmächtiger Wut über die Mißerfolge ihrer strategischen Leistungen bedienen, im Auslande wahrscheinlich nicht den für uns bedauernswerten Erfolg gezeitigt. Es erscheint darum geboten, daß das Reich durch eine ausgedehnte systematische und dauernde Bekanntgabe seiner vorzüglichen Verhältnisse auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens die nötigen Kosten aufwenden muß, wie hoch sie auch sein mögen.

Verwaltungstechnisch müßte das Reich für die Bearbeitung dieser wichtigen Staatsaufgabe ein besonderes Nerbeamt einrichten, wie es in großen kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen überall als ein unentbehrlicher Teil der Verwaltung besteht, und, wenn nicht alles täuscht, wie es auch bei den Regierungen unserer Feinde längst vorhanden sein dürfte. Dieses Werbeamt könnte sich schon nutzbringend betätigen noch vor Beendigung des gegenwärtigen Krieges, sobald die kämpfenden Völker in Friedensverhandlungen eintreten, in deren Verlauf und nach deren Schluß sich das Deutsche Reich auf einen Lügenfeldzug gefaßt machen muß, der dem bisherigen nicht nachstehen wird. Dann eben

müssen wir im Auslande Organe haben, welche die deutschen Forderungen begründen und ein Gegengewicht bilden für die Beeinflussung der neutralen Völker durch die feindliche Presse.
Wenn zu diesen Maßnahmen ferner noch eine entsprechende Tätigkeit unserer Konsulate tritt, deren Wirken für die Zukunft vollständig reformiert werden sollte, dann ist ein Erfolg sicher.
Vor allen Dingen müßte den Konsulaten eine in kaufmännischen und wirrschaftlichen Angelegenheiten erfahrene Kraft zugesellt werden. Dann sind diese im Auslande möglichst noch zu vermehrenden und mit guten Gehältern für tüchtige Beamte auszustattenden Ämter in Wirklichkeit die gegebenen Vermittler der staatlichen Werbearbeit. Doch nicht nur eine Vermittlerarbeit oder nur die Erledigung sich täglich von selbst ergebender Angelegenheiten darf die Tätigkeit der Konsulate erschöpfen.
Die erschreckenden Erfahrungen, die wir während des Krieges in bezug auf die Unwissenheit selbst des gebildeten Auslandes über unsere Kulturverhältnisse machen, legen es uns als dringende Pflicht auf, daß die Konsulate als die beruflichen Stellen für die Wahrung der Reichsinteressen die Werbetätigkeit für den Staat mit allen Kräften nachhaltig und dauernd betreiben. Wenn die hier vorgeschlagenen Mittel in dieser Weise angewendet werden, dann kann es nicht ausbleiben, daß die deutsche Kultur im Auslande künftig die ihr gebührende Würdigung findet.

Rundschau

Deutsche Arbeit.

Verband zur Förderung Deutschen Schaffens in Industrie, Handel und Gewerbe und zur Bekämpfung der Fremdtümelei im Waren-Verkehr.

Leitsätze.

Wir wollen: daß die Erzeugnisse Deutschen Fleißes, Deutschen Erfindungsgeistes, Deutscher Ordnung und Deutscher Zuverlässigkeit überall da, wo sie Gleichwertiges oder Besseres hervorbringen als das Ausland, im Deutschen Vateilande von allen Verbrauchern entsprechend ihrer Leistung gewürdigt werden (z. V. Bekämpfung der ungerechten Bevorzugung der Marken „London" und „Paris" auf zahlreichen Gebieten des Wirtschaftslebens).

Wir wollen: den Deutschen Fabrikanten und Kaufmann stärken im ehrlichen Eintreten für Namen und Art der von ihm erzeugten oder vertriebenen Waren.

Wir wollen: die Einzelerfahrungen über manche arglistige, unredliche oder niedrige Methode zur Herabsetzung der Güte unserer Deutschen Waren zusammenfassen und sie zu Schutz und Trutz der Deutschen Arbeit verwerten.

Wir wollen: die Erkenntnis über den Wert der Deutschen Arbeit, über die Bedeutung des inneren Marktes und über die Schädigung, die unberechtigte Bevorzugung des Fremden bisher der Deutschen Volkswirtschaft und damit der Deutschen Wehrkraft zugefügt hat, unter unseren Mitbürgern planmäßig ausbreiten und immer tiefer im Volksbewußtsein verankern.

Wir wollen: zur Durchführung aller dieser Bestrebungen Schulter an Schulter mit denjenigen Verbänden und Einzelpersonen arbeiten, die bisher schon auf den ihnen näher liegenden Gebieten in ähnlicher Weise tätig waren, und wollen so alle früher zersplitterten Einzelbemühungen planmäßig zusammenfassen.

Wir wollen: daß dieselbe gerechte Anerkennung, die wir der Deutschen Arbeit allüberall zu erkämpfen bestrebt sind, auch jeder ausländischen Leistung da, wo sie es verdient, nicht versagt werde.

Wir wollen: alte Vorurteile beseitigen, nicht neue aufrichten.

Deshalb wollen wir nicht:

daß urteilslose Deutschtümelei die bis-

herige urteilslose Fremdtiimelei ersetze.
Wir wollen nicht: daß sich
skrupelloser Eigennutz unsere Bestre-
bungen auch da zu Nutze macht, wo der
gute Deutsche Name minderwertige
oder schlechte Erzeugnisse zu decken be-
stimmt ist.
Wir wollen nicht: daßdieviel-
gestaltigen kulturell, wie wirtschaftlich
gleich unentbehrlichen Handelsbezie-
hungen zum Ausländе unberechtigt ge-
stört oder unterbrochen werden.
Deutsche Fabrikanten und
Kaufleute! Helft uns, diese
Ziele der Verwirklichung
näher zu führen! Helft uns,
in der sicheren Zuversicht,
daßIhr d a mit ni cht nur Eure
eigenen Geschäfte in gerecht-
fertigtem Vorwärtsstreben
fördert, sondern zugleich
auch zu Eurem Teile der
Deutschen Volkswirtschaft —
und damit dem Deutschen
Vaterlande — dient!
Geschäftsführender Ausschuß des Ver-
bandes „Deutsche Arbeit":
Vorsitzender: Staatsminister z. D.
vi von Richter, Berlin. Ge-
schäftsführer: Syndikus Albert
Willner, Berlin-Charlottenburg.
Stellvertreter des Geschäftsführers:
vr. Bruno Birnbaum, Berlin.

Rundschau
Sonderabdruck aus dem Ministerial-
blatt der Handels- und Gewerbe-Ver-
waltung:
Berlin, 30. Mai 1915.
Der Minister für Handel und
Gewerbe.
Am 21. November 1914 ist der
Verband zur Förderung deutschen
Schaffens in Industrie, Handel und
Gcw,rbe und zur Bekämpfung der
Fremdrümelei im Warenverkehr unter
der Bezeichnung „Deutsche Arbeit"
gegründet worden. Die Geschäftsstelle
befindet sich Berlin W. 50, Ranke-
st« ße 29.
Der Verband hat sich zur Aufgabe
gestellt, im gemeinsamen Interesse des
deutschen Gewerbefleißes alle Bestre-
bungen zu vertreten und zu unter-
stützen, die darauf hinzielen, daß deutsche
E zcugnisse überall da, wo sie Gleich-
wertiges und Besseres bieten, als aus-
ländische, im deutschen Vaterland ent-
sprechend ihrer Güte gewürdigt Werden.
Der Verband bezweckt nicht die urteils-
lose Verdrängung aller Auslandserzeug-
nisse, sondern die gerechte Würdigung
gle,ch guter oder besserer Inlandsware.
Es handelt sich um eine Kampforga-
nisation in dem wirtschaftlichen Kriege,
den unsere Feinde dem Deutschen
Reiche aufgezwungen haben. Für die-
sen Kampf soll zunächst das nationale
Bewußtsein der deurschcn Industrie und
des deutschen Handels gestärkt werden;
deutsche Erzeugnisse sollen als solche be-
zeichnet und nicht mehr mit ausländischen
Namen versehen oder über das Ausland
als ausländischeWaren vertrieben werden.
In gleicher Weise sollen die Ab-
nehmerkreise zu einer nationalen Auf-
fassung erzogen werden. Sie sollen
insbesondere davon abgebracht werden,
ausländische und ausländisch scheinende
Waren zu bevorzugen. Diesem Zwecke
soll die Wanderausstellung: „Deutsche
Ware unter fremder Flagge" dienen.
Hier sollen die Verbraucher darüber auf-
geklärt werden, mit welchen Mitteln
bisher dem Vorurteile für fremdländische
Ware Rechnung getragen werden mußte.
Es ist mit Sicherheit zu erwarten,
daß die Bestrebungen des Verbandes
sich bei sachgemäßer Durchführung sowohl
in nationaler wie in volkswirtschaftlicher
Beziehung als fruchtbringend erweisen
werden.
vr. Sydow.
An sämtliche amtliche Handels-

vertretungen.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
H«>n,»geK«r und Id»fred»i!»ur: Prl><. Ol». Lud»!« 5t«in In Verl!» ^v tu, Lütz»wui« 5». T«>«l»n Amt «urfurllülr «308) - Ver°nln>»lMch«r NeduK!««: Dr. Sy!»iu»Vr»!l> !n Vr»I»u — Nllein.Ver!rewn, fürUn«arn:
«riü'Ich« K. li, h»ft>uchh»ndlun« <I. V««!,»,, Vudl>p«It V. Dn»ltn»"««?» 2. — Für d«» ?n!«lll«nl«>l «rllnlw»rllich: Heinrich Nittin»nn In V«»!»u III. — Verl», und Druck der Lchl«stlch«n VachdrucKer«« ». L. Lch»ttl»«nd«r, N^V„ Vr«sl»u III.

Ingeraten-^nnakme
ÄuroK UN«8!'S (3«»«:lizkt85t«ll«, Lerlm^v.lv. I^Utlovus«!'b»; llurcb un8«rn
Verlgß, Lre3lau III; k«rn«r llurok äi« k'irm»: Nuäa!k ^los3« un<i <ii«
Ingertionzprelg» pro 46 mm breit« 2«il« <tiu6olk ilo«««'» Normal-
2«l!«llm«33er No. b) 70 ?k.

//s^.
Geheimer Iustizmt, Zweiter VizeprÃ¤sident deÂ« Deutschen ReichstageÂ«,
Syndikus der Handclskammer Berlin.

Eine ömGeMmatWlfs
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
.. 5s,5e Buchdruckern,^-^ KlM- und Verlagsaustalt
?. S- Schottlaender, A.-G., Breolüu.
^>.n<t'?n Berlin W.io Budapest Kl.'penhassen
c^lockholm Lbristionia Kousiantmopel
,l. l^K,-»wl« i' >'»!». I»l»!> Dyt>»al> Luchhdlg. I>ü«rn<u Nuchhundl, 0ü» Neil.
,v.: :lt -ch»»>l. <lt«d«», >»l><»,>. «. «><K!>«»»!uno b»>». Von». Zürich l.
<«n«ral»«rtr«tu!!g fllr H»llanl»: W.P. v»n«««<lu« un« «,»,,«, Haa«, B»il»-y<>! ,''
4o. Jahrgang. Band 155. Heft 495. Dezember 1915

.>.'l 7!i^n.^, Zweiter V!,evMdent dtÂ» TÂ«ii'chcn ,^!.I'
^::dlfus der Hand^3lamlaei Ã„^iin.

OneömOeMmmWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. Lt«ln»K«r. Vnih»ld Lutt«r. «rlll'Ich«z.z.y«lbuchh<>ndl, l»I«» H L°N«lb»lch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
2. E. Fritz«, I>Ibr»Il!« «n^»!«. ?«c»b Dybwlid Vuchhdlg, Int«rnm, Vuchhandl, ll!t» ««II.
lllr dl« Pr»»in,«n !n Lchw«d«n und w D«n«m»rK: ««»r« <ll>r. U«<ln< Nach»»!««», «lt«v«n!>«««».
ftr dl« Echnxlz: «l«d««. «»««M. «. »uchhandlun« H««m. Vau«, Zürich l.
««nnlllKrtr«wn» für H»lland: W.V. v«n«t,<lu>n und ««>,». Haa«. Vuil«nh»f 3s.
4o. Jahrgang. Band 155. Heft 495. Dezember 1915

Heinrich Dove,
Zweiter Vizepräsident des Deutschen Reichstages:
Die Bewährung der deutschen Sozialpolitik im Weltkrieg.

In der Geschichte des gegenwärtigen Krieges wird stets die denkwürdige Reichstagssitzung vom 4. August v. I. einen Höhepunkt bezeichnen. Denn in ihr trat der einheitliche Entschluß des deutschen Volkes, den schweren Kampf unter Zurückstellung aller Gegensätze mit vereinten Kräften zum glücklichen Ausgang zu führen, sinnfällig in die Erscheinung. Damit aber war dargetan, daß der Reichsgedanke über alle trennenden Momente den Sieg errungen hatte. In der einstimmigen Bewilligung der Kriegserfordernisse bekundete sich die realpolitische Bejahung der zwingenden Notwendigkeit, die gegenwärtige staatliche Grundlage für das nationale Kulturleben zu erhalten. Gewiß dürfen die ideellen Momente einer solchen Willensübereinstimmung eines ganzen Volkes nicht unterschätzt werden. Daß aber auch bei ihnen die aus dem Gang der bisherigen Entwicklung sich ergebenden realen Gesichtspunkte mitsprechen, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel. Man braucht nur die Argumente in den Erörterungen der Mehrheit und Minderheit der äußersten Linken ins Auge zu fassen — und man wird zu der Überzeugung kommen müssen, daß das Bewußtsein von den positiven Leistungen der Reichsgesetzgebung für das Volkswohl ein ausschlaggebendes Gewicht zu Gunsten der Überwindung ideologischer Proletariats - Verbrüderungsideen durch die realpolitische Erkenntnis, daß sich der Fortschritt auf sozialem Gebiet in der Gegenwart nur durch das Mittel der nationalen Zwangsgesetzgebung vollziehen kann, in die Wagschale geworfen hat. Damit aber hat, unbeschadet aller Ausstellungen, die jede Partei, jede soziale Gruppe, jeder Berufsstand an Einzelheiten der Gesetzgebung zu machen hat, die Gesamtrichtung die Feuerprobe bestanden. Ohne irgendwie in Einzelheiten einzugehen oder der zukünftigen Entwicklung das Prognostikon stellen zu wollen, sei es gestattet, auf einige Grundstriche in der bisherigen Gestaltung hinzuweisen, die dabei ein wesentliches Gewicht in Anspruch nehmen können.

Aus dem geschichtlichen Werdegang Preußens als des leitenden Staates haben wir einige bis zur Gegenwart sich wohltätig erweisende Grundlagen über-

kommen: neben der allgemeinen Wehrpflicht vor allem den Schulzwang, der das Analphabetentum so gut wie beseitigt hat, das unbestechliche, gut geschulte Beamtentum, das sich vielfach als neutrales, über den sozialen Gegensätzen stehendes Element erwiesen hat. Sodann die Selbstverwaltung der Steinschen Städteordnung, ohne die auch die wirtschaftliche Kriegsleistung in der gegenwärtigen Weltkrise nicht denkbar wäre. Aber diese Grundpfeiler unseres staatlichen Aufbaues konnten für sich allein nicht ausreichend erscheinen, den öffentlichen Aufgaben gerecht zu werden, als mit der technischen und sozialen Umwälzung unserer Gesellschaft bis dahin unbekannte Riesenaufgaben an das Gemeinwesen herantraten. Über der Notwendigkeit, auf dem Schlachtfeld wie im Parlamentskampf das Fundament des Verfassungslebens erst zu begründen, war die Erkenntnis des Bedürfnisses, den sozialen Erfordernissen der neuen Zeit mit den staatlichen Machtmitteln entgegenzukommen, lange verschlossen geblieben. Erst die grellen Schlaglichter, welche die Freveltaten einzelner Fanatiker gegen das Leben des ersten Kaisers auf den Gang der Reichsentwicklung warfen, rüttelten das Bewußtsein von dem bisher Versäumten auf und drängten zuerst die Gesetzgebung in soziale Bahnen.

Es wäre vermessen, in den wenigen Zeilen, welche die Anforderung des Tages mir hier zu schreiben erlaubt, auch nur in skizzenhafter Darstellung ein Bild von dem Gange unserer sozialen Gesetzgebung zeichnen zu wollen. Nur auf einige, im gegenwärtigen Kriege in die Erscheinung getretene Wirkungen des Hauptzweiges dieser Gesetzgebung, der öffentlich-rechtlichen Versicherung, soll hier im Anschluß an die im Reichsarbeitsblatt*) mitgeteilten statistischen Daten kurz hingewiesen werden.

Wohl mag die Sorge, ob der durch die Reichsversicherungsordnung unter ein einheitliches Dach gebrachte Bau unserer öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung mit den Kapitalansammlungen für die Sicherstellung der Leistungen neben der dauernden Beitragspflicht der Beteiligten den Stürmen eines Weltkrieges gewachsen sein würde, manchen Freund der Sozialgesetzgebung mitunter beschlichen haben. Es ist deshalb nur richtig gewesen, bei Kriegsausbruch die Fürsorgeleistungen der Krankenversicherung auf ihre Unentbehrlichkeit zu prüfen und für die Zeit des Krieges gewisse Einschränkungen vorzusehen. Für die Unfall- und Invalidenversicherung konnte mit Rücksicht auf die Kapitalkraft der Versicherungsträger von solchen Sondervorschriften abgesehen werden. Aber auch die schonende Rücksicht auf die Krankenkassen hat sich erfreulicherweise als vielfach nicht notwendig erwiesen, da die durch den Krieg hervorgerufene Mehrbelastung den befürchteten Umfang nicht erreicht hat. Das Reichsarbeitsblatt berichtet darüber:

*) 1915, S. 590 fg. S. 674

„Das Reichsamt des Innern hat durch eine Erhebung festgestellt, daß Ende
1914 über 3500 Kassen meist unter gleichzeitig niedrigerer Beitragserhebung
Mehrleistungen gewährten, während über 2000 Kassen niedrigere Beiträge er-
heben. Nach einer Feststellung des Verbandes zur Wahrung der Interessen der
deutschen Betriebskrankenkassen haben von den 2102 Betriebskrankenkassen fast
drei Fünftel (1230 oder 58 v. H.) ihre früheren Leistungen und Beiträge auch
während des Krieges beibehalten. Eine Beschränkung auf die Regelleistungen
und eine Erhöhung der Beiträge auf 4Vü v. H. trat nur bei 395 Kassen oder
19 v. H. ein. Die Zahl der Mehrleistungen gewährenden Krankenkassen wird
weiterhin gewachsen sein. Es ist eine Bewegung im Gange, die Kassen in grö-
ßerem Umfange zur Wiederaufnahme der Mehrleistungen zu veranlassen. Von
der Ermächtigung, die Krankenversicherung für die Hausgewerbetreibenden fort-
zuführen, ist bisher in etwa 130 Bezirken Gebrauch gemacht worden. Inzwischen
haben lebhafte Bestrebungen, die hausgewerbliche Krankenversicherung durch
statutarische Regelung weiterhin wiedereinzuführen, eingesetzt und diese Bewegung
wird behördlich, z. B. vom preußischen Handelsminister, befürwortet."
Zur Erläuterung hierfür sei bemerkt, daß durch eins der am 4. August 1914
beschlossenen Gesetze die Mitgliederbeiträge einheitlich auf 4V- Prozent des
Grundlohns festgesetzt, die Leistungspflicht der Kassen auf den regelmäßigen Um-
fang beschränkt und die Mehrleistungen (erhöhtes Krankengeld, Leistungen über
die 26. Woche hinaus, Gewährung von Familien- und Frauenhilfe bei Schwan-
gerschaft und Tod) für fortfallend erklärt sind, es aber den Kassen freigestellt
ist, durch den Nachweis ihrer Leistungsfähigkeit sich die Gewährung höherer
Leistungen oder die Erhebung niedrigerer Beiträge von der Aufsichtsbehörde ge-
statten zu lassen, daß ferner die Vorschriften über die hausgewerbliche Krankenver-
sicherung außer Kraft gesetzt wurden. Die Kriegswochenhilfe ersetzt einen Teil
der Mehrleistungen, der Aufenthalt der Kriegsteilnehmer im Ausland ist in bezug
auf Erhaltung der Weiterversicherung natürlich dem Inlandsaufenthalt gleich-
gestellt, das Ruhen des Fristenlaufs für alle eingezogenen Kassenmitglieder an-
geordnet. In der Unfallversicherung ist den Berufsgenossenschaften die Fort-
zahlung der Renten unter Verzicht auf ihre Herabsetzung und Aufhebung für die
Dauer von 3 Monaten zur Pflicht gemacht, die Einspruchsbescheide über Nenten-
fragen sind zurückzunehmen oder zu verschieben, verhängte Strafen niederzu-
schlagen. Die Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften soll tunlichst auf-
rechterhalten werden.
In der Invalidenversicherung hört für die Kriegsteilnehmer die Beitrags-
pflicht auf, die Anwartschaft erlischt aber nicht. Die Dienstleistung im öster-
reichisch-ungarischen Heeresdienst ist der im deutschen gleichgestellt.
Der Versicherte, der infolge des Krieges invalide wird oder stirbt, erwirbt
selbst oder hinterläßt seinen Hinterbliebenen dieselben Ansprüche gegen die Ver-
sicherungsanstalt, die sie haben würden, wenn der Versicherungsfall aus einem

anderen Anlaß eingetreten wäre. Den Versicherungsanstalten erwächst eine steigende Belastung aus diesem Rechte der Feldzugsteilnehmer, auf die Invalidenrenten Anspruch zu erheben, sei es, daß sie sogleich, oder sei es, daß sie erst später erwerbsunfähig werden. Auch die Ansprüche auf Waisenrenten und Aussteuer werden in großer Zahl erhoben werden, während die Witwen nur Anspruch auf Witwenrenten erlangen, wenn sie selbst invalide sind. Die Renten werden dem Versicherten oder seiner invaliden Witwe und seinen Waisen neben den Militärbezügen ungekürzt ausgezahlt. Die versicherten Kriegsteilnehmer und deren Angehörige haben nämlich Anspruch auf eine doppelte Versorgung, da nach der Reichsversicherungsordnung eine Kürzung der aus der Invalidenversicherung erwachsenden Ansprüche bei gleichzeitigem Bezug von Renten auf Grund des Mannschafts-Versorgungsgesetzes vom 31. Mai 1906 nicht statthat.

Natürlich stellt der Krieg danach eine nicht unwesentliche Steigerung der Lasten für die Träger der Invalidenversicherung dar. Da aber der durch das Kapitaldeckungsverfahren angesammelte Vermögensbestand 2 Milliarden Mark darstellt, konnten neben den gesetzlichen Leistungen bis Ende Mai noch 13 Millionen Mark von den Versicherungsgesellschaften für Kriegswohlfahrtspflege aufgewendet und 56 Millionen Mark als Wohlfahrtsdarlehen ausgegeben werden.

In dankenswerter Weise gibt das Reichsarbeitsblatt eine zusammenfassende Darstellung der Hingabe von Darlehen zu gemeinnützigen Zwecken durch die Träger der Arbeitsversicherung, deren Gesamtbetrag bis Ende 1914 sich auf 1,27 Milliarden Mark beläuft.

Davon wurden 49,9 Millionen Mark im Iahre 1914 bezw. im ganzen 532,5 Millionen Mark bis zum Ende des Iahres 1914 für den Bau von Arbeiterwohnungen, von Ledigenheimen und Herbergen ausgeliehen. Ferner wurden zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses für Bodenverbesserung, Ent- und Bewässerung, für Moorkultur, Aufforstung, Wege- und Kleinbahnenbau wie zur Hebung der Viehzucht usw. im Verlaufe des Iahres 1914: 9,2 Millionen Mark hergegeben (gegenüber 5,9 Millionen Mark im Iahre 1913). Insgesamt sind bis zum Schluß des Iahres 1914: 128,9 Millionen Mark für landwirtschaftliche Kreditbedürfnisse ausgeliehen worden. Der Förderung der allgemeinen Wohlfahrtspflege kamen im Iahre 1914: 43,5 Millionen Mark gegenüber 44,6 Millionen Mark im Verlaufe des Iahres 1913 an Darlehen zugute (im ganzen bis Ende 1914: 605,4 Millionen Mark). Diese Förderung allgemeiner Wohlfahrtsbestrebungen erstreckt sich auf den Bau von Krankenhäusern, Volksheilstätten, Invalidenheimen (im ganzen bis Ende 1914: 193,5 Millionen Mark), ferner auf Bestrebungen zur Förderung des Unterrichts und der Erziehung wie der Hebung der Volksbildung (bis Ende 1914: 97,6 Millionen Mark), wie auf sonstige Wohlfahrtszwecke (insgesamt bis Ende 1914: 169,9 Millionen Mark), Zu dieser letzteren Gruppe gehören namentlich Darlehen zum Bau von Gas- und Elektrizitätswerken, Lokal- und Straßenbahnen, für Straßen-, Hafew

und Uferschutzbauten, Beseitigung von Hochwasserschäden, für den Bau von Tal-
sperren, für Stadterweiterungen und Grunderwerb zwecks späterer Bebauung oder
Anlegung öffentlicher Plätze, sowie zur Förderung des Gewerbes und der In-
dustrie, ferner Darlehen zum Bau von kirchlichen Gebäuden, zur Errichtung von
Arbeiterkonsumvereinen, Konsumvereinsbäckereien und Gemeindebackhäusern, wie
Darlehen zur Errichtung von Heimen für Gemeindeschwestern, für Lehrerinnen,
für Arbeiter und Arbeiterinnen, für Volks- und Iugendheime, für Kinderbewahr-
anstalten, für Taubstummen- und Blindenanstalten, Waisen- und Armenhäuser,
für Asyle und Volksküchen, wie endlich für verschiedene Einrichtungen zur Be-
kämpfung des Alkoholmißbrauchs. — Es sei erwähnt, daß unter diesen Darlehen,
die zum Teil auch der Kriegswohlfahrtspflege durch Beschaffung von Arbeits-
gelegenheit gedient haben, die eigentlichen Kriegsdarlehen, die bis zum Schluß
des Iahres 1914: 23,3 Millionen Mark ausmachten, nicht einbezogen sind.
Es ist also eine erhebliche Summe von Kulturförderung, die sich so als Neben-
ertrag der Sozialversicherung ergibt. Daß sie auch der wirtschaftlichen Aufrecht-
erhaltung im gegenwärtigen Kriege zugute kommt, liegt auf der Hand. Und in
Wechselwirkung hilft die Fürsorge für die Opfer des Schlachtfeldes die künftigen
Lasten der Versicherung vermindern. Daher ist es selbstverständlich, daß auch an
dieser Aufgabe die Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften und Kran-
kenkassen sich beteiligen, indem sie ihre Krankenhäuser, Heilstätten und Genesungs-
heime der Kriegsfürsorge teilweise zur Verfügung stellen, Lazarettzüge, Bade-
und Desinfektionswagen ausrüsten, Zuschüsse an Hilfsorganisationen für Sani-
tätszwecke leisten. Die Erfahrungen, die in der Behandlung der Invaliden der
Arbeit gemacht sind, kommen den Invaliden des Schlachtfeldes zugute. Vor allem
bewährt sich die Gesundheits- und soziale Fürsorge als wesentlicher Schutz gegen
eine der schlimmsten Geißeln des Krieges, die Seuchengefahr.
Über die Angestelltenversicherung berichtete das Reichsarbeitsblatt:
„Dieser junge Zweig der Sozialversicherung, der erst seit zweiundeinhalb
Iahren in Kraft ist, kommt im allgemeinen noch nicht in die Lage, während des
Krieges Renten auszahlen zu müssen, da die Wartezeit zur Inanspruchnahme von
Ruhegeld wegen Berufsunfähigkeit für Männer 120, für Frauen 60 Beitrags-
monate erfordert, und da zur Geltendmachung des Anspruchs auf Hinterbliebenen-
renten in den Übergangsjahren 60 Beitragsmonate nachgewiesen werden müssen.
Eine Rentenzahlung kommt nur in den verhältnismäßig wenigen Fällen in Be-
tracht, in denen die Wartezeit durch einmalige Einzahlung einer Prämienreserve
(gemäß § 395 VGfA.) abgekürzt worden ist oder in denen Vereinbarungen zwi-
schen Pensionskassen und ähnlichen Einrichtungen mit der Reichsversicherungs-
anstalt zugunsten ihrer Mitglieder vorliegen. Sonst kommt nur die Erstattung
der Hälfte der für den Versicherten eingezahlten Beiträge an die Witwe oder
an die hinterlassenen Kinder unter 18 Iahren in Frage. Hinzu kommt, daß der
Beitragsausfall bei der Angestelltenversicherung sich verhältnismäßig weniger hoch

stellt als bei der Invalidenversicherung. Entgegen der Invalidenversicherung findet nämlich bei der Angestelltenversicherung eine Anrechnung der Kriegsdienstzeit als Beitragszeit trotz Aufhörens der Beitragszahlung nicht statt. Allerdings hat sich der Reichstag in der Sitzung vom 29. Mai dahin ausgesprochen, daß der Reichskanzler dem Reichstag möglichst bald einen Gesetzentwurf über Anrechnung der Kriegszeit als Beitragsmonate für die Angestelltenversicherung vorlegen möge. Wenngleich die Kriegszeit vorerst noch nicht als Beitragszeit angerechnet wird, so verfallen doch die Ansprüche auf Grund der bis zum Kriegsausbruch geleisteten Beiträge nicht. Zum Teil haben aber die im Heeresdienst stehenden Angestellten ihre Versicherung freiwillig fortgesetzt, und es ist zur Erleichterung der Weiterversicherung seitens des Direktoriums der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte in der Sitzung vom 25. Mai d. I. beschlossen worden, daß abweichend von 8 201 VGfA. eine Nachzahlung der Beiträge zur freiwilligen Fortsetzung der Versicherung durch die Kriegsteilnehmer statthaft ist. Es werden ver allem aber Beiträge von den Arbeitgebern zugunsten ihrer Angestellten in großem Umfange fortbezahlt. Die Beitragseinnahmen in der Zeit vom August bis Ende Dezember 1914 betrugen 46,97 Millionen Mark oder 11,96 Millionen weniger als 1913; die Einnahme war dadurch um 20,3 v. H. geringer."

Inzwischen hat eine Bundesratsverordnung vom 26. August d. I. dem vorerwähnten Wunsche des Reichstages Rechnung getragen. Danach wird die Kriegsdienstzeit, soweit sie in vollen Monaten geleistet ist, als Beitragszeit angerechnet, ohne daß Beiträge gezahlt werden; die schon gezahlten werden zurückgezahlt. Trotzdem hat auch die Angestelltenversicherung sich an der Kriegsfürsorge beteiligen können. Ein Betrag bis 10 Millionen ist dafür zur Verfügung gestellt. Die Berufsberatung und Berufsumschulung der Kriegsverletzten vor allem sind als Heilverfahren anerkannt und ihre Kosten werden als Kosten dieses Verfahrens von der Reichsversicherungsanstalt übernommen.

Es schien erwünscht, auf diese Leistungen des Hauptzweiges unsrer sozialen Gesetzgebung hinzuweisen, um auch in weiteren Kreisen die Überzeugung zu festigen, daß für die Machtstellung des Reichs in der Welt die staatliche Fürsorge für das Volkswohl ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung ist, der auch unter dem Geräusch der Waffen nicht in Vergessenheit geraten darf.

Kgl. Wir«. Rat H. Osel,
Mitglied der bayr. Kammer der Abgeordneten:

Zum deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbündnis.

Der Weltkrieg hat den Gedanken der wirtschaftlichen Annäherung der Zentralmächte neu belebt, aber nicht erst geschaffen. In Wirklichkeit sind die Bestrebungen so alt, wie die Geschichte des Zollvereins, dessen Entstehungsdauer man heute beachten sollte. Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein mit seiner Dreiteilung in Deutschland, Österreich und Ungarn hat seit seinem Bestehen, mit Dr. I. Wolf an der Spitze, an der Verwirklichung dieser Idee gearbeitet, die nicht ausschließlich eine Zollfrage ist.

Wir finden es ganz natürlich, daß der Gedanke nun marschiert, denn das Programm Berlin — Bagdad ist jetzt erst allgemein in seiner großen Bedeutung für die Zukunft erkannt worden. Dazwischen aber liegt Wien, Budapest und Sofia. Und Bukarest ebenso wie Athen finden sich in der Nachbarschaft. Erfreulicherweise häufen sich die Stimmen, welche zwar die uns aufgezwungene gemeinsame Blutarbeit gegen eine Welt von Feinden als gewichtigen Faktor für eine endlich in die Tat umzusetzende wirtschaftliche Annäherung in Rechnung stellen, dabei aber doch die realen Verhältnisse nicht vernachlässigen. In letzterer Hinsicht möchte ich einige Ergänzungen bringen.

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß unsere Kampfgenossenschaft und ihre herrlichen Erfolge nun alle Momente beseitigt hätten, die einer völligen Einigkeit der Gefühle und Bedürfnisse sowohl in Deutschland, als in Österreich-Ungarn etwa im Wege standen. Die gewaltige Kriegsarbeit hat uns dank ihrer Erfolge nicht so tief gedrückt, daß alles übrige Leben und Streben nur mehr unter eine Formel gebracht werden könnte. So wenig die politischen Parteien ihre Grundsätze aufgegeben haben, so wenig sind die allen Fortschritt bedingenden sonstigen politischen, völkischen und wirtschaftlichen Auffassungen ausgelöscht. Das gilt auch für das Verhältnis zu unseren verbündeten Freunden. Alle hat die gemeinsame, zugestandenerweise uns mit völkischer und wirtschaftlicher Vernichtung bedrohende Gefahr zusammengeführt, und dieses eine große Ziel der Selbsterhaltung steht naturnotwendig im Vordergrund aller Gedanken. Wer aber nicht vom Isolierschemel persönlicher Gefühle aus die Verhältnisse und Menschen beobachtet, der weiß, daß es verhängnisvoll werden könnte, wollte man die Völker in noch so guter Absicht durch Zwang in irgendeiner Form sich näher bringen, sofern eben dieser Zwang nicht durch feindliche Mächte ausgeübt wird. In wieweit der Feind noch das Böse wollen und das Gute für uns schaffen wird, ver-

mag noch niemand zu überblicken. Nur darüber scheint auch ziemliche Einmütig-
keit des Urteils zu bestehen, daß die uns nach dem Friedensschluß von den Feinden
in Aussicht gestellte wirtschaftliche Ausschließung von ihren Märkten keine
dauernde Maßnahme sein kann. Handel und Industrie sind heute derart in
die Weltwirtschaft verflochten, daß man zwar einzelne, ja sogar viele
Fäden des Netzes zerreißen kann, das Netz als ganzes wird deswegen doch bleiben
und wieder geflickt werden.

Auch aus realen Erwägungen heraus kommt trotzdem die Öffentlichkeit all-
gemein zu dem Schluß, daß die Basis unserer wirtschaftlichen Verbindung in
erster Linie mit unseren alten Verbündeten breiter werden muß — Verschiedenheit
besteht nur im Ausmaß. Als ich den Fragenkompler in deutschen und öster-
reichischen Tagesblättern nach den technischen, volks- und staatswirtschaftlichen
und staatsrechtlichen Seiten hin beleuchtete, hatte ich den Satz dabei aufgestellt:
„Es darf bei den Völkern Österreichs und Ungarns ebensowenig, wie bei dem
deutschen Volke, der Gedanke auftauchen können, daß die enge wirtschaftliche
Verbindung eine Übermacht des einen Teils über den andern bringe; dieser Ge-
danke wäre natürlich auch politisch verhängnisvoll." Für die Richtigkeit dieses
Satzes habe ich nicht nur die Zeugnisse, wie z. B. sie der ungarische Staatssekretär
a. D. Erzellenz I. Sztersnyi im Oktoberheft 1915 von „Nord und Süd" für
mich abgibt, so ebenso eine Reihe brieflicher Stimmen wirtschaftlich führender
deutscher und österreichischer Männer der Praris. Dabei handelt es sich nicht
bloß um einfache Zustimmungen, sondern um eingehend begründete Äußerungen,
die natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Aus einer derselben, die
gerade von einem Manne stammt, der in den internationalen Verhältnissen in
hervorragendem Maße beruflich engagiert ist, darf ich aber vielleicht doch einige
Sätze aufführen, da sie in einer Reihe von Publikationen der neueren Zeit
mit anderen Worten wiederkehren. Der Kenner schreibt:

„Was eine nähere wirtschaftliche Vereinigung zwischen den beiden in Frage
kommenden Ländern anbetrifft, so möchte ich einmal im Prinzip Ihnen einen
Teil meiner Ansicht in folgendem auseinandersetzen:

Noch zur Zeit, als Bismarck Attache in St. Petersburg war, gab es dort
eine große englische und keinerlei deutsche Kolonie. Als der jetzige Krieg aus-
brach, gab es in St. Petersburg keine englische Kolonie, wohl eine deutsch« Kolo-
nie, die fast 100 000 Köpfe zählte. Diese deutsche Kolonie war entstanden durch
die auf vielen Gebieten erfolgte wirtschaftliche Eroberung Rußlands durch
Deutschland. Wie in Petersburg so sah es in anderen Plätzen Rußlands aus;
wohin der Deutsche kam, wich der Russe. Bei geschäftlichen Abschlüssen unter-
lag der Russe; der Deutsche, als der wirtschaftlich Geschultere, bekam den besten
Preis. Dergleichen Erscheinungen zeitigten eine Verbitterung gegen den Deut-
schen, die ihren Grund ausschließlich darin hatte, daß der Deutsche der Tüchtigere
.... war. In dieser so gezeitigten Verbitterung ist zweifellos auch ausschließlich

der Grund zu finden, weshalb heute in Rußland der Krieg gegen Deutschland
populär ist. Ich fürchte nun, daß in dem Augenblick, wo in unvorsichtiger
Weise wirtschaftliche Schranken zwischen den beiden in
Frage kommenden Ländernfallen sollten, Deutschland das Nachbar-
land binnen kurzem wirtschaftlich erobert haben wird. . . ."
Wer erinnert sich da nicht an Delbrück: „Die Motive und
Ziele der russischen Politik nach zwei Russen" (Berlin 1915)?
Auf die Veröffentlichungen des Rumänien Bibiri-Sturia „Das
Wachsen des wirtschaftlichen Einflusses Deutschlands in Rumänien" (Iockey-
Verlag, Bukarest 1915) ist man in Deutschland noch nicht eingegangen. Sein
Motto lautet: „Eine wirtschaftliche Abhängigkeit ist der Anfang zu einer poli-
tischen Unterwerfung." Die Deutschen haben im Gegensatz zu den Franzosen
und Engländern nun nicht bloß Geld in die genannten Länder gegeben und sich
Zinsen zahlen lassen, sondern sie haben dort auch als Lehrer der Arbeit, als
Leiter industrieller Unternehmungen gewirkt, und so tatsächlich an der wirt-
schaftlichen Hebung mitgearbeitet. Trotzdem die Feindschaft! Bei neunzig
Prozent Analphabeten in Rußland ist es zwar begreiflich, daß die Hetzer gläubige,
urteilslose Anhänger finden, wir sehen aber auch in anderen feindlichen und
neutralen Staaten das gleiche. Eine dauernde wirtschaftliche Union ist erst dann
ohne Gefahr für die dauernde politische Verbindung dreier großer Staaten
möglich, wenn man durch eine Reihe vorbereitender Maßnahmen auf dem Gebiete
des Rechtes, des Verkehrs, der Finanzen und auf verwaltungstechnischem Gebiet
die Annäherung bzw. Vereinheitlichung zur Durchführung bringt. Auf diesem
Wege lassen sich Besserungen erzielen, die den Beteiligten alsbald in die Augen
springen und das Vertrauen erwecken für weitere Maßnahmen. Die Gefahr liegt
nur in der Unvorsichtigkeit, mit der „wirtschaftliche Schranken zwischen den
beiden in Frage kommenden Ländern fallen sollen".
Hier muß ich zu den Äußerungen von Erzellenz Frhr. von Rechenberg im
genannten Oktoberheft von „Nord und Süd" Stellung nehmen, der für die
Zollunion eintritt. Er hat die von mir vorher skizzierten Tatsachen und
Imponderabilien nicht gewürdigt.
Aber auch die staatsrechtlichen Schwierigkeiten scheinen mir in der Wertung
zu kurz gekommen zu sein. Ich habe dieselben 1915 u. a. in der „Kölnischen
Volkszeitung" Nr. 478, 481, und in der „Reichspost" Nr. 331 — Wien —
eingehender behandelt. Man hat zunächst in der Union einen gemeinsamen
Zolltarif aufzustellen, dann auf Grund dieses Zolltarifs gemeinsame
Handelsverträge abzuschließen. Freiherr von Rechenberg gibt selbst
zu, daß dieser Zolltarif weder nach deutschem, noch nach österreichisch-ungarischem
Muster, sondern als Kompromißgebilde entstehen dürfte. Wer an den
Vorarbeiten der Industrie zum Zolltarif und an den Arbeiten des Reichstages
hierzu, sowie an den Beratungen zur Verabschiedung der Handelsverträge im

Reichstag teil hatte, wird diese Arbeiten als ebenso schwierig wie zeitraubend kennen gelernt haben. Dabei hatten wir das einheitliche deutsche Wirtschaftsgebiet! Nun wird es bei der Zollunion nötig sein, diedrei Parlamente mit den Fragen zu befassen und übereinstimmende Beschlüsse zu erzielen. Wenn die Zölle und Handelsverträge nicht von vornherein den Industrien des wirtschaftlich schwächeren Teiles die Gefahr der Vernichtung bringen sollen, so muß sowohl der autonome Zolltarif als der evtl. Vertragssatz auf die Bedürfnisse, die Erstehungskosten der schutzbedürftigen Industrie Rücksicht nehmen. Das bedeutet im großen und ganzen für Deutschland ein Festhalten von höheren Vertragszollsätzen als nötig, die für unsere Industrie und für unseren Handel durchaus ungenügende Zollermäßigungen dritter Staaten zeitigen müssen.
Wie unter solchen, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Umständen eine Einheitlichkeit in den drei Parlamenten erreicht werden soll, ist mir nicht erfindlich. Der Gedanke, ein gemeinsames Zollparlament oder eine Einrichtung ähnlich dem Bundesrat zu schaffen, würde natürlich die staatsrechtlichen Schwierigkeiten, für den Anfang ganz gewiß, nur vermehren. Aber selbst zugegeben, daß im Interesse der Annäherung auf obiger Basis (wir dürfen schon aus politischen Gründen den Schwächeren nicht vergewaltigen) die gemeinsamen autonomen und Vertragstarife entstehen — die große Schädigung des deutschen Erportes wird bleiben, die durch das erzwungene Festhalten an zu hohen Vertragssätzen herbeigeführt wird. Diese Schwierigkeiten können zum mindesten jene aufwiegen, die sich für weitere Handelsverträge zweifellos aus der deutsch-österreichisch-ungarischen Zollbevorzugung ergeben. Das wird meines Erachtens in der Diskussion viel zu wenig berücksichtigt, ganz wie die eingangs dieser Zeilen beleuchteten politischen Momente. Wir alle wissen, daß besondere, noch nicht überblickbare Verhältnisse bei Beendigung des Krieges alle Kalkulationen, die sich vorwiegend auf die Zölle stützen, über den Haufen werfen können. Auf anderen Gebieten, die wir nicht in Handelsverträgen, sondern in Sonderabkommen regeln, wird uns keine Rücksicht auf andere Staaten binden. Sie jetzt schon breiter öffentlich besonders zu behandeln, ist kaum angezeigt. Ich freue mich, hierin auch mit Szter^nyi einig zu gehen.
Die Zollunion scheint mir aber auch dem weiteren Plan einer engeren Verbindung mit dem Balkan und der Türkei größere Hindernisse zu bereiten, als die sogenannte Vorzugsbehandlung. Schon insofern, als die Union eine so enge Verbindung darstellt, wie sie mit den übrigen genannten Staaten gar nie zustande kommen kann, so daß dort um so leichter der Gedanke entsteht, Freunde zweiter Güte zu sein. Schließen wir grundsätzlich weitestgehende Tarifverträge ab, so wird die angehängte Meistbegünstigung ohnehin an Bedeutung verlieren. Das Ausland hat keine große Sympathie

ungarischen Wirtschaftsbündnis H. Ose!
mehr dafür. Von unserem Standpunkt aus werden wir sie trotzdem nicht be-
seitigen wollen.
Wenn ich die Zwischenzolllinie nicht weiter erwähne, so deshalb,
weil sowohl die ungarische Industrie, wie die Landwirtschaft erklärten, daß eine
Zwischenzolllinie zwischen Deutschland und der Donaumonarchie unbedingt
eine solche auch zwischen Österreich und Ungarn im Ge-
folge haben müsse. Das wäre aber das sicherste Mittel, selbst die bestehen-
den wirtschaftlichen Beziehungen noch ganz wesentlich zu verschlechtern
und damit das Ende aller Annäherungsbestrebungen herbeizuführen. — Ganz
allgemein gehaltene Betrachtungen des Güteraustausches ergeben, wie ungleich
viel größere Interessen Deutschland am Weltmarkt hat, als Österreich-Ungarn.
Sie lassen auch erkennen, daß die Annäherung theoretisch für die Doppelmonarchie
entschieden größere Vorteile bringt, als für Deutschland. Ein Bild der tatsäch-
lichen Verhältnisse ergeben sie aber nicht. Wenn man näher in den Verkehr
«indringt, so sieht man z. B., daß Österreich-Ungarn in jenen Artikeln, die seine
Haupterporte darstellen, auch die größte Einfuhr hat, soweit an der Hand der
amtlichen Zollstatistik ein Bild zu gewinnen ist. Das wäre an> sich sehr er-
schwerend für Tarifverträge. Vielleicht aber ist in Wirklichkeit diese scheinbare
Gleichheit gar nicht gegeben, sondern es liegen trotz der Zollgleichheit Pro-
duktionsunterschiede vor, die sich nicht konkurrieren. Ähnlich wird das Bild hin-
sichtlich der Landwirtschaft. Ich habe in einer eingehenderen Untersuchung fest-
gestellt, was auch Frhr. von Rechenberg hierzu bemerkt, aber ebenso gefunden,
daß bei Einzelbetrachtungen das allgemeine Bild nicht stimmt, indem z. B. Nord-
westösterreich und Schlesien und Bayern ganz ähnliche Produktionsverhältnisse
haben, die von Zolländerungen ganz anders beeinflußt werden, als das Reich
im ganzen genommen. Ich weiß wohl, daß eine großzügige Betrachtung solche
Momente gern in die Ecke stellt, aber ebenso sicher werden dieselben bei der
praktischen Arbeit sich wieder entscheidend vordrängen.
Die interessierte Öffentlichkeit wird jedenfalls aus der eingehenden Dis-
kussion des Annäherungsproblems die Überzeugung gewonnen haben, daß unsere
Regierungen nicht nur ein Eisen im Feuer haben dürfen. Sie wird
weiter darin einig sein, daß die eingehendste Prüfung der Mög-
lichkeiten schon jetzt zu erfolgen hat, so daß die Konsequenzen bei
und nach Friedensschluß hinsichtlich der Richtungspunkte sofort gezogen werden
können. Ich glaube noch immer, daß wir im Mitteleuropäischen Wirtschafts-
verein hinsichtlich der Annäherung an unsere Bundesbrüder die zutreffenden
Richtpunkte aufgestellt haben. Natürlich ist der Inhalt, den man ihnen geben kann
und will, schließlich die Hauptsache.

Die Wahrheit über Indien.

Von einem Inder*).

Der große Dichter des anglo-indischen Beamtentums, Kipling, verkündet eine Wahrheit, wenn er sagt:

„I'or tde Last i» N»,»t »uä tde ^Ve»t i» ^e»t
^nä uever tlie tvaiu «Q»Il lueet."

Es ist kein Wunder, daß es selbst einwandsfrei neutrale Beobachter Indiens mit dem besten Willen kaum fertig bringen, unparteiisch die indischen Verhältnisse zu überblicken, weil ihnen die inneren Beziehungen zu den Einheimischen fehlen. Besteht doch die einzige Berührung der Europäer in Indien mit den Indern fast ausschließlich in ihrem täglichen Umgang mit ihren Dienstboten. Als ein Paradoron klingt es, wenn man behaupten möchte, je länger ein Europäer in Indien bleibt, desto unmöglicher wird es für ihn, über die Verhältnisse richtig zu urteilen. Freilich ist es aber Alice Schalek trotz offenbar nur sehr kurzen Aufenthaltes in Indien ebenfalls gelungen, falsche Anschauungen zu gewinnen.

Wie die englische Regierungsmethode nun einmal ist, wird es einem Europäer unmöglich, sich mit Indern abzugeben, ohne seine Kaste als Weißer und jede Beziehung zum Beamtentum zu verlieren. Freundschaft zwischen Indern und Europäern ist der britischen Regierung in Indien unerwünscht, und ich kenne mehr als einen Fall, wo ein junger, frisch aus England gekommener Beamter vor die Wahl gestellt wurde, entweder sein Amt aufzugeben, oder seine offenen Beziehungen zu den kultivierten Indern abzubrechen. Ich werde daher versuchen, das heutige Indien für deutsch« Leser von der indischen Seite zu beleuchten.

Dem Inder Lust und Grund zur Revolte abzusprechen, heißt noch kurzsichtiger sein, als die selbstzufriedenen anglo-indischen Zeitungen. Man bedenke, was einem Engländer die Freiheit der Presse, der 2ade»« corpus .4.et und ähnliche politische Rechte bedeuten, und erkläre mir den Sinn der zahlreichen drastischen Gesetze und Maßnahmen, die erst im letzten Iahrzehnt für Indien gemacht wurden — teilweise sogar unter einem liberalen Kabinett —, wenn es nicht etwa, um langsam zutage tretende Revolutionsgelüste im Keim zu ersticken, ist.

1. Ein Preßgesetz, das die Freiheit der Kritik sehr herabmindert und über viel strengere Strafen (Konfiskation der Druckerei der Zeitung etc.) verfügt.

*) In einem Aufsatze von Frl. Alice Schale! in der Frankfurt« Zeilimg sind die Verhältnisse in Indien so einseitig beleuchtet worden, baß der Verfasser den Wunsch hat, ihrer Darstellung öffentlich entgegennnreten. Aus nahe liegenden Gründen kann er während der Tauer der englischen Herrschaft seinen Namen nicht nennen.

2. Ein Erplosivstoffgeseß, das sogar über jedes Stück Schwefel und chlor-
saures Kali Rechenschaft verlangt und den Besitz der Bücher und Manuskripte
über Erplosivstoffe streng bestraft.
3. Ein Gesetz, das die Einführung, Übersetzung und Schenkung von Büchern,
wie Tolstoi's „Brief an einen Hindu", Mazzini's Leben und Briefe etc., unter
Strafe verbietet.
4. Die Anwendung eines Gesetzes von 1814, wonach die der Regierung
unbequemen Leute ohne Gerichtsverfahren deportiert und beliebig lange in Haft
gehalten werden dürfen. (Wie der Sikh Lala Lajpat Rai, der zwei Iahre nach
Birma deportiert wurde.)
5. Eine große Einschränkung der Zahl der Inder, die in England auf den
Universitäten studieren dürfen, die dann auch nur nach dem Einreichen eines
von Anglo-Indians ausgestellten Loyalitätszeugnisses zugelassen werden.
6. Eine noch strengere Handhabung des I'ire-krius aet (Feuerwaffen-
gesetzes).
7. Eine bessere Organisation der verschiedenen Volunteer-Corps (Zivil-
europäer und Mischlinge, die sich in kriegerischer Tätigkeit üben, um im Notfall
dem weißen Militär an der Seite zu stehen).
Über die Ursachen der Unzufriedenheit unter den gebildeten Indern läßt
sich nicht in wenigen Worten gut berichten. Ich mochte aber hier nur feststellen,
daß selbst vor dem Gericht keine einzige Bombengeschichte als ein persönlicher
Racheakt bewiesen wurde, wie A. Schale! behauptet, (englische offizielle Bezeich-
nung : „politieal u»8a8»iuu,ti«u8"), daß nicht ein einziger Mischling in den zahl-
reichen Bombengeschichten im entferntesten verwickelt gewesen, und daß mehr als
neunzig Prozent der Angeklagten nie Indien verlassen oder ihre Kaste eingebüßt
hatten. Daß die Engländer die Gefahr eher in denjenigen Indern wittern, die
in England studieren, manchmal die notwendige Zivil-Serviceprüfung mitmachen,
und dann als sehr gut bezahlte, einflußreiche Beamte nach Indien zurückkehren,
geht schon daraus hervor, daß jetzt die Inder, die diese Prüfung machen, in die
Gerichtsabteilung verschoben werden, wo sie früher, gleichberechtigt wie weiße
Kandidaten, eine Verwaltungsbeamten- oder Richterstelle wählen konnten. Was
die Integrität der einheimischen Beamten betrifft, so scheint es mir, daß eine
Richterstelle mehr kulturelle Forderungen stellt, als eine Verwaltungsbeamten-
stelle, die zwar mehr Energie, aber weniger Charakter verlangt. Als Iurist, Arzt,
Professor und Kaufmann leistet der Inder, im Gegensatz zu A. Schalek's Be-
hauptung, selbst nach dreißig Iahren genau so viel, wie der Europäer in Indien,
wovon jeder Europäer in Indiens Großstädten sich selbst überzeugen kann. Die
wenigen Inder, die unter den früheren günstigeren Verhältnissen in Regierungs-
ämter (Collectors — Verwaltungsbeamten, und Militärärzte) hereingelassen sind,
haben keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben. Wenn der unparteiisch«

Europäer sich bequemen würde, die Fähigkeit der wenigen Munizipalitäten zu beobachten, die tatsächlich frei von dem englischen Beamtentum arbeiten können (Bombay, Madras, Kalkutta etc.), so wird er sicher nicht, wie Alice Schalek, den Indern die Fähigkeit absprechen, ihr eigenes Heim in Ordnung zu halten. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß es vor mehr als hundert Iahren war, daß die indischen Fürsten sich in die Haare gerieten, und daß die Welt seitdem auch im Orient etwas weiter vorgeschritten ist. Den Grund für die Ausschließung der Inder von verantwortungsvollen Ämtern muß man eher in der britischen Furcht erblicken, der indische Beamte könne englische Interessen den indischen unterordnen und damit dem großartig gebauten System der Regierung in ihrem Grundprinzip schaden. Es ist sicherlich nicht ohne Grund, daß Lord Salisbury den Erlaß der Königin Victoria von 1858 (wonach „Inder frei und unparteiisch zu allen Ämtern zugelassen werden durften, für die sie sich durch ihre Erziehung, Fähigkeit und Charakter für geeignet zeigten,") für „ein Aktenstück politischer Heuchelei, das nie bestimmt war, erfüllt zu werden," erklärte, und Lord Lytton, ein Vizekönig Indiens, in einem geheimen Schreiben, das aus Versehen in die Öffentlichkeit kam, erklärte, daß „die englische Regierung zwischen der offenen Ausschließung der Inder und einem Betrug zu wählen hatte, und den wenig rechtschaffenen Weg vorzog".

Die Engländer wissen, daß die englische Herrschaft möglich ist, solange sie als eine Übermenschenschicht in Indien bleiben und das Land regieren, ohne in innere Beziehungen zum Inder zu kommen. Die Eurasian-Frage ist an dieser Stelle kaum des Beachtens wert. Der angeborene Sinn für Rassenhygiene und die Erklusivität der Inder machen es einem Europäer unmöglich, eine Inderin aus guter Familie zu heiraten, selbst wenn sie durch eine europäische Erziehung seinem Umgang zugänglich geworden ist. Auch die Fälle, wo ein Inder eine Europäerin heiratet, gehören zu den Seltenheiten, und wenn die Dame noch eine Engländerin ist, so zieht sie es vor, mit ihrem braunen Mann in England zu bleiben, wo er für gleichwertig gehalten wird, als daß sie in Indien von ihren Landsleuten als eine Aussätzig« und ihr Mann als ein Minderwertiger betrachtet wird. Die Mischlinge, die schlechtweg Früchte der kurzen Leidenschaft eines niederen Europäers für eine minderwertige Inderin sind, spielen im politischen Leben Indiens keine Rolle; als kleinere Eisenbahn-, Zoll- und Hafenbeamte sind sie vollauf zufrieden und zweckmäßig beschäftigt.

Was aber als eine Nebenfolgerung dieser Stellung der Engländer den Indern gegenüber hervorgeht, ist der eigentliche schwach« Punkt der britischen Regierung in Indien. Was in England nur für den König gilt, muß in Indien für jeden Weißen gelten, nämlich, daß er nie Unrecht haben kann. (‚M« Kinx «»u üo n« wrnuß.") Derselbe ehrliche Richter, derselbe unparteiische Collector, der vor den Indern als ein zweiter Salomo steht, scheute sich nicht, einem Eisenbahnschaffner für die Vergewaltigung einer Inderin ein paar Rupien Geldstrafe,

einem Plantagenbesitzer für den Mord eines Inders eine Geldbuße von 50 Rupien aufzuerlegen. Der Redakteur, der seine Meinung über diese Scheingerechtigkeit schrieb, wurde wegen Anstachelung zum Klassenhaß mit Gefängnisstrafe bedacht, und es ist nicht selten, daß das „englische Prestige" sich erst dann als gesichert vorkommt, wenn eine Reihe solcher „Beispiele" das Volk eingeschüchtert hat. Ist es wirklich den Deutschen in Indien nicht aufgefallen, daß es in „the Times of India", „Pioneer", „Civil and Military Gazette", „Englishman" als Meuchelmord gilt, wenn mißhandelte indische Arbeiter endlich die Geduld verlieren und aus Mangel an Waffen zu viert den „Sahib" totschlagen, daß ein schwacher Diener aber, der den brutalen Fußtritten seines Herrn zum Opfer fällt, das Dpfer eines „aeeiäßut»" — eines Unglücks ist? Sir Henry Cotton, ein Engländer, der fünfunddreißig Iahre in Indien hohe Stellungen bekleidete, schrieb, als er Parlamentsmitglied war („New India"), daß „sich unter den weißen Richtern eine Neigung stark bemerkbar mache, Inder mit aller Strenge zu bestrafen, wo ihre eigenen Landsleute mit leichten und manchmal sogar mit ungenügenden Strafen davonkämen", und 5aß „das Gerichtsverfahren, bei dem Engländer von englischen Schöffen abgeurteilt werden, manchmal solch einen Mangel an Gerechtigkeit aufweise, daß es nichts weniger als ein gerichtlicher Skandal sei". Wer Gelegenheit gehabt hat, in einem indischen Dorf dem alten Gerichtsverfahren beizuwohnen, wie es leider nur einem Inder oder einem großzügigen Missionar möglich ist, mag sich über den Mangel an Artikeln und Paragraphen belustigen, aber er kann sicher sein, daß das Urteil, das von den fünf Ältesten des Dorfes gefällt wird, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes und der einfachen Moral des Volkes aus nichts zu wünschen übrig läßt. Die große Gerechtigkeit der Engländer, die sie der Welt so stolz verkünden, ist für Indien nur ein hohles Schlagwort. Der Ungebildete steht zu tief, um sie zu empfinden, der Gebildete steht zu hoch, um die Einseitigkeit nicht zu merken. Indien ist zwar das Land der Analphabeten; weniger als zehn Prozent können lesen und schreiben, und England gernht, aus einem Steuereinkommen von mehr als 900 Millionen Mark ungefähr den vierzigsten Teil für das Schulwesen zu verwenden, wo mehr als 300 Millionen das Militär in Anspruch nimmt. In einem Land aber, das 315 Millionen Einwohner hat, darunter dreißig Millionen, die lesen und schreiben können, — wovon mehr als 16 000 jedes Iahr auf den Universitäten studieren und ungefähr 1000 jedes Iahr aus Europa und Amerika, mit abendländischer Erziehung ausgerüstet, zurückkommen — ist die Presse in geschickten Händen eine sehr gefährliche Waffe geworden. Es gibt heute in Indien mehr als 2000 Zeitungen und Zeitschriften, und jedes Unrecht der Engländer, jeder Fall, wo die großen Worte der Engländer mit ihren Taten nicht im Einklang stehen, wird binnen kurzem vor etwa dreißig Millionen Schöffen von einer Seite beleuchtet, die den meisten Europäern — sei es, weil sie nur englisch lesen können, sei es, daß sie als Angehörige der weißen Rasse kein Interesse für

die politisch belanglose indische Meinung haben — unbekannt bleibt. Was tut es, daß von Iahr zu Iahr die Zahl der Zeitungen und Druckereien, die vom freien England konfisziert werden, die Zahl der Redakteure und Redner, die vom konstitutionellen England mit oder ohne Gerichtsverfahren zeitweise deportiert oder auf den Andamanen-Inseln lebendig begraben werden, beständig wächst! Dasselbe England, das früher behauptete, eine Schulpflicht wäre unter dem Volke unbeliebt und würde zu einem Aufstand führen, bis der Maharadjah von Baroda sie in seinem Staate mit einer stark orthodoren Bevölkerung ohne Schwierigkeit einführte, versucht jetzt durch subventionierte und eigene Zeitungen in indischen Sprachen sich vor dieser Volksmasse zu verteidigen, die es sich einst anmaßte ohne Vorhandensein einer Volksvertretung und ohne Fühlung mit dem Volke besser beurteilen zu können, als die gebildeten Inder. Aber es ist zu spät. So wie es in Deutschland den wirtschaftlichen Konkurrenten zu spät entdeckte, so erkannte es auch zu spät, daß ein Volk, dessen angebliche Wünsche und Interessen ihm dazu dienten, die gebildeten Inder einzuschüchtern, auch wirklich seine Wünsche und Interessen haben kann. Das indische Volk ist schwerfällig, es erleidet Hungersnot, nimmt Krankheiten und Seuchen an, als wäre es Gottes Fügung, weil es zu ungebildet und religiös ist, die entfernten Ursachen zu erforschen. Aber das vom Menschen zugefügte Unrecht ist ihm niemals eine Fügung Gottes gewesen. Wenn der niedere Inder sich heute alles gefallen läßt, wenn „Hunderte vor einer unbewaffneten weißen Frau zurückkuschen", wenn der Diener einen Fußtritt seines Herrn heute mit einem „Salaam" quittiert, so ist es nur, weil die Inder eine unbewaffnete, nicht organisierte Volksmasse darstellen, wogegen hinter jedem Weißen die ganze Ungerechtigkeit und alle in Indien und England befindlichen Revolver und Gewehrläufe stehen. Einer Volksmasse, die Iahrhunderte lang Krieg auf Krieg und Schlacht auf Schlacht provoziert und mitgemacht hat, jede Tapferkeit absprechen, würde den Tatsachen genau so wenig entsprechen, wie etwa die im französischen Gefangenenlager durch eine kleine Zahl Soldaten im Zaum gehaltenen Deutschen der Feigheit beschuldigen.

Die „40 000 Rassen- und Kastenabzweigungen" in Indien, wovon jeder Missionar gewichtig zu erzählen weiß, haben in der politischen Geschichte Indiens lange keine so große Rolle gespielt, wie es Alice Schale! zu glauben scheint. In der großen Periode der Maratha-Herrschaft in Südindien und der mahomedanischen Herrschaft in Bengal und Hindustan, in den bewegtesten Perioden der indischen Geschichte war keine einzige Schlacht durch die Kaste veranlaßt worden. Das ist gerade das, was der Europäer nicht versteht, daß ein Brahmin damals — wie teilweise auch noch heute — für die niederen Kasten ein Brahmin blieb, also ein höheres Wesen selbst einem Herrscher gegenüber, welcher der niederen Kaste angehörte. Als Rassenkampf gestaltete sich das Verhältnis nur zwischen Hindus und Mahometanern. Daß Indien an die Engländer verloren ging, ist nicht dem Kastenwesen, sondern der Habgier der damaligen indischen Fürsten zuzu-

schreiben. Die englische Herrschaft hat womöglich die Kasten noch näher gebracht; während die niederen Kasten auf dem Lande in den Brahmanen heute noch ihre Führer betrachten, sind in den Städten, soweit das öffentliche Leben in Betracht kommt, die Kasten kaum mehr ein Hindernis. Die „I^nvsr cl»«»" Missionen, die meistens von höheren Kasten geleitet und protegiert werden, gründen Schulen und geben den Angehörigen der niederen Kasten sogar den eigentlich verbotenen Unterricht in den heiligen Schriften etc. in ganz Indien.
Nicht nur, daß im heutigen Indien die Kasten kein Hindernis sind für ein politisches Zusammenwirken, auch der Rassenhaß zwischen Mahometanern und Hindus hat nachgelassen. Schon in der sogenannten „inäiau mutln?" haben nicht nur die Hindus, sondern auch die Mahometaner solidarisch gegen die Engländer gekämpft und — um dieser Sage des Kuh- und Schweinefetts ein Ende zu machen — ich kann hier die Tatsach« feststellen, daß, wie Teilnehmer und Augenzeugen der uintiu? <s mir selbst erzählt haben, die Meuternden dieselben Gewehre, Patronen und Fette benützt haben, die nach der englischen Auslegung die Ursache des Aufstandes gewesen sind. Auch enthält der Amnestie-Erlaß am Ende des Aufstandes kein einziges Wort über diese Fette. Daß der Aga Khan, Englands willigster Vasall, bei den Mahometanern in Indien wenig Einfluß mehr hat, und daß bei der Teilung Bengalens, die den Rassenantagonismus schüren sollte, zahlreiche Mahometaner mit den Hindus gemeinsam vorgingen, bis die englische Regierung nachgab, dürfte wohl den meisten europäischen Kennern Indiens unbekannt sein.
Daß nicht alle indischen Völker kriegerisches Temperament haben, hat für die Möglichkeit einer Revolution wenig Bedeutung. Waren es doch die Bengalis, die den großzügigen Boykott englischer Ware organisierten, der schon im ersten Iahr die Einfuhr von Manchesterstoffen um etwa achtzehn Millionen Mark verminderte und die erschrockenen Manchesterleute veranlaßte, eine Factorey-Commission nach Indien zu schicken, die dann aus überschwenglicher Liebe zum indischen Arbeiter durch allerhand Einschränkungen den Preis der Arbeitskraft in die Höhe schraubte. Der Kamagata Maru-Fäll, wo Silh-Emigranten von Kanada zurückgewiesen wurden, die Arbeiteraufstände in Südafrika, wo Sikhs, Mahometaner und Madrasleute verhaftet, bestraft und des Landes verwiesen wurden, und in diesem Kriege die Internierung des Führers der jungmahometanischen Partei, die Unterdrückung der Zeitung des Alligarh Colleges, der einzigen mahometanischen Universität in Indien, und die Verhaftung von 4000 Sikhs, wovon mehr als vierundzwanzig erhängt und etwa vierhundert zu schwerer Arbeit verurteilt wurden, sind Ereignisse, die gerade die indischen Volksstämme berühren, die mehr als ein Drittel der Sepoys ausmachen. Von den Marathas haben die Engländer niemals ein Hehl gemacht, die Loyalität zu bezweifeln und die „Hinterlist" zu betonen. Alles in allem ist die Zahl der Unzufriedenen und der Unzufriedenheit Zugänglichen mit einem Sechstel der Bevölkerung und der Hälfte der indischen

Söldner nicht zu hoch gegriffen, selbst wenn die Rajputs aus Mangel an poli-
tischer Denkart und die Gurkhas aus Mangel an Interessen- und Rassengemein-
schaft nicht mit den Unzufriedenen mitgezählt werden.
Da das India-Office durch Zusammenbringen von pensionierten Anglo-
Indians und den in England weilenden indischen Studenten die Loyalität der
letzteren zu kräftigen versucht, so hat ein Inder in England mehrfach Gelegen-
heit, über diese Beamten richtig zu urteilen. Daß jeder weiße Beamte im Iahr
drei Monate und alle drei Iahre ein Iahr Urlaub mit vollem Gehalt bekommt,
darf wenigen Deutschen bekannt sein. Weil jede englische Schriftstellerin ihren
unglücklichen Helden beim Ausgang aus dem Roman nach Indien verschwinden
und dort sterben läßt, braucht das Dasein der Engländer in Indien nicht betrauert
zu werden. Ihre Sterbezahl in Indien übersteigt nicht einmal um ein Prozent
die in England (nur die Sterbezahl von weißen Kindern ist viel größer). Die
meisten verbringen wenigstens ein Iahr in drei Iahren in der Heimat und
werden pensioniert mit einem Gehalt, den nur wenige Beamte in England er-
halten. Daß die meisten Heimweh nach Indien fühlen, ist aber nicht, weil sie
der Heimat fremd geworden, sondern weil sie die in Indien genossene unbe-
schränkte Machtstellung, die in England nicht einmal der König hat, die Pferde,
die zahlreichen demütigen Diener vermissen. Das Leben in England ist für sie
zu farblos, zu peinlich gerecht, zu bürgerlich geregelt. Wie ein Engländer mir
erzählte, mußte er im grauen England seine Galle herunterschlucken, wo er sie in
Indien auf ein paar Diener in Form von Fußtritten loslassen konnte, um
sofort besserer Laune zu werden. „Das sollte ich nur einmal hier tun," seufzte
er weiter, „ich würde schon den nächsten Tag vor einem Richter stehen." Über-
haupt beraubt Alice Schale! den Engländer seines Engländertums, wenn sie
klarzulegen versucht, daß er sich „aussaugen" läßt, ohne ein Geschäft dabei zu
machen.
England eroberte Indien, als es trotz innerer Kriege das erste Land in
Asien war. Heute kann es politisch kaum die dritte, wirtschaftlich nur die zweite
Stelle behaupten. Alle sicheren Anleihen (für Eisenbahnen etc.), für die die
Regierung eine Minimal-Dividende garantiert, werden in England und in Silber
gemacht und von Indien in Gold zurückbezahlt. Diese von England eingeführten
Währungsverhältnisse haben nach Statistiken das indische Nationalvermögen um
zwei Milliarden vermindert. Trotz der Kultur, die England nach Indien gebracht
hat, gehen mehr als 800 Millionen Mark nach England, und diese Ausfuhr
von Geld wird von Iahr zu Iahr stärker. Hungersnot wird häufiger, weil dem
Gctreideerport keine Schranken gesetzt werden und die gute Ernte der begünstigten
Gegenden rücksichtslos erportiert wird, so daß Linderung der Not erst nach dem
Import von fremdem Getreide und dem Opfer zahlreicher Menschen eintritt.
Für Schulwesen und Kanalisation wird wenig Geld verwendet, weil das Militär-
wcsen mehr und mehr Geld verschlingt. Erlangung höherer Bildung in Indien

und England, sowie Vorbildung für wichtige Ämter werden dem Inder schwerer und teilweise unmöglich gemacht ..... Es mag sein, daß heute mancher den Indern „jeden Grund und jede Lust zur Revolte" abzusprechen sich gezwungen glaubt. Für den Outsider ist es bloß eine Gefühlssache und müßige Betrachtung. Für England und für Indien aber ist die nächste Zukunft sehr wichtig und vielleicht verhängnisvoll. Ein flüchtiger Blick über die Zeilen über Indien in den englischen Zeitungen von heute, und manche Geschehnisse in Indien, die selbst Reuter nicht umdeuten kann, werden dies bestätigen.

Väsquez Mella:
Spaniens Stellung zum Weltkrieg.

Übersetzt von 7>r. G. Bender.

Am letzten Mai dieses Iahres hielt einer der größten Redner Spaniens, der Karlistische Abgeordnete Väsquez Mella, auf Veranlassung von Angehörigen der verschiedensten politischen Richtungen, eine Rede, in der er Spaniens Stellung zum Weltkrieg erörterte. Sie fand statt in einem der größten Theater Madrids und war sehr stark besucht. Die Zuhörer, vorwiegend den ersten Kreisen Spaniens angehörend, überschütteten den Sprecher schon beim Erscheinen mit Beifall und gaben während der Rede und besonders an deren Schluß ihre Zustimmung in der lebhaftesten Weise kund. Das Folgende ist ein Auszug aus dieser Rede, bei dem alles weggelassen wurde, was für deutsche Leser gleichgültig ist.

Nachdem dargelegt war, daß die politischen Parteien Spaniens fruchtbare Arbeit für ihr Land leisten könnten, wenn sie sich zu gemeinsamem Wirken nach außen einigten, führte Mella aus, welchen Zielen die spanische äußere Politik angesichts der Lage zustreben muß, die der Krieg geschaffen hat.

Seine Worte haben nicht nur in Spanien das größte Aufsehen erregt, sondern sie verdienen, auch bei uns in den weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Der Ausbruch des Streites.

Und so zog sich die Wolke zusammen und entlud sich im August des Iahres i914 in einem furchtbaren Gewitter. Aber auch als schon die ersten Blitze zuckten, gab es noch viele kluge Leute, die nicht glauben wollten, daß der Krieg ganz Europa ergreifen würde.

Dieser Irrtum ist aber nicht nur bei denen vorhanden, die man in Spanien

Franzosenfreunde oder Franzosenfeinde nennt; er wird unglücklicherweise mindestens von zweien der romanischen Völker geteilt, die da glauben, der Streit woge zwischen Frankreich auf der einen und Deutschland auf der andern Seite; in Wahrheit aber stehen Deutschland und England einander feindlich gegenüber. Auch wenn Rußland nach den deutschen Siegen Frieden schlösse, ginge das Ringen mit gesteigerter Heftigkeit gegen Frankreich und England weiter; und ebenso hörte der Krieg gegen England und Rußland auch dann nicht auf, wenn Frankreich sich zum Frieden bequemte. Wohl aber wäre er sofort zu Ende, wenn England, das jenen beiden das Geld gibt, die Hand zur Versöhnung böte. (Beifall.)

Im Iahre 70 stand die Entscheidung zwischen Deutschland und Frankreich. Heute liegen die Dinge ganz anders. Man wird bei der Abrechnung nach den» Kriege sehen, wie schwer sich Frankreich und Italien getauscht haben, wie wenig Dclcasss und Salandra wußten, was den romanischen Völkern zum Heil gereicht. Es ist Torheit von Italien, sich wegen einiger Gebiete zu ereifern, die niemals zu ihm gehört haben. Das Trentino war nie italienisch, denn es gehört seit der« 14. Iahrhundert zu Österreich; und wenn die 800 000 Italiener, die in ihm leben, den Vorwand für seine Aneignung bieten, so könnte man mit demselben Recht das Gebiet von Constantine in Algier beanspruchen, in dem ebenfalls die Italiener vorwiegen. Wenn Italien seine Lage inmitten der Völker richtig be-"urteilte, so müßte es sich sagen, daß es mehr als sonst jemand in der Welt Vorteil zieht aus der Erhaltung des großen und vielgestaltigen habsburgischen Reiches. An dem Tage, an dem Österreich verschwände, sähe sich Italien an den Gestaden des Adriatischen Meeres einem ungeheuren slawischen Reiche gegenüber, das nach der Bezwingung der Dardanellen und der Eroberung von Konstantinopel die erste Macht im östlichen Mittelmeer wäre. (Beifall.) Und Frankreich? Es war der Gegner Englands seit dem Krieg der hundert Iahre und den napoleonischen Kriegen bis zu Faschoda; es hat Dünkirchen und Calais nicht gegen Deutschland, sondern gegen England befestigt, und die Schutzwehr seiner normannischen Ufer ist gegen die vorgelagerten englischen Inseln gerichtet. Frankreichs Ansprüche stehen im Widerstreit mit denen Englands. Deutschland wird immer in der Hauptsache eine Landmacht bleiben, und erst in zweiter Reihe eine Seemacht sein. Und wenn wir Romanen, die das geheiligte Recht haben, das Meer der Gesittung, „unser Meer", zu beanspruchen, uns fragen, gegen wen wir es zu schirmen haben, so kann die Antwort nur lauten: gegen einen Eindringling, der es vergewaltigt und zu dem seinigen gemacht hat. (Beifall.) Haben sich die germanischen Adler auf dem Felsen von Calpe (Gibraltar) niedergelassen, nisten sie auf Malta, auf Cypern, in Alerandrien und in Suez? Oh nein! nein! Die englischen Leoparden hausen dort! (Großer Beifall.)

Die Völker, die sich die romanischen nennen, hätten das Meer der Gesittung, das Mittelländische, als ihr Eigen fordern müssen. Und der Beherrscher dieses

Meeres, der diesen Völkern gebietet, der ihnen chen Fuß auf den Nacken setzt, ist nicht Deutschland, sondern ist England. »

Unheilvoll und töricht sind die G:undsätze,^denen Delcasss in Frankreich und Salandra in Italien gefolgt sind. Ia, unheilvoll! Denn Frankreich beschränkt seine Tätigkeit nach außcn auf die Wiedergewinnung zweier deutscher Gebiete, die es Mitte des j?. Iahrhunderts Deutschland entrissen, und die Deutschland im neunzehnten nur zurückgenommen hat; und Italien richtet seinen Blick nur auf einen Teil seiner nördlichen Grenze und vergißt darüber die Inseln, wie Malta und Korsika, und dazu das Meer, das seine Ufer bespült.

Wir müssen neutral bleiben

Und wir? Werden wir auch diesem Irrtum verfallen? Werden wir angesichts der gegenwärtigen Ereignisse uns jenen anschließen? Was muß in diesem Kriege und bei der Lage der Sache unsere Richtschnur sein? Drei Fragen müssen wir uns beantworten: Bleiben wir dem Kriege fern? Neigen wir uns zu Deutschland? Schließen wir uns dem Vierbund an?

Ich beginne mit der Behauptung, daß im gegenwärtigen Augenblick die strengste Neutralität für uns geboten ist. (Langer und rauschender Beifall.) Dabei ist zu beachten, daß ich zwei Arten von Neutralität unterscheide: die des Staates und die des Volkes. Ich verlange die unbedingte Neutralität für die Regierung und den Staat; aber ich sage nicht, daß das Volk in seiner Mehrheit sich gerade so verhalten soll. Wir sind doch keine Bildsäulen, die stumm dem Streite beiwohnen: wir denken und fühlen, und Kopf und Herz neigen sich der Seite zu, die uns mit der beständigen Wohlfahrt Spaniens am verträglichsten scheint. Darum glaube ich, daß ein mächtiger Strom der Teilnahme durch unser Volk gehen muß, unbeschadet der unbedingten Teilnahmlosigkeit der Regierung.

Ich habe mich aber eines Lächelns nicht erwehren können, als ich von den so beredten Lippen des Herrn Melquiadez Alvarez hören mußte, daß die Neutralität des Staates mit Wohlwollen gegen den Vierverband verbunden sein sollte. Eine solche Neutralität ist keine Neutralität. Sie hat aber die schlimme Eigenschaft, daß sie bei der Abrechnung nach dem Kriege alle bösen Folgen einer solchen, aber keinen ihrer Vorteile mit sich bringt. (Sehr gut, sehr gut!)

Stellen Sie sich vor, daß der Krieg zu Ende ist, und daß das neutrale, aber von Staatswegen stark zum Vierverband neigende Spanien vor dem Sieger erscheint oder auf der Friedensvereinigung, an der alle Völker teilnehmen, und daß es sagt: „Ich habe nicht am Kriege teilgenommen, aber ich habe aus meiner Vorliebe für eine Seite der Kriegführenden kein Hehl gemacht." Wenn nun der obgesiegt hat, dem nicht die Zuneigung, sondern der Haß galt, so wird es wie ein Besiegter behandelt werden, obwohl es die Waffen nicht erhoben hat; sind aber die Sieger geblieben, denen man Wohlwollen zeigte, so können sie sagen: „Warum hast du dich auf Wohlwollen und platonische Liebe beschränkt, statt mitzuringen

und mitzuleiden?" und wenn es antwortet: „Weil ich nicht gewollt habe," odei5 „weil ich nicht dazu imstande war," fo wird man entgegnen: „Eines wie das andere sind Zeichen der Ohnmacht; darum mußt du dich der Herrschaft des Stärkeren beugen." (Großer Beifall.)

Ich verlange eine so unbedingte Neutralität, daß ich auch den Schatten eines Schmuggels vermieden wissen will (Lachen); zugleich aber sage ich: „Das Volk braucht sich nicht zurückzuhalten, das Volk nicht. Dieses kann auch nicht einen Augenblick vergessen, was sein Gebiet, was seine Art, was seine Abkunft er-heischt. Und wissen Sie, warum wir uns so verhalten müssen? Der Staat darf nicht eingreifen, weil wir nicht gerüstet sind, und weil die Meinung des Volkes geteilt ist. Wollte aber auch dieses gleichgültig bleiben, so hieße dies, daß es uns eins wäre, wer den Sieg davonträgt; das hieße aber, daß Spanien ohne Teilnahme für die Weltereignisse ist, daß es keinem Ziele zustrebt, und das be-deutete wieder den Verzicht auf eine Stellung in der Welt. Wir müssen aber in der Stunde der Abrechnung ein Wort mitreden und unsere Ziele zur Geltung bringen, und daher liegt es uns schon jetzt ob, der Welt zu zeigen, was wir er-streben, was wir so fest ins Auge fassen, daß es uns als Leitstern auf unserm Lebensweg zwischen den Völkern Europas voranleuchtet. (Sehr gut!)

Was folgt aus der Lage unseres Landes?

Ieder richtige Staat hat den Anspruch, auf seinem Gebiet seine Hoheits-rechte ohne jede Einschränkung auszuüben, er kann verlangen, daß kein anderer Staat ihn ganz oder teilweise vergewaltige oder Hoheitsrechte auf seinem er-erbten Grund besitze. Ein Staat, der ganz oder zum Teil einem andern Untertan ist, verdient nicht den Namen eines selbständigen Staates, sondern den eines ab-hängigen oder lehenspflichtigen Gebildes.

Übt nun Spanien die Hoheitsrechte über sein ganzes Gebiet aus? Gibt es einen Staat, der auf spanischem Boden Herrenrechte besitzt?

Die Frage stellen, heißt sie beantworten, und e i n Name steht vor Ihrem geistigen Auge und drängt sich über Ihre aller Lippen. Uns ist nach dem Aus-spruch Floridablancas Gibraltar als Stachel ins Fleisch gedrückt. Doch ist's nur Gibraltar allein? Ich habe die Beweise dafür in Händen gehabt, daß ein eng-lischer Gesandter das Verlangen gestellt, und daß Spanien ihm darin nach-gegeben hat, daß wir im Umkreis von dreizehn Kilometern um Gibraltar keine Befestigung anlegen, noch ein Geschütz aufstellen, weil England dies als Kriegs-erklärung auffassen würde. So ist nicht der Ort und der Felsen von Gibraltar allein einer fremden Macht botmäßig (Bewegung), sondern es sind dreizehn Kilometer spanischen Gebietes ihr unterworfen.

Wie sollen wir Gibraltar zurückgewinnen? Mit Gewalt oder durch Ver-handlungen? Für das erste mangelt uns die Kraft, und der zweite Weg ist

schon siebenmal ohne Erfolg beschritten worden. Ia, wenn wir von den Skodaschen Geschützen der Österreicher je zwei in Algeciras und in Sierra Area aufstellen könnten, da würde sich bald zeigen, wie wenig Widerstand der Felsen von Gibraltar leisten kann. Oder man mache Algeciras zum Freihafen, und die Herrschaft Gibraltars über den Handel ist gebrochen. Es handelt sich also nicht allein um Gibraltar, es geht um die Herrschaft über die Meerenge.

Der spanische Irredentismus.

Im französisch-englischen Vertrag wird uns verboten, die marokkanische Küste zu befestigen, die in unser Gebiet fällt. England verwehrt uns also, ganz abgesehen davon, daß es Gibraltar in Händen hat, die Befestigung unseres eigenen Gebietes. Welch entsetzliche Lage für uns! Erlassen Sie mir, zu sagen, wie ich die nenne, die dem italienischen Irredentismus Beifall geben und den spanischen verurteilen. Diese Leute behaupten, Italien habe ein Recht auf das Trentino, das es als zu seinem Gebiet gehörig betrachtet, und zugleich stellen sie sich auf Englands Seite und suchen unser Verhältnis zu ihm durch die Umstände zu entschuldigen. Und dabei ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Trentino und Gibraltar! Diese Leute erkennen das Recht Italiens an, über das Adriatische Meer zu herrschen, und wollen das Recht Spaniens auf die Meerenge nicht zugeben, die doch zu seinem Meer gehört. (Beifall.)

Beachten Sie wohl, daß die Meerenge von Gibraltar die wichtigste Stelle des Erdballs ist, daß dort unsere Ansprüche auf die Welt niedergelegt sind. Es scheint, daß Gott, der die Blindheit unserer Staatsmänner und Volksvertreter vorausgesehen hat, ihnen diese Ansprüche vor Augen stellen wollte, um ihnen zu zeigen, welches unsere Weltpolitik sein muß. Die Enge ist die wichtigste Stelle des Erdballs, weil sie vier Weltteile verbindet. Sie vermittelt die Beziehungen Afrikas zu Europa; sie ist der Hauptweg für den großen Strom, der nach Asien führt, und in sie mündet der große amerikanische Strom ein, der zu den Völkern des Mittelmeers geht. Sie ist wichtiger als das Skagerak und das Kattegatt, als der große und der kleine Belt, die doch nur in ein Binnenmeer führen, das die Hälfte des Iahres zugefroren ist. Sie ist wichtiger als der Kanal, dessen Besitz die Schiffahrt auf dem Atlantischen Meer und auf der Nordsee nicht hemmen kann; sie ist wichtiger als Suez, das nur eine Durchsickerung des Mittelmeeres darstellt, und das durch die Ladung eines quergestellten Schiffes gesperrt werden kann; und wichtiger als die Dardanellen, die nach ihrer Öffnung doch nur in ein Binnenmeer ausgehn. Sie kann auch nicht mit dem Kanal von Panama verglichen werden, der einen Weltteil durchquert. Gott hat den Schlüssel zum Romanischen Meer in unsere Hand gelegt. Die Gestaltung der Erde, ja die Wogen der Enge, die gegen ihre steilen Felswände prallen, rufen uns jeden Tag aufs neue zu: Das ist das Tor des Mittelmeeres und sein Schlüssel, da liegt eure Größe! (Großer Beifall.)

Nehmen wir an, daß wir auf beiden Seiten der Enge die Gewalt ausüben, daß es kein Volk gibt, das die Hoheit Spaniens beschränkt, und daß wir auf unserem ganzen Gebiet volle Freiheit des Handels haben. Was wird die Folge sein? Daß England mit dem Verlust des Tores und Schlüssels zum Mittelmeer den Todesstreich empfängt, daß ihm Malta, Cypern, Alerandrien und Suez wenig helfen, daß wir die Herrschaft auf der Halbinsel und dadurch eine mittelbare Hoheit über Portugal gewinnen, und damit das Recht, mit diesem gemeinsame Weltziele zu verfolgen, und als Ergebnis und Werkzeug dieser Gemeinsamkeit einen iberischen Bund. (Beifall)

Die drei Ziele unserer Weltpolitik.

Wenn so unsere Macht und unser Volk wiederhergestellt wären, könnten wir uns den amerikanischen Staaten zuwenden, die wir mit unserem Blut errichtet, denen wir unsere Gesittung eingeflößt haben, und könnten mit ihnen eine geistige, staatsmännische und wirtschaftliche Vereinigung auf Grund der Gleichberechtigung begründen, die in achtzehn Staaten durch stillschweigende Übereinkunft erstünde, die unsere Sprache reden, und die sich um unsere Fahne scharen würden. Und das alles, was die drei Ziele Spaniens ausmacht, die drei Leitsterne unserer äußeren Politik: die Beherrschung der Meerenge, die Verbrüderung mit Portugal, die stillschweigende Gemeinschaft mit den amerikanischen Staaten: Wer hat es bekämpft? Wer hat es zunichte gemacht? Wer ist Schuld daran, daß diese drei Ziele verhüllt sind, daß sie nur noch als Schatten am Herde unseres Landes weilen? Wer war's? Fragen Sie die Geschichte, und sie wird Ihnen in Übereinstimmung mit der Geographie antworten: England. (Beifall.)

Die Sicherheit der Lage Spaniens heischt die Beherrschung der Enge und den Bund mit Portugal. Das geistige Band aber zwischen der neuen Welt und der alten kann es deshalb zu sein beanspruchen, weil es der äußerste Zipfel Europas ist, und weil es Amerika der Bildung erschlossen, es groß und erhaben gemacht hat. Aber Sie sehen, daß die Geographie, die nach dem geistreichen Ausspruch eines französischen Ministers in der Geschichte die Führung hat, England ein entgegengesetztes Verhalten eingibt, und daß es mit zäher Ausdauer daran festhält.

England muß wegen des Mißverhältnisses zwischen der Zahl seiner Bewohner und der Menge seiner Bodenerzeugnisse die Herrschaft auf dem Meere haben; und um das Meer zu beherrschen, muß es im Mittelmeer gebieten; und um dies zu können, muß es die Enge in Händen haben, und dazu wieder braucht es die Gewalt über die iberische Halbinsel. Dies kann es aber nur erreichen, indem es diese teilt, und um sie zu teilen, muß es Portugal unterjochen und uns in Gibraltar den Fuß auf den Nacken setzen. Und das hat es getan. Das zeigt uns die Geschichte.

Wer hat Portugal geholfen, sich von der spanischen Krone loszureißen?
England. Seit den Zeiten Philipps des Zweiten haben wir fast ohne Unter-
brechung mit England zu kämpfen gehabt, und nur der große Irrtum Talleyrands,
der Napoleon veranlaßt hatte, seinem treuesten Verbündeten, dem größten Feinde
Englands, den Krieg zu erklären, zwang uns, mit England vereint um unser«
Unabhängigkeit zu ringen.
Und was tut England? England, das ohne Kriegserklärung vier spanische
Kriegsschiffe in den Grund gebohrt, das uns nach Trafalgar zu gehen gezwungen
hatte, England zerstört alle Befestigungen in der Nähe Gibraltars, weil es
fürchtet, daß sich die Franzosen ihrer bemächtigen könnten. Dabei gibt es sein
Wort dafür, daß nach beendetem Kriege die Schutzwerke wiedererstehen sollen,
verhindert aber in Wahrheit ihren Wiederaufbau. Während wir nach dem Ab-
kommen von 1809 zu Schutz und Trutz mit ihm vereint sind, befehdet es uns
in Amerika und stiftet die berüchtigte Großamerikanische Vereinigung, deren
Leitung in London war, und die Fühlung mit der britischen Regierung hatte,
die ihr alles nötige Geld gab. Und als der Krieg zu Ende ist, was ist unser
Lohn auf dem Wiener Kongreß? Da verlangt dieses selbe England, daß uns,
die wir mehr wie alle andern zur Niederwerfung Napoleons beigetragen hatten,
das Gebiet von Olivenza genommen werde, damit Portugal tiefer in unser
Gebiet einschnitte. Und so wird's beschlossen, und so wär's geschehen, ohne den
zähen Widerstand der spanischen Regierungen.
Dann nötigt es uns im Iahre 1817 zu einem Sondervertrag, worin das
gegenseitige Besuchsrecht unserer und seiner Schiffe ausgesprochen wird. Das
führt aber bei dem Mißverhältnis zwischen beiden Flotten mit zur Vernichtung
unseres Handels. Es mischt sich in unsere Bürgerkriege und weiß durch einen
Kunstgriff den Machtbereich des Felsens von Gibraltar zu erweitern.
Wer hält unser Heer auf, da wir nach Afrika gehen, und verlangt die
Zahlung einer Schuld von vierundvierzig Millionen? England! Und als der
Krieg um unsere Kolonien ausbricht, ach! der Kolonialkrieg, da verhandelten in
Wien die Kaisermächte zu unseren Gunsten, und Deutschland wollte geradezu für
uns eintreten, aber England ließ es nicht zu. Damit Sie nun sehen, wie weit
die Dinge damals gediehen waren, will ich Ihnen aus dem kürzlich erschienenen
Buche eines hohen englischen Beamten eine Stelle vorlesen, die für das fernere
Verhalten Spaniens maßgebend sein muß. Es heißt: „Der Ursprung des
Krieges", und sein Verfasser, Sir Percy Fitz-Patrick, läßt sich so vernehmen:
„Indessen verweilte die britische Flotte immer noch dort (nämlich in Rio
de Ianeiro), und der deutsche Admiral hätte gerne gewußt, was der englische
täte, wenn er die amerikanische Flotte angriffe. Es fuhr ein Boot vom deutschen
Admiralsschiff zum englischen Flaggschiff; die drei Flotten harrten stille; man
wußte, daß alles von dem Verhalten des englischen Admirals abhinge. „Was

wird die englische Flotte tun," — fragte der deutsche Admiral — „wenn wir die amerikanische angreifen?" Die Antwort lautete: „Ich bin nicht ermächtigt, auf Fragen zu antworten, die Möglichkeiten ins Auge fassen; der amerikanische Befehlshaber wird Ihnen schon antworten." Und während das deutsche Boot die Antwort zurückbrachte, legte sich die englische Flotte langsam an die Seite der amerikanischen und kehrte sich dem gemeinsamen Feinde zu. Hätte England sich nicht so verhalten, so wäre vielleicht der Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien anders ausgegangen."

Und nun frag' ich Sie: können wir angesichts unserer Lage in der Welt und der Geschichte, die diese den beiden Völkern gegeben hat, in Zukunft an ein Zusammengehen mit England denken? Die Geschichte und die Geographie antworten mit „nein".

Frankreich.

Was Frankreich betrifft, so hab' ich's gesagt, und ich wiederhole es hier, daß mir niemand eine Zeile nachweisen kann, die eine Beleidigung des französischen Volkes enthielte, wenn ich auch häufig den französischen Staat und seine Lenker getadelt habe. Nie und nimmer wird man mir eine Beleidigung nachweisen, denn ich erkenne die Größe Frankreichs an, obwohl ich gegen seine Mängel nicht blind bin.

Frankreich ist in vielen Beziehungen von uns verschieden. Wir sind nicht beide im selben Sinne Romanen. Denn wenn wir auch mit dem Süden blutsverwandt sind, so ist dies doch nicht mit der gallischen Mitte, noch mit dem großenteils germanischen Norden der Fall. Dazu kommt, daß die seelische Verfassung der beiden Völker sehr verschieden ist. Trotzdem erkenne ich, wenn ich auch mit vielen französischen Schriftstellern den französischen Leichtsinn und zuweilen die französische Oberflächlichkeit tadle, die glänzende und geistvolle Auffassungskraft der Franzosen und die Durchsichtigkeit ihres Stiles an. Ich hab' es im Abgeordnetenhaus gesagt, und wiederhole es hier, daß Frankreich gleichsam die Zollstätte des menschlichen Geistes ist, und daß alle großen Gedanken, gute wie schlechte, durch sie gehen müssen, um, mit ihrem Stempel versehen, rasch die Welt zu durchwandern.

Frankreichs Vorteile und die unsern stehen sich im Mittelmeer feindlich gegenüber, denn dieses möchte dort die erste Geige spielen und sich über den ganzen Norden Afrikas ausbreiten; und es ist doch einleuchtend, daß dies gegen unser Wohl geht. Wir haben mit ihm manchen Strauß ausgefochten, wir haben ihm oft widersprochen und widerstanden; aber diese Widersprüche und diese Kämpfe, die wir mit ihm wie mit andern Völkern gehabt haben, sind sozusagen zufällig. Mit Frankreich könnten wir jeden Tag nähere Beziehungen anknüpfen. Aber mit England? Mit England niemals! (Beifall.)

England.
Leugne ich denn etwa die Größe Englands? Es gibt wenige, die sie so gründlich anerkennen. Gibt es doch kein Reich, das dem englischen gleicht. Ich bewundere die ungeheure Fähigkeit, die ungeheure Stärke und Willenskraft, die England aufwenden mußte, um dieses Riesenreich zu begründen, das mehr als den sechsten Teil des Erdballs umfaßt und ein Viertel der Menschheit unter seinen Stab beugt. England ist groß, England hat im Laufe der Geschichte wunderbare Taten vollbracht; wie sollte ich diese Größe verkennen?
Da ist zunächst im Innern seine prächtige Verfassung und seine geschichtliche Entwicklung, die mit ihrem Sinn für das Überkommene in ihren Einrichtungen denen Roms gleicht; und nach außen setzt die ungeheure Ausdehnung seines Reiches und seine Herrschaft in Erstaunen. Wenn sich's aber um die Beziehungen Englands zu den übrigen Ländern handelt, spricht mein sittliches Gefühl nicht von Bewunderung, sondern von etwas ganz anderem. England ist groß. Wie sollte es nicht, da sein Reich größer als das des Cnrus, Aleranders und Roms, da es ausgedehnter ist, als unseres war.
Wohin England blickt, sieht es Länder, die ihm untertan sind; es kommt sich vor, wie ein ungeheures Schloß, dessen Mauern die Steilwände seiner Ufer bilden, und in dessen Graben das Weltmeer liegt. Von der Höhe seiner Warttürme überschaut es, wie die Bahnen seiner Schiffe den ganzen Erdball umspinnen, ihn zusammenschnüren und unterwerfen; es gewahrt, wie seine furchtbaren Geschwader gleich Schwärmen von Seevögeln sich zum Fluge anschicken, bereit sich auf sein Geheiß auf alle Völker hinabzustürzen. Und während es des Ausspruches gedenkt, daß in allen Meeren sich kein Fisch regt, dem nicht seine Leoparden auf die Schuppen geprägt sind, bemerkt es nicht, daß einige seltsame Bewohner der Wellen, die die Wissenschaft ins Leben gerufen, der Genius vervollkommnet hat, und die der Heldenmut in Bewegung setzt, unter die Wogen tauchen und den Tod auf seine Kreuzer speien, die zerschmettert in die Tiefe sinken. Und wenn es voller Schrecken seine Augen gen Himmel kehrt, sieht es, wie die kühnen Zeppeline, die ihre Schwingen regen, wie die siegreichen Adler Deutschlands, die Richtung nach der Themse nehmen und sich seiner Hauptstadt nähern. (Großer und anhaltender Beifall.)
England ist groß. Aber es hat mein Vaterland gehemmt, verstümmelt, unterworfen, geknechtet, es hat seine Entwicklung unterbrochen und seine Ideale Vernichtet. (Rauschender und wiederholter Beifall. Hochrufe auf Spanien erschallen und werden mit der größten Begeisterung aufgenommen.)
Ich erstrebe die Herrschaft über die Meerenge und die Unberührtheit unseres Gebietes, die uns England bestreitet. Und zudem sage ich und wiederhole, was ich oft ausgesprochen habe: wenn Deutschland sich mit England verbände, wäre ich der Feind Deutschlands; wenn Frankreich sich von England trennte, wäre ich

Frankreichs Freund. Denn mein Maßstab ist nicht der Haß; mich leitet die Rücksicht auf die Lage meines Vaterlandes und auf seine Freiheit. (Neuer Beifall.)

Deutschland.

Gegenüber von England erhebt sich eine andere Macht. Sie hat sich aus der bescheidenen Mark Brandenburg entwickelt. Kennen Sie etwas, was dem Deutschen Reiche gleicht? Im Mittelalter zerfällt es in mehr als dreihundert Staaten, und durch die Reformation nimmt ihre Zahl noch zu. Während des ganzen sechzehnten Iahrhunderts wird es durch die erbittertsten Kämpfe erschüttert; seit dem Reichstag von Speier, dem Schmalkaldischen Bund und dem Bauernkrieg bis zur Schlacht bei Mühlberg fließt dort das Blut in Strömen, und im siebzehnten Iahrhundert fährt es im Dreißigjährigen Krieg fort zu fließen.

Und nach Friedrich dem Großen und der Eroberung Schlesiens, durch die Preußen sich emporzurichten und zu erheben scheint, fällt es bei Iena gebrochen und gedemütigt unter die Herrschaft Napoleons. Aber es richtet sich wieder empor, aber nicht vollständig, nicht mit der Wucht, die man anfangs erwartet hatte, Durch die Aufstände des Iahres 1848, die die Vorläufer eines Umsturzes, wie der vom Iahre 1789, zu sein scheinen und alle Throne Europas erschüttern, wird Preußen bis in die Grundfesten aufgewühlt nnd kann seine Macht nicht wiedergewinnen. Aber es arbeitet still und geduldig, und es erscheint der Tag von Königgrätz, der ihm die Vorherrschaft über ganz Deutschland bringt.

Es kommt das Iahr Siebzig mit seinem Sieg über die romanische Macht, die seinem Einfluß auf dem Festland im Wege hätte stehen können. Nachdem es so hoch gestiegen ist, widmet es sich mit Geduld und Zähigkeit einer anderen Aufgabe, und während der sogenannte deutsche Imperialismus im kaufe der siebenundzwanzigjährigen Herrschaft des jetzigen Kaisers nicht eine Handbreit Boden durch die Waffen gewinnt, sondern die Gebiete, die er erwerben will, wie die Karolinen und die Marianen, kauft, steigert er die Tätigkeit in den Werken, den Universitäten und in den Schulen, die alle nur einen Trieb und eine Richtung kennen: die Größe des Reiches.

Und da mit dem europäischen Kriege die entscheidende Stunde naht, erscheint dies Deutschland so riesengroß, daß man sich in Bewunderung vor ihm beugen muß. (Sehr gut! Beifall.)

Noch nie hat die Welt etwas gesehen gleich diesem furchtbaren Rüstzeug des deutschen Heeres. Indem Deutschland den Vorstoß in Rußland unternimmt und die Abwehr in Flandern bewirkt, mit einem Heer in den Karpathen und einer Besatzung in Belgien, mit einem weiteren Heer in zehn französischen Departements, und einem noch größeren, das immer auf der Eisenbahn in Bewegung ist, steht es immer an der vordersten Stelle, sei's, daß es angreift, oder

daß es abwehrt, sei's, daß es Festungen erobert oder Gebiete wiedergewinnt, und hält in diesem Augenblick mit sieben Millionen Streitern die Welt im Zaume. (Beifall.)
Schon seit sechs Monaten hatte es eine Million Menschen bereit, weil es mit dem Abfall Italiens rechnete, und jetzt kann es, da Rußland geschlagen und gedemütigt ist, einem Siegeszug entgegeneilen, wie ihn die Welt nicht glänzender erlebt hat. Aber so groß jene Kriegsrüstung ist, sie kann sich nicht messen mit der Schmiede, die sie hervorgebracht hat, das ist das deutsche Volk. Und auch diese Schmiede wird wieder übertroffen von der Triebfeder des ganzen, das heißt, dem Geist, von dem alles ausgeht; und diesen finden wir zusammengefaßt in dem großen Kaiser. (Beifall.)
Diesen grüße ich in Ehrfurcht und Ergebenheit, nicht nur als den ruhmvollen Vertreter des Königtums und der Ordnung in der Welt, sondern auch als den Vollstrecker des Willens Philipps des Zweiten und Napoleons, weil er an England die Absicht des Romanentums verwirklicht hat, die dieses nicht vollstrecken konnte. (Rauschender Beifall.)
Gemeinsame Vorteile.
Die Vorteile Deutschlands stimmen mit den unseren überein, die englischen laufen ihnen zuwider. Daher muß nach meiner Ansicht unser Volk sich auf Deutschlands Seite stellen und darf sich nie, nie England zuwenden. Zu diesem Verhalten muß es schon der morgenländische Sinnspruch führen, der eine ewige Weisheit enthält: „Daß die Gegner unserer Gegner unsere Freunde sind." (Sehr gut! Großer Beifall.)
Deutschland ist zunächst und vor allem eine Landmacht; sein Sieg wird es zur Seemacht erheben, die es ja auch schon ist. Es wird seinen Einfluß im Mittelmeer auszudehnen suchen, und es wird dort als Stütze ein tapferes und starkes Volk brauchen. Wer wird dies sein? Weder Italien noch Frankreich können in Bettacht kommen; Griechenland ist zu anspruchsvoll und zu weit entfernt. Dies Volk muß unbedingt das spanische sein.
Die Vorteile Deutschlands decken sich mit den unseren, und daher konnte mir ein hoher Herr, der gerade von Berlin gekommen ist, heute sagen, daß, wie die Stimmung eines großen Teiles des spanischen Volkes immer mehr zu Gunsten Deutschlands wächst, die deutsche Neigung zu Spanien so hoch gestiegen ist, daß unser Gesandter in Berlin witzig sagen konnte, daß er nach dem Kaiser dort den größten Einfluß habe, und daß man behauptet, Spanier sein, hieße einen Freibrief fürs Deutsche Reich besitzen. (Großer Beifall.)
Wenn das mächtige England, da es die Schwäche seiner gerühmten „glänzenden Vereinzelung" fühlte, sie hat aufgeben und Bündnisse hat eingehen müssen, die ihm ermöglichen, sein wirtschaftliches Wohl zu wahren, von dem sein Bestehen

abhängt: wie sollte sich das schwache Spanien vermessen, zu erreichen, was dem großen britischen Reich nicht möglich war?

Da wir somit gezwungen sind, die äußere Politik aufzugeben, die jenes nicht aufrecht erhalten konnte, und die uns den Verlust unserer überseeischen Besitzungen eingetragen hat, stehen uns nur zwei Wege offen: entweder ein Bündnis mit Deutschland oder mit England und Frankreich. Diese wollen, daß wir schwach sind, und verurteilen uns zur Knechtschaft, jenes will, daß wir uns stark und als aufrechte Männer erweisen. (Beifall.)

Orestes Dastaljut:

Zur ukrainischen Frage.

Für die Wertung der ukrainischen Frage ist es von Wichtigkeit, über das Wesen und den Inhalt derselben bestimmte Formeln zu finden und aus der geschichtspolitischen Begründung, ihrer Entwicklungstendenz und den Lösungsmöglichkeiten ihre Bedeutung für die Zentralmächte abzuleiten. Die ukrainische Frage ist äußerlich und in ihrer engsten Fassung ein Bestandteil des russischen Nationalitätenproblems. Als solcher läßt sie sich durch die anderthalb Iahrhunderte alten Bestrebungen der führenden ukrainischen Schichten definieren, die freie kulturelle Entwicklung eines widerrechtlich geknechteten Volkes zu erzwingen und die Vorherrschaft des zahlenmäßig in der Minderheit befindlichen russischen Elementes in den ukrainischen Provinzen Rußlands abzustreifen. Die ukrainische Frage wird von ihren Gegnern unter Berufung auf dies« Definition als ein nur innerpolitisches russisches Problem dargestellt. Die ist es ebensowenig, wie etwa die polnische, und sie hat seit den Anfängen ihres Bestehens jedesmal ihre internationale Bedeutung erwiesen, sobald es sich darum handelte, Rußlands Ausdehnungsdrang für alle Zeiten und endgültig unschädlich zu machen. Denn darin lag ihr Wesen, das sie weit über ein gewöhnliches Nationalitätenproblem emporhob: daß von ihrer Lösung die Geschicke des mächtigsten Slawenreiches abhingen, daß durch den Sieg des ukrainischen Separatismus die Einheitlichkeit und machwolle Geschlossenheit des russischen Staates gebrochen und dieser selbst zu einem Faktor zweiten Ranges herabgedrückt wurde. Wie die Großmachtstellung Rußlands erst durch die Erwerbung des reichen und ausgedehnten ukrainischen Territoriums, das dem Moskauer Binnenreich den Ausgang zum Schwarzen Meer und den Ausblick nach Konstantinopel verschaffte, begründet werden konnte, so mußte die Abtrennung der ukrainischen Provinzen, die das Hauptgewicht der wirtschaftspolitischen Macht des russischen Staates zu tragen bekamen, Rußlands

innersten Lebensnerv treffen und das Zarenreich in die frühere vorpetrinische Bedeutungslosigkeit zurückwerfen. Diese Seite des ukrainischen Problems wurde von der russischen Regierung und dem russischen Volk in seinen politisch fühlenden Vertretern frühzeitig ihrer ganzen Bedeutung nach erkannt; ihre Gefährlichkeit sollte durch die rücksichtsloseste Ausmerzung alles Ukrainischen, durch die politische Erdrosselung eines ganzen Volkes beseitigt werden. Die gleiche Erwägung hat aber auch alle Staaten, die sich Rußlands im Verlauf ihrer Geschichte zu erwehren hatten, veranlaßt, zum Schutze ihrer eigenen staatlichen Interessen die Lösung des ukrainischen Problems im Sinne der Wiederaufrichtung des einstigen ukrainischen Staates zu versuchen. Sowohl Polen (1569), als auch die Türkei (1669 und 1711) haben die Wiederherstellung der Ukraine mit allen Mitteln betrieben, um in ihr einen natürlichen Bundesgenossen gegen den Zarenstaat zu gewinnen. Schwedens Könige, Karl X. Gustav und Karl XII., verbanden sich mit dem ukrainischen Hetmanenreich, um Rußlands unaufhörliche Ervansionsgelüste einzudämmen. Die Schlacht bei Poltawa (1709) entschied den großen Zweikampf zwischen Rußland und Schweden zu Gunsten des ersteren und bestimmte auf Iahrhunderte hinaus die staatliche Physiognomie Europas. Auch in die Geschichte Preußens hat die ukrainische Frage mehrmals hineingespielt und König Friedrich Wilhelm II. und später Bismarck die Selbständigmachung der Ukraine als Gegengewicht gegen den russischen Erobererstaat nahegelegt. Welche Rolle ihr in den Beziehungen zwischen Rußland und Österreich durch die Überleitung galizischer Motive zugefallen war, und wieviel von ihrem Konto auf das Entstehen des gegenwärtigen Krieges zu setzen ist, ist durch die politischen Erklärungen der hervorragendsten russischen Staatsmänner, Denker und Politiker wiederholt und unzweideutig dargelegt worden.

Das ukrainische Problem wird vom ukrainischen Volke selbst durch die Forderung nach einer selbständigen Staateneristenz charakterisiert. Es hat auf dem altehrwürdigen ukrainischen Boden immer als Protest gegen das imperialistische russische Staatsprinzip bestanden, seit durch die Übermacht Rußlands und die Ungunst der Verhältnisse die ukrainische Unabhängigkeit zerstört und das Volk Untertan gemacht wurde. Es hat durch seine innere Kraft alle Ausrottungsversuche Rußlands überdauert und die große ukrainische Masse, ungeachtet aller Russifizierungen, als ein dem Russentum fremdes Element erhalten. Es hat die ukrainische Gesellschaft zum unablässigen Kampfe gegen den Zarismus, zur legalen und illegalen Propaganda, zu einer steten Ausweitung nationaler Programme angespornt und die Geister unaufhörlich nationalisiert, indem es sie im Bannkreis nationaler Fragen, Leiden und Hoffnungen herumtrieb.

Die Idee des selbständigen ukrainischen Staates stellt an sich keine politisch« Neuerung dar. Sie ist in der viele Iahrhunderte währenden Selbständigkeit der frühesten ukrainischen Reiche verankert und durch die unzähligen Kämpfe um ihre Erhaltung und Wiedererlangung politisch formuliert worden. Schon die ersten

ukrainischen Staatenbilbungen, das Großfürstentum Kiew (zehntes bis zwölftes Iahrhundert) und seine Nachfolger, das Königreich Galizien und Lodomerien (dreizehntes bis vierzehntes Iahrhundert), zeigen das Bestreben der das Dnjeprgebiet bewohnenden ukrainisch-slawischen Völkerschaften, sich in einem Staatswesen auf national-ukrainischer Basis zu organisieren und gegen die Angrifft der vom Norden vordrängenden finnisch-slawischen Moskowiter zu behaupten.
Der gleiche Drang nach staatlicher Unabhängigkeit kennzeichnet im sechzehnten und siebzehnten Iahrhundert die zahlreichen, sich stetig erneuernden Aufstandsbewegungen des ukrainischen Volkes, das sich heldenhaft gegen eine Überzahl seiner Feinde zu halten sucht. Die zeitweiligen Erfolge, die Selbständigkeit, die ihm seine blutigen Opfer bringen, kräftigen seinen Widerstand. Das ukrainische Hetmanat (1654 bis 1734), das durch die gewaltsame Lostrennung der ukrainischen Länder von Polen und ihre Selbständigkeitserklärung geschaffen wird, bedeutet freilich keine rechtlich anerkannte Staatlichkeit, entspricht aber dem Freiheitsstreben des ukrainischen Volkes insofern, als es dessen völlig unabhängige — kulturelle wie politische — Entwicklung verbürgt. Als fünfzig Iahre später (1781) die Herrschaft des nationalen Hetmans gebrochen und das ukrainische Territorium definitiv in das russische Staatswesen einverleibt wird, erhält sich der alte Unabhängigkeitsgedanke in den verbrieften Sonderrechten, die dem ukrainischen Volke eingeräumt werden müssen. Die Geschichte der ukrainisch-russischen Beziehungen seit 1781 ist eine Kette fortwährender Treubrüche und Vergewaltigungen von seiten der zarischen Regierung; sie ist von ukrainischer Seite eine Reihe unablässiger, teils blutiger, teils friedlicher Bemühungen, die aus der Forderung nach nationaler Eigenbestimmung ihr ideales Prinzip herleiten. Wenn auch die Kraft des Volkes durch die unnachsichtliche Dezimierung seiner Führer, die Fesselung des kulturellen Lebens, die Unterjochung der nationalen Kirche nach und nach aufgebraucht wird, und in der Folge sich innerhalb aller Gesellschaftsschichten eine tödliche Abspannung geltend macht, die die ursprüngliche Kampffreudigkeit nicht mehr aufkommen läßt, sucht sich die Idee der ukrainischen Selbständigkeit auf illegalem Wege, durch die Verschmelzung mit sozialen und revolutionären Losungen zu erhalten. Ihre volle Schlagkraft erlangt sie erst wieder, als unter dem Ansturm der vereinigten Völker die Konstitution erzwungen und die legale Entfaltung der nichtrussischen Nationalitäten in Angriff genommen wird. Die knappe Zeit von 1905 bis 190? hat der ukrainischen Idee ungeheure Popularität verschafft und alle Regungen des öffentlichen ukrainischen Lebens der Erfüllung des nationalen Verlangens in den Dienst gestellt. Auch die 1907 mit dem Stolypin'schen Staatsstreich einsetzende Reaktion konnte nicht mehr die Ströme eindämmen, die immer reichhaltiger aus der ukrainischen Renaissance zu fließen begannen.
Die geschichtliche und politisch« Motivierung de« ukrainischen Staatsidce hängt mit den Anfängen des ersten selbständigen ukrainischen Reiches zusammen.

Sie hat ihr stärkstes Stimulans in der Gegensätzlichkeit des Mrainismus zum M»skowismus, einem Gegensatz, der sich von allem Anfang an in der Geschichte beider Systeme ausprägte und bis auf den heutigen Tag unverändert bestehen geblieben ist. Die Wandlungen des politischen Verhältnisses der Ukraine zu Rußland haben die ursprüngliche Idee verschiedenartig beeinflußt und ihr eine wechselnde Schwingungsweite gegeben. Auch die Elemente, die als ihre Vertreter und Gestalter auftraten, lösten einander nach dem Gesetz ihrer inneren Wandlung ab. Aber über allen Zufälligkeiten der Geschichte stand unversehrt ihr Schlagwort: die politische und kulturelle Selbständigkeit eines großen Volkes, das seinen Anspruch auf einen freien Nationalstaat niemals aufgegeben hatte und aus seiner Vergangenheit und Lage, aber auch den idealen Mächten des Gefühls und der Erinnerung gleichermaßen die Berechtigung dazu ableitete.

Die Zugehörigkeit der Ukraine zu Rußland nimmt ihren Anfang im Vertrage von Perejaslaw (17. Iuni 1654), der auf der Grundlage der Realunion zwischen beiden Staaten als vollkommen gleichwertigen Faktoren zum Schutze gegenseitiger staatlicher Interessen zustande kommt. Die Gründe, die den ukrainischen Fürsten Bogdan Chmelnizkyj veranlaßten, sein kaum von der polnischen Oberherrschaft befreites Land durch ein Bündnis mit Moskau zu stützen, lagen in der allgemeinen Unsicherheit der internationalen Situation, die dem ukrainischen Reiche die Anlehnung an ein stärkeres Staatswesen empfehlenswert machte. Chmelnizkyj entschloß sich zum Anschluß an Moskau erst nach vergeblichen Verhandlungen mit Schweden, Moldau und der Türkei. Er war bei der Festlegung der Vertragsschrift von vornherein auf die völlige politische und kulturelle Unabhängigkeit der Ukraine bedacht und formulierte dies in einwandfreier Weise durch die Betonung der freien ukrainischen Staatlichkeit. Dementsprechend war der Perejaslawer Vertrag durch folgende Hauptbestimmungen charakterisiert: Der Ukraine, dem sogenannten „Lande des hetmanischen Regimentes", wurde eigene Verwaltung, Gerichtsbarkeit, eigenes Finanzwesen, ein nationales Heer, das Recht des diplomatischen Verkehres mit fremden Staaten und ein mit Souveränitätsrechten ausgestattetes staatliches Oberhaupt, der frei und auf Lebenszeit wählbare Hetman, zugestanden. Den amtlichen Verkehr zwischen Moskau und der Ukraine vermittelte in gleicher Weise wie mit dem Auslande das russische Auswärtige Amt, später das „Ausländische Kollegium". Die freiwillig erfolgte Union zwischen Rußland und der Ukraine ist die erste Äußerung des wiederhergestellten ukrainischen Reiches, ein Bündnis zweier unabhängiger, völkisch und kulturell verschiedener und ihrer Selbständigkeit bewußter Staaten. Sie ist zugleich das Unabhängigkeitsdokument, auf das sich die Ukrainer in ihrem Kampfe gegen die russische Regierung immer berufen haben, und das seine staatsrechtliche Bedeutung bis heute nicht einbüßte. Die seitherige systematische Unterdrückung der im Vertrage vorgesehenen ukrainischen Rechte, bis die Ukraine nach dem Zusammenbruche ihrer Widerstandskraft zu einer gewöhnlichen Provinz Rußlands

herabgedrückt wurde, konnte wohl die Eristenz des freien Ukrainerstaates auf-
heben. Aber der Vertragsbruch selbst vermochte theoretisch und rechtlich dem Be-
stehen des Kiewer Reiches nicht seine Geltung zu nehmen. Unter Hinweis darauf
sind alle späteren Versuche der Ukrainer zur Loslösung ihrer Gebiete von Moskau
erfolgt, sind auch die zahlreichen Aufstände unter den der Regierung Chmelnizkyj's
folgenden Hetmanen Wyhowskyj, Doroschenko, Mnohohrischnyj, Samijlowitsch
und Mazeppa zu verstehen. Die Bestrebungen der zarischen Regierung waren
bald nach der Unterzeichnung des Vertrages durch Zar Alerey offenkundig auf
die Unterwerfung des Bundesgenossen gerichtet. Dennoch ist bezeichnend, daß
der Vertrag, trotz mehrfacher Kämpfe zwischen beiden Staaten, noch zweimal
(1659 und 1728) erneuert wurde und als Bürgschaft des unabhängigen ukra-
inischen Staates sich bis zum Tode des Hetmans Daniel Apostol (1734) erhielt.
Die Bemühungen, die aussichtslose Verbindung mit Moskau zu lösen, gehen
auf den Schöpfer des Perejaslawer Vertrages, Chmelnizkyj, zurück. Sein Tod
(1857) brachte die ukrainischen Pläne nicht zur Reife; dagegen schloß sein Nach-
folger I. Wyhowskyj 1659 den Vertrag mit Polen (zu Hadiatsch), demzufolge
die Ukraine nach der Besiegung Moskaus als ein ebenbürtiges Großfürstentum
mit eigener Armee, Verwaltung und einem selbständigen Hetman Polen angegliedert
werden sollte. Die eingeleiteten blutigen Kämpfe, die durch die Einigung der
bisherigen Gegner, Rußlands und Polens, für die Ukraine verhängnisvoll wurden,
bekamen 166? in der Aufteilung der Ukraine zwischen Moskau und Polen einen
vorläufigen Abschluß. Die nun folgenden vier Iahrzehnte sind mit zahlreichen
Unternehmungen der Hetmanen beiderseits des Dnjepr zur Wiederherstellung des
ungeteilten ukrainischen Staates, einer Periode der Alliierung mit der Türkei
(Doroschenko's Bündnis mit der Pforte 1669, das 1672 nach der Vertreibung
der zari'schen Heere zur Unabhängigkeitserklärung der Ukraine unter dem nominel-
len Protektorate des Sultans führte) und unaufhörlichen Kämpfen nach mehreren
Seiten ausgefüllt. Die Geschichte der Ukraine erfuhr einen Wendepunkt durch
das Bündnis Mazeppa's mit Karl XII. Schweden, das den imperialistischen
Drang Rußlands immer entschiedener zu fühlen bekam, suchte in kluger Vor-
aussicht der ihm drohenden Gefahr durch die Aufrichtung eines starken ukrainischen
Staates im Süden Rußlands zu begegnen. Die Vertragsbestimmungen des
schwedisch-ukrainischen Waffenbündnisses sprechen in genauer Formulierung von
der „Wiederherstellung der alten Freiheiten und der staatlichen Eristenz der Ukra-
ine" und ihrer Garantie durch das schwedische Königreich. Die unglücklich«
Schlacht bei Poltawa (1709) brachte mit der Besiegelung des Schicksals der
Ukraine auch die Beseitigung der schwedischen Vormachtstellung im Norden Euro-
pas. Daran änderte auch der von türkischem Boden aus unternommene zweite
Versuch Karls XII. und des ukrainischen Hetmans Orlyk, Rußlands Vordringen
aufzuhalten, nichts. Die Niederwerfung des Aufstandes bedeutete für die Ukra-
ine die endgültige Aufgabe ihrer Unabhängigkeit, für das übrige Europa zugleich

das Auftreten einer neuen Großmacht, die ihre Grenzen unaufhaltsam nach Norden und Süden vortrieb und sich immer zielbewußter zur Weltbeherrschung zu rüsten begann.

Mit der Vernichtung der ukrainischen Heere fiel das letzte Bollwerk der ukrainischen Selbständigkeit. Peter I. vollzog nun ungehindert die Umwandlung der Ukraine in eine russische Provinz. Das Land wurde verwüstet, der Adel verjagt, seine Güter eingezogen und die bürgerlichen Schichten der Städte durch massenhafte Verbannungen und Hinrichtungen zum Schweigen gebracht. Das nationale Heer wurde nach verschiedenen Teilen Sibiriens und des Urals versprengt, und die Ukraine unter dem Titel „Kleinrußland" einem russischen Senat unterstellt. Im Iahre 1764 wurde auch die bisher nominell noch bestehende Hetmansgewalt (nach dem Tode des letzten Scheinhetmans Fürsten Razomowskyjs) abgeschafft. Die übrig gebliebenen Reste der ukrainischen Selbständigkeit, die sich in der Organisation der „Saporoger" — einem freien Militärorden zum Schutze der ukrainischen Grenzen gegen die türkischen und tartarischen Überfälle — am unteren Dnjepr erhalten hatten, wurden durch die Eroberung und Zerstörung ihrer Feste, der „Ssitsch", 1775 definitiv beseitigt. Damit wurde (von Katharina II.) auch die ukrainische Autonomie aufgehoben und das Land dem „Kleinrussischen Kollegium" überantwortet. Die Versuche der Ukrainer, auf legalem Wege — mit Hilfe der von Katharina einberufenen Verfassungskommission — die Anerkennung ihrer „Privilegien, Rechte und Freiheiten" durchzusetzen, wurden durch den russischen Gouverneur Rumjanzew vereitelt, der die Delegierten der ukrainischen Stände verhaften und die separatistische Bewegung mit grausamer Strenge ahnden ließ.

Die völlige Unterwerfung der Ukraine wurde durch die Abschaffung des hetmanischen Regiments und die Auflösung der ukrainischen Armee in achrundzwanzig russische Kavallerieregimenter ins Werk gesetzt. Diese Maßnahmen wurden bald durch die Aufteilung der Ukraine in Gouvernements (1782) und die Einführung der Leibeigenschaft (1783) — die Ukraine hatte seit Chmelnizkyj keine Leibeigenschaft — ergänzt. Die „innerliche Einverleibung" wurde durch eine großzügige Russifizierungspolitik, die vornehmlich das Schul- und Kirchenwesen umfaßte, angebahnt. So wurde u. a. die berühmte Kiewer ukrainische Akademie kurzerhand russifiziert und ebenso die ukrainische Kirche, die zäheste Vertreterin der ukrainischen Unabhängigkeitsidee, dem Moskauer Patriarchat, später dem heiligen Synod untertan gemacht. Das Volk ergab sich nach und nach, seiner natürlichen geistigen und politischen Führer beraubt, ins Unabänderliche, das nationale Leben versank, und die ukrainische Idee flüchtete in geheime Klubs, die sich überall als Reaktion gegen den unerhörten Druck der Regierung aufgetan hatten.

Die zu Anfang des neunzehnten Iahrhunderts in Rußland unter dem Einfluß französischer liberaler Tendenzen einsetzende revolutionäre Strömung (die

Dekabristen) war in der Ukraine entschieden national orientiert und zur neuerlichen Formulierung politischer Unabhängigkeitsziele ausgewertet worden. Ukrainische Freimaurerlogen (in Kiew, Shitomir, Tschernehiw), unter ihnen die bekannte „Kyrillo-Methodische Gesellschaft" von dem.Historiker Kostomarow und dem Dichter Taras-Schewtschenko 1846 begründet, verbreiteten die nationale Idee und faßten die überall zersplitterten ukrainischen Strebungen in einem politischen Programm zusammen. Die Aufdeckung und Verfolgung der ukrainischen Geheimbündler leitete eine neue Periode gewaltsamer Unterdrückung ein. die namentlich nach 1863 durch die Verquickung der ukrainischen Bewegung mit dem Polenaufstande sich in einer Reihe rücksichtslosester Maßregeln ausprägte. Seine Krönung erhielt das Unterdrückungssystem durch den berüchtigten Ukas von 1876, der den Gebrauch der ukrainischen Sprache in Schule, Kirche und öffentlichem Leben verbot, gemäß jener Erklärung des russischen Unterrichtsministers Walujew, wonach es „eine ukrainische Sprache und Literatur nicht geben dürfe". Damit wurde die moralische Tötung eines Dreißig-Millionen-Volkcs von Rechtswegen verfügt und über eine ganze Nation der Stab gebrochen.
Die Folgen dieser zarischen Politik äußerten sich einerseits in einem starken kulturellen und wirtschaftlichen Verfall der Ukraine, andererseits aber in einer Revolutionierung der noch ungebrochenen Teile des ukrainischen Volkes, deren Leitmotiv nunmehr die Niederringung des Absolutismus zum Zwecke einer freieren Ausgestaltung des nationalen Lebens wurde. Die Ukraine war der Herd der russischen Aufruhrbewegung. Die großen Agrarunruhen von 1902, die Vorläufer der revolutionären Ereignisse, gingen vom ukrainischen Boden aus. Die Meuterei der Schwarzen-Meer-Flotte in den Iahren 1905, 1912 und 1914 war durch ukrainische Propaganda herbeigeführt worden. Unauffällig bereitete sich im ukrainischen Volke die große Renaissance vor, die der Entwicklung der ukrainischen Selbständigkeitsidee einen neuen, mächtigen Impuls verlieh und ihre Wellen weit über die Grenzen des engen Ukrainismus entsandte.
Die letzte Periode der ukrainischen Geschichte wird durch zwei Momente bestimmt: die russische Revolution von 1903 und das österreichische Wahlrecht von 1906. In Rußland wird die ukrainische Frage fortan ausgesprochen politisch formuliert. Das zur Selbstbestimmung erwachte Volk ergreift in seinen Vertretern mit vollem Bewußtsein das ihm zustehende Recht der nationalen Entfaltung und gibt den diesbezüglichen Bestrebungen seiner Führer durch ein geschlossenes Eintreten hinter die Forderungen der politisch denkenden Intelligenz nationale Weihe. Die ursprünglich literarisch-idealistische Bewegung wird zur Massenbewegung, die soziale und ökonomische Seite ihres Programms, namentlich unter der Einwirkung gleichgearteter Bestrebungen anderer nichtrussischer Völkerschaften, politisch fundiert. Praktisch äußert sich dies in einer Selbstorganisierung der Masse, die alte Forderungen hervorgräbt und sie zu verwirklichen sucht. Es ist bezeichnend, daß der Liberalismus, der nach der Konstitutionsver-

leihung das ganze Denken Rußlands erfüllt, in den ukrainischen Provinzen die Ukrainisierung des öffentlichen Lebens vollzieht. In innigem Nebeneinander bildet sich durch die Initiative des Volkes und der bürgerlichen Schichten die ukrainische Presse heraus, das Volksbildungswesen und volkswirtschaftliche Institutionen. Hand in Hand damit geht eine Organisierung der ukrainischen Bauern- und Arbeiterschaft in nationalen Verbänden („der ukrainische Bauernbund", die sozialen Parteien), die sich in der Duma durch eine starke parlamentarische Vertretung und ein klar präzisiertes politisches Programm bemerkbar machen. Die ideellen und sonstigen Motive dieser Bewegung sind so stark, daß sogar Teile der russifizierten und polonisierten ukrainischen Klassen aus ihrer Erstarrung zu erwachen und sich zum ukrainischen Volkstum zu bekennen beginnen.

Die Straffung und tatkräftige Bekundung des ukrainischen Nationalbewußtseins nach 1905 ist das Resultat einer in den neunziger Iahren aufkommenden, in ihrer allgemeinen Erscheinung durch die Reaktion unter Alerander III. begründeten Propaganda, die sich trotz der Hemmnisse von seiten der russischen Regierung überallhin auszubreiten und den Kontakt zwischen den weiten Kreisen der Unzufriedenen herzustellen vermochte. Ihre Grundsätze sind in der „revolutionären ukrainischen Partei (R. U. P.)" formuliert und hinsichtlich des nationalen Moments durch die Forderung gekennzeichnet: der freien Entwicklung des ukrainischen Volkes und der Unterbindung der wirtschaftlichen Ausnützung des ukrainischen Südens durch den moskowitischen Norden. Zusammen mit der russischen schafft diese Partei die Bedingungen für die kommende allgemeine Revolutionsbewegung vor und organisiert die Massen. Die späteren Abspaltungen der „ukrainischen Volkspartei" und des „ukrainischen sozialdemokratischen Bundes" spezialisieren das ukrainische Programm; doch bilden sich bald als eigentliche Träger der politischen Bestrebungen der ukrainischen Gesellschaft die demokratisch-radikalen und sozialdemokratischen ukrainischen Gruppen aus. Allen diesen Parteien schwebt als Ideal die staatliche Unabhängigkeit der Ukraine vor. Praktisch wird das Verlangen nach einer Autonomisierung der ukrainischen Provinzen erhoben.

Das Programm der ukrainischen Autonomisten bedeutete streng genommen die Negierung des russischen Staates in seiner gegenwärtigen Stellung zu Europa. Die Abtrennung seiner wichtigsten Provinz zerstörte die Legende von der nationalen Einheitlichkeit des russischen Staates, schwächte seine imperialistische Stoßkraft und beraubte ihn des gewaltigen Ausbeutungsgebietes, dessen Kräfte er als Material seines Wachstums vernutzte. Die Gefahr des ukrainischen Separatismus vereinigte in der Behandlung des Nationalitätengesetzes mit einem Schlage alle nationalrussischen Dumaparteien auf der Seite der Regierung und machte selbst die russischen Liberalen und Progressisten zu unversöhnlichen Widersachern der bescheidensten ukrainischen Forderungen.

Diese Gefahr wurde durch die Entwicklung der österreichischen Ukrainer

fortwährend gesteigert, zumal seit 1906, dem Iahre des österreichischen Wahlrechts, die großen Massen zu Worte kamen und ihren Einfluß im politischen Leben der Monarchie im Sinne der Erfüllung ihrer nationalen Aspirationen geltend machten. Die nationalen Fortschritte der österreichischen Ukrainer fanden in Rußland lauten Widerhall und feuerten die Stammesgenossen immer wieder zu Kampf und Widersetzlichkeit auf. Iede nationale Errungenschaft in Österreich festigte auch die Position der russischen Ukrainer und ließ sie mit nationalen Ansprüchen an die russische Regierung herantreten. Letztere suchte die ukrainische Nationalidce an ihrem Hauptherde, in Galizien, durch eine großzügige Agitation, durch Unterkaufung und Anleitung zu Verrat und Empörung zu treffen. Die immer unverblümteren russischen Übergriffe auf galizischem Boden verschärften die ohnedies gespannten Beziehungen zwischen Österreich und Rußland, die schließlich im gegenwärtigen Kriege ihre gewaltsame Auslösung fanden.

Die ukrainische Frage ist nach dem eigenen Eingeständnis der hervorragendsten russischen Staatsmänner und Politiker eine Lebensfrage des russischen Staates. Miljukow hat z. B. noch in der Dumasitzung vom März 1914 die ganze Tragweite derselben als einer ausgesprochenen politischen Frage aufgerollt und auf die Gefahren hingewiesen, die Rußland von dieser Seite drohen. Desgleichen haben sich in der Diskussion die meisten Parteiführer ausgesprochen. Immer wird an den Besitz des ukrainischen Territoriums der Bestand des russischen Staates in seiner traditionellen Gestalt geknüpft. Die Lösung der ukrainischen Frage im Sinne einer Abtrennung der Ukraine vom großrussischen Imperium ist zugleich die Lösung des russischen Problems, wenn man darunter die endgültige und bleibende Unschädlichmachung des russischen Ausdehnungsdranges versteht. Sasonow und sein Anhang erklärte zu Anfang des Krieges die Ziele Rußlands in der Eroberung Galiziens und Konstantinopels. Mit der Eroberung Galiziens meinte er die unbestrittene Erhaltung Südrußlands, die Beherrschung des Schwarzen Meeres, die Vormachtstellung auf dem Balkan und die weitere Ausnützung der französischen Milliardenquellen. Nach dem Fehlschlagen der russischen Hoffnungen, als in Polen, Litauen und im Baltikum die russischen Heere geschlagen und ins Innere zurückgeworfen wurden, verstärkte Rußland in verzweifelter Angst seinen Widerstand auf dem wolhynischen Kampfplatz, um das Einfallstor in die Ukraine in seiner Gewalt zu behalten. „Rußland würde," so erklärte unlängst ein hervorragender Diplomat, „jede territoriale Einbuße im Westen mit Leichtigkeit verschmerzen, wenn ihm die Ukraine ungeschmälert erhalten bliebe."

Die ukrainische Frage ist längst eine Frage der internationalen Politik geworden. Alle Versuche, Rußlands Macht für immer einzudämmen, laufen konzentrisch in der Notwendigkeit zusammen, die Ukraine, das Kräftereservoir Rußlands, von Moskowien abzulösen. Die Größe ihres Gebietes, die natürliche Abgeschlossenheit ihres politischen und wirtschaftlichen Territoriums, der Reich-

tum und die Fruchtbarkeit des Bodens, der in seinen Stromsystemen zugleich
die billigsten Verkehrswege liefert, endlich die sprachliche, kulturelle und stellen-
weise religiöse Gesondertheit des ukrainischen Volkes verbürgen die Lebensfähig-
keit eines selbständigen ukrainischen Staates. Die unausgleichbare Gegensätz-
lichkeit zu Rußland, die sowohl wirtschaftlicher wie politischer und kultureller
Natur ist, gibt ihm für immer die Orientierung nach der Seite der Zentral-
mächte.

Legationsrat Dr. Ientzsch:

Serbien.

Nachdem der jetzige große Weltkrieg, in dem wir stehen, seinem äußeren
Anlasse nach vom Balkan, speziell von Serbien ausgegangen ist, interessiert es
vielleicht, über diesen Staat, in welchem ich fünf Iahre dienstlich tätig war,
etwas Näheres zu erfahren.

Im Iuli 1902 trat ich, nach langer Tätigkeit im Berliner Auswärtigen
Amt, meinen Posten als Konsul in Belgrad an. Es war ein schöner, warmer
Sommerabend, an dem ich in Belgrad einzog. Mein Weg ging vorbei am
Konak, man kann kaum sagen, Schloß, denn es war ein einfaches einstöckiges
Gebäude mit kleinem Vorgarten, in welchem Alerander Obrenovitch und Draga
Maschin, das serbische Königspaar, seine Residenz hatte. Das Gebäude strahlte,
wie es mir noch heute lebhaft vor Augen steht, in hellstem elektrischem Licht; aber
auf dem Dache des Konak und in den nahe befindlichen Bäumen hausten ganze
Völker von schwarzen Raben und ließen ihr unglückverheißendes Krächzen hinaus
über die Straßen ertönen. Dem Konak gegenüber befand sich und befindet sich
vielleicht noch in breiter Front das einfache gelbe Gebäude der Russischen Ge-
sandtschaft.

Belgrad bietet als Stadt nichts besonders Bemerkenswertes. Nach seiner
Lage am Einfluß der Save in die Donau wurde dem Platz jedoch von altersher eine
große Bedeutung zuerkannt; es gab schon zur Zeit d«r Römer dort eine befestigte
Anlage, von der noch Reste in der unteren Festung vorhanden sind. Belgrad
spielte dann im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein eine nicht unwichtige
Rolle; es war abwechselnd in den Händen der Türken und Österreicher. Das
Lied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, der Belgrad eroberte, ist Ihnen ja
allen bekannt; auch erinnern noch jetzt an frühere Kämpfe der Österreicher die sich
bei Belgrad hinziehenden Laudonschanzen.

Die Lage von Belgrad ist am besten vom „Kalimegdan" aus zu erkennen,
einer über der Festung und über Save und Donau in aufsteigender Höhe befind-
lichen Gartenanlage. Hier ergeht sich an Sommernachmittagen und -Abenden
die Belgrader Gesellschaft; auch werden vielfach dort im Freien Feste veranstaltet.
Vom Kalimegdan schaut man hinüber nach Semlin, der ungarischen Grenzstadt,
wohin wir häufig abends mit einem Dampfboot in fünfzehn Minuten hinüber-
fuhren und in einem großen Hotclgarten bei guter Zigeunermusik speisten. Im
jetzigen Kriege ist Semlin von Belgrad aus beschossen, wie Belgrad österreichjscher-
seits von Semlin aus. Außer dem Kalimegdan wird von den Belgradern zu Fuß
oder mit der elektrischen Bahn der Park von Topschider viel besucht. Man wendet
sich dorthin von der inneren Stadt aus vorbei bei der Kadettenanstalt über einen
Bergabhang mit Fernblick über Belgrad, über die Save und Donau und wieder
hinüber nach Semlin. Das Tal von Topschider zeigt im Frühling und Sommer
eine üppige Blumenpracht; die dort befindliche Wasserquelle spendet das beste
Wasser der Belgrader Umgegend. In Topschider bewohnte Fürst Milosch Obreno-
vitch ein kleines Landhaus, das noch Andenken aus seiner Zeit enthält. Im Ge-
hölz von Topschider an einem Bergabhange sehen wir eine kleine Lampe mit rotem
Licht an einem Baume befestigt. Dies ist die Stelle, an der am 11. Iuli 1863
der Onkel des Königs Milan, Fürst Michael Obrenovitch, ermordet wurde.
Zur Sühne wurden vierzehn Mitglieder der Partei Karageorgevitch erschossen.
Die Geschichte der letzten hundert Iahre in Serbien wird ausgefüllt durch den
Kampf der beiden Dynastien, der Karageorgevitch und der Obrenovitch. In
Belgrad wurde viel gesprochen von der Prophezeiung eines Bauern Matthias
Michailovirch aus dem Dorfe Racoviza bei Uschitze, der hellsehend auf dem
Markte von Uschitze, das ich auf meiner Reise durch Serbien besuchte, ausrief:
»Ich sehe einen Garten bei Belgrad, dort geht der Fürst; seht, seht, er fällt
meuchlings getroffen, von Mörderhand," was auf die Ermordung des Fürsten
Michael gedeutet wurde. Als der Bauer nach Belgrad geschleppt wurde, soll
er einen weiteren Tod im Königshause durch Mörderhand geweissagt und dabei
bemerkt haben, die Fremden würden ins Land kommen. Ich wollte dieses Volks-
gerede mit Rücksicht auf die späteren Ereignisse nicht ganz unerwähnt lassen.
Die Ruhe im Park von Topschider wurde nicht selten unangenehm unter-
brochen durch ein lautes Kettengcrassel, wenn die Gefangenen des in der Nähe
des Parks gelegenen Zuchthauses zur Arbeit geführt wurden oder von der Arbeit
zurückkamen. Gar mancher serbische Minister, der noch heute lebt, war bei dem
häufigen Thronwechsel zu Ketten oder gar zum Tode verurteilt.
Richtete sich in der Näh« Belgrads der gewöhnliche Ausflug nach Topschider,
so möchte ich hier eines weiteren Ausflugs erwähnen, den ich mit einem Herrn
des Diplomatischen Korps nach Kloster Kruschedol, der Begräbnisstätte des
Königs Milan, unternahm. Wir fuhren mit der Bahn bis Karlowitz, einem
Städtchen an der Donau, dem Sitze des serbischen Metropoliten und Mittel-

punkte des orthodoren Serbentums in Ungarn. Auf dem Hauptplatz von Karlowitz liegt der Palast des Metropoliten; daran schließen sich an ein Seminar, ein Gymnasium und eine alte, schön« serbische Kirche; in letzterer wohnten wir einer Messe bei mit orthodorem Ritus. Von Karlowitz gings längs der Donau, zwischen Weinbergen und Maisanpflanzungen entlang nach Kloster Kruschedol; auf dem Wege dorthin begegneten uns zwei Prozessionen, Popen an der Spitze, denen sich Bauern aus den verschiedenen Ortschaften unter Gesängen und mit Fahnen anschlossen. Die Prozessionen nahmen ihren Weg in die Stadt, nach Karlowitz. Im Kloster Kruschedol wurden wir vom Archimandrit empfangen und demnächst zu einem opulenten Essen mit Spanferkel und herrlichen Karlowitzer Weinen eingeladen. Nach dem Essen besichtigten wir das Kloster mit seinen wertvollen Manuskripten und Reliquien. In der Kapelle ist König Milan beigesetzt, was eine ihm vom Kaiser Franz Ioseph gestiftete Denkmalstafel bezeugt; auch waren in der Kapelle noch viele Kränze von der Beisetzung mit allerhand Schleifen und Bändern vorhanden. Kruschedol wurde auch vom König Alelander und der Königin Draga besucht.

Nach einer Audienz beim König in Gegenwart des Kaiserlichen Gesandten, Baron Waecker-Gotter, wurde ich gelegentlich eines Hofkonzerts auch der Königin Draga vorgestellt, welche hierbei von ihrem Hofstaat umgeben war. Zu diesem Hofkonzert, welches das letzte größere Hoffest vor dem Ende des Königspaarcs war, ergingen Einladungen an die fremden Vertreter und an mehrere Hundert Personen aus der serbischen Gesellschaft. König und Königin unterhielten sich fast mit sämtlichen Geladenen. Es waren manche hübsche, stattliche Serbinnen erschienen, in blauen oder braunen Samtröcken mit ebensolchen Käppis in serbischer Nationaltracht. Nach Mitternacht wurde an kleinen Tischen gespeist.

Am Tisch des Königspaares saßen der deutsche Gesandte als Doyen des Diplomatischen Korps, die Gemahlin des rumänischen Gesandten und die Gemahlin des später ermordeten serbischen Ministerpräsidenten Zinzar Markovitch. Das Fest dauerte bis nach vier Uhr in der Frühe.

Die Bevölkerung zeigte schon in den ersten Monaten meines Belgrader Aufenthaltes eine gewisse Unruhe. Eines Tages brach eine offene Revolte aus. Als ich von meiner Wohnung über die Terrasia ging, fand ich diesen inmitten der Stadt gelegenen breiten Platz von einer Postenkette abgesperrt und die zum Kalimegdan und zum Theater führenden Straßen von Kavallerieabteilungen besetzt. Um gegen eine Verordnung des Handelsministers zu protestieren, nach der sich die kaufmännischen Angestellten zur Feststellung ihrer Identität photographieren lassen sollten, wie es bei den Domestiken vorgeschrieben war, hatten sich die Handelsbeflissenen, denen sich Studenten und Arbeiter anschlossen, auf dem Kalimegdan versammelt. Die Massen waren dann in die Zeitungsbureaus der Stadt eingedrungen, hatten sich der offiziellen Blätter bemächtigt und diese in hohen Haufen auf offener Straße verbrannt. Bei dem Putsch wurde vom Militär eine

ganze Anzahl junger Männer, auch Schüler, verwundet und getötet. Viele
Eltern haben, wie ich hörte, über den Verbleib ihrer dabei umgekommenen Kinder
nie etwas erfahren; sie waren verschwunden, wie und wo, darüber erhielten sie
von der Polizei überhaupt keine Auskunft.
Ich komme nun zur Trogödie in der Iuninacht 1903. In Belgrader ein-
geweihten Kreisen war bekannt geworden, daß der König beabsichtige, einen
Bruder der Königin zum Thronfolger zu bestellen. Dem König war durch eine
Vertrauensperson aus Offizierkreisen der dringende Rat erteilt, er möge von
diesem Plane abstehen und sich überhaupt von der Draga losmachen. Als der
König diesem Ansinnen Widerstand entgegensetzte, wurde, so heißt es, sein Tod
beschlossen, in einer geheimen Sitzung bei Kolaratz, einem bekannten Belgrader
Wirtshause. Der König hat angeblich fortgesetzt vor seinem Tode Drohbriefe
erhalten, die er jedoch unberücksichtigt ließ. In die Öffentlichkeit waren bei der
Verschwiegenheit der Verschwörer von ihren geheimen Plänen nicht einmal An-
deutungen gelangt. Vor der Iuninacht wurden angeblich zweimal Gelegenheiten
zur Ausführung des gefaßten Beschlusses in Aussicht genommen; es war aber im
letzten Augenblick jedesmal davon Abstand genommen. In der fraglichen Nacht
hatten die Verschwörer im Offizierskasino stark gezecht; sie begaben sich dann,
wohl viele in trunkenem Zustande, zum Konak. Das Tor zum Schloßhof wurde
von einem mitverschworenen Offizier, der dort die Wache hatte, geöffnet. Das
Tor zum Konak erbrach man, wie es heißt, mit Gewalt durch eine Dynamit-
patrone. Die Verschwörer, es sollen vierzig bis fünfzig Offiziere gewesen sein,
suchten nun lange vergebens nach dem gemeinsamen Gemach des Königspaares;
als sie es immer und immer nicht finden konnten, hielten sie sich für verraten und
schickten sich schon an, zum Fenster herabzuspringen; da rief die Draga aus ihrem
Gemach um Hilfe. Hierauf drangen die Verschwörer ein und stachen und schossen
auf König und Königin ein. Als die von den Verschwörern vor dem Konak auf-
gestellten Truppen unruhig wurden, warf man die Körper zum Fenster hinaus,
um zu zeigen, daß das Werk vollendet sei. In derselben Nacht wurden der
Kriegsminister und der Ministerpräsident ermordet; auch die beiden Brüder der
Draga wurden aus ihrer Wohnung geholt; in Gegenwart des Iustiz-
Ministers wurde ihnen eröffnet, sie müßten sterben; sie wurden dann
in Anwesenheit einer Offiziersdeputation erschossen. Es sollte darin liegen: wir
Soldaten, wir Offiziere, üben jetzt die Iustiz aus. Nach der Ermordung des
Königs und der Königin soll ein fertiger Gesetzentwurf, bei dem nur noch das
Datum fehlte, über die Thronfolge des Bruders der Königin vorgefunden sein,
mit einer Liste dabei, fünfundsiebzig Namen von Ministern enthaltend, die bei
dieser Gelegenheit kalt gestellt oder kalt gemacht werden sollten.
Die Leichen des ermordeten Königspaares wurden noch in der Nacht auf
einfachen Wagen, in Begleitung von Popen und Gendarmen, nach einer nahen
Kapelle übergeführt, wo sie bestattet wurden; zwei einfache größere Holzkreuze

mit schwarzer Aufschrift: „Alerander Obrenovitch — Draga Maschin" bezeichnen die Vegräbnisstelle dieses einstmaligen Königspaares. Der Konak, in dem sich die Tragödie abspielte, ist dem Erdboden gleichgemacht; ich habe bald nach dem Ereignis die inneren Räume des Konaks besucht und fand noch viele Spuren von erbrochenen Schränken und sonstigen Verwüstungen. Ietzt erinnert nach außen an die Tat nichts mehr; an der Stelle des Konaks befindet sich eine mit Rasen und Blumen bedeckte Erdfläch«.

Die Verschwörer waren sich über die Wahl eines Nachfolgers für Alerander Obrenovitch nicht einig; einige wollten die Republik, andere einen ausländischen Prinzen. Es wurde schließlich, angeblich unter Zustimmung Rußlands, dem Prinzen Peter Karageorgevitch, der sich in Genf im Verborgenen hielt, aber wohl über die Ereignisse von Vertrauensleuten unterrichtet war, die serbische Krone angetragen. Bald hielt daher Peter I. unter großem Gepränge seinen Einzug in Belgrad. Die feierliche Krönung erfolgte in Gegenwart der fremden Vertreter in der Belgrader Kathedrale, wohin sich der König im Krönungsornat zu Pferde, die Geladenen in langem Zuge zu Wagen begaben. Im Schlosse, im Offizierskasino, in den Kasernen fanden anläßlich der neuen Königswahl große Festlichkeiten statt. Einige Zeit nach der Thronbesteigung des Königs Peter erschienen in Belgrad auch eine ganze Anzahl alter französischer Offiziere, mit denen König Peter die Kriegsschule von St. Cyr besucht hatte; es fanden aus Anlaß dieses Besuches wieder mehrere Festlichkeiten im Schlosse statt, zu denen die fremden Vertreter ebenfalls geladen wurden.

Bei einem Hofdiner, bei dem ich das Eiserne Kreuz angelegt hatte, trank mir der König zu; nach dem Essen redete er mich an, und im Laufe des Gesprächs ergab es sich, daß wir 1870/71 bei Orleans gegeneinander gekämpft hatten; der König als Offizier von St. Cyr, unter General Chanzy, ich beim dritten Korps unter Prinz Friedrich Karl.

Nach dem Tode Aleranders kehrten viele Serben aus der Verbannung zurück, Anhänger von Peter Karageorgevitch. Die Stadt war lange Zeit mit Ehrenpforten, mit Fahnen, mit Blumen und grünen Gewinden geschmückt.

Was die Belgrader Gesellschaft betrifft, so war im Diplomatischen Korps während meiner Amtstätigkeit in Belgrad die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs, besonders zur Zeit der Gesandten Baron Heyking und Prinz von Ratibor.

Die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten", des seinerzeit verlreitetsten und in fast alle lebenden Sprachen übersetzten Romans, die Baronin Elisabeth von Heyking, hatte als talentvolle Kunstfreundin aus den Räumen der Gesandtschaft einen wahren Kunsttempel hergerichtet. Die von der Baronin Henking veranstalteten musikalischen Abende und sonstigen gesellschaftlichen Vereinigungen waren stets eine Begebenheit in Belgrad und wurden von Ausländern, von Diplomaten und von den in die Gesellschaft aufgenommenen ser-

bischen Kreisen mit besonderer Vorliebe besucht. Durchreisende Künstler mit
Namen, Maler, Schriftsteller, Gelehrte, unterließen nie, in der Gesandtschaft
vorzusprechen, wo sie in geeigneten Fällen mit Einladungen versehen wurden.
Ich gehörte zum näheren Bekanntenkreise der Gesandtschaft; von meinem lang-
jährigen Aufenthalte in den verschiedenen Hauptstädten des Balkans bleibt
die Zeit meines Verkehrs in der Familie der Baronin von Heyking die ange-
nehmste. Auch die Gemahlin des späteren Gesandten in Belgrad, die Prinzessin
von Ratibor, verw. Prinzessin von Thurn und Taris, geborene Gräfin d'Orsay.
verstand es, die deutsche Gesandtschaft als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Ler-
kehrs in Belgrad zu erhalten. Die Prinzessin von Ratibor, eine kluge, lebhafte
Dame gemütlicher österreichischer Art, liebte eine zwanglose, natürliche Unter-
haltung; ich habe im engeren Familienkreise des Prinzlich Ratio or'schen Hauses
viele erquickliche Stunden zugebracht, deren ich mich noch immer gern erinnere.
Die größeren Gesellschaften und Tanzbelustigungen, bei denen einige der sym-
pathischen Prinzessinnen des Hauses eifrig mitwirkten, verliefen stets in harmo-
nischer Weise und zur allgemeinen Zufriedenheit.
Im übrigen erinnere ich mich aus dem Belgrader gesellschaftlichen Verkehr
einer Hochzeitsfeier nach katholischem und orthodorem Ritus; nach letzterem Ritus
in der Kathedrale verband der Metropolit die Brautleute mit einem Tuch, und
zwar die rechte Hand des Bräutigams und die rechte Hand der Braut; weiter
wurden beiden Kronen aufgesetzt, was die hohe gesellschaftliche Stellung des
Brautpaares andeuten sollte. Schließlich fand ein mehrmaliger Umzug um den
Traualtar statt.
In Belgrad gab es auch einen deutschen Klub, in welchem die patriotischen
Feste, wie Kaisers Geburtstag und andere, unter reger Beteiligung der deutschen
Kreise begangen wurden.
Im weiteren darf ich von meinen mehrwöchentlichen Reisen in das Innere
des Landes erzählen.
Land und Leute Serbiens kennen zu lernen, dazu kann man sich nicht der
Eisenbahn bedienen, die in Serbien nur wenig verbreitet ist, sondern man muß
das Land zu Pferde oder mit Wagen durchqueren. Ich habe meine Reisen, sowohl
durch West-Serbien, wie durch Ost-Serbien, größtenteils zu Wagen gemacht, und
zwar im September, als es noch angenehm warm war, und Anfang Oktober.
Wo es möglich war, die Eisenbahn zu benutzen, tat ich es; so fuhr ich zunächst
mit der Bahn von Belgrad nach Kragujevatz; auf dieser Strecke berührte ich von
kleineren Provinzstädten Mladenovatz, Palanka, Lapovo, Plätze, die eingeschlossen
sind von Mais- und Getreidefeldern, von Pflaumenanlagen und Gemüsegärten.
Schon hier zeigt sich die Üppigkeit des serbischen Bodens. Von der Eisenbahn
aus bleibt noch lange weithin sichtbar der hohe „Mont Avala" bei Belgrad,
dessen Erzminen schon den Römern bekannt waren. Der Avala hat im jetzigen
Kriege nach Zeitungsberichten beim Vorgehen gegen Belgrad eine Rolle gespielt.

Hinter der Station Palanka befindet sich ein Dorf mit Namen Velika Plana, wo zu meiner Zeit zwei fleißige Reichsdeutsche ein großes industrielles Unternehmen für den Erport von lebendem und geschlachtetem Vieh, von Geflügel und Eiern betrieben.
Unweit Velika Plana wurde Fürst Karageorg, der Großvater des jetzigen Königs Peter, durch Leute des Fürsten Milosch Obrenovitch ermordet und sein Kopf, mit Watte ausgestopft, an den Sultan nach Konstantinopel gesandt. Die Fürstin Ljubiza, Gemahlin des Fürsten Milosch Obrenovitch, ließ zur Sühne am Orte der Tat eine Kapelle errichten.
Von Velika Plana ging's über Lapovo nach Kragujevatz, das eine Zeitlang Residenz der Fürsten Milosch und Michael Obrenovitch war; später diente der frühere Konak als Militärkasino. Die Stadt, in der Schumadia, einem der fruchtbarsten Teile Serbiens gelegen, zieht sich lang hin, malerisch angelehnt an bewaldete Hügel, und umgeben wieder von fruchtbaren Mais- und Weizenfeldern. Kragujevatz enthält das serbische Kriegsarsenal, in welchem Ausrüstungsstücke für das serbische Heer, wie Säbel, Gewehrteile, Patronenhülsen usw. hergestellt werden; die hierzu erforderlichen Maschinen waren fast alle aus Deutschland. In Kragujevatz besuchte ich eine größere Leckwaren-, Pflaumenmus-, oder serbisch „Pekmesfabrik", die von einem Griechen geleitet wurde und in der Saison d. h. in einem Zeitraum von vier bis sechs Wochen, September, Oktober, jährlich eine Million Kilogramm Pekmes zum Erport produzierte. Die in der Fabrik vorhandenen Maschinen waren wiederum sämtlich aus Deutschland. Die Musfabrikation in Serbien wird auch sonst von kleineren Unternehmern betrieben. Nahe der Landstraßen sind solche Musküchen in größerer Zahl vorhanden. Die Pflaumen werden in großen Kupferkesseln, die in die Erde eingelassen sind, gekocht; die Suppe geht durch Siebe in Bottiche zur Entfernung der Kerne, und wird dann wieder in Kesseln zu erportfähigem Mus verkocht. Das Mus geht großenteils nach Österreich, viel auch nach Deutschland. Zur kunstfertigen Herstellung sind Fachleute nötig; diese kommen meist aus Slavonien und erhalten für die Arbeitszeit, zwei bis drei Wochen, pro Person dreihundert Kronen. Aus der Gegend von Kragujevatz geht auch viel Obst nach Deutschland, namentlich Äpfel. Am Eingange der Stadt befindet sich eine Zigeunerkolonie in ärmlichen Hütten und Häuschen.
Die weitere Fahrt durch das westliche Serbien erfolgte zu Wagen über den Moravafluß, von dem im jetzigen Kriege viel die Rede ist, nach Vrnsla Banja. Das Terrain wurde bald bergiger. Die Fahrstraßen im Innern des Landes sind im allgemeinen nicht schlecht, jedenfalls besser, als diejenigen in der Nähe Belgrads. Hecken und Zäune sind allerdings vielfach recht vernachlässigt. Auf unserer Fahrt begegneten wir zahlreichen Ochsengespannen; Ochseugespanne sind in Gebirgsgegenden besser zu verwenden, als Pferdegespanne. Die serbischen Pferde sind klein, aber stark und zähe; in dem gebirgigen Innern sind große

Pferderassen nicht zu gebrauchen. Die Bauern gehen nur zu Fuß über Land, wenn sie ihr Borstenvieh in die Stadt treiben; sonst sind sie beritten, auch die Bäuerinnen, die durchweg zu Pferde sitzen wie die Männer.
Das Land ist im allgemeinen dünn bevölkert; Dörfer sind spärlich vorhanden; es gibt mehr einzelne kleine Bauernhöfe, Bauernhäuser der primitivsten Art, die Menschen und Vieh in einem Gelaß beherbergen. Nomadisierenden Zigeunern, die bald hier, bald dort ihre Zelte aufschlagen, begegnet man auf den serbischen Landstraßen in großer Zahl.
Nach Überschreiten der Morava, mit ihren teils wilden, teils lieblichen und fruchtbaren Ufern, fahren wir auf breiter Straße, an der sich auf beiden Seiten Bergketten hinziehen, nach dem Badeort Vrnska Banja. Die Gegend ist schön, immer wurde ich dort an die Schweiz, an Tirol, an Oberitalien erinnert. Das Bad war schon den Römern bekannt. Den Türken blieb der Ort als Bad verborgen; die Serben wußten es den Eroberern zu verheimlichen; die Quelle wurde verdeckt. Erst 1879 kam das Bad wieder in Aufnahme; es wurde von König Milan, Königin Natalie und König Alerander besucht. Die dortigen Quellen und Bäder sollen gegen innere Krankheiten, auch gegen Gicht und Rheumatismus heilkräftig sein. Die Villa Merkur, in der ich eine Nacht Aufenthalt nahm, angeblich das vornehmste Logierhaus des Ortes, bot ein recht bescheidenes Quartier bei recht hohen Preisen. Das Bad wird fast ausschließlich von Serben besucht. Die Verbindung dorthin ist unbequem; bis zur nächsten Eisenbahnstation, Stalatz, sind noch fünf Stunden mit Wagen zurückzulegen.
Von Vrnska Banja führte mich mein Reiseweg nach Kraljevo, auf guter Chaussee durch Eichen- und Buchenwaldungen. Die Waldungen in Westserbien enthalten meist Laubhölzer, wenig Nadelhölzer. An der Brücke über den Ib« bei Kraljevo bog ich links ab zum Kloster Gjitscha, etwa fünf Kilometer von der Stadt. Die auf mäßiger Anhöhe liegende Klosterkapelle, mit ihren von der Sonne beleuchteten goldenen Kuppeln, erglänzte schon von weiter Ferne. Mit der Klosterkirche verbunden stand dort vor siebenhundert Iahren ein Schloß des alten serbischen Fürstengeschlechts der Nemanjiden. Die Grundmauern dieses von den Türken nach der Schlacht auf dem Amselfelde — 1389 — oder der Schlacht bei Kossovo, wie die Serben sagen, zerstörten Schlosses sind noch sichtbar. Der mich führende Klostermönch scharrte aus den Mauerresten durch die Zeit geschwärzte oder durch Feuer verkohlte Getreidekörner hervor. Die Mauern und Kuppeln der Kapelle sind noch gut erhalten. Im Innern ist die Kapelle ausgebrannt; die Fresken sind teilweise zerstört. Die Fürsten aus dem Hause der Nemanjiden ließen sich in der Kapelle krönen; letztere hatte sieben Pforten, und sieben Königen wurde dort die Krone aufs Haupt gesetzt. Die Tür, durch welche ein gekrönter König die Kapelle verließ, wurde jedesmal vermauert. Noch jetzt treten die Umrisse der vermauerten Türen hervor. Im Eingange der Kapelle sind verschiedene Inschriften zu sehen. König Peter ließ sich nach Krönung in

der Kathedrale zu Belgrad in der Kapelle von Gjitscha vom Metropoliten salben,
um seiner Krönung vom nationalserbischen Standpunkte eine besondere feierliche
Weihe zu geben. Eine diesen Akt verzeichnende Gedenktafel ist in der Kapelle
angebracht.
In Kraljevo besteht eine Ackerbauschule, in welcher Schüler von vierzehn
bis achtzehn Iahren theoretisch und praktisch zur Erlernung der Landwirtschaft
ausgebildet werden. Mit der Schule ist ein landwirtschaftliches Museum ver-
bunden; die darin befindlichen landwirtschaftlichen Maschinen waren wieder
fast alle aus Deutschland.
Von Kraljevo ging's nach Tschatschak, auch hier durch eine reich mit Buchen
und Eichen bestandene Gegend. Tschatschak, in heller Sonnenbeleuchtung, machte,
bei dem bunten Treiben auf den Straßen, einen durchaus orientalischen Eindruck.
Der Gasthof, in dem ich abstieg, einem Deutschösterreicher gehörig, war reinlich
und luftig; er zeichnete sich vorteilhaft aus vor den Gasthöfen in Kragujevatz
und Kraljevo. Auch die Küche war angängig. Da ich mich über das Sehens-
werte in Tschatschak bald unterrichtet hatte, kam für mich am Nachmittag ein
Abstecher nach dem Bade Oftschar Banja in Frage. Die Fahrt war sehr lohnend,
aber zu Wagen bei den steilen, abschüssigen und schmalen Wegen fast lebens-
gefährlich. Mein Wagen stürzte auch eine Böschung herab, wir kamen jedoch
mit dem bloßen Schrecken davon. Nach Passieren der Anhöhe fuhren wir auf
einer, sich an der Morava hinziehenden Kunststraße entlang, die aus den Felsen
heraus gemeißelt ist, ähnlich der bekannten Szschsnyistraße an der Donau, auf
der Fahrt zum Eisernen Tor am Kasanpaß. Die Kunststraße endigte damals
beim Bade Oftschar Banja.
Die Anlagen dieses Badeplatzes waren wieder im höchsten Grade primitiv.
Die Quelle hat dreißig bis fünfunddreißig Grad Naturwärme und ist besonders
heilkräftig gegen Rheumatismus. Die Kranken werden aus ihren einfachen
Wohnzellen in einer gewöhnlichen Holzkarre zur Quelle gefahren und über einen
horkeligen, steinigen Weg ebenso zurückbefördert. Versteckt zwischen Bergen und
Waldungen liegen im Moravatale mehrere kleine Klöster und Kapellen, die
wcil.rend der Türkenherrschaft im Verborgenen wirkten.
Von Tschatschak über Poschega nach Uschitze hatte ich einen anstrengenden
Reisetag von morgens sieben bis abends sechs Uhr zurückzulegen. Der Wagen
mußte große Anhöhen erklimmen, immer durch dichte Laubholzwaldungen mit
abwechselnden Bildern. Die Waren werden über diese Anhöhen meist auf
kleinen Pferdchen befördert, die lediglich zum Tragen benutzt werden. Ein solches
Pferdchen kostet fünfzig bis sechzig Franken, gleich vierzig bis fünfzig Mark.
In Poschega machte ich nur kurze Rast. Vor Uschitze befindet sich eine Be-
gräbnisstelle erschossener Heiducken. Zur Zeit der Türkenherrschaft genossen die
Heiducken im serbischen Volke Ansehen; sie rächten das Volk an tyrannischen
Paschas. Nachdem die Türken aus dem Lande vertrieben waren, verloren die

Heiducken ihren Wirkungskreis. Sie arteten zu Briganten aus, wurden gesetzlich für vogelfrei erklärt und konnten von jedermann erschossen werden. Auf ihre Habhaftmachung wurden Preise ausgesetzt. Die Gegend von Uschitz« bis Valjevo und darüber hinaus galt als unsicher. An den serbischen Landstraßen sind vielfach ein bis zwei Fuß hohe Steine zu beobachten, welche besagen, daß dort ein Heiducke oder Räuber erschossen wurde. Anderweit sieht man Steine mit Inschriften und Soldatenbildern, die zum Andenken an gefallene serbische Krieger von ihren Angehörigen aufgestellt wurden.

Uschitze ist eine kleine Bergstadt mit türkischem Gepräge. Es hat zwei alte Brücken, die den darauf befindlichen Inschriften zufolge nach der Schlacht bei Kossovo erbaut wurden. Auch sind noch Reste einer türkischen Festung vorhanden. In einer sieben- bis achtstündigen Wagenfahrt von Uschitze ist Slatibor zu erreichen, mit seinen Zuchtanlagen; die dortigen Weideplätze gleichen den großen Viehweiden in der Schweiz. Das Vieh gedeiht auf diesen Weideplätzen ausgezeichnet. Ein dort befindlicher Marmorbrunnen erinnert an den Aufenthalt des Königs Alerander in Slatibor im Iahre 1893.

Morgens in der Frühe breche ich von Uschitze auf nach Valjevo, das im jetzigen Kriege oft genannt wird, in Begleitung eines reitenden Gendarmen, der mich gegen widerspenstige Bauern, die das Ausbiegen auf schmalen Straßen verweigern, schützen sollte. Wegweiser und Meilensteine waren nicht zu sehen; sie fehlen auf den meisten serbischen Landstraßen und Querwegen. Valjevo, das sich an einer Gebirgskette ausdehnt, hat gesundes, mildes Klima. Die Stadt macht mit den hell angestrichenen Häusern einen sauberen Eindruck. Es wurden von dort gedörrte Pflaumen in großen Mengen erportiert, wiederum nach Österreich, nach Deutschland, und teilweise nach Rußland. Der Precednik „Bürgermeister" von Valjevo war ein Nenadovitch, aus einer mit den Karageorgevitch verwandten Familie. Zur Zeit der Dbrenovitch wurde kein Mitglied der Familie Nenadovitch zu Staats- oder öffentlichen Ämtern zugelassen. Der Vater des Precednik, der Zuchthausdirektor in Topschider war, wurde aus Anlaß der Ermordung des Fürsten Michael erschossen; unter den Erschossenen befanden sich drei Nenadovitch.

Der Weg von Valjevo nach Schabatz geht wieder zunächst über steile Anhöhen. Die Bauern weichen mit ihren Wagen nur unwillig aus. Sie sagen „uetcliu" — „ich will nicht" —. Die mehrstündige Fahrt nach Schabatz wird belebt durch große Herden von Borstenvieh, durch viele Völker von Truthühnern, Enten und Gänsen; zu den Seiten der Landstraßen sind reichgefüllte Getreidemagazine sichtbar. Auf einem schrecklichen Pflaster fahren wir in die Stadt ein. Schabatz, das im jetzigen Kriege gleichfalls viel erwähnt wird, gilt als die Kornkammer Serbiens. Die Bauern im Schabatzer Kreise sind die reichsten des Landes. Der Präfekt, den ich mit dem mir vom Minister des Innern erteilten Empfehlungsschreiben besuchte, war ein kleiner, liebenswürdiger Herr, er wußte

aber nicht recht, was er mir sagen, und was er verschweigen sollte; er zappelte
Diel hin und her; ich mußte ihn unwillkürlich mit dem kleinen beweglichen öster-
reichischen Kapellmeister Eduard Strauß vergleichen. Das Schabatzer Gebiet
„Matchwa" kommt namentlich für die Ausfuhr von serbischem Vieh, Mastschweinen
und von Hornvieh, sowie auch für die Pflaumenausfuhr in Betracht. In Scha-
batz befindet sich ein Staatshengstendepot; der Pferdeschlag ist mittelgroß und
kräftig. Der Verkehr von der Stadt zur Save, etwa zweieinhalb Kilometer, ist
außerordentlich rege. Die Beleuchtung der Stadt erfolgte zur Zeit meiner Reise
nur durch Petroleum. Abends und nachts herrschte meist völlige Finsternis. Die
Stadt könnte sich bei ihrem Reichtum wohl elektrische Anlagen gewähren; ob
solche jetzt vorhanden sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

Von dieser recht interessanten und lehrreichen Reise kehrte ich zunächst nach
Belgrad zurück, um Ende September meine Reise nach Ostserbien anzutreten.
Ich benutzte ein in der Frühe von Belgrad abgehendes Schiff der serbischen
Dampfschiffahrtsgesellschaft, welches mich nach Dubrovitza, einer Station an
der Donau, führte; vorbei ging's, erwärmt von den Strahlen der Frühsonne, an
dem in der Ferne sichtbaren Pancsova, einer von Belgrad aus vielbesuchten
ungarischen Grenzstadt, vorbei an der kleinen serbischen Stadt Grotzka, wo Öster-
reicher und Türken am Anfang des achtzehnten Iahrhunderts eine blutige Schlacht
schlugen; vorbei an Semendria, dessen Weinberge Trauben von besonderer Güte
und Süßigkeit erzeugen, und dessen malerisch gelegene alte Festung mit ihren zahl-
reichen Türmen dem Reisenden besonderes Interesse entlockt. In Dubrovitza
stieg ich an Land und fuhr von dort mit einem recht unsicheren Vehikel, das sich
Fiaker nannte, auf tiefdurchfurchter Straße nach Poscharevatz, eine Wegstunde
von Dubrovitza. Der Wagen hielt vor einem Gasthofe, der mit seiner großen
Halle und einem geräumigen Hofe keinen üblen Eindruck machte.

Nahe bei Poscharevatz befand sich, zur Zeit meiner Reise, ein staatliches
Gestüt Ljubitchevo, von dessen Direktor ich in den Stallungen, in denen mehr als
sechzig Hengste untergebracht waren, herumgeführt wurde. Einige Pferde von
besonderer Güte wurden mir im Freien vorgeführt. Ljubitchevo hatte einen guten
Mittelschlag von Pferden, etwas größer als diejenigen des gebirgigen Serbiens.
Die Pferde für das serbische Militär, Kavallerie und Artillerie, werden aus Un-
garn und Rußland bezogen. Die zwanzig Minuten von Poscharevatz gelegenen Gestüt-
anlagen machten einen recht vorteilhaften Eindruck. König Milan legte großes
Interesse für das Gestüt an den Tag.

In Poscharevatz besuchte ich das Männer- und das Frauengefängnis; in er-
sterem werden besonders wegen politischer Vergehen Verurteilte untergebracht; im
Frauengefängnis wurde an Webstühlen gearbeitet; die Gefangenen waren mit
Teppichfabrikation beschäftigt; von dem Verkaufspreis erhalten sie einen kleinen
Prozentsatz.

Am folgenden Tage verließ ich die in fruchtbarer, obstreicher und getreide-

reicher Gegend unweit der Donau gelegene Stadt Poscharevatz. In Rabrovo, einem größeren Dorfe, hielt ich kurze Zeit an. Walachen, „Rumänen", sind dort ansässig. Es war Sonntag. Die ganze alte und junge Dorfbewohnerschaft war bei der Kafana, dem Kaffeehaus, versammelt. Als ich mit einem berittenen Gendarmen angefahren kam, umkreiste mich die Dorfbewohnerschaft und der Precednik, (Gemeindevorsteher), fühlte sich veranlaßt, einige Worte an mich zu richten, die mein Diener, der rumänisch und serbisch verstand, verdolmetschte. Währenddessen bewegte sich, begleitet von Zigeunermusik, in mehreren Wagen ein walachischer Hochzeitszug vorbei, die Braut in geschmackvollem Staat mit bunten Bändern.

Das Flußtal des Pek, in welchem wir nun entlangfahren, erweitert sich immer mehr; die Ufer tragen einen anmutigen, lieblichen Charakter; die anliegenden Felsen sind jedoch meist kahl. Wir halten an einer Felsstelle, aus der von Zeit zu Zeit mit donnerartigem Getöse eine Quelle hervorsprudelt, die nach kurzer Zeit verschwindet und an einem anderen Orte wieder hervorkommt. Der Weg durch das Pektal bei Kutchevo, einem kleinen Flecken, der versteckt in einem Bergkessel liegt, ist recht gut.

Eine Stunde davon taucht Neresniza auf, mit seinem Goldbergwerk. Im Pektal wurde eine emsige Tätigkeit entwickelt; Sand und Steinhaufen wurden mit Baggern aus dem Fluß herausgeholt. Von dem Direktor der dort arbeitenden Gesellschaft, der auch längere Iahre in Bergwerken in Siebenbürgen tätig war, wurde ich in den ganzen Entwicklungsgang der Goldgewinnung eingeweiht. Danach wird zunächst mit einer Baggermaschine sechs Meter in die Tiefe gearbeitet. Aus der dort gewonnenen Goldmenge wird berechnet, wieviel Gold der Kubikmeter Erde enthalten muß. Diese Probe wird an verschiedenen Stellen des Pektals beim Dorfe Neresniza ausgeführt. Demnächst wird an geeignetem Platze ein Bagger aufgestellt. Zur Zeit waren zwei Bagger in Tätigkeit. Der Bagger holt Sand und Gestein aus dem Flußbett herauf; der Sand wird bis auf einen letzten Rest, in dem sich der Goldstaub befindet, durchsiebt; dann erfolgt die eigentliche Goldwäsche in Holzschaufeln. Zu dieser Wäsche gehört besonderes Geschick. Neresniza hatte zur Zeit drei Goldwäscher. In meiner Gegenwart wurde aus dem in der Holzschaufel befindlichen Sande ein Quantum von hundert Gramm Goldstaub bzw. Goldkörner gewonnen. Die Produktion betrug damals wöchentlich etwa zwei Kilogramm Gold; ein Kilogramm kommt ungefähr dem Werte von 3000 Franken gleich. Die Spesen waren täglich 1000 Franken. Man beabsichtigte zur Erweiterung des Unternehmens noch drei Bagger einzustellen. Ein Bagger kostet 250 000 Franken. Das Verfahren der Goldgewinnung in Neresniza durch Alluvionen wurde dort, wie man mir sagte, zum ersten Male in Europa angewendet; es ist in Neuseeland gebräuchlich. Die sich im Pektal stundenlang hinziehenden Halden stammen aus der Römerzeit. Die Römer holten das Gold nicht aus der Tiefe; sie blieben an der Oberfläche, sie stauten das

Wasser einfach ab. Die Serben, die zur eigenen Ausnutzung des Goldterrains weder die erforderliche Geschicklichkeit, noch die nötigen Mittel hatten, machten den dort arbeitenden ausländischen Gesellschaften mancherlei Schwierigkeiten; sie setzten besonders die Steuerschraube scharf an. Der Bakschisch spielte dabei eine nicht unwichtige Rolle. Das zum Goldbergwerk Neresniza gehörige Terrain beträgt 30 000 Hektare; es gehörten dazu auch Kohlenbergwerke. Die Kohlen wurden aber nicht verkauft, sondern zum Betriebe der Bagger verwendet.
Von Neresniza führt das Pektal, das hier wild und romantisch ist, nach Maidanpek. Wir berühren auf der Fahrt Blagojefkamen, ein seit langen Iahren von einem Deutschösterreicher betriebenes kleines Goldbergwerk. Der Bergwerks-inhaber lebte dort mit einigen wenigen Arbeitern im tiefen Waldesinnern, ab-geschlossen von aller Welt wie ein Einsiedler. Hinter Blagojefkamen wird das Pektal immer wilder, unwirtlicher; verschiedene Male muß der Wagen durch den Fluß fahren. Es herrschte schon tiefes Dunkel, als wir in Maidanpek anlangten. Der Präfekt von Poscharevatz hatte mir einen reitenden Gendarmen mitgegeben, der mir in dieser wilden, verlassenen Gegend sehr willkommen war.
Maidanpek zieht sich eine halbe Stunde lang hin; das Dorf hatte damals etwa tausend Bewohner, lediglich Arbeiter. Beim Eingang des Dorfes befinden sich viele zu Ruinen verfallene Gebäude; es sind Hüttenwerke aus früherer Arbeitszeit, die verlassen wurden. Zur Zeit meiner Reise hatte die Konzession für das Kupferbergwerk Maidanpek eine belgische Gesellschaft. Der Bergwerks-direktor, der Hütteningenieur, sowie der Bergingenieur waren Reichsdeutsche; der Direktor war eine Zeitlang in Ostasien, in der Mandschurei und in Korea, der Hütteningenieur in Transvaal, Chile und Meriko tätig. Die Gewinnung des Kupfers erfolgt in der Weise, daß das Gestein aus den erschlossenen Gruben mittelst Drahtseilbahn in den Schmelzofen befördert und dort verschmolzen wird. Das gewonnene Kupfer, das übrigens auch gold- und silberhaltig ist, wird zu Barren von hundert Kilogramm geformt. Dieses Rohkupfer ging dann durch Vermittelung der Metallgesellschaft in Frankfurt a. M. an die Deutschen Kupfer-raffinerien in Hamburg und Oker i. Harz. Die Maschinen des Hüttenwerks waren aus Belgien (Lüttich); die Drahtseilbahn aus Deutschland (Leipzig). Be-hufs Erleichterung des Transports zur Donau war noch eine Drahtseilbahn dorthin geplant. Das Klima von Maidanpek ist rauh; der Platz heißt im Volks-munde das serbische Sibirien.
Von Maidanpek fuhr ich nach Milanovatz an der Donau, wieder durch eine höchst unsichere Gegend, wohl die unsicherste Serbiens. Nicht selten wurde auf dieser Strecke die Post überfallen; auch am Abend vor meiner Ankunft in Milano-vatz wurde in der Dunkelheit von Wegelagerern auf den Wagen der Maidanpekcr Gesellschaft geschossen. Zu meinem Schutz begleiteten mich daher von Maidan-pek aus ein Gendarm und zwei berittene Forstleute. Die Fahrt ging über hohe Bergesrücken, fast durch Urwald; es war wohl die interessanteste Strecke meiner

Reise durch Ostserbien. Der Blick von der Anhöhe hinab zu der von Zeit zu
Zeit auftauchenden Donau bot überraschende Bilder. In den durchquerten Wal-
dungen haust noch der Wolf, der im Winter sowohl wie im Sommer den Hütten
Maidanpeks Besuche abstattet. Es werden dort Wolfsjagden veranstaltet; außer
Wölfen gibt's in jener Gegend Füchse und Luchse, und in den Höhen kreist der
Adler.
In Milanovatz bestieg ich ein Schiff nach Orschova. Dort besuchte ich die
am Eingang des Eisernen Tores liegende kleine Insel Ada Kaleh, ein neutrales
Gebiet mit österreichischer Besatzung und vierhundert bis fünfhundert türkischen
Bewohnern. Dort gedeiht prachtvoller Wein; ich sah große Trauben, wie kaum
zuvor.
Von Milanovatz fuhr ich durch das Eiserne Tor vorbei nach Radujevatz, einem
serbischen Ausfuhrplatz an der Donau für Wein und Getreide.
Von Radujevatz beginnt wieder die Fahrt zu Wagen; es geht nach Negotin,
wo eine Weinbauschule besteht; ich probierte dort einen Rießling, der gut mundete.
Im allgemeinen haben die serbischen Weine eine herbe Schärfe, die darauf zurück-
zuführen ist, daß die Trauben meist mit den Träbern ausgepreßt werden. Der
Negotiner Wein gilt als der beste in Serbien; die Phyllorera, die bekannte
Rebenkrankheit, hat jedoch viel Schaden angerichtet; man sucht dem Schaden
mit amerikanischen Reben abzuhelfen. Auf alter serbischer Rebe wächst nur
noch der Wein in Knjazevatz und in Vranska Banja. In Negotin ist dem Fürsten
Milosch Obrenovitch ein Denkmal errichtet, wie auch dem Freischärler Heiduk
Welko, der im serbischen Befreiungskriege Anfang des neunzehnten Iahrhunderts
eine Rolle spielte. Sein Denkmal befindet sich an der Stelle, wo er 1813 von
den Türken erschossen wurde.
Von Negotin geht's nach Sajetschar durch mehr ebenes Terrain. Die ganze
Gegend ist voll besetzt von Weinanpflanzungen und Weindörfern. Der Weg
zieht sich eine Zeitlang am Fluß Timok hin, diesseits serbisches, jenseits bulga-
risches Gebiet. Das Timoktal ist sehr fruchtbar, teilweise auch wild wie das
Pektal hinter Neresniza. Die Gebirgszüge an der bulgarischen Grenze sind
wenig bewaldet; sie sind stark abgeholzt. Sajetschar wimmelte bei meiner An-
kunft von Soldaten; das Militär zog am anderen Tage aus zum Königsmanöver
bei Tchuprija. Bei Sajetschar befindet sich das Gold- und Silberbergwerk Bor.
Sajetschar gilt als wohlhabender Ort; es enthält auch zwei Bierbrauereien, die
ein leichtes helles Bier erzeugen. Die Stadt ist durch mehrere auf den umliegen-
den Anhöhen errichtete Forts befestigt.
Von Sajetschar führte mich der Weg nach Knjazevatz, durch eine getreidc-
reiche, fruchtbare Gegend mit saftigem Gemüse, viel Weinbergen, viel Vieh, be-
sonders Schafen. Westserbien hat mehr Hornvieh, Ostserbien mehr Schafe;
Borstenvieh ist im ganzen Lande gleichmäßig verbreitet. Auf der Fahrt nach
Knjazevatz sah ich mir das Innere eines Bauernhauses an. Das Haus bestand

aus der Küche und einem Nebengelaß; es gab weder Stuhl noch Tisch. Im Eingange tummelte sich eine Anzahl kleiner Ferkel. Die Bäuerin war am Kochherd beschäftigt; im Nebengelaß lag Gemüse angehäuft; an der Wand des Gelasses waren Bretter aufgestellt, die als Schlafstätte dienten; Betten gab es nicht. So fristen die meisten Bauern ein armseliges Dasein. Das Land ist reich, der Boden fruchtbar, die Bergwerke enthalten Gold, Silber und andere Erze; aber die Bevölkerung ist arm. Schuld daran dürfte eine minderwertige Verwaltung sein. Der Präfekt kennt seinen Kreis kaum; er verschwindet immer bald wieder von seinem Posten, weil er dem Parteigenossen der gerade wieder am Ruder befindlichen Fraktion Platz machen muß. Vielfach kommen Leute an die Spitze des Kreises, die von der Verwaltungspraris keine Ahnung haben. Der Bauer wurde zur Zeit der Fremdherrschaft ausgenutzt, und wurde dann weiter von den einheimischen Beamten ausgenutzt; er arbeitet deshalb nur gerade soviel, wie er zum Leben braucht. Dazu kommt die große Zahl kirchlicher Feiertage, die der Bauer gewissenhaft beobachtet. Bei mehr als hundert Festtagen im Iahre bleibt nicht viel Zeit zur Arbeit. So ist es auch bei den serbischen Behörden; daher der schleppende Geschäftsgang.

Die Bevölkerung Ostserbiens, namentlich die Landbevölkerung, machte mir «inen sympathischeren Eindruck, wie diejenige Westserbiens; der Menschenschlag hat einen intelligenteren Gesichtsausdruck; auch erschienen mir die Leute höflicher und entgegenkommender, als im westlichen Teile des Landes.

In Knjazevatz, einem kleinen Landstädtchen, langte ich nach fünfstündiger Fahrt von Sajetschar an; es war gerade Markt; die Stadt war angefüllt von Bauern mit ihren Fuhrwerken und von Vieh. Fleisch und sonstige Lebensmittel waren in dortiger Gegend sehr billig; ein Spanferkel kostete eineinhalb Franken, ein Huhn fünfzig Centimes, gleich vierzig Pfennige; drei Eier zehn Centimes, gleich acht Pfennige. Mit dem Natschalnik (erster Verwaltungsbeamter) besichtigte ich Stadt und Umgebung. Bei einem uns begegnenden Leichenzuge wurde ich auf die Sitte aufmerksam, wonach das Antlitz des Toten durch ein Glasfenster im Sarge sichtbar bleibt; erst am Grabe wird der Sarg völlig bedeckt. In Griechenland bleibt die Leiche bis zum Friedhofe hin sichtbar, auch ohne Glasfenster. So lag bei der Beisetzung des Grafen Almeida in Athen, der 1870/71 im preußischen Heere bei den XIII. Ulanen mitgekämpft und in der berühmten Reiterattacke bei Mars la Tour ein Auge verloren hatte, die Leiche offen in der Ulanenuniform im Sarge. Ich wohnte dem Leichenbegängnis als deutscher Vertreter bei.

Von Knjazevatz fuhr ich mehr als sechzig Kilometer in Begleitung eines Panduren, wie die Landgendarmen in Serbien heißen, nach Nisch; es ging wieder bergan; links ziehen sich schon von Schnee bedeckte Bergzüge des Balkan hin. Der Wagen fährt über Höhen von 1000 bis 2000 Fuß. Auf der Paßhöhe halten wir an einer Kafana; nahe dabei ist ein Kreuz errichtet, zum Andenken an gefallene

Soldaten aus dem türkisch-serbischen Kriege von 1876. Der weitere Weg nach
Nisch über Nerven ist breit und in gutem Zustande, auch mit Kilometersteinen
versehen. Alte Burgen, Schlösser, sonstige geschichtliche Denkmäl« habe ich
in Ostserbien nicht angetroffen, ebensowenig wie in Westserbien, außer etwa das
Schloß Gjitscha und einige Klöster. Die Kathedrale von Nisch leuchtet schon in
weiter Ferne hervor. Am Spätnachmittage eines Sonntags treffe ich dort ein.
Eine geputzte Menge, darunter viele Offiziere, bewegte sich auf der Promenade
an der Nischawa entlang, nahe der Festung. Die Festung mit einer Inschrift über
dem Haupttor stammt aus alter Zeit. Die ganze Stadt erinnert noch sehr an
die Türkenzeit; sie weist viele Türkenhäuser auf. Industrie ist in Nisch wenig.
Mit der Errichtung elektrischer Anlagen wurde erst begonnen. Nahe der Stadt
befindet sich eine Brauerei; die zu ihr gehörige Eisfabrik war die erste, die auf dem
Balkan eingeführt wurde. Sie stammte aus Deutschland. Unweit der Stadt
fällt der sogenannte Schädelturm in die Augen. Bei dem serbischen Aufstande im
Iahre 1809 hatte ein serbischer Krieger einen Pulverturm in die Luft gesprengt,
der Serben und Türken begrub. Der türkische Pascha rächte diese Tat an den
gefangenen Serben. Die Gefangenen mußten einer dem anderen den Kopf
abschlagen und zur Abschreckung der aufständischen Bevölkerung wurden die ab-
geschlagenen Köpfe in einen Turm eingemauert. Der Turm enthielt seinerzeit
neunhundertzweiundfünfzig Serbenköpfe; diese wurden nach und nach von den
Verwandten heimlich fortgenommen. Früher stand das Mauerwerk frei; jetzt ist
eine Gedächtnishalle darüber gebaut. Ich sah noch drei Schädel in dem Gemäuer,
außerdem befanden sich zwei Schädel unter einem Glaskasten aufbewahrt. Nisch
hat die stärkste serbische Garnison; die Offiziere wie die Bevölkerung waren damals
sehr obrenovitchfreundlich.
Was die Gasthofsverhältnisse in Serbien betrifft, so sind sie in der Tat
fast unerträglich, sowohl hinsichtlich der Reinlichkeit der Bettüberzüge, wie der
für ein Schlafgemach nötigen Utensilien; man findet jedoch fast immer Seife,
Morgenschuhe, Kamm und Bürste vor; dies deutet darauf hin, daß sich die
Serben als eine große Familie betrachten; der patriarchalische Charakter im
Serbenvolke ist ja bekannt. Nur steht damit im Widerspruch, daß sich die Mit-
glieder dieser großen Familie im politischen Leben so grimmig befehden.
Die Wagenfahrten hatten mit Nisch ein Ende; ich legte von dort aus meine
weiteren Ausflüge mit der Bahn zurück. Der Bahnhof in Nisch ist geräumig
angelegt, besser wie der Belgrader. Von Nisch aus war LeskovaH mein Ziel,
nach Belgrad und Nisch die größte Stadt Serbiens. Ich nahm dort eine Tuch-
fabrik in Augenschein, die bekannt ist durch Anfertigung einer Spezialart von
Schnüren, „Gastan", zur Verzierung von Kleidungsstücken. Der technische
Leiter der Fabrik hatte vier Iahre die Tertilschule in Aachen besucht. Lesko
vatz besitzt bereits elektrische Anlagen; auch war eine Hanffabrik im Bau. Ein
ähnliches Unternehmen befand sich im Betriebe in Vranska Banja, wohin ich mich
l-

von Leskovatz aus begab. Die Hanfwerke von Vranska Banja waren mit deutschem Gelde geschaffen; der Leiter war damals ebenfalls Reichsdeutscher. Das Unternehmen beruhte auf Ausnutzung einer heißen Schwefelquelle, von achtzig Grad R^aumur, die bei Vranska Banja entspringt. Das Dorf hatte etwa fünfhundert Einwohner, in der Mehrzahl Zigeuner; diese haben seit langer Zeit das Nutzungsrecht an dem Quellwasser und üben es zur Zubereitung des Hanfes auch aus, neben dem Fabrikunternehmen. Ich besichtigte das Innere einiger Zigeunerhütten und fand darin Zigeunerkinder völlig unbekleidet, bei kühler, regnerischer Witterung und offenen Türen. Im Winter, wenn Schnee fällt, wälzen sich die Kinder im warmen Wasser des dortigen Rekaflusses und dann im Schnee; so harten sie sich ab und bedürfen auch bei Kälte keiner Kleider. Vranska Banja wird wegen seiner heißen Quelle auch als Badeplatz besucht, gegen Rheumatismus, und zwar, außer von Serben, von Rumänen, Türken und Österreichern. Die Einrichtungen sind aber auch hier, wie an den anderen serbischen Badeorten, noch recht primitiver Art.

Von Vranska Banja fuhr ich zur türkischen Grenze nach Vranja, wo ich den mir aus Belgrad bekannten Präfekten und den türkischen Konsul aufsuchte. Vor dem Hotel Vranja, in welchem ich abstieg, steht ein Denkmal zum Andenken an die in einem Kriege gegen die Türken gefallenen Serben; unter den Gefallenen befanden sich manche deutsche Namen. Die türkisch-serbische Grenze überschritt ich dann bei Zibeftsche und wurde von den türkischen Grenzbeamten in liebenswürdiger Weise zu türkischem Kaffee mit türkischer Zigarette eingeladen. Unter dem Salut der türkischen Militärposten begab ich mich zurück auf serbisches Gebiet nach Ristovatz, und von dort wieder nach Nisch, wo im jetzigen Kriege zeitweise der Sitz der serbischen Regierung war.

Nisch erinnert geschichtlich an Konstantin den Großen, der dort geboren ist, und an Kaiser Friedrich Barbarossa, der zur Zeit des serbischen Königs Stephan aus dem Hause der Nemanjiden auf der über Nisch führenden Heerstraße gegen den Halbmond zog.

Von Nisch begab ich mich mit der Bahn nach Pirot, um mich über die dortige Teppichfabrikation zu unterrichten. Die Bahn windet sich auf dieser Strecke durch großartige Felspartien, in denen der nur dort vorkommende weiße Adler horstet, an der Nischawa entlang. Über Bela Palanka erreicht die Bahn Pirot. Die Stadt trägt noch völlig türkischen Charakter; sie besteht meist aus kleinen Häuschen, deren ganze Breite von dem Verkaüfsladen oder von der Werkstätte eingenommen wird. Das Leben und Treiben im Innern des Hauses kann von der Straße beobachtet werden. In einer ganzen Anzahl dieser Häuschen sitzen Frauen und Mädchen an einem Webstuhl, beschäftigt mit der Herstellung von Teppichen. Eine Teppichfabrik gibt es in Pirot nicht. Die Teppichfabrikation ist Hausindustrie. Die Piroter Teppichindustrie besteht bereits seit mehreren Hundert Iahren; unter den Türken hat sie sich vorteilhaft entwickelt und an
"

Feinheit und Geschmack gewonnen. Noch jetzt kommen Handelsleute aus Konstantinopel, Philippopel, Athen nach Pirot zum Einkauf von Teppichen. Auch nach nördlichen Ländern werden sie viel verkauft; speziell soll Berlin ein großer Abnehmer darin sein. Die zur Fabrikation der Teppiche dienende Wolle stammt von Schafen, namentlich aus der Piroter Gebirgsgegend. Die Wolle wird gereinigt und auf Walzen gekämmt; dann wird sie mit Handspindeln gesponnen; die Färbung der Wollfäden erfolgt ebenfalls in Pirot. Mit dem Weben der Teppiche beschäftigen sich nur Frauen. Der Verdienst der Arbeiterinnen ist ein recht geringer, vierzig bis sechzig Centimes täglich. Die Teppiche werden, abgesehen von Privatbestellungen, von zwei Piroter Gesellschaften, die den Teppicherport betreiben, in Arbeit gegeben. Mit fabrikmäßiger Herstellung von Teppichen war bereits ein Versuch gemacht worden; der Versuch scheiterte an dem Widerstand der Arbeiterinnen, die nach altem Herkommen nur zuhause arbeiten wollten.

Auf der Brücke über die Nischawa sehen wir noch Erinnerungszeichen an den bulgarisch-serbischen Krieg von 1883, in dem die Serben unterlagen.

Von Pirot kehrte ich nach Belgrad zurück.

Die Reise durch Ostserbien bot zweifellos wieder recht sehenswerte Punkte; das Land ist dem reisenden Publikum noch so gut wie verschlossen; es fehlte zur Zeit meiner Reisen in Serbien an Eisenbahnen, und es fehlt daran wohl auch noch jetzt. —

vi-. Eugen Fridrichowicz:

Ein amerikanischer Staatsrechtslehrer über die Ursachen, die Zwecke und die voraussichtlichen Ergebnisse des europäischen Krieges.

Vor ungefähr Monatsfrist hat der nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa sich großen Ansehens erfreuende Staatsrechtslehrer Professor Dr. Iohn W. Burgeß ein Buch*) über die Ursachen, die Zwecke und die voraussichtlichen Ergebnisse des Europäischen Krieges veröffentlicht. Professor Burgeß ist in Berlin kein Unbekannter; er hat Ende der siebziger Iahre in Berlin studiert und hier besonders die Professoren Gneist und Treitschke gehört, er ist dann vor sechs bis sieben Iahren auf kurze Zeit als Austauschprofessor nach Berlin zurückgekehrt. Sein zweimaliger Aufenthalt in Deutschland hat bei ihm ein liebevolles Ver-

') Iohn William Vurgeh, ?!« Lurop«»Q v»r ol 1914, it» o»u8«z, Mrpo,«» «mä probsbl»

ständnis für deutsche Art und deutsches Wesen geweckt. Das Buch verfolgt
den Zweck, den Landsleuten des Verfassers klarzulegen, daß die Ursachen des
Krieges nicht in Deutschland, sondern in England zu suchen sind, und daß es
auch England ist, das mit der Entfachung des Krieges ganz bestimmte Ziele und
Zwecke verfolgte, die es freilich, nach der Ansicht des Verfassers, nicht erreichen
wird, da die Ergebnisse des Krieges wohl ganz andere sein dürften, als England
sie sich bei seiner Erregung erträumte.
Wie schon der Titel des Buches zeigt, zerfällt es in drei Teile. Der erste
beschäftigt sich mit den Ursachen des Krieges. Hier holt der Verfasser sehr weit
aus. Er geht von der Stellung Bismarcks zur Kolonialpolitik aus. Bismarck
war der Ansicht, daß es die Hauptaufgabe der deutschen Diplomatie sein müsse,
Deutschlands Stellung als kontinentaler europäischer Staat zu sichern. Dem
hätte sich auch Deutschlands Handels- und Kolonialpolitik unterzuordnen. Auch
war Bismarck schon früh zu der Erkenntnis gelangt, daß Außenhandel auch ohne
Kolonien zu bestehen vermöge, ja vielleicht vorteilhafter ohne sie betrieben werden
könne, vorausgesetzt, daß alle Länder ihre Türen offen hielten. An dieser Grund-
anschauung Bismarcks haben auch seine Nachfolger im Amte festgehalten. Diese
Behauptung erscheine irrig, wenn man die kolonialen Erwerbungen Deutschlands
in der Bismarck'schen Zeit mit denen in der nachbismarck'schen Zeit vergleiche.
Ein solcher Vergleich stelle aber die Bedeutung der nachbismarck'schen Kolonial-
politik Deutschlands nicht in das richtige Licht; wolle man den richtigen Maßstab
für die nachbismarck'sche Kolonialpolitik gewinnen, müsse man Deutschlands
koloniale Erwerbungen in den Iahren von ^M' bis 1898 mit denen anderer
großer Kolonialländer in derselben Zeit verglchhen; dann erschienen Deutsch-
lands koloniale Erwerbungen auch in der nachbismarck'schen Zeit winzig klein.
Während nämlich Deutschland in dieser Zeit 2000 Quadratmeilen Kolonial-
gebiet erwarb, machten England, Frankreich und Rußland koloniale Erwerbungen
von vielen Hunderttausenden von Quadratmeilen. Merkwürdigerweise aber sah
England schon damals auf jede kleine Kolonialerwerbung Deutschlands scheel,
während es Frankreichs und Rußlands großen und umfangreichen Erwerbungen
ruhig und gemächlich zusah. Aber nicht nur durch seine doch so sehr wenig
erpansive Kolonialpolitik erregte Deutschland Englands Unwillen, noch viel
mehr dadurch, daß es sich seinen Eroberungsgelüsten hindernd in den Weg stellte,
indem es sich zum Beschützer der noch freien mohammedanischen Welt aufwarf,
da seine Politik nicht auf die Aufteilung, sondern auf die Erhaltung und
Kräftigung dieser Länder gerichtet war. Seit der Thronbesteigung König
Eduards hatte England freilich auch Grund, mit Rußlands und Frankreichs Ko-
lonialpolitik unzufrieden zu sein. Rußland warf sein Auge auf Persien und
näherte sich damit mit seiner Kolonialpolitik allzu sehr Indiens Grenzen, Frank-
reich wandte dem Sudan eine allzu große Aufmerksamkeit zu und drohte damit.
England in Ägypten ins Gehege zu kommen. Da wurde Eduard VII. sein

eigener Minister des Auswärtigen und der Kolonien. Sein Plan war, die Aufmerksamkeit Rußlands von Persien und Frankreichs von dem Sudan abzulenken und sie zu gleicher Zeit auf solche Gebiete hinzuweisen, wo sie mit Deutschlands Politik der Erhaltung der selbständigen mohammedanischen Welt in Konflikt geraten mußten. Gelang dies — und es gelang —, so wurden Rußland und Frankreich aus Rivalen Englands zu seinen Verbündeten, weil sie nur mit Hilfe Englands ihre Absichten auf bisher noch selbständige mohammedanische Gebiete verwirklichen zu können hoffen durften. So wurden Frankreich Marokko und Rußland die Türkei als Lockmittel vorgehalten, für England selbst sollten dabei Südpersien und eine Verbindung vom Suezkanal nach Südpersien abfallen. Zur Sicherung und Stärkung der Herrschaft Englands in Indien war eine Eisenbahn von Alerandria nach Bombay geplant, die auf ihrem ganzen Wege nur durch englisches Gebiet ging. Um endlich den Kaiser von Indien, der als solcher schon jetzt über mehr Mohammedaner als irgend ein anderer Fürst — den Sultan nicht ausgenommen — herrscht, der mohammedanischen Welt als ihren rechtmäßigen Herrn erscheinen zu lassen, sollte in Kairo oder in Medin» unter der Aufsicht der britischen Regierung ein neuer Kalif bestellt werden.
Damit freilich sprechen wir schon von den Zielen des Krieges, ohne seine Ursachen schon vollständig erörtert zu haben. England war es bei seiner Einkreisungspolitik Deutschland gegenüber nicht genug, Frankreich und Rußland aus Rivalen zu Bundesgenossen gemacht zu haben, Lord Grey, der nach dem Tode Eduards VII. ganz im Sinne seines Herrn und Lehrmeisters Englands auswärtige Politik leitete, ging jetzt daran, ganz nach dem vom Könige Eduard gewiesenen Rezept auch den Dreibund zu sprengen. Zu dem Zwecke wurde Italiens Aufmerksamkeit auf Tripolis gelenkt. Dadurch war ein Doppeltes erreicht. Italien wurde den beiden anderen Verbündeten, deren Politik der Türkei gegenüber es durchkreuzte, entfremdet und kam zu gleicher Zeit in den Besitz eines breiten Küstenstreifens, den es nur dann zu behaupten hoffen durfte, wenn es Freundschaft mit England und Frankreich hielt.
Nachdem England so den Vierverband gegründet hatte, spähte es nun eifrig nach einer Gelegenheit aus, den sorgsam vorbereiteten Krieg zur Niederwerfung Deutschlands und Österreichs auch zu entfachen; denn daß ein solcher Krieg zur Niederwerfung Deutschlands und Österreichs führen müsse, das schien England und seinen Verbündeten zweifellos. Eine solche Gelegenheit schien der Mord in Sarajewo zu bieten. Von dem Tage an, wo dieser Mord geschah, steuerte Grey mit vollem Bewußtsein auf den Krieg hin. Er fragte zunächst in Berlin an, welche Stellung Deutschland in dem daraus sich entspinnenden Konflikt zwischen Österreich und Serbien zu nehmen beabsichtige. Er erhielt, wie Burgeß sagt, in durchaus korrekter Weise, durch die allein der Frieden gewahrt und der Ausbruch des Krieges vermieden werden konnte, die Antwort, daß der deutsche Staatssekretär

des Äußeren daran festhielte, daß die Regelung der Frage ausschließlich zwischen Österreich und Serbien stattzufinden habe, und daß keineswegs eine Einmischung von außen stattfinden dürfe. Indem Grey diesen durchaus korrekten Standpunkt abwies und sich auf den Standpunkt der Russen stellte, die sich über Österreichs herausfordernde und sittlich verwerfliche Haltung entrüstet zeigten, indem er nicht zögerte, seine Solidarität mit Rußland und Frankreich in der österreichisch-serbischen Angelegenheit zu erklären, tat er das, was ein sehr kluger Diplomat tun mußte, der den Vernichtungskrieg gegen Deutschland und Österreich herbeiführen wollte und gleichzeitig doch die Verantwortung für den Krieg auf die Schultern seiner Opfer abzuwälzen suchte. Aber noch im letzten Äugenblick drohte Grey der Erfolg aller seiner Bemühungen aus den Händen entwunden zu werden. Da schreckte er selbst vor Unterschlagungen nicht zurück.

Burgeß schildert diese letzten Tage vor der Entscheidung äußerst lebhaft und dramatisch an der Hand des englischen Weißbuches, einer doch gewiß nicht englandfeindlichen Quelle. Am 1. August fragte der deutsche Botschafter in England bei Sir Edward Grey an, ob England sich verpflichten wolle, neutral zu bleiben, wenn Deutschland verspräche, nicht in Belgien einzufallen. Grey erwiderte, daß er das nicht versprechen könnte. Darauf forderte der deutsche Botschafter Grey dringend auf, die Bedingungen zu nennen, unter denen England neutral bleiben würde, und versicherte, daß Deutschland bereit wäre, die Unantastbarkeit Frankreichs und der französischen Kolonien zu gewährleisten, wenn England sich verpflichte, neutral zu bleiben. Grey weigerte sich, irgend welche Bedingungen anzugeben, unter denen England die Neutralität wahren würde, und fügte hinzu, dieser Beschluß sei ein endgültiger.

Bei den entscheidenden Verhandlungen des Ministerrats und des Parlaments über Englands Beteiligung am Kriege erwähnte Grey nichts von den Anfragen und Anerbietungen des deutschen Botschafters; er unterschlug auch ein Telegramm des Kaisers an König Georg vom 1. August, das den gleichen Inhalt hatte.

Hier möchte ich ergänzend bemerken, daß fast gleichzeitig mit dem Buch von Burgeß eine sehr scharfe Anklageschrift eines Engländers gegen Grey erschienen ist, die diesem eine ähnliche Unterschlagung in jenen kritischen Tagen vorwirft. Er erwähnt, daß auf Betteiben Deutschlands Österreich bereit gewesen sei, sich zu verpflichten, bei dem Strafzuge gegen Serbien keinerlei Eroberungen zu machen, und daß Deutschland mit Einwilligung Österreichs die Gewähr dafür habe übernehmen wollen, daß Österreich dies sein Versprechen auch halten werde. Dies habe der deutsche Botschafter Lord Grey mitgeteilt. Lord Grey habe aber von dieser Mitteilung weder in der entscheidenden Minister-Ratssitzung, noch in der entscheidenden Tagung des Parlaments irgendein Wort erwähnt. Beide, der Engländer und Iohn Burgeß, nennen die von ihnen erwähnte Unterschlagung strafwürdig, beide sind der felsenfesten Überzeugung, daß

weder der Ministerrat, noch das Parlament sich für den Krieg entschlossen hätten,
wenn Grey die von ihnen erwähnten Unterschlagungen nicht begangen hätte.
Wieviel mehr wäre das der Fall gewesen, wenn dem Parlament alle drei wich-
tigen Mitteilungen gemacht wären. Nur Lord Grey — Asquith's Mitschuld
steht nicht fest, wenngleich sie sehr wahrscheinlich ist — trägt also die Schuld
an der Beteiligung Englands am Kriege und damit auch wohl am Kriege über-
haupt. Hätte England rechtzeitig seine Hilfe versagt, dann wäre selbst der schon
ausgebrochene Krieg wohl noch im Keime erstickt worden; denn ohne Englands
Hilfe hätten Frankreich und Rußland den Krieg wohl nicht gewagt, freilich auch
wohl nicht, wenn sie vorher gewußt hätten, wie gering Englands Hilfe in Wahr-
heit einzuschätzen sei. Die ganze Einkreisungsarbeit der englischen Hetzpartei
wäre freilich damit auch vergeblich gewesen; sobald nämlich die englischen
Bundesgenossen sich davon hätten überzeugen müssen, daß auf die Versprechungen
der englischen Kriegshetzer kein Verlaß sei, weil diese Versprechungen machten,
die den Wünschen und Absichten des englischen Volkes nicht entsprächen, dann
wäre alle weitere Hetzarbeit vergeblich gewesen, und das bisherige Ergebnis
dieser Hetzarbeit wäre wie ein Kartenbau in sich zusammengestürzt.

Während Burgeß so alle Schuld an dem Kriege Grey zuschiebt, wie dies
auch Engländer selbst tun, spricht er die volle Überzeugung aus, daß der
Deutsche Kaiser keinerlei Verantwortung an dem Kriege
trage. Zu dieser Überzeugung hat ihn nicht nur das Studium der Dokumente
geführt, sondern auch der enge briefliche Verkehr, in dem cr mit dem Kaiser seit
seiner Tätigkeit an der Berliner Universität als Austauschprofessor steht. Er
schildert ihn als einen Mann von hoher Intelligenz, großem
Pflichtgefühl, warmherzigem Empfinden, treuer Dank-
barkeit und Anhänglichkeit an seine alten, erprobten
Beamten, ganz erfüllt von dem glühenden Wunsch und
der Leidenschaft, das Wohl und die Größe seines Landes
zu fördern; doch sucht er die Größe auf dem geistigen und
materiellen, nicht auf dem politischen Gebiet. Den Ehr-
geiz, ein Eroberer zu sein, hat er nie gehabt, er war durch
beinah drei Iahrzehnte hindurch der Hort des Friedens
und wäre es auch bis an das Ende seiner Tage geblieben,
wenn es ihm vergönnt gewesen wäre. Nur der Gedanke,
Deutschland den Platz zu erhalten, den Gott ihm gegeben
habe, habe ihn zum Kriege gezwungen.

Was den zweiten Teil, die Ziele des Krieges anbetrifft, so erörtert der
Verfasser diese deutlich nur für England, worauf wir schon oben eingegangen
sind, gestreift wird als russisches Ziel Konstantinopel, zu dem, wie der Verfasser-
sagt, der Weg von Petersburg über Berlin geht, und als französisches Ziel Straß-
burg und Metz. Ich glaube, es ist kein Zufall, wenn der Verfasser die russischen

und französischen Ziele nur streift. Meines Erachtens soll damit kundgetan werden, daß Rußland und Frankreich mit unklaren Zielen in den Krieg gehen, nur gehetzt von England, das allein unter allen Gegnern Deutschlands sich bestimmte, feste Ziele gesetzt hat.
Ausführlicher behandelt wird wieder das voraussichtliche Ergebnis des Krieges. DerVerfasserzweifeltnichtandemSiegeDeutsch-
lands und seiner Verbündeten. Wir dürfen dabei das Eine nicht vergessen, daß Verfasser zu dieser Überzeugung schon vor dem Durchbruch am Dunajec gelangt ist; denn sein Buch war im Manuskript vor diesem fertiggestellt. Was gibt dem Verfasser nun die Überzeugung von dem endgültigen Siege Deutschlands? Hauptsächlich zwei Punkte, der deutsche Militarismus, für den er, wie wohl kaum ein anderer Ausländer, ein sehr tiefes Verständnis zeigt, und die deutsche Kultur. Sehen wir, was er über beides sagt. Den deutschen Militarismus charakterisiert er folgendermaßen: Der deutsche Militarismus ist demokratisch und defensiv. Er ist die einzige Art von Militarismus, die sich mit Volksfreiheit und konstitutioneller Regierungsform verträgt. Der deutsche Militarismus ist so geformt und so entwickelt, daß man ihn eher als wirtschaftlichen Vorteil, denn als Last empfindet; denn das deutsche Heer ist nicht einfach eine Organisation für Drill, Disziplin und Kampf, es ist auch eine Schule allgemeiner physischer Kraft, durch die das durchschnittliche Lebensalter der deutschen Männer um zehn Iahre zugenommen hat und ihre durchschnittliche Arbeitsleistungsfähigkeit um fünfundzwanzig Prozent; es 'ist aber auch die Schule geistiger Kultur, in der außer militärischem Drill und Taktik Mathematik, Ingenieurwesen, Physik, Erdkunde und Gesundheitskunde gelehrt werden; es ist eine Schule sittlicher Kultur, die die jungen Männer im gefährlichsten Alter vor Demoralisation und Ausschweifung bewahrt; eine Schule des Anstands, in der die rauhen Manieren in höfliches Benehmen verwandelt werden, es ist eine Schule des echten Patriotismus, in der der Geist des Lokalpatriotismus dem wahrer nationaler Treue weichen muß.
Mit nicht minder warmem Verständnis spricht der Verfasser von deutscher Kultur. Deutschlands wirtschaftliches System ist ausgebildeter und demokratischer, als in irgendeinem andern Lande der Welt. Es gibt keinen andern Großstaat in der Welt, in dem man eine so allgemeine und gleichmäßige Verteilung der Früchte der Zivilisation fände, wie das Deutsche Reich; es gibt überhaupt keinen Staat, sei er groß oder klein, in welchem die allgemeine Kultur so hoch entwickelt ist, wie in Deutschland. Der Unterricht ist auf alle Bewohner ausgedehnt, und Analphabeten sind hier gänzlich verschwunden; es gibt keine Armenviertel, kein Proletariat, keine Verarmnng breiter Volksschichten. Der Wohlstand ist gleichmäßig verteilt, Pflichtbewußtsein ist das herrschende Prinzip im privaten wie im öffentlichen Leben, bei hoch und bei niedrig.

Im Gegensatz dazu schätzt Verfasser England als Kultur-
träger sehr niedrig ein. Der Herrscher Englands ist das Parlament.
Das englische Parlament ist aber nicht die Vertretung des Volkes; es ist die
Vertretung des Adels und der Gentry, d. i. des gehobensten Bürgerstandes und
der gehobensten Kreise der englischen Landwirte. Nur deren Interessen werden
im englischen Parlament wahrgenommen, nicht die Interessen der breiten Volks-
kreise, und es gibt keine Körperschaft, die die breiten Volkskreise gegen das Parla-
ment schützen könnte, das in einseitigster Weise die Interessen eines sehr kleinen
Volksteiles vertritt. So besitzt denn das englische Regicrungs-
system mit dem russischen weit mehr Ähnlichkeit, als man ge-
wöhnlich annimmt. Man ersetze den Zaren durch das allmächtige Haus der Ge-
meinen, den großfürstlichen Kreis durch das Kabinett, die territorialen Inter-
essen des Zarenreiches durch die überseeischen Interessen des britischen Reiches,
die große Landarmee Rußlands durch die überwältigende (?) Flotte Englands,
so hat man auf beiden Seiten die gleichen Elemente, deren Spiel und Gegenspiel
auch ungefähr die gleichen Ergebnisse und die gleiche Politik erzeugen. Min-
destens kann man sagen, daß beide Regierungssysteme in bewundernswerter Weise
dahin streben, sich in der Eroberung der Welt zu ergänzen. Bereits jetzt besitzen
sie fast ihre Hälfte. Wenn sie sich darüber einigen könnten, daß der eine den
größten Teil Asiens und Europas, der andere alles Übrige in Besitz nehme,
dann würde vielleicht das Zeitalter des Weltfriedens anbrechen, dann würden
Bär und Löwe sich liebend umarmen, dann könnte die Menschheit den ewigen
Frieden genießen. Aber dieser ewige Friede würde eine Parodie auf die Zivili-
sation, ein Hohn auf den Fortschritt in der Welt sein. Er kann das Ziel aller
bisherigen geschichtlichen Entwicklung nicht sein. Darum zweifelt der Verfasser
nicht, wohin sich der endgültige Sieg in dem großen Völkerringen wenden werde.
Deutschland ist durch keine Macht der Erde zu zerschmettern. Amerikas Lieferun-
gen von Waffen und Munition an England und seine Verbündeten können daher
den Krieg nur verlängern, an seinem endgültigen Ergebnis aber nichts ändern.
Man sage, Amerika sei zu den Kriegslicferungen völker-
rechtlich verpflichtet. Es sei dazu völkerrechtlich wohl berechtigt, aber
nicht verpflichtet. Die Behauptung, daß die neutrale Regierung ihren Unter-
tanen die Kriegslieferungen erlauben müsse, wenn nur ein Kriegführender aus
dieser Erlaubnis Nutzen zu ziehen vermöge, weil dieser eine Kriegführende sonst
eines selbstverdienten Vorteils beraubt werden würde, und der andere Krieg-
führende sonst mittelbar unterstützt würde, sei eine reine Sophisterei.
Vom Standpunkt der Moral aus müsse man sagen, daß die Neutralen, wenn
ihnen gesetzmäßig zwei Wege offen ständen, von denen der eine nur dem einen
Kriegführenden Nutzen brächte, der andere jedoch keinem von leiden helfe, dann
nur den zweiten Weg beschreiten dürfen. Man wende aber ferner ein, daß der
Präsident nicht berechtigt sei, dem Lande den Nutzen, den es jetzt aus den Kriegs-

lieferungen ziehe, zu verschließen. Darauf müsse er mit den Worten des Präsidenten der Electro Steel Company in Pittsburg, Charles R. Bryson, antworten:
„Meines Erachtens ist die Zeit gekommen, wo diejenige Firma und diejenige Person, die einen Vertrag abschließt, durch den das furchtbare Blutbad in Europa verlängert wird, erkennen muß, daß sie es zum eigenen Schaden tut, ganz abgesehen davon, daß es ihr auch zur höchsten Schande gereicht." Bryson, fügt der Verfasser hinzu, habe recht; denn Amerika werde keinen Nutzen in barem Gelde davontragen, wenn es um des augenblicklichen Vorteils willen den rechtmäßigen Handel mit Europa für die Zeiten des Friedens auf Iahrzehnte hinaus schmälere und beeinträchtige.
Der Verfasser geht endlich noch auf die Frage ein, welcher Sieg mehr i m amerikanischen Interesse liege, ob der englische oder der deutsche.
Auch hier kommt er zu dem Ergebnis, daß es der deutsche Sieg sei. Er begründet dies folgendermaßen. Nur ein freies Meer, nur ein Meer, an das kein Land besondere Vorrechte hat, würde für den amerikanischen Handel die Gewähr ausreichender Sicherheit bieten. Die Schwächung Deutschlands zu Gunsten Rußlands würde Amerikas Interessen auf das schwerste schädigen; denn Amerikas Handel mit Deutschland hat einen größeren Umfang, als derjenige mit Frankreich, Rußland, Belgien, Serbien und Montenegro zusammengenommen. Soll also Amerika wünschen, daß die lähmende Hand des Moskowiters eine unserer besten Einkommensquellen erdrückt? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das wahre ideelle wie materielle Interesse Amerikas die Erhaltung des Deutschen Reiches inmitten Europas in seiner gegenwärtigen Kraft und seiner gegenwärtigen Macht heischt. Weder die nur verschleierte Selbstherrschaft des Ostens, noch die keltische Republik des Westens können in gleiche Linie gestellt werden mit den Schöpfern echter Freiheit, wahren Fortschritts und allgemeiner Wohlfahrt. Aber ein Sieg der Entente würde auch Amerika in allernächster Nähe bedrohen. Siegt die Entente, so würde dem Siege ein Krieg zwischen England einerseits, und Rußland und Iapan andererseits folgen. In diesem Kriege würden wahrscheinlich Rußland und Iapan die Sieger bleiben, und dann würde Kanada in die Hände eines von beiden fallen. Beides würde Amerika ein« höchst unerwünschte Nachbarschaft schaffen. Würde aber Deutschland siegen, so bedeute das die Auflösung der englischen Weltherrschaft in ihre Bestandteile, Kanada würde also von England losgelöst werden; das aber würde für Amerika eine Gewähr zukünftigen Friedens und Wohlergehens bieten, um dessentwillen Amerika wohl alle Schäden und alle Unbequemlichkeiten ertragen könnte, die ihm der jetzige Krieg auferlegt.
So lautet schließlich das Ergebnis: Nur die Erhaltung des Deutschen und des Österreichisch-Ungarischen Reiches in der gleichen Macht und dem gleichen Zusammenhange wie vor dem 1. August 1914 können als ein Bollwerk gegen Rußlands Vordringen nach Westen angesehen werden, nur sie kann der Welt den

Frieden wiedergeben und erhalten und für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die Aussicht bieten, daß sie endlich von jeder Berührung mit europäischer Politik, europäischen Streitigkeiten und europäischen Kriegen verschont bleiben.
Das Buch ist eine politische Tat. Möge es nicht ohne Folgen bleiben, möge es zu seinem Teile aufklärend im amerikanischen Volke wirken! Es wird das mindestens ebensosehr im amerikanischen wie im deutschen Interesse liegen.

Dr. N. Hansen:

Frankreichs industrielle Zukunft.

Hat Frankreich eine industrielle Zukunft, und wird es sich wirtschaftlich nach Friedensschluß soweit erholen und entfalten, daß es das Übergewicht, welches Deutschland in den letzten Iahrzehnten gewonnen hat, einigermaßen einholt?
In einem Vortrags-Cyclus, den der in Frankreich sehr bekannte Ingenieur und Publizist, Iules Cambon, vor kurzem in der „Socists des Ingenieurs Civilistes de la France" in Paris zu Ende geführt hat, und über den ein ausführlicher Bericht soeben erschienen ist, wurde zu diesen Fragen ein sehr interessantes Material zusammengetragen.
Cambon, der die deutschen Wirtschaftsverhältnisse gut studiert hat und sie auch aus eigener Anschauung kennt, der vor allen Dingen die französischen Verhältnisse als Wirtschaftsautorität überschaut, gehört keineswegs zu den völlig Verblendeten der intelligenten französischen Kreise, von denen es zurzeit in Frankreich so viele gibt. Er tritt vielmehr mit seinen Urteilen den Tatsachen völlig unbefangen und nüchtern gegenüber, und daher mag es auch kommen, daß er mit seinen Ideen und kritischen Bemerkungen so breiten und dankbaren Boden gefunden hat. Bei der Strenge der französischen Zensur wirkt es fast überraschend, wenn er sagen konnte: „Wir sind jetzt dahin gekommen, daß sowohl das Menschenmaterial, als auch das Kapital erschöpft ist."
In der Tat wird sich nach dem Frieden in Frankreich der Mangel an Arbeitskräften und Kapital noch viel mehr als jetzt und vor Beginn des Krieges in der Industrie geltend machen. Die arbeitenden Klassen sind schon heute nach Cambon's Schätzungen um erheblich mehr als eine Million Menschen vermindert. Teils sind sie im Kampfe oder infolge von Erkrankungen und Verwundungen zugrunde gegangen, teils sind sie verkrüppelt. Es waren in erster Linie die tüchtigsten und aktivsten Kreise, die so verloren gegangen sind. Stagnierte die französische Industrie bisher schon fortgesetzt, weil ihr die nötigen Menschen fehlten,

so wird sie es in Zukunft erst recht müssen, wenn eineinhalb Million Menschen oder noch mehr beim Kriegsende ihre Arbeitskräfte nicht mehr hergeben können. Zwar hatte Frankreich vor Kriegsbeginn, namentlich in dem so wichtigen industriellen Norden, der jetzt zum größten Teil von deutschen Truppen besetzt ist, einen regelmäßigen Zustrom von fremdländischen Arbeitskräften. Zu Hunderttausenden wurden belgische, italienische und deutsche Arbeiter herangezogen. „Die Belgier," so meint Cambon, „werden nicht mehr da sein, die zahlreichen Italiener werden erheblich vermindert werden, zumal Italien auf Vergrößerung seines Landbesitzes ausgeht, und die Deutschen werden wir natürlich hinausschmeißen."
Der Wiederaufbau und die Wiederbelebung der nordfranzösischen Industrie wird eine äußerst schwierige Aufgabe sein, denn in dem Moment, wo der Zufluß an Menschen und Kapital am notwendigsten sein wird, werden sich die stärksten Hindernisse bieten. Die Riesenarbeit wird in erster Linie von gelernten Arbeitern, von Maurern, Tischlern, Zimmerleuten, von Monteuren, Mechanikern etc. geleistet werden müssen, deren Zahl insbesondere durch den Krieg stark vermindert ist. Die Löhne werden wegen des Mangels an gelernten Kräften sehr stark in die Höhe gehen. Die ersten auf den Frieden folgenden Monate werden bei dem Charakter der Franzosen auch nicht gerade eine zur Arbeit sehr anregende Zeit sein, und es wird sich erneut die Erfahrungstatsache bestätigen, daß die erhöhten Löhne eher die Unsolidität als die Moral fördern werden.
Im Hinblick auf die Haltung, welche die französischen Banken bisher der französischen Industrie gegenüber gezeigt haben, und bei den hohen Engagements, die sie in ausländischen und inländischen Anleihen eingegangen sind, ist damit zu rechnen, daß sich zu den Schwierigkeiten der Arbeitsverhältnisse noch die finanzielle Notlage in der Industrie gesellen wird. Nach Auffassung Cambon's werden die meisten französischen Industriegesellschaften ohne namhafte Hilfe des Kredits der französischen Banken oder des Staates nach Friedensschluß völlig ruiniert sein.
Der eine Teil der Industrieunternehmungen wird die Folge des Stillstandes der Betriebe, der andere die Wirkungen der Zerstörung der Anlagen, des Materials etc. hart verspüren. Zwar wird man sagen, daß dank der vielen Staatsaufträge in Frankreich auch vielGeld verdient worden ist, aber nach denAuffassungen maßgebender französischer Wirtschaftsautoritäten gibt es keinen größeren Irrtum, als diesen Glauben zu verallgemeinern und sich in Zufriedenheit mit den deutschen Verhältnissen zu vergleichen. Auf die Gesamtheit der französischen Produktion berechnet, ist tatsächlich die Zahl derjenigen Industrieunternehmungen, die für den Krieg gearbeitet haben, und die Waffen, Munition, militärische Ausrüstungen, Gegenstände aller Art etc. fabrizierten, verhältnismäßig klein.
Ein für die Wiederbelebung der französischen Industrie enorm wichtiger Umstand ist sodann die große Steuerlast, welche ihr bald auferlegt werden wird. Cambon rechnet für den Fall, daß, wenn die öffentliche Schuld Frankreichs sich nm vierzig bis fünfzig Milliarden Franken vergrößert, der Iahresetat um zwei

bis zweieinhalb Milliarden Franken mehr belastet wird. Dabei sind noch nicht die Amortisationskosten der Anleihen und mindestens eine Milliarde Franken für militärische Pension einbegriffen. Auch die Fehlbeträge der Steuerergebnisse während des Krieges und die Wiederherstellungskosten für die verursachten Kriegsschäden sind nicht mitberechnet. Cambon ist nüchtern genug, auf Kriegskontributionen von deutscher Seite nicht zu rechnen. Er ist schon zufrieden, wenn es gelingt, die Deutschen aus dem Industrieherzen Frankreichs völlig zu vertreiben. Bezeichnenderweise schlägt er seinen Landsleuten vor, daß, wenn sie industriell wieder aufleben und vorankommen wollen, sie sich mit der gleichen Tapferkeit, wie auf den Feldern der Champagne, sich der deutschen organisatorischen Tüchtigkeit und der deutschen industriellen Arbeitsmethoden bemächtigen sollen.
Einsichtige und führende Männer des französischen Wirtschaftslebens haben in einer großen Fülle von Zuschriften an Cambon, die in verschiedenen führenden Pariser Blättern veröffentlicht wurden, denn auch bereits zugegeben, daß von diesen beiden zuletzt erwähnten Momenten Frankreichs künftige Industrieentfaltung in erster Linie abhängt. Sie heben hervor, daß Frankreich in den letzten Iahrzehnten außerordentlich viel in seiner Industriepolitik gesündigt hat. Die französische Regierung hat durch ihre Belastung von Industriewaren im inländischen Warenverkehr die Unternehmungslust der französischen Industriellen fortgesetzt gelähmt und die einzelnen französischen Industriezweige im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt so geschwächt, daß eigentlich nur die Lurusindustriezweige noch einigermaßen gedeihen konnten. Auch die französischen Banken haben im Gegensatz zu den deutschen die Bedürfnisse der nationalen Industrie sehr vernachlässigt und durch ihre Bevorzugung ausländischer Werte, wobei sie der auswärtigen französischen Politik regelmäßig und tatkräftig an die Hand gingen, industriepolitisch schwer gesündigt. Besonders wird hervorgehoben, daß die technische Ausbildung und die handwerksmäßige Schulung der Arbeiter, die in Frankreich seit Iahrzehnten stark vernachlässigt worden ist, in weitem Umfange Schuld trage an dem Stillstande der französischen Industrie. Im Vergleich zu den zahlreichen technischen Hochschulen, Bergbau-Akademien, Handelshochschulen, welche Deutschland aufzuweisen hat, ist allerdings die Zahl ähnlicher Institute in Frankreich, welche in praktisch-wissenschaftlicher Weise für die Bedürfnisse der Industrie arbeiten, außerordentlich gering. Seit mehr als zwanzig Iahren ist im französischen Parlament immer wieder auf diese Mängel hingewiesen worden. Aber stets machte man die Erfahrung, daß diesbezügliche Debatten auf die lange Bank geschoben wurden. Die tüchtigen Organisationsleistungen der Deutschen, die Arbeitsteilung und ihre vorteilhaften Wirkungen innerhalb der Betriebe, die Spezialisierung, die Ausnutzung aller technischen Fortschritte, die auch später in den Bibliotheken und Archiven der deutschen Industricuntcrnehmungen von besonderen Angestellten verfolgt werden, sind Umstände, welche in Frankreich bisher stark vernachlässigt worden sind. Ohne Reformen auf diesem Gebiete wird Frank-

reich auch nach dem Kriege aus seiner industriellen Stagnation nicht heraus-
kommen können.
Interessant sind sodann einige Zuschriften großer französischer Industrieller
und erster Wirtschaftsautoritäten, die darauf hinweisen, daß es bisher in der
französischen Industrie nur verhältnismäßig wenig erstklassige und modern ein-
gerichtete Großbetriebe gibt, und daß ein Vergleich mit Deutschland geradezu
jämmerlich ausfällt. Sie heben hervor, daß der ausgeprägte Individualismus des
Franzosen, seine geringe Fähigkeit, sich unterzuordnen, und seine Neigung zur
Eifersucht in geschäftlicher Beziehung wichtige Umstände sind, welche die Ent-
faltung großer Verriebe, wie sie so zahlreich in Deutschland eristieren, erschwert
haben. Aber auch ein gewisser Eigensinn bei der Herstellung der Fabrikate ist
häufig ein Hindernis für die Entfaltung großer Erport-Industriezweige gewesen.
Es gab viele französische Industrielle, die vor Beginn des Krieges lieber das
fabrizierten, was ihnen gefiel, als daß sie sich nach dem Geschmack ihrer aus-
wärtigen Kunden richteten, während die Deutschen gerade durch Anpassung an
die Wünsche und Bedürfnisse ihrer auswärtigen Kunden im Erportgeschäft voran-
gekommen sind.
Nach dem bisher Ausgeführten ergibt sich, daß die Franzosen, so sehr rege
sie in Südamerika, in Rußland, Italien etc. während des Krieges Maßnahmen
getroffen haben, ihren Erport zu fördern, so wenig gefährlich für uns Deutsche
als Weltmarktkonkurrenten sind, da ihre Erportindustrie in ihrer Leistungsfähig-
keit nicht den bisher getroffenen Maßnahmen zu folgen vermag. Solange die
Franzosen nicht ihre Waren so billig an die heimischen Küsten bringen können,
daß sie in der Preisgestaltung konkurrenzfähig werden, solange sie nicht erstklassige
Häfen mit genügendem Tiefgang, mit erstklassigen Lager-, Kühl- und Ladeeinrich-
tungen haben, und solange sie sich nicht den Bedürfnissen ihrer auswärtigen
Kunden anpassen und zu völlig modernen Industriemethoden bekehren, solange
brauchen wir Deutsche sie nicht als Weltmarktkonkurrenten zu fürchten, trotz leb-
haftester Erportförderungsmaßnahmen und Boykottbestrebungen gegen deutsche
Waren im In- und Auslande. Frankreich hat nach dem Frieden enorm viel
nachzuholen. Ob die jetzige republikanische Regierungsform und die Advokaten-
wirtschaft in Frankreich in der Lage sein wird, die französische Industrie wieder
zu neuer Blüte zu bringen, und ob Frankreich aus sich selbst die Kräfte besitzen
wird, industriell neu zu erstehen, läßt sich zurzeit schwer übersehen.
Soviel ist aber sicher, daß Frankreichs Industrie ohne den industriellen
Norden und ohne deutsche moderne Industrie- und Erportmethoden mit einer
nur einigermaßen günstigen industriellen Zukunft nicht rechnen kann, und daß
diese Auffassung von sämtlichen maßgebenden französischen praktischen und
wissenschaftlichen Wirtschaftsautoritäten auch zugegeben wird.

Werner Kohler:
An der belgischen Küste.
Die Sterne flimmerten noch am Morgenhimmel, während nur ein heller Schein im Osten das Kommen des jungen Tages kündete, als ich mich mit meinem Begleiter auf den Weg zum Bahnhof machte, um aus dem Innern Belgiens nach der seeumbrausten Küste zu fahren, wo des Deutschen Reiches Marine die Wacht gegen den Feind hält. Schwer lagen die Morgennebel auf den Niederungen, durch die der Zug brauste. Es war ein Wallen und Wogen, als ob ein Heer von Geistern sich zum Kampfe rüstete, aber schon blitzten die ersten Sonnenstrahlen auf dem Kreuz der Kapelle der Maria, der hohen Himmelskönigin, die sich ihren Sitz hier vor Mechelns Toren bereitet hat, und aus Dunst und Nebel ragt der gewaltige Turm der altehrwürdigen Kathedrale vor uns auf, während der Zug in die zerschossene Bahnhofshalle einfährt, wo die morgenliche Stille eine plötzliche Unterbrechung erfährt. „Umsteigen nach Antwerpen!" wird draußen mit heiserer Stimme gebrüllt. Der Landsturmmann neben mir rührt sich nicht. Er träumt in den sonnenklaren Morgen. Plötzlich steckt ein Eisenbahnbeamter seinen Kopf zur Tür hinein und weckt den biederen Krieger aus seiner Versunkenheit. „Na, Mensch, Dir such' ick schon seit zwanzig Minuten, Du mußt doch umsteigen!" — sagt der Beamte in jenem freundlichen Ton, der bekanntermaßen den preußischen Eisenbahnern eignet. Mit der klassischen Antwort: „Hab' ick mir doch gedacht," — poltert der schon etwas angegraute Iünger des Mars zur Tür hinaus. Weiter geht es, in den sonnenhellen Morgen hinein. An dem verbrannten und zerschossenen Termonde braust der Zug vorüber. Dreimal wurde das Städtchen gestürmt, erst beim vierten Male blieb es endgültig in deutscher Hand. Landsturm versieht die Sicherung der Bahnstrecke nach Gent. Frisch liegen draußen in der Morgensonne Dstflanderns herrliche Fluren. Freundliche Dörfer und üppige Weiden, auf denen das Rindvieh in behaglicher Ruhe grast, ziehen an uns vorüber. Bald künden große Massen von Leerzügen, zerstörte belgische Lokomotiven, funkelnagelneue auf Eisenbahnwagen verstaute Geschütze, die Nähe eines größeren Bahnhofs an, und nach wenigen Minuten braust der Zug in Gent St. Peter ein, wo sich tagtäglich ein Riesenverkehr abwickelt. Langsam entleert sich der Zug. Eine gewaltige Menge Militär harrt des Schnellzuges, der, von Brüssel kommend, über Gent und Brügge der Küste zueilt. Auf dem Gleis gegenüber hält ein unendlich langer Lazarettzug, in dem die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt nach der nicht allzu fernen Front getroffen werden. Die Fenster haben sinnige Hände mit einem Kranz von Blumen umwunden. Selbst das tiefste Elend und die höchste Not weiß die Liebe durch den Balsam der Schönheit zu lindern. Plötzlich läßt das wohlbekannte Surren von

Propellern aller Augen sich zum Himmel richten. Eine bange Frage durchzuckt für einen Augenblick die Herzen — Freund oder Feind? — Da wiegt sich in dem wolkenlosen Blau des Äthers eine schlanke Taube. Auf der Unterseite der Flügel hebt sich leuchtend das schwarze Kreuz auf weißem Grunde ab. Erleichtert betrachten die Soldaten das interessante Schauspiel, welches das in eleganten Kurven sich wiegende Flugzeug bietet. Indem braust auch schon der Brüsseler Schnellzug heran und verschlingt das Gemisch der verschiedenartigsten Uniformen, die sich soeben noch auf dem Bahnsteig tummelten. Mit rasender Eile durchfährt der Zug die stille flandrische Landschaft, die mit ihren schmucken Dörfern, saftigen Wiesen und schnurgeraden Alleen sich wie ein Garten Gottes, ein zweites Eden, vor unseren Blicken ausbreitet. Wer könnte glauben, daß noch vor Iahres-frist der Sturm des gewaltigsten Krieges, den die Weltgeschichte kennt, über diese friedlichen Fluren dahintobte, und daß so mancher Mutter junger Sohn in dieser gottgesegneten Erde mit der Todeswunde in der Brust für immer schläft. Da tauchen vor uns, in Sonnenglast gebadet, Türme und Dächer von Brügge, der toten Stadt, auf. Das Glockenspiel vom Belfried klingt, vom Winde verweht, zu uns herüber. Die Marine verleiht hier dem farbenprächtigen Bilde eine be-sondere Stimmung. Nach abermals halbstündiger Fahrt liegt das Häusermeer von Ostende vor uns. Die schlanken Türme von St. Sauveur, der Heilands-kirche, grüßen zu uns herüber. Ein Fesselballon wiegt sich dicht am Bahnhof hoch oben im Blau des Himmels.

Auf dem Bahnhof selbst wickelt sich ein militärischer Riesenbetrieb ab. Es »st, als ob hier eine immerwährende Mobilmachung herrschte. Wo die eleganten Stiefelchen der Vertreterinnen der internationalen Damenwelt über den Zement-boden dahinhuschten, dröhnt heute der feste Schritt der Angehörigen aller Regi-menter des deutschen Heeres und der Marine. In der rue de la Chapelle drängt sich der Strom des Militärs an der Heilandskirche und dem Stadthaus vorüber durch die rue de Flandre dem Strande zu. Denn das Meer ist es, das unend-liche ewig wogende Meer, welches die Tausende von Besuchern in Krieg und Frieden hierher lockt, aber, wo der Strom der Badegäste sich sonst zur Düne hinergoß, stehen heute Marineposten mit aufgepflanztem Bajonett, die den Zu-gang zum Strande sorgsam hüten. Nebeneinander aufgefahrene Badekarren, deren schwarze Nummern weithin leuchten, verhindern auch jeden Ausblick auf die in möglichster Deckung ruhenden Küstenbatterien, die vor den Augen von Spionen nicht weniger, als denen der feindlichen Flieger gehütet werden müssen. Auch der Zugang zum Kursaal, des nebst Biarritz wohl elegantesten Bades Europas, ist gesperrt. Die Mannschaften der Marinetruppen liegen hier in fortwährender Alarmbereitschaft und harren der englischen Flotte oder der alltäglich und all-nächtlich Ostende einen Besuch abstattenden feindlichen Flieger. An Stelle der promenierenden Damenwelt und des leichten Flirts Drommetenton und eiserner Waffenklang. Denn Mars regiert die Stunde. Neben dem Chalet du Roi

Werner Köhler An der belgischen Küste
führt eine schmale Straße zum Meer. Auf dem in der Vormittagssonne blitzenden, Strande tummeln sich meist gänzlich im Adamskostüm Tausende von deutschen Kriegern in harmloser Fröhlichkeit, während von Nieuport her ununterbrochen der Donner der Geschütze die Luft erdröhnen läßt. Hoch zu unsern Häupten zieht ein Flieger seine Kreise. Das mit dem Glas bewaffnete Auge erkennt deutlich die Kreuze auf den Schwingen. Es ist ein deutscher Vorposten, der dort in einer Höhe von mehr als tausend Metern Wache hält. Vor uns aber dehnt sich, im Sonnenglast flimmernd, die von kaum einem Lüftchen bewegte Nordsee, nur am Horizont, wo Himmel und Meer in eins verschwimmen, legt sich ein feiner Nebel über die Wogen. Mit monotonem Rauschen klatschen die Wellen auf den Sand.
Von der Düne her tönen plötzlich die Klänge des Hohenfriedeberger Marsches. In strammem Schritt rückt in endloser Reihe Bataillon auf Bataillon heran. Es ist eines jener Regimenter, das aus den Schützengräben der noch nicht zwei Meilen entfernten Front abgelöst, hierher marschiert ist, um sich den Genuß eines kühleu Bades zu verschaffen. Von Nieuport, von La Bassse und Vpres kommen sie hierher und erquicken den angestrengten Leib in den Fluten des gütigen Meeres.
In der Nähe des Kursaales liegt, deutlich markiert, eine Bombe im Dünensande, die in der Nacht zuvor von einem englischen Flieger geworfen wurde.
Im Gegensatz zu den anderen Küstenorten, wie Westende, Middelkerke, das früher vornehmlich von Deutschen besuchte Blankenberghe, und vor allem Zeebrügge, hat Ostende verhältnismäßig sehr wenig gelitten, obwohl es der Beschießung durch englische Überdreadnoughts nicht weniger schonungslos preisgegeben ist, als die vorgenannten Plätze. Man darf den Grund wohl darin suchen, daß in Ostende überwiegend englisches Kapital durch eine rationelle Zerstörung leiden würde. I'de ^Var i» dusln«»». Zwar erschien vor einigen Tagen eine englische Flotte von etwa 46 Schiffen vor Ostende, die ihre Granaten aber nur auf die Werft richteten. Durch Niederlegen des Leuchtturms, der den englischen Kanonieren als willkommenes Ziel diente, ist diese Gefahr erheblich verringert.
Durch die Straßen des von der Zivilbevölkerung zum großen Teil verlassenen Ortes führt uns der Weg zurück. In dem Estaminet vor uns streicht ein Matrose die Fiedel, Landstürmer singen dazu die heimatlichen Weisen. Vom Bahnhof her rückt ein neues Bataillon heran. In die Klänge der Musik fällt machtvoll der Gesang der Soldaten ein:
„O Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu'!"
Narren, die da glauben, ein solches Volk besiegen zu können.
Brügge. Ein Glanz aus mittelalterlichen Tagen liegt über der stillen Hauptstadt Westflanderns. Vru^e» 1» ^lorte nennen die Bewohner dieses Städtchen, in dessen Mauern Tausende von deutschen Malern, Tausende von deutschen Idea-

listen geweilt haben, um die Schönheit vergangener Iahrhunderte auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen. Durch die winkligen Gassen und um die hohen Giebelhäuser raunt der Wind, er flüstert uns Märchen und Sagen aus den Tagen Marimilians, dessen Gemahlin Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, ihr junges Leben in Brügges Mauern lassen mußte. In der Kirche unserer Lieben Frauen ruhen unter prächtigen Sarkophagen die irdischen Reste von Vater und Tochter. Der Anfang des 15. Iahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt von Brügges Blütezeit. Damals noch durch den Zwyn mit der Nordsee verbunden, war das Haupt der flandrischen Hansa neben Venedig und Vpern ein Mittelpunkt des Welthandels, in dem auch die deutsche Hansa ihre Stapelplätze hatte. Siebzehn kaufmännische Faktoreien hatten hier ihren Sitz. Die Zahl der Bewohner belief sich auf etwa 200 000. Iohanna von Navarra, die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, sprach im Iahre 1302 bei ihrem Einzug in Brügge, als sie die Kleiderpracht und Üppigkeit der Bürgerinnen sah, die berühmten Worte: „Ich glaubte, allein Königin zu sein; hier aber sehe ich hunderte gleich mir." Der Dichter der Göttlichen Komödie gedenkt im fünf-zehnten Gesang des Inferno voller Bewunderung der Deiche, die an der Küste zum Schutz gegen die Meerflut errichtet waren. Aber die Versandung der Küste und die Begünstigung Antwerpens durch Kaiser Marimilian den Ersten, der mit den stolzen Brügger Kaufherren in ewigem Hader lebte, haben der Blüte Brügges ein schnelles Ende bereitet. Heute liegt nur noch ein blasser Schimmer ehemaliger Größe über der toten Stadt, in deren alten Kanälen sich Türme und Dächer vergangener Iahrhunderte spiegeln. Es ist wie ein letztes Zittern der Herbstsonne über des versunkenen Sommers Pracht. In der Luft fliegen schon die weißen Fäden. Ferner Raben heiserer Schrei kündet des ewigen Winters Nacht. Erst der Krieg hat Brügge wieder aus dieser Totenruhe gerissen, es ist erfüllt von militärischem Leben. Lastautos rasen vorüber, in langen Zügen werden Pferde von jungen Rekruten zur Stadt hineingeführt, deren Straßen von Sol-daten aller Waffengattungen wimmeln. Wir aber wandern abseits, tief, tief hinein in das Land der Romantik. Melodisch klingt das Spiel der neunundvierzig Glocken vom Belfried her, von dessen Höhe aus man bei klarem Wetter das Blitzen der Geschütze von Niouport und Vpern deutlich sehen kann. Von den Fenstern des Stadthauses, eines zierlichen gotischen Baues, aus haben die Grafen von Flandern den Bürgern bei ihrem Regierungsantritt den Eid geleistet, die Gerechtsame der Stadt zu schützen. In der Cranenburg, an deren Stelle ein neues Gebäude getreten ist, hielten die von den Gentern aufgewiegelten Brügge« Bürger den Kaiser Marimilian, trotz Reichsheer und Papstfluch, elf Wochen lang gefangen. Die Heiligblutkapelle birgt einige Tropfen vom Blute des Heilands, die Dieterich vom Elsaß 1150 aus dem heiligen Lande mitbrachte und der Stadt schenkte.

Auf den alten Kanälen, zwischen grauen Mauern und unter überhängenden

Bäumen, verträumen wir im Boot eine Stunde des Friedens. Nur ab und zu horcht das Ohr auf das dumpfe Rollen, das wie eine Drohung des Weltenschicksals aus der Ferne herüberdringt. Schon sendet die Abendsonne ihre schrägen Strahlen, als wir über die die Stadt einschließenden Boulevards zu dem Beguinenhof mit seinen weiß getünchten Häuschen und der Kapelle der heiligen Elisabeth gelangen. Iener feine Geruch, der das Nahen des Herbstes kündet, liegt in der sonnenklaren Luft, dann und wann rieselt ein Blatt von den Bäumen zu unsern Füßen. Am Minnewasser, in dem alten Hafen der Stadt, promenieren Brügges hübsche Bürgerinnen, sie bewundern mit scheuer Neugier die kräftigen Gestalten der Marinesoldaten und die meist von Schmutz starrenden Uniformen unserer Feldgrauen, denen heute eine Stunde der Erholung im stillen Brügge vergönnt ist. Auf dem Wiesenplan neben dem Lac d'Amour sammelt sich eine Menschenmenge an, die gespannt die Blicke zum Himmel richtet. Wir treten hinzu und bemerken in einiger Entfernung in beträchtlicher Höhe ein Flugzeug, das aber soeben in weitem Bogen seinen Kurs zur See hin nimmt.
„Das ist ein Englishman, —" sagt der neben mir stehende biedere Familienvater; aus dem Tonfall seiner Stimme läßt sich erkennen, daß er nicht gerade in Liebe für Albions Söhne entbrannt ist, wie denn überhaupt die Stimmung der Bewohner den Ententegenossen nicht sonderlich günstig ist. Wenige Minuten später erkennen wir auch den Grund der eiligen Flucht des englischen Fliegers, denn in mächtigen Kreisen folgt ein deutsches Kampfflugzeug dem abziehenden Feind.
Ein reges Leben herrscht in den Abendstunden in den Hauptstraßen der Stadt, vor allem auf dem Platz vor dem Bahnhof. Spaziergänger, Offiziere, Soldaten, vorübersausende Autos — alles drängt sich durcheinander. Ein Marineposten präsentiert vor dem preußischen General, der soeben durch das Portal des Bahnhofs tritt. Die wenigen Gasflammen, die diesen erhellen, lassen das Dunkel, in welches der mächtige Bau gehüllt ist, nur noch unheimlicher erscheinen. Hunderte von Menschen harren in der Finsternis des D-Zuges von Oftende, der gleichfalls ohne jede Beleuchtung in die Halle hineindonnert. Nur die beiden Lichter der Lokomotive bohren sich wie die Augen eines hungrigen Wolfes in das Dunkel. So geht es hinaus in die Nacht. Die Sterne leuchten hernieder auf Flanderns heiligen Boden. Heilig durch das Blut unserer Braven, das hier geflossen ist. Erst in Gent bekommt auch unser Zug wieder Licht.
Überall brennen mächtige Feuer im belgischen Land, und von Antwerpen h?r suchen die Scheinwerfer den Himmel ab. Deutsche Luftschiffe fuhren in dieser Nacht an Altenglands Küste, um den neidischen Vettern ihren eisernen Gruß zu entbieten.

Ernst Sartorius:
Die Universität Löwen.
Die deutschen Universitäten sind Veranstaltungen des Staates und unter-
liegen seiner Leitung. Wenn auch die jüngst entstandene Hochschule in Frank-
furt am Main sich aus eigenen Mitteln unterhält, sogar in ihrer Einrichtung
erheblich von den staatlichen Anstalten abweicht, ist si« darum doch nicht'„frei".
Abgesehen von England sind in den Vereinigten Staaten von Amerika die Uni-
versitäten meist kirchliche oder private Stiftungen, an keine staatliche Aufsicht
gebunden.
Der 17. Artikel der belgischen Verfassung lautet: „Der Unterricht ist frei,
jede Maßregel, die ihn beeinträchtigt, ist untersagt." Hiervon machte der belgische
Episkopat schnell Gebrauch. Es trat 1834 eine freie katholische Universität ins
Leben in Mecheln, 1835 nach Löwen verlegt. Hier bestand seit 1425 eine allbe-
kannte Hochschule, welche in den Stürmen der französischen Revolution unter-
ging, unter der kurzlebigen holländischen Herrschaft in veränderter Gestalt wieder
auflebte und von der neuen belgischen Regierung aufgehoben wurde. Bis 1795
gehörte Belgien — mit Ausnahme des Fürstbistums Lüttich — zu Österreich.
Das alte Löwen erschien der aufgeklärten Selbstherrschaft, dem Iosephinismus,
als die Hochburg der Dunkelmänner. Dabei blühte um diese Zeit dort der
weltberühmte Physiker I. P. Minkelers, der Entdecker des Steinkohlengases und
auch als Geolog von Cuvier geschätzt. Eigentlich kam es den österreichischen
Staatsweisen, dem Fürsten Wenzel von Kaunitz und dem Grafen Karl von
Cobenzl weniger auf die strenge Wissenschaft, als auf die Pflege der schönen
Literatur an; man vermißte den guten Geschmack im Geistesleben der südlichen
Niederlande. Weite Fortschritte machte damals die Französisierung des Landes,
während das Vlämische immer mehr verkümmerte. Dieselbe Regierung, welche
in Österreich geistige Kontrebande geflissentlich fernhielt, konnte sich nicht genug
tun, in Belgien die Erzeugnisse der französischen Aufklärung in billigen Aus-
gaben zu verbreiten.
Gewiß ließ auch der wissenschaftliche Betrieb in Löwen viel zu wünschen
übrig.
War es anderswo besser?
In dem einst so berühmten Lenden fehlte es an Räumlichkeiten, an einer
zeitgemäßen Bibliothek. In der Philosophie ließ man Descartes unberücksichtigt,
dagegen hallten die theologischen Hörsäle wider von ödem Wortgezänk. Seit
Boerhaves Tod (1738) siechte die medizinische Fakultät dahin, auf dem Papier
standen die klinischen Übungen.

Auch in Paris war am Ende des 18. Iahrhunderts die medizinische Fakultät
nur noch ein Schatten früherer Größe.
Die Universitäten in Herborn, Rinteln, Duisburg waren kaum so ausge-
stattet, wie jetzt unsere großstädtischen Gymnasien.
Warum ließ sich in Belgien die Gründung einer von der Staatsgewalt
unabhängigen katholischen Hochschule leichter als in Deutschland durchführen?
In Preußen kannte man um 1830 nur eine gezügelte katholische Kirche mit betag-
ten Bischöfen, frei von hochfliegenden Plänen. Ebenso in Süddeutschland. Die
deutschen Katholiken, soweit nicht durch den Einfluß der größtenteils rationalisti-
schen protestantischen Bildung der katholischen Weltanschauung entfremdet, be-
fanden sich in einer wirtschaftlich gedrückten Lage und hätten zudem bei ihrer
Ängstlichkeit den Begriff einer katholischen staatsfreien Universität kaum fassen
können. Belgien hatte dagegen auch unter spanischer und österreichischer Herr-
schaft seine alten Freiheiten zu behaupten gewußt, zudem herrschte dort kein
Protestantismus, aber vielfach Voltaire und die Enzyklopädisten, die aber im
vlämischen Gebiet wenig Nachhall hatten.
Neben einer reichen katholischen Aristokratie bestand noch besonders im
vlämischen Gebiet ein behäbiger, der Kirche treu ergebener, opferwilliger Mittel-
stand, wie kaum anderswo. Die innig mit der Volkssitte verquickte Religion
war hier noch eine Macht. Hätte in Deutschland damals oder später eine katholische
Universität zustande kommen können? Nein. In Deutschland wollte man katholisch,
aber auch dem Protestantismus gegenüber tolerant sein, und diese anscheinend weit-
herzige Denkweise führte in vielen Kreisen zu einer erheblichen Abschwächung der
streng kirchlichen Weltanschauung. Die philosophischen Systeme von Hermes und
Günther, obwohl sie in redlichem Eifer der Verteidigung und Fortbildung der
Kirchenlehre dienen wollten, führten schließlich doch zur Häresie. So erging es
auch einem F. k. Baader, einem Frohschammer, Huber, Deutinger in München,
Brentano in Würzburg, Knoodt in Bonn, Elvenich, Th. Weber in Breslau,
Sengler in Freiburg. Selbst streng kirchlich« Theologen, wie der Bonner F. I.
Dieringer, waren kaum mit der traditionellen Theologie quellenmäßig bekannt.
An katholischen Historikern fehlte es lange merklich, und der gefeierte Döllinger
endete im Greisenalter als Widersacher der Kirche. Spärlich, zerstreut, ohne
Gemeinschaftsgefühl waren die katholischen Mathematiker und Naturwissenschaft-
ler, von den Medizinern gar nicht zu reden. In Bayern gab in der Philologie
der Protestant F. Thiersch den Ton an. Zahlreicher waren schon die katholischen
Iuristen, allein sie kamen an den Universitäten wenig auf, und manche standen
sogar später im Gegensatz zur Kirche. Seit 1863 wurde die Gründung einer
katholischen Universität zu Fulda lebhaft erörtert, aber dabei blieb es, und kaum
hatten die Regierungen nötig gehabt, ihren mächtigen Einspruch zu erheben. Auch
der Plan mit der katholischen Universität in Salzburg kommt nicht zur Ausführung,

trotz hochmögender Gönner in Österreich. Hier wie in Deutschland befürchtet
man, daß eine solche Anstalt dem Wettbewerb der staatlichen Hochschulen unter-
liegen, und diese dann eine bewußt antikatholische Richtung einnehmen würden.
In Belgien wurde das große Wagnis unternommen, und es glückte. Durch
Breve vom 12. April 1834 hatte Papst Gregor XVI. die neue Gründung gut-
geheißen. Schnell kam das nötige, seitdem ständig gewachsene Stiftungskapital
auf. Sehnlichst wünschte die Stadt Löwen, daß die Anstalt von Mecheln dort-
hin verlegt wurde. Schon um des großen Namens willen gingen die Bischöfe
hierauf gern ein (1835). Durch Vertrag wurde festgesetzt, daß die Stadt die
Räume der früheren Universität, die von ihr in der Revolutionszeit käuflich er-
worbene Bibliothek, der botanische Garten, die Krankenhäuser, das noch vor-
handene Geldvermögen der neuen Universität zum dauernden Nießbrauch abtrat.
Als selbstverständlich galt die katholische Überzeugung bei allen akademischen
Lehrern, die darum vor Antritt ihres Amts das Tridentinische Glaubensbekenntnis
abzulegen haben. Gleiche Gesinnung ist für die Studierenden erforderlich. Ihre
Anzahl, schon anfangs über 500, stieg von Iahr zu Iahr. Als Theologiebeflissene
kommen nur solche in Bettacht, die von ihren Bischöfen gesendet werden und
schon in der Heimat theologische Studien betrieben haben. Die weltlichen Stu-
denten unterliegen zwar keiner strengen Aufsicht, doch sollen sie um 10 Uhr
abends zu Hause sein und das Theater meiden. Der Rektor magnificus, von
den Bischöfen auf Lebenszeit bestellt und jederzeit abberufbar, muß Geistlicher
sein, ebenso der Vizerektor, dagegen wird der Sekretär (Verwaltungsrat) den
weltlichen Professoren entnommen. Der erste Rektor Peter de Ram (1835—1865),
ein scharfsinniger, eifrig sammelnder Historiker, dessen Spürsinn nichts entging,
Ivas auf die alte Universität Löwen Bezug hatte, war zu seinem Amt vorzüglich
geeignet. Er hatte in der Wahl der ersten Professoren eine glückliche Hand.
Noch heute sind geschätzt die Theologeu I. Beeten (f 1884) und I. H. Wouters,
Kirchenhistoriker (f 1872). In dem Iuristen L. de Bruyn (f 1875) war die
alte Schule von Cujacius und Godvfredus verkörpert. Literarisch nicht über
zwei Erstlingswerke hinausgekommen, suchte und fand er seine Kraft in einer
ausgezeichneten Lehrtätigkeit; so hatte er eine auffallende Ähnlichkeit mit dem
gleichzeitigen Gießener Pandektenlehrer I. E. von Loehr, dessen selbst ein so
britischer Kopf wie L. Bamberger noch an seinem Lebensabend mit Hochschätzung
gedenkt. Die Namen der Brüder I. H. und A. N. Ernst sind mit der Geschichte
der belgischen Gesetzgebung innig verknüpft. Großen Ruf als Mediziner hatten
der Chirurg M. R. Michaur, der weltberühmte Th. Schwann (5 1882), der
Begründer der tierischen Zellenlehre, und der wenig schreibselige Victor Franyois,
dessen >,N88ui «ur le» ^an^rtzue« spontan^«»" (1832) noch heute in der
französischen medizinischen Literatur klassischen Ruf genießt. Die mathematisch-
naturwissenschaftlichen Fächer hatten auch tüchtige Vertreter, wie den Italiener
G. M. Pagani della Torre, welcher nicht minder feinsinnig und gewandt war in

der Lösung schwieriger mathematischer Probleme, wie in ihrer Anwendung auf Technik und Industrie. Der hochbegabte Autodidakt I. H. Crahay mußte erst zehn Iahre Notariatsschreiber sein, ehe er 1817 ans Athenäum in Maastricht kam und dann hier wie in Löwen würdig in den Bahnen des genialen Physikers I. Gay-Lussac arbeitete. M. Martens machte sich als Erforscher der brasilianischen Pflanzenwelt bekannt. Aus Deutschland kamen der Philosoph Nikolaus Möller, ein Norweger, Freund und Gesinnungsgenosse von Schelling und H. Steffens, ein feiner Kenner der mittelalterlichen Geisteswelt, sowie sein Sohn Iohannes, wohlbewandert in den mittelalterlichen Geschichtsquellen, Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften. Welchem echten Vlamen wäre aber der Name I. B. David (f 1868), des unermüdlichen Vorkämpfers und gelehrten Erforschers seines Volkstums, unbekannt? Sein Andenken trägt die Davidstiftuug (für vlämisches Schrifttum) in unsere Zeiten. Auch später bis heute fehlte es der Löwener Universität nicht an tüchtigen Gelehrten. Als gründlicher Kenner der Kirchenrechtsquellen bewährte sich der Holländer H. I. Feije, der geschickt sein reiches Wissen auch weiteren Kreisen in Zeitschriften zugänglich zu machen wußte. Als gelehrtes Rüstzeug werden bei Katholiken und Protestanten die ,^Di8»ert2ti<)u6« »«leetae a6 ilintoriluu eeelesiantiekiu", fünf Bändr 1880—87, von B. Iungmann geschätzt. Um die christliche Archäologie hat sich E. Reussens verdient gemacht. Durch seine Schriften über die Reform des Strafrechtsverfahrens und den Sozialismus ist der an ausländischen Ehren so reiche I. Thonissen (s 1891) noch immer nicht vergessen. Deutschen Nationalökonomen mutet der jüngst verstorbene Charles Perrin etwas seltsam an. Von einem Eingreifen der Staatsgewalt in das Wirtschaftsleben will er wenig wissen. Dagegen scharfsinnig und beredt, wie kaum ein anderer, hat Perrin den Einfluß des Sittlichen und der christlichen Lehre auf die Volkswohlfahrt dargelegt. Für den Ausbau der internationalen Schiedsgerichte, das Recht der neutralen Staaten hat auch außerhalb Belgiens der Name E. Descamps einen guten Klang. Im Handelsrecht sind A. Nyssens und im Staatsrecht der jetzige Staatsminister I. Van den Heuvel von Ruf. In der medizinischen Fakultät überwiegt wie an den meisten Hochschulen ein guter Durchschnitt. Die Stadt Mecheln schmückt das Denkmal des großen Zoologen P. Van Beneden (f 1894), Mitglied der Berliner Akademie. Als tüchtiger Mathematiker glänzte L. Ph. Gilbert (f 1892), dessen Arbeiten in Pariser und Brüsseler Akademieschriften zerstreut sind. Aus eigenen Mitteln gründete der Botaniker I. B. Carmy das Institut für Cytologie und Biologie (zuerst in Belgien), dem sich bald weitere Zweige für Embryologie, vergleichende Histologie, biologische Chemie usw. angliederten.

Von je her fanden die orientalischen Sprachen in Löwen eine gute Pflege. Eingehend beschäftigten sich Th. Lamy mit der Erforschung der syrischen kirchlichen Literatur und P. Colinet mit indischer Religionsgeschichte. Selbst bis nach Petersburg drang der Ruf von F. Ntzve (f 1891), um die Aufhellung der alt-

armenischen Literatur verdient. Ch. de Harlez (f 1899) war ein gründlicher
Kenner der Zendstudien, aber auch des Sanskrit, Türkischen und Chinesischen.
Sein Schüler W. Bang, ein Rheinländer und deutsch schreibend, hat sich um
die Erforschung der finnisch-ugrischen Sprache verdient gemacht. Zur Er-
f»rschung der mittelalterlichen Kultur- und Kirchengeschichte haben A. Cauchie
und P. Alberdingk Thym wichtige Beiträge geliefert, letzterer, ein eifriger Vlame,
fast nur vlämisch, manchmal auch deutsch schreibend. Von den Altertumskundigen
wird das dreibändige Werk von P. Willems über den Senat der Römischen Repu-
blik sehr geschätzt; auch ist er ein unermüdlicher Vorkämpfer für die vlämische
Sache gewesen. Zu den besten belgischen Rechtshistorikern gehört E. Poulet
(s 1882 „llistnire volitique interne 6« la Velßique"). Wohl kaum ein
Belgier kennt das deutsche Schulwesen so gut, wie der Altphilolog F. Collard
(geb. 1853). Ein tiefgrabender Forscher in der Wirtschaftsgeschichte ist
V. Brants (geb. 1856), wie seine Arbeiten in den Sitzungsberichten der Bel-
gischen Akademie der Wissenschaften dartun. Von Philosophen haben Ruf der
jetzige Kardinal-Erzbischof Desirse Mercier zu Mecheln (geb. 1851) und M. de
Wulf durch Forschungen über die Scholastik. Merkwürdigerweise hat es lange
gedauert, ehe die romanische Philologie eine fachgemäße Vertretung fand; lange
dauerte dieser Zustand auch an den übrigen belgischen, selbst französischen Hoch-
schulen. Noch fehlt ein Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft, wie in Gent
und Lüttich. Unstimmigkeiten zwischen der katholischen Weltanschauung und dem
wissenschaftlichen Fortschritt haben sich bei den weltlichen Professoren bisher
nicht ergeben. Dem ersten Rektor P. de Ram, einem Mann von weitem Blick,
war die Wissenschaft Herzenssache.

Auch seinen Nachfolgern lagen Ketzerriecherei und ängstliche Bevormundung
des wissenschaftlichen Betriebs fern. Noch nie hat ein Iesuit dem Lehrkörper
angehört.

Die Eigenart der Löwener Hochschule bringt es mit sich, daß ihre Lehrer fast
gar nicht wechseln (was auch sonst in Belgien und Frankreich wenig üblich ist).
Sie erhalten ein auskömmliches, mitunter hohes Gehalt, sowie einen Teil der
Kollegiengelder. Die Ruhegehälter, Witwen- und Waisenversorgung sind ge-
regelt. Aus den Reihen der Hochschullehrer gingen öfter Staatsminister her-
vor. Wie anderswo werden auch hier die Vorlesungen durch Institute und Semi-
narien unterstützt. Das voN dem erwähnten P. Willems neuorganisierte philo-
logische Seminar nannte der jüngst verstorbene liberale Genter Historiker
P. Fredericq eine Musteranstalt. Hieran schlossen sich das historische Seminar
mit paläographischer Abteilung und das Pädagogische Institut mit Übungsschul«
(das erste seiner Art in Belgien). In der Ecole orientale finden Übungen im
Hebräischen, Syrischen, Arabischen, Sanskrit, Armenischen usw. statt. Seit 1882
besteht für Philosophie das Institut de St. Thomas mit besonderem Gebäude.
Des biologischen Instituts ist bereits gedacht. Zu den alten Fakultäten kamen

später die Abteilungen für Landwirtschaft und für Baufach und Ingenieurwesen.
Im Iahre 1884 entstand das Institut für Bakteriologie. Dazu kamen 1889 eine
Schule für Brauerei und 1897 für Handels- und Konsularwesen. Im Iubi-
läumsjahr (1909) entstand durch die Freigebigkeit des Herzogs von Aremberg
ein weiteres, reich ausgestattetes Institut für Chemie. Der juristischen Fakultät
wurde 1893 die >><5cnle äes »eieuces politiczue» et sociale»" angefügt. Hierher
gehört auch die „Rechtsgenootschap" (1885), welche praktische Unterweisung gibt
in der Anwendung des Vlämischen für das gerichtliche Verfahren im Straf-
und Bürgerlichen Recht.

Reichlich ausgestattet, gut verwaltet, an Kostbarkeiten und Seltenheiten nicht
arm war die Universitätsbibliothek, durch den Krieg zum Raub der Flammen
geworden. Natürlich hat auch jedes wissenschaftliche Institut seine Sonder-
bibliothek.

Nach mittelalterlichem Brauch bestehen in Löwen noch Bursen für die
Studierenden. Die meisten wohnen in Privathäusern. (Weibliche Studierende
sind in Löwen ausgeschlossen.) Das College du Pape Adrien VI. (eines Löwener
Lehrers) umfaßt Philologen und Iuristen, das College de St. Esprit Theologen,
das College Marie-Thsrese Mediziner und Naturwissenschaftler, im College de
Iuste-Lipse finden zukünftige Gymnasiallehrer Unterkunft. Alle diese Kollegien
haben viele Frciplätze; die Hausordnung ist nicht streng, einzelne Insassen haben
sogar zwei Zimmer. Von den Studentenverbindungen verdienen Erwähnung
„Taal-en Letterhievend Studentengenootschap Met Tijden Vlight" (seit 1836),
der „Vlaemsche Sprekersbond" (1891), um der sozialistischen Propaganda im
vlämischen Gebiet entgegenzuwirken. Ebenso unterhalten die Studierenden Fort-
bildungskurse für jugendliche Arbeiter. Von den noch bestehenden durch Löwener
Hochschullehrer herausgegebenen Zeitschriften seien angeführt „La Cellule" (1884
für Cytologie und Histologie), „Dietsche Waronde" (1867) für vlämische Lite-
ratur, „Revue agronomique" (1892), „Revue nso-scolastique" (1893), „Le
Museon Belge" (1897 für klassische Philologie), „Revue msdicale" (1882),
„Annalectes pour servir ii l'histoire ecclssiastique de la Belgique" (1864),
„Leuvener Bijdragen" (1896 für Germanistik). Wohl kaum eine deutsche Hoch-
schule verteilte so sparsam den Titel eines Ehrendoktors, als Löwen. Von
Deutschen wurden ausgezeichnet (1909) F. Hitze-Münster, L. Pastor-Innsbruck,
der Verfasser der Papstgeschichte, der Reichstagsabgeordnete P. Spahn, W.
Dörpfeld-Athen, W. Meyer-Lübke in Wien, G. Roethe-Berlin, A. Wiedemann-
Bonn, die vier letzten Protestanten.

Die Löwener Hochschule ist ihrer Losung „Vetera »uFere novis" treu
geblieben und Iustus Lipsius hat nicht zuviel gesagt:

„8alvete ^.tueuae, ^tbeuae bel^ioae,
() näli secle» artiuiu et truetu doun
iHteyue «p»r3eun luiueu et uuuieu tuum."

In seiner Iubiläumsadresse (1909) hob der Rektor der Münster'schen Universität, H. Ermann, Protestant, hervor, daß Löwen durch die Angliederung der verschiedenen technischen Lehrgebiete sich vortrefflich den neuzeitlichen Bedürfnissen angepaßt habe. Seit dem Krieg hat Löwen seinen Betrieb einstellen müssen.

Professor W. Prosch:

Wie England Verträge „halt" wenn sie ihm unbequem werden, und wie es die Freiheit der Schwachen „schützt"

Seit Iahrhunderten ist Indien die Hauptquelle des englischen Reichtums und lastet die Hand Englands schwer auf dem indischen Volk. Alle Versuche der Inder, die Fremdherrschaft abzuschütteln, sind bisher erfolglos gewesen. Mit Trauer, Abscheu und Ingrimm tragen sie das verhaßte Ioch, streben und sehnen sie sich nach Freiheit. Das alles weiß England, aber weil es nicht auf den großen Reichtum verzichten will, welcher ihm aus seiner Herrschaft über Indien zufließt, fährt es fort, durch Waffengewalt und Gesetzgebung jede freiheitliche Regung im indischen Volk im Keim zu ersticken.

Ein ander Beispiel: Nach längerem Kampf zwischen England und dem Burenstaat Transvaal schlossen beide im Iahre 1881 den Friedensvertrag von Pretoria, welcher für Transvaal Unabhängigkeit unter englischer Suzeränität (Dberlehnsherrschaft) festsetzte, d. h. es sollte in allen inneren Angelegenheiten (Gesetzgebung und Verwaltung) ganz unabhängig sein, dürfte aber Verträge mit anderen Staaten nur mit Einwilligung Englands schließen. Im Iahre 1883 erschien in London eine Gesandtschaft Transvaals, um eine Änderung des Vertrags zu erwirken, und diese wurde von England, welches damals, als die Goldfelder Transvaals noch nicht entdeckt waren, dem Besitz des Landes noch keinen hohen Wert beilegte, gewährt durch Abschluß eines neuen Vertrags (1884), welcher den von 1881 ersetzen sollte. In diesem neuen Vertrag war von einer Suzeränität nicht mehr die Rede, sie war also aufgehoben. Wie völlig die englische Regierung sich dieser Aufhebung bewußt war, geht klar hervor aus folgenden Tatsachen: 1. In dem neuen Vertrag (von 1884) steht die Stelle: „Ner miije»tv da» dseu pleanecl to äireot aud it i» deredv äeclareü ttmt tue tollowinß »rtiole» «dall de «nbntituteü tor tlie artiele» ot tbe couvention ot. 1881" (— „Ihre Majestät hat geruht zu bestimmen, und es wird hierdurch

erklärt, daß die folgenden Artikel an die Stelle derjenigen des Vertrags
von 1881 treten sollen."). 2. Im englischen Parlament sagte Minister Balfour
am 15. Ianuar 1896: „Transvaal ist in seinen inneren Angelegenheiten ein
unabhängiger Staat." 3. Am 16. Ianuar 1896 erklärte Minister Salisbury
im Parlament: „Die Buren sind unumschränkte Herren über ihre eigenen
inneren Angelegenheiten."
Es ist ganz unfaßbar, wie es bei dieser klaren Sachlage einem englischen
Ministerium später in den Sinn kommen konnte, ein Fortbestehen der englischen
Suzeränität über Transvaal zu behaupten und ihm Reformen in Transvaal
vorzuschreiben. Über das „warum" und „wie" dieser Unerhörtheit sagt das
vortrefflich geschriebene Buch des englischen Burenfreundes Methuen: „^Var or
pk2,ce in ßoutb ^.tric«,?" (— Krieg oder Friede in Südafrika?): Zehn
Iahre nach Entdeckung der Goldlager waren in Transvaal ungefähr 100 000
Personen europäischer Geburt (meistens Engländer), während die Zahl der Buren
des Landes kaum 70 000 betrug (bei beiden: Männer, Frauen und Kinder).
Ein so massenhaftes Einströmen war den Eingeborenen nicht erwünscht. Viele
der Fremdlinge hatten eine fragliche Vergangenheit. Die Buren sahen mit Besorgnis die Zeit kommen, wann die Fremden das Wahlrecht erlangen und das
Burenvolk überstimmen würden, und erhöhten die Zahl der Aufenthaltsjahre,
welche nötig war zur Erlangung des Wahlrechts. Die Fremden murrten hierüber, aber weder diese Verlängerung der Wartezeit noch andere von den Eingewanderten beanstandeten Ilbelstände verstießen gegen den Vertrag von 1884. . . .
Die Buren glaubten in aller Ehrlichkeit, England liege auf der Lauer, sich Transvaals zu bemächtigen, und waren zum Widerstand entschlossen. Die inneren
Schwierigkeiten wuchsen. Die Goldbergwerks-Industrie klagte über das Dynamit-Monopol, über die Eisenbahn-Transportkosten, über das Schulwesen, welches
nicht für genügenden Unterricht in der englischen Sprache sorge, sie verlangte
eine Änderung der Gesetze zur Erzielung eines reichen Angebots von Arbeitern
und dadurch niedrigerer Löhne usw. Nach dem berüchtigten bewaffneten Einfall
Iamesons in Transvaal, der von den Buren und der ganzen nichtenglischen Welt
als Ausfluß der englischen Politik aufgefaßt wurde, begannen in Transvaal
Vorbereitungen zur Abwehr des befürchteten kriegerischen Angriffs Englands.
Die englische Presse in Transvaal setzte die Aufhetzung des englischen Volkes mit
verstärkter Heftigkeit fort (ganz so, wie seit Iahren die englische Presse gegen
Deutschland!), England wurde hingestellt wie ein Großstaat, welcher sich von
100 000 Buren verhöhnen und um sein Ansehen bringen lasse. Durch diese
Hetzereien wurde der Haß des englischen Volkes erregt und es für den Krieg
gegen die Buren gewonnen. — Der Vorschlag Präsident Krügers, die strittigen
Punkte durch ein Schiedsgericht erledigen zu lassen, wurde seitens Englands
(Bemerkung des Artikelschreibers: wohl in Voraussicht eines für England ungünstigen Ergebnisses) zurückgewiesen (!) unter dem Vorwand, es sei nicht an-

gängig, daß eine suzeräne (!) Macht (England) zwischen ihr und ihrem Vasallen (!) strittige Fragen durch ein Schiedsgericht entscheiden lasse. (Siehe »lack Look 0 8721 No. 7 Oet. 1897.) Selbst wenn die Suzeränität Englands über Transvaal noch bestanden hätte, was nicht der Fall war, hätte das doch nur die Wirkung haben können, daß Transvaal nicht ohne Englands Einwilligung Verträge mit anderen Staaten schließen durfte, aber um die handelte «s sich ja nicht, sondern um durchaus innere Angelegenheiten Transvaals.
Nach langen Verhandlungen, in welchen die englische Regierung immer drohender wurde, folgte dann Schlag auf Schlag: Rede des Kolonialministers Chamberlain in Birmingham, in welcher er den Präsidenten Krüger schmähte, — Telegramm des Statthalters in Kapstadt an die Regierung in London, welches in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken den Krieg Englands gegen Transvaal forderte, — Kabinettsrat in London mit dem Ergebnis, daß aus England und Indien Truppen nach Südafrika geschickt werden sollten, — Anforderung der englischen Regierung an das Parlament zur Bewilligung der Rüstungskosten, — Mietung von Schiffen für den Transport der Truppen nach Südafrika, angeblich weil das kleine Transvaal strebe, die englische Herrschaft in Südafrika zu stürzen l
In dieser verzweifelten Lage griff Transvaal zu dem einzigen Mittel, welches das drohende Verhängnis vielleicht noch abwenden konnte, es erklärte England den Krieg, weil die englischen Truppen zum Teil noch in England, zum Teil erst unterwegs, also mit den bereits in Südafrika stehenden englischen Truppen noch nicht vereint waren und das kleine Burenheer durch Überzahl noch nicht erdrücken konnten. Di« englischen Feinde Transvaals jubelten über diese Kriegserklärung Transvaals, weil der Krieg nun endlich gekommen war, und sie durch die Kriegserklärung Transvaals einen Karnickel zu haben meinten, von dem sie sagen könnten, er habe angefangen, ganz so, wie England jetzt in die Welt hineinlügt, Deutschland sei der Urheber des Krieges, den England dadurch mitverschuldet und zum Ausbruch gebracht hat, daß es Frankreich und Rußland schon vorher die ermunternde Zusage seiner Helfershelferschaft machte.
Ein drittes und viertes Beispiel sind Ägypten und Marokko. Während der Regierung der Königin Victoria und ihres Ministerpräsidenten Gladstone (also in unserer Zeit) geschah 1882 die Besetzung Ägyptens durch England unter der feierlichen Zusage, sie werde nur vorübergehend sein. Seitens anderer Mächte, namentlich Frankreichs, ist England oft gemahnt worden, diese Verpflichtung zu erfüllen, aber vergebens. Englands Politik ist auch hier: Hier bin ich, hier bleib' ich! Den lästigen Einspruch Frankreichs gegen das Verbleiben in Ägypten hat es sich dadurch vom Halse geschafft, daß es Marokko der Unterjochung durch Frankreich auslieferte, und zwar trotzdem dasselbe England für dasselbe Marokko im Madrider Vertrag mit den anderen Großmächten gemeinsam für alle Zeit Souveränität vereinbart hatte!!

Diese Sache war so: Im Iahre 1880 ist in Madrid zur Regelung der Zustände In
Marokko von allen Großmächten ein Vertrag geschlossen worden, welchem zufolge
Marokko für immer ein souveräner Staat mit offener Tür für den Handel
aller Völker bleiben sollte. Dieser Vertrag trägt selbstverständlich auch die Unter-
schrift Englands. Und was tat England vierundzwanzig Iahre später? Im
Iahre 1904 schloß es mit Frankreich (Delcass<5!) hinter dem Rücken der anderen
Mitunterzeichner des Madrider Vertrages einen geheimen (!!) Vertrag,
welcher den Madrider umstieß; denn in diesem Geheimen gestattet Frankreich
England, in Ägypten zu tun, was ihm beliebt, und England gestattet Frankreich
das gleiche für Marokko mit dem unbedeutenden Vorbehalt, daß die „offene
Tür" noch dreißig Iahre bestehen bleiben müßte. — Dieser Handel ist eine
Doppelverschuldung Englands: den Mitunterzeichnern des Madrider Vertrags
gegenüber ein Vertragsbruch, und Marokko gegenüber die Gestattung, ja Be-
Wirkung der Unterjochung eines schwachen, freien Staates (Marokko) durch einen
starken (Frankreich). Daß den Marokkanern die Fremdherrschaft der Franzosen
ebenso verhaßt ist, wie die englische den Ägyptern (und Indern), weiß England
ebensogut wie die übrige Welt, aber die Herrschaft über Ägypten ist ein zu
wertvolles Ding, darum: „was geht mich der (wenn auch von mir mitunter-
schriebene) Madrider Vertrag und die Freiheit der Marokkaner an, ponuö» uns
»Külin^s gelten mir mehr, und wo die in Frage kommen, sind Vertragsverpflich-
tungen und Freiheit schwacher Völker — Nebensachen".

So bricht England unbequem gewordene Verträge, so vernichtet und verrät
es die Freiheit schwacher Völker. Wenn aber ein erfolgreicher und darum un-
erwünschter Geschäftsmitbewerber (Deutschland) in einem Krieg, den England
seit Iahren herbeigewünscht, unter der Hand vorbereitet und schließlich durch die
Frankreich und Rußland gegebene Zusage der Helfershelferschaft zum Ausbruch
gebracht hat, in alleräußerster Notwehr (noch dazu unter Verbürgung voller
Integrität und Schadloshaltung) zur Rettung seines Daseins durch belgisches
Gebiet marschiert, — ja, Bauer, dann ist das ganz was anderes. Frankreich
hätte das wohl gedurft, England auch (sie hatten sich hierüber ja schon im Ge-
heimen mit der belgischen Regierung verständigt!!), — aber Deutschland —
nimmermehr; dann ist es vielmehr für das tugendhafte England, welches sich
schwachen Völkern gegenüber nie um eingegangene Verpflichtungen kümmert,
sobald sie seinen Interessen im Wege stehen, ein casus delli (Kriegsfall).
Hintergedanke: „An dem Tage, an welchem Deutschland vernichtet ist, gibt es
keinen Engländer, der nicht reicher wäre, als am Tage vorher. — Iliz^Kt ui°
wrouF, m? cnuntr^. (Zwei Stimmen aus England.) Dieser ganze Planet
ist das Ausbeutungsgebiet für England allein, und wenn erst das Deutsche Reich
zertrümmert und das deutsche Volk zugrunde gerichtet sind, dann blüht der Weizen
Englands wie nie zuvor. Frankreich und Rußland sind zum Kriege gegen
Deutschland gerüstet und entschlossen, eine so günstige Gelegenheit, ohne viel

Opfer Englands (!) Deutschland zu vernichten, kommt so bald nicht wieder, darum: Bündnis mit Frankreich und Rußland zum Vernichtungskrieg gegen Deutschland, wobei England noch die Welt glauben machen kann, es führe den Krieg aus lauter Edelmut, nämlich als Hüter der Verträge und Beschützer der Schwachen."

Der Verfasser hat sich auf die Darstellung der vier Beispiele Indien, Transvaal, Ägypten, Marokko beschränkt. Er hätte noch eine Anzahl ähnlicher Art aus der Geschichte Englands hinzufügen können, aber diese vier Proben genügen zur Kennzeichnung der widerlichen Heuchelei, welche darin steckt, daß dies selbe England, dieser neuzeitliche Pharisäer, sich nun aufspielt als Hüter der Verträge und uneigennütziger Beschützer der Schwachen, die es, wie die vier Proben zeigen, in Grund und Boden tritt, wo und wann sie seinem Eigennutz im Wege sind.

Nachschrift.

Der vorstehende Aufsatz wurde geschrieben vor der Landung der Ententetruppen in Saloniki. Zu seiner Ergänzung sei nachträglich darauf hingewiesen, daß die angeblichen Beschützer der Kleinstaaten also nicht unterlassen haben, die Neutralität Griechenlands zu verletzen, sobald ihnen das in den Kram paßte, — wie sie ja auch kein Bedenken gehabt haben, in den Iahren 1906—1913 die belgische Regierung erfolgreich zu verleiten, Hand in Hand mit ihnen zum Nachteil Deutschlands die Neutralität Belgiens in dem gegen Deutschland geplanten Kriege zu verletzen. (Siehe die in Brüssel deutscherseits entdeckten belgisch-englischen Staatsschriftstücke.) —

vi-. Paul Ostwald:

Rußland und Finnland.

Von allen Ländern unter russischer Herrschaft gehen uns in diesem Weltkrieg die baltischen Ostseeprovinzen und Finnland innerlich am meisten an. Ihr Schicksal kann uns nicht gleichgültig lassen. Handelt es sich doch hier wie dort um weitvorgcschobene Bollwerke westeuropäisch-germanischer Kultur, gegenüber der orientalisch-moskowitischen. Hier wie dort gehen die Träger der moskowitischen Kultur im Vertrauen auf ihre große Masse mit der an ihnen bekannten Rücksichtslosigkeit und Brutalität gegen die sich in so großer Minderheit befindenden germanischen Kulturvertreter vor; vor allem hat der Mißerfolg auf den Schlachtfeldern Polens und Galiziens den Haß und die Rachsucht der Russen

entfacht. Doch während ein großer Teil der Ostseeprovinzen durch den Vormarsch unserer tapferen Truppen den Russen aus den Händen gerissen ist, während ihr vorläufiges Schicksal zum Teil entschieden ist, steht Finnland noch völlig unter der russischen Knute und muß Geißelhieb auf Geißelhieb über sich ergehen lassen.
Ein richtiges Verständnis für dieses jetzt so gespannte Verhältnis zwischen Finnland und Rußland, eine richtige Beurteilung der damit für das Zarenreich verbundenen finnländischen Gefahr wird jedoch nur auf dem festen Grunde der Geschichte möglich sein. Versuchen wir deshalb, uns die Frage zu beantworten: wie standen bis heute Rußland und Finnland zueinander?
Finnland war bis weit in das Mittelalter hinein ein unbekanntes Land.
Eine wirkliche Geschichte dieses Landes beginnt erst mit den Zügen des schwedischen Königs Erich des Heiligen (1156/57), der Finnland sich unterwerfen wollte.
Aus diesen ersten geschichtlichen Zeiten hören wir nun auch von den Russen, die den Schweden das Land streitig zu machen suchten, und zwar von Nowgorod aus. Ständig unterstützten sie die Finnen in ihrem Kampfe gegen Schweden und das römisch-katholische Christentum. Doch blieben die Schweden siegreich, und am 12. August 1323 wurden zwischen Schweden und Nowgorod Vereinbarungen über die östlichen Grenzen Finnlands getroffen. Doch hörten damit keineswegs nun in Zukunft die russischen Absichten auf Finnland auf. Iede günstige Gelegenheit wurde vielmehr ergriffen, um dieses Land den Schweden zu entreißen und dem moskowitischen Staate einzuverleiben. Finnland blieb so ein dauerndes Streitobjekt zwischen Rußland und Schweden, dauernd fanden an den Grenzen die heftigsten Kämpfe statt. Doch alle Angriffe und Einfälle der Russen sollten Iahrhunderte hindurch ergebnislos verlaufen. Erst der Nordische Krieg und das siegreiche Vordringen Peters des Großen an die Ostseeküste sollten die ersten Stücke finnländischen Bodens unter russische Oberhoheit bringen. Im Nystadter Frieden 1721 trat Schweden von Finnland den südlichen Teil von Kerholm sowie einen Teil der Provinz Wiborg mit der gleichnamigen Stadt an Rußland ab. Aber schon 1741 führte die Kaiserin Elisabeth einen neuen Krieg um Finnlands willen mit Schweden. Die Russen waren auch diesmal im großen und ganzen siegreich und erlangten im Aboer Friedensschluß vom 7. August 1743 eine weitere Landabtretung. Rußland erhielt die Provinz Kymmegard mit Frederikshamm und den südlichen Teil von Savolak mit Willmanstrand. Der Saimasee wurde dadurch zu einem russischen Binnensee. Dieser Krieg Elisabeths ist aber, abgesehen von der Losreißung einzelner Landesteile, die von Anfang an zu Schweden gehört hatten, auch noch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Als nämlich im Anfang des Feldzuges den Russen nicht alles ganz nach Wunsch gegangen war und es sich wieder gezeigt hatte, daß die Finnen sich gegen eine russische Oberhoheit bis aufs letzte verteidigen würden, erließ Elisabeth ein Manifest an die Finnen ganz besonderen Inhalts. Es hieß nämlich darin, daß die Kaiserin kein fremdes Land gewinnen, sondern dazu beitragen wolle, daß das

„mehrerwähnte Fürstentum Finnland, sofern dasselbe gesinnt wäre, sich von der Gewalt und Iurisdiktion Schwedens zu befreien und loszumachen", zu einem freien, selbständigen Lande würde. Die Kaiserin versprach, den Finnen in dieser Richtung mit ihren Truppen helfen zu wollen; Finnland sollte in Zukunft „als Barriere und Grenze" zwischen Rußland und Schweden dienen.

Dieses Manifest Elisabeths ist für die russische Politik wegweisend geblieben. Von nun ab ging man in Petersburg zwei Wege, und man wählte zwischen ihnen je nach der Gunst der Umstände. Stellten sich einer völligen Unterwerfung des Landes zuviel Schwierigkeiten in den Weg, so lockte man die Finnen mit der Selbständigkeit ihres Landes. Mit Schweden unzufriedene Gemüter gab es sowohl im Adel wie bei den Bauern, und diese Mißstimmung gegen die Regierung in Stockholm wollte man auf diese Weise zunächst vergrößern. Die Finnen mußten innerlich von Schweden losgelöst werden. Daß dann ein selbständiges Finnland nicht anders als in Anlehnung an das Zarenreich denkbar und möglich war, war selbstverständlich.

Die Saat des Mißtrauens, die durch Elisabeth und ihre Nachfolger zwischen Schweden und Finnland gesät wurde, sollte denn auch immer mehr und mehr aufgehen. Man begann in Finnland nach 1742 doch daran zu zweifeln, ob die schwedische Regierung fähig sein würde, das Land auf die Dauer vor den Russeneinfällen zu schützen. So kam es, daß die Idee der Selbständigkeit Finnlands unter dem Adel und den Offizieren immer größeren Anhang fand. Zwei Adlige, Srrengporten und Iägerhorn, waren es vor allem, die diese Lostrennung von Schweden eifrig betrieben und eine große Anzahl Gleichgesinnter um sich zu versammeln wußten. Sie boten auch 1786 dem jüngeren Bruder des Königs Gustav III., dem Herzog Karl, Finnland als ein unabhängiges, unter russischem Schutz stehendes Großfürstentum an; doch wollte der Herzog nichts davon wissen. Sprengporten und Iägerhorn gingen nach dem Fehlschlag ihres Projektes dann nach Petersburg, und selbstverständlich wußte Katharina diese Männer trefflich zu ihren Zwecken zu verwenden. Weiteren Vorschub leistete diesen geheimen Wühlereien Rußlands nun die wenig geschickte Politik des Königs. König Gustav hielt nämlich die Gelegenheit für günstig, einen Krieg mit Rußland vom Zaune zu brechen, da das Zarenreich in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war (1788); er hoffte nämlich, die verloren gegangenen Gebiete Finnlands wiedergewinnen zu können. Am 12. Iuli 1788 ließ der schwedische König in Petersburg ein Ultimatum überreichen, in dem er die Rückgabe des ganzen russischen Finnlands und Kareliens forderte. Katharina ging natürlich nicht darauf ein, und so begann der Krieg. War man nun in Finnland schon nicht sonderlich erbaut darüber, daß der König solche Kriegsgelüste zeigte und den Frieden brach, dessen das Land sich gerade nie allzuoft zu erfreuen gehabt hatte, so wurde der Ärger noch dadurch vermehrt, daß der Reichstag, den Finnland seit der im Iahre 1772 eingeführten Verfassung besaß, überhaupt nicht

gefragt worden war. Das alles war Wasser auf die Mühlen der Separatisten. Iägerhorn und andere wiegelten die Offiziere auf, den ungesetzlich begonnenen Krieg nicht weiter zu führen. Es gelang auch Iägerhorn, daß sie ihn mit einem Briefe an Katharina sandten und diese um Friedensverhandlungen baten. Wohlgemerkt aber war die Mehrzahl der Offiziere doch so schwedentreu, daß sie in diesem Briefe nichts von einem selbständigen Finnland erwähnten oder Katharinas Hilfe dazu erbaten. Iägerhorn benutzte aber seinen Auftrag dazu, um gerade Katharina hierfür zu gewinnen; er überschritt also seinen Auftrag, denn nur eine Minderheit der Armee wollte etwas von einer Trennung wissen. Während Iägerhorn nun aber noch in Petersburg weilte und man von seinen geheimen Umtrieben nichts ahnte, schlossen die Offiziere den Anjala-Bund, da sie nach ihrer Meinung „als redliche schwedische Männer würdig seien, die Möglichkeit von Verhandlungen zwischen zwei gekrönten Häuptern ausfindig zu machen; Vaterlandsliebe und Königstreue seien ihre Ratgeber". Dieser Anjala-Bund löste sich denn auch sofort auf, als Iägerhorns geheime Absichten kund wurden. Katharina war übrigens wenig auf seinen Plan eingegangen, da sie wohl wußte, daß die Armee nicht rußlandfreundlich war. Sie verlangte eine Erhebung der gesamten Bevölkerung zu Gunsten der Selbständigkeit. Diese aber hervorzurufen, war weder einem Iägerhorn, noch einem Sprengportcn möglich. Gerade infolge der Aufdeckung der geheimen Machenschaften dieser Vaterlandsverräter gewann das Ansehen des Königs wieder von neuem, und das besserte sich auch weiterhin, je mehr das Kriegsglück sich den Schweden wieder zuwandte. Iägerhorn, Sprengporten und die andern mußten deshalb eiligst fliehen, um der Strafe zu entgehen. Nach einem glänzenden Sieg der Schwedenflott« und nach einigen für die Schweden glücklichen Gefechten zu Lande wurde 1791 der Friede geschlossen, der beide Teile im großen und ganzen im früheren Besitzstande erhielt.
Die Iahre 1808/09 sollten nun Rußland endlich an das Ziel seiner Wünsche brinocn und das Schicksal Finnlands besiegeln. Schweden war schon 1805 der Frankreich feindlichen Koalition zwischen England, Osterreich und Rußland beigetreten, und der König blieb auch weiterhin ein Feind Napoleons, obwohl Rußland im Frieden zu Tilsit sich der gegen England gerichteten Politik des Korsen anschloß. Rußland übernahm es infolgedessen, auf Schweden einen solchen Druck auszuüben, daß es sich auch gegen England wandte. Für den Fall einer Weigerung ließ sich schon in Tilsit der Zar Finnland von Napoleon zusichern. Doch alle Aufforderungen des Zaren Alerander I. an König Gustav IV. Adolf, das Bündnis mit England zu kündigen, blieben ergebnislos. Schweden hielt an England fest und wollte mit diesem Napoleon und Rußland trotzen. Infolgedessen rückten russische Truppen in Finnland ein im Februar 1808. Der Feldzug verlief unglücklich für das schwedisch-finnische Heer. Die Russen besetzten nach und nach fast ganz Finnland und drängten das die

Heimat und den schwedischen Boden verteidigende Heer Gustavs IV. immer weiter aus Finnland. Schweden mußte sich infolgedessen am 17. September 1809 zu dem Friedensvertrag von Frederikshamm entschließen. Hierin entsagte der König allen Ansprüchen auf die finnländischen Provinzen und betonte ausdrücklich, daß er niemals den Versuch machen wolle, zu Gunsten seiner früheren Untertanen irgendwelchen Druck auf die russische Regierung auszuüben. Als das schwedisch-finnische Heer am 8. Oktober 1809 in Umea aufgelöst wurde, entließ der schwedische General von Döbeln die Finnen mit folgenden, die traurige Lage so recht kennzeichnenden Worten: „Wenn ihr in eure Heimat zurückgekehrt seid, so übermittelt eurer Nation den Dank des schwedischen Volkes. Seid davon überzeugt, daß ihr, wenn ihr auch mit zerfetzten Kleidern, mit zerschossenen und verstümmelten Gliedmaßen heimkehrt, wenigstens die kostbare Zierde einer rechtschaffenen Kriegerseele mitbringt. Feinde des schwedischen Mutterlandes könnt ihr niemals werden, dessen bin ich sicher; aber bleibt auch stets Freunde Schwedens. Sollte die Macht der neuen Oberherrschaft euch an der Ausübung dieses eures Wunsches und Willens verhindern, so lasset das Mutterland eures Segens mit der stummen Sprache des Herzens und der Gedanken teilhaftig werden! Erinnert eure Kinder daran! Wir aber werden alsdann von Geschlecht zu Geschlecht euch segnen, euch hochachten!"

Was wurde nun aus Finnland unter der Herrschaft Rußlands? Am Hofe in Petersburg gab es eine starke Partei, die schon bei Beginn des russisch-finnischen Krieges stark dafür eintrat, daß Finnland zu einer russischen Provinz gemacht würde. Und in der Tat hat auch der Zar sich augenscheinlich anfangs mit dem gleichen Gedanken getragen. Da aber Alerander im allgemeinen doch sehr zu den liberalen Ansichten des 18. Iahrhunderts neigte, und da ferner bei einer völligen Einverleibung in Rußland ein starker Widerstand des ganzen finnischen Volkes zu erwarten war, so änderte der Zar seine Meinung. In einem Manifest vom 5./17. Iuni 1808 erklärte er zwar ausdrücklich, daß er „die Provinz Finnland für ewige Zeiten mit dem russischen Reiche vereinigt habe, daß die Bewohner des nunmehr eroberten Finnlands von Stund an einen Platz unter den dem russischen Zepter unterworfenen Völkerschaften erhalten haben, daß von diesem Ganzen sie nur der Wille und Beschluß des Allmächtigen lösen kann", aber er gelobt doch auch andererseits, daß „die alten Verfassungsurkunden und Privilegien unverbrüchlich aufrecht erhalten werden sollen". Das hat der Zar denn auch gehalten. Am 22. März 1809 trat der Landtag zu Borga zusammen, zu dem die finnischen Stände ihre Abgeordneten gewählt hatten, und auf dem auch der Zar erschien. Finnland wurde als ein Großfürstentum anerkannt; der Zar war zugleich der Großfürst. Der Zar gab auf diesem Landtage folgende wichtige Erklärung ab, die als Finnlands Magna Charta zu gelten hat: „Wir Alerander I., von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen .... Großfürst von Finnland tun kund: nachdem

Wir mit Willen der Vorsehung das Großfürstentum Finnland in Besitz genommen, haben Wir die Religion und Grundgesetze des Landes, samt den Rechten und Privilegien, welche ein jeder Stand im erwähnten Großfürstentum für sich und alle Einwohner desselben überhaupt. Hoch wie Niedrig, bisher der Konstitution gemäß genießen, hiermit bestätigen und befertigen wollen: und geloben Wir, alle diese Vorteile und Gesetze fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft zu bewahren. Dieses nachdrücklichst zu bekräftigen, haben Wir diese Versicherungsurkunde mit Unserer eigenen Unterschrift versehen. Gegeben in Borga am 15./27. März 1809."

Die Nachfolger Aleranders I., die Zaren Nikolaus I., Alerander H. und Alerander III., haben an diesen Versprechungen den Finnen gegenüber so gut wie nicht gerührt. Alerander II. bestätigte am 15. April 1869 sogar eine neue Landtagsordnung. Hierin ist vor allem § 71 von allergrößter Wichtigkeit für die folgende Zeit. Er heißt: „Ein Grundgesetz kann nur auf Vorschlag des Kaisers und Großfürsten und mit Zustimmung sämtlicher Stände gegeben, verändert, interpretiert oder aufgehoben werden." Der Zar selbst gab folgende Zusicherung: „Indem Wir Unser Recht vorbehalten, so wie dasselbe sich in der Regierung vom 21. August 1772, sowie in der Vereinigungs- und Sicherheitsakte vom 21. Februar und 3. April 1789 zugesichert findet (die russische Herrschaft ändert aber nichts an den Dingen), und nicht durch ausdrückliche Worte in vorstehender Landtagsordnung verändert worden ist, wollen Wir diese Landtagsordnung als ein unerschütterliches Grundgesetz Allerhöchst genehmigen und bestätigen."

Auch in bezug auf die Wehrpflicht verdankt Finnland Alerander ein besonderes Gesetz vom 28. Dezember 1878. Hiernach wird der Grundsatz einer allgemeinen Wehrpflicht anerkannt, aber die Bedingung aufgestellt, daß Finnländer nur in finnländischen Truppen und unter dem Befehl finnländischer Offiziere dienen sollen. Außerdem wurden die meisten Paragraphen des Wehrpflichtgesetzes als Grundgesetze erklärt, so daß zu einer Veränderung, wie es in dem oben angeführten § 71 lautet, die Zustimmung des Landtages erforderlich ist.

Mit Beginn der 90er Iahre des vorigen Iahrhunderts nun bekam am Zarenhofe die großrussische und militaristische Partei die Oberhand. Vor allem machte sich das in der Besetzung der Gouverneurstellen bemerkbar. Es wurden jetzt Männer zu Generalgouverneuren Finnlands gemacht, die alles andere als dem Lande freundlich gesonnen waren. 1899 erließ der jetzige Zar dann ein Manifest, das vor allem dem Landtage seine Rechte nehmen und eine direkte, von der russischen Regierung ausgehende Gesetzgebung möglich machen sollte. Es heißt darin wörtlich: „Zur Abstellung dieser und zur Richtschnur für die betreffenden Institutionen im Kaiserreich und im Großfürstentum haben Wir es für ersprießlich befunden, eine bestimmte und unverrückbare Ordnung für ihre Tätigkeit feft-

zusetzen, sofern es sich um die Ausarbeitung und Ausfertigung von allgemeinen
Reichsgesetzen handelt. Und indem Wir die geltenden Bestimmungen über die
Ausfertigung solcher Gesetze, die ausschließlich Finnlands Bedürfnisse regeln, in
Kraft belassen, haben Wir es für nötig angesehen. Uns selbst die nähere Be-
stimmung für die allgemeine Gesetzgebung des Kaiserreichs vorzubehalten."
So harmlos das alles aussieht, so hinterlistig ist es doch; denn nichts wird
in dem Manifest über die Abgrenzung von finnländischen und Reichsangelegen-
heiten gesagt. Der Generalgouverneur kann also alles, was er will, als Reichs-
angelegenheit erklären, und damit ist dem Landtag die Macht genommen. Die
Finnländer haben sich gewehrt und sich gesträubt, so sehr sie konnten. Sie haben
an den Zaren, an den Generalgouverneur Abordnungen über Abordnungen ge-
schickt. Alles war vergeblich.
Dieses Manifest vom Iahre 1899 ist die Haupthandhabe zur Russifizierung
Finnlands geworden, und es dient im jetzigen Kriege dazu, dieses Land gewaltsam
zu bedrücken, es seiner Freiheiten zu berauben und die Übergriffe des russischen
Generalgouverneurs möglich zu machen. So kann Rußland dem Großfürstentum
russische Gesetze aufzwingen, es kann Zeitungen verbieten, die Abgeordneten nach
Sibirien verschicken, ja sogar das Wehrgesetz umändern und die waffenfähigen
Finnländer im russischen Heere einstellen. Ob die Finnen das alles so ruhig
hinnehmen werden? So treu sie sich sonst dem Zaren gegenüber bewiesen haben,
so sind sie das doch nur gewesen, weil auch er ihnen die Treue hielt. Fest und
unverbrüchlich halten die Finnen an ihren Gesetzen und an ihrer Verfassung. Es
erscheint deshalb denn in der Tat nicht unmöglich, daß sie bei dem Zusammen-
bruche des Reiches ihrer Bedrücker die Gelegenheit zur Befreiung ergreifen
werden. Dann aber ist, wie der schwedische Politiker Professor Kjellen kürz-
lich gesagt hat, auch Schwedens große Stunde gekommen. „Finnlands endgültige
Selbständigkeit ist absolute Bedingung für die Sicherheit Schwedens in künftigen
Zeiten," so denkt und fühlt man mit Kjellen in Schweden. Für Rußland steht
daher Großes auf dem Spiel. Verlöre Rußland im Frieden die Ostseeprovinzen
und Finnland dazu, so wäre es vorbei mit seiner Stellung an der Ostsee, und
damit hätte es als europäische Macht ausgespielt.

Fritz Müller:
Weizen.
„Herr Mathias Zaggler zuhause?"
Oben krachte eine Diele. Am Treppenabsatz erschien ein dünnes, altes Bäuerlein:
„Red' net aso hochdeutsch, Gmoadiener — wos hascht?"
„A jeder muaß sag'n, was er an Troad hat, bis aufs letzte Pfund, verschtehst, Zaggler?"
„Tuan her, dein Wisch."
„Des is' koa Wisch, Zaggler — das ist ein vaterländisches Aufgebot, hat der Herr Bürgermeister gesagt, und es muß in eine jede Rubrike hineingetragen werden, das was da ist, hat der Herr Bürgermeister gesagt."
„An Woazen aa?"
„Alles Getreide — alles Troad, hat er g'sagt, da werd der Woazen scho' dazug'hör'n, Zaggler."
„Tuan her, dein — dein Zettel."
„Da, hascht'n, Zaggler — ja, und nacha hat der Bürgermeister no' was g'sagt —"
„Is' scho' recht, es werd scho' d'raufsteh'n auf dem Zettel!"
„Na, des steht net d'rauf auf dem Zettel — des soll i dir alloa sag'n, hat er g'sagt."
„Sag's — aber g'schwind — i Hab net lang Zeit — i muaß auf'n Heu-bod'n."
„Ia, also wer z'weni' auf den Zettel schreibt, der hilft zu die Engländer, die wo uns aushungern woll'n."
„Dumm's Zeug."
„Ia, und der is' a Schand für's Deutsche Reich, hat er g'sagt."
„Dumm's Zeug."
„Ia, und der werd eing'sperrt."
„Ha?"
„Eing'sperrt wirst, hat er g'sagt."
„Was, eing'sperrt sollt' i wer'n, du damischer —"
„Na, na, Zaggler, nur wennst z'weni' 'naufschreibst, sonst net, hat er g'sagt-"
„I schreib 'nauf, was recht is' — und recht is', was i mag — so, des kannst dei'm Bürgermeister sag'n — war no' schöner — mei' Woazen is' mei' Woazen — und da hat si' neamds 'nei'z'misch'n — und überhaupts, als ob's auf meine paar Feserln Woazen ankomma tat, des is' ja zum Lacha."

„Des is' net zum Lacha, Zaggler, — wenn des jetz' a jeder im Deutschen Reich sag'n tät, Zaggler —"
„I bin net a jeder, Gmoadiener, des kannst dir merka — i bin der Zaggler — und jetzt machst, daß d' weiterkimmst — i muaß auf'n Heubod'n. . . ."
Der alte Zaggler turnte die steile Treppe zum Heuboden hinauf. Dabei redete er zu sich selbst.
„Dumm's Zeug — Troad is' Troad und koa Papier — der damische Bürgermeister tuat ja grad aso, als ob i mein' Woazen an die Engländer liefern taat — so was dumm's — herin bleib'n tuat er ja sowieso im Land — und ob er nacha da liegt oder da, des kann dem Bürgermeister ganz gleich sein — und vielleicht genga s' später do' noamal in d' Höh' mit die Woazenpreis' — nacha is' scho' besser, i hab' mein' Woazen no' da, anstatt daß er scho' g'mahl'n is', irgedwo — und überhaupts, den möcht' i erst kenna lerna, der wo dem alt'n Zaggler Vorschrift'n macha derfet weg'n sei'm Woazen — neidi' san's mir halt allemitanand', weil i in dem Iohr den schönst'n und den meist'n Woaz'n g'habt hab' — jaja, des ist's, neidi' san's, und der Bürgermeister aa — mecht' net wiss'n, was der mit dem 'druckt'n Wisch taat, wenn er nur viertels soviel Woazen hätt' als wie i, und nur an halbert so schönen — mecht' net wiss'n. . . ."
Dann stand der alte Zaggler vor seinem Weizen. Still und andächtig stand er vor dem großen Körnerhaufen. Seine runden Greisenaugen glitzerten. Es kam ihn die Versuchung an, mit seinen dünnen Händen in die goldene erstarrte Rieselflut hineinzugreifen. Da raschelte etwas in seiner rechten Hand. Es war der Schein für die Bestandsaufnahme, den er mitgenommen hatte.
„Iesses der Wisch, der damische!" Er ließ ihn fallen. Dann bückte er sich zum Körnerhaufen herab. Aber da wurde es ihm seltsam schwindlig. War's der Korngeruch? Nein, das Alter war's. Es hatte ihn schon oft gepackt in diesem Iahr, dies plötzliche Schwindligwerden.
Er stolperte, schwang seine langen, dürren Arme ungewiß, wie zwei schlenkernde Dreschflegel, und fiel der ganzen Länge nach ins Korn. Nein, ohnmächtig ward er nicht. Nur ein bißchen dasig. Er hielt sich ganz still. So, jetzt konnte er wieder alles überdenken, jetzt wieder aufstehen. —
Aber er stand nicht auf. Es war ihm auf einmal sonderbar wohlig in dem Getreidehaufen. Langsam und sachte fühlte er den knochigen Körper tiefer in die weiche Flut sinken. Er hatte nichts dagegen. Nichts dagegen, daß die erstarrte Könerflut lebendig wurde, nachgab, aufquoll, über ihn rieselte, schmeichelnd an seinem harten Bauernkopf heraufstieg. —
„Mei' Woazen — o, mei' Woazen . . .", murmelte er und machte eine eckige, liebkosende Bewegung. Aber damit sank er noch tiefer.
„Mei' Woazen — bwbw!" Die sanfte Körnerflut war ihm über'n offenen

Mund gestrichen. Er stemmte sich fest und stand erschrocken auf. Was war das gewesen? Der Weizen hatte ihn ersticken wollen? Sein Weizen — ihn?
Aber brav und still lag der Körnerhaufen wieder da.
„Mei' Woazen — o, mei' Woazen . . ."
In dieser Nacht und in den beiden nächsten geschah es, daß der alte Zaggler zu nachtschlafender Zeit den Ochsenschecken einspannte — so behutsam und so lautlos wurde der noch nie geschirrt — und mit einer dunklen Fracht ins Feld hinausfuhr. Kaum daß die Räder knarrten auf dem regenweichen Boden. Nur die Kathi, die alte Dienstmagd, wurde einmal munter. Schlaftrunken öffnete sie ihr Kammerfenster:
»Is' was los? Muaß i 'n alt'n Zaggler ruaf'n?"
„Halt's Maul, der bin i selm —"
„Soll i komma, Bauer?"
„Schlaf'n sollst — des da herunt'n geht di' nir an — hascht verschtand'n?"
Draußen ging der lichtlose Wagen nur noch an einem Hause vorbei, bevor er ins Felderfreie kam. Es war dem Bachhies'l sein Haus.
„Staad, Scheck, staad", flüsterte der alte Zaggler an des Ochsen Seite. Von der Seite sah er im Halbdunkel, wie das Maul aufging, um zu brüllen. Da hielt er es blitzschnell mit beiden Händen zu:
„Ob'st staad bist, du Malefiz — grad beim Bachhias'l tät's eahm ein.
fall'n, dem Malefiz." Verwundert ließ es sich der Ochs gefallen und verspart« sich das Brüllen für die Felder draußen.
Weit ging's hinaus. Spät und knapp vor Morgengrauen kam der alte Zaggler zurück. Sein Wagen war leer.
„Das ist recht, Zaggler, daß du deinen Bogen selber bringst, bevor er abgeholt wird."
„Ia, Bürgermeister, da hascht'n — woaßt, i hab' net viel Zeit — adiä."
„Wart' nur, Zaggler, bis ich ihn ein wenig durchgesehen habe — du hast also nur Weizen, Zaggler, nicht wahr?"
„Ia, was halt d'raufsteht, also jetzt adiä."
»Zaggler!"
»Iesses, was gibt's denn no', Bürgermeister?"
„Zaggler, du weißt doch, warum das Getreide im ganzen Land beschlagnahmt und aufgenommen wird?"
„Iojo, sie red'n ja von nir ander'm im Dorf."
„Und ihr behauptet also auf diesem Bogen, daß ihr zwölf Zentner Weizen habt, zwölf Zentner, Zaggler!"
„Werd scho' so sei' — also jetz' adiä."
»Zaggler! Wo habt ihr den — den andern Weizen?"

„I hab' koan andern — laßt's mir jeß' endli' amal mein' Ruah."
»Zaggler, and're geben ihr« Kinder gegen eine Kugel her fürs Vaterland, und ihr gebt nicht mal euren Weizen gegen teures Geld!"
„Aber i kann do net mehra hergeb'n, als was i hab, Bürgermeister, wenn i halt den andern ver — verkauft hab'."
»Zaggler, denkt an die Kinder uns'res Dorfes, die jetzt draußen auf den Schlachtfeldern —"
„Mei' Woazen san aa Kinder, Bürgermeister, — 'pflanzt hab' i 'n, g'arbeit' hab' i dran, g'ernt' hab' i 'n —, laßt's mir mein' Ruah."
»Zaggler, ihr habt noch was anderes vergessen auf dem Bogen!"
»Iesses, was denn no'?"
„Eure Unterschrift — hier, unterschreibt!"
„Also, in Gott'snammen, her mit der Feder, Bürgermeister."
Die Feder spritzte, die Feder sträubte sich. Zittrig und verbogen stand es doch auf dem Papier: Zaggler.
„Kann i jetz' endli' geh'n, Bürgermeister?"
„Geht, wohin euch euer — euer Gewissen gehen läßt, Zaggler."
„Mei' G'wiss'n is' mei' Sach', Bürgermeister, verschtand'n?!"
„Doch nicht ganz — auch die Feldschandarmen werden sich demnächst für dasselbe und für euren Weizenvorrat interessieren, Zaggler."
„Was hast g'sagt, Bürgermeister? D' Schandarmen, hast g'sagt — laß s' nur kemma — der alte Zaggler und sei' Woazen ham no nia an Schandarmen g'fürcht' — dessell' kannst dir merka, Bürgermeister!"
Als er die Straße weiterging, schwankte er. Nicht vom schlechten Gewissen gestoßen. Sondern das alte Schwindelgefühl hatte ihn wieder gepackt. Der Bürgermeister sah ihm nach. „Lump!" hatte er sagen wollen, aber „Armseliger Kerl!" kam heraus.
Der alte Zaggler behielt recht. Als die Landgendarmen durch das Dorf gingen, um die Getreidebestände mit den Angaben in den Listen zu vergleichen, brauchte sie der Zaggler nicht zu fürchten. Zwölf Zentner Weizen waren in der Scheune, aufs Pfund genau zwölf Zentner. Und wie sie auch gerade in diesem Hause vom Keller bis zum Giebel suchten, nicht ein Weizenkorn fanden sie mehr.
Wochen gingen in das Land. Alles ging im Dorfe das gewohnte Gleise.
Nur daß beim Bachhiesel einmal erzählt wurde, man habe den alten Zaggler neulich an einem g'schlag'nen Werktag' heimlich in der Kirche knien seh'n.
„Was?" hieß es, „unser Nachbar, der Zaggler, in der Kirch'? Daß i net lach' — da müaßt's euch doch verschaugt ham."

„Verschaugt oder net verschaugt — wenn er in der Kirch' g'wes'n is',
wo er no' nie war — ja mei', nacha werd er's halt scho' nötig ha», d«
Zaggler."
Der alte Zaggler ließ jetzt oft die Arbeit plötzlich liegen. Es trieb ihn
hinaus, irgendwohin.
Einmal klopfte er beim Bürgermeister an:
„Nir für unguat, Bürgermeister, aber i hab' g'hört, daß man's Gold um-
wechseln soll gegen Papier?"
Der Bürgermeister sah ihn merkwürdig groß an.
„Und da bring' i also nacha elfhundert Mark Gold."
„Schön, Zaggler — hier habt ihr einstweilen einen Schein, das Papier-
geld geht euch übermorgen zu."
„Adiä, Bürgermeister."
„Adiö, Zaggler — es ist schade, daß man weder aus Gold noch aus Papier
Brot backen kann. Findet ihr das nicht auch, Zaggler?"
„Iojo, sell' is' schad', — werd' aber scho' so sei' müass'n, Bürgermeister,
weil d' Leut' sonst Goldstückln auf'n Acker zum Wachsen pflanzen taaten."
Und dann war er noch einmal beim Bürgermeister.
„I mecht' wieder an Teil von dem Papiergeld bringa, Bürgermeister, des
wo ihr mir neuli' eing'wechselt habt."
„Tut mir leid, Zaggler, aber zurückwechseln kann man's nicht mehr."
„I will's net umg'wechselt ham — i mecht's herschenk'n — für's Rote
Kreuz, oder wie man's hoaßt, Bürgermeister."
„Das ist schön von euch, Zaggler — es wird den Verwundeten zugute
kommen."
„Also nacha i's scho' recht."
„Den Verwundeten, Zaggler, nicht den — den Hungrigen."
„Ia mei', Bürgermeister, man kann net alles auf einmal ham — oans is'
wichtiger als wie's andere."
Von da ab ging der Zaggler nicht mehr zum Bürgermeister. Aber häufig
sah man ihn draußen auf dem Hochmoor um die Felder streichen.
„Was er nur hat da draußen, der Alte?" sagten sie beim Bachhiesel.
Einer zeigte nach der Stirn«.
„Ia mei'," sagte ein anderer, „er wird halt alt — lang wird er's kaum mehr
damach'n"
Zu derselben Zeit ging der alte Zaggler über's Hochmoor. Es war eine
weltverlassene Gegend. Und für gewöhnlich kam der Alte nur alle heiligen

Zeiten einmal herauf. Aber seit Wochen trieb es ihn da fast jeden zweiten Tag herum.
Scheu ging er dann in weiten Bögen um einen halb verfallenen Feldstadel. Aber hinein ging er nicht. Niemals. Es sah aus, als wollten seine langen Beine im Zickzack jedesmal ein neues Netz um diesen alten Stadel zieh'n und knüpfen. Und wenn das geschehen war, so ging er wieder heim.
Heute war es anders. Wieder hatte er sein unsichtbares Netz geknüpft. Wieder war er umgekehrt. Aber auf einmal hatte es ihn zurückgerissen. Spornstreichs war er über die Moorwiese gelaufen, schnurgerade auf den alten Stadel zu. Die Greisenaugen glitzerten, die Adern auf der lichten Bauernstirne schienen hochgeschwollen. Unregelmäßig hämmerte das Herz ihm unterm Kittel. Aus seinem Munde quoll es in die herb-süße Vorfrühlingsluft:
„Mei' Woazen — o, mei' Woazen ..."
Und zehn Schritte vor der Stadeltüre weht« ihm die Erinnerung durch's Blut, wie er damals auf dem Boden so wohlig in der Weizenflut gelegen hatte. Deutlich schrillte ihm dasselbe Verlangen wieder durch den Sinn:
„Mei' Woazen — o, mei' Woazen!"
Da hatte er die Türe aufgestoßen. Muffig und feucht schlug es ihm entgegen. Er achtete nicht darauf. Über ein Brett und eine Stufe stolperte er — ah, da lag er ja, sein Weizenberg, sein gold'ner, großer Weizenberg!
Ein später Lichtbalken fiel durch die Oberlichte herein und zeichnete einen hellen Kreis auf den Wnzenberg. Da — was war das? Der Lichtkreis rührte sich. Der Lichtkreis schien sich zu heben und zu senken.
Nein, nein, das war der Lichtkreis nicht. Das war der Weizen. Sein Weizen atmete. Sein Weizen war lebendig geworden. Sein Weizen krabbelte. Sein Weizen, der ganze Weizenberg, schien sich an ihm heraufzutasten: „Komm — komm zu uns . . . ."
„Iesses — der Wurm — die Mciden — Iesses, mei' Woaz'n, mei' Woaz'n!"
Wieder wie damals schlugen zwei lange, dünne Menschenarme wie Dreschflegel in's Getreide, schlug ein alter, ausgemergelter Körper hin in den Weizen, 5er jetzt lebte und leise krabbelte und krabbelte
Seit vielen Wochen war der alte Zaggler im Dorf verschollen. Niemand, der von ihm was wußte. Alles Forschen war vergebens.
Bis eines Tages schreckensbleiche Kinder vom Hochmoor in das Dorf heruntergestürmt kamen: In einem Stadel läge ein weißes Gerippe unter leeren Weizenhülsen.

Karl Röhrig Der Deutschen Lied

Karl Röhrig.

Der Deutschen Lied.

Deutschland, du bist neu erstanden
aus dem wilden Weltenbrand.
Haß und Feindschaft sind zu schanden,
und man freist in allen Landen
dich, mein schönes Vaterland.
Deutschland, Stolz erfüllt die Brust,
Freiheitsliebe, Heldenlust.
Deutscher Aar, breit' deine Schwingen
mächtig über Land und Meer!
Aus dem blut'gen Völkerringen
frohe Siegeslieder klingen.
Eisern steht die Wacht und Wehr,
daß kein Feind sich mehr erfrecht
wider unser gutes Recht.
Laßt uns unsre Fahne hissen
allerorten, schwarz-weiß-rot!
Wir sind jetzt der Welt Gewissen,
das die Völker hören müssen,
das der Lüge trotzt und droht.
Golden glänzt's am Himmelszelt:
Deutschland ist das Herz der Welt.
Heil dem Volke, Heil dem Kaiser,
treu vereint zu tapf'rer Tat!
Windet neue Lorbeerreiser,
immer treuer, immer weiser
baut des Friedens gold'ne Saat.
Deutschland, in des Sieges Kranz
blühe auf zu neuem Glanz!

Das Hoffräulein Donna Inez Marie von Bunsen

Marie von Bunsen.

Das Hossräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

v. 3. SoKottlg

Fortsetzung.

II.

Bei der Herzogin von Terranova.

Der Abschied war schrecklich. Im Hof, in der Eingangshalle, auf den Stufen des Portals drängten sich die hundertundneunzig Duennas, alle Kavaliere und Pagen, Dienerinnen und Diener. Klagend schlugen sie sich die Brust, beteten zur Mutter Gottes, empfahlen die Tochter des hohen Hauses ihrem Schutz. Von Duennas gestützt, kamen Mencia und Inez die Treppe herunter, beide in Tränen gebadet. Mencia wollte schier verzweifeln; nicht nur verlor sie ihre Gespielin-schwester, es war ihr heute verkündet worden, daß sie nach Las Huelgas käme. Sic hatte sich auch noch bedanken müssen, denn das allervornehmste, aller-kostspieligste Nonnenkloster war ihr zugedacht worden. Nie würde sie Kinder bekommen; sie weinte in Strömen.

Mit herzbrechendem Schluchzen küßten die Schwestern sich zum letzten Mal. Auch die Herzogin zerfloß und wankte, ja, als die Tochter jetzt aus dem Portal heraustrat, der Wagenschlag und die Schutzvorhänge niedergelassen wurden, zuckte dem Herzog das Gesicht, er wischte sich die Brillen, seine Stimme versagte. Ietzt bedauerte er, daß er sich nicht zur Reise hatte entschließen können. Die Herzogin hatte nicht mitgedurft, nie ließ der Gatte sie aus den Augen.

In der kastilischen Ebene grünen die frühlingsfrischen Saaten, dazwischen liegen Strecken, unbebaut, vernachlässigt, mit wüsten Gräsern bedeckt. Ärmliche Dörfer, stille Städtchen mit hohen Barocktürmen, mit anspruchsvollen Kloster-gebäuden. Es stilisiert ein langsam sich windender Fluß mit seinen gelegentlichen Pappeln und Ulmen das ernst-einfache Gelände.

Auf der staubumwirbelten Landesstraße reiten Sancho Pansa-Gestalten auf Maultieren, Eseln und Pferden. Noch hüllen sie sich in ihre schwarzen Mäntel, denn der Wind bläst scharf; ihre hohen, hölzernen Sättel bedecken bunte Taschen, klassisch geformte Krüge hängen zu beiden Seiten.

Kreischend, knarrend, von weitem vernehmbar, schleichen die Ochsenkarren auf ungeölten, massiv hölzernen Rädern. Gelegentlich kommen Sänften, Kutschen, reitende Pfaffen, es kommt ein Zug nach Salamanca ziehender Schüler. Dann, «in grotesker Anblick, nahen sich mehrere große, verdeckte, auf Rädern rollende

Galeeren, zwanzig Pferde müssen sie ziehen. In ihnen wohnen, kochen und schlafen Reisende, um so der schlechten und kostspieligen Unterkunft der kastilischen Städtchen zu entgehen.
Mit aufgerissenen Augen sah Inez aus dem Fensterschlit z in die neue Welt. Ihre Duennas waren schon ein- oder gar zweimal gereist, mußten erläutern. Dann hielt der Zug vor der Herberge, in der genächtigt werden sollte.
Im großen Mittelraum entwich der Rauch durch ein Loch in der Wand, auf dem Herd brodelte ein knoblauchgewürztes Gericht. Maultiertreiber saßen in der raucherfüllten Dämmerung mit ihren Dirnen im aufgelösten Haar, bunte Glasketten um den Hals. In der Ecke spielte ein Greis die Guitarre, dazu sang ein blinder Knabe orientalisch klingende Gesänge mit schwermütig gedehnten Modulationen.
Die Wirtin hatte beim Nahen der ersten Kutsche, jener der Herren und Pagen, ihr bestes Kleid übergezogen und führte die Gäste die steile, enge Stiege herauf. Von den Dienerinnen der Donna Inez wurden die mitgebrachten Betten gerichtet, Fleisch und Geflügel wurde eiligst im Städtchen gekauft. Vorsorglich« Bestimmungen verboten dem Gastwirt, Nahrungsmittel zu führen, die übrigen Ortsbewohner sollten ebenfalls ihren Vorteil von den Reisenden haben. Kaum die notwendigsten Geräte wurden in der Fonda geliefert.
Lautes Gelächter der Maultiertreiber drang herauf in den von einem elenden Ollämpchen erleuchteten Raum. Bauern in Sandalen und rauhen Kniehosen kamen höflich, aber unbekümmert — waren sie doch Hidalgos —, um das vornehme Fräulein zu sehen, um von den Duennas Neuigkeiten zu erfahren.
Inez kauerte wie ein erschrockenes Vögelchen in der Ecke, auf dem mitgebrachten Teppich.
Der Weg führte über die Sierra Guadarrama; Landleute wurden herbeigeholt, um an den gefährlichsten Stellen die schweren Wagen zu stützen. Inez und die Duennas vergingen schier vor Angst, murmelten ununterbrochen ihre Rosenkränze herunter.
Madrid rückte immer näher, aber noch waren die nur teilweise angebauten Strecken überaus spärlich bewohnt. Dann erschienen Türme und Kuppeln in der Ferne, und alle riefen: „Madrid, Madrid!"
Dürftige Vororte, dazwischen stattliche Lusthäuser, von Pinien und Zypressen umgeben. Sie fuhren am Königlichen Park von Buen Retiro vorbei und durch das Alcala Tor. Ietzt waren sie in der Stadt. Auf dem holperigen Pflaster gingen die Maultiere Schritt, die Lachen spritzten, verwesende Tiere, Müllhaufen lagen überall umher, Unrat wurde aus den Fenstern geworfen, Schmutzkübel wurden auf die Straße entleert. Ein entsetzlicher Geruch! Angeekelt wandte sich Inez zu den Duennas: „Hier kann man ja nicht atmen."
Sie lächelten: „Das ist die Großstadt, das ist die Luft von Madrid. Nachmittags merkt man wenig. Es ist die gesündeste Stadt der Welt, andere

werden von der Pest und anderen schrecklichen Seuchen heimgesucht, niemals Madrid."
Ietzt bekreuzigten die Duennas sich heftig; der Wagen fuhr an einem sonderbaren Zug vorbei. Vorn ritten Offiziere der Heiligen Inquisition auf Maultieren, dann folgten Familiare zu Fuß, in ihrer Mitte zwei Männer mit hohen rot und gelben Mützen. „Sehe Euere Sennoria hin, das sind Encorocades, die führt man nach der Dominikanerkirche, um eine Predigt anzuhören. Es sind ganz schlechte Menschen, wahrscheinlich Iuden. Dies ist ihre erste Vermahnung, gehen sie nicht in sich, so werden sie nicht die Corocamütze, sondern den Sanbenito tragen. Und dann bleibt meistens nur das Feuer übrig."
Überall sah Inez Kreuze, sie las die Worte — »<zui uiat»rou« un domdre. (Hier hat man einen ermordet.) „Ja," meinte die Oberduenna, „das ist eben die Metropole. Vier- bis fünfhundert Morde kommen hier jährlich vor. So geht es eben in Großstädten zu."
Den hohen weiß oder farbig beworfenen, aus Backstein aufgeführten Häusern gaben die vergitterten Fenster ein lebloses Gepräge. Zwischen den Fensterläden sahen zahllose Frauen auf die Straße herunter, dort standen sie stundenlang in der Hoffnung, den Geliebten zu erblicken. Gelegentlich bewegte sich eine Hand. Auf den Straßen waren fast nur Männer zu sehen, alle in schwarzen, meistens vertragenen Mänteln, alle hatten den Dolch zur Seite und das lange. Schwert. Niemals zeigte sich ein spamscher Herr ohne sein Schwert; selbst zur Kommunion legten sie es nicht ab, trugen sie es doch, um die heilige Religion zu beschirmen. Ehe sie es sich des Morgens umschnallten, küßten sie die Klinge, schlugen damit das Zeichen des Kreuzes.
Sehr viele, auch die Iungen, waren bebrillt, das galt für vornehm und kleidsam.
Mühsam rollten die Wagen vorbei, es waren unendlich viele; mochte ein Edelmann noch so arm sein, er besaß eine Kutsche. Vor einem schwersteinernen Palast stauten sich die Wagen, die aussteigenden Herren kennzeichnete das rote oder grüne Kreuz am Mantel als Ordensritter von Alcantara oder Sant Iago. Sie machten Besuche, waren daher mit kostbarem Iuwelenschmuck behangen. Im übrigen, wie alle anderen, schwarz gekleidet, mit dem weißgestreiften Zolillakragen, den weiten, schwarzen Taftärmeln, dem schwarzen Hut. Die kleinen, aber schöngewachsenen, schlanken Gestalten hielten sich vortrefflich; ihr Gang war langsam und leicht.
Im eifrigen Gespräch umstanden Müßiggänger die Kirchtüren, zweifelhafte Gestalten drängten sich mit Bittgesuchen an die vornehmen Leute heran.
In der Calle de Fuencarral fuhren die Wagen des jungen Ehrenfräuleins durch ein stattliches Tor in den Park von Monteleon. Am Ende der Schwarzpappelallee lag ein großer Palast, die Wagen hielten vor dem Portal, die Reise war beendet.

Der erste Kavalier ging herauf, um den Besuch zu melden, die anderen reichten den aussteigenden Damen ihren Arm. Es kam der Haushofmeister, es kam die Oberduenna; die alte Herzogin stand mit ihrem Gefolge oben an der mit gewaltigem Schwung aufsteigenden Treppe.
Durch eine Flucht von Prachtgemächern wurde der Gast geführt. In jedem Saal stand ein Thronhimmel, in den meisten hingen Familienbilder, von Coella, Pantoja de la Cruz und Velasquez gemalt. Entweder bedeckten gewirkte Bild-teppiche die Wände, oder sie waren weißglänzend, marmorgleich geglättet. Es kam die große, berühmte Galerie, eine schönere war in keinem Privatpalast der Stadt zu sehen. Silberne Spiegel, silberne Tische mit silbernem Prunkgerät. „Hier steht ja nur eine ganz kleine Auswahl," flüsterte die Dverduenna zu der aus Fuentevero. „Wir besitzen allein sechshundert Dutzend silberne Teller, achthundert silberne Schüsseln." Die rotsamtenen Sessel waren mit Gold bestickt, herrliche, geschnitzte Schränke bargen Kostbarkeiten aller Art. Da gab es kunst-voll gearbeitete Gegenstände aus Bernstein, Kristall, aus Perlmutter und Korallen.
Am Ende des langen Raumes stand der Lehnstuhl des toten Hausherrn, er, der verstorbene Sohn der Herzogin, hatte den Titel: Herzog von Monteleon geführt.
Es kamen die Schlafzimmer; das der Herzogin von Terranova war als Witwengemach grau ausgeschlagen, mit grauem Bett, vollkommen schmucklos, war kein Spiegel, kein Schrank, kein Teppich oder Bild zu sehen. Noch viel trostloser hatte es ja im ersten Trauerjahr gewirkt, da war das verdunkelte Zimmer schwarz behangen, auf einer Matte am Boden saß die Witwe, durfte das ganze Iahr über die Schwelle nicht überschreiten.
Es folgte im lebhaftesten Gegensatz das Prachtzimmer ihrer ältesten Enkelin, der dreizehnjährigen Braut ihres Großoheims, des Prinzen Niccola von Pig-natelli. Das Bett war mit grünem Goldbrokat bezogen, die silberbrokatenen Decken hatten breite englische Spitzen. Dicht daneben lagen die in weißem Damast gehaltenen Zimmer der zukünftigen kleinen Meninas, der Catilina und Maraquita, dann kam das mit karmesinrotem Samt ausgeschlagene Zimmer der Herzogin von Hijar, jüngsten Tochter der Herzogin von Terranova.
Den Abschluß der Schlafräume bildete das Gastzimmer der Donna Inez. Durchbrochene Sandelholzgitter trennten die Gemächer, nachts lagen Dienerinnen auf Mattatzen vor jedem Bett der Herrschaft.
Am nächsten Tag wurde die Brautaussteuer dem Gast gezeigt. Ie vier Kammerfrauen trugen einen schweren silbernen Korb herein. Es waren dreißig Körbe, in ihnen häuften sich die Röcke, die Mieder und Mäntel aus Seide. Brokat und Samt. Alle mit Gold und Silber bestickt, auf den Knöpfen leuchteten

Iuwelen. Sechs Dutzend vollständige Kleider wurden ausgebreitet, die spitzen-
verzierte Wäsche füllte zehn Körbe, zwei Körbe vermochten kaum den Schmuck,
die Menge der Ketten, Armbänder, Uhren, Gehänge und Gürtel zu fassen.
In der Ecke stand der Schneider und nahm die Bestellungen für die Hof-
damenausstattung der Donna Inez entgegen; sie sollte dem Rang und dem Reich-
tum des Zuniga'schen Hauses entsprechen. Wohl wußte der Schneider, daß er
jahrelang auf die Begleichung der Rechnung werde warten müssen, er wußte
genau, wie schwer bei diesem goldstarrenden Adel bares Geld aufzutreiben sei.
Traf hingegen in Cadir oder Sevilla die Silberflotte ein, so wurden die Schul-
den — Ehrensache — gewissenhaft beglichen. Gold- und Silbermünzen waren
unglaublich selten; auch große Summen, selbst Pensionen der Königlichen Scha-
tulle, wurden nach langem Warten, dem Gewicht nach, in Körben voll kupferner
Quartos bezahlt.
Der Schneidermeister war, wie die meisten Handwerker Madrids, fran-
zösischen Ursprungs; mit Verachtung sah er auf seine wenigen spanischen Kollegen
herab. Arbeiten wollten sie nicht, dagegen spielten sie den Hidalgo mit Mantel
und Schwert. „Es war ein böser Tag für Spanien," sagten sich die fremden
Meister und Gesellen, „als die Mauren und Iuden vertrieben wurden, ein guter
Tag für uns Ausländer, die wir arbeiten und Geld verdienen wollen."
Claude Girart> verneigte sich; wiederum durfte er einen vollständigen Satz
Kleider mit genau angegebener Verzierung in Auftrag nehmen.
An diesem Nachmittag empfing Donna Brigida, die kleine Braut, Glück-
wunschbesuche. Morgens hatten die Lakaien die zugebundenen Briefchen,
„lluäill«»" genannt, an den ganzen Bekanntenkreis herumgetragen.
Ietzt versammelten sich die glänzend geschmückten Damen des Hauses in der
Galerie. Unzählige, grauverhüllte Duennas standen im Treppenhaus, in den
Vorzimmern, um sich vor den Ankommenden zu verneigen. Draußen fuhren die
ersten Kutschen bereits vor, man hörte die nahenden Schritte der Sänftenträger.
Es öffnete sich die Tür, ein fratzenhaft häßlicher, in Brokat gekleideter Zwerg trat
herein, beugte ein Knie, nannte einen Namen. Donna Brigida ging, klopfen-
den Herzens, aller Ermahnungen und Regeln eingedenk, den besuchenden Damen
entgegen. Bei dieser alten Herzogin bis zum ersten Zimmer, bei jener anderen
Dame nur bis zum zweiten Raum, bei der folgenden nur bis zur Schwelle der
Galerie. Mit lebhaftem Interesse verfolgte Inez ihre Schritte, ihre Verneigun-
gen, ihre dem Rang und Alter nach abgestuften Begrüßungsworte. Sie war be-
ruhigt; genau so hatten in Fuentevero ihre Mutter und die Duennas sie belehrt.
Alle setzten sich wieder auf die Teppiche und Matten, gruppierten sich um
die Feuerbecken. Sowie der Zwerg einen neuen Namen nannte, erhob man sich,
um, an der Spitze die Braut, den Ankömmlingen entgegenzugehen. Als sich
dieses vierzigmal wiederholt hatte, versagten Inez die Kniee, sie konnte nicht
mehr. Mit den kleinen Meninas versteckte sie sich hinter den Falten des Vor-

hangs und sah herab auf den Park. Allerdings waren die Scheiben hinderlich;
mit Erstaunen hatte sie bemerkt, daß in diesem Palast nahezu jedes Zimmer mit
Glasfenstern versehen war. Das konnten sich auch nur die Terranova-Monteleon
leisten. Eine wahnsinnige Verschwendung, und wie ungesund mußte es sein.
Immer von neuem nahte sich durch die Allee eine von zwei Männern ge-
tragene, mit kostbaren Stoffen ausgeschlagene Sänfte. Zwei Träger gingen
hinterdrein, sie, wie der Lakai, der den Hut des vorderen, barhäuptigen Trägers-
hielt, in blau oder grün gekleidet. Im Schritt folgte jeder Sänfte die Kutsche,
von vier mit den langen Zügeln angeschirrten Maultieren gezogen; in der Kutsche
saßen zwei, meistens alte Kavaliere in verblichenen schwarzen Mänteln, und
jeden Zug beschlossen mehrere Pagen und ein Stallmeister zu Pferd. Die Sänfte
verschwand im Portal, wurde die Treppe heraufgetragen; oben angekommen, be-
grüßten vier kniende Pagen den Besuch, die Kavaliere hielten ihrer Dame den
mantelbedeckten Arm entgegen und geleiteten sie, von den eigenen Pagen gefolgt,
zu der Tür der Empfangsgemächer. Nur Damen überschritten diese Schwelle,
kein fremder Mann hatte Einlaß.
Maraquita ergriff den Arm der Inez, tuschelte aufgeregt: „Siehst du diese
Dame im pflaumfarbenen Damast? Sieh, jetzt geht sie ganz unauffällig mit
meiner Mutter hinaus. Denk dir — gestern erzählten es sich die Duennas, ich
habe es überhört —, an der Hintertür im Garten wartet Don Annibal, ihr Ge-
liebter. Er ist mit uns verwandt. Da, hinter der Buchenhecke, so daß man es
von hier aus nicht sehen kann, geht sie jetzt mit ihm auf seine Wohnung am an-
deren Ende des Parks. Ist es nicht merkwürdig, ist es nicht interessant!"
Dem jungen Mädchen flog der Atem. „Wir müssen auf ihre Rückkehr
achten. Wie wird sie aussehn. Erregt und rot oder schweigsam und blaß? Wie
ist einem nach der Liebe zu Mute?"
Catalina und Maraquita wurden von den Duennas abgerufen, um sich zu
der Vorstellung umzuziehen. Donna Inez schloß sich an eine der vielen Gruppen,
die in bunter Kostbarkeit, paradiesvogelartig auf dem Teppich saßen. Schwerlich
hätten sich in irgendeinem andern Land so viele schöne Frauen beisammen finden
lassen; fast alle mit feinen, regelmäßigen Zügen, die leuchtenden, dunklen Augen
waren durch das brennende Not der geschminkten Wangen, durch das Funkeln
der Diamanten gesteigert. Die Luft war durchduftet.
Achtzehn Dienerinnen schritten herein, sie trugen große silberne Schüsseln
mit in Goldpapier eingeschlagenen, verzuckerten Kastanien. Viele der alten
Damen nahmen sich überreichlich; was sie nicht aßen, kam in Taschen, die
innen von den Reifröcken herunterhingen. Darauf wurde geeistes Quellwasser
gebracht, dann Schokolade in kleinen, auf goldgefaßten Achatschälchen ruhenden
Tassen. Es folgten Limonaden aller Art, gefrorene Fruchtsäfte und Konfekt.
Lebhaft, ununterbrochen durchschwirrte leises Gespräch den Raum. Diese

Frauen lachten wenig und fast lautlos, dabei waren mehrere ihrer Witze, ihrer schlagfertigen Antworten wegen bekannt.
Immer wieder wurde die Entlassung der alten Herzogin Terranova beklagt, die Tätigkeit der neuen Camarera mißbilligend erörtert. „Es ist ja leicht, gefällig und liebenswürdig zu erscheinen, wenn kein Pflichtgefühl einen belastet, wenn kein Gefühl für die Würde des Königlichen Hauses einen beschwert!"
Die Herzogin Terranova verzog die Züge zu ihrem holzbildähnlichen Lächeln. „Steht die Königin, die Gott beschützen möge, jetzt nach Herzenslust am Fenster? Kann jeder Abenteurer der Gattin des katholischen Königs, den Gott beschützen möge, Zeichen geben?"
„Was," wurde erwidert, „kann man von einer aus Versailles und St. Cloud erwarten? Kann so eine die Vornehmheit unserer Königinnen auch nur verstehen!"
„Nun," entgegnete eine Palastdame, „immerhin ist die Deutsche, die Königin Marianna, schwerlich besser. Ganz gewiß will ich Donna Maria Luisa nicht durcl^us in Schutz nehmen, dazu muß ich mich zu oft über sie ärgern. Aber mit der französischen Botschafterin spinnt sie nichts Heimliches aus! Die beiden musizieren viel zusammen, neulich tanzte die Königin ein Menuett, um nicht ganz aus der Übung zu kommen, während die Sennora Villars die Melodie dazu sang. Dann liest die Villars ihr die von Freundinnen aus Paris und Versailles erhaltenen Briefe, so einige von der Frau von Coulanges und der Frau von Ssvigns vor. Hingegen heckt die Königin Mutter Marianne mit der österreichischen Botschafterin, der Grana, uns eine österreichische Thronfolge aus!! Und hat Donna Maria Luisa irgendeinen Pater Neidhart, irgendeinen Valenzuela-artigen Günstling uns aufgedrängt?" Die loyale Palastdame sah herausfordernd umher.
„Diese Botschafterinnen!" lenkte taktvoll die Hausherrin ab. „Daß wir uns das gefallen lassen! Daß tatsächlich die deutsche und französisch« es durchgesetzt haben, in den inneren Räumen der Königin, in ihren Wohnräumen empfangen zu werden. Es ist eine Schmach!"
Den jungen Frauen war dies gleichgültig, sie sprachen nur von dem bevorstehenden Stierkampf in der Plaza Mayor.
Seit zwei Iahren weilte der vornehme Glücksritter deutsch-schwedischer Abkunft, Graf Karl Iohann von Königsmark, in Madrid. Sein Bruder war der Geliebte der Kurprinzessin von Hannover, er, Karl Iohann, obwohl noch jung, kannte bereits alle Gestade und alle Höfe, war Mauren, Seeräubern und schönen Frauen gefährlich. Da er zu Ehren seiner Angebeteten zu kämpfen wünschte, ließ der König das Fest vor sich gehen. Seit acht langen Iahren hatte es keine Torrida gegeben, es hatten sich also die für dessen Zweck zurückgelegten Strafgelder schön angesammelt; die Kosten dieses Festes wurden auf siebentausend Dukaten eingeschätzt.

Wie im Traum wiederholte es sich Inez. Als Ehrenfräulein der Königin
würde sie ein Stiergefecht erleben! Sie wiegte sich in Glücksahnung ein, der
Abschiedsschmerz verblaßte von Tag zu Tag. Auch ihr Gewissen war frei, hatte
doch der Beichtvater, wie die überaus fromme Herzogin von Terranova, sie über
die Gott wohlgefällige Bedeutung ihres Hofamts belehrt. Rings umher schwoll
das neue Leben, es tanzte ihr vor den Augen, es klang ihr in den Ohren. Sie
lauschte den umherschwirrenden Gesprächen.
Unter den Damen befanden sich Verwandte all der sechs Herren, die zu-
gleich mit dem Grafen Königsmark kämpfen wollten. Eifrig wurde über die ver-
schiedenen Angebeteten der sechs Herren berichtet, jeder Kavalier würde die Farbe
seiner Dame tragen. Man sprach über die Anzahl der begleitenden Dienerschaf-
ten, über die Livreen, über die Pferde. Es war schwer, die richtigen Pferde
aufzutreiben, nicht alle brachte man an den Stier heran. „Don Adrian Sar-
miento," erzählte eine junge Frau, „hat meinen Vater, trotzdem er ihm fremd
ist, um seinen wertvollsten Hengst gebeten. Natürlich sagte Vater zu und nimmt
keinen Heller, auch wenn das Tier draufgehen sollte. Ich brenne täglich drei
Opferkerzen für das Pferd."
Mittelpunkt aller Augen, weit interessanter als die unbedeutende, kleine
Braut, war Donna Elvira von Figuerra und Laso; um ihretwillen weilte der
fremde Graf bereits zwei Iahre hier, ihr zu Ehren wollte er kämpfen. Sie hatte
merkwürdig umflorte Augen und schmalgebogene Lippen.
Es erklingen Zymbeln und Kastagnetten; am Ende der Galerie wird ein
Vorhang beiseite gezogen.
Zuerst die übliche Einleitung, die zur Laute gesungene Romanze. Ein halb-
erwachsenes Geschwisterpaar macht seine Sache ganz gut. Dann folgt die etwas
zurechtgeschnittene Tragödie des Guillen von Castro. (Seine herrlichen „Iugend-
taten des Cid" hatte der Franzose Corneille auf das Schamloseste abgeschrieben!)
Das Stück heißt: „1^ Iraßeäia por lo» celos", und die Rolle der Heldin,
der unglücklichen Donna Margarita von Hijar, wird von ihrer Urenkelin, der
kleinen Maraquita Hijar dargestellt. Ein gleichalteriger Vetter gibt den König
Alfons von Aragon, der Donna Margarita von Iugend auf liebt.
Staatsgründe zwingen ihn zur Vermählung mit einer portugiesischen Prin-
zessin. (Diese wurde von Catalina Monteleon gespielt.) Bald wird die Königin
gewahr, daß ihr hoher Gemahl noch immer an der Donna Margarita hängt.
Um beide beaufsichtigen zu können, ernennt sie diese zu ihrer Ehrendame, warnt
sie jedoch in einer großen Szene; erhöre sie den König, sei sie dem Tode verfallen.
Dann kommt eine Posseneinlage, ein Kampf zwischen Zwergen und
Kranichen; Don Nicolo, der eben noch den König Alfons spielte, wirkt überaus
komisch mit seinen langen, dünnen, rotbestrümpften Beinen, sein jüngerer Bruder
gibt einen buckligen Zwerg.

Im zweiten Akt vergeht die Königin vor Eifersucht, hält die Untreue des Gemahls für bewiesen und ersticht die schöne Nebenbuhlerin mit einem Dolch. Sie macht das wirklich sehr gut, und ihrer heftigen Tirade folgt Beifall auf offener Szene.
Darauf muß man sich eine Waldlandschaft denken; der König jagt, sieht über sich (das erzählt er) einen Adler mit einer weißen Taube im Schnabel. Sein Herz schlägt wild und sagt ihm, dies sei ein Symbol seiner Königin und der unschuldigen Margarita. Er schießt nach dem Adler, aber dieser entfleucht, und die blutüberströmte weiße Taube fällt zu seinen Füßen nieder. Entsetzt schickt er einen Knappen nach Valencia, um die Geliebte zu warnen und zu schützen. Kaum hat dieser sich entfernt, naht sich ein Bote, meldet ihm, Margarita verzehre sich vor Sehnsucht, wolle und müsse ihn sehen. Verklärt preist der König sein Glück. (Erstaunlich, mit welcher Leidenschaft dieser dreizehnjährige Knabe die Liebesverse spricht!) Aber hinter der Szene zieht ein Landmann vorbei und singt die alte Ballade von der armen Donna Inez von Castro. Allen im Zuschauerraum ist sie bekannt, leise singen sie mit:

Wohin eilt Ihr, edler Ritter?
Wohin eilt Ihr, Unglücksel'ger?
Tod ist Euer treues Liebchen,
Selber hab' ich es gesehn.

Da bricht der König, verzweifelnd, zusammen.
Als Zwischenspiel tanzen vier kleine Mädchen eine Zarabanda.
Dritter Akt. Der König trifft verstört in Valencia ein, findet nur den entseelten Körper der Geliebten und jammert in langen und edlen Perioden um sein vernichtetes Glück.
Der Erfolg ist groß. Zwei Mütter, deren Töchter nicht hinzugezogen waren, bedauern jedoch die Wahl des Stückes, auch scheint ihnen die Begünstigung der theatralischen Begabung dieser frühreifen Maraquita bedenklich.
Die kleinen und halberwachsenen Mädchen setzten sich nun im Hintergrund der Bühne auf den Boden, während eine junge Dame, eine vornehme Andalusierin, zum Tanz in den Vordergrund tritt. Zur Seite sitzende Sklavinnen maurischen Ursprungs spielen hellklingende Zymbeln, die kleinen Fräuleins schütteln ihre Kastagnetten oder klatschen mit den Händen im Takt. Dann beginnt, ihre Brokatgewänder leise durchschauernd, die Tänzerin den uralten Tanz. Erst gemessen, mit leise vor- und zurückgleitenden Bewegungen, während ihre blassen, dünnen Hände die Kastagnetten schlagen. Dann packt sie der Rhythmus, ihre Augen leuchten auf, sie bewegt die Hüften in unvordenklich alten, orientalischen Windungen, in konvulsivisch erzitternden Schlangenlinien.
„Brava, Iesusa!" rufen im Takt die im Hintergrund Sitzenden, auch ihre Augen bekommen einen aufgeregten Glanz, ihr Kastagnettengeklapper erhält einen suggestiven, aufreizenden Ton. Donna Iesusa wird durchzuckt, durchglüht, immer

elektrischer, rascher, leidenschaftlicher werden die Bewegungen, sie werden kurz, fast taumelnd. Den zurückgeworfenen kleinen Kopf umflattern wirre Locken, ihr halb geöffneter, sinnlich-herber Mund hat ein ekstatisches Lächeln.

Es ist der ewig alte, maurische Liebestanz; jede Spanierin tanzt ihn als Kind, und herangewachsen auch noch im Freundinnenkreis. Die ans Lascive grenzenden Kurven, Biegungen, Zuckungen, die schmiegsamen Serpentinen und Windungen sprechen Geheimes, nicht in Worte zu Fassendes aus.

„Brava, Iesus«, brava."

Die jungen Frauen sind aufgewühlt, von Verlangen zerrissen, die noch nicht wissenden jungen Mädchen ahnen alles. Ihre Hände werden feucht, ihre Blicke verschleiert.

Eine letzte laute Steigerung der Zymbeln, ein letzter frenetischer Wirbel, dann, mit einem Ruck, hält die Tänzerin an, steht da, schlaff, mit fast geschlossenen Augen, mit entnervtem Lächeln.

„Brava, Iesusa, brava."

Der Vorhang wurde zugezogen, es legte sich der süß unheimliche Zauber; wieder waren es die vornehmen Damen von Madrid, in ihrer spanisch gemessenen Würde. Nur einige junge Frauen flüsterten sich merkwürdige Erfahrungen ins Ohr.

Es begann zu dämmern; der Pagengouverneur, weißgekleidet, um den Hals eine Goldkette mit großer Schaumünze, trat ein, schritt bis zur Mitte der Galerie, beugte das Knie und sagte mit lautschallender Stimme: „Gelobt sei das Hochheilige Sakrament." Alle bekreuzigten sich und erwiderten: „In alle Ewigkeit. Amen." Darauf kamen, zwei und zwei, vierundzwanzig leuchtertragende Pagen, beugten das Knie, stellten die brennenden Kerzen auf die Kabinette und Tische, schritten dann, von ihrem Gouverneur angeführt, wieder hinaus.

Es erhoben sich alle Damen, machten einander eine tiefe Verbeugung und murmelten einen Gruß.

In diesem Augenblick huschte, ruhig lächelnd, die Dame im pflaumfarbenen Damastkleid herein. Einige sahen sie, niemand schien sie zu bemerken. Wüßte der Gatte, wo sie gewesen, er ließe sie ermorden. Aber unter den hundert anwesenden Frauen würde keine verraten; Zueinanderhalten war Ehrengebot.

Während alle sich wieder auf den Teppichen niederließen, raschelten und rauschten die schweren, seidenen Gewänder, die brennenden Wachskerzen durchschimmerten den Saal.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Das Prinzip der Meistbegünstigung.

Kein Volk kann auf die Dauer des Schutzzolles entbehren. Wie politische, so muß jedes Land auch handelspolitische Grenzen haben. Diese festzulegen und die besonderen Handelsinteressen, die ein Teil der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen der Völker sind, zu regeln, ist die Aufgabe der Handelsverträge. Iedes Land ist bestrebt, vom Vertragsgegner die günstigsten Bedingungen durchzudrücken, mindestens aber nicht schlechter gestellt zu werden als andere Staaten. Das führte zum sogenannten Meistbegünftigungssystem. Stand die Frage, ob wir bei demselben verharren sollten, schon vor dem Kriege in Erörterung, so tritt sie unter dem Gesichtspunkte eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses Mitteleuropas in eine neue Phase. Tatsächlich weist die Meistbegünstigung zahlreiche Mängel auf. Sie birgt vor allem die Gefahr, daß wir sie auch solchen Staaten zugestehen, mit denen wir zwar keine Tarifverträge schließen, die aber an den Tarifsätzen, die wir unseren Vertragsstaaten zubilligen, erheblich interessiert sind. Andererseits werden wir bei gewissen Ländern, z. B. von England gegenüber seinen Kolonien, von Kanada HegenüberFrankreich tarifarisch differenziert. Immerhin aber kann es fraglich erscheinen, ob die Anwendung der Reziprozität nicht noch größere Mängel, insbesondere den Mangel der Stetigkeit der Zollsätze im Gefolge haben werde, und vornehmlich aus diesem Grunde trat früher ein Teil der Industrie und der Handel für das Meistbegünstigungsprinzip ein, obwohl führende Männer die Unhaltbarkeit schon seit langem erkannten. So sagte der spätere Handelsminister v. Möller als Reichstagsabgeordneter vor der Beschlußfassung über unseren Zolltarif von 1902 im Reichstage: „Von 1903 ab kann man die Meistbegünstigung in der bisherigen Weise nicht fortgehen lassen. Wo mehr als ein halbes Dutzend Handelsverträge abgeschlossen werden müs-

sen, wird es unmöglich, nur deshalb, weil bei den Verhandlungen dem einen Staat eine Konzession gewährt ist, sie auch jedem der anderen Staaten zu gewähren. Iedem Staate gegenüber muß jede einzelne Position wieder verwertet werden. Das gleiche tut auch jeder verständige Kaufmann; er wird nicht, wenn er einem Kunden den Preis herabsetzt, ihn auch allen anderen Kunden gegenüber herabsetzen. So muß es auch der Staat machen" Der Staatssekretär von Posadowsky sagte ungefähr um dieselbe Zeit folgendes: „Ich gebe aber zu, daß jetzt, wo wir einen neuen Zolltarif geschlossen haben, wo wir im Begriff stehen, mit anderen Staaten auf Grund dieses neuen Zolltarifes in Tarifverhandlungen einzutreten, diese Aktion auch selbstverständlich eine Rückwirkung auf unsere Meistbegünstigungsverträge haben muß . . . ich glaube im allgemeinen, daß es notwendig sein wird, bei zukünftigen Vertragsabschlüssen die Frage der Meistbegünstigung wesentlich mehr zu individualisieren, individueller zu prüfen, als das bisher geschehen ist." Kurz danach, am 16. Ianuar 1903, also nach

Annahme des Zolltarifs, aber vor den Handelsvertragsverhandlungen, ward im Reichstage eine Resolution Speits angenommen, in der der Reichskanzler ersucht wurde, „das vertragsmäßig oder herkömmlich bestehende Meistbegünstigungsverhältnis mit allen denjenigen Ländern zu lösen, bei welchen die Erfahrung gezeigt hat, daß ein solches Verhältnis den deutschen Interessen nachteilig gewesen ist". Es ist aber gleichwohl in den neuen Handelsverträgen so ziemlich alles beim alten geblieben. Im ähnlichen Sinne, wie dargestellt, sprach sich auch Professor B. Harms, Kiel, auf der Generalversammlung des Bundes der Industriellen im Iahre 1911 aus: „die Handhabung der Meistbegünstigung in unserer Zeit sei zu einer wahren Farce geworden und habe mit ihrem ursprünglichen Charakter nichts mehr gemein". Der Berliner Nationalökonom Dr. Iastrow redet der Wiederherstellung des Systems der differenziellen Meistbegünstigung das Wort. Er wünscht, daß schon in die Friedensverträge eine Klausel aufgenommen wird, nach der die wirtschaftlichen Begünstigungen, die Deutschland und Österreich-Ungarn einander einräumen, von anderen Staaten auf Grund des Meistbegünstigungsprinzips nicht beansprucht werden dürfen. Professor Brentano, München, hat kürzlich im „Berliner Tageblatt" zur Frage der künftigen Handelspolitik, die in Wirklichkeit ein Teil der allgemeinen Politik sei, und durch die die jeweilig herrschende innere und äußere Politik bestimmt werde, Stellung genommen. Dieser überzeugte und anerkannte Freibändler schlägt vor: alle neutralen Staaten Europas sollten sich verbünden. Eine wirtschaftliche Annäherung der Völker, auch wenn sie Opfer fordere, diene stets dem Heile der Verbündeten; auch sei eine wirtschaftliche Fesselung um so notwendiger, je größer die Zweifel über die Haltung eines fremden Staates im Kriegsfalle seien. Man wundert sich, solche Worte aus dem Munde eines Freihändlers zu vernehmen. Aber Brentano sieht eben in dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsbunde, „in den er selbst das schutzzöllnerische Frankreich einziehen will, nur die letzte Etappe zur Verwirklichung allgemeinen Friedens und Freihandels". Damit wäre allerdings die Frage der Meist-

begünstigung einfach und radikal gelöst. Indessen können wir nicht zur Abwechselung einmal Freihandelspolitik treiben. Für absehbare Zeit können wir weder den industriellen noch den agrarischen Schutzzoll entbehren. Die Zeiten des Freihandels sind längst vorüber. Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten hatten sich mit hohen Zollmauern umgeben, die teilweise fast Einfuhrverboten gleichkamen, und ein Ausbau des Systems der Vorzugszölle Englands zu seinen Kolonien, vielleicht gar eine englische Schutzzollpolitik steht in sicherer Aussicht, alles Gründe für uns, das Prinzip fallen zu lassen.
Nun fragt es sich, ob uns die früheren Vertragsftaaten, die Meistbegünstigung hatten, nicht mit Repressalien begegnen werden. Das ist zwar zu vermuten, darf uns aber nicht in Furcht versetzen. Selbst wenn England dem deutschen Kaufmann und den deutschen Waren die freie Betätigung entzieht, und selbst, wenn damit das letzte Stückchen Freihandel von der Welt verschwindet, so kann uns das nicht anfechten. Der Krieg hat gezeigt, daß man uns braucht, und daß die anderen Staaten gewisse deutsche Waren nicht nur deshalb kaufen, weil sie bei uns besser und billiger zu haben sind, sondern weil sie anderwärts überhaupt nicht zu haben sind. Diese Tatsache und diese Erkenntnis gibt uns bei den künftigen Handelsvertragsverbandlungen eine überaus günstige Stellung, die natürlich am Ende dieses Krieges

ausgenutzt werden muß. Wir beendigen diesen Krieg, wann es immer sein mag, nicht als niedergebrochenes Land, sondern bleiben ein elastischer, wohlorganisierter Arbeitsstaat mit hochentwickeltem Außenhandel. Da wir auf diesen angewiesen sind und sofort mit Rohstoffimport zu beginnen haben, allerdings auch sogleich mit verschiedenen der Welt unentbehrlichen Erzeugnissen wieder als Erporteure auftreten werden, so müssen wir auf Wiederherstellung geregelter Handelsbeziehungen zu kommen suchen. Gerade die Tatsache, daß das Ausland industriell ohne uns nicht leben kann, bietet die Gewähr, daß der Gefahr, die ängstliche Gemüter in einem auf Erschwerung unseres Absatzes gerichteten chauvinistischen Treiben erblicken, nicht die Bedeutung zukommt, die ihr beigemessen wird. Wir können dieser Gefahr auch begegnen, indem wir uns mit dem Schwerte in der Hand günstige Handelsverträge erzwingen. Ietzt haben wir das ungeheure Rußland an der Kehle, das für seinen gewaltigen Getreideerport keinen Ausweg hat. Wir können es nach Belieben zahlen lassen. Rußland muß fühlen, was es verspielt hat. Räumen wir unseren jetzigen Verbündeten Vorzugszölle ein, und würden wir sie gleichzeitig auf russisches Getreide ausdehnen, so bedeutet das den Ruin unserer Landwirtschaft. Diese Tatsache begründet ohne weiteres die erste und grundsätzliche Forderung: Weg mit der allgemeinen Meistbegünstigung alten Stiles, welche die einem besonderen Freunde zugestandenen Vorteile schließlich zum Allgemeingut machte, das jeder umsonst erhielt. Nie war die geschäftliche Lage des Deutschen Reiches so günstig, wie gerade jetzt. Es muß daher mit handelswirtschaftlichen Konzessionen künftig nach dem Grundsatze der Differenzierung verfahren werden.

Rundschau der Kriegs-Literatur. V.

Von vr, wr. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Albert Langen in München ist nunmehr auch der dritte Band von Eberhard Buchner: „Kriegsdokumente" erschienen, der eine Darstellung der Presse im Weltkriege in der Zeit von der ersten Besetzung Suwalkis bis zur Eroberung Antwerpens umfaßt. Wir haben bereits im

Aprilheft dieser Zeitschrift auf die Bedeutung hingewiesen, die dieser Buchner'schen Sammlung von Äußerungen der zeitgenössischen Presse zukommt. Für den vorliegenden Band, der die Geschehnisse von Mitte September bis zum 10. Oktober 1914 verfolgt, sind noch mehr Zeitungen benutzt worden, als für die beiden früheren Bcimde, und mag die hier behandelte Zeit auch ärmer an großen historischen Schlagern sein als die in den ersten Bänden behandelte, so ist sie doch reicher an wertvollen und interessanten Einzclzügen aller Art. — „Deutschlands Zukunft!" von Bruno Clemenz. In dieser, im Verlage von Curt Kabitzsch (Würzburg) erschienenen Schrift, die dem bekannten schwedischen Forscher Sven Hedin zugeeignet ist, gibt der durch seine „Kriegsgeographie" bekannte Verfasser einige beherzigenswerte Kriegslehren für die deutsche Iugend- und Volksbildung. Er geht von dem richtigen Standpunkte aus, daß Deutschlands Zukunft um so besser bestellt sei, je schneller und tatkräftiger wir die Folgerungen aus den jetzigen Weltereignissen ziehen. „Die Lehren der Kriegsgeographie bilden wirksame Anstöße zu nationalem Handeln! Sie sollen uns befähigen, als Ganzes, als Volk, als zu einem Staatsverbande gehörig, denken und handeln zu lehren! Die Kriegslehren sind ein wichtiges Volkserziehungsmittel, Erwecker und Erreger

Rundschau
für deutsche Aufgaben in der Welt."
Am Schluß seiner Schrift, die eine ganze Reihe interessanter und lesenswerter Kapitel enthält, gibt Elemenz „Zehn Kriegslehren für Deutschlands Iugend", in denen er kurz zusammengefaßt hat, was die ernste Zeit, die wir jetzt durchleben, der heranwachsenden und den kommenden Generationen gelehrt hat. —

Als Sonderabdruck aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" erschien im Verlage von I. C. B. Mohr (Tübingen) eine Schrift über die „Internationale Verbindung der Gewerkschaften" von Dr. Adolf Braun. Der Verfasser gibt einen kurzen Einblick in die Entstehungsgeschichte dieser äußerst wichtigen Erscheinung der Sozialwissenschaft; er schildert, wie allmählich, trotz mancher Hindernisse, sich eine Verbindung zwischen den Gewerkschaften der verschiedenen Staaten entwickelt hat, die jetzt durch den Weltkrieg scheinbar vernichtet ist. Aber, sagt der Verfasser am Ende seiner Ausführungen, „so vieles auch der Krieg zerstört hat und noch zerstören wird, es wird, wenn der Friede zurückkehren wird, die Möglichkeit gegeben sein, die Internationale der Gewerkschaften anzuknüpfen an die unzerstörten und im Frieden zu neuer Wirksamkeit gedeihenden internationalen Einrichtungen der Gewerkschaften". Wenn es auch jetzt, wo die Welt noch in Flammen stehe, scheinen möge, als ob alles Internationale in diesem Weltbrande zugrunde gehen müßte, so sei es doch notwendig, wenn erst dieser Brand gelöscht sein wird, schnell wieder zu lernen, wirtschaftlich nüchtern zu denken. Geraume Zeit würde es allerdings erfordern, bis die Hemmnisse beseitigt sind; aber sehr bald „werden Handel und Industrie, Banken und Börsen, wie die Verkehrseinrichtungen Brücken geschlagen haben über die Klüfte, die der Krieg zwischen den Volkswirtschaften gerissen hat". Sind erst diese Brücken wiederhergestellt, dann werde auch die Gemeinsamkeit der Arbeiterinteressen wiedererstehen. —

Eine Reihe zum Teil interessanter Neuerscheinungen hat die Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin auf den Büchermarkt gebracht. Unter dem Titel „Der deutsche Sieg" vereinigt Hanns Withalm, der eine längere, teilweise recht sympathische Vorrede zu diesem

Buche geliefert hat, Originalbeiträge einer Reihe bekannter Deutscher, wie Professor Dessoir, Ferdinand Gregori, Ludwig Haas, Wilhelm Kienzl usw. Im zweiten Teile des Buches hat Withalm zahlreiche Stimmen des feindlichen und neutralen Auslandes gesammelt und einander gegenübergestellt, unter denen sich neben wüsten Schimpfereien, amtlichen Auslandslügen u. ä. auch Worte von solchen Leuten finden, die unserer Sache Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Gesamtbild, das aus den Zeilen dieser Schrift spricht, läßt sich dahin zusammenfassen: der deutsche Sieg ist nicht so groß, weil er der der Waffen wird, sondern weil er der Sieg der Kultur ist.

Einen interessanten „Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte" gibt Marie LuiseBecker. indem sie an der Hand von französischen und belgischen Theaterprogrammen nachzuweisen sucht, daß die französische Literatur in den letzten Iahren mit Vorliebe dem Publikum Greueldarstellungen geboten hat. Selbst die Schulbücher und Iugendschriften waren in Frankreich nicht unbeeinflußt geblieben von dieser Literaturrichtung, durch die infolge der ständigen Erzählung deutscher Greueltaten der Revanchehaß der Franzosen gegen ihre östlichen Nachbarn künstlich emporgezüchtet worden ist.

In demselben Verlage erschien schließlich auch noch eine Sammlung von Gedanken aus unserer großen Zeit, die von Wilhelm Franz unter dem Titel „Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals!" zu einer Art

Kriegskatechismus für das deutsche Volk
zusammengestellt sind. Der Verfasser
nennt weder den Namen desjenigen, der
das betreffende Wort ausgebrochen
hat, noch die Stelle, wo er die einzelnen
Aussprüche gefunden, damit der Leser
»ine ir», «t Ltusio mit eigenem Ur-
teil den Wert oder Unwert eines jeden
Gedankens nachprüfen kann. —
Unter dem Titel „Vom Kriege ge-
gen die deutsche Kultur" (Verlag von
Heinrich Keller in Frankfurt a. M.)
schildert der Berliner Universitäts-
professor I>r. Oskar Fleischer
den furchtbaren Krieg der Geister, der
neben dem blutigen Kampfe draußen
im Felde einhergeht. Er weist in dieser
kleinen Schrift nach, daß es sich jetzt
um den Austrag eines mehrtausend-
jährigen Gegensatzes zwischen der römi-
schen und der germanischen Weltan-
schauung handelt. Die lateinischen
Völker haben es nur bis zu einer „Zivili-
sation" gebracht, wie der Verfasser
ausführt, d. h. einer unvollständigen,
vorwiegend politischen Geistesbildung,
die zwar den Verstand und die formale
Schöpfertätigkeit des Geistes schult, da-
bei aber die Kultur des Gemütes und
der sittlichen Kräfte im Menschen ver-
nachlässigt; diese römische Zivilisation
ist jedoch nur ein Teil der Kultur. Das
italienische, französische Volk und die
übrigen romanischen Völker seien von
dieser „Zivilisation" völlig durchtränkt;
selbst das englische Volk sei ihr zum
Opfer gefallen, und lange Zeit seien auch
wir Deutschen nahe daran gewesen, ihr
zu unterliegen. Demgegenüber betont
Fleischer die Überlegenheit der deutschen
Kultur in ihrer Sittenstrenge, Geistes-
größe und gemütvollen Art, Menschen
und Dinge zu betrachten und zu behan-
deln. In dem jetzigen großen Kriege
käme der Kampf zwischen diesen beiden
Weltanschauungen zur endgültigen Ent-
scheidung, der Kampf zwischen latei-
nischer Zivilisation mit ihrer Phrasen-
und Lügenhaftigkeit, ihrem Selbst-
betruge und ihrer rücksichtslosen Selbst-
sucht, und auf der anderen Seite der
germanischen Kultur mit ihrer Sittlich-
keit und Vollhingabe des Menschen-
geistes an seine höchsten Aufgaben. —
Als 17. Heft der in A. Marcus K
E. Webers Verlag (Bonn) erscheinen-
den Sammlung „Deutsche Kriegsschrif-
ten" erschien ein Beitrag von Professor
Dr. A. Grotjahn: „Der Wehrbei-

trag der deutschen Frau", in dem zeitgemäße Betrachtungen über Krieg und Geburtenrückgang entwickelt werden. Mit eindringlichen Worten weist der Verfasser auf dieses höchst wichtige Problem hin, denn neben Wissen, Geld und Heeresgröße sei auch der Geburtenüberschuß eine außerordentliche Macht, die zu erhalten wir rechtzeitig anfangen müssen. Der Krieg hat selbstverständlich auch bei uns einen Rückgang der Geburtenziffern zur Folge gehabt, und viele Umstände werden vielleicht auch noch nach dem Kriege auf diese Frage einwirken. Um diesen hemmenden Umständen wenigstens etwas abzuhelfen, empfiehlt der Verfasser u. a. die Einführung einer Elternschaftsversicherung, Gehaltsabstufung nach der Kinderzahl und eine Reform unserer Erbschaftsgesetzgebung. Die Worte, mit denen Grotjahn seine beherzigenswerten Ausführungen schließt, dürften allseitige Beachtung und Billigung finden: „Den Willen zum Kinde in einem Maße zur Geltung zu bringen, daß der gegenwärtige Bevölkerungsauftrieb unseres Volkes bis in alle Zukunft erhalten bleibt, — das ist der Wehrbeitrag der deutschen Frau." —

Unter dem Titel „Politische Briefe über den Weltkrieg" veröffentlicht Leopold von Wiese im Verlage von Dun5er K Humblot (München) zwölf interessante Skizzen, die in der Zeit von Ende August bis Mitte November 1914 in der „Düsseldorfer Zeitung" erschienen sind. Der Verfasser behandelt hier in außerordentlich ge-

schickter Weise die verschiedensten Probleme der inneren und äußeren Politik; neben „Krieg und Wirtschaft" und „Sozialismus" werden die ostasiatische und orientalische Frage kurz geschildert. Besonders lesenswert erscheinen die Skizzen, die der Verfasser über die pazifische Frage, d. h. über den Kampf um die Vorherrschaft im Stillen Ozean entwirft, und der Aufsat z über die viel beredete, oft sehr zu Unrecht getadelte „Diplomatie".

In C. F. Amelang's Verlag (Leipzig) veröffentlicht I. v. Michaelsburg ihre Tagebuchblätter „Im belagerten Przemysl". Die Verfasserin, die als Rote Kreuz-Schwester die beiden Belagerungen dieser Festung durch die Russen miterlebt hat, schildert hier in schlichter Weise das Leben in Przemysl während der schweren Zeiten der Abgeschlossenheit der Festung von der Außenwelt bis zur Übergabe und die erste Zeit nach derselben während der Russenherrschaft. Wenn uns die Verfasserin auch nicht hinaus in die Kasematten und in die Laufgräben zu führen vermag, so verdient doch die Art und Weise, in der sie uns die Stimmung in der Stadt, den Widerhall der Kämpfe im Herzen der Bevölkerung und das Leben und den Heldenmut der belagerten Bevölkerung vor Augen führt, anerkennend hervorgehoben zu werden.

Wenn auch nicht eigentlich zur Kriegsliteratur gehörend, so mögen doch an dieser Stelle drei Bücher Erwähnung finden, die Interesse und Beachtung verdienen.

Der bekannte Historiker Alfred Stern hat eine Reihe seiner „Reden, Vorträge und Abhandlungen" in einem Bande zusammengefaßt, der bei der I. G. Cotta'schen Buchhandlung (Stuttgart) im Verlag erschienen ist.

Es ist leider hier unmöglich, die reiche Fülle des interessanten und lesenswerten Stoffes ausführlich zu besprechen, die der Verfasser in vollendeter Form in diesen kleinen Arbeiten behandelt hat. Wir wollen jedoch nicht unterlassen, auf zwei dieser Aufsätze hinzuweisen, die uns besonders beachtenswert erscheinen. Es ist dies zunächst ein Vortrag über „Beaumarchais", in dem Stern uns ein treffliches Bild von den krankhaften Zuständen in der französischen Gesellschaft des achtzehnten Iahrhunderts entwirft. Und dann

möchten wir noch auf die Abhandlung: „Gneisenau's Reise nach London im Iahre 1809" aufmerksam machen, die manches Interessante aus den Iahren vor den Freiheitskriegen enthält, was nicht allgemein bekannt sein dürfte. — Interessante Schilderungen aus dem bunten Leben und Treiben in der türtischen Hauptstadt gibt Mar Rudolf Kaufmann, der unter dem Titel: „Pera und Stambul" seine Eindrücke aus einem mehrjährigen Aufenthalte in Konstantinopel in diesen Blättern vereinigt hat. Da es leider nur wenigen vergönnt ist, die wundervolle Stadt an den Gestaden des Bosporus aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit eigenen Augen die Wunder zu schauen, die diesseits und jenseits der „Neuen Brücke" den Fremden in Erstaunen setzen, so dürfte dieses Buch, das als Heft 5 der von Ernst Iäckh herausgegebenen „Deutschen Orientbücherei" (Verlag Gustav Kiepenhauer, Weimar) erschienen ist, vielen willkommen sein, die einen Einblick in das Leben und Treiben in der Hauptstadt unserer Verbündeten zu gewinnen wünschen. —

Eine andere, sehr lesenswerte Reisebeschreibung veröffentlicht Iohannes Mayrhofer bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Der Verfasser führt den Leser in eine andere südliche Gegend Europas,

die ebenso wie das Land unserer türkischen Waffenbrüder bisher von den deutschen Reisenden stiefmütterlich behandelt worden ist: „Spanien". Anschaulich und klar werden uns hier die Schönheiten des Landes geschildert, das den meisten nur als das Land der Stierkämpfe bekannt ist. Von den herrlichen maurischen Palästen, den unvergänglichen christlichen Domen wissen viele nur herzlich wenig. Und doch bietet die pyrenäische Halbinsel, wie die interessanten Wanderfahrten des Verfassers beweisen, manches, was auch den verwöhntesten Augen gefallen würde. Hoffentlich trägt das Mayrhofer'sche Buch dazu bei, daß — wenn erst einmal wieder Frieden auf Erden herrscht — sich der Strom unserer Vergnügungsreisenden, denen das deutsche Land nicht weit genug ist, und die daher ins Ausland fahren müssen, daß sich dieser Strom nicht mehr so stark an die Gestade von Nizza und Montecarlo oder nach Mailand, Florenz, Rom und Neapel ergießt, um dem treulosen Bundesgenossen im Süden die Taschen alljährlich mit deutschem Gelde zu füllen, sondern daß diese Reisenden jene zum mindesten ebenso schönen Gegenden Spaniens aufsuchen werden, das jetzt mit seinen Sympathien zum größten Teil auf Deutschlands Seite steht.

Literarische Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Trotz des Krieges läßt Heinz <Herald ein Buch erscheinen, das er „Mar Reinhardt, ein Versuch über das Wesen der modernen Regie"') betitelt, ein Buch, das uns in diesen heißen Kampfestagen von einem der friedlichsten und sonnigsten Künste

*) Verlag Felix Lehmann, Berlin.

spricht: vom Theater. Es ist stark genug, um unsere Interessen, die von unserer politischen Zukunft erfüllt sind, einmal zu bannen und ein williges Ohr zu fordern; es erzählt von etwas, das auch zur Seele des Volkes gehört, und verdient unsere volle Aufmerksamkeit und Liebe, weil eine Zeit aus ihm spricht, weil sich viel von unserem eigenen Empfinden, das sich nur nicht ausgesprochen, darin widerspiegelt.

Dieses Essai kommt zur Zeit. Die Periode der Entwicklung des modernen Theaters — als dessen stärkster Vertreter Reinhardt zu nennen ist — liegt hinter uns; die Zeit des Wer-

dens dieses Künstlers ist vorbei; er
hat einen Höhepunkt erreicht, wo er sich
nur stofflich weiter erpandieren
kann, kaum noch künstlerisch.
Und wie er so bewußt das geschaffen
hat, was wir heute nicht missen können,
wie er zu dieser Größe herangereift, und
was er für das moderne Theater be-
deutet, davon berichtet uns Heinz He-
rald in seiner lesenswerten Schrift.
Die umfangreiche — über die Per-
son des großen Regisseurs hinaus-
greifende — Arbeit ist klar und übersicht-
lich gegliedert; sie geht von denAnfcmgen
des Reinhardt'schen Theaters, von jener
bedeutenden Aufführung des „Nacht-
asyl" im „Kleinen Theater" aus, wo
die neue Art von Regie sich zu bilden
und zu entwickeln begann; eine junge
Schauspielergeneration schart sich um
ihren Meister, und mit diesem über-
reichen Material erringt Reinhardt die
großen Erfolge, anfangs auf dem Ge-
biete des Naturalismus — in den
Bahnen Brahm's noch wandelnd —,
später im Zeichen Shakespeares, wo er
Ureigenes zu geben vermochte. Ein-
gehend schildert nns der Verfasser den
Werdegang des Theaters und sucht die
Persönlichkeit des Regisseurs Reinhardt
als Kulturfaktor klarzulegen. Dann
folgt der dramaturgische Teil, den er
mit großer Sachkenntnis — ein wenig

zu sehr idealisiert — behandelt. Herald, der das Theater gut kennt, konnte R. bei der Arbeit beobachten, sah, wie die Werke auf der Bühne entstanden und wuchsen, und hat seine reichen Erfahrungen — die nicht oberflächlich zu nehmen sind — kritisch niedergelegt; sie sind interessant und belehrend, weil wir durch sie erfahren, welchen gewaltigen Anteil der Regisseur am Gelingen der Aufführung hat. Die Bühne erweitert die Kunst und verleiht dem Dichterwort die Möglichkeit der Ausdehnung und Steigerung. Herald nennt treffend „das Buch — das Drama in Kurzschrift". Das hat damals Gerhart Hauptmann auch empfunden, als er auf die Aufführung des — nach seiner eigenen Aussage — zum Lesen nicht geeigneten „Florian Geyer" bestand, weil das Bühnenwerk erst dann fertig wird, wenn der Vorhang über den letzten Akt fällt. Das empfanden wir bei allen Stücken, die wir im Hause R.'s sahen; und wie bewußt der Regisseur arbeitet, wie Licht und Aufbau, der gedämpfte Ton der Geigen und das Anschwellen der Menschenstimmen, wie das alles dazu dient, die Größe einer Bühnendichtung restlos wiederzugeben, das erzählt uns das Buch in anschaulichster Weise. Wie aus den gegebenen Verhältnissen heraus das Neue entsteht, nicht, weil etwas Neues an sich geschaffen werden mußte, sondern weil etwas Notwendiges noch fehlte, das zeigt uns folgender typische Fall, den uns Herald von der Entstehung ter Kammerspiele berichtet: „Geprobt wurde ein ganz verhaltenes, nur auf innere strenge Wirkung gestelltes Stück, und in diesem Stück wieder die leidenschaftlichste, durchblutetste, dabei äußerlich ganz unbewegte Szene, die nur von einem Mann und einer Frau dargestellt wurde. Reinhardt sagte nach der Szene in seiner ruhigen Art zu den beiden Schauspielern : ‚Es war wundervoll für mich, aber leider sitzen die Zuschauer nicht, wie ich, auf der Bühne.'" So war Reinhardt zum Kammerspielgedanken gekommen, weil er allen Zuschauern das tiefe Gefühl zugänglich machen wollte, das er bei jener Probe außerordentlich stark empfand. Das heißen wir bewußte Ehrlichkeit des Künstlers — und das ist dem Verfasser gelungen, die klare künstlerische Zielbcwußtheit an R.'s Arbeit darzulegen und zu zeigen,

wie jedes große Theaterwerk, bis ins
Kleinste durchdacht, Gestalt annimmt,
Lebensatem erhält, und sich dann als
der Reinhardt'schc Shakespeare, Rein-
hardt'schc Schiller oder Molare uns
von der Rampe her kundgibt.
Schade, daß Herald die Regie
Strindberg'scher Dramen nur neben-
bei im „Alltagsdrama" behandelt;
der „Lebende Leichnam", die „Gespen-
ster" oder das „Friedensfest" haben
vom Regiestandpunkt kaum etwas mit
dem „Totentanz" oder „Wetterleuchten"
zu tun. Man kann das eine restlos er-
schöpfen, ohne den Kern des anderen
zu erfassen — was manche Aufführung
wohl bestätigt. Mir scheint, daß gerade
in der Behandlung Strindberg'scher
Stücke Reinhardt sein starkes Können
gezeigt hat, in der meisterhaften Zusam-
menfassung aller dem Regisseur nur zu
Gebote stehenden Mittel. Licht und
Schwüle, Musik und Dekoration
sprechen bei keinem Dichter so stark mit
— oder summen zum mindesten die
Mollbegleitung des Düsteren — wie
gerade bei Strindberg, und hierin bat
R. stark Persönliches geleistet. — Nach-
dem Herald alle Faktoren geson-
dert — in der „Szene bei Rein-
hardt" — betrachtet hat, wäre es
gut gewesen, sie in ihrer Ge-
samtheit, zusammengefaßt, und im be-
sonderen auf den konkreten Fall der
Strindbergregie übertragen, zu behan-
deln. Es ist kein Strukturfehler, son-
dern ein kleiner Mangel im Bau, der
reichlich wettgemacht wird durch die
wertvollen Bilder, die die eigenartige

Regie Reinhardts sehr gut charak-
terisieren. — Eine Theaterepoche spricht
aus dem Buch, — dem Erst-
lingswerk des vielversprechen-
den Verfassers — die sehr tief
und bewußt in ihm lebt und
mitschwingt, und diese Epoche unseren
Nachfahren übermittelt zu haben, ist
«ßerald's unstreitbares Verdienst.
Von den zeitgemäßen Schriften und
Haßgesängen, die in erschreckend großer
Zahl zur Welt gekommen, ist der
„Krieg im Westen" von Bern-
hard Kellermann (Verlag S.
Fischer) eins derjenigen Bücher, die
wirklich der Liebe und Beachtung wert
sind. Wir kennen den Dichter nur zu
gut aus der sonnigen Zeit des Friedens
her und wissen, daß es nicht der Krieg
ist, der ihn zum Dichter macht. Er hat
nur eine andere Weise angestimmt, die
Weise vom Tod, die er der furchtbaren
Tragödie abgelauscht hat.
Das Buch bildet die erste Samm-
lung der Aufsätze, die er als Bericht-
erstatter im Westen dem „Berl. Tage-
blatt" zusandte. Die Berichte sind uns
wohlbekannt, und wir haben sie so lieb-
gewonnen, wie die persönlichsten Briefe
eines Freundes, an dem wir innig hän-
gen. In dem Buch haben sie den klei-
nen Schönheitsfehler des Gesammelten;
sie scheinen wie die schönsten, losen Mo-
saiksteine, denen der Kitt fehlt, um sie
zu einem Gesamtbild ohne Risse zu ver-
binden; aber leihen wir diesen Riß-
pausen, die durch die Zeitfolge bedingt
sind, ein wenig der poetischen Schwer-
kraft, die wir beim Lesen allmählich in
uns einsaugen, und wir kommen reich-
lich auf unsere Kosten. Wir machen
dann in starker Resonanz die Ebbe und
Flut dieses Sanggedichtes in Prosa mit
und freuen uns am Schluß ob des schö-
nen Geschenks, das uns ein Reicher aus
der Fülle seines quellenden Empfindens
gab. Wir freuen uns, daß wir ihn
wiederfinden, ihn, der uns im
Frieden den Sturm auf dem „Meer"
besang und jetzt im Krieg denselben
gegen die Menschheit losgelassenen
Sturm auf dem „festen Land" beweint.
Wir hatten uns schon gebangt um ihn,
der sich in die Erde grub, daß er sich
nicht im „Tunnel" verirre und
nun haben wir ihn wieder mit seiner
Menschenseele, die weinen und bewun-
dern, alles Leid so unendlich tief in sich
einsaugen kann, daß man sich vom

Weltleid befreit und fast erlöst dünken möchte.

Wir kennen seinen scharfen Beobachterblick, der das Unsichtbarste selbst bis auf das Mark durchbohren will, — und wo er nicht hineinzublicken vermag, frißt er sich fühlend mit pantheistisch inniger Ahnung hinein, bis die Seele des toten Dinges zu mystischem Leben erwacht; und wir fühlen mit und staunen, freuen und wundern uns, wie große Kinder, daß wir doch auch so märchenhaft empfinden können. Ia, er nennt das Ding beim rechten Namen, zielt so haarscharf, wie der Holzfäller mit der Art die eingehauenc Kerbe trifft; wir blicken in die geheimsten Falten seiner Seele, die er willig offenbart, und das macht den Schriftsteller so persönlich und zugleich so verständlich. O, wir leben auf einer gemarterten Erde, die in ihren Wehen liegt .... Kellermann gibt uns die Augen, um in diesen brodelnden Herenkessel hineinzublicken, der unersättlich unsere jüngste Menschheit verschlingt. Ietzt erst empfinde ich die unsagbar traurigen Worte, die uns in einem Gefangenenlager ein junger Franzose mit tränenerstickter Stimme sagte, als er uns nicht glauben wollte, daß der Krieg noch manchen Monat währen würde: ,,iiui)08»ibl«! ä, viuant — es» vraie» montane» <!e mort»" . . nun ist schon über ein Iahr seither ins Land gegangen — und wir können mit Keller-

mann, der uns diese Furchtbarkeit, diese Wut — ohne Haß —, die eisenfressende Zähigkeit meisterhaft schildert, nur trauern über das Riesengrab, das sich die Menschheit ohne Unterlaß gräbt.

Trotz der überreichen Sprache, die den Inhalt fast zu verschütten scheint, sind die Berichte von einer sachlichen Klarheit, der wir heute nicht allzuoft begegnen.

Aus allen Furchen und Büschen starrt der Tod; die sonnigsten kleinen Flecken Flanderns, deren Namen durch ihr Unglück unsterblich geworden sind, sind längst gestorben und träumen ihren blutigen Tagen nach — nichts als der Name und ein großer Friedhof sind ihr Überrest. — Und wir wandern gerührt mit unserem Führer durch die Wüstenei — die Heldentum geschaffen — und erfahren immer wieder etwas Neues.

Man wird nicht müde, diese Aufsätze zu lesen; sie haben nicht das Gleichmäßige und sich immerWiederholende der sonstigen Berichte, sie sind immer wieder neu empfunden und neu erzählt. Kellermann's Buch gehört zweifellos zu den besten „Kriegsbüchern"; es ist eine große Symphonie, deren Eindruck wir uns nicht verschließen können; das uns neu erfüllt und aufrüttelt und mitreißt, bis wir die Empfindung haben, etwas Großes bewußt miterlebt zu haben. Darum wird dem Buch ein längeres Leben zu wünschen sein, als den Altersgenossen, die schnell und unreif zu einem Dasein gekommen sind. Und dieNachwelt wird sicher dieses Büchlein aus dem Wust der Bändchen und Broschüren, die wie Pilze aus der Erde hervorschossen und auf diese Zeit deuten, hervorholen und sich schaudernd der Wirkung hingeben, die diese Symphonie ausübt, diese Symphonievon „Heldentum und Tod" — ihrer Vorväter.

Im Verlage von Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin, ist eine Schrift: „Ägypten, seine staats- und völkerrechtliche Stellung" von Dr. Hermann Winterer, erschienen.

Mehr denn je zuvor sind Europas Blicke auf das Nilland gerichtet. Sehnsucht und Bangen knüpfen sich an die zukünftigen Tage, an dem dort zwei riesenhafte Willen mit ungeheurer Macht und Zähigkeit aufeinanderprallen werden. Zwei mächtige Organismen, die

sich im kalten Norden nicht zu fassen vermochten, eilen hinab in den warmen Süden, um dort auf afrikanischem Boden das Recht der Vormacht in Europa auszukämpfen. Neben Palästina, das den Schlaf der Sündenreinen schläft, liegt dieses Land, das von je gewacht und wachend gesündigt hat. — Es tut einem in der innersten Seele weh, zu denken, wie sehr dieses Land gelitten, wie die armen Einwohner, deren bescheidenes Leben ich oft auf ihrer Scholle beobachten durfte, hin- und hergeschüttelt und gemartert, fast die Besinnung verloren und froh waren, daß einer kam, der ihnen wieder Ruhe ins Haus brachte. Und dieser, der daherkam, war England, das den Zufall und das Glück beim Schopfe faßte.

Die rechtlichen Verhältnisse Ägyptens sind sehr kompliziert, und es ist schwer, aus der großen Anzahl von Firmanen und aus dem Wust von Verträgen sich eine klare Vorstellung zu machen. Dr. Winterer's Buch ist vor dem Kriege geschrieben und behandelt ausführlich die rechtlichen Verhältnisse Ägyptens, wie sie bis zum Beginn des Weltkrieges bestanden; es ist frei von allen Vorurteilen und aller Gehässigkeit, die manchem — auch Gymnasialprofessoren — den klaren Blick getrübt. Die Arbeit ist übersichtlich gegliedert und gibt in vier großen Abschnitten ein klares Bild von der rechtlichen Stellung Ägyptens zur Türkei, Ägyptens zu den Großmächten, Ägyptens zu England

,lnd der englisch-ägyptischen Verwaltung. Mit Hilfe einer Anzahl von Werken, die selbst ein mühevolles Studium erfordern würden, beleuchtet der Verfasser von vielen Seiten das interessante Problem und erleichtert das Verständnis des Buches durch einen kurzen Abriß der ägyptischen Geschichte. Auf Grund all der Verträge und Firmane des Sultans — um die sich allerdings England nur wenig gekümmert hat—gelangt der Verfasser zur Auffassung, daß Ägypten ein Vasallenstaat der Türkei unter der Oberhoheit des Kalifen ist.

Wie bei dem Mutterstaat, der Türkei, so sind auch in Ägypten Finanz und Politik «mfs engste miteinander verquickt, und durch einige Zahlen sind wir bald über die Schuldenfrage orientiert, die das Land um seine Unabhängigkeit brachte; indessen betont der Verfasser, daß England nur widerwillig nach Ägypten ging, und es nur dort blieb, weil die anderen Mächte nicht Zeit hatten, um über die Tragweite ihrer formellen Entsagung auf ihre Interessen nachzudenken. Und dieser heiße, brodelnde Kessel brauchte nun einmal eines kalten Gehirns, das dem Herenspuk gründlich Ruhe gebot. Es mußte ein Staatswesen werden „vitd european Qeuä» unä eß^ptilin Q«,uä8", wie Lord Cromer vorschlug; und weil die anderen ihre Köpfe zurückzogen, blieb England da und hat mit kolonisatorischer Meisterschaft wieder einen gesunden Organismus geschaffen. Das erzählt uns der Verfasser, er hält es sicher auch jetzt im Kriege aufrecht. Das kalte Hirn des Nordens mit den heißen Händen des Südens hat etwas Großes geleistet; das Land hat sich zum Fundament des Britischen Imperiums herausgebaut. Also dort liegt die wundschwache Stelle Englands.

Wir können viel von den politischen Geheimnissen lernen; dieses Buch, das nur juristisch sein wollte, ist wegen seiner allgemeinen, interessanten Darlegung einer der vielen Fragen, die noch der Lösung harren, mehr als eine Fachschrift; darum sei es empfohlen.

Musikalische Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Es war vorauszusehen, daß das deutsche Musikleben auch inmitten des Weltkrieges nicht daniederliegen würde: das Bedürfnis nach guter Musik ist

viel zu tief eingewurzelt im deutschen Volke, um nicht gerade in dessen ernstester Schicksalsstunde mit ganzer Inbrunst aufzuflammen. In allen deutschen Großstädten finden Sinfoniekonzerte mit geringer Einschränkung der Termine statt, und wenn wirklich irgendwo das Musikleben eine Weile stocken mußte, so wurden die Konzerte doch zumeist nach kurzer Unterbrechung von neuem wieder aufgenommen.
Selbst auf das Opernleben hat der Krieg im allgemeinen keine besonders üble und einschneidende Rückwirkung auszuüben vermocht. Die größte Anzahl der Provinzbühnen spielt „durch" wie in Friedenszeiten, und manche Hoftheater haben sogar Uraufführungen gewagt. Hier ist es vor allem die Stuttgarter Hofbühne, die ihren traditionellen Wagemut hinsichtlich neuer Opern auch in der jetzigen unharmonischen Zeit sich zu bewahren gewußt hat. Freilich handelt es sich diesmal um das neue Werk des Generalmusikdirektors Mar von Schillings selbst, um sein Musikdrama „Mona Lisa", das in Stuttgart die Feuertaufe erhielt.
Man muß Mar Schillings, den Tondichter, und Mar von Schillings, den Stuttgarter Operngeneralissimus, scharf von einander trennen. Es wohnt ein tragischer Zwiespalt zwischen diesen beiden Seelen in Schillings' Brust, ein starker Zwiespalt zwischen seiner re-

präsentativen, eleganten Kavaliers-
persönlichkeit und seinem Künstlertum,
ein Zwiespalt, der seine Schatten auch
auf das Schaffen dieses Musikers von
hoher musikalischer Kultur wirft. Für
mein Gefühl ist und bleibt Schillings'
bisher ausgeglichenstes, weil zwang-
losestes Werk seine heitere deutsche
Zunftoper „Der Pfeifertag". Nicht
die isoldenhafte Fieberleidenschaft der
„Ingwelde", auch nicht das große Pa-
thos des „Moloch", und darum erst
recht nicht die veristische Siedehitze des
„Mona-Lisa"-Stoffes sind Schillings'
eigenster Natur gemäß, sondern seinem
Wesen entspricht das festlich Heitere,
das gebändigt Komische und das roman-
tisch Feierliche. Es ist eine fast mimo-
senhafte Zurückhaltung in Schillings,
dem Schaffenden, die von der tempera-
mentvollen Dirigentenart des Stutt-
garter Generalmusikdirektors seltsam
absticht. ... In diesem Nichtalles-
wagenwollen, in dieser allzu starren
Selbsterziehung beruht der Wider-
spruch zwischen dem Menschen und dem
Künstler Schillings; dieser Widerspruch
erklärt auch den schwer verkappten
Achtungserfolg, den das Musikdrama
„Mona Lisa" errungen hat. Vor allem
entbehrt das Buch der Beatrice Dovskn
des echten, ursprünglichen Feuers: es
berührt mehr wie ein anempfundenes
Gefühlsprodukt. Die Sprache dieser
Operndichtung atmet nichts von dem
Fanatismus Savonarolas, nichts von
der düsteren Dämonie, die in dem
Prunkpalaste des Messer' Francesco del
Giocondo ihr Wesen treibt. Geradezu
trivial muß der Versuch genannt wer-
den, in einem Vorspiel den Mona Lisa-
Stoff modern umdeuten zu wollen: ein
jungverheiratetes deutsches Ehepaar
von heutzutage besucht auf der Hoch-
zeitsreise das Certosa-Kloster und läßt
sich von einem jungen, schwarzäugigen
Mönch die Leidensgeschichte der Mona
Lisa erzählen; besonders das Nachspiel,
in dem dann die abenteuerlustige junge
Frau des gealterten Ehemannes dem
schönen Mönche heimlich eine Rose zur
Erinnerung zuwirft, berührt geradezu
wie ein kalter Wasserstrahl nach der
überschwülen Erotik und Dramatik der
eigentlichen Oper. Das Peinliche dieses
Epiloges wird noch dadurch erhöht, daß
es — wenigstens in der Berliner Auf-
führung, unter deren Eindruck ich
stehe, — die gleichen Künstler sind, die

im Vor- und Nachspiel die modernen Menschen und im Drama selbst die Renaissancegestalten darzustellen haben. An und für sich betrachtet ist das Motiv des Rätsellachens der Mona Lisa, gewiß auch vom musikdramatischen Standpunkt, hochinteressant. Gerade die Musik müßte das Rätselwesen dieser durch Lionardo's Bildnis auf ewig unsterblich gewordenen Frau wundervoll umschreiben können, wenn diese Frauengestalt scharf herausgearbeitet wäre. Die Dichterin hielt sich aber lediglich an das Düstere, Furchtbare des Stoffes, an die Historie von dem Schrein, in dem ihr Gatte ihren Buhlen erstickt, und in den dann sie selbst den Gatten stößt. Ich mußte an eine Oper: „Das Schloß La Bretsche" denken, die ich vor Iahren in Frankreich hörte; auch in dieser, tertlich nach einem Balzac'schen Roman roh gezimmerten Eifer'suchtsoper handelte es sich um die Ängste, die eine Frau um ihren in einer vermauerten Tür verschmachtenden Liebhaber aussteht. Ich meine, gerade in unseren Tagen sollten wir uns davor bitten, wenn schon vielleicht nicht überhaupt all' diese romanischen Sensationsstoffe heranzuziehen, so doch davor, diese Stoffe in ausgesprochen italienischem Verismo-Stil zu verarbeiten. Wenn dabei wenigstens noch ein echter Verismo-Einakter zustande gekommen wäre, in dem sich das Drama mit atemraubender Schnelligkeit abgewickelt hätte! Dann hätte auch wohl Schillings eher die Stimmungskonzentration auf-

gebracht, die er so nur an gewissen Höhepunkten seiner Partitur im rein dramatischen Sinne erreicht hat; dann hätte seine Partitur nicht das Ungleichmäßige, nicht die mancherlei toten Punkte aufzuweisen brauchen, die jetzt leider darin vorhanden sind. So aber ist es ihm nicht völlig geglückt, eine einheitliche Kombination von Musikdrama im modernen Sinn und von Renaissanceoper im Stile der Intermedien aus der Zeit der Entstehung der Oper in Florenz zu schaffen; an letztere Stilgattung denkt man ein wenig, wenn die kleinen Ritornelle zur Laute ertönen, mit denen sich Mona Lisa's Gespielinnen ihre Bangigkeit von der Seele verscheuchen wollen. An gewissen Höhepunkten der Partitur, zumal am Schlusse des ersten der zwei Aufzüge des Werkes, nimmt des Komponisten Seele einen heißeren inneren Aufschwung. Die ihm eigenen seltsam harten modulatorischen Ausweichungen, das fast liturgische Pathos seines Rhythmus werden we'cher; ja, er findet sogar Ansätze zur echten Kantilene, die zwar ihren Ursprung vom modernen Italien nicht verleugnet, aber gleichwohl eine persönliche Note hat. In solchen Augenblicken fühlen wir, daß in Schillings der Funke der echten Inspiration glimmt, ohne zur Flamme entfacht zu werden. Wir werden dessen auch in dem Überschwang des meisterlich instrumentierten Orchesters inne, das nur leider die Stimmen vielfach fast gänzlich deckt. Nur eine Künstlerin von absoluter gesanglicher Überlegenheit kann eine so schwere Partie wie die der Mona Lisa bewältigen, und auch die Rolle des Francesco verlangt einen Vollkünstler, der die Figur auch darstellerisch völlig erschöpft. Frau Kemp und Herr Forsell bildeten an der Berliner Oper ein solches einander ebenbürtiges Paar. Doch wird die, manches Große, Höchste erstrebende Oper sich nicht halten können, weil sie zu bewußt erarbeitet, nicht ursprünglich anmutet. . . .

Welch' Gegensatz dazu ist doch Richard Straußens neues Werk, seine Alpensinfonie! Wie ist hier jede Note von innen heraus erlebt! Es weht bei aller Weltberühmtheit ein Hauch von Tragik um die Gestalt von Richard Strauß. Tragisch ist die dauernde Umlauerung, der er ausgesetzt ist, tragisch

die Sensation, zu der jede „Premiere" (dafür gibt es gerade in diesem Sinne Gott Lob kein deutsches Wort!) eines „neuen Strauß" aufgebauscht wird. Warum darf gerade ein Richard Strauß nicht schrankenlos schaffen, nicht unbehindert weiterbauen an seinem Lebenswerk, ohne an die niedrigen Instinkte eines großen Publikums (beileibe nicht „seines" Publikums!) zu denken? Man wagt es noch immer, und gerade im Lager der Musiker, an Straußens Erfindung herumzudeuteln. Man wirft seinen Themen und Motiven, so auch wiederum denen der Alpensinfonie, allzu große Einfachheit oder gar direkt Trivialität vor und vergißt dabei diesmal noch absichtlich, daß die allgütige, aber auch allgewaltige Mutter Natur in einem so echten Naturburschen wie dem Münchner und Gebirgler Strauß rein menschlich naive Empfindungen und darum auch eine ganz schlichte Thematik auslösen muß. Wer sich während der herrlichen Aufführung durch das Dresdner Hoforchester ganz auf das Werk selbst zu konzentrieren vermocht hat, dem klang daraus, zumal beim zweiten Anhören, eine tiefe Naturreligiosität entgegen, so meisterlich der Komponist auch die Gliederung und Steigerung dieser nächtlichen Gebirgswanderung in Tönen rein sinfonisch vorgenommen hat. Form und seelischer Gehalt decken sich vielleicht in keinem vorangegangenen Straußischen Werke so vollkommen, wie in der Alpensinfonie. Die Reife der Musik zeigt sich auch in der fast klassi-

schen Abklärung der Motive selbst und in ihrer prächtig angelegten harmonischen und kontrapunktischen Durcharbeitung. Daß die tonmalerische Schilderung des Wasserfalles, des Gewitters, der weidenden Herde usw. mit allen modernen Mitteln durchgeführt ist, besagt doch durchaus noch nicht, daß diese Tonmalerei der Endzweck Straußens war. Auf alle Fälle nimmt die Alpensinfonie in dem Lebenswerk von Richard Strauß eine sehr bedeutungsvolle Stelle ein, und nach wie vor muß uns Strauß als der bedeutendste lebende deutsche Musiker im Sinne der ursprünglichen Inspiration gelten. Freilich erfahren wir noch immer viel zu wenig vom Schaffen unserer übrigen lebenden Komponisten; der Notschrei, den ein Künstler von der Bedeutung eines W. v. Baußnern in dieser Hinsicht in einer Tageszeitung jüngst ausgestoßen hat, ist nur allzu berechtigt. Als jetzt Aug. Bungert, der Schöpfer der groß angelegten musikdramatischen Zyklen „Die homerische Welt" starb, verschanzte sich die Verlegenheit der musikalischen Welt hinter allerlei verwaschene Phrasen, statt (wie dies Lilli Lehmann tat) mutig an die künstlerische Pietät und Treue des deutschen Publikums zu appellieren, dem der Tod dieses ganz gewiß stark verkannten Künstlers gerade in unserer Zeit ein Ansporn bedeuten sollte, der Lebenden endlich mehr als bisher zu gedenken, statt seiner sogenannten Pietät mit einer Hand voll Nachrufs-Asche rein äußerlich Genüge zu leisten! Warum geht es denn auf dem Gebiete der Operette lebendiger zu? Warum konnte es kürzlich sogar ein Hoftheater (das zu Altenburg) wagen, mitten im Kriege eine (übrigens recht flotte) Operette („Der dumme August" von Dr. Decker und R. Gfaller) uraufzuführen?
Warum wendet sich das Publikum auch sonst jedem neuen Werk seiner Operettenlieblinge, etwa Leo Falls übrigens außerordentlich fein gearbeiteter komischen Oper „Die Kaiserin" zu, und warum findet ein „Deutsches Opernhaus" nicht öfter den Mut, vergessenen und verkannten deutschen Opernkomponisten ein Asyl zu gewähren?
Hoffentlich gibt mir recht bald eine Uraufführung der Oper eines Lebenden im Charlottenburger Opernhause die einzig mögliche Antwort!